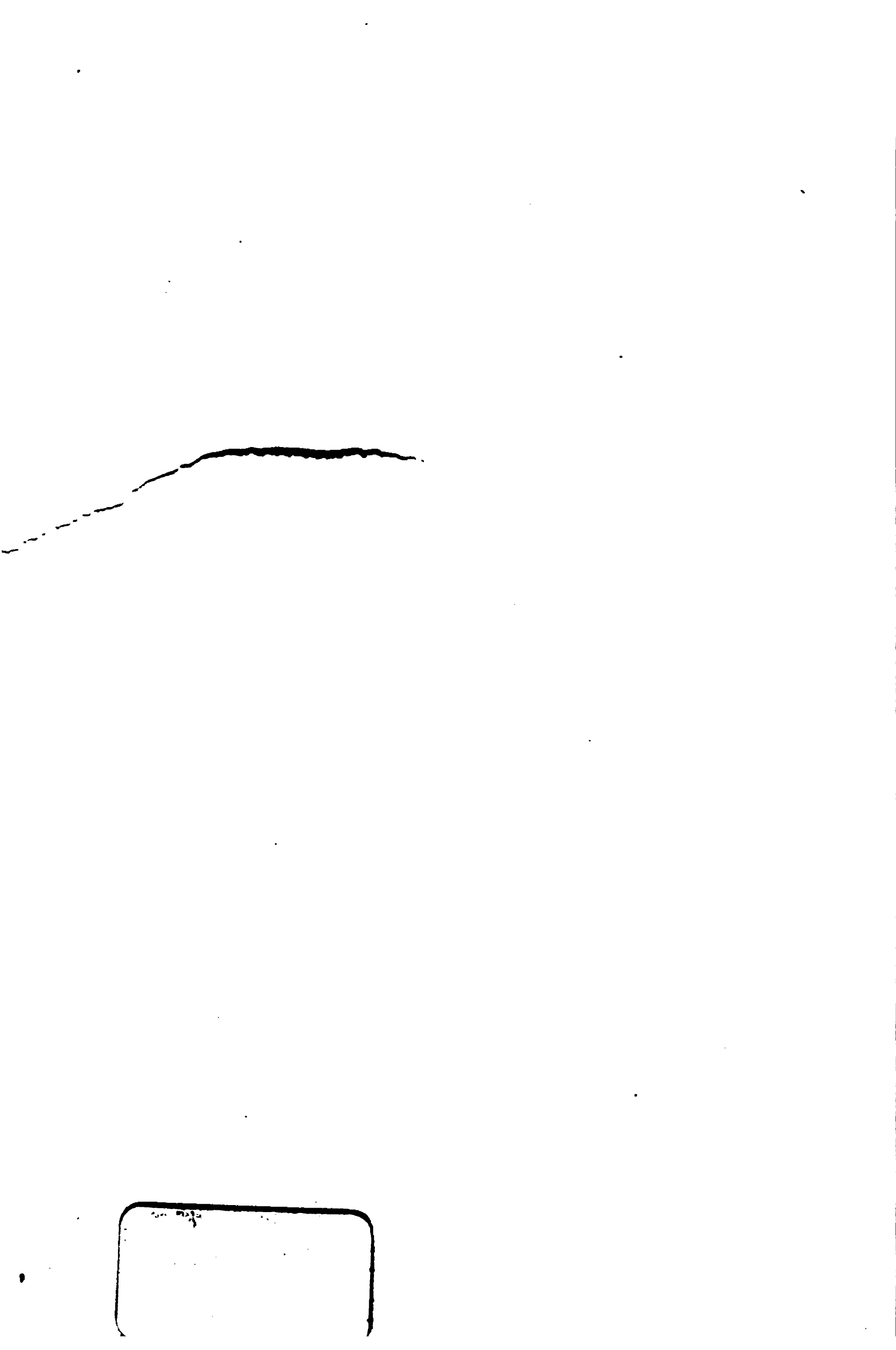








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LIII. JAHRGANG, CIII. BAND,

DER NEUEN SERIE III. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1899.

Lowell fund.

Inhalts-Verzeichnis des CIII. Bandes,

der neuen Serie III. Bandes.

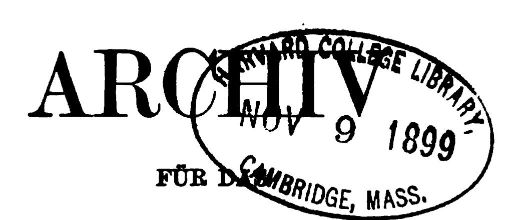
Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.



ARCHIV



FÜR D[illegible]

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIII. BAND, DER NEUEN SERIE III. BAND,

1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

BREITESTRASSE 2.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1899.

Inhalt.

CIII. Band, der neuen Serie III. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 30. September 1899.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Andreas Gryphius und seine Zeit.

Für die Geschichte der deutschen Litteratur kommt Andreas Gryphius in dreifacher Hinsicht in Betracht: als lyrischer, als tragischer und als Lust- und Festspieldichter. Freilich hat er sich auch als Epiker versucht; doch sind diese Schöpfungen so reich an lyrischen, die eigentliche Erzählung fast überwuchernden Partien, dafs sie unbedenklich der ersten Gruppe zugezählt werden dürfen. Ordnet man nun seine Dichtungen unter diesen Gesichtspunkten nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, so ergiebt sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung.

Von den uns überlieferten Werken der ersten Gruppe sind entstanden: in den Jahren 1633 und 1634 die beiden lateinischen Epen 'Herodis Furiæ et Rachelis lachrymæ' und 'Dei vindicis impetus et Herodis interitus', welche als Teile eines 'Bethlehemiticum infanticidium' gedacht sind; von der Mitte der dreifsiger Jahre bis 1646 je vier Bücher Oden und Sonette, drei Bücher Epigramme und das dritte, ebenfalls lateinische Epos 'Olivetum'; im Jahre 1656 eine unter dem Titel 'Kirchhofsgedanken' zusammengefafste Liedersammlung und ein Wettgedicht 'Der Weicherstein'; vor 1659 einige Kirchenlieder, zum Teil Überarbeitungen lateinischer Hymnen; aufserdem in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren eine Reihe Gelegenheitsgedichte vermischten Inhalts; letztere ihres geringen Wertes wegen von Gryphius in seine gesammelten Schriften nicht mit aufgenommen, sondern erst 1698 nebst einem fünften Buch Sonette von dem Sohne Christian veröffentlicht.

Als tragischer Dichter begann Andreas 1639 mit der Übersetzung der 'Gibeoniter', eines Werkes des Holländers van den Vondel; ein Jahr später übertrug er 'Die heilige Felicitas', ein lateinisches Jesuitendrama des Nicolaus Caussinus, ins Deutsche. Die Reihe der originalen Stücke eröffnet 1646 'Leo Armenius', und rasch folgen ihm bis 1649 'Catharina von Georgien', 'Cardenio und Celinde', 'Carolus Stuardus'. Den Schluſs macht im Jahre 1659 'Papinian'.

Unter den Lust- und Festspielen steht die 1639 begonnene Übertragung der 'Seugamme' aus dem Italienischen vereinzelt da. Am Ende der vierziger Jahre entfaltet sich der Humor im 'Peter Squentz' und im 'Horribilicribrifax' zur vollen Blüte, vermag aber die Alleinherrschaft in dem mit lyrischen und tragischen Stoffen ringenden Geiste des Dichters nicht dauernd zu behaupten. Das 1653 verfaſste Festspiel 'Majuma' und die vor dem Glogauer Brande 1656 fertiggestellte Komödie 'Die Fischer' sind die einzigen Dichtungen heiteren Genres aus den fünfziger Jahren. Erst 1660 regt sich die komische Kraft wieder stärker: auſser dem ernster gehaltenen Festspiel 'Piastus' fallen 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose' in dieses Jahr. Drei Jahre später wird Thomas Corneilles 'Berger extravagant' übersetzt.

Auf allen drei Gebieten, dem der Lyrik, dem des ernsten und dem des heiteren Dramas, ist eine sich gleichförmig vollziehende Entwickelung unverkennbar. Zunächst ein schüchterner erster Versuch, dann ein fast rätselhaftes Stocken — denn auch von den 1639 bei Elzevier erschienenen 'Son- undt Feyrtags-Sonneten' sind die meisten erst gegen Ausgang der dreiſsiger Jahre entstanden —, darauf ein rüstiges Fortschreiten auf dem zuerst etwas zaghaft eingeschlagenen Wege, bis sich unter dem Einfluſs einer neu erwachenden Neigung die Richtung ändert und der Hergang dementsprechend in ähnlicher Weise wiederholt. Erst mit dem Abschluſs des 'Horribilicribrifax' hört diese Regelmäſsigkeit auf. Heitere und tragische Stoffe wechseln in bunter Reihe. Auf 'Majuma' und 'Die Fischer' folgen die Umarbeitung des 'Carolus Stuardus' und der 'Papinian', auf sie wieder 'Piastus', 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose'; bis zu seinem Tode arbeitet Gryphius an drei Trauerspielen, 'Ibrahim', 'Heinrich dem Frommen' und den 'Gibeonitern', und an der

Übersetzung von Corneilles 'Pastorale burlesque', von denen nur noch letztere, 'Der schwermende Schäffer', vollendet wird.

Besteht nun zwischen diesen Perioden der geistigen Entwickelung und der Dreiteilung, welche der äufsere Lebensgang des Dichters aufweist, ein innerer Zusammenhang? Ist es Zufall, dafs der fast erstorbene Trieb zu frischer Blüte erwacht, nachdem ein neuer Abschnitt im Leben des Dichters begonnen hat? Strömt diese plötzlich hervorbrechende Schaffenslust lediglich aus der Überfülle originaler Impulse, oder mischt sie sich mit einem nicht minder starken Drang bewufster Nachahmung? Haben zeitgenössische Dichter und ihre Vorbilder Gryphius' poetische Produktion beeinflufst? Hat die religiöse, die politische Stimmung der Epoche auf sie eingewirkt? Kurz: Wie weit sind Andreas Gryphius' Dichtungen ein Spiegelbild seiner Zeit, und hat Wilhelm Scherer recht, wenn er im Anschlufs an Gervinus sagt: Gryphius vertritt, was der Dreifsigjährige Krieg von einem deutschen Shakespeare übrig liefs? Auf diese Fragen will die folgende Untersuchung die Antwort geben. Sie mufs sich, will sie die Grenzen der originalen Kraft des Dichters genau bestimmen, in gleicher Weise auf Sprache, Form und Inhalt seiner Schöpfungen erstrecken.

Andreas Gryphius ist am 2. Oktober 1616, im Todesjahre Shakespeares, in Grofs-Glogau geboren. Seinen Vater, der dort als Archidiakonus wirkte, verlor der Knabe im fünften Lebensjahre 'durch Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben'; 1628 auch die Mutter, welche ihr Kind nun einem Stiefvater, dem Pastor Eder in Driebitz, hinterliefs.

> Was hat mich, da sie weg, was hat mich nicht verletzt!
> Welch Schmerzen, welche Qual hat mir nicht zugesetzt!
> Wer hat der Güter Rest nicht diebisch mir entzogen
> Und meinen Geist gekränkt und mich mit List betrogen!

Es mufs dahingestellt bleiben, ob diese Verse auf eine Spannung zwischen dem Stiefvater und dem Knaben, der bis 1630 in Driebitz blieb, zu deuten sind. Jedenfalls brachen für den auf seinen Irrfahrten unter den Kriegsunruhen schwer leidenden Andreas erst wieder bessere Tage an, als ihn Eder, durch eine lateinische Elegie des hilfeflehenden Sohnes gerührt, im Sommer 1632 auf die Schule nach Fraustadt schickte. Zwei Jahre später ver-

tauschte der Jüngling diese Anstalt mit dem Danziger akademischen Gymnasium, genofs den Unterricht bedeutender Gelehrten und machte vermutlich auch die Bekanntschaft seines berühmten Landsmannes Martin Opitz. Auf Wunsch des Stiefvaters, der inzwischen nach Fraustadt übergesiedelt war, 1636 nach Hause zurückgekehrt, übernahm er im August dieses Jahres die Erziehung der beiden Söhne des kaiserlichen Rats und Kammerfiskals Georg von Schönborn auf Zissendorf. Dieser krönte ihn am 30. November 1637 zum Poeta Cæsareus und verlieh ihm die Würde eines Magisters der Philosophie und den erblichen Adel. Als sein hoher Gönner kaum vier Wochen später starb, verliefs Andreas mit seinen beiden Zöglingen und vier anderen jungen Adligen im Mai des folgenden Jahres die Heimat und schiffte sich in Danzig nach Holland ein. Die Immatrikulation an der Leydener Universität bildet den Abschlufs der Jugendjahre. Sie waren unruhig genug; und nimmt man noch den Tod einer Jugendgeliebten, die Verjagung seines Bruders Paul aus dem Pfarramte, eine Feuersbrunst, welche ihn 1632 aus Glogau, eine Pest, welche ihn 1633 aus Fraustadt vertrieb, und zwei weitere Brände eines uns unbekannten Ortes und Freistadts (1637) hinzu, so wird man begreifen, dafs schon in den Jugenddichtungen des Frühgereiften die ernsten Fragen des Lebens das immer wiederkehrende Thema bilden.

In der Geschichte unserer Litteratur macht das Jahr 1624 Epoche: in ihm erschien Opitzens 'Buch von der deutschen Poeterey', eine von jenen Schriften, die nicht durch die Originalität der darin entwickelten Gesichtspunkte bleibenden Wert haben, sondern lediglich der bündigen Form, in der sie längst ausgesprochene Gedanken auf den Kampfplatz werfen, ihren Erfolg verdanken. Mit einem Schlage wurde der junge Bunzlauer das Haupt aller derer, die energisch für eine Reform der deutschen Sprache und Metrik eintraten. Grenzenlos war die Verwilderung, die seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts in der deutschen Dichtung herrschte. Man erlaubte sich Freiheiten in der Wort- und Satzbildung, in der Einführung fremder Ausdrücke, dafs es fast schien, als ob aller poetische Sinn, alle Schätzung heimischen Wesens verloren gegangen sei. Stamm- und Endsilben wurden zusammengezogen oder ganz beseitigt,

unbequeme Laute abgeworfen, Vokale unpassend eingefügt oder verändert, wie es der Reim oder die Länge des Verses gerade verlangte. Lateinische, griechische, französische, spanische, italienische Wörter und Wendungen hielten in hellen Haufen ihren Einzug und faſsten, in ihrem bunten Gemisch oft recht seltsam anzuschauen, in Poesie und Prosa festen Fuſs. Hier Wandel zu schaffen war erstes Erfordernis, wenn die deutsche Dichtung neben der jetzt hoch aufblühenden englischen, französischen, spanischen und holländischen eine achtunggebietende Stellung erringen sollte.

Das erste, wogegen Opitz vorging, waren die Fremdwörter. Schon 1617 in seinem 'Aristarchus sive de contemptu linguæ Teutonicæ' wetterte er gegen sie: unsere Sprache gleiche einer Kloake, in die sich aller Unflat der übrigen ergieſse; und wie sehr sein Ruf einem Zeitbedürfnis entsprach, zeigte die Stiftung der 'fruchtbringenden Gesellschaft', die im selben Jahre in Weimar zusammentrat, um dem Unwesen zu steuern, und bald Bundesgenossen an der 'aufrichtigen Tannengesellschaft', der 'deutschgesinnten Genossenschaft', den 'Pegnitzschäfern' und dem 'Elbschwanenorden' gewann. Schwieriger war die Aufgabe, die so gereinigte Sprache selbst auf ein höheres Niveau zu heben, ihr gröſsere Geschmeidigkeit und Fülle, 'Eleganz oder Zierlichkeit, Dignität und Ansehen', wie es Opitz ausdrückte, zu verleihen. Der Renaissanceströmung der Epoche entsprechend ging sein Rat im 'Buch von der deutschen Poeterey' dahin · 'Newe wörter, welches gemeiniglich epitheta ... vnd von andern wörtern zuesammengesetzt sindt, zu erdencken, ist Poeten nicht allein erlaubet, sondern macht auch den getichten, wenn es mässig geschiehet, eine sonderliche anmutigkeit. Als wenn ich die nacht oder die Music eine arbeittrösterinn, eine kummerwenderinn, die Bellona mit einem dreyfachen worte kriegs-blut-dürstig, vnd so fortan nenne. Item den Nortwind einen wolckentreiber, einen felssenstürmer vnd meerauffreitzer.' Und weiter unten: 'Dessen wil ich nur erinnern, das für allen dingen nötig sey, höchste möglichkeit zu versuchen, wie man die epitheta, an denen bißher bey vns grosser mangel gewesen, sonderlich von den Griechen vnd *Lateinischen* abstehlen, vnd vns zu nutze machen möge.'

Das 'Buch von der deutschen Poeterey' wurde von allen

Seiten mit Spannung erwartet. Tobias Hübner legte seine 'erste Woche' zurück, um zu sehen, ob sie dem ihm noch unbekannten poetischen Kanon entspräche. Als Dietrich von dem Werder zwei Jahre später seinen Gottfried von Bouillon zum Drucke gab, rechtfertigte er in der Vorrede ausführlich seine Abweichungen von der neuen Regel. Paul Fleming, das bedeutendste Talent der Epoche, schloſs sich Opitz rückhaltlos an. Es würde uns wundernehmen, in Gryphius' lyrischen Dichtungen keine Spuren eines solchen Einflusses wahrzunehmen, da er von Jugend auf Zeuge des wachsenden Ruhmes des 'Boberschwanes' war, den Unterricht seiner Anhänger in Fraustadt und Danzig genoſs, vielleicht ihm selbst an der Mündung der Weichsel persönlich nähertrat.

Daſs Härten der oben besprochenen Art sich bei ihm finden, läſst sich nicht leugnen. Das 'e' der Endsilbe 'er' wird elidiert, wenn ein Vokal voraufgeht; Beispiele wie 'saur', 'traur' weist jede Seite der Gryphiusschen Dichtungen auf. Verkürzungen der Kasusendungen liegen vor in 'kräftigs wort' (1. Buch, 20. Sonett, V. 3), 'Pharos prächtigs reich', 'durch sein befehl' (1. Buch, 9. Sonett, V. 11 und 4). Der Dativ Pluralis des Relativpronomens lautet 'den' statt 'denen'. Die Flexionssilbe 'et' wird abgeworfen bei Stämmen, die mit t auslauten; auch das Präformativ der Participia Präteriti fällt meistens fort. Seltener ist schon eine Verstümmelung wie 'trachst' für 'trachtest' (2. Buch, 21. Sonett, V. 8). Die häſsliche Elision eines vollen Vokals in 'allsichtbre lebenskertz' (1. Buch, 47. Sonett, V. 6) findet ihresgleichen nur in den Trauer- und Lustspielen an 'undanckbre schäfferin' (Der schwermende schäffer III, 265). Auch der unreine Reim 'je : Vieh' (1. Buch, 48. Sonett, V. 2 und 3) steht allein.

Im ganzen darf man sagen, daſs Gryphius die Sprache nicht so vergewaltigte wie seine Vorgänger; Opitzens Reform steht er sympathisch gegenüber — leider freilich auch in Bezug auf die von Ernst Schwabe von der Heide übernommene Vorschrift, den Hiatus durch Elision des auslautenden stummen e zu vermeiden. In anderer Beziehung entschädigt aber Gryphius' Folgsamkeit reichlich für diesen Miſsgriff. Fremdwörter sucht man bei ihm vergebens; nur in seinen Trauer- und Lustspielen deuten einige Neubildungen darauf hin, daſs eine Übersetzung aus dem Hol-

ländischen, einige undeutsche Wendungen, dafs ein Einflufs der lateinischen Sprache vorliegt. Dafür hat letztere auch ihm den Weg gewiesen, wie ein Dichter seine Rede schmücken und kunstvoll verzieren kann. Gryphius' Werke wimmeln von Epithetis, vor allem zusammengesetzten. Er treibt die Bilderjagd mit einer Leidenschaft, dafs fast jedes seiner Gedichte Anklänge an ein anderes aufweist — ich erinnere nur an das 1. Sonett des dritten und das 26. Sonett des ersten Buches, in denen beidemal die Höllenraben zur Strecke gebracht werden. Die Gefahr der Monotonie kümmert ihn wenig, noch weniger die bekannte Erfahrung, dafs weniger begabte Schüler Eigentümlichkeiten ihres Vorbildes zur Einseitigkeit zu steigern pflegen, und gewifs hat die bei ihm zuweilen durchbrechende Neigung, das Allereinfachste mit grofsem Wortaufwand zu sagen, den späteren Bombast eines Lohenstein und Hoffmannswaldau mitverschuldet. Aber sein Vorgehen war eine notwendige Reaktion. Besser zu viel als zu wenig! Gegen die Plattheit und Trivialität, die bisher das Scepter geführt hatten, half nur eine feste Begründung der Herrschaft der Phantasie. Sie kam nun durch Gryphius auch in der metrischen Form zu ihrem Recht.

Opitzens Regeln über die Form des Sonetts — denn dies steht im Vordergrunde der Gryphiusschen Lyrik — betrafen das Versmafs und die Reimstellung. Er liefs im Anschlufs an Ronsard dem Dichter nur die Wahl zwischen dem Alexandriner und dem sogenannten gemeinen Vers, also zwischen sechs- und fünffüfsigen Iamben, setzte für die ersten acht Verse die Reihenfolge a b b a a b b a fest und schlug für die beiden folgenden Terzette die Form c c d e e d vor, ohne geradezu eine andere Gruppierung zu verbieten. Auch der beständige Wechsel männlicher und weiblicher Reime war eine von der französischen Schule übernommene Vorschrift.

Selbst eine oberflächliche Betrachtung unseres Gryphius zeigt, dafs er sich diesen Lehren völlig unterworfen hat. Nur das 2., 14. und 23. der Festtagssonette ist in gemeinen Versen gedichtet; alle anderen Sonette, welche bis 1643 entstanden, sind in Alexandrinern abgefafst. In diesem Jahre vollzog sich in seinen poetischen Anschauungen eine Wandlung, offenbar unter dem Einflufs Philipps von Zesen, der in seinem Helicon die Allein-

herrschaft des Alexandriners zu stürzen unternahm und für einen gröfseren Spielraum in der Wahl des Versmafses eintrat. In den nun umgearbeiteten Sonetten der Jugendjahre begegnen wir den schon von Fleming verwendeten vierfüfsigen Iamben (I, 49) und einer gröfseren Zahl gemeiner Verse (I, 15, 30, 64), sodann aber achtfüfsigen Trochäen (I, 5, 31, 47, 54, 55), Iamben (I, 20 u. 46) und Daktylen (IV, 4), selbst gemischten Versarten (I, 11, 17, 18; II, 2, 9; IV, 48, 49; V, 1, 49, 54, 69). An der Zahl der Verse und der Stellung der Reime änderte der Dichter dagegen nichts. Mag man darüber streiten, ob ihm eine Befreiung von den Opitzischen Fesseln ohne Zesens Vorgang gelungen wäre, so ist nun aber augenscheinlich, dafs Gryphius den Gedankengang weit geschickter dem organischen Bau des Sonettes einordnet als sein heimisches Vorbild; die formale Trennung der sechs letzten von den acht ersten Zeilen tritt auch im Inhalt bei ihm klar zu Tage. Als Mittel dient im Fortgang der Entwickelung mehr und mehr eben jener schon erwähnte Wechsel des Versmafses. Das Enjambement wird mit Opitzens Erlaubnis reichlich angewandt und dadurch selbst der starre Alexandriner biegsamer und geschmeidiger gemacht.

Wäre nur den Bedürfnissen des Dichters die Entschlossenheit eines Reformators zu Hilfe gekommen! Versiktus und Wortaccent müssen zusammenfallen: darin gipfelten Opitzens prosodische Forderungen. Auch hier sehen wir Gryphius im Gefolge des Bunzlauer Meisters. Nun erfreute sich aber ein Quantitätsgesetz allgemeiner Anerkennung, dafs die einsilbigen Wörter, Nomina und Verba so gut wie Partikeln, nach Belieben in die Arsis oder in die Thesis gebracht werden dürften. Opitz hatte sich darüber nicht ausgesprochen. Anstatt die Inkonsequenz mit einem Schlage zu beseitigen, macht Gryphius von jener Freiheit den weitgehendsten Gebrauch. Das Gewand seiner Dichtungen mit den Forderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen, darauf war er bedacht; aber auf diesem Gebiete selbst reformatorisch zu wirken, war nicht seine Sache.

Die wachsende Sicherheit in der Beherrschung der Form, welche wir an den Sonetten beobachteten, zeichnet auch den Oden- und Epigrammendichter aus. 'In den Pindarischen Oden ... ist die στροφὴ frey, vnd mag ich so viel verse vnd reimen darzue

nemen als ich wil, sie auch nach meinem gefallen eintheilen vnd schrencken: ἀντιστροφὴ aber muß auff die στροφήν sehen, vnd keine andere ordnung der reimen machen; ἐπῳδός ist wieder vngebunden.' So lehrte Opitz, und Gryphius folgte ihm. Auch er disponiert: Satz, Gegensatz und Abgesang; nur in der 12. Ode des dritten Buches ist der Abgesang fortgeblieben und eine Zweiteilung in Chor und Gegenchor an die Stelle getreten. Bei seiner Beschränkung auf Iamben und Trochäen verfällt er anfänglich einer gewissen Einförmigkeit im Rhythmus, die aber in den späteren Büchern gröſserer Mannigfaltigkeit Platz macht. In den geistlichen Liedern, teils Übersetzungen lateinischer Hymnen, teils freien Dichtungen, erhalten auch die Daktylen, die Gryphius wie die Anapäste aus den Oden verbannt hatte, Bürgerrecht. Gemischte Versarten finden sich in der 12. Ode des ersten, der 5., 8., 11. und 12. des zweiten und der 1. des dritten Buches. In den Epigrammen endlich streiten mit dem Alexandriner vier- (III, 58), fünf- (I, 67), achtfüſsige Iamben (III, 100) und achtfüſsige Trochäen (I, 81; II, 7, 29, 42, 70, 71; III, 18, 34) um die Wette. Für die in lateinischer Sprache verfaſsten Epen war der Hexameter die gebotene Form.

Wir stehen in der Epoche der Renaissance. Noch gelten Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides, Pindar, Vergil, Ovid, Horaz, Seneca als Vorbilder. Noch darf Opitz denen den Namen eines Dichters versagen, die unbekümmert um Griechen und Lateiner ihre eigenen Wege gehen. Immer wieder weist er im 'Buch von der deutschen Poeterey' den Anfänger auf die Klassiker hin: 'Eine guete art der vbung aber ist, das wir vns zueweilen auß den Griechischen vnd Lateinischen Poeten etwas zue vbersetzen vornemen: dadurch denn die eigenschafft vnd glantz der wörter, die menge der figuren, vnd das vermögen auch dergleichen zue erfinden zue wege gebracht wird. Auff diese weise sind die Römer mit den Griechen, vnd die newen scribenten mit den alten verfahren: so das sich Virgilius nicht geschämet, gantze plätze auß anderen zue entlehnen.'

Auch Gryphius hat sich früh an den Alten geschult. Als er seine Erstlinge in die Welt schickte, glaubte er sich entschuldigen zu müssen, daſs es darin an Gelehrsamkeit fehle (36. Sonett des 2. Buches, V. 13 und 14). Seine Epen zeigen ihn ganz

als Humanisten. Schon der Gebrauch des Lateins mufs auffallen bei einem Manne, der mit Opitz und anderen in einer Reihe gegen die Verachtung der deutschen Sprache kämpfte. Die epische Technik ist gleichfalls durchaus antik; die Schale, welche die göttliche Liebe dem Erlöser auf dem Ölberge reicht, damit er aus ihr die Sünden der schuldbeladenen Menschheit trinke, wird beschrieben wie der Schild des Achill bei Vergil (Olivetum 2. Gesang, V. 233—280). Auch die Allegorien ruft der moderne Dichter von neuem ans Licht; neben den Heerscharen der Engel bilden Frömmigkeit, Freude, Liebe, Wahrheit, Unschuld, Gerechtigkeit und Friede Gottes Gefolgschaft. Hades, Orkus, Tartarus, Erebos sind die Namen der Hölle, die vom Styx oder Acheron umspült, von den Furien bewohnt wird. Gott-Vater wird einmal der ewige Donnerer genannt (III, 538). Ja, sollte man es glauben, dafs ein bibelfester Lutheraner die Verse gedichtet hat, die wir im 1. Gesang des Olivetum lesen (V. 189—191):

> Dies bitten mich Himmel und Erde,
> Göttliche Liebe erheischt's, das unwendbare Gesetz auch,
> Das in der Schrift dasteht zur Verheißung bis es erfüllt ist.

Der Gott Abrahams und Jakobs wie Homers Zeus der ewigen μοῖρα unterworfen?

Arglos vermischt Gryphius die griechische Götterwelt mit den Gestalten des christlichen Himmels; dafs Antike und Christentum in ihm zu schöner Harmonie verbunden erscheinen, wird man schwerlich behaupten dürfen. Er hat die Alten studiert, aber nicht in dem Sinne der Italiener, um mit Hilfe der durch sie befruchteten und gesteigerten eingeborenen Geisteskraft seine Persönlichkeit um so freier zu entfalten und ganz auf sich selbst zu stellen, sondern mit anderer Tendenz, abhold dem individualistischen Zuge der Zeit. Seine Sprache, seine Verskunst sucht er nach klassischen Mustern auf eine höhere Stufe zu heben. Die Antike ist ihm keine Waffe gegen das Christentum; nur so weit versenkt er sich in sie, als er hoffen darf, neues Material für die Schutzwehr zu finden, die er dem Glauben der Väter errichtet. Gryphius ist ein Kind nicht der Renaissance, sondern der Reformation.

Durch seine streng kirchliche Erziehung war der junge An-

dreas beständig auf eine ernste Lebensführung gerichtet und früh mit theologischen Fragen bekannt gemacht worden. Der Same, den der Vater, der Stiefvater und der sechzehn Jahre ältere Bruder in das empfängliche Herz des Knaben legten, trug in den Leidensjahren hundertfältige Frucht; immer wieder gemahnten sie den Jüngling an Gottes Wort als den einzigen Trost der Mühseligen und Beladenen. Er hatte den Wechsel des Glücks gründlich kennen gelernt, als ihn ältere Vorbilder reizten, und so ist es denn begreiflich, dafs seine lyrischen Erstlinge, weit entfernt, eine blofse Nachahmung zu sein, ebenso wie die späteren Schöpfungen den Eindruck tiefempfundener Religiosität machen. In der Form durchaus ein Produkt der gelehrten Dichtung, im Inhalt lediglich ein Reflex des lutherischen Bekenntnisses, erheben sich die Sonn- und Feiertagssonette durch die Kraft der Überzeugung, mit der hier überlieferte Gedanken ausgesprochen werden, weit über die konfessionelle Lyrik der Zeit.

Geistliche Stoffe liegen auch in den späteren Sonetten, den Oden, den Epigrammen, den Kirchenliedern noch oft zu Grunde. Die drei Epen erzählen von der Geburt und dem Tode des Herrn. Von den Oden führt das vierte Buch den Titel 'Thränen über das Leiden Jesu Christi'. Doch reihen sich an die Umarbeitung biblischer Erzählungen, die Darstellung eschatologischer Zustände, die Schilderung himmlischer Freuden und höllischer Qualen, wie sie nach Weltis treffender Bemerkung die Phantasie eines Dante kaum furchtbarer erfinden konnte,[1] auch Betrachtungen allgemein menschlichen Inhalts: Es ist alles eitel, Thränen in schwerer Krankheit, Der Welt Wollust, Menschliches Elend (8. bis 11. Sonett des 3. Buches und 81. Epigramm des 1. Buches), Einsamkeit (6. Sonett des 4. Buches), Quantum est quod nescimus (18. Sonett des 4. Buches), Der Tod (46. Sonett des 4. Buches), Vanitas mundi (5. Ode des 1. Buches), Vanitas! Vanitatum Vanitas! (9. Ode des 1. Buches), Ruhe des Gemüts (9. Ode des 2. Buches), Scire tuum nihil est (2. Ode des 3. Buches), Über wahre Beständigkeit (1. Epigramm des 2. Buches).

---

[1] Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884. S. 105.

Eine herbe Lebensanschauung spricht aus allen diesen Dichtungen:

> Was sind wir menschen doch! ein wohnhaus grimmer schmertzen,
> Ein ball des falschen glücks, ein irrlicht dieser zeit,
> Ein schauplatz herber angst, besetzt mit scharffem leid,
> Ein bald verschmeltzter schnee und abgebrannte kertzen,

klagt Gryphius im 11. Sonett des 3. Buches. Vor dem Leser des 'Olivetum' passiert in der Begleitung der Strafe, des Todes, der Zwietracht und der übrigen Schreckensgestalten der Hölle auch der blinde Cupido Revue (Anfang des 2. Gesanges). Schon der Jüngling sieht in der Märtyrerin das Ideal des Weibes.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs der Dreiſsigjährige Krieg und die Leiden, die er im Gefolge hatte, Pest, Hungersnot, Feuersgefahr, den freilich von Jugend auf in den eschatologischen Hoffnungen eines Christen erzogenen Dichter zu einem so weltverachtenden Manne schmiedeten, wie auch ihrem Einfluſs seine nicht selten ins Groteske umschlagende Neigung zur Schilderung des Gräſslichen und Ekelhaften zuzuschreiben ist.

Aber der Lustspieldichter, dessen echter Humor uns im 'Peter Squentz', im 'Horribilicribrifax', in der 'geliebten Dornrose' entzückt, würde ein psychologisches Rätsel bleiben, wollten wir uns mit dieser einfachen Charakteristik des Lyrikers begnügen. Das gerade macht den Mangel an Aufzeichnungen von oder über Gryphius, die uns Einblick verstatteten in die tagtäglichen Kämpfe seiner Seele, besonders bedauernswert, daſs wir ahnen, eine freiere Lebensanschauung hat mit den finsteren Mächten in seinem Innern wirklich in Widerstreit gelegen. Davon zeugen weniger die antiken Mustern nachgebildeten Satiren und scherzhaften Epigramme, in denen sein Witz über mühsam gefundene Wortanklänge kaum hinauskommt, als die keineswegs geringe Zahl der Gelegenheitsgedichte, die nicht nur Verstorbenen, sondern auch einem Brautpaare, einem Verwandten, einem Freunde, einem Gönner zu Ehren entstanden sind. Das beweisen auch die derben Späſse, die er einem weniger zartfühlenden Zeitalter dreist bieten durfte. Das 23. Sonett des dritten, das 55. des fünften und das 60. Epigramm des zweiten Buches deuten unverblümt auf den Zweck der Ehe hin; das 44. Sonett des dritten Buches giebt sich gar als 'Grabschrifft der jungfrauschafft auf A. R. hochzeit'

aus. Aber solche Symptome einer lebensfroheren Stimmung sind spärlich; sie dienen nur dazu, das gezeichnete Bild um so schärfer von dem Hintergrunde abzuheben. Wie gering Gryphius die enkomiastische Poesie selbst schätzte, zeigt sein Entschlufs, sie in seine gesammelten Schriften nicht mit aufzunehmen. Er dachte über sie offenbar wie Opitz, der einmal spöttelt: 'Es wird kein buch, keine hochzeit, kein begräbniß ohn vns (sc. Dichter) gemacht; vnd gleichsam als niemand köndte alleine sterben, gehen vnsere gedichte zuegleich mit jhnen vnter.'

In dem, was nach Gryphius' Wunsch nicht untergehen sollte, in der Mehrzahl seiner lyrischen und epischen Werke, trat, wie wir gesehen, ein herber Pessimismus zu Tage, genährt von der im Christentum traditionellen Verachtung aller irdischen Herrlichkeit, gestärkt durch die Leiden der Zeit.

> Die erden lag verhüllt mit finsternis und nacht,
> Als mich die welt empfing; der hellen lichter pracht,
> Der sternen güldne zier umgab des himmels auen;
> Warum? um daß ich nur soll nach dem Himmel schauen.

So singt Gryphius in dem 61. Epigramm des ersten Buches 'Über die Nacht meiner Geburt'. 'Die größte kunst ist können sterben,' lautete das Bekenntnis des Lyrikers. Nicht 'Abwehr' — 'Märtyrertum' heifst die Parole. 'Wir wenigen, die wir während dieser Vernichtung des dahinsinkenden Deutschlands erzogen wurden, was konnten wir für ein Land thun, das schon unaufhaltsam seinem Verderben entgegenging, als weinen? Durch welche Mittel konnten wir unsere Hoffnung wach erhalten als durch Beschäftigung mit den Wissenschaften, welche wiederum in der Beschränkung des Privatlebens durch die öffentliche Aufregung unmöglich gemacht wurde?' So schrieb Gryphius am 1. September 1648, als er die zweite Ausgabe seines 'Olivetum' dem brandenburgischen Kurfürsten widmete.

Stoicismus: das war die Weisheit, die der Lyriker predigte, oft ergreifend, nicht selten grotesk, aber immer mit warmer Empfindung. Wird sie uns auch im Munde des Tragikers erschüttern?

Gryphius' dramatisches Talent wurde in Holland geweckt; *in den folgenden* Wanderjahren entfaltete es sich. Das herbe *Schicksal,* das dem Dichter in seiner Jugend beschieden war,

suchte ihn auch in der Fremde heim. Eine Schwester, deren Vermählung er in einem Sonett besang, starb bald nach der Geburt des ersten Kindes. Sein Bruder Paul, der aus Rückersdorf vertrieben wurde, folgte ihr in den Tod, als er eben in Krossen als Superintendent einen neuen Wirkungskreis gefunden hatte. Andreas selbst wurde im Jahre 1640 von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich nur langsam erholte. Auch die Prüfung entsagender Liebe blieb ihm nicht erspart. Doch fand er Trost im Umgang mit Gelehrten und Dichtern, deren Namen auch jenseit der holländischen Grenzen mit Achtung genannt wurden. Nachdem er noch ein Jahr in den Matrikeln der Leydener Universität als Studierender geführt worden war, trat er 1639 in das Dozentenkollegium ein und machte bald als Polyhistor von sich reden. Im Sommer des Jahres 1644 nahm er den ehrenvollen Vorschlag an, den Sohn eines reichen Stettiner Bürgers, Wilhelm Schlegel, auf einer Reise durch Holland, Frankreich, Italien und Deutschland zu begleiten. Keine Nachricht kündet uns den Eindruck, den Italien auf das empfängliche Gemüt des Dichters machte; nur das wissen wir, dafs er die Katakomben aufgesucht hat, wo die christlichen Märtyrer ruhen, und dafs er in Rom von der Unsauberkeit und den Flöhen arg zu leiden hatte. Ein Jahr später trennten sich die Gefährten in Strafsburg, wo Gryphius einige Monate verweilte, um dann über Speyer, Mainz, Frankfurt, Köln, Amsterdam dem jungen Schlegel nach Stettin zu folgen. Auch hier liefs er sich zu einem längeren Aufenthalt bestimmen; erst im November 1647 sah er das Pfarrhaus in Fraustadt wieder. Ein Jahrzehnt war über die Wanderjahre dahingegangen.

Auf dramatischem Gebiet hatte sich Opitz mit eigenen Erfindungen nicht versucht. Sein mehr formales Talent reichte nur zu Übersetzungen hin. Aber schon die Wahl, welche er traf, mufste für seine Anhänger von Bedeutung sein. Aufser den italienischen Singspielen 'Daphne' und 'Judith' übertrug er die 'Trojanerinnen' des Seneca und die 'Antigone' des Sophokles ins Deutsche. Wichtiger noch waren die theoretischen Ausführungen im 'Buch von der deutschen Poeterey', eine Frucht des Umganges mit dem Holländer Heinsius, der 1611 eine Poetik unter dem Titel 'De tragœdiæ constitutione' hatte erscheinen lassen

und auch als Dichter hohes Ansehen genofs. Ihm verdankte Opitz die Einführung in Scaligers Poetik, die Vorlage seiner und aller anderen ähnlichen Schriften bis auf Gottscheds 'Kritische Dichtkunst'; mit ihm teilte er die uneingeschränkte Bewunderung des antiken Dramas, in erster Linie Senecas. Als Gryphius nach Holland kam, wetteiferten Pieter Corneliszoon Hooft und Joost van den Vondel mit Pierre Corneille und Jean de Rotrou in der Nachahmung Senecas und der Alten. Dieser holländisch-französischen Renaissancedichtung schlofs sich nun Opitzens Schüler an. Andreas begann seine dramatische Laufbahn als Übersetzer von Vondels 'Gibeonitern'.

'In den niedrigen Poetischen sachen werden schlechte vnnd gemeine leute eingeführet; wie in Comedien vnd Hirtengesprechen. Darumb tichtet man jhnen auch einfaltige vnnd schlechte reden an, die jhnen gemässe sein. ... Hergegen in wichtigen sachen, da von Göttern, Helden, Königen, Fürsten, Städten vnd dergleichen gehandelt wird, mufs man ansehliche, volle vnd heffige reden vorbringen, vnd ein ding nicht nur bloß nennen, sondern mit prächtigen hohen worten vmbschreiben.' Hätte Gryphius diese Mahnung im 'Buch von der deutschen Poeterey' auch nicht gelesen — Vondels an Seneca geschulte Sprache hätte es ihn gelehrt. In der That ist der Bilderkultus bei dem Dramatiker Gryphius bis auf die Spitze getrieben. Er schwelgt in Beiwörtern und Zusammensetzungen. 'Der weifsbezähnte Mohr' (Leo I, 459), 'die girrend-trübe Zunge' (Cath. IV, 6), 'grimmergrauser Mensch' (Cardenio II, 37), 'das gewölckte Schlofs und die besternte Nacht' (Fel. I, 2), 'flammenlichter Pfeil' (Fel. III, 59), 'ergrimmte Winde erhitzter Lügen', 'erzürnte Stürme untreuer Zungen' (Leo II, 139/140), 'die schwefellichte Brunst der donnerhaften Flammen' (Leo V, 171), 'das demandfeste Joch der grausen Tyranney, die felsenschwere Last der rauhen Henkerey' (Leo V, 221/2) sind Beispiele solchen rhetorischen Schmuckes. 'Wen suchst Du durch den Dunst der Worte zu verblenden?' möchte man dem Dichter bisweilen mit Bassian (Pap. IV, 741) zurufen, wüfste man nicht, dafs er in der That Schule gemacht hat und Bilder wie der schwülstige Vergleich wankelmütiger Herzen mit harten Klippen, an denen Redlichkeit oft scheitere (Pap. I, 164/5) von Lohenstein und Hoffmannswaldau noch überboten worden

sind. Daſs es aber ungerecht wäre, um ihrer Fehler willen ihr Vorbild hart zu tadeln, wurde schon betont. Auf das bei seinen Vorgängern übliche häſsliche Gemisch falscher und fremder Wörter muſs man sehen, um sich an Gryphius' korrekter und reiner Sprache herzlich zu erfreuen. Eine Apokope wie 'gerüst' für 'gerüstet' ist freilich auch bei ihm häufig; sonst aber macht er sich willkürlicher Verstümmelungen nicht schuldig. 'Verschertzt : versetzt' (Pap. V, 21/2) und 'hertzen : aufsetzen' (Fel. I, 203/4) sind die einzigen unreinen Reime, welche ich entdeckt habe. Undeutsche Wörter und Wendungen begegnen uns nur in den 'Gibeonitern'; aber dies ist der erste dramatische Versuch des Mannes und eine Übersetzung aus dem Holländischen.

Der Gesamteindruck ist dieser: Gryphius vermeidet die Banalität der englischen Komödianten; er befleiſsigt sich einer reinen, durch Bilder- und Sentenzenschmuck gehobenen Sprache; zahlreiche Wortspiele zeugen von der Sicherheit, mit der er sie beherrscht.

Die Ergebnisse, zu welchen die Betrachtung der metrischen Form in den lyrischen Dichtungen kam, werden durch die Musterung der dramatischen bestätigt. Im allgemeinen hält sich Gryphius an die Regeln seines Meisters, ohne die Schwächen der Vergangenheit ganz überwunden zu haben, ohne andererseits auf eine Verbesserung in bescheidenen Grenzen zu verzichten. Er bewegt sich in aufsteigender Linie. Falsch skandierte ein- oder dreisilbige Wörter verschwinden in der Masse regelrecht gebauter Verse. Opitzens Princip qualitativer Silbenmessung ist durchgeführt.

Wie in dessen Übersetzung der Trojanerinnen und der Antigone und bei Vondel ist der Alexandriner das eigentliche Metrum des Gryphiusschen Dramas; seiner Monotonie wird auch hier dadurch vorgebeugt, daſs Satz- und Versschluſs nicht immer zusammenfallen. Doch hat Gryphius von Vondel gelernt, an passenden Stellen zu einem anderen Metrum überzugehen. Am seltensten hält sich der Alexandriner in den Chören und Prologen. Iambische und trochäische Verse erscheinen hier in beliebiger Länge und bunter Mischung, zunächst unbeholfen — wie störend wirken in Sauls Rede zu Beginn der 'Gibeoniter' die drei- (V. 50), vier- (V. 23, 58, 59) und achtfüſsigen Trochäen (V. 46 und 72)

zwischen den iambischen Riesen und Zwergen — später in geschickterer Anordnung. Kunstvoller hat Gryphius keinen Chor gedichtet als für den zweiten Akt des 'Papinian', wo die Hofdamen die Leiche des von seinem Stiefbruder Bassian erstochenen Kaisers Geta umringen. In Alexandrinern heben sie ihre Klagen an (277—280); dann unterbricht sie ein fünf- und ein achtfüſsiger Iambus (281/2); auf zwei Alexandriner (283/4) folgen dann der Reihe nach ein dreifüſsiger Iambus, zwei achtfüſsige Trochäen, wieder ein dreifüſsiger Iambus, zwei vierfüſsige Trochäen, ein Alexandriner, und ehe Julia, Getas Mutter, das Wort ergreift, noch ein achtfüſsiger Trochäus. Von gleichem Geschick zeugt der Chor der Furien im vierten Akt (V. 441 ff.). Das Dramatische des kleinen Zwischenspiels, welches im dritten Akt von 'Cardenio und Celinde' eingelegt ist, beruht nicht am wenigsten auf der Mannigfaltigkeit des Rhythmus.

Noch deutlicher wird die steigende Gewandtheit des Dichters in der Verwertung wechselnder Metren, wenn wir die einzelnen Scenen der Handlung selbst prüfen. Die heilige Felicitas, welche ihre Kinder mahnt, sich durch die Folter nicht schrecken zu lassen, deklamiert Strophen von sechs Versen, deren erster, dritter, fünfter und letzter eine trochäische Tetrapodie enthalten (III, 301 ff.). Achtfüſsige Trochäen kommen zur Anwendung, da der Engel die Märtyrer tröstet (Fel. IV, 217—220), und da Sylvanus sich freudig zum Opfertode bekennt (Fel. IV, 266 ff.). In den späteren Werken finden wir solche auf ein Versmaſs beschränkte lyrische Partien nur im fünften Akt des 'Carolus Stuardus' (475—488) und des 'Papinian' (343—354); die letzten Worte, welche der Held spricht, sind in vierfüſsige Iamben resp. Trochäen gekleidet; sie charakterisieren vortrefflich den inneren Frieden der zum Tode verurteilten Männer. Eine reichere Gliederung hätte hier ebenso geschadet, wie sie an anderen Stellen, wo sie am Platze ist, uns packt: im 'Leo' III, 110 ff. und in der 'Catharina' V, 356 ff., wo die Herrscher ihrem geängsteten Herzen Luft machen; im 'Leo' IV, 60 ff., wo ein Zauberer, im 'Carolus Stuardus' II, 85, wo der Geist des Erzbischofs Laud den Zuschauer mit Grausen erfüllen, endlich am kunstvollsten im zweiten Akt des 'Papinian', wo Julia Trochäen, Daktylen und Iamben auf den Mörder ihres Sohnes herabschleudert (II, 299—320).

Man sieht, der Dichter sinnt auf Mittel, die tragische Wirkung zu erhöhen. Er findet ein solches im Wechsel des Rhythmus bei seinem holländischen Vorbild. Er ist unablässig bemüht, sich in seiner Anwendung zu vervollkommnen.

Hätte er nur dem Ästhetiker auch sonst gröſseren Spielraum gelassen! Der Aufbau der Chöre, der Scenen, der Handlung zeigt, daſs er über dem ethischen Zweck die Technik des Dramas fast ganz vernachlässigte.

Die Chöre, nach holländischem Muster 'Reyhen' genannt, treten nach jedem der vier ersten Akte, im 'Papinian' auch nach dem fünften, auf, nur ausnahmsweise innerhalb des dritten Aktes im 'Leo Armenius', des zweiten im 'Papinian'. Die Einteilung in Satz, Gegensatz und Abgesang entspricht der Vondels in *Zang, Tegenzang* und *Toezang*. Der Abgesang weicht in der metrischen Form von dem gleichmäſsig gebildeten Satz und Gegensatz ab. Auch die doppelte (Leo IV, C. St. II, Pap. III), ja dreifache Anwendung dieses Schemas (C. St. I) ist bei Vondel üblich.

Die Rolle des Chores ist bei ihnen, wie Scaliger es vorschreibt, die Handlung zu begleiten und an passenden Stellen dem Leser einen Kommentar zu den Gedanken oder Thaten der Hauptpersonen, das *fabula docet,* zu geben. Selten wendet er sich an diese Personen selbst. Er steht mehr auſserhalb als innerhalb der Handlung.

Auch die Scenen zeigen bei Vondel und Gryphius gleichen Aufbau. Beide lieben lange Monologe und in die Form der Stichomythie gezwängte Wechselrede. Meistens beteiligen sich nur zwei Personen am Gespräch; was diesem an Natürlichkeit verloren geht, soll durch Gedankenreichtum ersetzt werden.

Die Einteilung in fünf Akte, nach Vondels Vorgang 'Abhandlungen' genannt, braucht nicht lediglich auf die Holländer zurückgeführt zu werden. Als Gryphius 1646 in Straſsburg weilte, wurde daselbst eine Tragödie 'Leo Armenius' des Jesuiten Josephus Simon aufgeführt, die unseren Dichter wahrscheinlich zu seinem gleichnamigen Stücke angeregt hat. Einflüsse des Jesuiten-Dramas sind bei Gryphius unverkennbar. Er begegnet sich mit ihnen in der Stoffwahl, in der dramatischen Technik, in der Verwendung der Chöre, magischer Elemente und allegorischer

Figuren, vor allem in der didaktischen Tendenz. 'Die heilige Felicitas', die er übersetzte, war ein Werk des französischen Jesuiten Nikolaus Caussinus. Von Simon übernahm er nun auch die Einteilung in fünf Akte und brachte dadurch endlich Gleichmäſsigkeit in den Aufbau des deutschen Dramas. Vor ihm hatte Herzog Julius von Braunschweig einen 'Vincentius Ladislaus' und eine andere Tragödie 'von einem ungeratenen Sohn' in sechs, eine Komödie 'von einem Weibe' in sieben Akten gedichtet. Die Tragödie 'Titus Andronikus' in der Sammlung der englischen Schauspiele von 1620 enthält gar acht Akte. Daſs Gryphius' Rückkehr zu dem alten Brauch infolge reiflichen Nachdenkens über den Bau des Dramas erfolgte, kann freilich nicht behauptet werden. Bloſse Nachahmung liegt hier ebensogut vor wie bei der Unterwerfung unter das Gesetz der drei Einheiten.

Auch bei Gryphius rollt sich die Handlung in 24 Stunden ab. Nach Vondels Beispiel giebt er am Schlusse des Personenverzeichnisses genau die Zeitdauer des Trauerspiels an. Weniger streng ist bei beiden die Einheit des Ortes gewahrt. Die Scene wechselt in den Gemächern eines Palastes, den benachbarten Häusern und Gärten. Doch führt uns der Dichter nie über das Weichbild der Stadt hinaus. Von einer Einheit der Handlung in dem Sinne, daſs sie sich aus gewissen Voraussetzungen Schritt für Schritt ergiebt, einen inneren Zusammenhang bildet, aus dem kein Glied ohne Gefahr für das Ganze ausgelöst werden kann, ist bei Vondel und Gryphius nicht die Rede. Und doch ist eine Einheit vorhanden. Sie ist äuſserlich. Eine allgemeine Idee schwebt über der Handlung. Zu ihr sind alle einzelnen in Beziehung gesetzt. Sie gleichen den Gemälden einer Bildergalerie, die alle dasselbe Thema behandeln; fehlte eines — wir würden es kaum empfinden. Noch entbehrt der Dichter der Kenntnis, daſs auch im Drama das Gesetz der Kausalität herrschen muſs.

'Leo Armenius' schildert die Schrecken einer Palastrevolution. Michael Balbus, des Kaisers oberster Feldhauptmann, der seine Dienste schlecht belohnt sieht, zettelt eine Verschwörung gegen den grausamen Leo an, den er selbst einst auf den Thron gehoben hat. Der Kaiser läſst den Aufrührer verhaften. Im zweiten Akt wird Michael zum Tode verurteilt, die Hinrichtung aber auf Bitten der frommen Kaiserin Theodosia, die den Tag des Herrn

nicht entweiht wissen will, bis zum Schlufs des Weihnachtsfestes verschoben. Bald reut den schwachen Herrscher dieser Befehl. Wir sehen ihn im dritten Akt voller Furcht und Zagen. Und in der That ist seine Nachgiebigkeit sein Verderben. Es gelingt Michael, den Wächter zu gewinnen; sein Sohn überbringt den Verschworenen einen Brief, der zu schneller Befreiung des Gefangenen mahnt. Sie beschliefsen im vierten Akt, den Kaiser um Mitternacht zu ermorden, wenn er zur Kirche geht, Christi Geburt zu feiern. Mit der Vollstreckung der gräfslichen That und der Erhebung Michaels zum Kaiser schliefst das Stück. Der Kaiserin, welcher die Schreckensnachricht den Verstand raubt, ruft einer der Mörder zu (V, 229/230):

> Lern ietzt, die du regiert, gehorchen und versteh,
> Wie offt nur eine nacht sey zwischen fall und höh!

'Catharina von Georgien' ist die unglückliche Gefangene des persischen Schah Abas (oder, wie Gryphius schreibt, Chach Abbas), der sie trotz des versprochenen sicheren Geleits in Fesseln hat legen lassen, als sie mit der Bitte um Frieden sein Lager betrat. Mit der Ankunft zweier Gesandten aus Gurgistan, die auf die russische Vermittelung zu Gunsten ihrer Königin bauen, hebt das Stück an. Catharina weist die Liebeswerbungen des Schahs kalt ab. Im zweiten Akt verspricht Abas dem russischen Gesandten, die Gefangene freizulassen. Aber bald reut ihn seine Zusage. Den Beschlufs, den er im dritten Akt fafst, Catharina zu töten, falls sie seine Hand ausschlage, überbringt ihr im vierten ein vornehmer Perser. Sie wählt, ihrem Christenglauben treu, den Tod. Abas' Verzweiflung, seine Rache an dem Schergen, dem er vorwirft, seine Vollmacht überschritten zu haben, bilden den Inhalt des letzten Aufzugs.

Lebhafter wogt die Handlung in 'Cardenio und Celinde'. Cardenio, ein junger Heifssporn, hat sich der Buhlerin Celinde in die Arme geworfen, weil die von ihm heifsgeliebte Olympia, ein schönes Bologneser Mädchen, seinem Nebenbuhler Lysander zum Altare gefolgt ist. Ein blutiger Zusammenstofs mit einem anderen Liebhaber Celindens, wobei dieser fiel, hat Cardenio den Aufenthalt in Bologna vollends verleidet. Den Entschlufs, es zu verlassen, nachdem er sich an Lysander gerächt, teilt er im ersten Akt mit. Celinde, untröstlich darüber, fragt im zweiten eine Zauberin, wie

sie den Treulosen an sich fesseln könne. Diese erklärt sich bereit, ihr einen Trank zu brauen. Sie fordert dazu das Herz eines jüngst verstorbenen, in Bologna begrabenen Mannes, der stets ohne Falsch an der Buhlerin gehangen. Celinde will es ihr bringen. Olympias Freude über Cardenios bevorstehende Abreise, der alle Erinnerungen der früheren Liebschaft verbrennt, schildert der dritte Akt. Im vierten sehen wir Cardenio auf der Lauer. Aber eine verhüllte Gestalt, in der er Olympia zu erkennen glaubt, lockt ihn in einen einsamen Garten, so dafs Lysander ungefährdet sein Haus betreten kann. Nun verwandelt sich die vermeintliche Olympia, welche Cardenio mit Liebesbeteuerungen überschüttet, in ein Totengerippe, das mit Pfeil und Bogen auf ihn zielt und ihn mit den Worten in die Flucht jagt: 'Schau an! so blitzt mein strahl, dein lohn, die frucht der sünde' (IV, 218). Von Gewissensqualen getrieben, will er am Altare Besserung geloben. Er kommt noch gerade zur rechten Zeit, um Celinde in dem frevelhaften Werk der Leichenschändung zu stören. Die Leiche des Ritters, der die Sünderin das Herz ausschneiden wollte, mahnt beide zur Sinnesumkehr: 'O selig ist der geist, Dem eines todten grufft den weg zum leben weist!' (IV, 383/4). Im fünften Akt überrascht Cardenio seinen Nebenbuhler durch die Bitte, ihn für seinen verbrecherischen Vorsatz mit dem Tode zu bestrafen. Da Lysander dies ablehnt, verkündet er als seinen Entschlufs (V, 272): 'Ich flieh, was flüchtig ist, und such ein höher gut'. Seine Genossin verspricht (V, 351, 2): 'Celinde wil allein Von dieser stund an gott ein reines opffer seyn'.

Den Inhalt des 'Carolus Stuardus', von dem zwei Bearbeitungen überliefert sind, geben wir nach der endgültigen Fassung wieder. In der ersten Abhandlung verspricht Fairfax seiner Gemahlin, den König vom Tode zu retten. Die folgende schildert nur Karls demütige Erhebung in Gottes unerforschlichen Ratschlufs. Erst in der dritten tritt Fairfax wieder auf. Ein Gespräch mit zwei königlich gesinnten Obersten bricht er plötzlich mit den Worten ab: 'Wohlan, so sterb er denn!' (III, 150). Noch weniger motiviert als dieser Umschwung ist die Bedenklichkeit, die bei ihm in der unmittelbar folgenden Unterredung mit Cromwell zu Tage tritt. Er wagt nicht, in die Vollstreckung des Urteils zu willigen. Dafs er dem pfälzischen und dem hol-

ländischen Gesandten zuliebe nach Westminster geritten sei, um einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken, berichtet ein Oberst seiner Gemahlin im vierten Akt. Der letzte bringt über den Ausgang dieser Vermittelung keine Aufklärung. Karl besteigt das Schafott, ruhigen Gemütes, ohne Groll gegen seine Feinde.

Gryphius' 'Grofsmüthiger Rechts-Gelehrter oder sterbender Aemilius Papinianus' führt uns in die Schreckenszeit des römischen Kaiserreichs. Zwei Stiefbrüder, Geta und Caracalla, letzterer von Gryphius meist Bassian genannt, teilen sich in die Herrschaft. Getas Mutter Julia beschuldigt den Reichshofmeister Papinian einseitiger Anhänglichkeit an Bassian, mit dem er verschwägert ist. Papinian weist solche Verleumdungen zurück. Im zweiten Akt ersticht Bassian, von seinem ehrgeizigen Rat Laetus aufgestachelt, seinen Stiefbruder in aufwallendem Zorn; im dritten liefert er den hinterlistigen Ohrenbläser der Rache Julias aus, die ihn auf gräfsliche Weise zu Tode martern läfst. Papinian erhält den Auftrag, eine Darstellung von Getas Tode für den Rat und das Lager zu schreiben und darin auseinanderzusetzen:

> Wie frech und hefftig er sich heut uns widersetzt
> Und ungescheut gesucht zu tödten und zu fällen
> Uns selbst (III, 206—208).

Papinian lehnt dies ab. Im vierten Akt überbringt man ihm, da er standhaft bleibt, die Kunde seiner Entlassung und führt seinen Sohn ins Gefängnis. Das Heer, von Bassians Unredlichkeit und Getas Ermordung in Kenntnis gesetzt, trägt Papinian die Krone an. Er schlägt sie aus. Auch ein den fünften Aufzug eröffnender Antrag Julias verfängt nicht. Taub gegen die Bitten der Eltern, ungebeugt durch die Marter des Sohnes, dem das Haupt abgeschlagen wird, weigert er sich, dem Kaiser zu willfahren (V. 232):

> Krumm geht, wer laster lobt und tugend kan vernichten.

So stirbt er für Wahrheit und Recht.

'Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemefse, ohne das sie selten leidet, das man geringe standes personen vnd schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen, Todtschlägen, verzweiffelungen, Kinder- vnd Vätermörden, brande, blutschanden, kriege vnd auffruhr, klagen, heulen, seuffzen vnd dergleichen handelt.' An diese Opitzische Definition

der Tragödie, deren holländischer Ursprung unverkennbar ist, hat sich auch Gryphius gehalten. Wie Vondel führt er dem Leser das wildbewegte Treiben des Hofes, groſse Haupt- und Staatsaktionen vor. Wo er in die Sphäre des bürgerlichen Lebens hinabsteigt, kann er sich des Gefühls, eine Thorheit begangen zu haben, kaum erwehren. In der Vorrede zu 'Cardenio und Celinde' entschuldigt er sich: 'Die personen, so eingeführet, sind fast zu niedrig vor ein trauerspiel. ... Die art zu reden ist gleichfals nicht viel über die gemeine.' Die Schilderung der Verirrungen, zu denen Liebesraserei führe, werde hoffentlich diese Mängel ersetzen.

Im Gegensatz zu den Engländern und den älteren deutschen Tragikern sind nach holländischem Muster heitere Scenen aus Gryphius' Trauerspielen verbannt. Nur in 'Cardenio und Celinde' reizt Lysanders ängstlicher Diener zum Lachen. Aber in diesem bürgerlichen Schauspiel wich eben der Dichter bewuſst von der Regel ab, und auch hier hat er dem Komischen bei weitem nicht so starke Konzessionen gemacht wie etwa Paul Rebhun in den grotesken Partien seiner Susanna.

Um so breiterer Spielraum ist dem Gräſslichen und Schaurigen gelassen. Der Dichter schwelgt förmlich in Mord- und Geisterscenen. Hier haben Seneca und Hooft ihn stärker beeinfluſst als Vondel, der mit solchen Mitteln sparsamer umgeht. Die Greuel, die er im Dreiſsigjährigen Kriege mit eigenen Augen geschaut, veranlaſsten ihn, dem Beispiel des in ähnlicher Schule aufgewachsenen Römers zu folgen. Uns schaudert, wenn Gryphius Catharinas Tod auf dem Scheiterhaufen beschreibt (V, 69 ff.), ihr verbranntes Haupt gar auf die Bühne bringt, wenn auf offener Scene Karl Stuart — um von der 'heiligen Felicitas' und den 'Gibeonitern' zu schweigen — hingerichtet, dem schlimmen Laetus das Herz aus der Brust gerissen wird, wenn einer der Mörder Stuarts das schreckliche Ende Cromwells und seiner Genossen prophezeit (V, 157 ff.). Käme wieder einmal jemand, der das Gruseln lernen möchte — Gryphius' Mordgesellen könnten es ihn lehren. Seine Mordgesellen, aber auch seine Gespenster.

Daſs ein Mann von Gryphius' Bildung fast in jedem Trauerspiel Geister prophezeien oder Unheil verkünden läſst, in 'Cardenio und Celinde' sogar als Träger der Peripetie verwendet, kann nicht wunder nehmen, wenn man den Geisterglauben der

Epoche in Betracht zieht. Es sei mir vergönnt, hier auf eine Erzählung des Krossener Pastors Johann Joachim Möller hinzuweisen, welche ich handschriftlich auf der Berliner Kgl. Bibliothek fand. 'Der kurfürstlich brandenburgische Hofprediger Herr Ursinus,' so schreibt Möller in seinem Chronicon Berolinense zum Jahre 1688, 'hat mir selber erzählt, daß, wie er das erste Mal hat predigen sollen und bei Nacht auf die Predigt studieret, hat der Teufel das Licht dreimal ausgeblasen, so daß er das Blasen habe hören können, ohne daß er etwas gesehen, und wie er das Licht habe angezündet und in seiner Meditation nicht wollen hindern lassen, hat der Teufel auf dem Spinette, so in der Kammern gestanden, angefangen zu spielen, worüber er sein Studieren hat quittieren und zu Bette gehen müssen.' Wenn solche Märchen in den Kreisen der Hoftheologen Glauben fanden, dann wird man es nicht unbegreiflich finden, dafs der Sohn des Glogauer Pastors an der Leydener Universität Vorlesungen über Chiromantik hielt, dafs er einen (leider verloren gegangenen) Traktat 'De spectris' schrieb, dafs er den höllischen Geist, die Gespenster des Todes, Michaels, des Tarasius, des Marcellus, der Maria Stuart, des Grafen Strafford, des Erzbischofs Laud, der ermordeten englischen Könige auf die Bühne citierte. Ihr Auftreten zu motivieren freilich verstand er nicht. Sie bleiben im Gegensatz zu den Gespenstern Shakespeares poetische Maschinen, leblose Figuren. Auf ihnen lastet, wie auf den Personen eines jeden Stückes, der Mangel innerer Einheit der Handlung.

Wenden wir uns ihr jetzt zu, so zeigt ihr Verlauf, die Schürzung des Knotens, das Ziel, das Gryphius mit seinen Dramen verfolgt, ihn wieder ganz als Schüler Vondels. Beide lieben die Situationsmalerei. Meister in der Dialektik, in der Rhetorik wohlbewandert, gefallen sie sich in kunstvoller Wechselrede, in reichgeschmückten Monologen. Ein Gedanke wird nicht eher verlassen, als bis er nach allen Seiten verfolgt, in glänzender Form ausgeprägt worden ist. Mufs schon diese Vorliebe für die Deklamation, für die Beschreibung den Fortgang der Handlung hemmen, so noch mehr die Einfachheit der Intrigue. Von einer Verwickelung, einem Konflikt kann keine Rede sein. Die Lage des Helden oder der Heldin ist derart, dafs eine Veränderung so gut wie ausgeschlossen erscheint. Was beide so weit gebracht hat, liegt vor dem eigentlichen Stück. Versuche, einen Um-

schwung herbeizuführen, werden unternommen, aber zu einem Ziele gelangen sie nicht, sollen sie nicht gelangen. Der Held bleibt passiv; die Handlung wird infolgedessen schleppend, das Intriguenspiel lose; Spannung fehlt.

Verlieren wir nicht die Bühnenverhältnisse der Zeit, vor allem in Deutschland, aus dem Auge. Theatergebäude gab es nicht. Man spielte auf freien Plätzen, in grofsen Sälen der Schlösser, der Gymnasien, der Gasthäuser, in den Kollegien der Jesuiten. Berufsmäfsige Schauspieler fehlten. Bürger, Schulkinder, Jesuitenzöglinge, die ihre Mufsestunden zum Einstudieren der Rollen benutzten, ersetzten sie. Die englischen Komödianten, welche seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts in Deutschland auftauchten, hat Gryphius in seiner schlesischen Heimat nicht zu Gesicht bekommen; erst in Holland wird er einigen ihrer Aufführungen beigewohnt haben. Zudem pflegten sie eine Gattung, die unserem Dichter nicht zusagte. Mit ihren Spektakelstücken mochten sie die Massen gewinnen — Vondelsche oder ähnliche Werke hätten sie vor leeren Bänken gespielt. Das Volk langweilte dieser gelehrte Kram. Wo er aber zur Aufführung gelangte, da waren die vornehmen Zuschauer zu sehr in ihren humanistischen Anschauungen befangen, um sich des Undramatischen recht bewufst zu werden. Sie klatschten Beifall, wenn eine über die Treulosigkeit ihres Buhlen erzürnte Dirne sich mit antiken Heroinen (Celinde II, 65—69), ein gramgebeugter Vater seinen unschuldig zum Tode verurteilten Sohn mit Sokrates, Kallisthenes, Phocion, Seneca, Paetus, Burrhus (Pap. V, 78—86) verglich, wenn die Richter des Michael Balbus alle berühmten Männer des Altertums citierten, die auf der Folter ein Geständnis ablegten, mochte dieses Zwangsmittel auch an dem armenischen Hochverräter gar nicht zur Anwendung gelangen (Leo II, 309 bis 314), oder wenn der Geist Straffords wie der historische Graf im Kerker sich über den Undank der Fürsten beklagte (C. St. II, 41/2), obgleich Karl I. von Gryphius sonst als das Muster aller menschlichen Tugenden gepriesen wurde. Das kritisch veranlagte Publikum fehlte so gut wie das Theater und der berufsmäfsige Schauspielerstand. Konnten die Dichter, welche nur die Bedürfnisse einer gelehrten Clique im Auge hatten, etwas anderes schreiben als geistvolle, aber den Gesetzen der Bühne hohnsprechende Buchdramen?

Vondel und Gryphius versäumten es, für Spannung zu sorgen, weil ihre technischen Vorkenntnisse ungenügend waren. Ein zweiter Grund lag in den Tendenzen, welche sie mit ihren Dramen verfolgten.

'Die Alten,' so lesen wir in der Vorrede des Vondelschen Dramas 'Het Pascha', 'haben gestrebt, uns zu einem guten, sittlichen Leben zu erziehen ...: so haben sie für zweckmäfsig gehalten, einige alte Historien wieder aufzufrischen und vor der ganzen Welt auf die Bühne zu bringen ... worin sie bewiesen, wie am Ende alles Gute seine Belohnung und alles Böse seine Strafe nach sich zieht, damit selbst rohe, gemeine und ungelehrte Menschen ohne Brille ihre Fehler sehen, durch wohlsprechende Worte erdachter Figuren gezügelt und gesittet werden.' Nach der Vorrede zu Jephta ist der Zweck der Tragödie, 'die beiden Leidenschaften Mitleid und Furcht im Menschen zu mäfsigen und zu reinigen, die Zuschauer zu veredeln und sie zu lehren, wie man die Schicksalsschläge der Welt geduldig und voll Gleichmut ertrage'. Ähnliche Ziele verfolgt Opitz mit der Übersetzung der 'Trojanerinnen': den Zuschauer durch 'Beschawung der Mißligkeit des Menschlichen Lebens' zur 'Beständigkeit' zu erziehen: 'dann indem wir grosser Leute, gantzer Städte vnd Länder eussersten Vntergang zum offtern schawen vnd betrachten, tragen wir zwar, wie es sich gebühret, erbarmen mit jhnen, können auch nochmals aus wehmuth die Trähnen kaum zurückhalten; wir lernen aber daneben auch aus der stetigen besichtigung so vielen Creutzes vnd Vbels, das andern begegnet ist, das vnserige, welches vns begegnen möchte, weniger fürchten vnd besser erdulden.' Im 'Buch von der deutschen Poeterey' nennt Opitz die Dichtkunst geradezu eine verborgene Theologie.

Didaktisch ist nun auch das Drama von Gryphius. Doch überragen 'Catharina von Georgien', 'Carolus Stuardus' und 'Papinian' den 'Leo Armenius' und 'Cardenio und Celinde' an lehrhaftem Gehalt. In den beiden letzteren wird der Gedanke irdischer Gröfse und Herrlichkeit veranschaulicht.

> Nichts! nichts ist, das nicht noch heute
> Könt in eil zu drümmern gehn,

singt der Chor im Leo (II, 669/70), und der Kaiser selbst klagt (I, 153—156):

Was ist ein printz doch mehr als ein gekrönter knecht,
Den ieden augenblick was hoch, was tieff, was schlecht,
Was mächtig, trotzt und hönt, den stets von beyden seiten
Neid, untreu, argwohn, haß, schmertz, angst und furcht bestreiten?

Cardenio schliefst also (V, 429/30):

Wer hier recht leben wil und jene kron ererben,|
Die uns das leben gibt, denck iede stund ans sterben!

Nicht als ob in den anderen Tragödien solche Mahnungen an die Launen des Schicksals fehlten. Im Gegenteil. Giebt es ein schrecklicheres Los für gekrönte Häupter (auch Papinian winkt ja das Diadem der Cäsaren!), als dem Beil des Henkers zum Opfer zu fallen? Aber nicht die furchtbaren Leiden der Unglücklichen zu schildern ist Gryphius' eigentlicher Zweck. Wichtiger erscheint ihm die Aufgabe, ihre Charaktergröfse im Angesicht des Todes zu zeigen. Furchtlos, voll Gottvertrauen fügen sie sich in das Unvermeidliche. Nur wer wie Catharina Zange und Schwert nicht scheut und den Brandpfahl dem Thron und der Hand eines Heiden vorzieht, wird mit der herrlichsten Ehrenkrone belohnt (Cath. IV, 527—536). Krone und Leben giebt Carolus Stuardus gern dahin für das Jenseits, wo er ein unvergängliches Scepter empfangen wird (II, 286—289); seine Demut erinnert bisweilen an den Erlöser selbst (V, 57/8 und 341/2). Papinian höhnt den Acheron im Vorgefühl ewiger Freuden (IV, 233—235).

Stoische Gelassenheit im Leiden: das ist die Lebensweisheit, die der Dichter in diesen drei Trauerspielen predigt. Keine Spur einer tragischen Schuld! Wenn aber der Held alles ergeben tragen mufs, so wird er notwendig zur Passivität verdammt; die Handlung stockt; sie zieht sich auf seine Bedränger zurück. Gryphius' erstes originales Werk müfste eigentlich nicht des Kaisers, sondern Michaels Namen tragen. 'Leo Armenius' und 'Cardenio und Celinde' nähern sich mehr den Bedürfnissen der Bühne; die drei anderen Tragödien nehmen auf sie gar keine Rücksicht. Von jenen ist 'Leo' das erste selbständige Trauerspiel des Dichters, 'Cardenio und Celinde' eine Abart, der er nie den vollen Rang eines solchen hat einräumen wollen. Mit diesen glaubte er sein Bestes geliefert zu haben.

Wir stehen an dem Punkte, wo litterarische Beziehungen und Geistesverwandtschaft ineinander übergehen. Bei Seneca,

bei Vondel fand Gryphius ein Echo seiner eigenen Ideen. Als Mensch fühlte er sich eins mit ihnen. Darum folgte er ihnen auch als Dichter. Herkunft und Lebensschicksale führten ihn dem Holländer und dem Römer zu. Ähnliche Epochen schaffen ähnliche Männer.

Welches Bild entwirft nun Gryphius von den politischen, religiösen, sittlichen Zuständen seiner Zeit?

Sagen wir es mit einem Wort: ein Bild des Rückganges auf allen Gebieten. Heuchelei, Gewalt, Mord: das ist die Signatur des öffentlichen Lebens. Die Fürsten dulden über ihrem Willen kein Gesetz (Cath. III, 435/6); ironisch heifst es Cath. V, 169, ihre Regeln seien sehr fremd und schwer zu fassen. Ein unbedachtes Wort wird für ein Verbrechen gehalten, das den Tod verdient (Leo I, 284/5). Selbst das Leben des Bruders gilt nicht für unantastbar (Pap. II, 21). Der Hof ist eine Mördergrube, ein Verräterplatz, ein Wohnhaus schlimmer Buben, wo der Zungenheld den Helden des Schwertes besiegt (Leo I, 23—28). Heil dem, der ihn meidet, dessen Sinn nicht nach hohen Ämtern steht! (Pap. I, 373—378).

Kann christlicher Sinn gedeihen, wenn die Priesterschaft selbst mit schlechtem Beispiel vorangeht? ‘Sie rufft, sie schreit, sie schreibt von cantzel, haus und stühlen’ (C. St. III, 181). ‘Die cantzel bauet uns nicht wenig vor das licht’ (C. St. III, 183). ‘Politische Pastoren sind ein Unding.’ Mit Wärme kämpft Gryphius für diesen Satz. Warum, fragt er im ‘Leo Armenius’ (III, 199—203), will die Schar, die dem Altar geschworen hat, stets im Rate des Herrschers sitzen? Sie kümmert sich um alles, nur um die Kirche nicht. Im ‘Carolus Stuardus’ (IV, 310—324) klagt die Religion, dafs sie zum Vorwand aller möglichen Schandthaten genommen wird; Brandstifter, Aufrührer, Thronräuber treiben mit ihrer Maske ein freches Spiel; selbst Kirchenschänder preisen ihr Werk als gottwohlgefällige That.

Egoismus ist allein die Triebfeder menschlichen Handelns. Lafst euch nicht durch den Wahn der Freundschaft bethören! Baut nicht auf Versprechen und Eide der leichten Menschen (Leo II, 548—550). Nennt keinen vor seinem Tode beständig! (Pap. II, 93). Wer allen hilft, wird im Unglück vergebens auf Beistand hoffen (Pap. I, 155/6). Neid, Argwohn, Verleumdung sind Grofsmächte in der Welt (Monolog Papinians zu Beginn

des ersten Aktes). Auch die Frauen sind nicht wie sie sein sollten. Dummer Stolz entstellt das schönste Antlitz (Pap. II, 34). Wer ist nicht durch Weiber, und sei er noch so weise, bethört worden? (Pap. IV, 95/6). 'Der Frauen mund zerbricht auf einen tag Mehr, denn die greise zeit mit müh aufsetzen mag' (Pap. IV, 69/70).

So ist das ganze Leben 'ein Kriegen voll Angst' (Pap. V, 263); ein Thränenthal, ein Folterhaus nennt es der Dichter der 'Catharina' (I, 65). Was wir mit Fleifs und Schweifs erringen, schwindet wie der Schaum auf den Wellen (Leo II, 629—632). 'Sterben heifst genesen' (Cardenio IV, 420; 429—440; V, 424 und 427; C. St. II, 249—251; Cath. V, 238).

Diese Schilderung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, liegt weder in unserer Macht noch in unserem Willen. Wir vermuten, dafs sie zu dunkle Farben enthält. Eine Hinneigung zum Pessimismus war ja, wie betont, schon durch die Erziehung gegeben. Noch spukten in den Köpfen der Theologen jene rohen mittelalterlichen Anschauungen von dem Reich Gottes im Himmel und dem Reich des Satans auf Erden; noch lehrten jesuitische Poeten, die auch unseres Dichters Beifall fanden, dem Leben gram zu werden;[1] noch hatte sich nicht jene freiere Auffassung zum Siege durchgerungen, welche den wahren Beruf des Christen in harter, gottwohlgefälliger Arbeit sieht, welche — ich citiere Otto Ludwig[2] — sich nicht tadelnd von der Welt kehrt, wie sie ist, sondern ihr gerecht zu werden sucht, welche jubelnd einstimmt in Huttens Ruf: 'Es ist eine Lust zu leben!' Eine Lust zu leben war es nun aber in der Epoche des grofsen Religionskrieges doch nicht. Zur Freude an der Gegenwart gab sie wenig Anlafs. Unglück über Unglück drängte auf die armen Bewohner unseres Vaterlandes ein. Dreifsig Jahre lang brauste die Kriegsfurie über die wüsten Felder, durch die verödeten Gassen dahin, Not und Tod im Gefolge. Wie viele mögen murrend den Arm nach oben gereckt, wie viele den Glauben der Väter abgeschworen oder verleugnet haben, um wenigstens das nackte Leben zu retten!

Gryphius war Zeuge dieser Schrecken. Den frommen Christen

---

[1] Vgl. die Rede des Anicetus in der 'heiligen Felicitas' IV, 112—119.
[2] 'Zwischen Himmel und Erde' am Schlusse.

erschütterte der Gedanke, seine armen Landsleute möchten das letzte verlieren, was sie noch besäfsen: das kindliche Vertrauen auf die Gnade des Allmächtigen. Dies zu verhüten erschien ihm als der eigentliche Beruf seines Lebens:

> Ich fühl in mir, daß der noch wol zu retten sey,
> Der seine seuch entdeckt. Man wird von sünden frey,
> Wenn man die sünden nicht entschuldigt, schmückt und färbet
> (Cardenio V, 279—281).

Ein gütiges Geschick hatte ihm die Macht des Wortes in reichem Mafse verliehen. Sie stellte er in den Dienst der Christenpflicht. Ein Reformator wollte er werden. Erst in zweiter Linie fühlte er sich als Dichter.[1]

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird ihn dies in der Widmung des 'Olivetum' selbst bekennen hören.[2] Sie enthält das Programm seines Lebens. Als er den 'Leo Armenius' schrieb, rang er noch selbst mit dem Zweifel. Die Frage der Kaiserin Theodosia (V, 210), ob denn das Elend mit Gottes Willen in der Welt sei, weist der Priester mit der anderen zurück, ob ein Sterblicher sein Gericht begreifen könne. Dann aber folgte eine Tragödie der anderen, und jede mahnte die Volksgenossen zu stiller Ergebung in das unabwendbare Schicksal. Nicht nur die Pflicht gegen die irdische Obrigkeit hat Bassian im Auge, wenn er dessen Wege krumm nennt, der stets die höchste Macht richten will (Pap. V, 231). Als ihn einst Freunde baten, die Verirrungen verblendeter Jugendliebe zu schildern, sträubte er sich lange dagegen; endlich willigte er ein, aber für voll hat er doch dies bürgerliche Schauspiel ('Cardenio und Celinde') nie angesehen. Es fehlte nicht nur der vornehme Hintergrund; auch für seinen moralischen Zweck war aus diesem Stoff wenig Kapital zu schlagen. Die Schlufsmahnung, stets Gott vor Augen zu haben, pafst in der That nicht völlig zu dem Inhalt des Stückes.

So ist es: Grofsartiger, aber auch undramatischer hat kein

---

[1] Vielleicht deutet darauf auch die Vorrede zu der Ausgabe der Trauerspiele von 1650 hin, in denen Gryphius 'die Vergängligkeit menschlicher Sachen' darstellen will: 'nicht zwar, weil ich nicht etwas anders und vielleicht angenehmers unter händen habe, sondern weil mir noch dieses mahl etwas vorzubringen so wenig geliebet als erlaubet'.

[2] Siehe oben S. 13.

Dichter das Wort des kaiserlichen Dulders verkündet: Lerne leiden, ohne zu klagen!

Gewifs. Ehe die Erkenntnis, dafs alles Stoische untheatralisch ist, den deutschen Dramatikern zum Bewufstsein kommen konnte, mufste eine Summe von Vorarbeit erledigt, ein tiefer Einblick in die Technik des Dramas gewonnen sein. Bedurfte es aber in Deutschland dieser langen Spanne unfruchtbarer Stagnation, ehe in Kamenz das Genie das Licht der Welt erblickte, das, um ein Klopstocksches Bild zu brauchen, die deutsche Muse zum Wettkampf mit der englischen ermutigte? Warum blieben die Deutschen im 17. Jahrhundert so weit hinter den unsterblichen Werken eines Shakespeare, eines Molière zurück?

Das dürfen wir wohl sagen: Ein Apostel des Individualismus, wie sie, wäre Gryphius auch unter glücklicheren Lebensumständen nicht geworden. Dem Geist der Renaissance mufste dieser gegen die eigene Kraft so mifstrauische Pastorensohn stets abhold bleiben. Aber als dichterisches Talent hätte er es wohl wagen dürfen, mit jenen in die Schranken zu treten. Er war ein Meister gebundener und ungebundener Rede. Eine reiche Phantasie stand ihm zu Gebote. Tiefe Menschenkenntnis hatte er sich in einem bewegten Leben erworben. Wir erinnern an den ehrgeizigen Michael Balbus und seinen schwächlichen Gegner Leo von Armenien, an den heifsblütigen Cardenio, die buhlerische Celinde, den ängstlichen Diener Lysanders. Indem er diese scharf gezeichneten Personen in Widerstreit setzte, gelang es ihm, leidlich bühnengerechte Stücke zu schaffen. Bredow[1] und Julius Herrmann[2] haben den 'Leo Armenius', Scherer, dessen Urteil schwerer ins Gewicht fällt, 'Cardenio und Celinde' als die beste Tragödie des Dichters bezeichnet. Vielleicht wäre das bürgerliche Schauspiel, das erst Lessing wieder zu neuem Leben erweckte, nicht in so tiefen Schlummer gesunken, wenn ihm Gryphius selbst höheren Wert beigelegt hätte. Aber bald zogen ihn die trotzigen, sich auf sich selbst stellenden Naturen nicht mehr an. Als er den 'Carolus Stuardus' umdichtete, trug er kein Bedenken, die Worte, die in der ersten Fassung Fairfax

[1] Schriften von G. G. Bredow. Ein Nachlafs herausgeg. von Dr. J. G. Kunisch. Breslau 1823.

[2] Julius Herrmann, Über A. Gryphius (Programm der städtischen Realschule zu Leipzig, 1851).

gesprochen, nun Cromwell zu übertragen, unbekümmert, dafs die Charakterzeichnung des ersteren darunter litt. Wie wenig er sich die Motive des Schahs klar gemacht hat, die ihn zu der Verurteilung Catharinas bestimmen, zeigen die dunklen Verse V, 365—374. Die Zeit forderte gottergebene Dulder. Der gelassene Stoiker ward der Held seiner Dramen. Jedem Alter, jedem Geschlecht legte er Worte des Lebensüberdrusses, der Resignation in den Mund. Mit einem sicheren Blick für die Wirklichkeit ausgerüstet, fiel er in Unnatur. Existiert ein unreifer Knabe, der nach dem Tode lechzt (Pap. IV, 249—258; 364—374; V, 239—248), eine Mutter, die das Martyrium ihres Kindes mehr wünscht als fürchtet (Cath. IV, 379/80), wo anders als in der überreizten Phantasie eines Dichters? Nicht unempfindlich gegen theatralische Wirkungen sündigte er dem höheren Zwecke zuliebe gegen den heiligen Geist des Dramas, konnte er sich nicht genugthun, allegorische Wesen zum Sprachrohr seiner Gedanken zu machen — Figuren, die stets Puppen sind, wenn sie nicht menschliche Züge erhalten, wie etwa die Jugend und das Alter in Ferdinand Raimunds Märchen 'Der Bauer als Millionär'. Wie Gryphius seine Helden zu wahren Tugendbolden hinaufschraubte, so karikierte er alles, was zu ihrem Stoicismus nicht stimmen wollte. Die Liebe erscheint bei ihm nur verzerrt; ein eigenes Stück hat er ihrem verderblichen Einflufs gewidmet; in der Vorrede zu der Ausgabe von 1650 nennt er diejenigen 'Ketzer', welche meinen, ein Trauerspiel könne ohne Liebe nicht vollkommen sein; er tadelt Pierre Corneille, 'welcher (in seinem Polyeucte) einen heiligen märterer zu dem kampff geführet und demselben wider den grund der wahrheit eine ehefrau zugeordnet, welche schier mehr mit ihrem bulen, als der gefangene mit dem richter zu thun findet und durch mitwürckung ihres vatern eher braut als wittbe wird.' Gryphius kennt nur einen Gegensatz: den ergebenen Christen und den hartgesottenen Sünder. Indem er ihn zeichnet, verfällt er in denselben Fehler wie die Maler seiner Zeit: stets erscheinen die Figuren zu übermenschlich, die Gesetze der Perspektive werden vernachlässigt. Passow[1] hat seine Herrscher mit den Kartenkönigen verglichen, welche Krone

[1] W. A. Passow, Das deutsche Drama im 17. Jahrhundert (Programm, Meiningen 1847).

und Scepter nie ablegen; aber ebensowenig sind die übrigen Figuren — wir zählten die Ausnahmen auf — Menschen von wahrem Fleisch und Blut.

Zwei Berufe hatten schon den Jüngling mächtig angezogen: der des Predigers und der des Dichters. Die Zeit sorgte dafür, daſs die Stimme des Predigers die des Dichters stets übertönte.

Eine rege Phantasie schuf in ihm immer neue Gebilde. Wie oft hat der Moralist auf ihre Mitwirkung verzichtet! Zahlreich sind die Stellen, die Gryphius bisweilen wörtlich, bisweilen umgeformt aus Vondel,[1] zum Teil auch aus Bearbeitungen Shakespearescher Stücke und aus französischen Dramen[2] übernommen hat. Wie sklavisch hat er sich an die historische Überlieferung gehalten! Daſs Fairfax' Gespräch mit seiner Gemahlin geschichtlich treu sei, hebt er in den Anmerkungen besonders hervor; in 'Cardenio und Celinde' hat er nach seinen eigenen Worten 'der Historien nicht zu nahe treten wollen'; welchen Streich sie ihm spielte, als er den Geist Straffords citierte, haben wir oben (S. 25/6) bereits berührt.

Kein Wunder, wenn wir in den Trauerspielen auch zahlreiche Anspielungen auf Zeitereignisse finden. 'Carolus Stuardus' wurde kurz nach dem Tode des unglücklichen Königs gedichtet. Vondel hatte die Katastrophe Oldenbarnevelds nur maskiert in seinem 'Palamedes' auf die Bühne zu bringen gewagt. Gryphius nahm offen die Partei des Enkels der Maria Stuart. Man hat geklagt, daſs der Deutsche gar keine nationalen Stoffe behandelt habe. Aber sind denn diese Türken, Armenier, Römer, Italiener, Engländer etwas anderes als die hartbedrängten Deutschen des 17. Jahrhunderts? Wer erkennt nicht in den armenischen Rebellen, die die gestürzte Kaiserin verschonen und verspotten, 'weil die Viper keine Zähne mehr hat' (Leo V, 404), in der finsteren Gestalt eines Cromwell, der Weib und Kind nicht schonen würde, wenn sie sich ihm entgegenstellten (C. St. III, 257—260), der den Tod begrüſst, wenn auch sein Todfeind fällt (C. St. III, 171), den grausamen, rücksichtslosen Condottiere des Dreiſsigjährigen Krieges? Michael Balbus ist Wallenstein selbst. Auch er sieht

[1] Roeland A. Kollewijn, Über den Einfluſs des holländischen Dramas auf A. Gryphius, Heilbronn (o. J.).

[2] Louis G. Wysocki, Andréas Gryphius et la tragédie allemande au XVIIe siècle, Paris 1893, S. 258—339.

seine Dienste schlecht belohnt; auch er ist ehrgeizig; auch er scheut kein Mittel, auf den Thron zu gelangen. 'Unmögliches wird möglich, wenn man wagt,' lautet sein Wahlspruch (Leo I, 416). 'Es heifst: Schneid oder leid!' (Leo I, 190). An Prophezeiungen glaubt er so fest wie jener an die Sterne.

Leid etwas über dir! Der, den der ehrgeitz jagt,
Der sich ins weite feld der leichten lüffte wagt
Mit flügeln, die ihm Wahn und hochmuth angebunden,
Ist, eh als er das ziel, nach dem er rang, gefunden,
Ertruncken in der see. (Leo I, 405—409.)

Ist das nicht das Facit von Wallensteins Leben? Leo selbst trägt Züge Ferdinands II. Beide sind schwache Herrscher, leicht zu lenken, geistlichen Einflüssen besonders zugänglich, undankbar, im Zorn mafslos. Die Schrecken des Krieges schildert 'Catharina von Georgien' (IV, 13—40); die Religion deutet im 'Carolus Stuardus' auf sie hin; auch im 'Leo Armenius' wird darauf Bezug genommen (I, 337—378).

Die Bilder der Epoche umgaukeln den Dichter bei der Arbeit; sie verdüstern seinen Sinn; sie übermannen ihn. Nur selten wird er ihrer Herr. Dann nimmt seine Phantasie höheren Schwung. Treffliches gelingt ihm im Drama, Trefflicheres im Lustspiel.

Als Gryphius aus Holland zurückgekehrt war, richtete sich sein Streben auf eine Anstellung im Dienste seiner schlesischen Heimat. Einen ehrenvollen Ruf an die Universitäten Heidelberg, Frankfurt an der Oder und Upsala schlug er aus. Am 27. November 1648 verlobte er sich mit der Tochter eines Fraustädter Kaufmanns und Ratsherrn, Rosine Deutschländer, die er am 12. Januar 1649 als Gattin heimführte. Im folgenden Jahre wählten ihn die Stände des Fürstentums zum Syndikus; in seiner Vaterstadt Glogau hat er dieses Amt bis zu seinem Tode mit Fleifs und Klugheit verwaltet. Am 16. Juli 1664 ist er in einer Sitzung der Stände mit den Worten 'Mein Jesus, wie wird mir!' verschieden.

Als Sprachkünstler erscheint der Dichter der Lust- und Festspiele, die hauptsächlich in dieser Periode entstanden, unzweifelhaft gewachsen. Eine Apokope wie 'mit verpflichtem geist' (Maj. III, 8) stört freilich auch hier. Bilder wie 'das Korallenschlofs der Lippen', 'der Stirnen Alabast', 'der Augen lichte Glut',

'des blanken Halses Schnee', 'der Wangen Feuer' (Maj. I, 65—68) sind uns fast sämtlich aus 'Catharina von Georgien' (V, 41—43) oder von den anderen Tragödien her bekannt. Aber im ganzen sind solche Reminiscenzen selten. Gryphius befleifsigt sich, nicht verstiegen zu sein, einen jeden so sprechen zu lassen, wie es seinem Stande, seiner augenblicklichen Lage entspricht. Treffend verspottet er durch Peter Squentzens Mund den Schwulst der gelehrten Poeten: 'Hier wil mir das wasser des verstandes schier die mühlräder des gehirnes nicht mehr treiben.' Er trifft in der 'Majuma', im 'Piast' und im 'verliebten Gespenst' ebensogut den für gereimte Singspiele passenden Ton der gehobenen Rede wie in den drei Prosalustspielen, dem 'Peter Squentz', dem 'Horribilicribrifax' und der 'verliebten Dornrose', die Leichtigkeit des rasch wechselnden Gesprächs. Von seiner Herrschaft über das Deutsche, Lateinische, Griechische und Französische zeugen die zahlreichen Wortwitze, mit denen im 'Horribilicribrifax' die Dialoge zwischen Cyrill und Sempronius, im 'verliebten Gespenst' die Cassanderscenen gespickt sind.

In der Form treten neben den gerühmten Vorzügen auch die bekannten Mängel des Dichters zu Tage. Manch einsilbiges Wort stört uns, dem ein ungebührlicher Platz im Verse angewiesen ist. Aber von einigen holprigen Stellen abgesehen, fliefsen die Verse hier noch weit glatter als in den Tragödien dahin. 'Majuma' und 'Piastus' zeigen Gryphius in diesem Punkt auf der Höhe seines Schaffens.

Vollendet wie im 'Papinian' ist auch in diesen beiden Festspielen der Wechsel der Rhythmen. In der 'Majuma' treiben Trochäen und Iamben ihr neckisches Spiel so munter wie die luftigen Geister selber; prächtig poltert Mars mit wuchtigen Daktylen in den idyllischen Frieden hinein. Auch im 'Piast' ist der Wechsel zwischen Iamben und Trochäen der Situation stets angemessen und frei von jener Klügelei, die bisweilen den Tragiker am freien Aufschwung hinderte. Das Trinklied der sarmatischen Knechte und Mägde zu Beginn der vierten Abhandlung in jubelnden Daktylen ist ein besonders glücklicher Wurf.

Was den Aufbau der Scenen betrifft, so gleicht er nur in den drei Gesangspielen dem in den Tragödien. Lange Monologe, Stichomythien sind auch hier gewöhnlich. Einen anderen Charakter tragen die Scenen in den Lustspielen, bei denen schon

die Prosa für eine weniger feierliche Stimmung sorgt. Hier herrscht gröſste Mannigfaltigkeit. Monologe hemmen die Handlung nicht. Meistens sind mehr als zwei Personen auf der Bühne, die niemand auf lange Zeit zum Worte kommen lassen. Fast jede Scene ist ein wohlgetroffenes Bild aus dem Leben.

Umgekehrt steht es mit den drei Einheiten. Die Oper, sobald sie Verwandlungen oder übernatürliche Ereignisse im Gefolge hat, lehnt sich gegen jeden Zwang auf. Das 'verliebte Gespenst', in welchem die Geisterwelt nur eine untergeordnete Rolle spielt, nähert sich daher in der Beobachtung der drei Einheiten den drei Lustspielen mehr als der 'Majuma' und dem 'Piast', die ihnen völlig Hohn sprechen ('Piast' hat sechs Akte). Doch treten jene vier Stücke wieder in Gegensatz zu den Tragödien. Sie halten sich nicht so streng an die Einheit des Ortes. Der Schauplatz wechselt häufiger, wenn sich das Ganze auch in engen räumlichen Grenzen abspielt. Wie im Drama ist die Einheit der Zeit streng gewahrt, die Einheit der Handlung dagegen mehr verinnerlicht. Alles, was in den Trauerspielen zur Vorgeschichte gehört, ist in den vier Komödien auf die Bühne selbst verlegt. Eine mehr oder weniger feingesponnene Intrigue sorgt für stete Spannung. Niemand ahnt zu Beginn den Ausgang des Stückes. Vergegenwärtigen wir uns kurz den Inhalt eines jeden.

Peter Squentz, der Schulmeister von Rumpelskirchen, benutzt die Ankunft seines Königs, um mit den Handwerksmeistern des Dorfes vor ihm 'eine jämmerlich schöne *comoedie* zu tragiren': Pyramus und Thisbe. Der König, der nach einer köstlichen, den zweiten Aufzug ausfüllenden Unterredung seine Zustimmung giebt, genieſst im dritten das aus dem Sommernachtstraum wohlbekannte Schauspiel. Zu den sechs Shakespeareschen Mimen kommt noch als siebenter der Brunnen. Zwischen ihm, dem Löwen, dem Mond und Peter entspinnt sich eine Prügelei, nachdem sich gleich anfangs Pyramus und die Wand in den Haaren gelegen haben. Derbe Zoten erhöhen den komischen Eindruck. Der König macht gute Miene zum schlechten Spiel; für jeden Fehler — Squentz nennt ihn eine 'Sau' — zahlt er 15 Gulden: 'Summiren Summarum 150 Gulden'.

Horribilicribrifax von Donnerkeil, Herr auf Blitzen und Erbsaſs auf Karthaunenknall, ein prahlerischer Kapitän, wetteifert mit seinem verschuldeten Kollegen Daradiridatumtarides, Wind-

brecher von Tausend-Mord, auf N. N. N. Erbherren, in und zu Windloch, die Zuschauer zu erheitern. Letzterer ist in ein kokettes, aber armes adliges Fräulein Selene oder, wie sie auch heiſst, Selenissa verliebt, der die verständige Mutter Antonia den Aufschneider vergebens aus dem Sinne zu reden sucht. Ein 65jähriger, mit lateinischen und griechischen Kenntnissen prunkender Dorfschulmeister Sempronius übersendet einem vornehmen Fräulein Cölestina, die einen gewissen Palladius liebt, durch eine alte Kupplerin Cyrilla einen Liebesbrief. Im zweiten Aufzug weist Cölestina die Werbungen des aufdringlichen Horribilicribrifax ab und läſst den Schulmeister durchprügeln. Selenissa und Daradiridatumtarides verloben sich. Darüber ist Palladius untröstlich, wird aber durch die Nachricht von seiner Ernennung zum Marschall erfreut, die er im dritten Aufzug erhält. Im vierten bittet er, durch Cölestinas treue Liebe gerührt, um ihre Hand. Selenissa bereut ihre Wahl. Cyrilla bestellt den Sempronius angeblich im Auftrage Cölestinens zu einem Rendezvous. 'Kriegt er mich einmal, so muſs er mich behalten sein Lebenlang.' Der letzte Akt zeigt Daradiridatumtarides in heftigem Streit mit Horribilicribrifax, den Selenissa um Befreiung von dem verschuldeten Maulhelden gebeten. In dem Momente, da es zum Kampf kommen muſs, geben beide feige klein bei, werden aber von einem Diener des Statthalters, vor dessen Hause sie so laut gelärmt, schimpflich geschlagen und fortgejagt. Cyrillas Plan gelingt. Eine keusche Sophie, die zu Selenissa in Gegensatz steht, erhält gleichfalls einen Gatten. Florian oder Florentin, ein Edelknabe des Palladius, ladet zum Schlusse die Zuschauer auf sechs Hochzeiten zu Gaste, und wenn es gelingen sollte, Horribilicribrifax noch mit 'unserer groſsen, dicken, derben, alten, vierschrötigen, ungehobelten, trieffäugichten, spitznäsichten, schlüsseltragenden Schleuſserin' zu verkuppeln, gleich auf eine ganze Woche.

Eine stattliche Zahl Bräute wird auch in dem Doppelspiel 'Das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose' versorgt, deren Inhalt wir getrennt wiedergeben. Chloris und ihre Mutter Cornelia lieben beide Sulpicius, der aber nur die Neigung der Tochter erwidert. Durch ein in süſsen Früchten verborgenes Zaubermittel, die ihm Cornelia mit einem Liebesbrief zusendet, hofft die Mutter über die Tochter zu triumphieren. Aber letztere warnt den Geliebten, von den Früchten zu genieſsen. Ein Freund,

Levin, rät ihm, sich tot zu stellen und ausstreuen zu lassen, er sei durch das Obst vergiftet worden. Diese Rolle eines Sterbenden, der im Todeskampf Chloris seine Liebe gesteht, spielt Sulpicius im zweiten Aufzug. Im dritten eilt Levins dummer Diener Cassander, ein Deutschfranzose, den der Diener des Sulpicius, Fabricius, mit dem Stocke aus dem dunklen Sterbezimmer hinausgeprügelt hat, jammernd herbei, der Geist des Gestorbenen gehe um und bedrohe ihn mit Schlägen. Als Gespenst verkleidet gesteht Sulpicius Chloris noch einmal seine Liebe, während er Cornelia in dem Wahne, ihn vergiftet zu haben, bestärkt und sie ermahnt, Levins Hand nicht auszuschlagen. Alle überzeugen sich darauf, dafs Sulpicius' Leiche still auf der Bahre ruht. Ein aus Wachs geformtes Ebenbild täuscht sie. Der vierte und letzte Akt versammelt die Leidtragenden in Sulpicius' Hause. Chloris küfst den Teuren noch einmal. Da erhebt er sich. Die Liebe hat den Tod bezwungen. Cornelia willigt in die Verbindung der beiden ein; sie selbst wird Levins Gattin.

Einem jeden Aufzug dieses Gesangspiels folgt der entsprechende der als Scherzspiel bezeichneten 'geliebten Dornrose'. Der Bauer Greger Kornblume klagt uns seine Not, dafs sein Vetter Bartel Klotzmann, den er beerben will, und Jockel Dreyecke, dessen Tochter Lise Dornrose er liebt, sich unablässig befehden. Alsbald werden wir Zeugen eines Streites. Bartel wirft Jockel vor, dafs dessen Knecht seinem Hahn das Bein durch einen bösen Wurf gebrochen, Jockel dem Bartel, dafs dessen Magd seinen Hund mit heifsem Wasser verbrüht habe. Kornblume, der sie versöhnen will, erntet von Jockel nur Spott für seine Werbung um Dornrose, von Bartel die Drohung einer Enterbung, falls er mit dem Mädchen noch ein Wort rede. Dornrosens Befreiung aus den Händen eines geilen Wüstlings, Matz Aschewedel, ist ein Verdienst, das sich Kornblume im zweiten Aufzug erwirbt. Im dritten klagt er der alten Kupplerin Salome sein Leid, dafs Vetter Bartel ihn aus dem Hause gejagt habe und Dornrose spröde bleibe. Salome bietet ihm Herz und Hand an. Kornblume weicht aus. Als willkürlicher, aufgeblasener Richter erscheint im letzten Akt Wilhelm von hohen Sinnen, 'Arendator des Gutes Vieldünkel'. Er verhängt über Bartel und Jockel schwere Bufse, über Matz Aschewedel und Salome die Todesstrafe. Dornrose spricht er Kornblume zu. Auf Bitten

des glücklichen Paares werden die vier Sünder begnadigt, die beiden Bauern unter der Voraussetzung, dafs sie sich keines Vergehens mehr schuldig machen, Matz und Salome unter der Bedingung, dafs sie sich heiraten.

Auch bei diesen Werken heiteren Genres ist es ein Leichtes, litterarische Abhängigkeit nachzuweisen. 'Seugamme oder untreues Haußgesinde' ist eine Übersetzung von Hieronymus Razzis 'La balia', 'Der schwermende Schäffer' eine andere von Thomas Corneilles 'Berger extravagant'. Peter Squentz bleibt Shakespeares geistiges Eigentum; und auch von den wohlgelungenen Verzierungen sind nicht wenige auf Gramsbergens 'kluchtighe Tragoedie Of den Hartoog van Pierlepon' zurückzuführen, welche Gryphius in Holland kennen gelernt haben wird. 'Majuma' und 'Piastus', zum Teil auch das 'verliebte Gespenst', sind Opern im Stile der Daphne und Judith, die Opitz aus Italien nach Deutschland verpflanzte. Bei der Anwendung des heimatlichen Dialektes in der 'geliebten Dornrose' folgte Gryphius Vondel, dessen 'Lewendalers' ihm zugleich Namen und Idee hergaben. In der lebhaften Handlung, der reichen Charakteristik dieses Scherzspiels und des 'Horribilicribrifax' erkennen wir den Einflufs Shakespeares, mit dessen Werken Gryphius durch die englischen Komödianten in Holland bekannt geworden war. Plautus' 'Miles gloriosus' ist nicht nur der litterarische Ahnherr des Vincentius Ladislaus in der gleichnamigen Komödie des Herzogs Julius Heinrich von Braunschweig, des Don Adriano de Armado in Shakespeares Love's Labour Lost, des Soldaten in der 1620 gedruckten Komödie von Jemand und Niemand und des Matamore in Pierre Corneilles 'Illusion' vom Jahre 1636, sondern auch der beiden Eisenfresser Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides, die das Hasenpanier ergreifen, wenn die Katze ihr Fell sträubt und ein Büttel zum Stocke greift. Konzessionen an die Gelehrtenpoesie der Epoche sind die griechischen und lateinischen, französischen und italienischen, holländischen und hebräischen Brocken, die der Dichter in den 'Horribilicribrifax' mischt. Opitzen getreu, der die Demarkationslinie zwischen der Tragödie und der Komödie scharf gezogen hatte, vermeidet er hohe Stoffe für die Lustspiele.[1]

---

[1] 'Buch von der deutschen Poeterey' (Ausgabe von Georg Witkowski, Leipzig 1888) S. 151: 'Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd

Die Schlüpfrigkeiten, die uns in den Epigrammen und Gelegenheitsgedichten auffielen, fehlen auch hier so wenig wie Geistererscheinungen und übernatürliche Vorgänge der verschiedensten Art. Peter Squentz und seine Genossen nehmen nicht die geringste Rücksicht auf ihre vornehmen Zuhörer; im 'Horribilicribrifax' verletzen Sempronius und Cyrilla, in der 'geliebten Dornrose' Matz Aschewedel und Salome zarte Ohren. Naiv schliefst Gryphius das letztere Stück mit der Bitte, Hymen möge die verliebten Sorgen des fürstlichen Brautpaares mit vielen Charlotten und Georgen krönen. Dafs solche Äufserungen, die heute als obscön verurteilt werden müfsten, nicht aus einer individuellen laxen Moral, sondern aus litterarischen Traditionen und freieren Umgangsformen jener Epoche zu erklären sind, weifs jeder, der die derben Scherzgedichte Laurembergs kennt, der die Briefe Liselottens von der Pfalz gelesen hat oder jenes naive Schreiben ihrer Nichte, der Kurfürstin Sophie von Hannover, in dem sie mit stillem Behagen ihrem Geh. Rate von dem kecken Einbruch ihrer Kinder in das Brautgemach eines jungen Paares erzählt.[1] Ein Zeitalter, das den neuentdeckten Plautus und Terenz verschlang, kannte keine Prüderie.

Als Reformator — sahen wir — fühlte sich Gryphius. Didaktisch waren seine Tragödien. Didaktisch sind auch seine Lust- und Festspiele. Mit Thomas Corneille macht er im 'schwermenden Schäffer' Front gegen diejenigen, 'welche ihr höchstes belieben an erdichteten erzehlungen der irrenden ritter und schäffereyen tragen, so gar daß sie auch in ernst alle ihre wort und thaten darnach einzurichten ihnen angelegen seyn lassen', in der 'Seugamme' mit Hieronymus Razzi gegen das nachlässige und verkommene Gesinde. Im 'Peter Squentz' heifst es: 'Es ist kein kinderwerck, wenn alte leute zu narren werden', und die Schlufsmoral lautet:

personen: redet von hochzeiten, gastgeboten, spielen, betrug vnd schalckheit der knechte, ruhmrätigen Landtsknechten, buhlersachen, leichtfertigkeit der jugend, geitze des alters, kupplerey vnd solchen sachen, die täglich vnter gemeinen Leuten verlauffen. Haben derowegen die, welche heutiges tages Comedien geschrieben, weit geirret, die Keyser vnd Potentaten eingeführet; weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuewieder laufft.' Vgl. die Definition der Tragödie oben S. 22 3.

[1] E. Bodemann, Jobst Herrmann von Ilten. Ein hannoverscher Staatsmann. Hannover 1879. Beilage I, 13.

Lernet hieraus, wie gut es sey,
Daß man von liebe bleibe frey. ...
Die liebe, die verderbet all's.

Im 'Horribilicribrifax' wird Sophiens 'grofsmütige Keuschheit' und Cölestinens 'beständige Anmut' belohnt, während Selenissa reuig bekennt: 'So gehts, wenn man der eltern gueten rathe nicht folgen will.' Der treuen Liebe singt Gryphius in dem Doppelspiel ein Hoheslied. Sulpicius und seine Freunde feiern sie in schwungvollen Versen, Wilhelm von hohen Sinnen in herzigem Schlesisch: 'Do saht ers, welch' e tumb ding 's üm die liebe iß. Es giht wull enne weile krum unde seltzam; doch wen mos ok recht unde redlich meenet, se leuffts noch wull uff e gewündscht ende naushin.' Selbst in der 'Majuma' und im 'Piast' fehlt das moralische Zöpfchen nicht (Maj. I, 135—138; Piast VI, 21/2).

Bliebe es nur bei so anmutigen Lehren! Wir lernten die Ausflüsse einer pessimistischen Weltanschauung kennen, welche in den Tragödien den Fortgang der Handlung beeinträchtigten. Dafs sie der ergötzlichen Wirkung der Komödien ernstlich schadeten, hat den Dichter nicht veranlafst, sie auszumerzen. Leo Armenius, Catharina von Georgien, Carolus Stuardus könnten die Klagen über den Wechsel des Glücks in den Mund gelegt sein, die wir im 'verliebten Gespenst' (II, 372/3) und im 'Piast' (I, 21—24) finden, oder der Vergleich des menschlichen Daseins mit dem flüchtigen Leben der Blumen, den Gryphius in der Vorrede zur 'Majuma' zieht. Überall wird an das stete Eingreifen einer höheren Macht erinnert. Als ihr Diener führt sich Mars in der 'Majuma' (II, 154—158) ein: 'das Verhängnis' zwinge ihn, unter den Menschen Streit zu erregen, wenn ihre Sünden Sühne heischen. 'Das Verhängnis', wünscht Merkur, möge dem Habsburger Ferdinand Krone über Krone schenken (Maj. III, 134—137). Dafs Cornelia nicht die Gattin des Sulpicius werden soll, ist nach den Worten des Gespenstes der Wille des 'Schicksals' (V. Gespenst III, 216). Der Leser entsinnt sich der ewigen μοῖρα im 'Olivetum'.

Es erübrigt, diesen fatalistischen Äufserungen die bitteren Urteile an die Seite zu stellen, welche Gryphius über seine Zeit fällt: über die ruchlosen Anstifter des Dreifsigjährigen Krieges (Vorrede zur 'Majuma' und Rede der Chloris II, 25—48), über die Unbeständigkeit der Freundschaft und fürstlicher Huld (Maj.

I, 129—132), über den geringen Wert der Frauenliebe (Cölestina im 'Horribilicribrifax': 'Vielleicht ist in dieser stadt, ja unter eilfftausenden nicht eine, die verstehe, was rechte liebe sey. Sie lieben geld, sie lieben stand, sie lieben ehre, und wenn sie sich in ihrem sinn betrogen finden, so verkehret sich die feurige liebe in unauslöschlichen haß') — und wir werden das auffällige Schwanken in Gryphius' poetischer Produktion begreifen, auf welches wir in der Einleitung hinwiesen.

Die 'Seugamme' übersetzte er in seiner Jugend — wir wissen nicht, ob noch aus anderen als stilistischen Gründen. 'Peter Squentz' und 'Horribilicribrifax' entstanden, als er nach langen, oft traurigen Irrfahrten an der Seite einer treuen Gattin das Glück häuslichen Friedens gefunden hatte. 'Majuma' und 'Piast', das Doppelspiel und die Übersetzung des 'Berger extravagant' sind bestellte Arbeiten. Wer will sagen, ob Gryphius aus eigenem Antriebe sich noch einmal im heiteren Genre versucht haben würde? Er trug Bedenken, sich als Verfasser des 'Peter Squentz' und des 'Horribilicribrifax' zu nennen; anonym kamen sie auf den Büchermarkt; sie, die hoch über den Trauerspielen des Dichters standen, wurden von ihm nicht gewürdigt, neben ihnen im Laden des Händlers eingereiht zu werden. Als Tragöden fühlte sich Gryphius. Schwere Schicksalsschläge wiesen ihn immer wieder auf die alte Weisheit hin: Lerne leiden, ohne zu klagen! Von sieben seiner Kinder starben vier; eine Tochter, die erst im 44. Lebensjahre starb, verlor im fünften den Verstand und den Gebrauch der Glieder; von einem Brande, der 1656 Glogau heimsuchte, hatte auch der Dichter zu leiden. Immer von neuem packte er tragische Stoffe an: nach jener Feuersbrunst den 'Papinian', seit dem Beginn der sechziger Jahre 'Ibrahim', 'Heinrich den Frommen' und die 'Gibeoniter'. Nur wenn eine Aufforderung von befreundeter Seite, aus hohen Kreisen erging, der er nicht ausweichen konnte, widmete er sich fröhlicher stimmenden Arbeiten. Er betrachtete sie als lästige Störung seines eigentlichen Berufes. Während er über ihnen safs, umdrängten ihn die finsteren Gestalten seiner tragischen Muse und forderten Bürgerrecht, das er ihnen nur zu oft willig gewährte. Er war froh, wenn er wieder die Stirne in Falten ziehen, den Ton eines Predigers anschlagen konnte. Um schneller fertig zu werden, beging er an sich selbst Plagiate. Cyrilla im 'Horribilicribrifax' und Salome in der 'ge-

liebten Dornrose' können ihre Abkunft von der in 'Cardenio und Celinde' auftretenden alten Kupplerin nicht verleugnen.

Er hat sein eigenes Pfund vergraben. In seinen Trauerspielen stießen wir auf prächtig gezeichnete Charaktere; ein ganzes Heer begegnet uns in seinen Lust- und Festspielen. Da sind jene beiden köstlichen Schulmeister, der dummdreiste Peter Squentz, der seine Buben als Rechenmeister entläßt, wenn sie wissen, daß 1 × 1 = 1 und 2 × 2 = 7 ist, der sich aber zum Dichter und Schauspieler berufen fühlt, und Sempronius, der gelehrte Pedant, der trotz seiner 65 Jahre noch Eroberungen machen will. Da sind jene beiden säbelrasselnden Maulhelden, Horribilicribrifax, der wütend ist, daß der Kaiser, ohne ihn zu fragen, mit den Schweden Frieden gemacht hat, der Gustav Adolf erschossen, Sachsen erobert, alle kaiserlichen Siege fast allein errungen hat, der seiner Angebeteten die Kronen von Trapezunt, Mohrenland, Ägypten und Persien binnen zwei Stunden zu Füßen legen, ihr zu Ehren auf der Spitze eines Daches nach dem Ringe reiten, einen grimmigen Löwen in vollem Laufe einholen und ihm vor ihren Augen das Genick brechen will, und Daradiridatumtarides, dessen Barthaare auf der linken Seite von den Blitzen seiner feuerschießenden Augen versengt sind, vor dem der Schah von Persien zittert, wenn er auf den Boden stampft, dem der Sultan mehr als einmal seine Krone angeboten, der zuerst Magdeburgs Mauern erstiegen hat, der einen lästigen Nebenbuhler bei der äußersten Zehe seines linken Fußes ergreifen, dreimal um den Hut schleudern und danach in die Höhe werfen möchte, daß er mit der Nase an dem großen Hundsstern kleben bliebe. Da ist ihr Ebenbild in der 'Majuma', der gelähmte Soldat, vor dem der Norden zitterte, wenn er ans Schwert schlug, den fünfzig Armeen nicht entwaffnen konnten. Alle drei Typen der Heere des Dreißigjährigen Krieges. Da sind die beiden kupplerischen Alten, Cyrilla und Salome, die gar zu gern noch selbst unter die Haube kommen möchten. Da ist der trunkene Knecht Stranßky, der verliebte Süßlecker Florian, der an Kleists Dorfrichter Adam erinnernde Wilhelm von hohen Sinnen. Da finden wir treffliche Gegensätze: zwei arme adlige Fräulein, die keusche Sophie und die mannstolle Selenissa; ihre Mütter: Sophiens, die stets auf der Lauer nach einem Bräutigam liegt, Selenissas, die den Eifer der Tochter zu zügeln sucht; die

rechtschaffene Chloris und ihre leichtfertige Mutter Cornelie; den biederen Greger Kornblume und den geilen Matz Aschewedel; den verschlagenen Diener Fabricius und den dummen Cassander, dessen gebrochenes Deutsch mit dem Riccauts de la Marlinière an komischer Wirkung wetteifert. Wie allerliebst plaudert endlich Selene über das Sprichwort 'Gelehrte, Verkehrte': 'Was kan eine Dame von qualität vor *contentament* haben bey einem solchen menschen? Des morgens um vier, oder auch eher, aus dem bette und unter die bücher; von dannen auff den hoff, in die kirche oder zu den krancken. Sie träumen an der taffel oder belegen die teller wohl gar mit brieffen. Den gantzen tag steckt ihnen der kopf voll mäusenester, und (was der teuffel gar ist), wenn sie um 12 uhr wiederum zu bette kommen, so schlagen sie sich mit tollen gedancken, machen verse oder schicken die fünff sinne gar in Ost-Indien. ·Unsere alte waschemagd, die schwartze Dorabelle, welche lange bey einem königlichen rath in diensten gewesen, hat mich mit eyd und thränen versichert, daß eine bauer-Greta viel besser sich auff dem strosack befinde, als des gelehrtesten mannes frau auff schwanenfedern.'

Wir ziehen die Summe. Gervinus' Urteil ist auch das unsere: 'Wenn man von irgend einem Manne sagen kann, dafs ihn üble Verhältnisse hemmten, gute hätten fördern können, so ist es Gryphius.' Ein Dichter im Sinne Shakespeares wäre er freilich nie geworden. Wenn er ihn auch an formaler Begabung vielleicht erreichte, so schied ihn doch innerlich eine tiefe Kluft von diesem gröfsten Interpreten der Renaissance. Aber ein weniger bewegtes Dasein hätte wohl auch in Gryphius dem Dichter zum Siege über den Prediger verholfen. Er beherrschte die Sprache wie wenige seiner Zeitgenossen. Er besafs in der Vers- und Reimkunst grofse Gewandtheit, einen dramatischen Wirkungen nicht verschlossenen Sinn, einen offenen Blick für Menschen und Dinge. Aus seinen lyrischen und epischen Werken spricht ein ernster, tiefer Geist. Er hat Tragödien geschaffen, die zwar mit ihrem oft hohlen Pathos einer Aufführung spotten, aber den Leser zum Teil wahrhaft erschüttern. Von seinen Lust- und Festspielen könnten 'Peter Squentz', 'Horribilicribrifax', 'Das verliebte Gespenst' und 'Die geliebte Dornrose' noch heute in Scene gehen, wenn der gelehrte Tand und einige schlüpfrige Stellen gestrichen würden. Die schlesische Bauernkomödie, nach

Gustav Freytags Urteil das beste deutsche Lustspiel vor Lessing, würde durch den Dialekt kaum eine Einbuſse erleiden, seitdem ihm Gerhart Hauptmann die Bühne erobert hat. Aber nicht erheitern wollte Gryphius — erschüttern, jede Stunde ans Sterben mahnen, das Leben verachten, Schmerz mit Geduld ertragen, den Tod lieben lehren. Zeitumstände, persönliche Erlebnisse, Erziehung drängten ihn zu einer reformatorischen Wirksamkeit. Bei jeder Dichtung, die er schuf, hatte er mehr den didaktischen Zweck als die poetische Wirkung im Auge. Tragisch sind weniger seine Tragödien als sein eigenes Schicksal. Je düsterer seine Weltanschauung wurde — 'Papinian' bezeichnet den Höhepunkt —, um so weniger kümmerte er sich um die für ihn untergeordneten Fragen nach dem Verhältnis des Dichters zur Geschichte, nach der Einheit der Handlung, nach Exposition, Peripetie und Katastrophe, nach den Anforderungen der Bühne. So kam es, daſs er sich an Vorbilder anlehnte, die seine originale Kraft vollends niederhielten, die aber mit seinen Tendenzen übereinstimmten. Der moderne Deutsche nahm sich einen Römer des sinkenden Altertums, Seneca, der überzeugte Protestant einen zum Katholicismus übergetretenen Holländer, Vondel, ja selbst Jesuiten zum Muster. Ihre Tragöden entzückten ihn ebenso wie ihre Lyriker – ich erinnere an den 'Liber piarum cantionum' des Bernhard Bauhusius und die Oden Jakob Baldes, die er übersetzt hat. Die groſse Frage der Zeit, das Bedürfnis einer sittlichen und religiösen Wiedergeburt, verwischte alle Gegensätze des Bekenntnisses.

Sie ist erfolgt. Aber das ist doch nur ein schlechter Trost für das Opfer, das der Genius der deutschen Dichtung ihr bringen muſste. Andreas Gryphius gehört zu den Schmerzenskindern in der Geschichte unserer Litteratur.

'Was hätten wir noch erwarten dürfen, wenn Gryphius nicht das Los der anderen beiden Häupter der ersten schlesischen Schule, eines Fleming und Opitz, nämlich das eines frühen Todes, geteilt hätte!' So schlieſst Hermann Palm mit groſser Emphase die von dem Leben seines Helden entworfene Skizze, und die kühle Antwort muſs lauten: auſser einer im Stile des Simplicissimus geplanten Schilderung der Kulturzustände des deutschen Volkes während des Dreiſsigjährigen Krieges, auſser der bis auf die Chöre vollendeten Tragödie 'Hedwig', auſser einem zweiten,

originalen Gibeoniterdrama nur minderwertige Gelegenheitsgedichte, eine Reihe lyrischer und dramatischer Werke, die dem abgestandenen Thema kaum eine neue Seite abgewonnen haben würden, vielleicht eine Umarbeitung der 'Fischer', einer Komödie, deren Manuskript bei dem Glogauer Brande arg beschädigt worden war, wahrscheinlich aber kein erfrischendes Lustspiel, keine bedeutende Schöpfung mehr. Gryphius' Kraft war gebrochen. Durch die Schranken der Zeit gefesselt, war er von ihr überholt worden.

Dafs seine Dichtungen dem Geiste der Epoche entsprachen, beweist der Ruhm, den er bei Lebzeiten genofs. Lohenstein nannte ihn den deutschen Sophokles; der Holländer Adriaan Leeuw stellte ihn mit den griechischen Tragikern in eine Reihe; die 'fruchtbringende Gesellschaft' nahm ihn 1662 als den 'Unsterblichen' unter ihre Mitglieder auf.

Aber das Urteil der Geschichte wird nicht von der Gegenwart gesprochen. Seine Verherrlichungen christlichen Duldens sind heute ebensowenig ein Quell der Erbauung wie der einst vielgepriesene 'Messias' des ihm geistesverwandten Klopstock. Elias Schlegels Vergleich unseres Dichters mit Shakespeare darf höchstens den Anspruch einer litterarhistorischen Kuriosität erheben.

Als Gottsched 1724 den Intendanten des Dresdener Hoftheaters fragte, warum er nicht die Trauerspiele des Gryphius aufführe, erwiderte er ihm, man würde solche Stücke in Versen nicht mehr sehen wollen, zumal sie gar zu ernsthaft wären und keine lustige Person in sich hätten. Schäferspiel und Oper hatten Gryphius' Werke aus dem Felde geschlagen. Auch ihre Mission war nur eine vorbereitende. Aber sie schufen im Verein mit persönlichen und anderen Zeitumständen die Bedingungen, unter denen einem Sachsen gelang, was dem Schlesier mifsglückt war: dem englischen und französischen Drama ein ebenbürtiges deutsches an die Seite zu stellen.

Berlin. Paul Haake.

Wulfstan und Cnut.

In den Homilien, die Wulfstan[1] gehören oder zugeschrieben werden, sodann in den Gesetzen[2] Æthelreds und Cnuts und endlich in den Abhandlungen über Kirche und Staat, besonders der 'Polity',[3] ist gegenseitige Abhängigkeit längst bemerkt worden. Wenn letztere Schrift dem 10. Jahrhundert angehören würde, so könnte sie nicht aus Cnut schöpfen; aber nur auf einem paläographischen Irrtum[4] ruht diese Meinung.[5] Sie erwähnt Eadgar als längere Zeit verstorben und nennt die Grafen *eorlas,*[6] wo ein Früherer *ealdormen* gesagt hätte. Sie entbehrt jedes Hinweises auf das Jahr 1000, womit die Prediger kurz vor dieser Epoche zu drohen pflegen.[7] [Sie giebt sich auf zwei Seiten als Anrede des Bischofs[8] an seinen Klerus, rührt folglich (wenigstens in diesem Stücke, das freilich auch nur anderswoher eingefügt sein kann) nicht vom Abte Ælfric[9] her. Sie redet nicht nordenglisch, sondern die spät-westsächsische *κοινή* der Litteratur-Prosa, und verrät auch inhaltlich keine Spur aus der Dena lagu.[10]] Sie stimmt nun mit drei Stücken Cnuts wörtlich überein,

---

[1] Ed. Napier 1883. [2] Ed. Liebermann, *Ges. der Angels.* I, 299. 303.

[3] Ed. Thorpe, *Ancient laws* fol. 422. Die Einheit dieses Werkes wird hier nur bequemeren Citierens wegen angenommen.

[4] Thorpe p. XI über Hs. X.

[5] Kinard, *A study of Wulfstan* (Baltimore 1897) 43[1].

[6] 430; 424. 429. [7] Vgl. Napier, *Über Wulfstans Werke* 65.

[8] *ic eow habban wylle* 436; *ic beode* 437.

[9] Gegen Selborn, *Ancient facts* 252. Die Aufnahme der Canones Ælfrici beweist nichts: es ist eine Kompilation, die noch bunter aussähe, wenn Thorpe nicht fortgelassen hätte, was seine Sammlung bereits enthielt.

[10] Wir würden sonst z. B. *þræl* oder *lahslit* finden.

und zwar mit einem zweimal. Nämlich 432, 55 — 433, 8 bringt sie die Sätze I Cnut 26, 1–3 Mitte über die Pflicht der Geistlichen, die Herde vor dem Erzfeind zu warnen. Dafs sie hier nicht Cnuts Quelle ist, erhellt erstens daraus, dafs sie vor und nach dem Gemeinsamen sich mit der Homilie nach[1] Wulfstan n. 52 deckt (und zwar indem sie auch diese plündert; denn der Homilet, wäre er der Benutzer, hatte keinen Anlafs, gerade das Cnutsche Stück zu übergehen). Cnut nämlich hätte, wenn das Verhältnis umgekehrt läge, nicht herausfühlen können, an welchem genauen Punkte das zu jener Homilie Hinzugefügte begann und aufhörte. Zweitens aber steht dasselbe Cnutsche Stück, aber vorn und hinten vollständiger, nämlich 26 — 26, 4, nochmals in Polity 425, 15 f.; 22–39. Hier schiebt letztere sechs Zeilen ein, die den Gedankengang deutlich unterbrechen; folglich lautet Cnut originaler. — Wo die Abschrift aus jener Homilie 52 endet, bringt Polity 434, 6–21 die Sätze Cnut 4—4, 3 über des Priesters hehren Beruf, denen sie alsdann Wulfstans Homilie 2[2] anfügt. Dafs hier nicht sie Cnut vorlag, ergiebt sich erstens aus demselben Grunde wie vorher: ein Abschreiber ist weder gewillt noch fähig, aus der Vorlage nur gerade deren Eigentum zu übernehmen und deren nicht originalen ähnlichen Inhalt davor und dahinter beiseite zu lassen. Zweitens beginnt hier das Gemeinsame mit *forðam*. Dieses 'denn' pafst nun zwar trefflich zu Cnuts Gesetz, das den verklagten Geistlichen mit leichtem Beweise sich reinigen läfst; es stört dagegen in der Polity, hinter dem Tadel gegen die Habgier beweibter Priester. Drittens aber geht bei Cnut dem mit Polity gemeinsamen Stücke die Ermahnung ans Gericht voraus, man solle jeden Klerusstand *weorðian be mæðe*; und das gemeinsame endet: *þi man sceal for Godes ege mæðe* im Klerus anerkennend unterscheiden. Offenbar stammen diese Worte aus VIII Æthelred 18: *weofodþéna mæðe medemige man for Godes ege*; denn unmittelbar dahinter kopiert Cnut Æthelreds gleich folgende Sätze über die Reinigungsbeweise Geistlicher je nach Schwere der Anklage und Höhe ihres Standes. Die Polity kennt Æthelreds Sätze sonst nicht, denen Cnut seitenlang folgt; sie ent-

[1] So bezeichne ich die von Napier gedruckten, aber Wulfstan nicht beigelegten Predigten.

[2] Doch begegnen dieselben Zeilen auch in Homilien nach Wulfstan p. 282. 303.

nahm also jene Wörter Æthelred nicht direkt, sondern nur durch Cnuts Vermittelung.

Endlich decken sich Sätze über den von der Kirche genossenen und gewährten Sonderschutz in Polity 439, 26—37 mit I Cnut 2—2, 2. Wiederum hat hierin Cnut eigene Worte mit seiner Quelle (VI Æthelred 13 f.) verknüpft, und Polity enthält auch jene; wiederum steht das Stück bei Cnut an gehöriger Stelle planvoll eingeordnet, verbindet sich dagegen der Polity nur lose. Allein diese letzte Übereinstimmung besitzt wegen ihres häufig wiederkehrenden Inhalts weniger Beweiskraft.

Jene zwei ersten Übereinstimmungen betreffen Stücke, deren gehobener Stil deutlich absticht von geschäftsmäſsiger Gesetzessprache. Hat sie Cnut, wie er auch sonst kanonistische und homiletische Bücher benutzt, fertig geformt vorgefunden? Möglich, aber jedenfalls nicht in der 'Polity'. Denkbar bleibt ja, daſs eine sonst spurlos verlorene Quelle jene drei Übereinstimmungen enthielt und sowohl Polity wie Cnut aus ihr schöpften, jene in ungeschickter Weise, dieser planvoll. Weit wahrscheinlicher aber ist die andere Erklärung: Polity benutzte Cnuts Gesetze und entstand also nach 1027.[1] —

An zwei Stellen stimmen Cnuts Gesetze mit echten[2] Homilien Wulfstans überein. In I, 22—22, 4 mahnt Cnut, *Pater noster* und *Credo* zu lernen; er sagt 22, 2: *Crist sylf sang Pater noster ærest 7 þæt gebed his leorningcnihtum tæhte.* Aber er verschweigt den bei Wulfstan[3] 20 f. dem obigen folgenden und offenbar doch schon hier gedachten Satz *leorningcnihtas .. sungon Crede.* Er knüpft vielmehr 22, 5 f. ein Stück ebenfalls fremder Herkunft, nämlich aus den sog. Canones Eadgari 22, an. Er bringt also den Text erstens weniger vollständig und zweitens weniger rein als Wulfstan.

Sodann erklärt Wulfstan 113, 14 dem Menschen dessen *þearfe*; er warnt vor *an tima,* da *us wære leofre þonne eal on* Erden, *þær*[4] *we á worhton, þa hwile þe we mihtan, georne* Gottes Willen; 'aber dann werden wir nur Lohn für das im Leben Gethane empfangen; wehe dem der Hölle verdient hat'. Genauestens paſst dies Stück in

---

[1] S. unten. [2] Napier, *Über Werke Wulfstans* 7. 18.

[3] Verwandt ist 17, 10—14.

[4] *þæt,* Variante in Cnut und Wulfstan; ich schlage vor *þæt ær.* Zwei Homileten nach Wulfstan 118. 208 benutzen dieselbe Stelle.

den Gedankenzusammenhang: vorher treibt Wulfstan zur Entrichtung der Kirchensteuern, die doch ein so kleiner Teil dessen sind, *þæt we on worulde wiðæftan us læfað*; nachher malt er die Höllenstrafen aus. Dagegen kommt diese Berechnung des eigenen Vorteils nicht deutlich heraus in der Wiederholung bei Cnut 18, der für diese letzte Zeile das farblose *þæt on middanearde is* einsetzt; und nicht ein Opfer für Gott fordert Cnut vorher, sondern Enthaltung von Geschäften am Feiertag; nicht den Gedanken an die Hölle führt er weiter, sondern er mahnt 18, 1 zur Umkehr von Sünden. Aber nicht genug, daſs das Gemeinsame bei Wulfstan kraftvoller und im richtigeren Lichte erscheint als bei Cnut: letzterer stellt es hinter und vor je ein Stück, das er aus VI Æthelred abschreibt; und zwar indem er es durch 'Vielmehr' dem Folgenden stilistisch verbindet. Wulfstan hätte also, wäre er der Benutzer, in dem fortlaufenden Satze ahnen müssen, wo genau Cnuts Plagiat an Æthelred begann. Folglich schöpft Cnuts Gesetzbuch aus Wulfstans Homilie.[1]

Wulfstan war kraft seiner Stellung als Prälat von York und Worcester zur Teilnahme an der staatlichen Gesetzgebung berufen, laut seiner litterarischen Erfolge besonders befähigt. Er blieb als Prediger durchaus nicht in allgemeinen Ermahnungen stecken, die für alle Zeiten und Völker passen würden, sondern verbot bestimmte Miſsbräuche, die um 1010 in England herrschten, und zwar zum Teil dieselben wie mancher Erlaſs Æthelreds und Cnuts. Er selbst nennt sich bei einem Gesetze Æthelreds[2] an der Formgebung beteiligt. Er spielte auch an Cnuts Hofe eine bedeutende Rolle, z. B. im November 1020.[3] Seine Predigten sind in Cnuts Gesetzbuch benutzt. Es mögen noch sonstige Wahrscheinlichkeitsgründe bestehen für die Annahme 'that the homilist is in large measure the author of the Laws'.[4] Dennoch muſs sie fallen. Wenig Gewicht zwar mag man auf den Einwand legen, daſs ein Autor wohl selten selbstgeschliffene Pfeile abstumpft, um sie noch einmal abzuschieſsen auf ein anderes Ziel, als wofür er sie ursprünglich bestimmt hatte. Aber würde eine litterarische Kraft wie Wulfstan von seinem jungen, für

[1] Kinard, *A study of Wulfstan* 32, meint umgekehrt: 'the homilies follow the laws', ohne die dann notwendige Folgerung zu ziehen, daſs Wulfstan diese Predigten erst 1017—23 geschrieben habe.

[2] VI Atr 40, 2. [3] Ann. Anglosaxon. [4] Kinard 43.

die sittliche und religiöse Reform begeisterten Monarchen vor die grofsartige Aufgabe gestellt, ein geistliches Gesetzbuch zu entwerfen, sich begnügt haben, wie Cnuts erster Teil das thut,[1] fast nur ältere Sätze abzuschreiben? Und hat denn, als Wulfstan am 28. Mai 1023 starb, Cnuts Codex schon existiert?

Dieser datiert sich selbst nur 'Weihnachten zu Winchester'; und für die Benutzer, auch die vielleicht noch zeitgenössischen,[2] steht kein Abfassungsjahr vor Cnuts Tode (1035) fest. Von den Jahren 1016—34 fallen 1019, 1026, 1028 fort, weil damals Cnut zu Weihnachten nicht in England war. Ebenso 1016, da Eadmund III erst am 30. November starb, und drei Wochen nicht genügen zur Vorbereitung einer so wohldurchdachten Gesetzsammlung oder auch nur eines grofsen, wichtigen Reichstages für ganz England, ja nicht einmal zur Besitzergreifung des Landes. Der Annalist setzt diese gewifs mit Recht erst zu Anfang 1017. Nach Florenz fand diese allgemeine Anerkennung zu London statt, und feierte Cnut ebendort das Weihnachtsfest 1017. Gegen die Abfassung des Gesetzbuches in den ersten dreizehn Monaten nach Eadmunds Tode, wenn nicht sogar gegen eine solche in den ersten Jahren überhaupt, zeugen vielleicht zwei Stellen, in denen Cnut wohl als Regent längerer Zeit erscheint. *Hit wæs ær þyson,* sagt er II, 76, 2 (übrigens wie Wulfstan[3] schon 1014), dafs Wiegenkinder Strafe litten zu Gunsten des Justizertrages; *ac ic hit forbeode heonon forð.* Der Mifsbrauch, den er nicht etwa nur früheren Königen beilegt, soll also nicht etwa vom Regierungsantritt an, sondern 'hinfort' unterbleiben. Ferner erprefste laut II, 69 *ær þyson* der Königsvogt von den Eingesessenen eine Beisteuer zu seiner dem Fiskus schuldigen Pacht; hiermit droht ihm Strafe, *gif hwa after þæm wite crafige.* Dies nennt Cnut eine *lihtingc eallon folce*: offenbar die Reform einer schon einige Zeit drückenden Verwaltung, und nicht ein Regierungsbeginn. Als Cnut, noch 1020, seinem Volke den Vorzug des Regierungswechsels preisen will, weifs er weit wichtigere Fortschritte Englands über den Zu-

[1] Das Eigene oder vielleicht nur in früherem Text Verlorene verhält sich zu wörtlich Entlehntem höchstens wie 1 : 10.

[2] Dies sind mehrere Homileten nach Wulfstan, n. 23. 24. 37. 41. 43. 50. 58—61, dann 'Polity', ferner das northumbrische Priestergesetz, endlich der Rechtstraktat 'Grith' (Schmid, *Ges. d. Ags.* 384).

[3] Ed. Napier 158.

stand vor 1016 hervorzuheben, nämlich die Sicherung des Friedens innen und aufsen. Wenn das Gesetzbuch weder die vorherigen Wirren, noch selbst die finanziell schweren Opfer der Übergangszeit ahnen läfst, so spricht auch das für eine Abfassung, nachdem die Neuordnung schon einige Zeit sich friedlich bewährt hatte.

Zu 1018 meldet der Annalist: *Dene and Engle wurdon sammæle æt Oxnaforda to Eadgares lage.* Kann die Nachricht mit dem Gesetzbuch verbunden werden? Der Ort war ein anderer; Eadgars Recht ist von Cnut allerdings benutzt, aber neben anderen und weit weniger als Æthelreds. Höchst wahrscheinlich meint der Annalist unter *lage* Verfassung, Rechtszustand, nicht Gesetz. Freilich wäre denkbar, dafs der Oxforder Beschlufs erst zu Winchester, Weihnachten darauf, schriftliche Form gewonnen hätte. Und dafür scheint (aufser einem wirren Hagiographen [1]) ein Interpolator zu sprechen, der in Cnuts Prolog einschaltet, die Gesetzgebung sei erfolgt, *sona swa Cnut frið and freondscipe betweox Denum and Englum gefæstnode and heora saca getwæmde.* Dem ersten Artikel Cnuts fügt er hinzu, die Witan würden *Eadgares lagan folgian.* Er lebt zwar Cnut zeitgenössisch oder höchstens ein Menschenalter später. Aber obwohl er die Versöhnung zwischen Engländern und Dänen richtig dem Gesetzbuche vorangehen läfst, irrt er darin, dafs er die Verpflichtung auf *Eadgares lage* mit dem Gesetzerlasse identifiziert. Und er erweist sich auch sonst höchst unzuverlässig: willkürlich kürzt, mehrt und mengt er Gesetze nicht blofs Æthelreds und Cnuts untereinander, sondern verquickt sie mit etwa gleichzeitiger Homiletik und Kanonistik. Möglich, dafs er, ohne vom Jahre 1018 aus eigener Erinnerung zu wissen, Cnuts Erlafs von 1020 [2] benutzte. Darin berichtet Cnut nämlich, dafs er in England *unfrið totwæmde,* und befiehlt *Eadgares lage, on Oxenaforda* beschworen, zu halten.

Dieser Erlafs von 1020 citiert einen päpstlichen Mahnbrief zur Kirchlichkeit, erwähnt jenen Eid auf Eadgars Verfassung, beruft sich auf die Autorität der Bischöfe und wiederholt Worte der Gesetze Eadgars und Æthelreds, um Mafsregeln zu verordnen,

---

[1] *In regnum promotus, stabiliens sequi queque optima legis, ad Windlesors habito concilii termino;* Hermann, *Mir. s. Eadm.* (ed. Liebermann, *Anglonorm. Geschichtsqu.* 236). Er läfst sogar 1017 erst hierauf folgen.

[2] Ed. Liebermann 273 f.

die ausführlich in Cnuts Gesetzbuch behandelt werden. Er hätte zweifellos letzteres citieren müssen, wenn er nicht (wie auch die Forscher, die ihn damit verglichen, annehmen) ihm zeitlich voranginge und gleichsam nur ein Programm der zukünftigen Gesetzgebung wäre.

Dafs das Gesetzbuch erst nach der Romreise 1027 erschien, sagt Wilhelm von Malmesbury[1] deutlich. [Vielleicht nur ihm folgt, verdient also dann hierfür keine Beachtung, ein Mönch,[2] der erst 1173—80 zu Bourges schreibt, aber englischer Abkunft ist; er meldet zu 1028: *Cnuto rex Anglorum ... leges plurimas a se promulgatas confirmavit et litteris indidit.* Möglich, dafs Herzog Wilhelm von Aquitanien neben Geschenken von Cnut und dank sonstigem Verkehre[3] auch die Nachricht von der Gesetzsammlung erhielt, die einem damaligen Fürsten als ausnahmsweise Merkwürdigkeit gelten mufste.] Dagegen darf man für eine Datierung des Codex nach der Romreise, bezw. nach der Eroberung Norwegens 1028, nicht anführen die Verordnung des Peterspfennigs I, 9, die ja nur VIII Æthelred 10 folgt, oder den Titel *Norđrigena cyning,* der nämlich der besseren Handschriften-Klasse fehlt und überhaupt nur in der Überschrift einer angelsächsischen Handschrift-Klasse,[4] sowie im Prolog einer Übersetzung vorkommt; diese Überschrift und dieser Prolog weichen beide auch sonst willkürlich vom Originaltext ab; für die Aufnahme noch nicht eroberter Reiche in den Königstitel, der also, wenn echt, nach Brefslaus Ausdruck nur 'Prätensionstitel' wäre, giebt es übrigens noch ein anderes Beispiel, nämlich im Briefe von der Romreise 1027.[5]

Dieser Brief, zwei Menschenalter später lateinisch übersetzt und nur so uns erhalten, verspricht und befiehlt, ganz wie jener Erlafs von 1020, für die Zukunft fromme und gerechte Regierung: *Antequam ego Angliam veniam, omnia debita que Deo secundum legem antiquam debemus sint persoluta*: Pflugalmosen, Jungviehzehnt, Peters-

---

[1] *Reg.* 183; ed. Stubbs 224.

[2] *Ex ms. Paris. Reg.* 4904 ed. Bouquet, *SS. Gall.* X, 263, fälschlich *Will. Godellus* genannt; vgl. Holder-Egger, *Mon. Germ.* 26, 195.

[3] Aus Labbe, *Concil.* IX, 882 (Konzil zu Limoges 1031), citiert von Waitz zu *Ademar, Mon. Germ., SS.* IV, 134.

[4] Aus der A-Klasse schöpft Consiliatio.

[5] Ed. Liebermann, *Ges.* 276.

pfennig, Fruchtzehnt und *Ciricsceatt.* Er verordnet das in Eadgars Worten II, 2, 3—4. Weit ausführlicher behandelt nun dieselben Kirchengerechtsame der Codex I, 8—14; er konnte also, wenn er vor 1027 entstanden wäre, nicht mit Stillschweigen in Cnuts Briefe zu Gunsten alter, ja sogar in einer Kleinigkeit abgeänderter, Gesetze übergangen werden. Ich datiere also Cnuts Codex 1027 oder 1029 bis 1034.[1] Er kann daher nicht von Wulfstan benutzt worden sein.

[1] Über 1028 s. oben S. 51.

Berlin. F. Liebermann.

Über die Entwicklung von ae. *ŭ-, ĭ-*
und die Dehnung in offener Silbe überhaupt.

II.

In meinem früheren Aufsatz (Archiv CII, 43 ff.) habe ich meine These von der Dehnung des ae. *ŭ-, ĭ-* auf nordhumbrischem Boden neuerlich zu stützen und die Einwände Morsbachs (Archiv C, 53 ff., 267 ff.) als nicht stichhältig zu erweisen gesucht. Ich habe dabei auch schon Morsbachs eigene Auffassung berührt und was gegen sie spricht dargelegt. Nun möchte ich auf gewisse Voraussetzungen seiner Ansichten eingehen und einige speciellere Punkte besprechen, welche mit unserem Problem in engem Zusammenhang stehen.

Zunächst mufs ich anerkennen, dafs Morsbach meinen Archiv XCVIII, 436 ff. vorgebrachten Einwänden gegen die ae. *ŭ-, ĭ-* betreffenden Lehren seiner Mittelenglischen Grammatik zum Teil nachgegeben und seine Auffassung modifiziert hat. Dafs wir die me. nordh. *ẹ̄* für ae. *ĭ-* nicht auf altenglische Formen mit *u*-Umlaut (wie *weocu*) zurückführen können, giebt er jetzt zu (S. 283 f.); ebenso dafs früh-neuenglische Lautungen wie [*lūv*] nicht aus altenglischen Nebenformen mit **o* (**lofu*) abzuleiten sind (S. 63). Er hat auch die überraschende Lehre, dafs ae. *ŏ-, ĕ-* zu me. *ǭ, ę̄* werden können, mindestens bezüglich des *ŏ-* aufgegeben (S. 63), während er sie für *ĕ-* aus ae. *eo-* immer noch für möglich hält (S. 282). Die Längung von ae. *ĭ-* zu me. *ẹ̄* giebt er überhaupt zu, nur hält er sie für sporadisch (S. 283 f.). Über die Unzulässigkeit dieser Beschränkung ist bereits Archiv CII, 50 ff. gehandelt.

Dagegen will Morsbach die entsprechende Erscheinung auf der anderen Seite des Vokalismus, die Dehnung von ae. *ŭ-* zu *ọ̄*, nicht anerkennen. Das hängt in erster Linie damit zusammen, dafs er bezüglich der Entwicklung des me. *ọ̄* noch nicht zu der meines Erachtens richtigen Ansicht durchgedrungen ist. Seine Äufserungen über sie zeigen eine seltsame Unklarheit. Ich mufs etwas ausführlicher werden.

1.

In seiner Mittelenglischen Grammatik § 122 hatte Morsbach von den nördlichen Reimen zwischen me. *ọ̄* und *ŭ* gesagt, sie könnten 'nur durch eine Annäherung des alten [*ō*] an [u^o] erklärt werden'. Unter [u^o] versteht er ein dem *o* nahestehendes offenes *u*, welches der Lautwert des me. *ŭ* war. Er vertritt also hier die Auffassung, daſs sich me. *ọ̄* auch im Norden der *u*-Qualität genähert habe.

Nun kam ich mit meinen 'Untersuchungen' und zeigte neuerlich, was andere schon ausgesprochen hatten, daſs me. *ọ̄* im Norden eine wesentlich andere Entwicklung einschlug als im Süden. Während es hier im 15. Jahrhundert zu [*ū*] vorrückte, trat im Norden schon vor dem 14. Jahrhundert eine eigentümliche Veränderung ein, die schlieſslich zu einem *ü*-artigen Laut führte, ohne daſs aber bei dieser Entwicklung der Weg über die *u*-Qualität geführt hätte. Die Reime mit *ŭ*-, lehrte ich, kämen daher, daſs *ŭ*- zu *ọ̄* geworden war, bevor dieses noch seine speciell nordhumbrische Entwicklung angetreten hatte. Nur um ae. *ŭ*-, nicht auch um *ŭ* (in geschlossener Silbe) handle es sich aber bei diesen Reimen.

Morsbach stimmt in den meisten Punkten zu. Nun ist auch er der Meinung, daſs me. *ọ̄* zu zwei früh-neuenglischen Entsprechungen führe, [*ǖ*] im Norden, [*ū*] im Süden (S. 61). Er giebt auch zu, daſs 'das *ọ̄* im Norden dem *ŭ*- lautlich nahe oder vielleicht schon gleich war' (S. 63). Überraschenderweise fügt er aber hinzu: 'wie dies auch schon in der Me. Gramm. § 122 gesagt war'. Hier ist ihm nun ein groſser Irrtum unterlaufen. Dort war die Rede von *ŭ* im allgemeinen und nicht von *ŭ*-. Das ist aber eine Unterscheidung von allergröſster Bedeutung: die lebenden Mundarten halten ae. *ŭ* in geschlossener Silbe überall von me. *ọ̄* getrennt, und nur *ŭ*- zeigt Berührungen mit diesem: ein Verhältnis, das ja auch in den mittelenglischen Reimen uns entgegentritt. Morsbach hat nicht etwa unter *ŭ* bloſs *ŭ*- im Auge gehabt; er ist sich vielmehr der Notwendigkeit dieser Unterscheidung sowie des Abstandes meiner Lehre von der seinigen nicht bewuſst geworden, denn im weiteren Verlaufe spricht er ausdrücklich davon, daſs me. *ọ̄* dem *u*- und *u* nahestand oder ihm gleichkam (S. 69, 73). Er hat eine klare und höchst wichtige Scheidelinie, die in den lebenden Mundarten zu Tage tritt, nicht in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt. Wenn er daher einmal sagt, meine Untersuchung der Mundarten hätte für das Mittelenglische weit weniger Neues ergeben, als man hätte erwarten dürfen (S. 60), so rückt diese Bemerkung in ein merkwürdiges Licht.

Infolge dieses Versehens ist Morsbach bezüglich der Lautqualität des *ọ̄* auf Irrwege geraten. Wir hätten nach ihm in spät-mittelenglischer Zeit im Norden drei *u*-artige Laute zu unterscheiden: 1) die Entsprechung von ae. *ó*, 2) die von ae. *ŭ*- und *ŭ*, 3) die von ae. *ū*. Die ersten beiden sollen qualitativ einander nahestehen oder gleichkommen, so daſs sie einen nur quantitativ ungenauen Reim bilden konnten (S. 69, 73). Dagegen sollen sich 2) und 3) deutlich voneinander abgehoben haben (S. 69), d. h.

doch wohl auch qualitativ so verschieden gewesen sein, daſs man sie nicht reimen lieſs. Nun zeigen die modernen Dialekte, daſs zwar *ŭ*- und *ǭ* sich berühren, die Entsprechung des *ŭ* aber überall von der des *ǭ* auch qualitativ scharf geschieden ist: sie ist [*u*] oder [*v*], letztere [*ü*, *ö*, *iu*, *iə*] u. dgl. Andererseits gewahren wir, daſs me. *ŭ* (aus ae. *ŭ*) im gröſsten Teil von Ellis' Norden (in den Strichen zwischen seinen Linien 6 und 8, also in fast ganz Yorkshire, Westmoreland, Cumberland und angrenzenden Gebieten) noch heute der Entsprechung des me. *ū* qualitativ nahesteht oder gleichkommt, da es hier [*u*] lautet, me. *ū* aber [*ū*], und höchstens eine Unterscheidung zwischen offener und geschlossener Qualität besteht. Es tritt somit gerade das Umgekehrte von dem zu Tage, was Morsbach behauptet. Daſs aber dieser Zustand in mittelenglische Zeiten zurückreichen muſs, ist von vornherein klar und wird durch die me. nordh. Reime bestätigt: me. *ǭ* wird weder mit me. *ū* noch mit *ŭ* (aus ae. *ŭ*), sondern nur mit der Fortsetzung von ae. *ŭ*- gebunden. Da nun noch heute me. *ū* überall, me. *ŭ* im gröſsten Teil des Nordens *u*-Qualität hat und diese doch gewiſs etwas Altes sein muſs, folgt aus der scharfen Trennung des me. *ǭ* von diesen beiden in alter wie in neuer Zeit doch auch vom Standpunkt Morsbachs aus, daſs hier me. *ǭ* der *u*-Qualität nie sehr nahe gekommen sein kann.

Allerdings sucht Morsbach seinen Lesern (S. 62) darzulegen, daſs ich mir zwischen dem ursprünglichen *ǭ* und dem schlieſslichen *ü̅* auch einen *u*-haltigen Laut gedacht habe und somit von seiner Lehre in der Mittelengl. Gramm. nicht abweiche. Aber das ist nur ein Spiel mit Worten, das dadurch ermöglicht wird, daſs er einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz meiner Darlegungen mit einseitigem Nachdruck auf einem Worte in s e i n e n Gedankengang einfügt. Ich hatte ausgeführt, daſs der neue Laut des ae. *ó* im Nordhumbrischen zunächst, ohne *ū* zu sein, doch ihm nicht s e h r ferne gestanden haben kann, weil frühe Kürzungen wie in *other* u. dgl. zu demselben Ergebnis wie sonst *ŭ* führen. Von drei Lauten, die wir uns nun a priori als erste Stufe der Modifikation des alten *ǭ* denken könnten, stehe einer, entrundetes *ǭ* (also mid-back-unround), dem *ū* a m n ä c h s t e n. Morsbach faſst diesen Superlativ, indem er die verglichenen Laute übergeht, als Elativ, als 'höchst nahe', und findet, daſs auch ich 'zunächst einen *u*-haltigen oder mindestens *u*-ähnlichen Laut' mir als Wiedergabe des *ǭ* vorstelle. Aber mit meinen Worten ist doch nicht gesagt, daſs der neue Laut, a b s o l u t genommen, dem *ū* sehr nahe gestanden haben muſs, und noch weniger, daſs er '*u*-haltig' war. In diesem Sinne habe ich Archiv XCVIII, 438 gesagt, daſs '*ǭ* im Norden niemals dem *u* genähert' war, d. h. nicht, wie im Süden, dem Vokalextrem zustrebte, sondern 'seit dem 14. Jahrhundert ein *ü*-artiger Laut', d. h. eine Vorstufe des *ü̅*, welches für das 16. Jahrhundert gesichert ist.

2.

Daſs Morsbach den einschneidenden Unterschied zwischen Nord und Süd nicht voll gewürdigt hat, rührt auch daher, daſs er über gewisse

modern-dialektische Verhältnisse vorschnell urteilt und dadurch zu schiefen Auffassungen gelangt. Das me. ǭ wird nicht nur auf nordhumbrischem Boden durch *ü/ö* (bezw. darauf zurückgehende Laute) wiedergegeben, sondern auch auf zwei kleineren Gebieten im Südwesten und in Ellis' Osten (West-Somerset, Devon und Cornwall einer-, Norfolk und Suffolk andererseits; Untersuch. § 109). Ich hatte (eb. § 120, 134) auf Umstände hingewiesen, die wahrscheinlich machen, dafs diese südhumbrischen *ü/ö* jüngeren Ursprungs, d. h. erst in neuenglischer Zeit aus dem gemein-südenglischen [*ū*] für me. ǭ entstanden und von der nordhumbrischen Entwicklung zu trennen sind. Morsbach will das nicht gelten lassen (S. 62, 271) und meint, wir hätten hier denselben Vorgang wie im Norden. Inzwischen habe ich, hauptsächlich angeregt durch eine Studie eines meiner Schüler über den Dialekt von West-Somerset, die hoffentlich bald veröffentlicht werden wird, ein neues und ganz zwingendes Argument für meine Auffassung gefunden.

Es giebt einige me. *ū* (geschr. *ou*), die trotz ihrer Stellung unter dem Hochton die Diphthongierung zu [*au*] nicht mitmachen, sondern ihre Lautung bis auf den heutigen Tag bewahren, nämlich die *ū* vor Labialen: *room, co(o)mb* ('Thalmulde'), *tomb, droop, stoop, coop, loop, whoop* aus me. *roum, coumb, toumbe, droupen, stoupen, *coupe, loupe, houpen*. Über die Gründe dieser Erscheinung habe ich Anglia XVI, 500 ff. gehandelt. Das sind also Fälle, in denen unzweifelhaft in früh-neuenglischer Zeit die Lautung [*ū*] gegolten hat. Wo sie heute einen *ü/ö*-Laut aufweisen, mufs die Entwicklung, die zu diesem führte, über früh-ne. [*ū*] gegangen sein. Das ist in der That der Fall im Südwesten und Osten, nicht aber im Norden.

Von den hierhergehörigen Wörtern ist glücklicherweise eines, *room*, in Ellis' Wortliste, als Nr. 656, enthalten. Auf nordhumbrischem Boden, wo überhaupt gar kein me. *ū* diphthongiert wird, ist es auch in diesem Wort erhalten; höchstens ist es verkürzt zu *ù* (Halblänge) oder *ŭ*. Das ausführlichere Material Murrays bietet noch einen zweiten Fall: *loop* (S. 148). An einem Punkt des mittleren Yorkshire (30[1]) treffen wir allerdings denselben *eə/iə*-Diphthong, der sich sonst in diesen Dialekten aus dem *ü* für me. ǭ entwickelt hat. Aber das kann keine organische Entwicklung sein: für diese Gebiete haben wir ja schon nachgewiesen, dafs der Weg von ǭ zu *ü* nicht über *ū* führte, was denn auch das Verhalten aller anderen nordhumbrischen Dialekte bezüglich *room* u. dgl. bestätigt. Wenn aber sogar dieser Einzeldialekt von allen übrigen abgewichen wäre und die Entwicklung zum *ü* hier wirklich über *ū* geführt hätte, so hätte sie doch alle me. *ū* ergreifen müssen, da diese ja nicht diphthongiert wurden. Thatsächlich sind sie aber noch heute als *ū* erhalten. Wir haben vielmehr klärlich eine Lehnform vor uns, die entweder südlicheren Dialekten oder der Schriftsprache entnommen ist, und zwar in der Weise, dafs das südenglische [*ū*] von *room* durch denselben Laut wiedergegeben wurde, der sonst dem südlichen [*ū*] in *do, soon, moon* u. dgl. entspricht, nämlich *eə/iə*. Derartige Übersetzungen aus einem Lautsystem

in ein anderes werden weiter unten (S. 65 f.) noch näher besprochen werden.

Anders verhält es sich nun in den kleineren südhumbrischen *ü/ö*-Gebieten. In West-Somerset erscheint in *room, droop, stoop, coop, loop, whoop* nicht [ū], sondern [ö] (Elworthy 52). Dasselbe gilt nach Ellis in Süd-Devon (11 2) in *room*. Im östlichen *ü/ö*-Gebiete finden wir zunächst in Nordost-Norfolk (19 2) [ǖ] ebenso wie in *good, look* (während me. *ū* durch (ɜ) wiedergegeben ist). In Ost-Suffolk (19 4) aber gilt derselbe *öü*-Diphthong, der auch sonst vor *m* anstatt des normalen *ü* auftritt, so daſs *room* vollkommen auf *bloom* und *broom* reimt. An den übrigen Punkten ist *room* leider nicht belegt.

Nun wäre ja die Möglichkeit einer schriftsprachlichen Beeinflussung, wie wir sie oben für einen Punkt Yorkshires annehmen muſsten, an sich nicht ausgeschlossen. Aber da alle hierhergehörigen Dialekte übereinstimmen, und namentlich da in West-Somerset sämtliche überhaupt vorkommenden Fälle von me. *ū* vor Labial diese Entsprechung zeigen, müssen wir annehmen, daſs wir eine lautliche Entwicklung vor uns haben, und es geht aus dem Sachverhalt mit völliger Sicherheit hervor, daſs in diesen Gebieten die Entwicklung von me. *ǭ* zu *ü* über früh-ne. [ū] führte, somit ein sekundärer, ganz junger Vorgang ist, der erst von dem gemein-südenglischen [ū] für me. *ǭ* abzweigt. Dazu stimmt ja auch aufs beste, wie man sieht, das Verkürzungsprodukt in 19 2. In West-Somerset giebt es noch eine Reihe *ü/ö* für früh-ne. [ū] aus anderen Quellen, auf die ich demnächst zu sprechen kommen werde. Vorläufig erwähne ich nur noch *gouge*, wo das Unterbleiben der Diphthongierung des me. *ū* wie in der Schriftsprache zu erklären ist (vgl. Anglia XVI, 504).[1]

Wir haben es also bei den *ü/ö*-Lauten für me. *ǭ* nördlich und südlich des Humber mit ganz verschiedenen Dingen zu thun: dort entstammen sie einer schon mittelenglischen Entwicklung, hier sind sie eine speciell neuenglische Erscheinung. Gewisse Reime und Schreibungen des Norfolkers Osbern Bokenam, die sich scheinbar nordhumbrischem Brauche zur Seite stellen, sind daher nicht wie dieser zu erklären. Wenn er gelegentlich *suth, tuk, stude* für *sooth, took, stood* schreibt, so ist das nicht, wie Morsbach meint (S. 271), ein Anzeichen dafür, daſs hier derselbe Vorgang eingetreten ist wie im Norden, denn das heute allerdings in Norfolk geltende *ü* ist erst innerhalb der neuenglischen Zeit aus älterem [ū] entstanden. Reime von me. *ǭ* und ae. *ŭ*- bei ihm weisen aber nur darauf hin, daſs *ǭ* bereits zu [ū] oder Nahestehendem geworden war.

---

[1] Anhangsweise sei erwähnt, daſs nach Ausweis des Wortes *room* in Ellis' Wortliste die Entwicklung von me. *ū* vor Labialen auf dem übrigen südhumbrischen Gebiet zumeist mit der in der Gemeinsprache übereinstimmt. Nur im nördlichen und westlichen Mittelland sowie an einigen nahen Punkten des Nordens ist Diphthongierung bezeugt, nämlich in 25 (westl. und südl. Cheshire), 21 (nordwestl. Derby), 24 3, 4, 5, 9 (südl. Yorkshire), 22 4 (mittl. Lancashire), 31 1 b, 2 b (nordwestl. Lancashire), 31 6 (südl. Durham).

Zeigt aber dieser Fall nicht abermals, wie sehr die mittelenglischen Verhältnisse durch die neuenglischen Mundarten aufgehellt werden?

3.

Auch in anderen Fällen ist Morsbach in der Beurteilung moderndialektischer Verhältnisse nicht glücklich. Die Belege für me. *ǭ* aus ae. *ŭ-* sind für ihn eine noch ungelöste Frage (S. 61 ff., 279). Speciell die im südschottischen Dialekt Murrays hält er nicht für beweiskräftig. Hier wird me. *ǭ* durch (ə) wiedergegeben. Dafs nun aus den (ə) für ae. *ŭ-* in *love* etc. auf eine mittelenglische Basis *ǭ* geschlossen werden kann, leugnet er, weil dieser Laut sich auch in Fällen finde, wo sicher kein *ǭ* zu Grunde liegt, nämlich in *tusk, ruth, could.* Ich hätte, meint er, von diesen Fällen keine Notiz genommen, wohl weil sie schwer zu deuten wären. In der That! Sollte ich wirklich so — naiv gewesen sein? Sollte ich nicht etwa gute Gründe gehabt haben, trotzdem an meiner Deutung festzuhalten? Fälle wie die angeführten sind sogar in viel gröfserer Anzahl vorhanden, und doch kann an der Rückführung des (ə) in *love* auf me. *ǭ* nicht gezweifelt werden.

Vorerst bemerke ich, dafs Ellis' (ə), Murrays *ui* ein *ö*-Laut ist, den Murray als mid-front-round bezeichnet und dem in frz. *peu* gleichstellt (S. 103, 113). Seine Quantität wird durch speciell südschottische Gesetze geregelt: es ist lang im Auslaut, vor *r, z, v* und *d,* sonst kurz. Doch ist die schottische Länge eigentlich Überlänge, die Kürze Halblänge. Der Laut ist von allen anderen scharf geschieden, namentlich von der Entsprechung des me. *ŭ,* von (ɜ), die nach Murray mid-back ist (S. 103) und der südenglischen Lautung des *ŭ* in *nut, up* nahe kommt (S. 110).

Wenn man nun das Material Murrays, namentlich seine Zusammenstellungen S. 142 ff. durchgeht, so zeigt sich, dafs (ə) die normale Wiedergabe von me. *ǭ* und inlautendem *ü* in französischen Lehnwörtern ist, von ersterem auch in *ford, board, hoard* (wie im Früh-Neuenglischen, vgl. Anglia XVI, 455 ff.), von letzterem auch in Fällen wie *judge, just, fusty.* Aufserdem findet sich (ə) noch:

1) in den Präteritis *should, could, bore, shore, swore, tore, wore, wove, froze, let, set, cast* (S. 203 ff.). Nebenformen gelten bei *could, should* mit dem auf me. *ū* zurückweisenden Laute, bei *tore* und *wove* mit der Entsprechung des me. *ǭ*;

2) für me. *ęu* in geschlossener Silbe: *truth,*[1] *ruth*;

3) für centralfrz. *ọ* bezw. *ọu,* norm. *u* in (romanisch) vortoniger Silbe in *country, cousin, cutler, gutter.* Ebenso in dem erst in neuenglischer Zeit entlehnten *gusset*;

4) in folgenden Einzelfällen: (*smər*) '*smother*' gegenüber ae. *smorian*; *sprout* gegenüber ae. *sprūtan, sprot, sprota*; *build* aus ae. *byldan*; *doleful*

[1] Von Ellis S. 718 fälschlich mit (əu) angegeben. Vgl. Murray S. 149.

aus afrz. *dueil.* Die noch übrigen Fälle sind etymologisch zu unsicher, um angezogen zu werden.

In den Präteritis unter 1) haben wir klärlich eine Analogiewirkung vor uns nach Maſsgabe der starken Verba der 6. (Sieversschen) Klasse (*faran, fór*). Im Südschottischen sind nicht bloſs ae. *bóc, forsóc, sc(e)óc, stód,* **tóc* in der normalen Lautung, also mit (ə) vorhanden, sondern auch noch *ʒróf, hóf, sc(e)óf, sc(e)óp, wósc*; sie bilden also eine stark ausgebildete Gruppe. Der Präsensvokal dieser Verba war ae. *a* oder *e* (letzterer bei Umlaut wie in *hebban*). In der That sehen wir die unorganischen Präterita nur bei Verben entstehen, deren Präsensvokal ae. oder doch früh-me. *a* oder *e* war. Somit ist unsere Deutung völlig gesichert.

Um die Fälle unter 2) richtig zu beurteilen, müssen wir uns nach der sonstigen Entsprechung des me. *ęu* umsehen. Sie ist (əu), also ein Diphthong des *öu*-Typus, in *new, yew* u. dgl. (S. 146, 117), wo es sich um den Auslaut handelt. Für me. *ęu* im Inlaut bilden *truth* und *ruth* die einzigen sicheren Belege: denn *hewn,* das (əu) hat, kann vom Infinitiv beeinfluſst sein, und gelehrte Wörter wie *feud, Europe* mit (əu) fallen natürlich weg, zumal sie wahrscheinlich zu me. *ęu* zu stellen sind. Wir haben daher offenbar die lautgesetzliche Entwicklung des me. *ęu* in dieser besonderen Stellung vor uns: sein Zusammenfall mit früh-me. *ü* (aus frz. *ü* und me. *ǭ*) ist gewiſs nicht überraschend.

Was die Abteilung 3) betrifft, so wird afrz. vortoniges *ǭ,* norm. *u* sonst vor Vokalen (in *coward, bowel, towel, trowel*) und in *butcher* durch die Entsprechung des me. *ū,* vor Konsonanten (in *mountain, journey* u. dgl.) durch die Entsprechung des me. *ŭ,* also (ɜ), wiedergegeben. Die Abweichung in den angeführten Fällen muſs eine besondere Ursache haben, die vorläufig noch nicht klar ist. (Liegt etwa Einfluſs des vorangehenden *c, g* vor?)

Von den unter 4) aufgezählten Wörtern wird in *doleful* wohl die Entsprechung von frz. *ü* vorliegen, die in einigen mittelenglischen Schreibungen zu Tage tritt (Behrens 154) und später besonders dem Norden geläufig zu sein scheint (vgl. *dule* im Prick of Consc. und *dule, duil* in schottischen Texten des 16. Jahrhunderts, z. B. Dunbar ed. Schipper, Gloss.). Die Geschichte dieses Wortes ist ja sehr verwickelt. *Build* ist höchst auffällig. Da aber im 16. Jahrhundert die schottische Form für dieses Wort noch *beild* war (NED. s. v.), haben wir es wohl mit einer Lehnform zu thun. Und da in der Schriftsprache im Früh-Neuenglischen das Wort unter anderen auch die Lautung *būld* hatte (Ellis III, 884), die sich ja noch in der heutigen Schreibung mit *ui* wiederspiegelt, so ist es möglich, daſs die schottische Form daher entlehnt ist. Die zwei noch übrigbleibenden Fälle können möglicherweise denjenigen, in welchen (ə) einem ae. *ŭ-* entspricht, anzureihen sein: denn **smurian,* **spruta* neben den überlieferten *smorian, sprota* sind leicht möglich, wie die belegte Doppelheit *spura — spora, duru — dor* zeigt.

Es sind also allerdings einige Fälle von (ə) vorhanden, die noch der Erklärung harren: werden wir aber deswegen die völlig klare Beziehung

des (ə) zu me. *ǭ*, die durch so viele Fälle durchgeht, in Zweifel ziehen? Und davon abgesehen: fassen wir nur einmal den Sachverhalt etwas schärfer ins Auge! Worauf soll denn südschottisch (*ləv, abəv, dər, kəd, həl*) gegenüber ae. *lufu, abufen, duru, cudu, hulu* zurückgehen? Zu den noch unklaren Fällen der Kategorie 3) oder zu *doleful* können sie jedenfalls nicht gehören, da sie nicht romanische Wörter sind. Zu *build, smo(the)r, sprout* sind sie aber auch nicht zu stellen, denn altenglische Grundlagen mit *ú* oder *y* sind ziemlich ganz ausgeschlossen, solche mit *ǒ* mindestens bei den so häufig belegten ersten zwei Wörtern höchst unwahrscheinlich. Somit sind wir schon aus intern-dialektischen Gründen gezwungen, eine mittelenglische Basis mit *ǭ* anzusetzen, und diese wird vollends zur Gewifsheit erhoben durch die entsprechenden Schreibungen in schottischen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts (*luif, abuif, duir, huil*, Archiv CII, 76 f.).

Ähnliche Erwägungen sind Morsbach entgegenzuhalten, wenn er meine Ansetzung von ae. *duce* (nicht *dúce*) als Basis des südschottischen (*dək*) zurückweist (S. 61). Wir haben keinen sicheren Fall, wo (ə) auf ae. *ú* zurückgeht, dagegen mehrere, wo es aus ae. *ŭ*- erflossen ist. Ich habe ferner (§ 553) schon darauf hingewiesen, dafs auf die Ansetzung von ae. *dúce* nichts geführt hat, als der etymologische Zusammenhang mit dem Verbum *dúcan*, während die Schreibung in den mittelenglischen Belegen (*o* mit *u* wechselnd, nicht *ou*) deutlich auf ae. *ŭ* weist. Ich meine, das sind Erwägungen, die ernst zu nehmen sind, ja sogar schwer ins Gewicht fallen. Wenn Morsbach dagegen behauptet, ich hätte *dŭce* 'lediglich zur Rettung meines Lautgesetzes' postuliert (S. 61), so zeigt das nur, wie wenig Verständnis er für die einfachsten sprachgeschichtlichen Erwägungen hat, wenn sie von anderer Seite vorgebracht werden, und wie voreilig er aburteilt.

Sein Hinweis auf § 54, Anm. 1 seiner Mittelenglischen Grammatik besagt gar nichts. Denn die dort zusammengestellten Fälle von Verkürzung sind teils anders beschaffen, teils liegt auch ihnen altenglische Kürze zu Grunde (*dufe*). Dagegen erweist die Schreibung *duik* in schottischen Texten des 16. Jahrhunderts (Archiv CII, 76 f.) me. *ǭ*: es mufs also schon vor der Dehnung in offener Silbe, d. i. mindestens in spät-altenglischer Zeit *ŭ* gegolten haben. Da nun ein Grund zu so früher Kürzung eines ae. *ú* nicht zu ersehen, sondern diese vielmehr höchst auffällig wäre, andererseits etymologisch *ŭ* ebensogut möglich ist als *ú*, wird sich kein Unbefangener sträuben, schon ursprüngliche Kürze anzusetzen.

Inzwischen ist der Artikel des NED. über *duck* erschienen und hat allerdings einen spät-mittelenglischen und einen früh-neuenglischen Beleg mit *ou* gebracht, daneben aber auch solche für die Schreibung *dook* im 15. Jahrhundert, die offenbar wie *door* zu beurteilen sind. Wenn nicht eine späte Umdeutung nach dem Verbum *douke* aus ae. *dúcan* vorliegt (was ich für wahrscheinlich halte), so hat also a u c h ein ae. *dúce* bestanden. Aber die vorwiegende Form war jedenfalls *duce*, die einerseits das nordenglische *dǭke* (und schottische *duik*), andererseits das südenglische

düke, dücke (auch *doke, docke* geschrieben) und ne. *duck* liefert. Die *ck, kk* des 15. Jahrhunderts machen durchaus keine Schwierigkeiten, wie Murray meint: es war nur natürlich, dafs man, als das *-e* verstummte, so schrieb, da sonst einfaches *k* nach kurzem Vokal im Auslaut nicht vorkommt (vgl. *thick, back, luck* u. dgl.).

Mit ähnlichen Erwägungen sind auch sonstige Fälle, wo ich nicht belegte Nebenformen angesetzt habe, z. B. die oben S. 61 erwähnten, zu stützen. Ich brauche sie nicht zu wiederholen. Morsbach sollte sich am allerwenigsten gegen solche Ansätze sträuben, denn er selbst hat vor kurzem (Me. Gramm. S. 91) daran gedacht, für *lufu* und eine Reihe ähnlicher Wörter nicht belegte Nebenformen mit *ŏ* anzunehmen! —

In den obigen Zusammenstellungen ist noch nicht der dritte von Morsbach mir entgegengehaltene Fall, wo südschott. (ə) nicht auf me. *ǭ* zurückgeht, erledigt worden, nämlich *tusk*. Dies rührt daher, dafs das Wort bei Murray nirgends belegt ist. Es findet sich in einem benachbarten Dialekt derselben Grafschaft, dem von Liddesdale Head (33 b, Ellis S. 721 ff.), der allerdings in allem wesentlichen mit dem Murrays, d. i. dem von Hawick, übereinstimmt. Nun ist zunächst zu betonen, dafs die Länge des Vokals in ae. *túsc* keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist (vgl. Kluge-Lutz, E. Etym. s. v.). Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist vor der mehrfachen Konsonanz frühe Verkürzung zu erwarten. Das zeigt die Entwicklung von *áscian*, das fast immer im Mittelenglischen als *aske, asshe*, nur selten als *ǭske, ǭsshe* erscheint, und ähnlicher Fälle. Morsbach konstatiert Me. Gramm. § 63 selbst, dafs vor *sc, sh* sich vorwiegend Kürze entwickelt. In der That bieten auch die bis jetzt bekannten mittelenglischen Schreibungen nur *u, o*, nicht *ou*. Andererseits konnte *sk* in flektierten Formen leicht zur zweiten Silbe gezogen werden, was Morsbach a. a. O. ebenfalls zugiebt. In einer Form *tu-scas* stand aber *ŭ* in offener Silbe, somit ist die Weiterentwicklung zu me. *ǭ* und neuschott. (ə) ganz in Ordnung. Wir haben hier einen Fall von der Verkürzung und späteren Dehnung, von welcher ich Archiv CII, 70 f. gehandelt habe. —

Schliefslich mufs ich noch einen weiteren Irrtum Morsbachs bezüglich des Südschottischen aufdecken. Im Dialekt von Hawick (dem Murrays) erscheint ae. *duru* als (*dər*), in dem von Liddesdale Head als (door), d. h. [*dǭr*].[1] Diese letztere Form führt Morsbach auf me. *dǫre* aus ae. *dor* zurück, 'da me. *ǫ* im Südschottischen (*oo*) ergiebt' (S. 61). Das ist eine Behauptung, die von geringer Sachkenntnis zeugt. Im Dialekt von Hawick, für den wir das reiche Material Murrays haben, ist die lautgesetzliche Wiedergabe von me. *ǫ* offenbar (*u'*), d. i. ein Diphthong des *uə*-Typus, und wo statt dessen [*ō*] erscheint, haben wir Lehnwörter oft recht späten Datums vor uns. Das hat bereits Murray aus der Beschaffenheit der *ō*-Wörter selbst erkannt (S. 147), und der Umstand, dafs die sicher nicht dialekt-

[1] In runden Klammern gebe ich Ellis' 'Palæotype' wieder, in eckigen zur Erklärung die uns geläufige Umschrift.

echten Fälle, wo ae. *á* durch me. *ǭ* wiedergegeben scheint, wie *oath, roam,* fast immer [ō], nicht (*u'*) zeigen, macht dies ganz unzweifelhaft. Daſs (*u'*) das Echte darstellt, folgt auch schon daraus, daſs das Seitenstück (*i'*) für me. *ā* klärlich das Lautgesetzliche ist. In dem nahe verwandten Dialekt von Liddesdale Head, für den wir nur Ellis' Wortliste haben, erscheint (*u'*) in *foal, coal, hole,* ferner in *storm, corn, horn,* wo offenbar auch me. *ǭ* zu Grunde liegt,[1] dagegen [ō] in *open, hope,* welche in Hawick (*u'*) haben. Bei dieser Sachlage kann man keinesfalls sagen, daſs me. *ǭ* im Südschottischen [ō] ergebe. Woher sollten denn die (*u'*) kommen, wenn sie nicht lautgesetzlich wären? Gewiſs ist dieses (*u'*) die normale Entsprechung; die Fälle mit [ō] dagegen werden — da ein lautlicher Grund zu einer Sonderstellung dieser Wörter nicht zu ersehen ist — Lehnformen darstellen. Es ist abermals daran zu erinnern, daſs in den englischen Dialekten Lehnformen eine viel gröſsere Rolle spielen als sonst (vgl. Arch. CII, 46). Speciell *hope* ist auch in vielen anderen Dialekten kein bodenständiges Wort, gerade so wie *hoffen* in vielen deutschen Mundarten. Somit weist alles darauf hin, daſs die Lautung (door) in Liddesdale Head nicht lautgesetzlich entwickelt, sondern entlehnt ist, vermutlich aus der Schriftsprache.

Morsbach wäre vor seinem Irrtum bewahrt worden, wenn er bezüglich der Wiedergabe des me. *ǭ* im Südschottischen meine 'Untersuchungen' zu Rate gezogen hätte. Dort ist bereits § 45 gesagt, daſs in dieser Gegend me. *ǭ* zu (*u'*) wird. Die Fälle mit (oo) waren mir keineswegs entgangen; aber ich war zu dem Ergebnis gelangt, daſs sie nicht die lautgesetzliche Entwicklung darstellen, und diese festzustellen war mein Ziel.

Vielleicht könnte man mir einen Vorwurf daraus machen, daſs ich Erwägungen wie die eben jetzt und vorhin bezüglich des (ə) vorgebrachten bloſs für mich angestellt und nicht auch in meinen 'Untersuchungen' den Fachgenossen mitgeteilt habe. Ich muſs zugeben, daſs dies ganz nützlich gewesen wäre, aber andererseits muſs ich zu bedenken geben, zu welchem Umfang mein Buch angeschwollen wäre, wenn ich derartige Vorarbeiten, die fast bei jedem Dialekt und fast für jeden Vokal anzustellen waren, alle aufgenommen hätte. Wollte ich die groſsen Linien der Vokalentwicklung, auf welche es mir ankam, herausarbeiten, so muſste ich auf die Mitteilungen derartiger Einzelheiten verzichten. Ich glaubte das um so eher thun zu können, weil mir Erwägungen wie die vorgebrachten bei genauer und unbefangener Betrachtung des Materials ziemlich selbstverständlich schienen. Darin habe ich mich nun wohl, wie es scheint, ge-

---

[1] Wenn dagegen in *ford, board, hoard* die Entsprechung des me. *ǭ* gilt (oben S. 60), so tritt hier ein chronologischer Unterschied zu Tage. In diesen Wörtern erfolgte die Längung, als ae. *ŏ* noch geschlossen, in *storm, corn, horn,* als es schon offen war. Diese Scheidung geht, soweit erkennbar, durch alle schottischen Dialekte durch und ist auch in schottischen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts deutlich (*bu(i)rd, fu(i)rd* gegenüber *corn, horn*). Die ältere Dehnung vor *-rd* ist auch ziemlich gemein-englisch, die jüngere vor *rm, rn* nicht.

täuscht. Jedenfalls glaube ich an die Fachgenossen die Bitte richten zu dürfen, mit der Annahme, dafs ich etwas übersehen habe, weil ich es nicht speciell erwähne, etwas zurückhaltender zu sein als Morsbach.

4.

Ich mufs nun einen Punkt zur Besprechung bringen, der in meinem früheren Aufsatz noch nicht berührt wurde: die Spuren der nordhumbrischen Dehnung in der Schriftsprache. Ich hatte in meinen 'Untersuchungen' (§ 531 ff.) darzuthun gesucht, dafs im 15. und 16. Jahrhundert in der Schriftsprache Formen mit me. ǭ, ę̄ für ae. ŭ-, ĭ- auftauchen, die sich zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und dafs wir sie als Entlehnungen aus dem Norden fassen müssen. Dafs Fälle wie *week* auf Dehnung von ĭ- beruhen, erkennt nunmehr auch Morsbach an (S. 284). Aber die entsprechenden Erscheinungen auf der anderen Seite des Vokalismus sucht er anders zu erklären.

Bevor ich darauf eingehe, will ich zwei allgemeinere Bedenken abfertigen, die er gegen mich vorbringt: Er sieht einen methodischen Fehler meiner Untersuchung darin, dafs ich bei dieser Frage 'nicht auch die früh-neuenglische Reimtechnik energisch mit herangezogen habe' (S. 274). Was darauf zu erwidern ist, habe ich inzwischen schon an anderer Stelle gesagt (in meiner Besprechung der Schrift Bauermeisters über die Reime Spensers, Engl. Stud. 26, 271 f.) und dort auch gezeigt, dafs sich aus den Reimen keineswegs Gründe gegen meine Auffassung ergeben. Ferner kann sich Morsbach eine Entlehnung nordhumbrischer Formen mit me. ǭ aus ŭ- nicht recht vorstellen, weil um jene Zeit me. ǭ im Norden einen ü-artigen Laut hatte. Verwundert fragt er, wie ich mir die Übertragung dieses Lautes in das Lautsystem der Schriftsprache denke (S. 274). Es thut mir leid, aus dieser Frage zu ersehen, dafs er die Schrift, der er eine so umfängliche Recension widmete, sehr unvollständig gelesen hat. Denn bei Besprechung der Formen *woo, swoon* (§ 141), die ich gleichfalls für Entlehnungen aus dem Norden halte, wo also gleichfalls das nordhumbr. ǖ für me. ǭ die Basis bildete, habe ich bereits den realen Vorgang bei dieser 'Übersetzung ins Lautsystem der Schriftsprache' erörtert. 'Die Nordländer, die gewohnt waren, für ihr sonstiges ǖ das schriftsprachliche ū einzusetzen, thaten es auch in diesen Worten, und die so gebildeten Formen fanden Verbreitung.' Ich habe dann a. a. O. auf ein englisches Seitenstück hingewiesen und gesagt, dafs wir diese Art der Entlehnung auch künftig werden im Auge behalten müssen. Als später ein entsprechender Fall zur Behandlung kam (§ 327), habe ich auf diese Bemerkungen zurückgewiesen. Danach konnte ich bei den Lesern meines Buches wohl meine Auffassung solcher Fälle als bereits bekannt voraussetzen.

Das erwähnte Seitenstück ist eine Eigentümlichkeit der Irländer, welche Sheridan 1780 bezeugt. Da *ea* in *sea, tea* u. dgl. in Irland wie

heute noch [ē], in England [ī] lautete, verfielen, sagt er, manche Irländer, wenn sie sich um korrektes Englisch bemühten, in den Irrtum, auch in *great, pear, bear* u. s. w. [ī] zu sprechen (Ellis I, 92). Ein weiteres Seitenstück kann ich aus meinem niederösterreichischen Heimatsdialekt beibringen. Hier wird inlautendes *t* zwischen stimmhaften Lauten zu *d*: *weiter* zu *waidə*. Darum stellt sich bei dem Bemühen, schriftdeutsch zu sprechen, nicht selten ein *t* dort ein, wo *d* berechtigt ist: *kleiten* für *kleiden* habe ich erst kürzlich wieder gehört, und *gebültet* für *gebildet* ist als Eigentümlichkeit von Dialektsprechern, die gebildet scheinen wollen, so häufig, daſs es zu einem in Wien allgemein bekannten Spottwort geworden ist. Eine vollkommene Parallele bilden nach Behaghel neuhochdeutsche Formen wie *Löffel, schöpfen, ergötzen* für mhd. *leffel, schepfen, ergetzen* (Die deutsche Sprache S. 56): da in vielen Mundarten *ö* zu *e* entrundet ist, konnten solche, deren Muttersprache der Dialekt war, wenn sie sich der Schriftsprache bedienten, dazu kommen, auch für dialektisches *e* anderer Herkunft *ö* einzusetzen, und diese Formen fanden Verbreitung. Ähnlich ist ja unsere Phrase 'sein Schäfchen ins Trockene bringen' aus dem niederdeutschen *Schepken* 'Schiffchen' hergeleitet (Behaghel a. a. O.).

Ein solcher Vorgang wird wohl jedem, der von Kindheit an einen Dialekt beherrscht, plausibel erscheinen, weil er die Ansätze dazu an sich selbst beobachtet haben wird. Wenn ein Individuum zwischen dem Gebrauch des Dialekts und dem der Schriftsprache wechselt, so werden die Beziehungen zwischen den Lauten der beiden Sprachstufen, wenn sie durch eine Reihe von Wörtern durchgehen, zu festen Associationen, die zu Analogiebildungen führen können. Der Nordländer hatte in vielen Fällen sein heimisches [ṻ] durch das gemeinsprachliche [u] zu ersetzen. Stieſs er nun auf ein Wort mit [ṻ], dessen Entsprechung ihm nicht gegenwärtig war, so war das Naheliegendste, auch hier [u] einzuführen. Gerade dann aber, wenn die schriftsprachliche Form von dem, was er nach seinem Lautstande erwarten muſste, abwich, konnte es kommen, daſs er sie schwerer im Gedächtnis behielt oder leichter vergaſs. Wir haben genau dieselbe Sachlage wie bei den Analogiewirkungen auf dem Gebiet der Formenlehre. Aus der Proportion

nordengl. *dǖr* ('Thür') : x = nordengl. *dǖ* ('thun') : südengl. *dū*

ergab sich die Lösung *dūr*.

Thatsächlich ist aber dieser Vorgang noch viel mehr vereinfacht und daher um so leichter möglich. Derartige Associationen zwischen den Lauten zweier Sprachstufen werden durch den häufigen Übergang von einer in die andere auſserordentlich fest, und je mehr sie dies werden, desto mehr schwindet das Gefühl für den Abstand zwischen den beiden Lauten. Das bairisch-österreichische *å* in der bequemsten Form meiner Umgangssprache scheint meinem naiven Sprachgefühl dem reinen *a* meiner Vortragssprache ganz nahe zu stehen, dagegen von dem *ǫ* der letzteren (in *voll* u. dgl.) weit entfernt, obwohl das thatsächliche Verhältnis gerade umgekehrt ist — — bloſs deshalb, weil ich gewohnt bin, von *å* zu *a* überzugehen, während

å und ǫ in keiner solchen Beziehung stehen. In der That, ich durchlaufe, je nachdem die Verhältnisse, in welchen ich spreche, sich ändern, eine ganze Reihe von Lauten zwischen å und a, und doch hat mein naives Sprachgefühl kaum eine Empfindung dafür, daſs sich da etwas ändert: ich bedarf erst der Reflexion und energischer Selbstbeobachtung, um mir darüber klar zu werden. Die Laute å — a und alle Zwischenstufen verschmelzen mir zu einem Lauttypus, dessen einzelne Varianten dieselbe Funktion haben und daher in dieser Richtung gleichwertig sind. Ebenso verschmelzen mir ọ und ǫ (für nhd. ŏ) zu einem Typus, der von dem eben erwähnten für mein Sprachgefühl weit absteht, obwohl sich ihre Endpunkte (å und ǫ) fast berühren.

Ganz so müssen wir uns, glaube ich, bei den Nordengländern des 15. und 16. Jahrhunderts, welche sich der Gemeinsprache bedienten, das Verhältnis zwischen ihrem heimischen [ṻ] und dem südlichen [ū] vorstellen: für sie waren dies nur unbedeutend voneinander abstehende Varianten desselben Lautes, die mit der gröſsten Leichtigkeit einander ablösten. Daſs die Nordländer in ihrer Sprache bereits ein [ū] hatten (für me. ū), änderte daran natürlich nichts: dieses war in derselben Weise mit dem gemeinsprachlichen Diphthong, der me. ū wiedergiebt, associiert, und eine Störung ebenso ausgeschlossen, wie in dem oben angeführten Falle. Somit bildet das Auseinandergehen der Entsprechungen des me. ǭ im Norden und Süden für die Entlehnung kein Hindernis; es kommt vielmehr ganz in Wegfall.

Es ist übrigens zu erwähnen, daſs keineswegs auf dem ganzen Gebiet der nordhumbrischen Dehnung me. ǭ zu ṻ geworden ist. Der südwestliche Teil des Nordens (die Landstriche südlich von Ellis' Linie 6, also das nördliche Lancashire, westliche Yorkshire und Teile von Cumberland und Westmoreland), sowie fast der ganze Streifen des nördlichen Mittellandes, der an der Dehnung teilnahm, lassen ǭ wie im Süden zu ū vorrücken (Unters. § 117 ff.). Für die Entlehnung aus diesen Gebieten kann also Morsbachs Einwand nicht gelten, und wer durch die voranstehenden Ausführungen nicht überzeugt wird, kann zu dem Auskunftsmittel greifen, speciell diese Landstriche als Heimat der Lehnformen zu fassen. Ich glaube allerdings nicht, daſs diese Annahme nötig ist, um den Thatbestand befriedigend zu erklären. —

Morsbachs allgemeine Einwände sind also unbegründet. Wie verhält er sich nun zu den von mir als Spuren des nordhumbrischen ǭ angesprochenen Formen selbst? Zunächst sucht er durch allerlei Einwände im einzelnen ihre Zahl zu verringern. Immerhin bleiben zwei Fälle übrig: früh-ne. [*lūv*] und [*dūr*] gegenüber ae. *lufu, duru.* Er hält es nun für 'nicht undenkbar, daſs i n g e w i s s e n F ä l l e n das südhumbrische ŭ der Schriftsprache etwa seit dem 15. oder 16. Jahrhundert (zu einem ū-Laute) gedehnt worden sei' (S. 275). Ich finde diese Annahme völlig willkürlich, und bei näherem Zusehen unhaltbar. Sie setzt voraus, daſs me. ǭ bereits zu [ū] vorgerückt war oder diesem Laut doch sehr nahe stand; nur dann konnte gelängtes ŭ mit ihm zusammenfallen und von me. ū geschieden

bleiben. Die von Morsbach angenommene Dehnung könnte also erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts oder später eingetreten sein. Um diese Zeit war aber schon das End-*e* verstummt, Chaucers *dure* war zu *dur* geworden und der alte Unterschied zwischen *ŭ-* und *ŭ* völlig geschwunden. Wenn nun in *dur* das *ŭ* vor *r* gelängt wurde, so müſsten wir dies, ganz abgesehen von *spur* (aus ae. *spura*) auch in Fällen wie *fur, cur, bur, incur* (aus me. *furre, curre, burre, incurren*) erwarten. Es ist nicht abzusehen, was die Lautfolge *-ur* in diesen Wörtern von der in *dur* unterschieden haben sollte. Denn daſs die ursprüngliche Verschiedenheit der Konsonantenquantität nach dem Verstummen des End-*e* ebenfalls verloren ging, somit alle diese Wörter dieselbe Lautfolge aufwiesen, wird Morsbach nach seinen Äuſserungen S. 69 wohl zugeben. Wenn der Ausgang *-ur* in fünf Fällen unverändert bleibt und in einem einzigen durch *-ūr* ersetzt erscheint, kann es sich da um eine lautliche Entwicklung handeln? Dazu kommt, daſs wir sonst, bei anderen Vokalen, von einer dehnenden Wirkung des *r* und *v* um diese Zeit kaum etwas wahrnehmen können.

Weiterhin sucht aber Morsbach das Bestehen von früh-ne. [*dūr*] und [*lūv*] überhaupt in Frage zu stellen, indem er darauf hinweist, daſs bei den Grammatikern, die diese Lautungen bezeugen, auch sonst Irrtümer bezüglich der Quantität vorkommen. Was er davon aufzählt, ist nicht alles stichhältig; die Fälle mit *r*-Verbindungen sind zu streichen, denn vor solchen ist Länge möglich. Die noch übrig bleiben, sind zu geringfügig, um von Belang zu sein. Da wir [*dūr, lūv*] auch vielfach aus den Reimen erschlieſsen können, so haben wir keinen Grund, die Grammatikerzeugnisse zu bezweifeln. Dazu kommt speciell für [*dūr*] die Äuſserung eines frühen Metrikers, George Puttenhams, in seiner 'Art of English Poesy' 1589 (Arber's Reprints XV), wonach mit *restore* nicht etwa *door* oder *poor* gereimt werden dürfen, weil keines von beiden denselben Ausgang habe wie jenes (S. 94).

Bei *door* liegen ja die Verhältnisse besonders verwickelt, weil neben me. *dūre* aus ae. *dūru*, wie wir es bei Chaucer finden, auf südhumbrischem Gebiet auch ein me. *dǫre* aus den flektierten Casus von ae. *dor* bestand; wenigstens weisen auf letzteres einige von Morsbach beigebrachte Reime (Me. Gramm. § 126, Anm. 2), deren Beweiskraft freilich noch zu untersuchen wäre. Die Verhältnisse im Früh-Neuenglischen müssen daher mit besonderer Vorsicht und Schärfe geprüft werden. Ich finde, daſs Morsbach die Fäden nicht gehörig entwickelt hat. Er verweist namentlich auf die Ausführungen Bauermeisters über die Reime Spensers, in denen das Wort mit me. *ǭ* gebunden ist. Diese Thatsache ist richtig. Aber was kann sie besagen, wenn wir wahrnehmen, daſs auch me. *ọ̄* aus ae. *ó*, also unzweifelhaftes me. *ọ̄*, in solchen Reimen steht? Ich habe diese Verhältnisse bereits Engl. Stud. 26, 265 f. besprochen. Es stellt sich heraus, daſs *door* in Schreibung und Reimgebrauch genau dasselbe Verhalten zeigt, wie sichere Fälle von me. *ọ̄* vor *r*, z. B. *floor*, dagegen in zwei Punkten deutlich von den sicheren Fällen mit me. *ǭ*, z. B. *more*, abweicht: es giebt

sich also bei unbefangener Betrachtung als ein ō-Wort zu erkennen. Der Irrtum Morsbachs ist zum Teil durch einen merkwürdigen Trugschlufs verursacht. Er betont (S. 274 oben), dafs me. ō vor r 'teils nach ū verschoben wurde, teils als ō erhalten blieb', wenige Zeilen später führt er aber die Lautung [dōr] auf me. *dǫre* zurück. Gerade bei seiner Annahme kann die Lautung [dōr] ebensogut auf me. *dōr* zurückgehen. Seltsam ist auch, wenn er die ō-Lautung bei den Grammatikern des 18. Jahrhunderts als Beweis für die mittelenglische Basis *dǫre* anführt: um 1700 waren ja doch alle früh-ne. [ū] vor r zu [ō] geworden und daher mit der Lautung des me. ǫ zusammengefallen! (Vgl. Anglia XVI, 455 ff.).

Auf der anderen Seite hat er nicht beachtet, dafs die Schreibung *door* doch auch von Belang ist. Obwohl die Lautfolgen me. *ōr* und *ǭr* um 1700 lantlich zusammenfallen, sehen wir sie in den sicheren Fällen noch heute in der Schreibung geschieden: einerseits *floor, moor, poor,* andererseits *more, sore, lore, bore* u. s. w. Nur *whore* und *ore* haben, der lautlichen Entwicklung folgend, die Schreibung der zweiten Gruppe angenommen. Im 16. und 17. Jahrhundert ist diese Scheidung nicht so scharf: für me. *-ōr* wird auch *-ore* geschrieben (*flore*), aber nach 1550 (nachdem für me. ǫ die Bezeichnung *oa* aufgekommen war) kaum je das Umgekehrte: *-oor* für me. *-ǭr* (**loor*, **soor*). Ist unter solchen Umständen die Schreibung *door* nicht ein Beweis für me. *dōr*? Dies wird noch deutlicher, wenn wir ihr Aufkommen ins Auge fassen. Nach dem NED. überwiegt im 16. Jahrhundert zunächst die Schreibung *dore,* die sich noch ins 17. Jahrhundert hinüber rettet; inzwischen dringt *door* vor und siegt schliefslich. Sind diese Thatsachen mit einer mittelengl. Basis *dǫre* vereinbar? Dazu kommt, dafs die Schreibung *dore* gar nicht mit Sicherheit auf me. ǫ zurückweist, da, wie erwähnt, auch unzweifelhaftes *ōr* durch *-ore* wiedergegeben wird (*flore*); ja nicht einmal die vereinzelten Grammatikerzeugnisse für ō-Lautung sind beweisend, da wir solche auch bei sicherem ō vor r finden. Wir kommen somit zu dem Schlufs, dafs sämtliche bisher beigebrachten Schreibungen, Reime und Lautungen des Wortes *door* sich aus der Basis me. *dōr* völlig ungezwungen erklären lassen, und zwar zum gröfsten Teil nur aus dieser Basis, somit gerade das Gegenteil von dem, was Morsbach behauptet, zutrifft.

Nun möchte ich allerdings nicht diesen extremen Standpunkt einnehmen. Da uns in mittelenglischer Zeit auch ein *dǫre* ziemlich gesichert ist, so ist es wohl wahrscheinlich, dafs diese Form auch noch im Neuenglischen fortlebte und sich hinter einem Teil der Schreibungen mit einfachem *o* birgt. Jedenfalls aber war die vorwiegende Form diejenige, die auf me. ō zurückging, wie sie auch noch heute in der Schreibung zum Ausdruck kommt.

Was die noch übrigen Fälle von ō aus ŭ- in der Schriftsprache anlangt, so würde es zu weit führen, alle Einwände Morsbachs im einzelnen abzuweisen. Der unbefangene Leser wird sie nach dem, was vorgebracht worden ist, selbst richtig beurteilen können.

5.

Nicht unbesprochen darf dagegen eine mit unserem Problem in Zusammenhang stehende Frage bleiben. Ich hatte in meinen 'Untersuchungen' darzuthun gesucht, dafs das bekannte spät-me. nördlich-schottische ę̄ für ae. *éa, éo* + *ȝ, h* (*ee, hee* aus *éaȝe, héah*) dadurch entstanden ist, dafs die ursprüngliche Spirans hier nicht, wie im Süden, vokalisiert wurde, sondern im 14. Jahrhundert, ohne ein i̯ zu entwickeln, abfiel (§ 162 ff.). Morsbach ist dagegen der Ansicht, dafs 'ae. *ēȝ* im Nordhumbrischen zunächst zu ę̄i̯ und dann erst zu ę̄ wurde' (S. 279), und er tadelt es ziemlich heftig, dafs ich mich lediglich wieder nur mit Rücksicht auf mein angebliches Lautgesetz für direkten Schwund des *ȝ, h* entschieden hätte. Was hat er nun aber meiner Auffassung entgegenzustellen? Nichts anderes, als dafs die noch aus dem 14. Jahrhundert stammende Cotton-Hs. des Cursor Mundi nach Hupe in ihrem älteren Teil vorwiegend, nach Murray allgemein *dey* für das spätere *dee* 'sterben' schreibt, und diese Form nicht durch südenglische Beeinflussung erklärt werden könne. Sind tönende Worte je mit weniger Berechtigung gebraucht worden?

Bleiben wir nicht an Einzelheiten haften, sondern richten wir den Blick aufs Ganze, so ergiebt sich Folgendes. Der von Morsbach angezogenen Schreibung e i n e r Handschrift stehen die so bezeichnenden Formen *eghe, hegh* u. s. w. entgegen, die im Psalter, Prick of Conscience und manchen späteren Texten, wie z. B. in der Destruction of Troy, fast ausschliefslich herrschen und auch in den Handschriften des Cursor Mundi vorkommen, während in denselben Texten dort, wo nach Ausweis der Folgeentwicklung sicher ein Diphthong gegolten hat, in *wey, day* u. dgl., regelmäfsig *ei, ai* (*ey, ay*) ohne Spirans geschrieben ist, wie denn auch die Reime die beiden Reihen von Wörtern auseinanderhalten, auch im Cursor Mundi.[1] Das ist also doch eine deutlich wahrnehmbare Scheidung, über die man sich nicht hinwegsetzen darf. Warum sollte man nicht konsequent *ey, deye* geschrieben haben, wenn hier ebenso Diphthong galt wie in *day, way* (*wey*)? Und namentlich ergiebt sich eine Frage: wenn wirklich das *dey* der Cotton-Hs. die Vorstufe der späteren monophthongischen Form darstellt, wie Morsbach ausdrücklich sagt, wie sind dann die in den ältesten nordhumbrischen Texten überwiegenden Formen mit Monophthong u n d S p i r a n s (*deghe*) zu erklären?

---

[1] Der von Köster (QF. 76, 52) für das Gegenteil beigebrachte Fall *a-way* : *ei* ('Auge') 13546 fällt weg. *away* 'weg' giebt keinen Sinn. Gemeint ist wohl hier ebenso wie in *a littel wei* (: *drei*) 25886 das spätere *a wee* 'ein wenig', das im Bruce auf ae. *éaȝe* u. dgl. reimt (Buss, Anglia IX, 497). Köster hat unrecht, in diesem Wort 'ein klares e' zu finden und gegen Buss zu polemisieren. Ob man das Wort aus an. *vegr* oder nach dem Unters. § 180 Dargelegten aus ae. *weȝ* ableitet, jedenfalls hat es ursprünglich einen Guttural nach dem Vokal gehabt, **wegh*, und konnte daher auf *egh* aus *éaȝe* u. dgl. reimen. (Auch Kösters Polemik bezüglich *fleghe* ist hinfällig [vgl. Unters. § 163], und Buss behält bezüglich der Scheidung von *ē* und *ēgh* im Bruce recht.)

Wir haben nun aber einige ae. *éȝ*, welche eine andere Entwicklung zeigen. Ae. *héȝ* 'Heu' und *fléȝan* erscheinen schon in den ältesten nordhumbrischen Texten als *hay*, *flay* im Reime auf Wörter wie *day*, *way* u. dgl., denen sie sich auch in der Folgeentwicklung anschliefsen (Unters. § 168). Hier ist also thatsächlich *éȝ* zu *ẹ̄i* geworden, das offenbar Verkürzung zu *ei* erfuhr und mit dem sonstigen *ei* (aus ae. *eȝ* wie in *weȝ*) zu *ai* weiterschritt. Von diesen Fällen heben sich die oben berührten doch höchst charakteristisch ab! Wir haben abermals eine deutliche Scheidung vor uns, über welche sich Morsbach hinwegsetzt: man darf nicht von der Entwicklung des ae. *éȝ* schlechthin reden. Dazu kommt, dafs ja schon in altenglischer Zeit zwischen der Spirans in *dæȝ*, *héȝ* einerseits und *éaȝe* andererseits ein Unterschied besteht, der im Mittelenglischen auch im Süden deutlich weiterwirkt, wie zum erstenmal Kluge, Grundr. I, 845, dargelegt hat, und der im Norden klärlich in der dargelegten Verschiedenheit zu Tage tritt.

All das sind in die Augen springende Thatsachen, welche bei dieser Frage in Betracht kommen und in ihrem Zusammenhang mich zu meiner Auffassung geführt haben. Sie waren zu erwägen und zu erklären, bevor man leicht- und hochmütig meine Ansicht abwies. Ihnen die abweichende Schreibung e i n e r Handschrift entgegen zu halten, erscheint mir erstaunlich armselig. Oder sollte etwa Morsbach diese Thatsachen nicht gekannt haben, obwohl sie in meinen Unters. § 163 ff. erörtert sind?

Ich glaubte nun ferner ein Seitenstück zu dieser Entwicklung auf der anderen Seite des Vokalismus zu finden. Da auslautendes ae. *óȝ*, *óh* in den heutigen nordhumbrischen Mundarten durch die Entsprechung des einfachen me. *ǭ* wiedergegeben ist, und da die ältesten nordhumbrischen Texte zumeist die Schreibung *-ogh* bieten, so schlofs ich daraus, dafs hier die Spirans ohne Entwicklung eines *u̯* geschwunden ist. Morsbach findet, ich hätte dies 'doch lediglich aus der scheinbaren Symmetrie mit *ē* aus *é* + *ȝ*, *h*' gefolgert, und wendet sich, ohne die angeführten Schreibungen eines Wortes zu würdigen, wieder mit Heftigkeit dagegen.

Eine deutliche Parallele, die Curtis (Anglia XVI, 411 ff.) aufgedeckt hat, das Fehlen der *u̯*-Entfaltung in der Weiterbildung des ae. *oh* im Schottischen (im Gegensatz zu *ah*) weist er ab, weil sie durch die Schreibungen der von Ackermann untersuchten ältesten schottischen Urkunden direkt widerlegt würden. Thatsächlich belegt Ackermann S. 47 neunmal *-ocht*, wozu aber noch die nicht angeführten Fälle des häufigen *noght* kommen, und nur viermal *ought*, während den sieben *-acht* aus ae. nordh. *æht* ebensoviele *-aucht* gegenüberstehen und bei ae. *āht* letztere (nach den nicht vollständigen Belegen S. 36) zu überwiegen scheinen. Die von Curtis festgestellte Scheidung ist also nicht konsequent durchgeführt, aber doch deutlich zu erkennen. Und ganz abgesehen davon: es ist seltsam, welch grofses Gewicht Morsbach diesen Urkunden beimifst, als ob die gesamte übrige schottische Überlieferung gar nicht existierte. Was ist das für eine sprachgeschichtliche Methode, die die schwankenden Hinweise einer Sammlung von kleinen, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten

entstandenen Texten höher stellt als die Übereinstimmung einer stattlichen Reihe umfangreicher und dialektisch scharf ausgeprägter Denkmäler mit den lebenden, unmittelbar zu beobachtenden Mundarten! Dafs diese Urkunden im Gegenteil vielfach erst durch die spätere Entwicklung klar werden und manchmal sogar ein falsches Bild des Schottischen geben, wurde bereits Archiv CII, 77 ff. dargethan.

Weiter behauptet Morsbach, ich müsse selbst zugeben, dafs die mittelenglische Überlieferung gegen meine Auffassung bezüglich der Entwicklung von ae. *óȝ*, *óh* spreche, da 'ae. *ȝ*, *h* nach velaren Vokalen auch im Norden Englands (einschliefslich Schottlands) s o n s t a l l e n t h a l b e n einen *u̯*-Laut entwickelt, der auch bei der ae. Lautfolge *ōȝ*, *ōh* oft genug durch die Schreibung angedeutet ist' (S. 278). Was 'sonst allenthalben' geschieht, finde ich ziemlich belanglos und die verwunderte Frage Morsbachs: 'warum soll denn gerade nach me. *ō* diese Vokalisierung n i c h t eingetreten sein?' gänzlich irrelevant, solange wir erst daran sind, die Thatsachen festzustellen. Das habe ich § 175 zu thun versucht und keineswegs zugegeben, was Morsbach mir zuschreibt. Ich habe es nur auffällig gefunden, dafs nicht im 15. Jahrhundert für ae. *óȝ*, *óh* die Schreibung *o(o)* ohne Spirans und Bindungen mit ae. *ó* auftreten. Diesen Satz mufs ich nun zurücknehmen: ich habe dabei zu sehr an die Parallele auf der *e*-Seite gedacht. Es handelt sich hier um auslautendes ae. *óȝ*, *óh*, und in dieser Stellung bleibt die Spirans sogar im Süden bis in die neuenglische Zeit erhalten. Auf nordhumbrischem Boden wird dies gewifs auch der Fall gewesen sein, zumal sie im Schottischen ja noch heute vorhanden ist. Wir haben also im 15. Jahrhundert nichts anderes zu erwarten als die Schreibung *-ogh*, und diese findet sich auch mehr oder minder ausgeprägt wohl in allen nordenglischen Texten. Wenn daneben *ough* und *ow* erscheinen, so kann das zu einer Zeit, wo die dialektischen Eigentümlichkeiten vor der werdenden Gemeinsprache immer mehr zurücktreten, nicht auffallen. Wenn aber auch die Handschriften des Cursor Mundi solche Schreibungen bieten, so werden sie wie die oben (S. 70) berührten *ey* für *egh* zu beurteilen sein. Eine genauere, von sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung wird wohl überhaupt zu dem Ergebnis kommen, dafs diese Handschriften keineswegs die nordhumbrische Sprachform in allen Punkten deutlich zum Ausdruck bringen: es sieht aus, als ob man bei den ersten Aufzeichnungen im Norden noch vielfach im Bann südlicher Schreibtraditionen gestanden hätte. Denn wenn wir beobachten, dafs in anderen, wenn auch späteren Texten die vom südhumbrischen Sprachtypus abweichenden Eigentümlichkeiten konsequenter zu Tage treten, und weiterhin finden, dafs diese mit den Formen der lebenden Mundarten aufs beste übereinstimmen, so ist doch die unabweisbare Folgerung die, dafs wir in diesen Eigentümlichkeiten echt nordhumbrische Züge vor uns haben. Es bleibt allerdings noch zu untersuchen, was die lautgesetzliche Entwicklung von inlautendem ae. *-óȝ-* war und ob etwa hier *u̯*-Diphthonge entstanden, die dann in den Auslaut übertragen werden konnten. Schon jetzt ist aber jedenfalls gesichert, dafs es im Auslaut nicht

zur *u*-Entfaltung kam und dies eine speciell nordhumbrische Eigentümlichkeit ist.

Thatsächlich auffällig ist die spätere schottische Entwicklung dieser Lautfolge. Vom 15. Jahrhundert ab finden wir dafür die Schreibung *-euch*: *aneuch*, *beuch* u. dgl. Da in den lebenden schottischen Mundarten inlautendes *eu* und *ü* (aus ae. *ó* und frz. *ü*) zusammengefallen sind (vgl. oben S. 60 f.), so können die heutigen Lautungen ebensogut auf me. *-ǭχ* als auf me. *-euχ* zurückgehen, und daher bin ich auf diese Formen bei meiner Behandlung der Frage (§ 175) nicht aufmerksam geworden. Auch in nordenglischen Texten findet sich Ähnliches. So in den York Plays *enew* I 104, in den Towneley-Spielen (aus dem nördlichen Mittelland, das ja sprachlich zumeist mit dem Norden geht), *enewe* (: *knewe*) S. 111, neben *enoghe* 271. Die ältesten schottischen Urkunden zeigen wie gewöhnlich Schwanken, doch überwiegt *ew* (siebenmal *plew* gegenüber je einmal *plwis*, *plvis*, *slow* aus ae. *plóȝ*, *slóȝ*, Ackermann S. 48). Da im Verlaufe der Entwicklung, wie erwähnt, me. *ęu* und *ü* aus *ǭ* zusammengefallen sind, könnte man vermuten, dafs dies in unserer Schreibung bereits zum Ausdruck komme, also *eu* in *aneuch* nur eine umgekehrte Schreibung für *anu(i)ch* sei und ein wirklicher Diphthong *eu* hier niemals bestanden habe. Es ist nur bemerkenswert, dafs in diesen Fällen, obwohl auch *anuich*, *pluich* etc. vorkommt, *eu* doch ziemlich regelmäfsig auftritt, während sonst für *ü* aus *ǭ* die Schreibung *u(i)* feststeht. Ich gedenke auf dieses Problem ein andermal zurückzukommen. Vorläufig genügt es, die negative Seite festzustellen: ein alter *ǭu*-Diphthong kann dieser Entwicklung nicht zu Grunde liegen. Denn wo unzweifelhaft einmal ein *ǭu* vorhanden war, zeigen sich heute ganz andere Entsprechungen. Für ae. *ów*, wie in *grówan*, *blówan*, gilt in den schottischen Dialekten noch heute ein *u*-Diphthong (*ou* oder *əu*), und zwar derselbe, der aus me. *ŏ* + vokalisiertem *l* (z. B. ae. *bolla* > *bow*) entstanden ist (Murray S. 149, 116 f.). Offenbar ist hier das ursprüngliche *ǭu* wie in der Vorstufe der Schriftsprache zu *ǫu* geworden (Anglia XVI, 452), dem sich natürlich der neue Diphthong aus me. *ŏ* + *u* angeschlossen hat. Der Abstand von der Entwicklung des *ó* + *ȝ*, *h* ist in die Augen springend.

Warum sich aber Morsbach so heftig gegen meine Ansicht sträubt, hat einen ganz anderen Grund. Ich hatte konstatiert, dafs die eben besprochene speciell nordhumbrische Entwicklung nicht blofs nach altem *ē*, *ō*, sondern auch nach jüngerem, erst aus *ĭ*-, *ŭ*- entstandenem eingetreten ist: so ae. *niȝon* > *nęn(e)*, ae. *suȝu* > **sǭ*. Da Morsbach diese Dehnung leugnet, kann er auch diese Fälle nicht anerkennen. Er giebt zu, dafs die modern-dialektischen, auf me. *ǭ* zurückweisenden Formen ihm noch eine ungelöste Frage sind (S. 279), verweist aber nachdrücklich darauf, dafs sie keineswegs auf dem ganzen nordhumbrischen Gebiet belegt sind, speciell ae. *suȝu* in Schottland nur die Entsprechung des me. *ū* aufweist wie im Süden. Indessen: kann dieser Thatbestand wunder nehmen, da die Formen mit *ę*, *ǭ* aus ae. *ĭ*-, *ŭ*- überhaupt in den lebenden Mundarten so sehr zurückgedrängt sind? Es haben hier die Erwägungen einzutreten,

die ich Unters. §§ 397, 12 vorgetragen und Archiv CII, 45 f. wiederholt habe. Mit diesen Dialektformen ist die Sache aber nicht abgethan. Ich habe doch (§ 439, 508) auf mittelenglische Formen wie *ne(e)ne, stee, wee* aus ae. *niȝon, stiȝu, wiȝa* hingewiesen, deren *ę̄* durch Schreibungen und Reime völlig gesichert ist. Ich füge jetzt noch einige Belege für die ältere Schreibung *-egh-* hinzu: *neghen(d)* Pr. Consc. 729, 3988, 4790, 6571; *stegh* Wars of Alex. 2481; *wegh* Destr. of Troy 55, 155, 360 u. s. w.[1] Deutlicher könnte die Entwicklung *ĭ-γ* > *ę̄-χ* > *ę̄* doch kaum zu Tage treten! Solche Formen mufsten dem Verfasser einer Mittelenglischen Grammatik längst, bevor ich auf sie hinwies, vertraut sein. Was sagt er dazu? Er berührt sie gar nicht!

Gegenüber einer solchen Art der Polemik läge es nahe, Morsbach daran zu mahnen, dafs es in der Wissenschaft nicht genügt, Argumenten ein machtvolles Nein entgegenzustellen, es läge nahe, gegen derartige Unfehlbarkeitsgelüste nachdrücklich Verwahrung einzulegen. Indessen wird ihnen jeder Vorurteilslose von selbst die Auffassung zu teil werden lassen, die ihnen gebührt.

Völlig entsprechende Schreibungen bei *ŭ-γ* > *ǭ-χ*, also solche wie **sǭ*, **fǭl* aus ae. *suȝu, fuȝol*, können nicht erwartet werden, da die Spirans hier erst später geschwunden ist (vgl. oben S. 72). Aber es ist bezeichnend, dafs zu einer Zeit, wo im Süden *ū*, also die Schreibung *ou* oder *ow*, für ae. *ŭȝ* bereits völlig feststeht, im Norden noch immer *ogh* geschrieben wird, worauf ich in meinen Untersuchungen (§ 508) noch nicht genügend hingewiesen habe. Aufser dem bereits dort angeführten *soghe* (ae. *suȝu*) der Towneley-Spiele (S. 91) habe ich mir angemerkt: *fogh(e)les* Ps. 103/12, 148/10, *foghul(s)* C. M. (Cott.) 3506, 7570, *foghel* Pr. Consc. 7075, 7598, *foghle(s)* Destr. Troy 10553, 11805, aus ae. *fuȝol*; *floghen* Destr. Troy 4732, 8602 aus ae. *fluȝon*, auch *floȝe* Wars of Alexander 3936, 4784 u. s. w., da in diesem Text *ȝ* die Bedeutung des sonstigen *gh* hat (vgl. *wroȝt, liȝt*). Wie bei altem *ǭ* erscheint auch hier später die Schreibung *ew*: *fewle(s)* York Plays VIII, 125, IX, 239, 257, *fewlis* Wars of Alex. 3690. Wenn aber daneben schon sehr früh auch *ou, ow* auftauchen, so ist aufser dem oben S. 72 Gesagten auch noch zu erwägen, ob nicht etwa diese Formen nach Sievers, Ags. Gr. § 214, 8 zu erklären sind: durch bereits altenglische Nebenformen **fuwel* u. s. w., wie für *s(w)uȝian* auch *suwian* erscheint.

Inzwischen hat Björkmann Archiv CI, 393 f. darauf aufmerksam gemacht, dafs das von den neuenglischen Dialekten vorausgesetzte **sǭ* für ae. *suȝu* auch aus dem altdän. *sǿ* stammen kann. Seltsamerweise be-

[1] Das von Gehrken (S. 33) beigebrachte, durch den Reim für Douglas erwiesene *le* für ae. *lyȝe*, das auch sonst durch Schreibung und Reim gesichert ist und in älterer Form *leghe* lautet (vgl. Mätzner s. v.), ist leider nicht sicher hierherzustellen. Dafs ae. *ȝ* in *lyȝe* palatal war, ist kein absolutes Hindernis (vgl. Unters. § 166 ff.). Aber da neben dem Substantiv das Verbum ae. *léoȝan* stand, das im Norden *lę̄* ergeben mufste, kann diese Form übertragen sein. In der That verwendet Douglas daneben auch die Form *lie* im Reim: diese dürfte ae. *lyȝe*, *lę̄* dagegen ae. *léoȝan* entsprechen.

hauptet er dabei, daſs diese Form eine mittelländische sei, während sie thatsächlich nur in einem Distrikt des Mittellandes vorkommt, dagegen im ganzen Norden heimisch ist. Nun ist ja nicht zu leugnen, daſs hiermit eine Möglichkeit für die Erklärung eröffnet ist. Da aber meines Erachtens sowohl die Dehnung des ae. *ŭ-* und die Sonderentwicklung der Folge *ǭχ* für den Norden erwiesen ist, so können die modernen Formen ebensogut auf ae. *suȝu* zurückgehen. Die Entscheidung liegt beim Mittelenglischen. Das altdänische Lehnwort muſste me. **sǭ* ergeben, das heimische, nach dem oben Dargelegten, me. *soghe.* Leider ist das Wort selten belegt, und das bisher bekannte Material giebt keine endgültige Auskunft. Das *soghe* der Towneley-Spiele spricht aber gegen Björkmann und für mich.[1]

Noch manches wäre im einzelnen gegen die Ausführungen Morsbachs vorzubringen, namentlich auch gegen seine Äuſserungen über das Verhältnis von Gemeinsprache und Dialekten (S. 68, 284). Ich will indessen meine Leser nicht ermüden. Wer durch das Voranstehende überzeugt worden ist, für den ergiebt sich alles andere zumeist von selbst.

Auch manche thatsächliche Berichtigungen wären vorzubringen, wie etwa, daſs der Dialekt von Windhill keineswegs ein nördlicher (S. 64), sondern ein nordmittelländischer ist, also die nordhumbrischen Eigentümlichkeiten in ihm nicht voll ausgebildet zu erwarten sind, obwohl sie ja vielfach ins nördliche Mittelland hineinreichen; oder daſs me. **stẹ̄l* aus ae. *stiȝol* nicht 'allenthalben auch im Mittelland' sich findet (S. 283), sondern mit Ausnahme von Cheshire nur im nördlichen Teil — u. dgl. m. Daſs die Zahlen für gewisse mittelenglische Reime vielfach ungenau wiedergegeben sind, wurde bereits Archiv CII, 50 betont.

Ferner wäre hervorzuheben, daſs Morsbach meine Ansichten in vielen Fällen falsch aufgefaſst und verzerrt wiedergegeben hat. Wie weit die Schuld an mir liegt, kann ich nicht beurteilen. Aber ich muſs wahrnehmen, daſs auch einfache und meines Erachtens völlig klare Sätze in seiner Besprechung ganz anders erscheinen. Ich hatte es sehr auffällig gefunden (§ 28), 'wenn in West-Somerset me. *ī* durch *ẹ̄*, die gewöhnliche Entsprechung des me. *ę̄*, vertreten wird'. Ich dachte also dabei an Lautungen wie [*nẹ̄f*] für *knife,* wie sie Elworthy verzeichnet. Morsbach erwidert darauf: 'warum aber die Erhaltung des (*ī*) in West-Somerset "auffällig" sein soll, ist mir unerklärlich, da (*ū*) sich ja noch in weit gröſserem Maſse erhalten hat' (S. 285). Ich hatte § 135 bezüglich der im Südwesten geltenden *ü/ö* für me. *ǭ* die Frage aufgeworfen, ob etwa hier eine Beeinflussung durch das im 16. Jahrhundert noch gesprochene Cornische stattgefunden habe, aber sogleich und ausdrücklich gesagt, daſs wir die

[1] Bei dieser Gelegenheit sei Björkmann daran erinnert, daſs me. *bole* 'Stier' nicht ohne weiteres aus awn. *boli* abgeleitet werden kann (S. 394), sondern eher auf aon. *bule* zurückgeht (Unters. § 547), von dem er selbst ja auch Orrms *bule* ableitet (Språkvetenskapliga Sällskapets förhandlingar, 1898—1901, S. 24).

Beantwortung dieser Frage 'Kennern des Cornischen überlassen müssen'. Morsbach leugnet keltischen Einflufs, der 'im mittleren Osten Englands auch undenkbar' sei (S. 62, vgl. S. 271). Als ob ich ihn irgendwo für den Osten vermutet hätte! Nach solchen Proben ist es nicht verwunderlich, wenn er S. 286 behauptet, ich hätte etwas 'zugegeben', was ich selbst überhaupt zuerst gelehrt habe (Anglia XVI, 374), und dafs eine Bemerkung über mein Verhältnis zu Curtis fällt (S. 60), die mehr andeuten zu sollen scheint, als sie sagt, obwohl ich in der Vorrede (S. VI) den Sachverhalt klargelegt habe.

Es würde indes zu weit führen, nun eine Unzahl Berichtigungen vorzubringen. Ich halte es auch für ziemlich überflüssig, entrüstet zu sein, obwohl ich alle Berechtigung dazu hätte. Ich begnüge mich damit, die Leser des Archivs zu bitten, in jedem Falle meine 'Untersuchungen' selbst einzusehen und die Angaben Morsbachs über sie auf ihre Zuverlässigkeit nachzuprüfen. —

Von den zwei Problemen, die Morsbach noch weiterhin flüchtig berührt (S. 285 f.), will ich die zum Teil nur scheinbare Bewahrung des me. ĭ im Südwesten in anderem Zusammenhange besprechen (im nächsten Heft dieser Zeitschrift), die Erörterung der Entwicklung von ae. *á* + *w* aber nach so langwierigen Auseinandersetzungen auf eine andere Gelegenheit verschieben. Diese Frage ist von keinem so grofsen Belang: denn ich kann ihre Bedeutung für die Stellung des Dialekts von Windhill und einiges andere, was Morsbach im Vorbeigehen behauptet, absolut nicht einsehen. —

Am Schlusse seiner Ausführungen hat es Morsbach für nötig erachtet, noch einmal der Überschätzung der lebenden Mundarten entgegenzutreten und vor 'einseitigen und voreiligen Schlüssen auf diesem schlüpfrigen Gebiete dringend zu warnen'. Nach dem, was oben vorgebracht ist, namentlich über die eigenen Versuche Morsbachs auf dialektologischem Gebiet (S. 57 ff.), kann ich die Entscheidung, an wen von uns beiden diese Warnung zu richten ist, dem Leser überlassen. Morsbach hätte aber meines Erachtens nicht hervorheben sollen, 'wie wenig die heutigen Mundarten ... oft imstande sind, die komplizierte, aber doch recht reichhaltige me. Überlieferung aufzuhellen'. Bereits hat er eingestandenermafsen einiges von den Mundarten gelernt (vgl. oben S. 55), und aus dem Voranstehenden dürfte hervorgehen, dafs er noch viel mehr aus ihnen hätte lernen können und sollen. Die mittelenglische Forschung der letzten Jahre leidet vielfach darunter, dafs sie zu intern-philologisch im engeren Sinne gehalten ist und zu wenig von sprachgeschichtlichen Standpunkten ausgeht. Auch Morsbach ist trotz aller anerkennenswerten Bemühungen von diesem Mangel nicht frei geblieben. Wenn er zu 'festeren und annehmbaren Resultaten' gelangen will, wird er gut daran thun, den Weisungen der von ihm nur widerwillig anerkannten Mundarten sehr eingehend, freilich auch mit gröfserer Schärfe als bisher nachzuspüren.

III.

Während Morsbach die Dehnung von ae. *ŭ-*, *ĭ-* fast ganz leugnet, besteht Sarrazin (Archiv CI, 65 ff.) auf seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, dafs sie auch im Süden eingetreten sei. Jenem bin ich zu kühn, diesem zu zahm. Ein seltsam Verhältnis: als ob für jedes Extrem ein advocatus diaboli bestellt wäre. Dafs die Wahrheit in der Mitte zu liegen pflegt, ist ein trivialer Satz: ich mufs ihn diesmal verfechten.

Sarrazins Wege erscheinen mir höchst bedenklich. Nur allzu leicht schwingt er sich über den spröden Stoff empor, um frohgemut die Fäden seiner Kombinationen zu spinnen. Ob die Thatsachen sich seinen Sätzen fügen, prüft er nicht immer gründlich genug. Geht Morsbach zu wenig konstruktiv vor, so thut es Sarrazin zu viel. Besonders seiner Behandlung der lebenden Mundarten mufs ich aufs allerschärfste widersprechen.

Bevor ich all das darlege, will ich nur gleich ein seltsames Mifsverständnis berichtigen, das Sarrazin manche meiner Feststellungen in wunderlichem Lichte sehen läfst. Ich hatte wiederholt vom 'nordhumbrischen Gebiet' gesprochen und damit die Landstriche nördlich der Humberlinie (wenn auch nicht immer buchstäblich des Humberflusses) gemeint. Dieser der altenglischen Grammatik geläufige Ausdruck schien mir mit Vorteil für die späteren Sprachperioden anwendbar zu sein, um die höhere Einheit, welche das Nordenglische und Schottische bilden, zu bezeichnen. Sarrazin hat nun darunter speciell das Gebiet der heutigen Grafschaft Northumberland verstanden, die ja blofs einen Teil der nordenglischen Abteilung ausmacht (S. 66 und namentlich S. 71, 72, 73). In dieser Umbildung erscheint allerdings manches, was ich gesagt habe, geradezu als Zerrbild.

1.

Wie zu erwarten, geht Sarrazin von dem Bestand in der heutigen Schriftsprache aus. Dafs hier fast alle Fälle von ae. *ĭ-*, *ŭ-* mit Kürze erscheinen, beweise nichts: der ursprüngliche Zustand sei durch sekundäre Verkürzung wieder beseitigt worden, wofür er bei jedem einzelnen Falle Seitenstücke beizubringen sucht. Von vornherein drängt sich da ein Gedanke auf: wäre es nicht höchst auffällig, dafs speciell bei *i-*, *ŭ-* fast alle Fälle von Dehnung durch Einzelvorgänge wieder rückgängig gemacht worden wären, während dies bei den anderen Kürzen immer nur in einigen wenigen Fällen statt hatte? Sehen wir aber näher zu, so ergeben sich die schwersten Bedenken gegen Sarrazins Art, allzu konstruktiv vorzugehen. Er nimmt zwischen den heute geltenden Lautungen und den mittel-, ja altenglischen Formen eine bestimmte Entwicklung (von Dehnung und Rückverkürzung) an, ohne zu untersuchen, ob unsere Erkenntnisquellen für das Früh-Neu- bezw. Mittelenglische seine Ansätze bestätigen. Wenn wir etwa ein so häufiges Wort wie *live* neh-

men (das Sarrazin nicht erwähnt, weil ich es § 383 übersehen habe), so ist doch bemerkenswert, dafs wir aus der ganzen langen Zeit vom 14. bis zum 17. und 18. Jahrhundert kaum einen festen Anhaltspunkt dafür haben, um eine Form mit me. *ẹ̄* im Süden anzusetzen. Spenser hat vielleicht eine derartige Nebenform gekannt (Engl. Stud. 26, 267): das ist bis jetzt alles. Dafs in der mittelenglischen Schreibung *e* statt *i* erscheint, beweist natürlich nichts, weil ja auch für *ĭ* in geschlossener Silbe diese Abweichung auftritt. Nur einigermafsen durchgehendes *e*, eventuell *ee*, ferner entsprechende Reime und zwar in beweisenden Zahlenverhältnissen (wie im Norden, vgl. Archiv CII, 48), weiterhin früh-neuenglische Zeugnisse wären vollgültige Hinweise. Daran fehlt es aber. Denn dafs in spät-mittelenglischer Zeit regelmäfsig *e* für *ĭ-* erscheint, wie Sarrazin S. 77 behauptet, ist eine Übertreibung.

Daher kommt es, dafs die Parallelen, die er für seine Rückverkürzung anführt, nicht stichhältig sind. Bei *bit* z. B. aus ae. *bite* verweist er auf *grit* aus me. *grẹ̄t*, ae. *ȝréot*. Aber dieses Wort erscheint im Früh-Neuenglischen auch als *greet*: erst wenn ein me. **bẹ̄t*, früh-ne. **beet* nachgewiesen wäre, hätte man das Recht, diese beiden Fälle zusammenzustellen. Wahrscheinlich ist *grit* übrigens keinem lautlichen Vorgang zu danken, sondern der Vermengung von ae. *gréot* und *grytt* (vgl. Grieb-Schröer s. v.). Sarrazin denkt auch an die Möglichkeit, dafs *bit* vom Part. *bitten* beeinflufst sei. Das ist aber kaum wahrscheinlich, weil zwischen dem Part. und dem Substantiv gar kein formeller und ein nur ziemlich loser begrifflicher Zusammenhang besteht. Oder ein anderer Fall: *pith* aus ae. *piða* vergleicht er mit sonstigen Verkürzungen vor *th* wie in *death*. Indessen hier erweist noch die heutige Schreibung, was frühe Grammatiker lehren: dafs im 16. Jahrhundert die zu erwartende Länge gegolten hat und erst im 17. Jahrhundert beseitigt wurde. Erst dann könnte man *pith* anreihen, wenn aus jener Zeit ein **peeth* belegt wäre.

Wir haben ja einen deutlichen Fall dafür, dafs me. *ẹ̄* zu ne. [ī] wird und dann Verkürzung zu [ĭ] erfährt, das noch heute gilt: *breeches*. Wie man sieht, hat aber hier die Schreibung die ältere Form bewahrt. Das Gleiche wäre zu erwarten, wenn bei me. *ẹ̄* aus *ĭ-* dieser Vorgang eingetreten wäre. Und diese Erwartung wird in einem Falle erfüllt: bei *sieve* aus ae. *sife*, welches trotz seiner heutigen Lautung [ĭ] früh-neuenglisch [ī] aus me. *ẹ̄* gehabt haben mufs, da die Schreibung noch heute darauf weist. Man sieht aber auch sofort, dafs dies eine Ausnahme ist, dafs die grofse Mehrzahl der Fälle von ae. *ĭ-* keinen solchen Anhaltspunkt gewährt.

Man darf die neuenglische Schreibung nicht unterschätzen. Da sie für ae. *ĭ-* fast immer *i* bietet, und zwar schon seit dem 16. Jahrhundert, so ist daraus zu schliefsen, dafs zur Zeit, wo sie im wesentlichen fixiert wurde, also im ausgehenden 15. Jahrhundert, auch *ĭ* dafür gegolten hat. Wir kämen also dazu, die fast durchgängige Rückverkürzung in die Zeit vorher, etwa in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu verlegen, obwohl nach Sarrazin die Dehnung selbst im Süden erst im 14. Jahrhundert er-

folgt ist. Ist das glaublich, da doch bei den anderen Kürzen die Dehnungsprodukte sich so wohl erhalten haben? Wir werden übrigens sehen, daſs auch für das 14. und 15. Jahrhundert nicht Länge zu erweisen ist.

2.

Sarrazin wendet sich hierauf dem so schlüpfrigen Gebiet der neuenglischen Mundarten zu. Er hält mir die Fälle entgegen, wo auf dem südhumbrischen Gebiet bei Ellis für ae. *ŭ*- anderes als Kürze (*u* oder *ʊ*) bezeugt ist, und dies sind, von zwei Fällen abgesehen, nur solche, wo Ellis durch ' in *son* Halblänge anzeigt. Aber was können sie an und für sich beweisen? Sarrazin hebt selbst mit den Worten an: 'Neuenglische Mundarten zur Aufhellung mittelenglischer Quantitäten heranzuziehen ..., erscheint mir wenigstens bei dem jetzigen Stande der Kenntnis etwas bedenklich.' Ich halte es für mehr als bedenklich — wenn man so verfährt, wie er gethan hat. Aber er hat sehr unrecht, wenn er mir in einem Zwischensatze dasselbe Verfahren zuschreibt. Thatsächlich habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, und hiermit komme ich wieder auf einen grundlegenden Unterschied unserer Arbeitsweise, den ich nachdrücklich hervorheben möchte. Nicht darum handelt es sich, wo in den lebenden Mundarten Länge oder Halblänge gilt — diese können ja auch jungen Ursprungs sein —, sondern darum, wo für ae. *ŭ*-, *ĭ*- die Entsprechungen des me. *ǭ*, *ę̄* erscheinen (§ 387), und ob diese als solche sicher zu erkennen sind. Um zunächst dies letztere festzustellen, habe ich die langwierige Untersuchung über die Entwicklung der mittelenglischen Längen angestellt, die jetzt den Hauptteil meines Buches bildet, thatsächlich aber zuerst nur eine Vorarbeit war. Dabei hat sich herausgestellt, daſs die normale Entsprechung mindestens des me. *ǭ* sich fast überall von den anderen Längen und Kürzen abhebt, somit sichere Schlüsse auf die mittelenglische Grundlage erlaubt. Was für eine Quantität heute gilt, ist dabei ganz gleichgültig: es zeigt sich, daſs die Lautqualität für sich ein untrügliches Kennzeichen abgiebt. Ich muſs nun in aller Schroffheit, wie anmaſsend es auch klingen mag, die Forderung aufstellen, daſs jeder, der dialektische Lautungen für die Sprachgeschichte verwerten will, sich zunächst mit den Ergebnissen dieser Untersuchung vertraut mache, wofern er sie nicht selbst neuerlich anstellen will. Das Herausfischen einzelner Dialektformen und ihre isolierte Deutung, losgelöst von dem Vokalsystem des betreffenden Dialekts, ist ein so schwerer methodischer Fehler wie nur irgend einer. Ich habe bereits vor Jahren eindringlich vor diesem Vorgehen gewarnt und an einem Beispiel gezeigt, wohin es führt (Anglia XVI, 490 f.). Daſs auch Sarrazin infolge dieses Fehlers in die Irre gegangen ist, wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Vorerst nur noch eine Berichtigung. Sarrazin behauptet, die meisten Mundarten des Mittellandes seien in meiner Darstellung unberücksichtigt geblieben, obwohl reichliche Belege auch in diesen bei Ellis verzeichnet

wären. Aber die Belege in den übergangenen Mundarten seien allerdings fast durchweg solche, die nicht zu meiner Theorie stimmen. Dabei verweist er auf S. 216 meiner 'Untersuchungen'. Dort nun heifst es, dafs ich 'vom Mittelland nur die Dialekte anführe, in denen sich Belege [für me. ǭ, ę̄ aus ae. ŭ-, ĭ-] finden, vom Norden und Schottland aber sämtliche', d. h. auch solche, welche keine derartigen Belege aufweisen. Ist das ein 'Übergehen?' Aus seinem zweiten Satz könnte man sogar die Verdächtigung herauslesen, dafs ich über die Thatsachen mangelhaft berichtet hätte, um zu glatten Ergebnissen zu gelangen, also eine Fälschung vorgenommen hätte. Ich glaube nicht, dafs Sarrazin dies andeuten wollte, sonst hätte er mir seinen Aufsatz nicht mit so anerkennenden Worten übersenden können. Aber dafs solche zweideutige Wendungen einem ehrlichen Gegner gegenüber überhaupt vermieden werden mögen, ist gewifs ein berechtigter Wunsch.

Und nun zur Sache! In den südhumbrischen Dialekten ist die normale Wiedergabe des me. ǭ eine volle Länge oder ein Diphthong, gewöhnlich einfaches ū (wofür vereinzelt ü/ö-Laute), seltener *uə*, im Mittelland auch öfter ein Diphthong, der dadurch entsteht, dafs der Eingang des ū zu wenig gerundet ist (§ 106 ff.). Halblanges *u*, Ellis' *ù*, erscheint gewöhnlich nur in Fällen wie *done*, die in der Schriftsprache Verkürzung zeigen (me. ǭ > ne. ū > ŭ > *v*) und auch in den Dialekten zumeist ŭ oder *v* aufweisen. Hier ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs wir eine sekundäre Entwicklung aus früh-ne. ŭ vor uns haben, wie ja auch in der Schriftsprache bei vielen in *man, gone* u. dgl. Halblänge gilt (Sweet, HES. § 943). Jedenfalls ist, wenn *ù* in Fällen erscheint, deren mittelenglische Basis festzustellen ist, aus ihm n i c h t m i t S i c h e r h e i t auf me. ǭ zu schliefsen: wenn es früh-ne. ú aus me. ǭ wiedergeben kann, so kann es auch andere früh-ne. ŭ darstellen, z. B. aus me. *u*. Für unser Problem dürfen aber nur Fälle in Betracht kommen, wo für ae. ŭ- eine unzweideutige Entsprechung des me. ǭ vorliegt. Darum mufsten die Halblängen beiseite bleiben, und so kommt es, dafs die von Sarrazin angezogenen Fälle von *ù* von mir nicht einmal erwähnt wurden. Übrigens sind sie durchaus nicht so häufig, wie Sarrazin in dem oben angeführten Satze behauptet.

Nun ist ja nicht zu leugnen: die M ö g l i c h k e i t, dafs diese *ù* auf me. ǭ zurückgehen, ist von vornherein nicht abzuweisen. Ein sorgfältiger Beobachter wird wohl sofort etwas skeptisch werden, wenn er wahrnimmt, dafs über ein so grofses Gebiet verstreut immer nur die unsicheren Halblängen und nirgends die unzweideutigen Entsprechungen des me. ǭ auftauchen. Indessen, sehen wir davon ab. Die Möglichkeit müssen wir zunächst zugeben. Ist aber nicht dieselbe Möglichkeit auch bei jedem ŭ und *ŏ* (in *up, full, some* u. s. w.) vorhanden? Könnte man nicht mit demselben Rechte hinter diesen Kürzen die Entwicklung me. ǭ > ne. ū > ụ̆ (> *ŏ*) vermuten? Daran wird niemand denken wollen, weil ŭ und *ŏ* gewöhnlich auf me. ŭ zurückgehen. Ähnlich werden wir uns fragen müssen, worauf *ù* normalerweise zurückgeht und welche Rolle die Halb-

längen überhaupt in den betreffenden Dialekten spielen, ob sie sonst mittelenglische Längen oder Kürzen widerspiegeln. All das hat Sarrazin nicht bedacht, und darin liegt ein schwerer methodischer Fehler.

Die Beantwortung dieser Fragen wird dadurch sehr erschwert, dafs es sich zufällig zumeist um Dialekte handelt, von denen sehr wenig Material überliefert ist. Nur einer ist bei Ellis durch eine ziemlich vollständige Wortliste vertreten, der von Südost-Lancashire (D. 21, S. 324). Hier finden wir nun, dafs Halblänge auch für unzweifelhafte mittelenglische Kürze steht. Abgesehen von Fällen, wo sie durch auch sonst bekannte Vorgänge, wie Schwund gewisser Konsonanten (z. B. *l*), zu erklären ist, findet sie sich noch in folgenden Fällen vor einfachen Konsonanten: *as, man, has, at, that, what, far, him, his, it, full* (ferner auch in *arm, warm*). Entsprechend finden wir nun in fast jedem der anderen von Sarrazin angezogenen Dialekte trotz des spärlichen Materials einen oder den anderen Beleg: 6[1] (S. 113): *man*; 6[2] (S. 115): *man*; 6[3] (S. 118): *man*; 6[4] (S. 120): *will*; 23[1] (S. 359): *man* (*went*); 23[3] (S. 363): *man*; 25 (S. 422): *well*; 26[2] (S. 444): *man* (*milk*); (26[3], S. 445: *dark*); 28[1] (S. 455): *man*; 29[1c] (S. 482): *will*; 16[4] (S. 220): *egg*. Man beachte, wie speciell vor *n* sich häufig diese mittlere Quantität einstellt.

Somit ist erwiesen, dafs die Halblänge dieser Dialekte durchaus nicht auf mittelenglische Länge zurückgehen mufs, sondern ebensogut mittelenglischer Kürze entsprechen kann. Da nun ein sicherer Fall von me. *ǭ* für ae. *ŭ-* in ihnen nicht vorkommt, werden wir alle Fälle von *ù* für ae. *ŭ-* auf Kürze zurückführen. Wovon die Entstehung der mittleren Quantität abhängt, ist vorläufig noch nicht klar. Es scheint, dafs *-n* vielfach eine dehnende Wirkung ausübt (wie in West-Somerset me. *ĕ* und *ĭ* vor *n* in *hen, then, men, pen, skin, spin, thin* u. s. w. regelmäfsig gelängt sind). Wie dem aber auch sei: jenes negative Ergebnis ist völlig gesichert.

Von den Dialekten mit *ù* abgesehen hat Sarrazin noch drei angezogen, die wir einzeln besprechen müssen. In 5[3] (Hampshire, Ellis S. 106) giebt der eine Gewährsmann, offenbar ein Laie, eine Notierung, die auf einen *uə*-Diphthong weisen würde. Aber ein phonetisch geschulter Beobachter, niemand anders als Schröer, hat in dem Wort keinen anderen Laut gehört als den, der sonst für me. *ŭ* gilt. Können wir da der ersteren Angabe Wert beimessen? In 4[1] (Chippenham, Wiltshire, Ellis S. 56) lautet *above*: (boov). Der Laut (*oo*) ist hier selten, er erscheint sonst nur noch in *through* und *dove*, während me. *ǭ* durch *ū, uə, ù* wiedergegeben ist. Wie kann man also diesen Beleg für unsere Frage heranziehen? In West-Somerset endlich (Ellis S. 155) zeigt *wood* dasselbe (*əə*), das sonst me. *ǭ* wiedergiebt, und wir haben scheinbar eine vollkommene Parallele zu den nordhumbrischen Fällen vor uns. Sarrazin ist nur etwas voreilig, wenn er meint, dieser Fall wäre mir entgangen: ich habe vielmehr gute Gründe gehabt, ihn beiseite zu lassen. Vorerst ist zu bemerken, dafs (*əə*) hier nicht eigentlich ae. *ŭ-*, sondern vielmehr ae. *wu-* wiedergiebt, die Form lautet (*əəd*). Derselbe Laut, in mittlerer Quantität, giebt aber auch ae. *wu-* in *wool* und ae. *ŭ* in *pull* wieder (Ellis eb.), und derselbe

Laut in voller Länge entspricht ae. me. ŭ in *bush, push* (Elworthy S. 51). Danach kann von einem sicheren Rückschluſs auf me. ǭ nicht die Rede sein. In allen diesen Fällen bemerken wir ae. me. *u* in der Nähe von Konsonanten, welche ihm selbst artikulatorisch nahe standen: wir haben offenbar eine specielle Entwicklung des ŭ infolge dieser Stellung vor uns. Nach dem, was oben S. 58 ff. über die Vorgeschichte des (*əə*) in West-Somerset ausgeführt wurde, muſs hier ein früh-ne. ū zu Grunde liegen, dessen Entstehung aus ŭ in labialer Umgebung ganz begreiflich ist. Es fiel ebenso wie einige anders entstandene früh-ne. ū (oben S. 59) mit dem das me. ǭ vertretenden Laute zusammen und entwickelte sich mit diesem zu (*əə*). Auf eine Basis mit me. ǭ kann man daher aus (*əəd*) ebensowenig schlieſsen, wie aus dem (*vbəə*) 'above' desselben Dialekts (vgl. Untersuch. § 396).

Nun sind aber in fünf von den von Sarrazin angeführten Dialekten ae. *sunu* und ae. *sunne* in der Weise geschieden, daſs in ersterem Halblänge, in letzterem Kürze erscheint (S. 71). Darauf legt er groſses Gewicht, und in der That erscheint diese Thatsache auf den ersten Blick höchst bemerkenswert. Aber gleich der erste Dialekt, der diese Scheidung aufweist, 21 (S. 324), ist derselbe, der Halblänge auch in so groſsem Umfange für sichere mittelenglische Kürze aufweist (oben S. 81): somit muſs die moderne Scheidung nicht aus mittelenglischer Zeit stammen, wie es zunächst scheinen möchte. Dazu kommt, daſs dasselbe Verhältnis wie zwischen *sùn* (ae. *sunu*) und *sun*̀ (ae. *sunne*) auch zwischen *fàr* und *star*̀ besteht, zwei Wörtern, die gleichmäſsig auf me. *-ĕr* zurückgehen. Dies beweist vollends, daſs diese Halblängen erst eine neuenglische Entwicklung sind. Offenbar sind in diesem Dialekt die Folgen: kurzer Vokal + halblangem Konsonanten und halblanger Vokal + kurzem Konsonanten gleichwertig, und ihre Verteilung speciell neuenglischen Vorgängen entsprungen. In dem Paar *sùn* und *sun*̀ scheint diese Variation zur Differenzierung gleichlautender Wörter verschiedener Bedeutung benutzt worden zu sein.

Bei den anderen vier Dialekten ist das Material wieder zu spärlich für eine ähnliche Beweisführung. Doch erscheint in 28[1] Halblänge auch in *man*. Wir werden daher nach alldem aus der Scheidung von *sùn* und *sun*̀ gar nichts schlieſsen dürfen. Übrigens ist noch zu erwähnen, daſs die Zuverlässigkeit Ellis', wie Wright, Gram. Windh. 174 gezeigt hat, keineswegs sehr groſs ist. Bei solchen Feinheiten ist daher die Gefahr, daſs ein Fehler von seiner Seite vorliegt, ziemlich bedeutend. Man wird aus seinem Buche doch nur das völlig Deutliche herausgreifen dürfen.

Mit diesem unsicheren Material, das sofort zerflieſst, wie man es schärfer anfaſst, vergleiche man nun die von mir angeführten Belege für me. ǭ aus dem Norden![1] Man wird finden, daſs da die normale Ent-

[1] Ich benütze diese Gelegenheit, um meine Zusammenstellung S. 217 bezüglich zweier Einzelheiten zu berichtigen. Ae. *abufan* zeigt in 20[3] (Nord-Lincolnshire) die Lautung ū, die aber nicht sicher auf ǭ zurückweist, da hier auch me. ŭ durch ū wiedergegeben ist. Ferner ist *suʒu* in 32[5] (Mittel-Northumberland) nur mit der Entsprechung des me. ū (nicht auch der des ǭ) belegt.

sprechung oder doch eine solche, die durch deutliche Parallelen als unzweideutige Variante derselben erwiesen wird, vorliegt. Da stehen wir auf sicherem Boden. Alles andere müssen wir beiseite schieben. Nur wenn wir so vorgehen, können wir die Gefahren, welchen die Behandlung des Ellisschen Materials ausgesetzt ist, vermeiden.

3.

Weiterhin kommt Sarrazin auf die mittelenglischen Reime von *i*- : *ę̄* und *ŭ*- : *ǭ* zu sprechen und sucht darzuthun, dafs sie sich auch im Süden finden. Dabei stellt er vor allem Dinge zusammen, die scharf zu trennen sind. Wenn im südlichen Octavian und bei Shoreham ae. *ŭ*- auf *ū* reimt (*woke* : *sowke*), so kann dies nicht das geringste für unser Problem beweisen. Sowohl *ŭ* : *ū* als *ǭ* : *ū* sind ungenaue Reime: wie kann man also erkennen, ob der Dichter *ŭ* oder *ǭ* sprach? Dasselbe gilt von der Bindung *ĭ*- : *ī*, die Sarrazin in dem Chaucerschen *wyke* : *syke* ('seufzen') Troil. II, 430 zu finden glaubt. Wahrscheinlich wird aber dieser Reim überhaupt rein sein, da es neben me. *sīke(n)* aus ae. *sīcan* ein *sike(n)* aus ae. *sice* oder einem ae. *sician* gegeben zu haben scheint, das später im Schottischen als *seich* zu Tage tritt (Archiv CII, 76). Auch die übrigen aus Chaucer beigebrachten Fälle kommen in Wegfall. Über zwei derselben, Thop. 147 und Troil. II, 933, habe ich bereits gehandelt (Unters. § 507). Troil. I, 228 *stere* (ae. *styrian*) : *afere* (ae. *on fȳre*) beruht auf der kentischen Form dieser Wörter (ten Brink § 24 *β*, 23 Anm). Troil. I, 825 *wyte* : *lyte* ist in Ordnung; denn *wyte* ist hier nicht ae. *witan*, sondern *wītan* 'impute'.

Was übrig bleibt, sind teils Reime, die ich schon besprochen habe (§ 505 f.), teils solche aus dem 15. Jahrhundert. Ich bestreite nun Sarrazin mit allem Nachdruck das Recht, aus diesen Fällen dieselben Schlüsse zu ziehen, wie ich aus meinem Reimmaterial. Erst dann kann ich es ihm zugestehen, wenn er dieselben mühevollen Untersuchungen bezüglich der Reinheit der Reime in den betreffenden Denkmälern überhaupt und der Zahlenverhältnisse derselben anstellt, wie ich bezüglich der nordhumbrischen Texte (§ 412 ff.), und wenn sich dasselbe herausstellt wie dort. Thatsächlich giebt er selbst zu, dafs wir es hier mit ungenau reimenden Dichtern zu thun haben, während die von mir untersuchten Texte trotz der gegenteiligen Behauptung Sarrazins (S. 73) die Quantitäten und die in Frage kommenden Qualitäten im Reime genau auseinander halten. Die Zahlenverhältnisse würden gewifs zeigen, dafs die von ihm angezogenen Reime Ausnahmen sind, während es sich im Norden ganz anders verhält (vgl. Archiv CII, 48). Überdies kommt bei denjenigen aus dem 15. Jahrhundert noch eine Möglichkeit in Betracht, die ich bereits Unters. § 506 bei Besprechung Bokenams angedeutet habe. In dieser Zeit war das me. *ę̄*, *ǭ* bereits auf dem Wege zu ne. [*ī*, *ū*]. Weniger genaue Dichter konnten sich daher Bindungen von *ĭ*, *ŭ* mit diesen Lauten gestatten. Dieser Möglichkeit möchte ich jetzt gröfseren Raum geben als früher. Auch die ent-

sprechenden Reime in der Editha-Legende (§ 505) bin ich geneigt, in diesem Sinne zu deuten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich meine Ausführungen § 505 zum Teil berichtigen. Die Form *doors* aus Richard Löwenherz, die ich anführe, kommt in Wegfall, da dieser Text modernisiert ist. Dasselbe gilt von Trevisas *beele* für ae. *bile*, welches nach Ausweis moderner Dialektformen als me. *bę̄le* zu fassen ist, also, wie dunkel sein Ursprung auch ist, jedenfalls nicht hierher gehört (vgl. Angl. Beibl. VIII, 40).

Nun sucht ja Sarrazin S. 74 ff. zu erklären, warum genau reimende Dichter derartige Bindungen vermeiden. Ich kann auch diesen Ausführungen nicht beipflichten, aber ich kann es mir ersparen, auf sie näher einzugehen. Denn sie kämen nur dann in Betracht, wenn wir sonst deutliche Anzeichen dafür gefunden hätten, dafs auch im Süden ae. *ĭ-*, *ŭ-* zu me. *ę̄*, *ǭ* geworden waren und wir uns daher das Fehlen entsprechender Reime, das sehr auffällig wäre, irgendwie zurechtlegen müfsten.

Ich mufs vielmehr bei meiner früheren Auffassung beharren, dafs in diesen vereinzelten Reimen im Süden, soweit nicht die eben S. 83 ausgesprochene Erklärung dafür zu gelten hat, nördliche Beeinflussung zu Tage tritt. Da das Gebiet der Dehnung ja auch den nördlichen Streifen des Mittellandes umfafste, war der Weg nicht so weit. Wir gewahren hier den Beginn der Entlehnungen, die in der neuenglischen Zeit immer häufiger werden.

Sarrazin leugnet natürlich, dafs die neuenglischen Formen mit gedehntem *ĭ-*, *ŭ-* nordhumbrische (oder nordmittelländische) Einschläge darstellen, und zwar auch aus einem allgemeineren Grunde. Er findet diese Annahme gezwungen, denn 'wie wäre', fragt er, 'eine solche Beeinflussung bei gewöhnlichen, allgemein üblichen Wörtern wie *week*, *beetle*, *pease*, *door* zu erklären?' Von dieser Liste ist zunächst *pease* (wie von einer vorhergehenden *breach*) zu streichen: hier weist die Schreibung *ea* auf me. *ę̄*, nicht *ẹ̄*, und dieses geht auf eine romanische Grundlage zurück. Was aber die übrigen und alle anderen hierhergehörigen Fälle anlangt, so sind sie keineswegs auffällig, wenn man auf Seitenstücke in anderen Sprachen blickt. Wir haben in unserer doch hochdeutschen Schriftsprache eine stattliche Reihe niederdeutscher Lehnwörter und -formen. Bei Ausdrücken aus dem Seewesen, wie *Bord*, *Boot*, *Tau* u. dgl., spielen die realen Verhältnisse herein. Aber wir begegnen auch völlig neutralen, zum Teil ganz alltäglichen Wörtern. So haben z. B. *Nichte*, *Schlucht*, *echt*, *Gerücht*, *Schacht*, *Lehm*, *Nelke*, *Hafer*, *Hälfte*, *Stempel*, *Lippe*, *bersten* die ursprünglichen oberdeutschen Formen nachweislich verdrängt; neben diesen haben sich Geltung verschafft u. a. *sacht*, *Wappen*, *Born*, *fett*.[1] Zumeist sind diese Formen erst in neuhochdeutscher Zeit, einige schon etwas früher, eingedrungen, also in Perioden, wo das Niederdeutsche weder litterarisch noch sonst im Vordergrunde stand. Eine oder die andere (wie *fett*) ist

[1] Weiteres Material bei Jänicke, Über die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. Wriezen 1869.

sogar in oberdeutsche Dialekte eingedrungen. Sind das nicht völlig genaue und völlig gesicherte Parallelen zu meinen Ansetzungen? Bedenkt man außerdem noch, daß das Sprachgebiet in England viel kleiner war als bei uns, und seine einzelnen Provinzen infolge der insularen Lage des Landes viel mehr auf den Verkehr untereinander angewiesen waren, bedenkt man ferner, daß England viel früher staatlich und wirtschaftlich geeint war, so wird man gewiß behaupten dürfen, daß es der Annahme von Entlehnungen an allgemeiner Wahrscheinlichkeit nicht gebricht. Die fortschreitende Forschung wird wohl auch sonst allerlei dialektische Einschläge in der englischen Schriftsprache entdecken. Ein völlig deutlicher Fall, wieder aus dem Norden, ist ja *mickle*, das schon Shakespeare bekannt ist. *Speir* verrät schon in seiner Schreibung den schottischen Ursprung, und *weird* wird wohl hier anzureihen sein (vgl. Angl. XVI, 462). Eine Beeinflussung der werdenden Schriftsprache vom Norden her hat auch schon Morsbach konstatiert: die Verdrängung des Chaucerschen *hond, lond* u. dgl. durch *hand, land* (Schriftsprache S. 155). —

Auf die nun folgenden Darlegungen Sarrazins S. 73 ff. einzugehen, kann ich mir füglich ersparen, teils aus dem oben S. 84 angegebenen Grunde, teils weil ich auf die entsprechenden Ausführungen meiner 'Untersuchungen' verweisen kann. Daß seine Angaben über die mittelenglische Schreibung einseitig und übertrieben sind, wurde bereits betont (S. 78).

4.

Eine besondere Besprechung erheischt indessen Sarrazins Erklärung der Vokal-Dehnung in offener Silbe überhaupt, zu der ihn seine Folgerungen führen. Brugger hatte sie Angl. XV, 272 mit der Schwächung der vollen Endsilbenvokale des Altenglischen zu *-e*, d. i. *ə*, in Zusammenhang gebracht: die Dehnung der Stammsilbe sei ein Ersatz für die Schwächung der Endsilbe. Sarrazin geht weiter und verknüpft sie mit dem Abfall des End-*e*: sie wäre also eine ausgesprochene Ersatzdehnung. Er will das Dehnungsgesetz, welches Streitberg in seinem Aufsatz über die Entstehung der Dehnstufe (Indog. Forsch. III, 305) für die indogermanische Urzeit formuliert, im Spät-Mittelenglischen wieder erkennen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Verknüpfung für den ersten Augenblick etwas sehr Verlockendes hat. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber meines Erachtens, daß dieser schöne Gedanke mit den harten Thatsachen nicht fertig wird. Vor allem finde ich eine bedeutende chronologische Schwierigkeit sowohl bei der Theorie Bruggers als der Sarrazins. Die Reduktion der vollen Endsilbenvokale zu *ə* fand in der gesprochenen Sprache gewiß schon in der ausgehenden altenglischen Periode statt, spätestens im 11. Jahrhundert, während die Kürzen in offener Silbe sich im 12. Jahrhundert noch als intakt erweisen und erst im 13. gelängt werden. Der Abfall des End-*e* andererseits erfolgte im Süden erst im 15. Jahrhundert, also viel später als die Dehnung. Im Norden Englands stünde nach der bisherigen Meinung über die Chronologie dieser Vorgänge das

Verhältnis etwas günstiger, da hier das End-*e* früher verstummt als im Süden. Wenn ich aber mit meinen Ausführungen Archiv CII, 63 ff. recht behalte, so ist auch hier die Dehnung bedeutend früher erfolgt als der Schwund des -*e*. Nach Sarrazins Theorie wäre die umgekehrte Reihenfolge zu erwarten.

Nun kann man sagen, dafs uns immer erst die fertigen oder nahezu fertigen Ergebnisse der Entwicklungen vor Augen treten und diese selbst schon lange Zeit früher eingesetzt haben können. Gewifs werden auch die Anfänge der uns beschäftigenden Vorgänge ein Stück vor den angegebenen Zeitpunkten liegen. Aber wenn das Endergebnis des einen erst zwei Jahrhunderte später als das des anderen greifbar wird, so ist doch wahrscheinlich, dafs die Anfänge, wenn auch nicht in genau demselben zeitlichen Abstand, so doch in derselben Reihenfolge, nicht in der umgekehrten, eingetreten sind. Dafs etwa im 12. Jahrhundert der Abfall des End-*e* und im Zusammenhang damit die Dehnung begonnen hätte und diese schon im 13. Jahrhundert abgeschlossen gewesen wäre, während jener so langsam vorschritt, dafs er erst im 15. Jahrhundert deutlich zu Tage tritt, das ist doch eine höchst gezwungene Annahme.

Ich hätte erwartet, dafs Sarrazin auf diesen so naheliegenden Einwand von vornherein Bedacht nehmen würde. Wenn er statt dessen eine zeitliche Abstufung in der Dehnung je nach dem vorausgehenden Vokal behauptet (S. 80), für die ich nirgends einen Beweis finde, und die Dehnung von *ŭ*- und *ĭ*- auf Grund unzulänglichen Materials in dieselbe einfügt, so hilft das nicht weiter. Im Gegenteil: man würde dann erwarten, dafs der Abfall des End-*e* in derselben Weise abgestuft erfolgt wäre: nach *a*- etwa 1230—1250, nach *o*- etwa 1260—1280, nach *e*- um 1300, nach *u*- um 1320—1340, nach *ĭ*- 1370—1390. In der Sprache Chaucers müfste also das End-*e* in *fare, before, bere, dure* bereits abgefallen, dagegen in *wike* noch erhalten sein!

Will man etwa daran denken, dafs das -*e* in der gesprochenen Sprache schon früher abgefallen war, als dies in der Schrift und im metrischen Gebrauch zu Tage tritt? Das ist bis zu einem gewissen Grade möglich, aber dasselbe gilt bezüglich der Dehnung in offener Silbe: der starke zeitliche Abstand zwischen beiden Vorgängen wird durch eine solche Annahme nicht wesentlich verändert. Ich glaube übrigens, dafs wir dieser Möglichkeit nicht zu grofsen Raum zugestehen dürfen. Sobald das -*e* in der gesprochenen Sprache bereits abgefallen oder doch unfest geworden ist und in der Dichtung nur noch traditionell als Silbe verwendet wird, ist eine genaue Einhaltung des etymologischen Geltungsgebietes kaum denkbar. Wenn wir nun in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert Reim- und Versgebrauch auf die vollzogene Dehnung in offener Silbe weisen sehen, andererseits aber das End-*e* noch ganz fest finden, so ist dies ein mit Sarrazins Theorie unvereinbarer Thatbestand.

Es scheint allerdings, dafs er schon die Reduktion des -*e*, welche dem vollen Abfall gewifs vorausging, als ausreichend erachtet, um die Dehnung hervorzurufen; denn er spricht von 'Schwächung oder Synkope' S. 79,

'Schwächung oder Abfall' S. 80. Ich finde dieses 'oder' sehr unexakt und höchst seltsam. Wenn die Dehnung vom wirklichen Abfall des *-e* abhängt, wie es dem Wesen einer Ersatzdehnung entspricht, so hat die vorhergehende Schwächung desselben für sie keine Bedeutung; wenn die Ursache der Dehnung aber in dieser Schwächung steckt, dann ist der Abfall des *-e* eine Folgeentwicklung, die die Dehnung nicht weiter berührt. Daſs bald der eine, bald der andere Vorgang sie hervorgerufen habe — und das scheint in dem 'oder' zu liegen —, ist doch nicht glaublich. Oder soll dies 'oder' besagen, daſs Sarrazin selbst noch nicht darüber klar ist, welcher von ihnen die eigentliche Ursache der Dehnung bildet?

Wenn es schon die bloſse Schwächung des *-e* sein sollte, so wäre allerdings die chronologische Schwierigkeit gemildert, vielleicht beseitigt. Denn gewiſs ist eine Reduktion dem völligen Abfall vorangegangen, und daſs sie im 13. Jahrhundert noch unbekannt war, läſst sich nicht erweisen. Aber ich kann mir nicht gut vorstellen, daſs sie so tiefgreifende Folgen gehabt haben sollte. Sie wird vor allem in einer qualitativen Reduktion bestanden haben (von *e* zu *ə*), demnächst gewiſs auch in einer quantitativen, die aber doch nicht so bedeutend war, daſs sie dem Verlust einer More gleichkam. Sowohl in den von Streitberg vorgeführten Fällen als auch bei ähnlichen Vorgängen in anderen Sprachen, die man etwa anziehen könnte, handelt es sich immer um Verlust einer vollen More, ja sogar (wie wir gleich sehen werden) einer Silbe. In der That ist eine so starke Veränderung der Quantität der Tonsilbe nur unter solchen Umständen begreiflich. —

Bei näherem Zusehen, wenn wir die einzelnen Fälle der Dehnung überblicken, geraten wir auf neue Schwierigkeiten. Vor *-el, -em, -en, -er* ist sie teils verhindert, teils vollzogen. Fälle der letzteren Art, wie z. B. *over, beaver, acre, cradle, weazel, besom, raven, even,* sind nicht gut mit Sarrazins Theorie vereinbar. Er kommt einmal auf dies Schwanken zu sprechen, gleitet aber zu leicht darüber hinweg. Die Dehnung sei hier fakultativ; 'denn auch in diesem Falle trat ja Morenverlust nicht notwendig ein' (S. 80). Dagegen sei zunächst darauf verwiesen, daſs Streitberg am Beginn seiner Untersuchung allerdings bloſs von Morenverlust spricht, bei Prüfung der einzelnen Fälle aber zu dem Schlusse kommt, daſs nicht Morenverlust schlechthin, sondern 'speciell Silbenverlust für die Dehnung verantwortlich zu machen ist' (S. 378). Danach wäre die Dehnung in Beispielen wie den angeführten, wo ja die Silbenzahl nie verändert wurde, unbegreiflich. Dies scheinen mir in der That allgemeinphonetische Erwägungen zu bestätigen. Bei der Entwicklung z. B. von ae. *ofer* zu ne. *over* kann sich ein Quantitätsverlust nur ergeben haben, als an die Stelle von Vokal + Liquida silbische Liquida trat. Dieser Verlust war aber doch ziemlich unbedeutend, zumal naturgemäſs ein silbischer Laut einen unsilbischen an Dauer leicht übertreffen kann. Jedenfalls ist er mit dem beim Abfall des End-*e*, der den Verlust einer Silbe zur Folge hat, nicht auf eine Linie zu stellen: es ist nicht gut denkbar, daſs zwei so verschiedenwertige Vorgänge dieselbe Folge gehabt haben sollten.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Wenn wirklich dieser geringe Verlust an Dauer die Ursache der Dehnung in der Tonsilbe sein sollte, müſste man doch erwarten, daſs er in nicht zu starkem zeitlichem Abstand vor dieser eingetreten ist, daſs sich also die silbische Liquida oder Nasalis in solchen Fällen etwa im 12. Jahrhundert entwickelt habe. Thatsächlich finden wir aber, daſs sie vielfach schon in der altenglischen Schreibung, und zwar von den ältesten Texten an, zum Ausdruck kommt. Nicht wenige der uns beschäftigenden Fälle sind ja durch das Wirken der vor unserer Überlieferung liegenden Auslautgesetze entstanden: germ. *akra- > westgerm. *akr (vgl. got. *akrs*), und das Altenglische zeigt speciell nach Kürze bei *-l, -m, -n* vorwiegend die Schreibung ohne Zwischenvokal: *setl, næȝl, hræfn, stefn, fæðm* u. s. w. (Sievers § 139). In diesen Fällen war also silbisches *l, m, n* nicht nur das Ursprüngliche, sondern es wurde offenbar auch in der altenglischen Zeit bewahrt. Dafür spricht auch der Umstand, daſs im Verse solche Ausgänge vielfach nicht als Silbe zählen, während dies bei etymologischem *-el, -on* u. dgl., wie in *micel, heofon* u. dgl., immer der Fall ist (Sievers, Altgerm. Metr. § 79, 4). Wenn im Mittelenglischen die Schreibungen *-el, -em, -en* allgemein werden, so wird wohl niemand dahinter einen wirklichen Lautwandel, den Übergang von silbischem *l, m, n* zu *-el, -em, -en* erblicken wollen. Das ist eine rein orthographische Änderung, die nur spät-altenglische Schreibtendenzen fortsetzt. Ebensowenig wird man die in gewissen Texten häufigen *-il* (*yl*), *-ul* auf wirklichen Vokal deuten dürfen: hier kommt offenbar nur ein specifisch gefärbter Gleitlaut zum Ausdruck. Überdies treten diese Schreibungen zumeist erst nach der Dehnung auf. Wir dürfen also sagen: in einem Fall wie ae. *hræfn* hat seit dem Wirken der germanischen Auslautgesetze immer bloſs silbisches *n* gegolten, und es ist im Verlauf der historischen Entwicklung an Quantität überhaupt nichts verloren gegangen; dennoch ist aber Dehnung (zu me. ne. *rāven*) eingetreten.

Eine genaue Musterung der auf silbische Liquida oder Nasal endenden Belege ergiebt vielmehr ganz anderes. Es zeigt sich, daſs in den isolierten, deren es freilich nur wenige giebt, die Dehnung nicht fakultativ, sondern gesetzmäſsig ist. Das weist darauf hin, daſs der Grund des Schwankens zwischen Länge und Kürze in dem Wechsel liegt, in dem die nicht isolierten Fälle standen, also in dem Wechsel zwischen zwei- und dreisilbigen Formen (*heofon, heofones*). Auf Grund dieser Beobachtung habe ich Anglia XX, 340 ff. eine Erklärung gegeben.

Damit komme ich auf den dritten Einwand, den ich gegen Sarrazin vorzubringen habe. Die Dehnung läſst sich ungezwungen in Zusammenhang mit den anderen Quantitätsveränderungen erklären, wie ich a. a. O. dargelegt zu haben glaube. Der Abfall des End-*e* erklärt sich aber als eine Folgewirkung der in den Quantitätsveränderungen zu Tage tretenden Tendenzen, wie er denn auch später als sie erfolgt. Selbst wenn Sarrazins Theorie imstande wäre, die Thatsachen anstandslos zu erklären, also eine Möglichkeit darstellte, würde ich sie doch ablehnen müssen, weil sie die Dehnung in offener Silbe isoliert betrachtet, während sich ein natür-

licher Zusammenhang mit den anderen Quantitätsveränderungen erkennen läfst. Eine Theorie, welche für sämtliche Erscheinungen der gleichen Art eine gemeinsame Erklärung liefert, wird vor der, welche eine einzelne derselben herausgreift, gewifs schon a priori den Vorzug verdienen.

Noch weniger kann ich Sarrazins weiterer Kombination zustimmen, dafs sowohl die Vokaldehnung als der Abfall des End-*e* auf dieselbe Accentwirkung zurückzuführen sei, nämlich die der Gravisbetonung (S. 79). Weder Akut noch Gravis an sich pflegen Dehnung zu bewirken, wie noch immer vielfach angenommen wird. Letzterer ist gewöhnlich eine Bedingung, unter der Dehnung eintreten kann, nicht aber ihre Ursache. Ersterer ist ihr im Gegenteil zumeist hinderlich. Diese aus allgemein phonetischer Erwägung wie sprachgeschichtlicher Erfahrung fliefsenden Lehren Sievers' (Phon.[4] § 553 ff., 559, 781 ff., 790 f.), auf welche ich schon einmal verwiesen habe (Archiv XCVIII, 440), sind meines Erachtens noch zu wenig in ihrer Tragweite für lautgeschichtliche Forschungen gewürdigt.

Alle weiteren Folgerungen Sarrazins mufs ich, da ich seinen Ausgangspunkt nicht anerkennen kann, gleichfalls ablehnen. Es ist übrigens meines Erachtens nicht schwer zu erkennen, dafs sich das Material keineswegs seinen Sätzen fügt. Auf seine Diphthongierungstheorie werde ich noch zurückkommen. Seine Regel über die Verteilung der Quantitäten im Neuenglischen (S. 85) läfst Verkürzungserscheinungen aus mittelenglischer Zeit stammen, die nach Ausweis der heutigen Lautung (*hood, foot, soot*) oder der Schreibung (*dead, lead, death, breath*) erst in neuenglischer Zeit eingetreten sein können, wie denn auch thatsächlich bei den Grammatikern des 16. Jahrhunderts noch Länge bezeugt ist. Wie kann man also diese Fälle mit solchen wie *sick, hot, red* ohne weiteres auf eine Linie stellen?

Indessen, ich bin bereits vom Gegenstand dieses Aufsatzes abgekommen. Ich kann aber zum Schlufs nicht umhin, der Befürchtung Ausdruck zu geben, dafs unsere gesamte Forschung ins Wanken gerät, wenn wir uns so bereitwillig verlockenden Kombinationen hingeben und so wenig die thatsächlichen Verhältnisse berücksichtigen, wie dies Sarrazin thut.

IV.

Nachtrag.

In meinen Ausführungen über die von Ackermann untersuchten ältesten schottischen Urkunden (Archiv CII, 77 ff.) habe ich unter anderem bemerkt (S. 79), dafs wir keineswegs berechtigt sind, die Schreibung *boiddis* 'bodies', die auch sonst gelegentlich vorkommt, als einen Fall hinzustellen, wo das schottische unorganische *-i* gebraucht wird, ohne dafs der Vokal lang wäre, dafs wir vielmehr aus ihr eine mittelenglische Form *bōdi* zu erschliefsen haben, die sprachgeschichtlich ebensogut mög-

lich ist, wie das gewöhnliche *bŏdi*. Dafs nun wirklich eine derartige Form bestanden hat, bin ich jetzt in der Lage völlig sicherzustellen: im südschottischen Dialekt Murrays weist dies Wort den *uə*-Diphthong auf, welcher die lautgesetzliche Wiedergabe des me. *ǭ* bildet (Murray S. 148, vgl. oben S. 63).

Graz. Karl Luick.

Inhaltsübersicht.

Zu Shelleys Prometheus Unbound.

Herausgegeben aus dem Nachlafs von Julius Zupitza.

(Fortsetzung.)

Act II.

21[v] fängt an: *Act 2.*

Scene Morning — a lovely vale in the Indian Caucasus —. Asia alone (dabei ist *lovely* mit Karetzeichen über der Zeile nachgetragen, *alone*, in anderer Tinte, offenbar nachträglich hinzugefügt). 1 *descended* — || 10 *or* aus *of.* 12 *The desart of our life ....* || 16 nachgetragen auf 22[r] mit anderer Tinte. 18 *widening morn* mit derselben Tinte über getilgtem *widern.* 19 *through.* 24 *through.* 25 *sunrise* statt *sun-light.* 26 *eolian.* 36 *the* auf *a.* 37 *noontide.* 38 *I* — 43 *slept* nachträglich auf 24[r], während auf 23[v] getilgt ist:

I slept peacefully
Before thine exile & his grievous woe

38 *to* über der Zeile. 40 *thy*] *thine.* 41 *had made through* (das letzte Wort mit Bleistift) über mit Tinte getilgtem *And ere by.* 42 *familiar to my heart* über mit Tinte getilgtem *had grown mine own ..,* unter dem auch *my hearts own mates* mit Tinte getilgt ist. Hinter *own ..* stand *I slept,* das dann mit Bleistift getilgt und eine Zeile niedriger hinter *As they had* (aus *have* korrigiert) *grown to yours ... erewhile* mit Bleistift gesetzt worden ist (*familiar to my heart* und *As — erewhile* mit derselben Tinte geschrieben). 44 *Under* über getilgtem *Within.* 50 *But* aus e. a. 51 *bear* wie gedruckt. 55 *pain* wohl aus *woe.* 66 *giddy*] *dizzy.* 69 *thysel* in *thyselfair* ausgestrichen und durch *more* ersetzt. 77 *ether.* 82 *absorbed.* 83 *And* hinter durchgestrichenem *Then* || *like* aus *as.* 84 *Gather-*

ing mit Bleistift über mit Bl. durchgestrichenem *Which hang upon* hinter getilgtem *on th* || 85 *And* über getilgtem *So.* 88 *ere* | *as* deutlich. 89 ursprünglich *of lost music ... but,* aber *lost* mit Bleistift getilgt und (undeutliches) *weak* in Tinte darüber, *music* und *but* mit Tinte getilgt, *melody* in Tinte über *music* *thy name — none* (in Vers 92) steht nachgetragen auf S. 26ʳ; auf S. 25ᵛ stand dafür (jetzt durchstrichen):

I heard
Among the many sounds, one word, thy name

91 *though.* 98 ursprünglich

I know not even — so sweet, that it is sweet

von *even* an getilgt und auf 26ʳ *something sweet since it is sweet,* aber aufserdem steht etwas wieder Getilgtes über der Zeile im Texte; es scheint zu heifsen: *yet it is killing* || 99 *thy* über getilgtem *some* || *false sister!* über getilgtem *of thine* — || 100 *some* zu *an* korrigiert, dann wieder hergestellt. 108 *Thou — words* über getilgtem *Lift up thine.* 110 *soul* über getilgtem *spirit.* Hinter diesen Versen folgten ursprünglich folgende (sie sind jetzt durch einen Vertikalstrich — der erste auch noch horizontal — getilgt):

Lift up thine eyes Panthea — they (sieht wie *thy* aus)
pierce — they burn!

Panthea

Alas I am consumed — I melt away
The fire is in my heart —

Asia

Thine eyes burn burn! —
Hide them within thine hair

Panthea

O quench thy lips
I sink I perish

Asia

Shelter me now — they burn
It is his spirit in their orbs .. my life
Is ebbing fast — I cannot speak —

Panthea

Rest, rest!
Sleep death annihilation pain! aught else

Danach zwei Blätter ausgerissen. 111 *though.* 112 *that* aus *what.* 115 *to* | *in.* 119 *beyond* über getilgtem *within.* 122 *moon* ist gewifs gemeint, aber das Wort konnte leicht *morn* gelesen

werden. 123 auf 28[r] nachgetragen. 126 *on*] *oer*, natürlich = *o'er*; konnte übrigens leicht für *on* verlesen werden. 128 *&* getilgt vor *its*. 130 *thro* undeutlich zu *through*. 131 *quenched*. 133 Hinter *mind*. steht *methou* (oder *methin*?) *it was* durchgestrichen, darunter *methought*, darauf als Anfang einer neuen Zeile für sich, durchgestrichen, *A dream of sprin* || 139 *b* von *bells* auf *of*. 140 *tell* über getilgtem *speak*. 141 *follow, follow!* unterstrichen im Ms. 142 *mine*. 143 *the*] *these*. 145 *d* in *dense* aus *th*? 148 *new-bladed*. 151 *morning*] *moving*. 153 *Follow, o follow* unterstrichen || *as*. 158 *Low* aus *Slow*. 159 von *h* an unterstrichen. 162 *follow, follow* unterstrichen || *Echo — follow!* erst nachträglich auf 30[r] (statt *Echo* zuerst *Voice*). 165 *Around* die Hs. || Vor der folgenden Überschrift *Echoes* ein *V* getilgt (= *Voices*? vgl. 162). 167 Vor *We* getilgtes *As*. 171 *Hark spirits speak!* Hs. || *liquid* über getilgtem *aerial*. 172 *aerial*. 178 *Thro* zu *Through*. 180 *wild-bee*. 181 *Through* || *noontide*. 183 *faint* mit Bleistift über mit Bleistift getilgtem *sweet*. 184 *At* aus e. a. 185 *our* über getilgtem *the*. 186 *Mocks* aus *Mocked*. 189 *list — the strain* an Stelle von ursprünglichem *It* || Vor 190 Überschrift nur *Echo*, ebenso vor 196. || 199 *noontide*. 207 *thine*.

32[v] Mitte beginnt *Scene 2*. Vor *intermingled* getilgt *surrounded by Mountains* || 2 *young fawns* (so!) — *listening* nachträglich mit a. T. Erste Überschrift ursprünglich *Chorus of Spirits — 1*. Dann *C* getilgt und *Semic* davor. *1 through*. 7 *where*] vielmehr *when* (wie in 14)? 10 *pale* über getilgtem *faint* mit a. T. 15 *climb and wander through*. 16 *cleft* mit a. T. über getilgtem *spot*. 20 *drops* über getilgtem *beams*. Vor 24 *Semichorus 2*. || 25 *through* || *noonday* ohne Interpunktion dahinter. 26 *fails* aus *sails*. 27 *through*. 31 *close* über getilgtem *strain* (letzteres Wort übrigens sehr undeutlich). 33 *weak* mit a. T. über getilgtem *faint*. 34 *Till*. 38 *lake-surrounded* Hs. Hinter 40 *Semichorus 1*. || 44 *sweet*] *deep*. 45 *on* nicht deutlich. 50 Forman hat Frl. Blind falsch aufgefafst, die S. 80 nur sagt: '*Destined ought to be followed by a full stop*'; die Hs. hat einen Gedankenstrich, dahinter *soft*. 52 *breathing* über getilgtem *steaming* (auf den ersten Anblick sieht es aus, als ob auch *breathing* getilgt wäre: allein diesen Schein bringt nur der lange Strich durch *t* in dem darunterstehenden *steaming* hervor). 53 *There*

aus e. a. || *steams* Hs.; offenbar mufs es so heifsen: das ursprüngliche *steaming Earth* in 52 ist in *breathing Earth* wegen des Verbums *steams* verwandelt worden. 56 Liest die Hs. *desires* oder *desire*? 60 Hinter *hurrying* Gedankenstrich. Mit 63 schlofs (36 v) ursprünglich die Scene; was noch im Druck folgt, steht nachträglich auf S. 37 r und 38 r.

Überschrift vor 64 ursprünglich *enter two young female* (dieses Wort doch wohl so?) *Fauns* (davon ist *r two young* in einem Zug durchstrichen, *female* mit Doppelstrich getilgt, *Fauns* aus *Fawns*); darunter ursprünglich nur *1st*, dann *Fawn* ergänzt und dieses in *Faun* korrigiert. 66 *least frequented* über getilgtem *moist & mossy.* 68 *though.* 69 *Faun* nachträglich mit a. T. (ursprünglich nur *2d*.). 71 *the enchantment of the sun* Hs. 76 ursprünglich *Which the noon kindles*; dann *the* durchgestrichen und *tide* mit Karetzeichen eingefügt || *through.* 78 im Text *lucid homes,* darüber (ohne Tilgung) *lucent domes.* Auch am Anfang der Zeile stehen über *The* zwei (sehr unleserliche) Worte; das erste sieht wie *shining* oder *striving* aus (könnten die Worte zu II, 3, 5 nebenan auf 36 r gehören?). 80 lautete ursprünglich:

They rein its headlong speed, & glide with it

dann *its* in *their* und *with it* in *in fire* korrigiert; über die erste Hälfte der Zeile ist dann geschrieben: *They ride on it &,* die letzten zwei Worte ausgestrichen und durch *them &* ersetzt. Es folgte dann weiter die Zeile:

Into the waters of the Earth again

(vor *Into* ist *It* — oder *If*? — ausgestrichen), darüber steht *And bow their burning crests*; endlich ist *Into* ausgestrichen und durch *Under* ersetzt. So finden sich die einzelnen Stücke der Verse 80—82 wohl im Ms., doch ohne Andeutung der richtigen Verbindung. Überschrift vor 83 nur *1st* || 83 Vor *such* ist *these* durchgestrichen. 85 *folded violets deep* (zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte) über mit Bl. getilgtem *in the violets heart.* 87 *in,* wie bei Forman. Nächste Überschrift nur *2d*. || 88 *divine* erst mit Bleistift, dann mit Tinte über mit Bl. und T. getilgtem *imagine.* 89 *stay* in *try* korrigiert?? Vor *noontide* ist *the* durchgestrichen. Auf 91 folgte ursprünglich nur noch:

Which cheer our lonesome twilights, & which charm
To silence the unenvying nightingales ..

Darunter hat dann Shelley (mit Freilassung eines Zwischenraumes) die Verse 92—95 nachgetragen (93—95 zuerst in Bleistift, dann mit Tinte überschrieben); oben im Text ist dann die zweitletzte Zeile

Which cheer our lonesome twilights, & which charm

entsprechend geändert worden: die vier ersten Worte sind durchgestrichen, *Which cheer* und *lonesome* mit Bl. und T., *our* nur mit T.; über *lonesome* steht mit Bleistift *solitary*; über *Which cheer our* steht mit Tinte *Our solitary*. Übrigens ist keine Andeutung gegeben, wo die vier nachgetragenen Verse einzufügen sind.

36ᵛ *Scene 3.* || *Asia & Panthea* erst nachträglich. 1 *to* (falls so zu lesen) aus e. a. (*the*?). 4 *hurled*] *breathed.* 12 *be*] *beest.* 14 *should be* über getilgtem *must.* 15 Die ursprüngliche Lesart zu Anfang der Zeile so getilgt, dafs sie unleserlich (das letzte Wort = *love*?); über dieser (ebenfalls getilgt) *As those*(?) *perchance* und endlich über *ance* und rechts davon *Like its creation* || *yet* über getilgtem *although.* 26 *illumined*] schwerlich gemeint; viel eher *illumed*; dann steht nur ein Strich zu viel, wie häufig. 28 *mountains* wegen Raummangels auf dem nebenstehenden 38ʳ. 29 *icy spires* über getilgtem *pyramids.* 34 *thaw-clov'en* (so!). 38 *had* mit a. T. aus *has.* 39 *flake* : *in* || 41 *nations* über getilgtem *mountains.* 42 : *as* || 46 *some*] *an.* 48 *that*] *which.* 49 Der erste Strich des *w* aus *t* || *my eyes.* 50 *I* scheint durchgestrichen und *If* (oder *H*?) darüber geschrieben; *thin* über der Zeile nachgetragen (es heifst wohl vielmehr *seest thou shapes*: hinter *mists* — so eher als *mist* — scheint ein Punkt zum Fragezeichen gewandelt; auch der Zusammenhang macht sich so sehr gut).

Vers 54 (nebst Überschrift) — 98 erst nachträglich auf fol. 40ʳ, 41ʳ, 42ʳ (mit *Desideratur aliquid* auf 40ʳ Mitte machte sich Shelley wohl selbst auf die Notwendigkeit einer Ergänzung aufmerksam). 59 *viel* statt *veil* ganz deutlich. 61 ursprünglich *Even to the threshold of the*; dann die drei letzten Worte durchgestrichen und *steps of the remotest Throne* darunter geschrieben. 68 *Love* || *despair* in *Despair*, *sorrow* in *Sorrow* korrigiert.

69 *To-day to-morrow.* 71 Keine Interp. am Ende des Verses Hs. 78 *earth* zu *Earth,* 79 beidemal *one* zu *One* gewandelt. 83 *veiled* zu *veil'd* korrigiert. 84 *the*] *that.* 88 *treasured*] steht nicht in der Hs., sondern zuerst *buried,* dieses durchgestrichen und darüber mit a. T. *hidden* || *for* getilgt; darüber *from* mit der Tinte von *hidden.* 92 *the* aus e.' a. (zuerst *thy,* dann *that,* dann *the*?). 94 *Such* vor getilgtes *For* geschrieben. 95 ff. Shelley schrieb zuerst:

That the Eternal the Immortal
With the key of life's portal
Will loose

Dies ist alles durchgestrichen; über *loose* und rechts davon hat er dann noch einmal geschrieben:

That the Eternal the Immortal;

dann probierte er eine neue Zeile:

With Must unchain, as

Hier war *With* gleich durchgestrichen worden, auch *unchain, as* ist durchgestrichen und ersetzt durch *unloose thro life's portal* (übrigens setze ich *as* nur vermutungsweise, das Wörtchen ist in der Hs. kaum mehr zu lesen). In 97 ist *The* vor ein durchgestrichenes *A* gesetzt worden, das selbst wieder auf e. a. stand *doom* zu *Doom* gewandelt || Hinter *coiled* ist *up* durchgestrichen.

39[v] *Scene 4 the Cave of Demogorgon* | *Asia, Panthea,* dahinter ausgestrichen *and Demogorgon on his throne.* 1 Vor *What* steht durchgestrichen *A veiled s* (*s* wohl Anfang von *shape*?). 3 *the* über getilgtem *that.* 4 *sun* || *shapeless* — .. 7 *know* undeutlich. 8 *darest.* 10 *thought* über getilgtem *sense.* 12 *when* die Hs. 13 *or* deutlich die Hs. Das Ms. giebt keine weitere Zeile. 22 *S* in *Sway* aus e. a. Vers 24 und 25 nachträglich auf 42[r] || Zwischen 27 und 28 sind die drei Zeilen getilgt:

Or looks which tell that while the lips are calm
And the eyes cold, the spirit weeps within
Tears like the sanguine sweat of agony;

35 *world's* im Text (42[v]), aber unterstrichen und auf 43[r] gegenüber steht *earth.* 37 *Before the wind or* (*o* aus *h*?) *sun have* (so!) *withered them* nachträglich mit Bleistift auf 43[r] 39 Vor *birthrights* (so!) ist *The spirit* durchgestrichen (das not-

wendige *The* mit Unrecht) || *knowledge* über getilgtem *wisdom* || Vor *power* ist *&* getilgt. 55 *desart.* 66 *prey* unerkennbar (es hieſs im Ms. vielleicht eher *chase*?).

Mit II, 4, 74 endet *MS. Shelley e. 2.* Bevor wir es verlassen, sei noch bemerkt, daſs Shelley auf den Rektoseiten von Blatt 35, 34, 33, 32, 31 dieses Manuskripts die *Invocation to Misery* (Forman III, 413—416) mit Bleistift von unten nach oben eingetragen hat. — Auf 23ʳ stehen von unten nach oben die Verse:

> *When a nation screams* (über getilgtem *cries*) *aloud*
> *Like an eagle from the cloud*
> *When a*

weiter unten *When the right*; ferner:

> *Watch the look askance & cold —*
> *See neglect, & falshood fold*

III. MS. Shelley e. 3.

Der *Prometheus Unbound* setzt sich hier auf dem ersten der 38 Blätter fort mit II, 4, 75 || 75 Komma hinter *not* mit Bleistift korrigiert zu Semikolon. 82 *until it grew* im Text, dann *it* durchgestrichen und gegenüber auf 2ʳ *till marble* ohne Tilgung von *until.* 84 Gedankenstriche vor *behold* und nach *perish*; nach *behold* scheint Komma zu stehen. 86 Gedankenstriche vor *Death* und hinter *sleep,* unter dem zweiten mit Bleistift ein Komma. 95 *thro.* 100 *rains* deutlich. 106 ursprünglich *for while his,* dann *for* getilgt und *yet* zwischen *while* und *his* über der Zeile. 114 *the master* Hs. Vor *If* Gedankenstrich. 115 *secrets : — but* || 122 *response* in Bleistift über mit Bl. getilgtem *answer.* 124 bis 126 ursprünglich:

> *demand ... and be thine answer now*
> *Nor doubtful nor obscure.*

Dann ist *be* zu *do, thine* zu *thou, now* zu *me* (schwerlich *true*) gewandelt, *Nor — obscure* durchgestrichen und dafür nebenan auf 4ʳ

> *As my own soul would answer, did it know*
> *That which I ask —*

geschrieben. Die letzten vier Worte stehen über ausgestrichenem *Nor dark nor*(?) *dim,* das offenbar zuerst als Ersatz für *Nor*

doubtful nor obscure gedacht war. 128 *shall* aus *will.* 132 *flight* hinter getilgtem *speed.* 138 und 139 ursprünglich:

their bright hair
Streams on the blast like meteors, & they all

hair und *Streams* stehen unkorrigiert da, *on* — *they* ist durchgestrichen und ersetzt durch *like a comets scattered hair, &,* dann aber *scattered hair* auch durchgestrichen; ein weiterer Ersatz ist nicht gegeben. 143 Ursprünglich am Anfang der Zeile *Waits with it's,* dies durchgestrichen und gegenüber auf 5ʳ in Bleistift zuerst *Stays its dark,* dann *Stays* ausgestrichen und *Checks* darüber. 145 *Who*] *What* || *Speak* zuerst aus Raummangel auf 4ᵛ unter der Zeile, dann hier ausgestrichen und (mit kleinem *s*) in gleicher Linie mit *me* auf die gegenüberliegende Seite 5ʳ gesetzt. 150 *That* aus *The.* 151 *may* über getilgtem *doth* (dieselbe Tinte) || *dust* hinter getilgtem *smoke* in anderer Tinte. 152 *oer* über getilgtem *to.* 153 *Lo* aus *See.* 154 ursprünglich:

Terrified; & its path darkens the night —

dann alles hinter *Terrified* ausgestrichen und ersetzt durch *watch its path among the stars.* 155 zuerst *Darkens the night,* wo *Darkens* zu *Darkening* korrigiert scheint; das Wort wurde dann in Bleistift durch *Blackening* ersetzt. 155 Die Rede *Asias* lautete ursprünglich:

See near the verge another chariot stays

(vor *See* ist *But see* durchgestrichen) = Vers 156; darunter, von *the* an, das Gedruckte (*Thus* u. s. w.). 157 Anfang ursprünglich *Like the*; dies ausgestrichen und der Vers, wie gedruckt, darüber und rechts davon. 158 Vor *comes* ist *burns around* ausgestrichen. 159 *fair* durchgestrichen vor *young.* 160 *That guides it* über durchgestrichenem *Within it.* 162 *Lures winged*] dafür zuerst *Attracts* mit Zwischenraum für ein Epitheton zu *insects*; dann *Attracts* durchgestrichen und *Leads winged* darüber; endlich auch *Leads* durchgestrichen und *Lures* unter der Zeile. 168 *Daughters.* 173 nachträglich zwischen 172 und 174 eingeflickt. || *at noon*] *ere noon.* 174 *daughters.*

Scene V etc.] Das Ms. hat: *Scene* — *the car* u. s. w. bis *mountain,* der Rest *Asia* — *Hour* fehlt. 9 erstes *the*] *this.* 12 *aerial.* 22 *thy* mit anderer Tinte zu *thine.* 24 *chrystal.* 26 ursprünglich *like a fire, s,* dies durchgestrichen und darunter

the atmosphere (*a* zu *an* wegen *atmosphere*?). 30 *dwell* deutlich. 30 *grief cast* unter durchgestrichenem *Earth* (*h* nicht zu Ende geschrieben). 35 *Hearest.* 36 *all* über durchgestrichenem *each* || *feelest.* 43 *It makes* mit Bleistift über durchgestrichenem *Making.* 47 Überschrift *Panthea* durchgestrichen; über *Voice in the Air* ist durchgestrichen *Song of an enamoured Spirit.* 52 *looks* deutlich. 54 *limbs.* 55 *vest* deutlich. 57 *Through.* 59 *where-soe'r* || Vor 60 sind zweieinhalb Verse der nächsten Strophe (*Lamp — sou*) ausgestrichen. 60 *others; — none* || 67 Kein Komma hinter *brightness.* 68 *those* über unkorrigiertem *whom.*

Mit Vers 71 schliefst 10ᵛ: was dann in der gedruckten Ausgabe *Asia* spricht, steht 11ʳ unten und 12ʳ und 13ʳ, aber vor dieser Rede *Asias* steht ungetilgt auf 11ʳ (die letzten viereinhalb Verse in viel blasserer Tinte):

Asia

You said that Spirits spoke, but it was thee [1]
Sweet sister, for even now thy curved lips
Tremble as if the sound were dying there
Not dead

Panthea

Alas it was Prometheus spoke
Within me, and I know it must be so [5]
I mixed my own weak nature with his love
And
And my thoughts
Are like the many forests of a vale
Through which the might of whirlwind & of rain
Has passed they rest through the evening light [10]
As mine do now in thy beloved smile.

Dabei ist in Vers [1] *say* vor *said* durchgestrichen; *spoke* steht über getilgtem *speak.* [4] *was* über getilgtem *is* || *spoke* über getilgtem *speaks.* [5] Die Zeile steht folgendermafsen da:

Within me, if I spoke, & even now it it must be so

Dabei ist *even now it* durchgestrichen; ebenso *if I spoke,* aber in blasserer Tinte, mit der auch *and I know* über die Zeile geschrieben wurde. [6] *love* sieht fast wie aus *life* korrigiert aus. [10] *Has* zu *Had* korrigiert? *passed* aus *past* || dahinter *bu and they glimmer through,* wo *bu* (= angefangenem *but*?) *and* durchgestrichen; ebenso *glimmer,* über dem zweimal *rest,* und unter dem noch einmal ausgestrichenes *glimmer* steht. [11] Der

erste Strich des *m* aus *I* || 76 *a*] *the* (nur Druckfehler bei Forman). 79 *Upon* über getilgtem *Betwee* || 80 ursprünglich:

Betweens (so!) *forests* *abysses,*

mit Lücke nach *forests*; dieses Wort wurde dann getilgt, und *mountains, woods* über die Zeile geschrieben. 84 *spreading* unter getilgtem *flowing.* 85 die Strophe deutlichst abgetrennt. 96 Vor durchgestrichenes *Which* noch einmal *Which* gesetzt (weil mit Unrecht eingerückt!) ;| *& on* deutlich. 98 *past.* 103 *Thro.* *End of the second Act*] fehlt in der Hs.

Act III.

11[v] beginnt der dritte Akt; *Act 3d* nachträglich in Bleistift. *Scene — Heaven* || *Thetis &* nachträglich. Überschrift *Jupiter* in Tinte und Bleistift. 3 *am I* Hs. 4 *has* zu *had* korrigiert. 5 Kein *an* in Hs. 8 im Text auf 11[v]: *In tameless insurrection;* die ersten zwei Worte sind mit Bleistift getilgt und auf 12[r] gegenüber steht mit Bleistift *Hurling up,* dies aber von *most be* (II, 5, 92) zum Teil überdeckt. Auf gleicher Höhe mit diesem Verse steht rechts auf 12[r] auch *The masks of a rebellion,* aber durchgestrichen (jedenfalls mit Bleistift, der Anfang vielleicht auch mit Tinte). 11 und 13 *though.* 13 *night* deutlich in der Hs. und zwar wegen Raummangels gegenüber auf S. 12[r]. 14 zuerst *climbs,* dann *s* durchgestrichen. 18 *a* über getilgtem *the, wonder* über getilgtem *might.* 19 *That,* wie es scheint, auf einem anderen, zuerst undeutlich geratenen *That.* 20 *destined* deutlich || *Hour* aus *Hours*? vgl. die letzte Zeile dieser Seite, wo auch *Elysian* aus *Elysians* korrigiert scheint. 22 *might* über getilgtem *robe.* 23 *awful* über *shadowy* || *unbeheld* — gegenüber auf 13[r] ein *Ere,* vielleicht der Anfang einer beabsichtigten Änderung. 24 *To redescend* über getilgtem *He shall descend &* || 27 *divine* über getilgtem *of Heaven.* 28 *Ye all* mit Bleistift über getilgtem *Let the.* 29 vor *Earth* ist *the* ausgestrichen || *under* über getilgtem *beneath.* 30 *circling* über getilgtem *living.* 33 *winds. — & thou.* 36 *Image* über getilgtem *Shadow.* 39 *The* aus *Thy* || *being* über getilgtem *frame.* 44 *th* vor *which* ausgestrichen. Nach 44 folgt im Ms. die durchstrichene Zeile:

Even now unbodied & invisible

(über *Even* noch durchstrichenes *Which*). 45 *felt although unbeheld* über durchgestrichenem *our mighty Progeny* (*eheld* von *unbeheld* in Bleistift, unter dem Bl. undeutlich mit Tinte); *al* in *although* mit Unrecht getilgt. 47 *wheels* über getilgtem *winds*. 49 *feel'st*. 51 *toward* in der Bühnenweisung. 54 *as thou wert Saturns child* über getilgtem *as thou art Saturns* ... Auf 15ʳ steht gegenüber dieser Zeile etwas schwer Leserliches: zweites Wort *Rhea's*, erstes *He* (oder *As*?). 55 *together* unter einem unleserlichen Wort. 68 und 69 nachträglich rechts nebenan auf 16ʳ || Auf *just &* folgt durchgestrichenes *mild if he is now*; über get. *mild* steht *dreadless*. 69 *then* steht Hs. 70 *refuge* über getilgtem *respite* || Von *Sink* an bis 74 *sea* nachträglich nebenan auf S. 16ʳ; auf 15ᵛ steht dafür getilgt:

Defiance
then shall we sink

71 *will*] *shall* || *on* aus *in* || Unter Vers 71 steht ausgestrichen

Together then
Shall we be drowned in ruin fathomless

über *be* — *fathomless* steht weiter, ebenfalls ausgestrichen: *sink down upon the stream of ruin* || Über *Shall we* und unter *on* (*in*) *the wide* stehen einige Worte in Bleistift: *Into* (zwei- oder dreimal) ist deutlich leserlich. 72 *as* über getilgtem *like*. 73 *Drop* über getilgtem *Sink*. 74 Vor *Hell* ist *loose* und der Anfang eines weiteren Buchstabens durchgestrichen. 75 *Its* über getilgtem *Thy*. 76 *Swallow* getilgt vor *And* || vor *them* ist *let* durchgestrichen und *whelm on* mit Karetzeichen über der Zeile ergänzt. 77 *thee*] *thou* (so!). Vers 81 steht über getilgtem

Down down down down dizzily, far & deep
Ever ever d

Die Verse 82 und 83 sind rechts nebenan auf 16ʳ nachgetragen. 82 *the* über getilgtem *mine* (mit anderer Tinte).

Vor der zweiten Scene die Weisung: *Scene The mouth* u. s. w. 2 *made pale dim* (*pale* ausgestrichen) wegen Raummangels nebenan auf S. 16ʳ. 3 *crimson* durchgestrichen, darunter *sanguine*; Shelley fährt dann in der Linie von *sanguine* fort || *thro*. 11 *An eagle so, caught*. 12 Vor *his* Doppelpunkt in Strichpunkt korrigiert. 16 ohne Komma. 17 *aerial* || *it* — ||

17 r, 18 r, 19 r und vier Zeilen auf 20 r = *Ode to Heaven*, bei Forman II, 287 ff.

19 *unstain'd* Hs. 22 *many-peopled*; der Bindestrich scheint auf den ersten Blick in der Hs. zu stehen; wir haben es aber vielmehr mit dem Abdruck eines *t*-Striches auf 18 r zu thun.[1] 26 *unladen* korrigiert zu *light* = *laden*. 27 zuerst *star, which is,* dann *which is* getilgt und darunter (und weiter nach rechts geschrieben) *its unseen pilots crest,* endlich *unseen* getilgt und durch *sightless* ersetzt. 32 ursprünglich *and odours sweet,* dann *sweet* getilgt und *floating* über der Zeile nachgetragen. 33 *free* über getilgtem *frank*. 34 *And*] Druckfehler bei Forman statt *That* || Hinter *music* Punkt ausgestrichen und Komma darunter — oder Strichpunkt in Gedankenstrich verwandelt? 39 Shelley wollte zuerst wohl *in* ausschreiben, *i* ist deutlich, danach der erste Strich eines *n* (?) durchgestrichen || Hinter *away* Fragezeichen. 40 *even* über durchgestrichenem *mor* || 41 steht mit Bleistift nebenan auf S. 19 r, mitten in der *Ode to Heaven* (vor *to* Komma): im Text steht (mit Bleistift getilgt):

Hark the loud Deep calls me home too, to feed it

43 *forever*. 44 *the* vor *Nereids* durchgestrichen (oder vielmehr nur der Strich durch *t* etwas tief geraten?). 45 *streams* (?). Die Bühnenweisung hinter 48 mit Bleistift; *the roar* statt *A sound*. Scene III, Bühnenweisung (erste drei Zeilen bei Forman):

Scene Caucasus, Prometheus, Hercules, Asia
Panthea Ione, the Earth. Spirits —

Rechts über *Panthea,* zwischen den beiden Zeilen, steht mit anderer Tinte eingefügt: *borne by the spirit of the Hour* || 6 Vor *Asia* kein Absatz, nur kleine Lücke. 8 *sister-nymphs* || *made*] *make*. 9 *through* || Gegenüber auf 20 r steht *let us not,* das wohl als Variante zu *we will* in Vers 10 gemeint war. Gegenüber Vers 17 auf S. 21 r *Cling pendent,* offenbar Variante zu *Hang downward* || *forth* in Bleistift über getilgtem *down*. 25 *For* durchgestrichen vor *What*. 26 *if* über Karetzeichen nachgetragen. 27 *shalt*] wohl *shall* im Ms. (vgl. das *shall* der nächsten Zeile) *chant* || 30 *& beams* — 31 *brim* nachträglich gegenüber auf

[1] Frl. Blind (*Westminster Review*, July 1870, S. 84) schlägt diese Lesart mit dem Bindestrich vor, aber richtig nicht auf Grund handschriftlicher Lesung, sondern als *'conjectural emendation'* (ib. S. 83).

S. 21 r. 36 *and* über getilgtem *till,* || 40 *And* über getilgtem *For hither*] *thither* Hs. 42 *aerial.* 55 *rapt.* 56 *though.* 70 *this the;* also fehlt *is* in der Hs. 83 dahinter Bühnenweisung *kissing the ground* || 85 *thy*] *their.* 88 *through.* 95 *Draining* mit anderer Tinte und Feder über getilgtem *Sucking.* 98 Kein Komma hinter *wind.* 102 *unwithering* zweifellos die Hs., wenn auch *ering* wohl mit *ing* verwechselt werden könnte || *hues in their repose* nachträglich mit Bleistift gegenüber auf S. 25 r: im Text steht: *colours as they dream;* das letzte Wort mit Tinte, die übrigen mit Bleistift ausgestrichen. 108 *O* || 110 *The* vor *It* ausgestrichen. 112 *But* über getilgtem *Only.* 114 *They* (zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte) über getilgtem *Men.* 124 *where*] *whence.* 125 (recte 126) *who.* 131 *Which breath now rises* gegenüber auf S. 26 r (zuerst in Bleistift, dann in Tinte): im Text steht mit Bleistift getilgtes *Which now floats upward* || *among* Hs. 138 *Which star* mit Bleistift gegenüber auf 27 r statt mit Bl. ausgestrichenem *Starring* im Text: vor der Bleistiftkorrektur steht mit Tinte ein mir unverständliches Wort (sieht ungefähr wie *Shedhart* aus, oder zwei Wörter, erstes *She* oder *The*?). 139 *through* || *bright, golden* || 141 *through.* 143 *aerial.* 145 *waving wings of noonday dreams* mit Bleistift gegenüber auf 27 r statt mit Bl. getilgtem *hum of fountaingathered dreams* || 147 *This*] *that* (nach ...). 148 Die Bühnenweisung (mit *arises* statt *rises*) erst mit Bleistift, dann Tinte in der zwischen 147 und 148 gelassenen leeren Zeile. 152 *Wayward!* wegen Raummangels auf 27 r. 159 *chrystalline* (wagerechter Strich über *a* Zufall?). Hinter 161 getilgt:

Which bore thy name ere faith was

dazu noch erster Buchstabe eines weiteren Wortes. 163 *capitals.* 164 *populous with most living.* 168 *there the emulous* über getilgtem *and ardent.* 169 *thine* || auf S. 28 r gegenüber *The beginning of Platos Republic* — || 173 und 174 nachträglich auf 28 r. 174 *far* über getilgtem *high.* 175 *that Temple* unter getilgtem *it* || Ende der Zeile ursprünglich *Cave ... depart!* aber das letzte Wort getilgt.

Die vierte Scene beginnt oben auf 28 v: Hinter *Scene* zwei Striche (weil Shelley über die Nummer der Scene noch nicht im klaren war), dann durchgestrichenes *the,* dann durchgestrichenes

The plus unleserlichem Wort (*pull?*), dann erst *A forest* u. s. w. *Cave*] *Cavern* — || Reihenfolge im Ms. ursprünglich *Ione Panthea Prometheus Asia*; dann ist diese Reihenfolge durch darübergesetzte Ziffern 1, 2, 3, 4 gewandelt in *Prometheus Asia Ione Panthea* || *and*] fehlt. 2 Komma hinter *leaves* durch Ausrufungszeichen ersetzt; *how* über getilgtem *&* || *head*] Shelley hat *its* wiederholt und dann *ts* in *h* gewandelt; das *i* ist geblieben. 14 *through.* Gedankenstriche hinter 22 und 23 || 24 *of the Earth* fehlt. 26 *mine eyes.* In der Überschrift vor 33 fehlt *of the Earth.* 37 *venemous.* 47 *Though.* 50 *though.* 53 *A*] *The* Hs. 56 *Than* hinter durchgestrichenem *But.* 63 *t* in *the* aus *a.* 69 *passed.* 71 *ere* in *Were* auf e. a. (hatte Shelley zuerst *Where* geschrieben?). Nach 77 gestrichen:

Like an old garment soiled and overworn

79 *nighshade,* wie es scheint || *twined*] gewifs so gemeint, aber nur *tw* deutlich. 81 *bunch* mit Bleistift über ungetilgtem *mass.* 86 (mit Überschrift davor) — 96 nachträglich mit Bleistift gegenüber auf 33 r. 86 ursprünglich *and thy cold chaste,* dann *till* über getilgtem *and,* über getilgtem *cold* noch einmal getilgtes *cold,* darüber *chaste,* über getilgtem *chaste* endlich steht *Sister.* 87 Hinter *and* ein *the* über der Zeile. 88 *warm* über *pure & equal light* in gleicher Höhe wie *warm.* 89 scheint nachträglich eingefügt. 90 (Überschrift) *of the Earth* nachträglich gesetzt. 94 *fires* über getilgtem *lights.* Überschrift vor 94 *of the Earth* nachträglich. 95 *trims* über getilgtem *fills.* 96 *Why* getilgt vor *Tis.* Hoch oben auf 33 r, für sich, in Bleistift, *from* über getilgtem *those* (zu III, 4, 84 auf 32 v gehörig??). Hinter 96 steht noch, ebenfalls auf 33 r, aber mit Tinte:

Spirit
I hear & see, (Lücke) *but I must away*

(die Lücke wohl nur, um der tiefstehenden Überschrift *Spirit* auszuweichen). Die nächste Bühnenweisung (auf 32 v): *Enter, the Spirit of the Hour.* Überschrift vor 98 *of the Hour* fehlt. 98 zwischen *the* und *sound* durchgestrichenes *thu* (= angefangenem *thunder*). 99 *of* über der Zeile nachgetragen || *sky* über getilgtem *air.* 101 Vor *And* steht getilgtes *The light.* 107 Keine Interp. hinter *plumes.* 108 *birthplace* über getilgtem *pastures* hinter *sun* keine Interpunktion. 110 Kein *on* in der Hs. || Hinter

fire Gedankenstrich. 111—124 nachträglich gegenüber auf 34r. 111 ursprünglich *moonlike stands within,* dazu *car* (in anderer Tinte?) über Karetzeichen hinter *moonlike* ergänzt, und *stands* durch *will stand* ersetzt. Über *car* steht noch durchgestrichenes *chariot* (das metrisch zu der alten Lesart *stands within* paſst). 112 Hinter *A temple* schrieb Shelley zuerst:

underneath its hollow dome
Poised on twelve columns of resplendent stone
Around stand Asia & the Earth & thou
Prometheus, and the sisters of the Sea
In memory of the tidings it has borne

All dies ist durchgestrichen (über *hollow* steht noch ebenfalls getilgtes *fretted,* vor *Around* durchgestrichenes *And*): als nächster Vers steht dann da:

And gazed upon by living statues forms, around

Hier ist *living statues* durchgestrichen und *Phidian* darübergeschrieben, *around* am Ende getilgt und ebenso *And* am Anfang, so daſs der Vers nun an *A temple* fünf Zeilen weiter oben anschlieſst. 113 *thee* korrigiert aus *thou.* 114 *you* unter getilgtem *thou.* 115 zuerst hinter 117, aber umgestellt durch Verweisung (s. übrigens auch oben zu 112) || 116 hinter *dome* über der Zeile ein durchgestrichenes *which* || *graven flowers* über getilgtem *carven.* 117 *dent* in *resplendent* aus *did?* 118 *bright & liquid sky* nachträglich links quer am Rande eingefügt statt des getilgten *all-surrounding Heaven* (*all* übrigens fraglich; wohl auf e. a.?). Vers 119 steht über getilgtem

Drawn by the likeness of those winged steeds

dies durchgestrichen (vor *Drawn* noch *And* getilgt). 119 Hs. *amphisbœnic* (ἀμφίσβαινα). 121 *flight* Hs. 122 *Whither* hinter getilgtem *Withe.* 123 Im Ms. scheint *untold* in *unsaid* gewandelt. Auf 34r unten steht noch isoliert *Yoked* (V. 119). 128 *dissappointed.* 131 hinter *behold* mit Bleistift Ausrufzeichen. 133 *fawned*] *frowned* Hs. 137 *frowned*] *fawned* Hs. 139 *subject* über getilgtem *captive* (c in *captive* auf e. a.). 140 *object* über getilgtem *subject.* 145 gegenüber auf 35r *ain* statt [*Rem*]*ained;* 147 ebenso gegenüber *creeps* statt *crept.* 150 *yes* unterstrichen. 152 Punkt aus Strichpunkt. 158 *Looking* sofort aus *Looked.* 159 *be* wegen Raummangels zuerst unter der Zeile;

hier durchgestrichen und gegenüber auf 35 r gesetzt. 160 *Yet* hinter getilgtem *And* || *make* Hs. || *pride* steht noch angefangen auf 34 r (drei Buchstaben durchgestrichen), dann wegen Raummangels ganz nebenan auf 35 r. 168 *hideous secret* im Text durchgestrichen, gegenüber auf 36 r *monstrous.* 172 *conquerors, mouldering round* || 173 Gedankenstrich (oder zufälliger[1] Strich?) vor *These* (so!). 175 gegenüber diesem Vers scheint S. 36 r *as they* zu stehen (*as* unsicher). 186 *Dragged to* über getilgtem *slain at* und gegenüber auf 37 r. 187 nachträglich auf 37 r; *among* zu *amid* korrigiert. 189 *Frown* unter getilgtem *Stand oer* aus *on.* 192 *and*] *or* Hs. 194 Vor *but* zuerst Komma und Gedankenstrich, korrigiert in Doppelpunkt und Gedankenstrich (ebenso 197). Hinter *man* Doppelpunkt in Punkt korrigiert? 197 hinter *man* Doppelpunkt. 198 hinter *Passionless* scheinbar Fragezeichen über Komma; wie zu deuten? || *no — yet* auf getilgtem *but* || *or* aus *&.* 200 *Nor yet* über getilgtem *Though not* || *though* über getilgtem *yet.* 202 gegenüber auf 37 r für im Text getilgtes

Which Which clog that spirit, else which might outsoar

(das zweite *Which* aus angefangenem *That*?). Statt *End of the third Act* hat die Hs. *Prometheus,* gleichsam als Überschrift. Wollte Shelley den Akt ursprünglich mit einer Rede des Prometheus schliefsen?

Auf 37 r hat die Hs. noch die Verse (= *Prom.* IV, 251. 252):

Kindling with mingled sounds, & many tones
Intelligible words & music wild —

(*mingled* über getilgtem *many,* und *many* über getilgtem *mingled*).

Die Schlufsseiten der Hs. enthalten auch das Ende der *Preface* zum *Prometheus,* wie schon oben angegeben.

[1] Dies scheint mir jetzt sicher ein zufälliger Strich. Auf 37 v steht ein über die ganze Breite der Seite gezogener Verweisungsstrich, der am Rand auch noch auf die drei folgenden Blätter (darunter genau unsere Stelle) abglitt. Es steht also in der Hs. keine Interpunktion zwischen *round* und *These.*

München. J. Schick.

(Schlufs folgt.)

Der Satiriker Trajano Boccalini
und sein Einfluſs auf die deutsche Litteratur.

In den Briefen, die dem Andenken älterer deutscher Dichter gewidmet sind, sagt Herder, daſs Joh. Val. Andreä, der Dichter und Theologe, 'der die italienische und spanische Sprache liebte und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil nahm; insonderheit scheint Boccalini auf ihn gewirkt zu haben'. Und an einer anderen Stelle behauptet derselbe Gelehrte, daſs kein damals lebender Autor so viel Einfluſs auf die Manier Andreäs gehabt habe, als eben Boccalini; die ganze *Mythologia christiana* habe mit dessen *Ragguagli di Parnaso* die unverkennbarste Ähnlichkeit. Was aber hier von dem streitbaren württembergischen Gottesmann gesagt wird, das gilt auch noch von anderen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, vor allen von Harsdörffer und Schupp. Dies im einzelnen zu verfolgen und damit an einem konkreten Beispiele zu zeigen, welchen Einfluſs fremdländische Autoren auf bedeutende und fruchtbare deutsche Schriftsteller jenes Jahrhunderts ausgeübt haben, ist der Zweck der nachfolgenden Untersuchung; dieser aber kann nur dann erreicht werden, wenn wir uns zuvor mit der bei uns fast gänzlich unbekannten Persönlichkeit jenes Italieners und seinen Werken einigermaſsen vertraut gemacht haben.

1) Leben und Schriften des Trajano Boccalini.[1]

In den römischen Marken, denen Italien so manchen für seine geistige und politische Entwickelung bedeutenden Mann

[1] Biographisches über Boccalini findet sich, abgesehen von älteren Gelehrtenlexicis und Encyklopädien (Jöcher, Morhof, Bayle), bei Ersch

verdankt, hat Trajano Boccalini 1556 das Licht der Welt erblickt, und zwar ist der bekannte Wallfahrtsort Loretto seine Vaterstadt gewesen. Dort lebte sein Vater Giovanni Boccalini als päpstlicher Beamter, als *architetto della Santa Casa*. Letztere ist bekanntlich das Geburtshaus der Jungfrau Maria, welches 'die Engel, um es der Gewalt der Ungläubigen zu entreifsen, zuerst nach Dalmatien, dann in die Gegend von Loretto unter dem Pontifikate des heiligen Cölestin V. im Jahre 1294 übertragen haben'. Giovanni Boccalini hatte also wohl über den prächtigen Kuppelbau zu wachen, den einst Bramante über dem Heiligtume emporgewölbt hatte, er hat auch selbst verschiedene Baulichkeiten daran ausgeführt. Er stammte aus Carpi und verdankte seine Stellung, in die er kurz vor der Geburt unseres Trajano eingetreten ist, seinem Landsmanne, dem Kardinal Ridolfo Pio. Er starb 1580; von seiner Frau, der Mutter Trajanos, wissen wir nur, dafs sie Giulia hiefs.

Die Verhältnisse scheinen daheim dürftig gewesen zu sein, Boccalini selbst klagt darüber, dafs er erst spät — wohl erst nach des Vaters Tode — den gelehrten Studien sich habe zuwenden können, und dafs er sich dann nur mühselig durchgeholfen habe. Wir wissen, dafs er noch 1583 in Padua studierte; vorher ist er auf der hohen Schule zu Bologna gewesen. Aber bald nach 1583 mufs er nach Rom gezogen sein, denn er rühmt noch den holländischen Philologen Marc Antoine Muret, der sich erst im Alter zum Priester weihen liefs, als seinen Lehrer: der aber starb 1585. Sein Hauptstudium galt der Rechtswissenschaft; dafs er aber nebenbei auch die schönen Wissenschaften mit Eifer gepflegt haben mufs, ist aus seinen Schriften deutlich erkennbar. Wenn ihn Prospero Mandosi[1] auch als Dichter preist, so können wir die Richtigkeit seiner Behauptung nicht mehr nachprüfen, da nichts von den *carmina plura*, die jener kannte, erhalten ist.

Rom hielt nun Boccalini fast für sein ganzes Leben fest, darum bezeichnet auch er selbst sich zumeist als einen Römer

und Gruber sowie in der *Biographie universelle*; die hier gegebene Darstellung seines Lebens beruht im wesentlichen auf der trefflichen Schrift seines Landsmannes Giovanni Mestica: *Trajano Boccalini e la letteratura critica e politica del Seicento*, Firenze 1878.

[1] *Bibliotheca Romanorum scriptorum*, Romæ 1682, centuria I, 41.

und hat damit verschuldet, daſs in einer Reihe älterer Werke Rom als sein Geburtsort genannt wird. Auch aus einem anderen Grunde als dem oben angeführten ist anzunehmen, daſs Boccalini 1583 oder spätestens im nächsten Jahre nach Rom gezogen sein muſs. Es ist nämlich neuerlich die Urkunde von seiner in Rom eingegangenen Ehe mit Ersilia Ghislieri, einer Verwandten des Dominikaners Michele Ghislieri, der als Papst Pius V. dem Protestantismus in Italien ein Ende bereitete, veröffentlicht worden, und dieses Dokument stammt aus dem Jahre 1584; es werden darin auch noch zwei Brüder Boccalinis, Polycarp und Hadrian, genannt.[1] Boccalini mag sich damals nicht gerade in glänzender Lage befunden haben; man darf wohl eine Stelle in seinen Kommentarien zum Tacitus auf jene Zeit beziehen, wo er erzählt, daſs er nur mit äuſserster Anstrengung sich die Mittel zur Erhaltung seiner Familie habe verschaffen können.[2] Da mag es auch gewesen sein, daſs er begann, junge Leute zu unterrichten, eine Beschäftigung, die ihm mit der Zeit Ansehen und Ehre eintrug, wie denn der Kardinal Bentivoglio in seinen Memoiren erzählt, daſs er bei Boccalini, den er als groſsen Tacituskenner rühmt, Unterricht in der Geographie genossen habe. Bentivoglio berichtet dies aus dem Jahre 1601; vorher wie auch später muſs aber Boccalini daneben als päpstlicher Beamter thätig gewesen sein. Er selbst erwähnt einmal, daſs er 1591 Statthalter in Benevent war, und 1608 bekleidete er dasselbe Amt in Argenta, im folgenden Jahre in Matelica, dann wieder in Rom selbst. In der Zwischenzeit von 1591 bis 1608 scheint er auch schon eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt als richterlicher Beamter angestellt gewesen zu sein. Boccalini hat nicht viel Befriedigung in dieser Beschäftigung gefunden und keine groſsen Erfolge damit errungen: wir hören von Beschwerden über seine Amtsführung, und er selbst spricht nicht gerade mit Begeisterung davon. Er-

[1] *Giornale storico della letteratura Italiana*, Band 22 (1893), S. 465. Mestica, a. a. O. S. 94, Anm. 4 bemerkt, daſs in den Taufbüchern von Loretto unter dem 22. April 1580 ein Adriano Boccalini als Taufzeuge angeführt sei, und vermutet einen Schreibfehler (Hadriano statt Trajano), da er jenes Dokument nicht kannte.

[2] *Bilancia politica di tutte le opere di Tr. Boccalini*, Castellana 1678, I, S. 124.

folge und Anerkennung verschafften ihm vielmehr seine umfassende Bildung und glänzende Geistesgaben, die ihn zu hochstehenden Männern, wie den beiden Kardinälen Borghese und Caetani, in nahe Beziehungen brachten.

Von den Päpsten, unter denen Boccalini in Rom lebte, nennt er als seinen besonderen Gönner Clemens VIII. (1592—1605); die Politik dieses Kirchenfürsten, der die römische Curie von der auf ihr lastenden Bevormundung der Spanier frei zu machen verstand, war auch Boccalini sympathisch. Als dagegen mit Paul V. (1605—1621) wieder die frühere Zuneigung zu Spanien erwachte, als dieser in seinem Bestreben, die geistliche Herrschaft auch in anderen Ländern als im Kirchenstaate auszuüben, mit der von Boccalini so sehr geschätzten Republik Venedig in Zwist geriet, da begann auch Boccalini seiner Unzufriedenheit mit den Verhältnissen Ausdruck zu verleihen. Er fing damals — wenigstens hören wir aus früherer Zeit nichts von solcher Thätigkeit — an, seine Abneigung gegen diese Art des Kirchenregiments und gegen den spanischen Einfluſs am päpstlichen Hofe in witziger, oft aber auch beiſsender Satire kund zu thun, und so sind dann in den letzten Jahren seines römischen Aufenthalts die satirischen Schriften *Ragguagli di Parnaso* und *Pietra del paragone politico* zum gröſseren Teile entstanden. Handschriftlich wurden sie zuerst nur vertrauten Freunden und Gönnern, deren sich selbst in der Nähe des Papstes welche befanden, mitgeteilt, aber auch den Späheraugen der Inquisition blieben diese Ausfälle nicht verborgen, und Boccalini zog es schlieſslich vor, in seinen alten Tagen noch einmal den Wohnort zu wechseln, als der Rache der Spanier sich preiszugeben. So zog er denn 1612 nach Venedig, für das er stets lebhafte Vorliebe gezeigt hatte, und hoffte dort die Sicherheit zu finden, die ihm Rom ferner nicht bieten konnte.

Er hat aber auch dort seinem Schicksal nicht entgehen können: kaum hatte er noch das erste seiner Werke, die *Ragguagli di Parnaso,* herausgegeben, da ereilte ihn im November 1613 der Tod, ehe er noch die Hauptarbeit seines Lebens, die Kommentarien zum Tacitus, vollendet hatte. Es herrscht nicht völlige Klarheit über seinen Tod. Zwar die vielfach überlieferte Nachricht, daſs Boccalini in seinem Bette von Meuchelmördern, die im Solde der spanischen Krone gestanden hätten, überfallen und

mit Sandsäcken zu Tode geprügelt worden sei, hat sich als unrichtig erwiesen; das Totenregister der Kirche zur Santa Maria Formosa in Venedig meldet vielmehr, dafs er an Kolikschmerzen und Fieber gestorben sei. Man nimmt aber jetzt allgemein an, dafs dieses Leiden und der Tod Boccalinis durch Gift veranlafst worden ist, das ihm von spanischer Seite aus beigebracht worden war.[1]

Boccalini ruft einmal, nachdem er eine Anzahl von Fürstenmorden, die durch Gift begangen wurden, aufgezählt hat, den Fürsten zu: *Attenti dunque, o Prencipi! Un Archibugio, uno stiletto leva la vita à gli huomini privati, mà i Prencipi non hanno maggior nemico che il veleno.*[2] So war es seinem Freunde in Venedig, dem Geschichtschreiber Paolo Sarpi, ergangen, dem 1607 aus Rache dafür, dafs er seine Feder in den Dienst der Republik in dem schon erwähnten Streite zwischen Venedig und Paul V. gestellt hatte, *stilo curiæ Romanæ,* wie er dann selbst dem Arzte sagte, einige zum Glück nicht tödliche Wunden beigebracht wurden. An sich selbst aber mufste er erleben, dafs den finsteren Mächten der Inquisition jedes Mittel recht war, wenn es galt, einen Widersacher unschädlich zu machen, und dafs das Gift ebensogut Privatleuten wie gekrönten Häuptern gegenüber Verwendung fand.

Von Boccalinis schriftstellerischer Thätigkeit ist im Vorstehenden nur nebenbei die Rede gewesen, wir wenden uns daher nunmehr zu seinen Werken. Von denselben kommt für uns dasjenige zunächst in Betracht, das zuerst von allen erschienen ist und bei uns in Deutschland die meiste Beachtung gefunden hat; es sind die schon genannten *Ragguagli di Parnaso,* Relationen aus dem Parnafs, wie die deutschen Übersetzer sie zu bezeichnen pflegen. Zweck dieser bald kürzeren, bald längeren Satiren ist, wie Boccalini selbst einmal sagt, über politische und moralische Dinge in scherzhafter und geistreicher Weise zu reden, was vor ihm noch niemand unter seinen Landsleuten gethan habe. Etwas ausführlicher äufsert er sich hierüber in der Widmung zum ersten Teile der *Ragguagli,* wo er erklärt, dafs er in scherzhafter Weise über die Leidenschaften und Gewohnheiten der Menschen über-

[1] *Giorn. stor. d. lett. It.* Bd. 12 (1888), S. 459, Anm. 3. [2] *Bil. pol.* I, 145.

haupt, dann aber auch über die Bestrebungen und die Thätigkeit der Fürsten die Wahrheit sagen wolle. Zu diesem Zwecke also übermittelt Boccalini der Welt als *Menante,* als 'Zeitungsschreiber auß Parnasso' allerhand Nachrichten vom Parnaſs; dort nämlich hat Apollo seinen Herrschersitz, und um ihn herum wohnt sein Hofstaat und sein Volk, die *Virtuosi,* eine glänzende Versammlung von Kaisern und Königen, Feldherren und Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten aus allen Zeiten und Völkern. Mit diesen hält der Gott Gericht über die mannigfachsten Angelegenheiten, die auf der Erde sich zutragen, läſst durch seine Leute wichtige Fragen erörtern, schlichtet zwischen diesen selbst entstandene Streitigkeiten und teilt Lob und Tadel, ja Strafen härtester Art aus. Unter den *Virtuosi* finden sich auſser den sieben Weisen Griechenlands die Philosophen Plato, Aristoteles und Seneca, die Historiker Livius und Tacitus — letzterer nimmt in Boccalinis Schriften eine besonders hervorragende Stellung ein —, Virgilius und Horaz, Cäsar und Tiberius, um nur einige Vertreter des Altertums zu nennen; daneben begegnen uns in Menge politisch und wissenschaftlich hochstehende Männer aus der Geschichte Italiens in Mittelalter und Neuzeit, vom Ostgoten Theoderich an bis zu Boccalinis gefeiertem Zeitgenossen, Carl Emanuel I. von Savoyen. Auch das Ausland stellt seine Leute zum Staat Apollos: Maximilian I. und Karl V., Isabella und Philipp II., Franz I. und Heinrich von Navarra, Gelehrte wie Justus Lipsius und Guillaume Budé treten im Parnaſs unter Apollos Auserwählten auf.

Was aber vor dem Tribunal des delischen Gottes verhandelt wird, das umschlieſst den ganzen weiten Kreis des politischen und des wissenschaftlichen Lebens, umfaſst alle Interessen jener Zeit. Einige Beispiele mögen dies darthun. Da kommen die Fürsten und beklagen sich, daſs Treue und Anhänglichkeit bei den Unterthanen so sehr geschwunden seien: Apollo läſst ihnen raten, durch gute Regierung, 'heylsame Gerechtigkeit, Mildigkeit und Wolfeilung aller Sachen zum menschlichen Leben und Notdurft gehörig', wie es in der Übersetzung von 1644 heiſst, diesem Übelstand ein Ende zu machen.[1] Umgekehrt wird freilich auch den

[1] *Ragguagli di Parnaso, centuria* I, 99.

Einwohnern der volkreichen Landschaft Phocis, die sich darüber beschweren, daſs ihnen ein Privileg nach dem anderen von dem Herrscher, in dessen Abhängigkeit sie geraten sind, genommen werde, empfohlen sich zu fügen; mit dem Hinweis auf Tacitus' Worte: *decora victoribus libertas; quanto intolerantior servitus iterum victis* wird ihnen das Schicksal vor Augen gestellt, das ihrer harre, wenn sie rebellieren und dabei unterliegen.[1] Wenn aber Boccalini auch hier und anderwärts die Rechte der Fürsten vertritt, so ist doch entschieden die von ihm bevorzugte Staatsform die republikanische; die Verfassungen der freien Städte, zumal die von Venedig, wo er selbst vor der spanischen Monarchie Schutz gesucht hatte, preist er des öfteren.[2] Bei der Republik Venedig erkundigen sich die Kronen von Spanien, Frankreich, England und Polen, wie es komme, daſs dort der Adel so verschwiegen und gehorsam in Staatssachen sei; sie erhalten die Antwort, daſs die Liebe zur Freiheit und die Teilnahme an der Regierung es dem venetianischen Adel unmöglich machen, Verrat oder Ungehorsam gegen das Vaterland zu üben. Nahe liegt es dem Schriftsteller natürlich, schon infolge seiner Tacitusstudien, die römische Geschichte zum Vergleiche heranzuziehen, wie er denn einmal Rom mit Venedig vergleicht, wobei diese Republik jener gegenüber bevorzugt wird.[3] Aber auch sonst liebt er es, der alten Geschichte seinen Stoff zu entnehmen. Lucius Brutus, der die Tarquinier aus Rom vertrieb, setzt sich mit Marcus Brutus, dem Mörder Cäsars, auseinander,[4] und M. Brutus wechselt dann wieder mit Cäsar selbst, als sie auf dem Parnaſs sich treffen, heftige Reden und Streitschriften, wobei Brutus das letzte Wort behält und, indem er sich gegen den Vorwurf des Meuchelmordes verteidigt, die Erklärung abgiebt, daſs er unter seinen Gegnern zu unterscheiden pflege: gegen auswärtige Feinde, wie Hannibal und Mithridates müsse man mit kriegerischem Heldenmute kämpfen, aber gegen Tyrannen, die reiſsenden Wölfen in Schafskleidern glichen, müsse man deren eigene Waffe, die Verräterei, gebrauchen.[5]

Vor allem sind es natürlich die politischen Verhältnisse

---

[1] *Ragguagli di Parnaso,* centuria II, 1, 7 und 11. [2] Ibid. I, 5, 21, 25, 39 u. s. w. [3] Ibid. I, 79. [4] Ibid. II, 30. [5] Ibid. I, 71.

seiner Zeit, die in Boccalinis Satiren sich wiederspiegeln, und hier stehen wieder die italienischen Staaten im Vordergrunde. Apollo selbst, der Herrscher im Parnafs, mit seiner Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, seinem Streben nach Recht und Gerechtigkeit, ist, ohne frei von Willkür und Launen zu sein, das Abbild eines Fürsten, wie etwa jener Carl Emanuel von Savoyen einer gewesen sein mag. In den einzelnen Behörden auf dem Parnafs sind dann insbesondere die Gerichts- und Verwaltungsorgane des Kirchenstaates, die Boccalini ja aus eigener Erfahrung wohl kannte, nachgebildet, die *Sacra Ruota,* der oberste päpstliche Gerichtshof, und das Kardinalskollegium.[1] Was nun freilich im einzelnen unter den Fürstentümern zu Lesbos, Mithylene, Laconia zu verstehen sei, ist oft nur schwer, in manchen Fällen vielleicht überhaupt nicht mehr festzustellen, sicher ist indes, dafs Boccalini hierbei ganz bestimmte Staaten und Persönlichkeiten im Auge gehabt hat. Manches ist ja ohne besondere Mühe zu erraten. So liegt es z. B. nahe, unter der volkreichen Landschaft Phocis, von der schon oben die Rede war, das Herzogtum Mailand zu verstehen, das sich der Krone von Spanien gegenüber in der Abhängigkeit befand, von der sich dort die Phocenser befreien wollen, und ganz unzweifelhaft ist es, dafs im zweiten Teile der *Ragguagli* mit Achaja stets die Niederlande gemeint sind, deren Schicksale unter Albas Statthalterschaft eingehend behandelt werden.[2] Im allgemeinen hat, so scheint es, Boccalini bei der Schilderung einheimischer Verhältnisse und Personen sich der Pseudonyme bedient, während er dem Auslande gegenüber zumeist auf die Maske verzichtet; er nennt aber auch zuweilen seine Landsleute beim rechten Namen, wie er denn dem schon genannten, von seinen Zeitgenossen viel bewunderten Carl Emanuel I., in dessen Verehrung alle Freunde einer nationalen Politik in Italien und alle Gegner der mit spanischer Tyrannei verbündeten päpstlichen Übergewalt einig waren, in einer besonderen Relation ein Ehrendenkmal setzt. Er läfst ihn nämlich gelegentlich der Verlobung seiner beiden Töchter mit den Erbprinzen von Mantua und Modena durch Apollo mit dem Titel eines *primo querriere Italiano* belegen, und auf dem

[1] Mestica S. 37. [2] *Ragguagli* II, 7, 26, 44, 51 und 96.

Parnafs werden Freudenfeste gefeiert, ja der Gott gestattet in seiner guten Laune sogar, dafs Schauspieler dort ihre Kunst zeigen dürfen, was bis dahin verboten war.[1]

Im Gegensatz zu Altertum und neuerer Zeit tritt das Mittelalter in den *Ragguagli* sehr zurück; eine besondere Relation aber ist Theoderich dem Grofsen gewidmet, freilich nicht um ihn zu ehren.[2] Denn trotz seiner Bitten wird ihm die Aufnahme in den Parnafs versagt, weil Apollo in ihm, dem Arianer, den Urheber aller Religionsspaltungen sieht, und Ketzerei hält natürlich auch Boccalini trotz seiner Satiren auf die römische Herrschaft für ein todeswürdiges Verbrechen. Darum läfst er auch den französischen Publizisten Jean Bodin,[3] der auch dem Parnafs sein Werk über den Staat vorgelegt hatte, durch Apollo zum Feuertode verurteilen, weil jener in seinem Buche Gewissensfreiheit und Religionsduldung für die Unterthanen fordert.[4] Bei dieser Gelegenheit kommt Boccalini auch auf die Religionsverhältnisse in Deutschland zu sprechen; das Verständnis für Luther und die deutsche Reformation geht ihm völlig ab. 'Die heutigen Ketzereien sind in vielen christlichen Reichen durch die Fürsten selbst ausgesät und verbreitet worden, denen Leute wie Luther, Calvin und viele andere Schriftsteller deinesgleichen — sagt Apollo zu Bodin — als Verführer der Völker und als Kuppler für ihre Ehrsucht gedient haben, nur um ihnen die Gefolgschaft des mifsvergnügten Adels und des Volkes zu verschaffen; jener nimmt die neuen Sekten mit Eifer auf in dem Streben, seine Lage zu verbessern, und dieses ist dafür empfänglich aus Habsucht und Widerwillen gegen seinen unglückseligen Zustand.' Wie es in einem Staate, wenn er gedeihen solle, nur einerlei Gesetz geben dürfe, so sei in noch höherem Mafse in Religionssachen Einigkeit erforderlich; dies bestätigen die Ketzer selbst, denn in Genf, einem Pfuhl aller aufrührerischen Gottlosigkeit, stehe auf Häresie der Feuertod. Wenn aber auch in Deutschland, wo die Ketzereien nur dazu benutzt würden, der Gröfse des Hauses Habsburg Abbruch zu thun, in etlichen freien Städten trotz der

---

[1] *Ragguagli* I, 78. [2] Ibid. II, 13.
[3] 1530—1596. Gemeint ist sein Werk *De la république*, Paris 1577.
[4] *Ragguagli* I, 64.

gewährten Glaubensfreiheit noch Friede und Ruhe herrsche, so sei es doch gefährlich, solch ein Beispiel nachzuahmen. Boccalini meint, daſs man in Deutschland nur aus politischen Rücksichten kirchliche Neuerungen dulde und einführe: 'Die weltlichen Kurfürsten und ebenso andere Fürsten des Reiches haben die neuen Ketzereien nur angenommen nicht um der Gewissensfreiheit willen, sondern so, daſs sie in einer besonderen Sekte, die ihren weltlichen Interessen dient, leben.' Weil Sachsen die lutherische Lehre angenommen habe, hätten andere ketzerische Fürsten sich Calvin, Zwingli oder sonst jemand zugewandt, nur damit Sachsen nicht zu groſs würde, ja man könne behaupten, daſs es in Deutschland so viel Sekten als Fürsten gebe.[1] Besseres weiſs Boccalini dagegen von den freien Städten im Reiche zu melden. An einer Stelle aber zieht er auch mit derber Satire über die Trunksucht der Germanen her, wobei er natürlich als Verehrer des Tacitus dessen Germania citiert; dann rühmt er wieder einmal die Treue und Wahrhaftigkeit der Deutschen im Gegensatz zu der Treulosigkeit ihrer gallischen Nachbarn.[2]

Es würde zu weit führen, mit gleicher Ausführlichkeit auf diejenigen Abschnitte der *Ragguagli* einzugehen, die sich auf Spanien und zumal auf die Regierung Philipps II., auf Frankreich, Polen oder gar das Ottomanenreich beziehen; ebensowenig soll hier bei den Partien verweilt werden, die sich mit allgemeineren Themen, Vaterlandsliebe und Treue, Schmeichelei und Heuchelei, oder mit Vorschlägen, die Welt zu verbessern, befassen, zumal wir später noch Gelegenheit haben werden, einen Bericht dieser Art etwas näher zu betrachten. Aber auf eine Seite der *Ragguagli* muſs noch kurz hingewiesen werden, das ist die Berücksichtigung von Litteratur und Wissenschaft, die einen breiten Raum in diesem Werke Boccalinis einnimmt. Die Schriftsteller der römischen Welt müssen fast alle Revue passieren. Bei dem schon erwähnten Freudenfeste zu Ehren Carl Emanuels werden Komödien von Nävius, Plautus und Terenz aufgeführt, und letzterer wird von Apoll gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit, den der überstrenge Stadtschultheiſs im Parnaſs, Jason Mainus,[3] erhoben

[1] *Ragguagli* I, 64. [2] Ibid. II, 28.
[3] Ein Mailänder (1435—1519), hervorragender Jurist.

hat, in Schutz genommen.[1] Horaz und Juvenal werden von dem Satiriker Francesco Berni,[2] einem Nachahmer des Ariosto, herausgefordert, und letzterer erklärt bei dieser Gelegenheit, dafs die Italiener den Römern zwar bezüglich der epischen Dichtung nachständen, in der Lyrik aber ihnen gleichkämen und in der Satire sie sogar überträfen.[3] Dann läfst Apollo einmal die römischen und die italienischen Dichter Schulter an Schulter gegen die Ignoranten kämpfen, die gegen die schönen Wissenschaften zum Kriege rüsten und schon viel tausend Barbaren zu diesem Behufe angeworben haben.[4] Petrarca hält eine begeisterte Rede auf den Lorbeer, wobei er seiner Gewohnheit nach gegen den Niedergang der freien Künste eifert, der sich auch darin zeige, dafs die Menschen sich nicht entblödeten, die Blätter dieses geheiligten Baumes als Gewürz zu brauchen;[5] dafür mufs er dann den Spott Martials leiden, dafs er den Lorbeer (*laurus*) nur um seiner Geliebten (Laura) willen gefeiert habe. Tasso überreicht sein befreites Jerusalem, und Apoll nimmt die Dichtung an trotz des Einspruches, den Ludovico Castelvetro, sein Bibliothekar, erhebt;[6] dieser nämlich, der seiner Zeit als scharfer Kritiker und Verfasser eines Kommentars zu Aristoteles' Poetik gerühmt wurde, tadelt Tassos Werk, weil die Regeln des Stagiriten zu wenig darin beachtet worden seien. Nach einem späteren Bericht aus dem Parnafs[7] wird Tasso daselbst sogar feierlich zum Dichterfürsten erhoben und als oberster über die Dichtkunst Italiens gesetzt. Nicht mindere Beachtung als die Dichter finden die Historiker bei Boccalini: als von Livius' Geschichtswerk einige Bücher verbrannt sind, entsteht allgemeine Trauer im Parnafs,[8] und Tacitus wird auf Antrag etlicher *Virtuosi* aufgefordert, die verloren gegangenen Bücher seiner Annalen und Historien noch einmal abzufassen.[9] Bei Boccalinis Vorliebe für letztgenannten Autor nimmt es nicht wunder, dafs der gelehrte Justus Lipsius im Parnafs wegen seiner feindseligen Haltung gegen Tacitus scharf getadelt und erst, nachdem er diesen Fehler wieder gut gemacht hat, zu Gnaden angenommen wird.[10] Schon das letzte

[1] *Ragguagli* I, 34. [2] 1490—1535. [3] *Ragguagli* I, 60. [4] Ibid. I, 85. [5] Ibid. I, 82. [6] Ibid. I, 28. Castelvetro stammte aus Modena; er starb 1571. [7] Ibid. I, 58. [8] Ibid. II, 46. [9] Ibid. I, 84. [10] Ibid. I, 23 und 86. Lipsius hat in der Textkritik zu Tacitus Bedeutendes geleistet.

Beispiel zeigt, dafs Boccalini nicht nur mit den klassischen Werken seines Vaterlandes aus Altertum und Mittelalter wohl vertraut war, sondern auch die daran anknüpfenden gelehrten Studien gründlich kannte; die Belege dafür liefsen sich in Menge beibringen, wir wollen uns jedoch mit einigen wenigen begnügen.

Der gelehrte Graf Pico von Mirandola, der Freund Lorenzos von Medici, verlangt, um Ruhe für seine Platostudien zu gewinnen, dafs die Reformatoren, die neben ihm wohnen, ausquartiert werden: es wird ihm aber dargethan, dafs jene, soweit sie sich mit Verbesserungen im Staatswesen befassen, gar wohl zu dulden sind.[1] Da nun Pico den Streit zwischen Plato und Aristoteles nicht beilegen kann, wird zwischen diesen beiden eine Disputation angestellt, die zwar mit grofsem Gepränge anhebt und sechs Stunden dauert, aber zu nichts führt.[2] Das Amt des Grofsschatzmeisters verwaltet auf dem Parnafs der Franzose Guillaume Budé,[3] der wegen seiner Beschäftigung mit Mafs und Gewicht der Alten dazu wohl geeignet war; da er sich jedoch der Ketzerei verdächtig macht, wird er durch den spanischen Gelehrten Diego Covarruvia[4] ersetzt, der aber das Amt auch bald niederlegt, um in die Sekte der Stoiker einzutreten.[5] Die gesamte Geschichtschreibung der neueren Zeit wird scharf getadelt, weil sie einerseits sich zu sehr in Specialitäten verliere und ihre Zeit an Dinge verschwende, die des Andenkens nicht wert seien, andererseits aber es auch mit der Wahrheit nicht streng genug nehme. Bei dieser Gelegenheit bekommt auch Francesco Guicciardini aus Florenz,[6] der Verfasser einer *istoria d'Italia,* eine Rüge, weil er Venedig zu schlecht beurteilt habe, 'das doch — hier hören wir wieder in Boccalini den Lobredner der Dogenstadt — selbige Republik aller Gelehrten einige Zuflucht, ein rechtes Contrefait einer vollkommenen Libertät, eine

---

[1] *Ragguagli* II, 16. [2] Ibid. II, 55.

[3] Budæus (1467—1540) legte die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Münzkunde in der Schrift *De Asse et partibus eius,* Paris 1514, nieder.

[4] Diego Covarruvias y Leyva (1512—1577), ein spanischer Jurist, der unter Philipp II. hohe Kirchen- und Staatsämter bekleidete, schrieb u. a. *De mutatione monetarum* und *Collatio nummorum veterum cum modernis.*

[5] *Ragguagli* II, 27 und 70. [6] 1482—1540.

Vormauer wider den grausamen Türken, eine Schmiede, darin die herrlichsten Bücher verfertiget werden, das rechte Salz der menschlichen Weisheit und Verstands, und der ganzen Italianischen Nation einige Zierde sei.'[1]

Gerade dieser letzte Passus giebt einen gewissen Anhalt, auf die Abfassungszeit der *Ragguagli* einen Schluſs zu machen, denn es lag für Boccalini damals, als er selbst in Venedig Schutz suchte, sehr nahe, diese Stadt als Asyl aller Gelehrten zu preisen. Auch Mestica weist auf solche Stellen der *Ragguagli* hin, die vermuten lassen, daſs Boccalini diese Schrift erst in seinen letzten Lebensjahren verfaſst habe, und Boccalini selbst deutet dies an, wenn er einmal bemerkt, daſs er die Berichte aus dem Parnaſs zur Erholung von einer ernsteren Arbeit, die ihn in jenen Jahren beschäftigte, den Kommentarien zum Tacitus, geschrieben habe. Ferner läſst sich aus geschichtlichen Anspielungen ein Anhalt für unsere Vermutung gewinnen, so z. B. wenn in der oben angezogenen Stelle die Verlobung der Töchter Karl Emanuels (1608) oder in zwei weit auseinander liegenden *Ragguagli* die im Mai 1610 erfolgte Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich erwähnt wird.[2] Gerade dieser letzte Umstand dient auch dazu, eine von Mestica ausgesprochene Ansicht einzuschränken.[3] Es befindet sich nämlich im Archiv der Familie Borghese ein handschriftliches Exemplar der ersten Centurie der *Ragguagli* mit einem Widmungsbriefe, der aus Matelica, wo Boccalini ein Richteramt bekleidete, vom 20. Juni 1609 datiert ist; Mestica glaubt nun, daſs diese Handschrift nur bezüglich des Titels und der Widmung vom ersten Druck abweiche: das ist aber unmöglich, es muſs doch wenigstens der *Ragguaglio* über den Tod Heinrichs IV. darin fehlen. Eine genaue Vergleichung dieser Handschrift mit dem ersten Druck hat also jedenfalls nicht stattgefunden, und es ist zu vermuten, daſs dieselbe überhaupt nur einen Teil der *Ragguagli* der ersten Centurie enthielt. Der Titel der Handschrift lautet: *Avvisi dei Menanti di Parnaso di Trajano Buccalino Romano, all'Ill.*^{mo} *et R.*^{mo} *Sig.*^{re} *il Sig.*^{re} *Card. Borghese*; der falsch geschriebene

[1] *Ragguagli* I, 54. [2] Ibid. I, 3 und II, 58.
[3] Mestica S. 101 f., Anm. 41.

Name des Verfassers, der sich am Schlusse des Briefes in einer anderen, ebenfalls unrichtigen Form findet, läſst darauf schlieſsen, daſs man es hier auch nur mit einer Abschrift zu thun hat. Sicher ist nur, daſs Boccalini im Sommer 1609 eine Sammlung von Satiren fertig hatte und zunächst dieselbe als abgeschlossen betrachtete, da er im Jahre 1610 dem Herzog von Urbino mitteilt, er wolle dieselben drucken lassen. Daraus ist dann nichts geworden, und Boccalini hat, wie wir nun annehmen dürfen, seine Sammlung dann, als er nach Venedig übergesiedelt war, erweitert und in zwei Teilen, deren jeder hundert Abschnitte umfaſste, dort in den Jahren 1612 und 1613 veröffentlicht. Gewidmet ist der erste Teil dem Kardinal Borghese, einem Nepoten Pauls V., dem schon die eben erwähnten *Avvisi* zugedacht waren, die zweite Centurie dem Kardinal Caetani. Da die Widmung zur letzteren vom 21. September 1613 datiert ist, kann dieser Teil nur erst kurz vor dem Tode des Verfassers erschienen sein. Man hat früher vermutet, daſs diese beiden Kardinäle oder doch einer von beiden Verfasser der *Ragguagli* gewesen sei, und so findet sich in den *Lexicis anonymorum et pseudonymorum* und anderwärts Boccalinis Name als Pseudonym des Borghesi und Caetani angegeben; in neuerer Zeit ist man allgemein von diesem Verdachte zurückgekommen und hält Boccalini allein für den Urheber der *Ragguagli*; gerade jene Briefe aus den Jahren 1609 und 1610 scheinen mir eine Gewähr für seine Autorschaft zu sein.

Der Eindruck, den die *Ragguagli* machten, muſs ein auſserordentlicher gewesen sein, das beweist schon die groſse Zahl der Auflagen,[1] die sie bis gegen das Ende des Jahrhunderts erlebt haben, das beweisen die vielfältigen Nachahmungen, Fortsetzungen und Übersetzungen dieses Werkes, von denen noch späterhin zu reden sein wird. Diese Anerkennung war aber auch verdient, denn Boccalini bot in seinen Satiren nach Form und Inhalt etwas Neues, seltsam phantastische Gebilde, aus denen doch wieder der sittliche Ernst hervorleuchtet, der sie hervorgerufen hat; sie sind

[1] Mir sind aus der Zeit von 1612 bis 1680 nicht weniger als dreizehn Auflagen bekannt: 1612/13 Venedig; 1614 Venedig; 1614/15 Mailand; 1616, 1618, 1624, 1629, 1630, 1637, 1644, 1669 Venedig; 1669 Amsterdam; 1680 Venedig.

voll köstlichen Humors, doch auch an beifsendem Witze fehlt es nicht. Freilich ist dem Verfasser nicht alles gleich gut geraten, und man empfindet beim Lesen bisweilen ermüdende Eintönigkeit: bedenkt man aber, dafs die Welt des 17. Jahrhunderts in dieser Hinsicht weit weniger anspruchsvoll war als unsere Zeit, erwägt man ferner, dafs die Zeitgenossen Boccalinis und die zunächst folgenden Generationen doch viel leichter als wir die Anspielungen und verhüllten Gestalten in seinen Schriften zu deuten wufsten, so mufs man wohl Mestica zustimmen, der die *Ragguagli* mit der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes nicht nur als ein litterarisches Kunstwerk, sondern auch als ein Zeitbild und eine treffende Satire angesehen wissen will.[1]

Eine andere Schrift Boccalinis, den politischen Probierstein (*Pietra del paragone politico*), pflegt man in nahe Beziehung zu den *Ragguagli* zu setzen, und vielfach, namentlich in deutschen Übersetzungen, wird sie einfach als deren Fortsetzung bezeichnet. Diese Anschauung beruht darauf, dafs allerdings im Probierstein der Stoff auf einzelne Abschnitte verteilt ist, die den *Ragguagli* entsprechen; auch die poetische Fiktion, dafs es sich um Kundgebungen aus dem Parnafs handle, ist wieder benutzt worden, und endlich wird auch die Abfassung dieses Werkes in die letzte Zeit, die Boccalini in Rom verbrachte, zu setzen sein, also in die Zeit, in der er auch mit jener Schrift beschäftigt war. Bei näherem Zusehen aber zeigt sich doch, dafs Boccalini hier etwas anderes schaffen wollte als in den *Ragguagli*. Das dichterische Beiwerk tritt viel mehr zurück, der Humor fehlt ganz, und es herrscht im Probierstein die bitterste Ironie und schärfste Satire. Auch der Stoff ist nicht so bunt durcheinander gewürfelt wie dort, sondern es ist hier vor allem Spanien, dessen Herrschergelüste den italienischen Staaten gegenüber Boccalini zurückweisen und lächerlich machen will. Weitaus die meisten unter den einunddreifsig Abschnitten, aus denen der politische Probierstein sich zusammensetzt, beschäftigen sich mit der spanischen Monarchie, auch solche, deren Titel nicht ohne weiteres darauf schliefsen lassen; so z. B. das siebente Stück, worin Thomas Morus, der Kanzler Heinrichs VIII. von England, den

[1] Mestica S. 41.

Apollo fragt, wann eigentlich einmal die Ketzereien in der Welt ein Ende nehmen würden? Da antwortet der Gott: 'Dann, geliebtester Thomas, wirst du das Übel der heutigen Ketzereien aufhören sehen, wann sich die Spanier mit ihrem Spanien allein begnügen und niemand mehr Grund zur Eifersucht geben werden; und wann das durchlauchtigste Haus Österreich in Deutschland sich mit seinem alten Erbteil, der Grafschaft Habsburg, begnügen und den Ehrgeiz, den es besitzt, die Welt zu beherrschen, ablegen wird; denn da die jetzigen Ketzereien nichts anderes als ein Bündnis von Herrschern gegen die Gröfse des Hauses Österreich sind, so werden diese Leiden nicht eher aufhören, als bis der wahre Grund davon beseitigt ist.'

Der politische Standpunkt, den hier Boccalini vertrat, hat veranlafst, dafs man auch ihn schon als einen Verfechter des italienischen Einheitsgedankens, der erst in unserer Zeit durch einen Nachkommen jenes von Boccalini gefeierten Karl Emanuel verwirklicht worden ist, gerühmt hat.[1] Es darf aber auch nicht wunder nehmen, wenn der spanische Hof und die römische Curie solche Veröffentlichungen zu verhindern suchten. Der Probierstein ist noch in Rom von Boccalini abgeschlossen worden, und zwar in der allerletzten Zeit, wie die Erwähnung von Heinrichs IV. Ermordung beweist. Es hatte sich nun ein Gerücht von der Existenz dieser Schrift verbreitet, und eines Tages erhielt Boccalini in Rom den Besuch eines *padre,* der ihn darüber aushorchen wollte. Boccalini stellte, wie er in einem Briefe an Giovanni Battista Rinuccini in höchst humorvoller Weise es schildert, dem Geistlichen gegenüber das Vorhandensein einer solchen Schrift in Abrede und gab nur zu, dafs er einen solchen Titel — *pietra del paragone politico* — erfunden und seinen Freunden mitgeteilt habe; gleichzeitig aber übersendet Boccalini dem Freunde das Werk in einer Abschrift. Man schenkte indessen dem geistvollen Spötter keinen Glauben und suchte ihn dadurch mundtot zu machen, dafs man ihm die Würde eines Historiographen der Krone Spanien anbot. Boccalini lehnte ab und ging, da er sich nun nicht mehr sicher fühlte, nach

[1] E. Errera, *La pietra del paragone politico di Tr. B.,* Milano 1891. Vgl. *Giorn. stor. d. lett. It.* 18 S. 452.

Venedig, wie oben schon mitgeteilt wurde. Die Furcht vor der Rache Spaniens und der Jesuiten hat auch wohl zunächst den Druck des Probiersteins verhindert; erst nach Boccalinis Tode ist er erschienen. Aber auch da noch fand sich in Italien kein Drucker dafür, sondern in Amsterdam (*Cosmopolis*) bei Georg Teler erlebte die Schrift 1615 ihre erste Auflage; es war ein schlechter, an Fehlern reicher Druck, und noch im gleichen Jahre erschien in demselben Verlage eine verbesserte Auflage. Auch späterhin hat man die Schrift nur einmal auf italischem Boden gedruckt, nämlich 1619 in Sabbioneta im Herzogtum Mantua, zu dessen Fürstenhaus Boccalini und seine Söhne freundschaftliche Beziehungen gehabt haben.[1] Erst in neuester Zeit ist der Probierstein in Boccalinis Vaterland wieder gedruckt worden, und zwar 1863 in Mailand in der den Namen *Biblioteca rara* tragenden Sammlung, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Carlo Teoli.[2] Die übrigen Auflagen — sie sind nicht minder zahlreich als bei den *Ragguagli* — sind sämtlich in Amsterdam veranstaltet worden bis auf zwei, die in Paris und Genf hergestellt wurden.[3] Der erste Amsterdamer Druck ist mit einer Widmung an *M. F. R.* versehen, die in den späteren Amsterdamer Auflagen wiederholt worden ist. Die Genfer Ausgabe von 1678 hat dagegen als Einleitung den schon erwähnten Brief an Rinuccini. Seltsamerweise bildet jene Widmung einen Teil dieses Briefes; wir kommen bei der Besprechung von Boccalinis Briefen noch einmal auf diesen Punkt zurück. Teoli hat seinem Neudruck die Genfer Ausgabe zu Grunde gelegt und damit die Amsterdamer von 1660 verglichen, ohne daſs er sich über diese Abweichung äuſsert.[4] Die Wirkung des Probiersteins war übrigens fast noch gröſser als bei den *Ragguagli*; auch

---

[1] Ein Brief Boccalinis an den Herzog von Mantua und die Antwort des letzteren sind im *Bibliofilo* 1884, Heft 5/6 veröffentlicht worden.

[2] Milano 1863.

[3] Ich kenne folgende fünfzehn Ausgaben: 1615 Cosmopoli (zweimal); 1619 Sabbioneta; 1626 Parigi; 1642, 1651, 1652, 1660, 1664, 1667, 1671, 1675 Cosmopoli; 1678 Castellana (in der *Bilancia politica di tutte le opere di Tr. B.* III, S. 137—191); 1726 Cosmopoli; 1863 Milano.

[4] Nach Mestica S. 114, Anm. 112 ist Carlo Teoli ein Pseudonym für Eugenio Camerini.

wurde er zuerst vollständig in andere Sprachen übersetzt und vermittelte so zuerst dem Auslande die Bekanntschaft mit dem italienischen Satiriker.

Wir wenden uns drittens dem umfänglichsten und — nach des Verfassers Urteil — bedeutendsten Werke des Boccalini zu, das sind seine Kommentarien zu den ersten sechs Büchern der Annalen, dem ersten Buche der Historien und dem *Agricola* des Tacitus, den er in der erwähnten Widmung an den Kardinal Borghese *il Prencipe degli scrittori politici* nennt. Wie sich Boccalini auch sonst mit Machiavelli vergleichen läſst, in Hinsicht auf seine politische und kirchliche Stellung, so hat er bei der Abfassung dieser Betrachtungen über Tacitus sich des groſsen Diplomaten und Historikers gleichartiges Werk über Livius (*discorsi sopra la prima decade di Tito Livio*) zum Vorbilde genommen. Man würde irren, wenn man in diesen Kommentarien Beiträge zur philologisch-kritischen Erklärung des römischen Schriftstellers vermutete; Boccalini benutzt vielmehr dessen Text, um daran anknüpfend seine eigenen Ansichten über Politik und Regierung darzulegen und selbstgemachte Erfahrungen und Beobachtungen hinzuzufügen, so daſs das ganze Werk als ein Lehrbuch der Staatskunst und als eine reichhaltige Quelle für Boccalinis Leben und die Geschichte seiner Zeit anzusehen ist. Und seltsam! dies Werk, auf das Boccalini nach seinen eigenen Angaben alle Kraft seiner letzten Lebensjahre verwandte, neben dem er seine anderen Schriften als Spielereien ansah, es ist so gut wie nicht bekannt geworden. Gleich dem Probierstein hinterlieſs es der Autor im Manuskript, und zwar, nach berühmten Mustern, mit der Verfügung an seine Söhne, es dem Feuer preiszugeben, falls er vor der Vollendung des Werkes sterben sollte. Die zwei Söhne Boccalinis, Ridolfo und Aurelio, die beide ansehnliche Stellungen nach des Vaters Tode erlangten, wandten sich später an die venetianische Regierung mit der Bitte, in Venedig das Hauptwerk ihres Vaters in Druck geben zu dürfen, wurden aber abschlägig beschieden, weil er sich zu sehr seiner Neigung, böswillig über die Fürsten und ihr Regiment, besonders über den Kirchenstaat und Spanien zu reden, hingegeben habe. So wurden denn diese Kommentarien den Zeitgenossen unseres Satirikers überhaupt nicht bekannt, sondern erst

spät, zwei Menschenalter nach seinem Tode, wurden sie gedruckt. Mestica erwähnt einen ersten Druck aus Genf 1669, den er aber nicht gesehen hat und den ich sonst nirgends erwähnt finde;[1] dann erschien 1677 eine Ausgabe in Cosmopolis (Amsterdam) mit der ausdrücklichen Bemerkung, dafs das Werk so, wie der Autor es hinterlassen habe, veröffentlicht werde, und dafs es vorher überhaupt noch nicht gedruckt worden sei, und endlich 1678 kam es in Verbindung mit Briefen Boccalinis in Castellana (Genf) zum Druck, und zwar mit Anmerkungen von Lodovico du May. Im Vorworte dieser Ausgabe wird jener von 1669 auch nicht gedacht, sondern nur die von 1677 erwähnt, so dafs es sehr zweifelhaft erscheint, ob jene von Mestica angeführte Ausgabe überhaupt existiert hat. Kein Übersetzer hat sich zu diesem Werke gefunden, und noch immer warten Litterarhistoriker und Geschichtsforscher auf eine neue, kritische und vervollständigte Ausgabe der Kommentarien, wie sie mit Hilfe der in verschiedenen Bibliotheken Italiens noch vorhandenen Manuskripte und der beiden Drucke recht wohl hergestellt werden könnte.[2]

Der Druck von 1677 unterscheidet sich von dem des nächsten Jahres in den Wortformen, der Wortstellung und auch in der Wahl einzelner Ausdrücke, so dafs ihm offenbar eine andere Niederschrift zu Grunde gelegen hat; wenn aber im Vorworte der Genfer Ausgabe (1678) behauptet wird, dafs jene höchst unvollkommen und so von Druckfehlern entstellt sei, dafs selbst gebildete Leser an manchen Stellen den Sinn des Textes sich nicht erschliefsen könnten, wenn gesagt wird, dafs darin sogar eine Anzahl wichtiger Abschnitte fehle, so ist darin nichts anderes als der Neid eines Verlegers zu sehen, dem ein anderer mit der Herausgabe eines Werkes zuvorgekommen ist. Die Ausgabe von 1677 scheint vielmehr in reinerer Form den Text wiederzugeben, denn der Verleger der anderen, Herrmann Widerhold, sagt im Vorwort an den Leser, dafs er den Herausgeber du May gebeten habe, allzu starke Auslassungen Boccalinis über die Religion, zumal über Luther und Calvin, zu mildern. Erscheint demnach die Ausgabe von 1677 als ein schlichter Ab-

[1] Mestica S. 110, Anm. 95. [2] Ibid. S. 112 f., Anm. 110.

druck, der, wie ich aus einer Angabe in Morhofs Polyhistor schliefsen möchte, von einem gewissen Blau veranstaltet worden ist,[1] so ist die andere vielmehr mit all dem Beiwerk, das man in jener Zeit den Büchern zu geben liebte, ausgestattet. Nach dem Titelkupfer, das Tacitus und Boccalini in den Wolken thronend zeigt, und dem Titelblatt folgt die Widmung des Cavalier Lodovico du May, die an den Herzog Karl V. von Lothringen gerichtet ist, dann das Vorwort des Verlegers. Am Schlusse des ersten Teils der *Bilancia politica di tutte le opere di Traiano Boccalini* — so lautet nämlich der Haupttitel des Genfer Druckes — befindet sich auch noch ein Register zu den darin enthaltenen Kommentarien zu *Tac. ann.* I—VI; den zweiten Teil bilden die Erläuterungen zu dem ersten Buche der Historien und dem Leben des Agricola, der dritte Teil endlich, von dem noch besonders zu reden ist, enthält Briefe Boccalinis und Auszüge aus dessen früheren Schriften. Jener du May war ein aus Frankreich gebürtiger Protestant, der in Tübingen Professor der französischen Sprache und zugleich als politischer und historischer Schriftsteller thätig war; er starb 1687.[2] Seine Arbeit bei der Herausgabe der Kommentarien bestand darin, dafs er unter dem Texte Boccalinis in kurzen Anmerkungen Erläuterungen gab, wo es ihm nötig schien.

Boccalinis Absicht ist es nun durchaus nicht, den vollständigen Text der von ihm ausgewählten Schriften des Tacitus zu bringen und daran seine *osservazioni politiche* anzuknüpfen, sondern er greift nur einzelne Stellen, ja einzelne Worte aus dem Zusammenhange heraus und schliefst daran seine Betrachtungen an. Nehmen wir z. B. den Anfang des *Agricola*; es werden daraus zunächst die Eingangsworte *clarorum virorum facta* hingesetzt, und diese veranlassen den Schriftsteller zu folgenden Ausführungen: auf das *clarorum* müsse man besonders achten; denn wer sich einen Namen dadurch machen wolle, dafs er die Thaten anderer verherrlicht, der möge vor allem in der Auswahl seines Stoffes vorsichtig sein, damit er nichts Unbedeutendes zum

[1] ... *nunc a Blavio editus est* heifst es daselbst tom. III, l. II, 12.

[2] Vgl. Jöchers Gelehrtenlexikon, auch Bayle s. v. *Boccalini*; nach der *Biogr. universelle* starb du May (auch Dumay geschrieben) schon 1681.

Gegenstande der Darstellung wähle. Wer dies nicht beachte, dessen Werk verfalle rasch der Vergessenheit, da die Welt nur von wirklich bedeutenden Dingen und Personen hören und lesen wolle. Boccalini tadelt alsdann aber auch die Menschen, die, ohne je Hervorragendes geleistet zu haben, es veranlassen, daſs ihr Leben oder die Geschichte ihres Hauses geschrieben werde, nur damit ihre Ruhmsucht Befriedigung finde. — Es folgen die Worte *moresque posteris tradere*; nicht nur die Thaten, sondern auch die Charaktere der Fürsten, Feldherren oder Staatsmänner sind es, deren Schilderung bei der Geschichtschreibung berücksichtigt werden muſs. Gerade darin aber zeichnet wieder Tacitus, dessen Lob Boccalini ja allenthalben verkündet, vor anderen sich aus; Boccalini vergleicht ihn mit Apelles und stellt ihm unter den Historikern seines Zeitalters nur den Guicciardini in dieser Hinsicht zur Seite. Auch Dio Cassius wird gelobt, und zwar seiner Kleinmalerei wegen, weil gerade diese dazu beitrage, uns das römische Volk in seinem Privatleben zu zeigen, eine Seite der Geschichtschreibung, die nach Boccalinis Ansicht von seinen Zeitgenossen zu wenig beachtet werde; man lasse auſser acht, daſs geschichtliche Aufzeichnungen ja nicht für die Gegenwart, sondern für spätere Zeiten gemacht würden. Die nun folgenden Worte *antiquitus usitatum* führen zu der Bemerkung, daſs das Verlangen, die Vergangenheit kennen zu lernen, den Menschen angeboren sei; dies veranlaſst den Autor wieder zu einer Lobrede auf Venedig, wo man sich im Rechtswesen nach früheren Entscheidungen richte: so vermeide man Irrungen oder, wenn man doch irre, treffe der Vorwurf das Vorbild, nach dem man sich gerichtet habe, und nicht die eigene Person — eine Anschauung, die uns freilich seltsam anmutet. — Aus dem ersten Buche der Annalen wählt Boccalini aus dem ersten Kapitel die beiden Stellen *Urbem Romam a principio reges habuere* und *florentibus ipsis ob metum falsæ, postquam occiderant, recentibus odiis compositæ sunt,* aus den folgenden Kapiteln ebenfalls je zwei oder drei Stellen, deren Inhalt ihm zu politisch-historischen Betrachtungen Anlaſs giebt.

Konnte man in den *Ragguagli di Parnaso* und im politischen Probierstein den köstlichen Humor und die treffende Satire bewundern, so tritt einem in den Kommentarien, wo er

nicht mehr die Maske vor dem Gesichte trägt, um so mehr Boccalinis Geschichtskenntnis und seine tiefe Einsicht auf politischem Gebiet entgegen; ganz besonders ist es natürlich auch hier wieder die Geschichte seines Vaterlandes, in der er eingehendes Einzelwissen bekundet. Man kann also wohl behaupten, daſs in diesem Werke noch manches Goldkörnlein unbeachtet und unbenutzt ruht, und dem Wunsche eines italienischen Forschers der Neuzeit, Ferdinando Ranalli, beistimmen, der einen Neudruck desselben fordert.[1] Es wäre dann mit Bestimmtheit zu erwarten, daſs bei dieser Gelegenheit auch noch ungedruckte Partien dieses Werkes bekannt würden, denn der Venetianische Codex der Kommentarien enthält nach einer Angabe Cicognas auch noch Betrachtungen zum 11. und 12. Buche der Annalen.[2]

In der Genfer Ausgabe der Kommentarien (1678) befinden sich, wie schon erwähnt wurde, in einem dritten Teile vierzig Briefe — *lettere politiche et historiche* —, die auch von Boccalini herrühren sollen. Der Glaube an ihre Echtheit wird freilich schon arg auf die Probe gestellt, wenn man auf dem Titelblatte weiter liest: *ricovrate, ristabilite e raccomodate dalla diligenza e cura di Gregorio Leti,* noch mehr, wenn man das Vorwort dazu ansieht, am meisten aber durch die Briefe selbst. Das Vorwort besteht nämlich aus zwei Briefen, deren einer vom Verleger Widerhold an Leti geschrieben ist, der andere von diesem an jenen. Widerholds Brief sollte eigentlich an der Spitze des ganzen Werkes, der *Bilancia politica di tutte le opere di Traj. B.,* stehen, denn er enthält eine Darstellung davon, wie diese Ausgabe der Kommentarien entstanden ist, und erst am Schlusse kommt der Briefschreiber darauf zu sprechen, daſs er Leti im Besitze etlicher Briefe Boccalinis wisse, und bittet ihn nun, ihm dieselben zum Abdruck zu überlassen; erst dadurch werde die geplante Ausgabe ihren richtigen Abschluſs erhalten. Leti antwortet: die Briefe seien in seinem Besitze, aber vergraben unter einer Menge von Skripturen, verblaſst vom Alter, von Feuchtigkeit verderbt, so daſs man nur schwer den Sinn herausbekommen werde; sie seien zudem vermengt mit Briefen von Ridolfo, Boccalinis ältestem Sohn, und oft fehlten die Unterschriften, so daſs

[1] Mestica S. 49 u. Anm. 112. [2] Ibid. S. 113, Anm. 110.

man die Briefe des Vaters von denen des Sohnes nicht mehr unterscheiden könne. Nur von sieben Briefen stehe es fest, dafs sie von Trajano Boccalini stammten, alles übrige aber von Ridolfo, soweit es nicht von ihm, dem Herausgeber, ergänzt sei. In einem der Briefe sei die Rede vom politischen Probierstein, und da empfehle es sich, diesen selbst mit abzudrucken, und ebenso wolle er eine Inhaltsangabe aus den *Ragguagli* den Briefen einverleiben, so dafs dann das ganze Werk den Inhalt von sämtlichen Schriften Boccalinis darbiete. — Hiernach erklärt sich nun auch der Titel dieses Genfer Druckes: *La Bilancia* etc., erst völlig; er sollte eben alles von Boccalini enthalten, und da der Umfang der *Ragguagli* deren vollständigen Abdruck nicht rätlich erscheinen liefs, fertigte Leti ziemlich ausführliche Excerpte davon an und verteilte sie auf sieben Briefe (Nr. 23—29). Wie diese, so erscheint auch sonst eine ganze Anzahl unter den Briefen ohne weiteres als unecht, so z. B. von den sieben datierten diejenigen fünf, die ein späteres Datum haben als Boccalinis Todestag; es sind dies Nr. 6, 9, 10, 13 und 20. So bleiben von den mit Datum versehenen Briefen nur zwei als möglicherweise echte übrig, nämlich der erste, der aus Rom vom 8. Mai 1612, und der elfte, der vom 22. November 1605 datiert ist. Dieser ist an den Servitenpater Paolo Sarpi,[1] den bekannten Verfasser einer Geschichte des Tridentiner Konzils, gerichtet und handelt von den Differenzen, die damals zwischen Papst Paul V. und der Republik Venedig über die Kriminaljustiz den Klerikern gegenüber ausbrachen.[2] Da nun Boccalini auch sonst mit Sarpi in Beziehung stand, läfst sich recht wohl die Echtheit dieses Briefes behaupten, und das Gleiche dürfte dann auch von Nr. 18 gelten, wo wir dieselbe Adresse finden. Das letztere Schreiben ist ohne Datum, der Inhalt aber läfst erkennen, dafs es kurz nach Beilegung jener Händel, also 1607 oder doch bald danach abgefafst worden ist. Auch der oben erwähnte erste Brief der ganzen Sammlung kann echt sein; er würde dann gleichzeitig den Termin angeben, vor welchem Boccalinis Übersiedelung nach Venedig noch nicht erfolgt war.[3] Bis zu einem gewissen Grade

[1] 1552—1623. S. oben S. 111. [2] Weber, Weltgeschichte XI, 82
[3] S. oben S. 110.

kann man auch die beiden Briefe an Giovanni Battista Rinuccini in Recanati (Nr. 21 und 22) für echt halten; der erste davon ist schon oben bei der Besprechung des politischen Probiersteines erwähnt worden. In diesem Briefe ist aber bedenklich, dafs sich ein solcher Adressat in Recanati, das unweit Loretto, der Geburtsstadt Boccalinis, gelegen ist, nicht nachweisen läfst.[1] Wohl aber ist ein Rinuccini mit denselben Vornamen ein Menschenalter später nachweisbar, der 1625 Erzbischof in Fermo, also auch in den Marken, wurde und 1653 gestorben ist.[2] Er wird seiner Herkunft nach als Florentiner bezeichnet; vielleicht ist es sein Vater gewesen, mit dem Boccalini, wie es im Eingange des Briefes heifst, in Bologna einst studierte. Möglich ist aber auch, dafs der Eingang und der Schlufs des Briefes von Leti ergänzt sind. Hält man nun aber auch diese fünf Briefe für echt, so fehlen immer noch zwei zu den sieben, die Leti als unzweifelhaft von Boccalini herrührend ansah. Näheres festzustellen bin ich nicht imstande; es würde sich aber sicherlich der Mühe lohnen, diese Briefsammlung, was meines Wissens noch nicht geschehen ist, einmal einer sorgfältigen Kritik zu unterziehen, eine Aufgabe, die freilich nur von einem italienischen Gelehrten, der sich leichter über die Adressaten der Briefe informieren könnte, in vollem Umfange gelöst werden würde. Dann würde nicht mehr, wie es kürzlich wieder von Benrath geschehen ist, Boccalini da als Quelle citiert werden, wo er es der Zeit nach gar nicht mehr sein kann.[3]

Zum Schlusse seien noch ein paar kurze Bemerkungen über den Herausgeber, Gregorio Leti, gegeben. Er wurde 1630 in Mailand geboren und studierte in Cosenza bei den Jesuiten und

[1] Mestica S. 105, Anm. 52. [2] Zedlers Lexikon.

[3] In der dritten Auflage der Theologischen Realencyklopädie führt Benrath in dem Artikel über den italienischen Theologen de Dominis (1560—1624), der bis 1616 Erzbischof in Spoleto war und dann Protestant wurde, als wichtigste Quelle den dritten 'wenn auch von Leti überarbeiteten und ergänzten Brief' Boccalinis an. Der Brief kann aber gar nicht von Boccalini stammen, denn er geht gleich von dem drei Jahre nach Boccalinis Tode stattgefundenen Übertritt des de Dominis aus und bezeichnet diesen Umstand als Anlafs zu dem ganzen Briefe. Ebenso steht es mit dem zwölften Briefe, der an de Dominis nach dessen Religionswechsel gerichtet ist.

in Rom, wo er nach dem Wunsche seines Oheims Geistlicher werden sollte; da er nicht Lust dazu hatte und überhaupt Abneigung gegen den Katholicismus empfand, ging er ins Ausland, zunächst nach Genf und Lausanne, wo er das Calvinische Bekenntnis annahm. Von 1660 bis 1679 lebte er dann in Genf; infolge von Streitigkeiten ging er später über Frankreich nach England, muſste aber auch dies 1682 wieder verlassen und verbrachte den Rest seines Lebens († 1701) in Amsterdam. Er ist ein auſserordentlich fruchtbarer Schriftsteller gewesen, aber seine Schriften sind 'entsetzlich weitläufig und auseinander abgeschrieben und nichts als Wiederholungen'.[1] Am bekanntesten sind wohl seine Biographien von Papst Sixtus V. und Philipp II. von Spanien. Im eigentlichen wie im übertragenen Sinne treffend hat ihn ein neuerer Gelehrter einen *scrittore avventuriero* genannt.[2]

2) Einfluſs Boccalinis auf die Litteratur, insbesondere auf die deutsche.

Die Kommentarien zu Tacitus mögen das bedeutendste Werk unseres Schriftstellers gewesen sein, an Einfluſs aber stehen sie weit zurück gegen die früheren Schriften, schon um deswillen, weil sie zu spät dem Publikum bekannt wurden; noch mehr aber wohl des leichter verständlichen, ansprechenderen Inhalts und der bequemen Form wegen, die den *Ragguagli di Parnaso* und der *Pietra del paragone* eigen sind. Beide Schriften erregten starkes Aufsehen, reizten zur Nachahmung. Alsbald erschienen — Boccalini war ja unmittelbar nach der Veröffentlichung der zweiten Centurie der *Ragguagli* und vor dem Druck des Probiersteins gestorben — Zusätze und Fortsetzungen.

Wir nennen zuerst die *Nuova aggiunta,* die sich bereits in dem zweiten Druck der *Pietra del paragone* von 1615 findet. Ist es schon auffällig, daſs dieser Zusatz erst im zweiten Druck sich zeigt, so scheint mir noch mehr der Ton, namentlich im

[1] J. P. Nicerons Nachrichten III, S. 311—331; daselbst findet sich auch ein Verzeichnis von Letis Schriften, ohne daſs dabei der Herausgabe der *Bil. pol.* gedacht wäre.

[2] *Giorn. stor.* Bd. 26 (1895), S. 448.

zweiten Abschnitt, der die Überschrift *Discorso fatto all'Italia da un gentiluomo italiano, intorno le azioni e disegni del cattolico Re di Spagna* trägt, gegen die von anderer Seite angenommene Verfasserschaft Boccalinis zu sprechen; seinen anderen Schriften ist das rhetorische Pathos, das sich hier zumal gegen den Schluſs bemerkbar macht, gänzlich fremd. Weder Mestica noch Teoli, der Herausgeber des Probiersteines, äuſsern Bedenken wegen der Echtheit dieses Zusatzes, aber auch das erste Stück davon, das den Wettstreit zwischen Rom und Neapel durch einen Schiedsspruch im Parnaſs entscheiden läſst, erregt mir dureh seine Form Bedenken; denn Boccalini hatte im Probierstein die Allegorie sehr zurücktreten lassen; wie sollte er sie nun in einer Fortsetzung dazu so in den Vordergrund stellen, wie es hier geschieht? Auch das befremdet, daſs hier der Schiedsspruch mit einem bestimmten Datum, 11. Mai 1611, versehen ist, während Boccalini sich sonst unbestimmter Angaben, wie 'am 15. vergangenen Monats', bedient; sicher hat der Nachahmer gerade dies Datum eingesetzt, um die Echtheit seines Machwerkes dadurch glaubhaft zu machen.

Auch zu den *Ragguagli* entstand sogleich ein Zusatz, verfaſst von Girolamo Briani aus Modena; er erschien 1616 in Venedig als *parte terza* des genannten Werkes und enthielt fünfzig Abschnitte. Späterhin wurde diese Fortsetzung als dritte Centurie in die Ausgaben aufgenommen und ging sogar in die deutschen Übersetzungen mit über. Es folgte dann von unbekannten Autoren eine *Centuria quarta,* die aus acht Abschnitten bestand, und endlich noch eine *Centuria quinta,* die 1629 in Nürnberg erschien; sie umfaſste 21 Stücke und ist nicht so ausschlieſslich wie die beiden anderen Zusätze im Interesse Karl Emanuels verfaſst und gegen Spanien gerichtet.

Der soeben bezeichneten politischen Richtung dienten überhaupt die meisten Fortsetzungen und Nachahmungen, die Boccalinis Schriften fanden. Karl Emanuel selbst lieſs 1614 einen *Ragguaglio di Parnaso* ausgehen, und gleichzeitig erschien zu seinen Gunsten eine *Relazione del Consiglio generale di Parnaso.*[1] Aus dem Jahre 1618 erwähnt G. Rua[2] *Advis du Sieur*

---

[1] *Giorn. stor.* Bd. 26 (1895), S. 226 f. [2] Ibidem.

Boccalin au Ser.^me Duc de Savoye, sur l'alleance qu'il doit prendre pour le Prince de Piedmont son fils. Traduit de l'Italien. Von dem schon genannten Briani war 1617 auch noch ein *Avviso di Parnaso* erschienen. So hat denn Marchesi recht, wenn er mit Beziehung auf Boccalinis *Ragguagli* sagt: *Quella nuova e arguta forma di satira da lui inaugurata venne di moda, ed altri molti Ragguagli di Parnaso, ad imitazione dei primi, dilagaron l'Italia per tutto il secolo.*[1] Und, wie dieser Gelehrte weiter ausführt, man blieb auch bei der Nachahmung Boccalinis, als es sich nicht mehr um die Politik Karl Emanuels und der Spanier handelte; man wandte vielmehr auch auf Gegenstände der Litteratur die einmal beliebt gewordene Form an. So erschienen 1638 in Mailand *Ragguagli di Parnaso contra i poetastri e partigiani delle nationi* von Antonio Abati,[2] so 1641 von dem Historiker und Novellisten Gerolamo Brusoni[3] zwölf *Ragguagli di Parnaso*; auch der Titel von dessen gegen die Schwächen und Fehler der damaligen Litteratur gerichteten *Sogni di Parnaso* läſst auf Nachahmung Boccalinis schlieſsen. Der schon bei Boccalinis Briefen erwähnte Gregorio Leti hat in seinen *Segreti di Stato de' Principi dell'Europa rivelati da varii confessori politici* (Genf 1671) Boccalini nachgeahmt, und nicht minder Carlo Celano in den *Lettere e ragguagli di Parnaso.* Als bedeutender und sich wieder mehr der Politik zuwendend wird die *Secretaria di Apollo, che segue gli ragguagli di Parnaso del Boccalini* gerühmt, die zum Verfasser den Theologen und Sekretär seiner Königl. Majestät von Polen und Schweden, Antonio Santa Croce, haben soll; dies Buch erschien 1653 in Venedig, gleichzeitig aber auch in Amsterdam, und 1661 in Frankfurt in deutscher Übersetzung.

Aber auch das Ausland gewann rasch Interesse an den politisch-satirischen Schriften Boccalinis, und zumal in Deutschland tauchten bald Übersetzungen auf, und was die Dauer des Einflusses betrifft, den Boccalini ausgeübt hat, so kann sich hierin Deutschland mit Italien wohl messen, wie wir noch sehen

---

[1] *Giorn. stor.* Bd. 27 (1896), S. 78 ff.
[2] Ein italienischer Dichter, † 1667. Vgl. *Nouv. biogr. univ.*
[3] 1610—1686. *Giorn. stor.* Bd. 31 (1898), S. 141 ff.

werden. Es seien zunächst einige Übersetzungen in nichtdeutsche Sprachen genannt: 1615 erschienen *Les cent premières nouvelles et avis du Parnasse,* Paris, übersetzt von Thomas Fougasse; 1626 *Pierre de touche politique*; im gleichen Jahre eine englische Übersetzung des Probiersteins, deren Titel mir nicht bekannt ist;[1] 1640 *Traiani Boccalini lapis Lydius politicus. Latinitate donavit E. O. Creutz, Amsterodami; politiike Toet-Steen,* Harlingen 1669; *Kundschappen van Parnas,* Amsterdam 1670—1673.

Am stärksten aber, wie gesagt, wirkten doch Boccalinis Schriften in Deutschland; hier sind die meisten Übersetzungen — und von denen soll zuerst die Rede sein — der *Ragguagli* und des Probiersteins erschienen. Bereits 1614, ein Jahr nach dem Tode unseres Schriftstellers, wird in Kassel eine 'Allgemeine vnd *General Reformation* der gantzen weiten Welt. Beneben der *Fama Fraternitatis,* deß löblichen Ordens des Rosenkreutzes ...' gedruckt. Die ersten 90 Seiten dieses Büchleins nimmt die Übersetzung vom 77. Stück aus der ersten Centurie der *Ragguagli* ein, das den Titel führt: *Generale Riforma dell'Universo da i sette Savij della Grecia, e da altri Letterati pubblicata di ordine di Apollo.* Da gerade dies Stück aus Boccalini auch später noch das besondere Wohlgefallen eines deutschen Autors erregte, wollen wir noch kurz auf den Inhalt eingehen: Kaiser Justinian bringt bei Apoll ein Gesetz ein, um den Selbstmorden auf der Erde zu steuern; hierdurch auf die unter den Menschen herrschenden Mifsstände aufmerksam gemacht, ordnet der Gott eine Reformation der Welt durch die sieben Weisen und andere Gelehrte an. Diese versammeln sich am festgesetzten Tage auf dem Parnafs und verhandeln über die Verbesserung der Welt. Thales von Milet macht zuerst, da Lug und Trug die Ursache alles Übels sei, den Vorschlag, ein Guckfensterlein in des Menschen Brust einzusetzen, damit Lüge und Falschheit aus der Menschen Herzen schwinde. Nachdem aber die Ärzte auf das Unmögliche einer solchen Operation hingewiesen haben, macht Solon den Vorschlag, 'heilsame Gleichheit der Güter und Reichthums, eine Mutter des gemeinen Friedens

[1] S. *Nouv. biogr. univ.* s. v. Boccalini.

und Einigkeit', unter den Menschen herzustellen. Chilon will das Gold und Silber, Cleobulus das Eisen aus der Welt verbannt haben; Pittacus dagegen und Periander suchen Besserung dadurch herbeizuführen, dafs jener die Menschen nur auf dem Pfade der Tugend, dieser nur durch ihre Treue zu Ehren und Würden kommen lassen will, und Bias endlich verlangt, dafs der Verkehr zwischen den Völkern aufhöre: Flüsse, Meere und Gebirge sollten als Grenzen zwischen den Nationen gelten und nicht überschritten werden dürfen; dann werde es Frieden auf Erden geben. Die Herren streiten nun hin und her, auch Cato und Seneca greifen noch in die Debatte ein, und endlich wird das *Saeculum,* dem man helfen soll und will, vorgefordert. Dies zeigt zwar von aufsen eine gesunde Farbe, erweist sich aber innerlich so krank, dafs alle Hoffnung auf Heilung des Patienten schwinden mufs. Um sich jedoch keine Blöfse zu geben, setzt man einen grofsen Beschlufs auf, der mit hochtönenden Phrasen vom Volkswohl u. s. w. anhebt und schliefslich nur in eine Festsetzung der Preise für etliche geringe Gemüsearten, Kraut, Rüben und Petersilie, ausläuft. Der Beschlufs wird öffentlich verlesen vor allem Volk, 'welches — so heifst es in der Übersetzung — mit Hauffen zulieffe, vnd Naß vnd Maul aufsperreten, auch ein solches vergnügen an diesem Werk truge, daß der gantze Berg *Parnassus* erschallete, von jauchtzen und schreyen derer, so hierüber frolocketen. Also kan man leichtlich dem gemeinen Pöbel ein Nasen drehen, vnd mit schlechten Dingen vergnügen: Aber verständige Leut wissen, das, so lang als Menschen seyn werden, auch Laster seyn, vnd das in dieser Welt keine gäntzliche richtigkeit zu treffen, Sondern das man da wol lebe, da man mit wenigen vnrichtigkeiten beladen, endlich das es der Herrn Menschliche Klugheit seye, das man sich in den schweren fürsatz schicken könne, vnd gäntzlich bey sich entschliessen, die Welt also zu lassen, wie man sie gefunden hat.' — Der Übersetzer, wie überhaupt der Herausgeber dieser ganzen Schrift ist unbekannt; man hat darüber früher wie über die ganze Frage der Rosenkreuzerei lebhaft gestritten, und Herder wollte sie dem Johann Valentin Andreä zuweisen, eben weil Boccalini darin benutzt ist. Nach neueren Untersuchungen mufs man aber wohl von Andreä selbst absehen, doch ist es wahrscheinlich, dafs er dem Kreise, aus wel-

chem die Schrift hervorging, nahe gestanden hat.[1] Auch Andreä selbst mufs frühzeitig mit den *Ragguagli* bekannt geworden sein, denn, wie am Eingange dieser Untersuchung mit Herders Worten gesagt wurde, in seiner Christlichen Mythologie, die 1619 in Strafsburg erschien, hat er dieselben zum Vorbilde gehabt. Nicht dafs er ihn geradezu ausgeschrieben hätte, aber die ganze Darstellungsweise zeigt, wie sehr sich Andreä in jene Satiren hineingelesen haben mufste. Hie und da nennt er ihn auch; so nimmt er einmal Bezug auf das, was Boccalini den Deutschen gelegentlich vorwirft, und läfst ihn sich deshalb entschuldigen,[2] auch die Einleitung zu dem Urteil des Phöbus am Schlusse des zweiten *manipulus* ist ganz nach Boccalinis Art angelegt, und die Generalreformation wird ohne Nennung ihres Verfassers erwähnt.

Doch wenden wir uns zu den Übersetzungen zurück. Abgesehen von der besprochenen Übertragung von *Ragg.* I, 77 ist es zunächst der politische Probierstein, der in deutscher Sprache erscheint, und zwar bereits 1616, also ein Jahr nach dem Originaldruck. Der Titel heifst: 'Politischer Probierstein auß Parnasso. Darauff der fürnemsten Monarcheyen vnd Freyen Ständen in der gantzen Welt Regierungen gestrichen, vnd dern Inhalt zusehen ist. Erstlich Italianisch beschriben. Von *Traiano Boccalini.*' Gewidmet ist das Büchlein den 'Staaten der vereinigten Provinzen in Niderland', denn da in demselben die heimlichen und öffentlichen Gewaltthaten und Verbrechen der spanischen Monarchie dargestellt seien, so 'gehöret solches Gemäld zuforderist für diejenige, die selbige Macht vil Jahr fast allein auff: vnd von andern, sonderlich Hoch-Teutschlandt abgehalten, vnd damit jhr Lob so weit die Sonne leüchtet, außgebreitet ... haben.' Die Widmung ist mit *G. A.* unterzeichnet; der zweite dieser Buchstaben ist in einem Gedicht von Harminius de Monte, das der Übersetzung voraufgedruckt ist, in den Namen *Amnicola* ausgeschrieben; wer freilich dieser 'Bachmann' gewesen sein mag, entzieht sich unserer Kenntnis. Wie aus dem Vorwort an den Leser zu ersehen ist, ist es der politische Inhalt des Pro-

[1] S. den Artikel von Henke über Andreä in der Allgemeinen deutschen Biographie.

[2] *Mythol. christ. manipulus* V, 5. S. oben S. 116.

biersteins, der die Übersetzung veranlaſst hat; die Deutschen sollen sich daraus eine Warnung nehmen, damit sie sich vor den verderblichen Einflüssen der spanischen Politik wahren können. Die Vorrede entschuldigt ferner das, was in der Schrift gegen Deutschland gesagt sei; es sei nur mit übersetzt worden, damit man sehe, 'was in Italia für reden vnd *discurs* lauffen'. Ein Stück jedoch hat der Übersetzer ganz weggelassen, das nämlich, worin Boccalini den Kaiser Maximilian II. Kunde erhalten läſst von den Zwistigkeiten, die zwischen seinen Söhnen Rudolf und Matthias ausgebrochen sind. Am Schlusse sind noch zwei Abschnitte aus den *Ragguagli* hinzugefügt, I, 3 und II, 6, von denen jener die Ermordung Heinrichs IV., dieser aber die überhandnehmende Macht der freien Städte in Deutschland zum Thema hat. Diese Übersetzung der *Pietra del paragone* ist übrigens die einzige deutsche; in allen späteren in Deutschland veranstalteten Ausgaben von Boccalinis satirischen Schriften ist diese Übersetzung von Amnicola einfach wieder abgedruckt worden.

Bereits 1617 aber erschien auch eine Auswahl aus den *Ragguagli* in deutscher Übersetzung, und wieder anonym; sie kam in zwei Teilen heraus, deren erster 29, der zweite 44 Relationen enthält. Die Stücke sind zumeist der ersten Centurie entnommen, nur fünf gehören der zweiten an. Zu dem zweiten Teile aber sind noch drei Stücke hinzugekommen, die sich auch auf die spanisch-savoyischen Händel beziehen, doch weder von Boccalini noch von dessen obenerwähntem ersten Fortsetzer Briani herrühren; auch mit der *Aggiunta* zum Probierstein sind sie nicht identisch. Der Übersetzer schickt ihnen ein besonderes Vorwort voraus, worin er so über diese Zusätze urteilt: 'Es seyn die nächstfolgende drey zeittungen, so vnsers erachtens der Boccalinischen bey weittem nicht zu vergleichen, eine zeitlang in Italianischer sprach vmbgetragen, vnnd vor wenig wochen anderer orten von einem der sachen vnnd sprachen vnerfahrenen auſs einem falschgeschriebenen exemplar noch übeler verteutscht, vnd durch den truck auſsgebreittet worden: weſshalben man diſs orts in verdacht so vngereimbter version gezogen werden wollen. Auſs deme nuhn zu kommen, auch damit man, ob jemand wolte, die zeittungen, wie sie anfangs geschriben vnnd gemeindt gewesen, vernemmen möchte, sein dieselbe anderweit

verteutscht hernach gesetzt worden.' Die beiden Teile dieser Übersetzung von 1617 sind betitelt: 'Relation auß Parnasso. Oder Politische und Moralische discurs, wie dieselbe von allerley welthändeln darinnen ergehen. Erstlich Italianisch beschrieben Von *Trajano Boccalini*' und 'Andere Relation auß Parnasso, Von allerhand Historischen, Politischen vnd Moralischen Discursen vnd Händeln so darinnen vorgehen. Erstlich ... *Boccalini*'. Im folgenden Jahre ist der zweite Teil noch einmal gedruckt worden, jedoch mit dem irreführenden Titel: 'Politischen Probiersteins auß Parnasso Dritter Theil. Von allerhand ...' u. s. w., wie auf dem Titel des Druckes von 1617, nur noch mit dem Zusatz: 'Itzo aber von einem fürnehmen Herrn in gut Deutsch vbergesetzet.' Ein Druckort ist in den beiden Drucken von 1617 und dem des zweiten Teiles von 1618 ebensowenig angegeben wie in dem zuerst erwähnten Druck des Probiersteins von 1616. Hält man aber alle vier Drucke zusammen, so ergiebt sich zunächst, dafs sie sämtlich aus einer Druckerei stammen: die Lettern, namentlich die Initialen, auch einige Vignetten und Teile von Kopfleisten zeigen solche Übereinstimmung, dafs man durchaus zu diesem Schlusse berechtigt ist. Wir können aber noch weitergehen und behaupten, dafs auch der Übersetzer aller dieser Drucke ein und derselbe ist, nämlich jener *G. A(mnicola)*, der die Widmung des Probiersteins von 1616 unterzeichnet hatte. Nicht allein die ganze Art der Übersetzung und des deutschen Ausdrucks gestatten diese Vermutung oder fordern vielmehr dazu auf, sondern es sind auch zwei Äufserungen des unbekannten Übersetzers selbst, die zu diesem Ergebnis führen. Einmal nämlich sind es die oben gesperrt gedruckten Worte in dem Drucke von 1617: der Verdacht, jene schlechte Übersetzung der drei Stücke von unbekannter Herkunft verfertigt zu haben, konnte unseren Anonymus doch nur treffen, wenn er schon Ähnliches vorher veröffentlicht hatte; das einzige dieser Art aber, das kurz zuvor erschienen war, ist eben der Probierstein von *G. A.* Dann aber klingt es im Vorworte des letzteren selbst — die Drucke von 1617 und 1618 haben weder Widmung noch Vorwort — wie eine Ankündigung dieser zwei Sammlungen aus den *Ragguagli*, wenn dort *G. A.* am Schlusse, nachdem er etwaige Fehler seiner Übersetzung entschuldigt hat, sagt: '... vnd stehet einem jeden

frey beuor, es in *Versione* der übrigen 200. Parnassischer Zeittungen, oder so vil deren sich ins Teütsche schicken, besser zu machen, vnnd mit *Publication* derselben ohnangesehen jhren ein guter theyl auch schon fertig, zu *praeoccupiren* vnnd würdt man jhme dessen grossen Dank wissen.' Das gute Teil aber der *Ragguagli,* welches *G. A.* schon fertig übersetzt hatte, sind eben die 63 Stücke, die dann 1617 als erste und andere Relation aus dem Parnaſs erschienen. Also: die Übersetzungen aus den Jahren 1616, 1617 und 1618 rühren von einem Übersetzer her, jenem *G. A(mnicola),* und sind an einem Orte gedruckt worden.[1] Und dieser Ort, so dürfen wir weiter schlieſsen, war Tübingen; darauf führt uns eine Bemerkung im Vorwort der noch zu besprechenden deutschen Ausgabe von 1644: 'Es ist aber schon vor etlich vnd zwantzig Jahren etwas von diesem *Opere,* als nemblich der Politische Probierstein, vnd etliche wenige von den andern *Relationibus vertiret* vnd zu Tübingen gedruckt worden.'

Der Schreiber vorstehender Worte wuſste entweder oder wollte nichts von der Thatsache wissen, daſs nur wenige Jahre zuvor, 1641, in Leyden bei dem Buchführer Jacob Marci wiederum eine Auswahl aus Boccalinis Satiren erschienen war mit dem Titel: 'Hundert ein vnd dreissig *Relationes* oder *Newe zeitungen aus Parnasso.* Aus den Italienischen *Des vortreflichen vnd Hochberuhmbten D. Traiani Boccalini, von Rom.* Vbersetzet vnd auffs newe vbersehen.' Die Ausgabe hat weder Widmung noch Vorwort. Sie zerfällt in zwei Teile, deren zweiter den Probierstein enthält, während der erste 95 Abschnitte aus den *Ragguagli,* die drei letzten Stücke aus Brianis dritter Centurie (Nr. 48—50) und die beiden Abschnitte der *Nuova aggiunta* zum Probierstein umfaſst. Diese Leydener Ausgabe ist ein wortgetreuer Abdruck der Tübinger Drucke, nur daſs der Leydener Herausgeber noch eine Anzahl von Abschnitten hinzugefügt hat, nämlich zwanzig Stücke aus der ersten Centurie, aber nichts

---

[1] Möglicherweise könnte man auf diesem Wege auch noch dazu gelangen, den Urheber der oben angeführten Schrift über die Rosenkreuzerei zu bestimmen. Denn auch die dort gebotene Übersetzung der Generalreformation stimmt bis auf ganz unwesentliche Abweichungen mit der in der 'Relation auß Parnasso' von 1617 enthaltenen überein.

Neues aus der zweiten. Im Probierstein ist jener schon erwähnte Abschnitt über Maximilian II. eingefügt worden, da der Leydener Herausgeber die Rücksicht nicht zu üben brauchte, die *G. A.* in Tübingen für angezeigt hielt.

Wir wenden uns schliefslich zu der letzten deutschen Bearbeitung von Boccalinis Schriften, die darum vor den bisher genannten den Vorzug verdient, weil sie die vollständigste ist, das ist die Frankfurter Ausgabe von 1644 aus dem Verlage Johann Beyers, die dann 1655 noch einmal unverändert aufgelegt worden ist.[1] Sie enthält die beiden Centurien der *Ragguagli* bis auf zwei Abschnitte, die nach des Verfassers Ansicht zur Übersetzung sich nicht eigneten, und sogar die dritte Centurie des Briani, die der Herausgeber zwar für weit unbedeutender als Boccalinis Schriften hält, aber doch nicht weglassen will, da sie auch in den meisten italienischen Ausgaben stehen; nur die drei letzten Stücke Brianis, die gerade in die Leydener Ausgabe aufgenommen worden waren, läfst der Übersetzer weg, weil sie nach seiner Ansicht nicht 'ins Teutsche zu bringen gewesen', und setzt dafür jene drei auch schon erwähnten Stücke ein, 'wie solche hiebevor in der Tübingischen *Edition* hinden angesetzt worden.' Da wir es hier wieder mit einer in Deutschland gedruckten Ausgabe zu thun haben, so fehlt natürlich im Probierstein der Abschnitt über Maximilian und seine Söhne. Nur die zuletzt genannte Schrift ist, wie schon oben gesagt wurde, aus der Tübinger Ausgabe einfach abgedruckt worden, im übrigen wird hier eine durchaus selbständige Übersetzung geboten, was auch der Herausgeber im Vorwort besonders betont.

So finden wir also folgende deutsche Übersetzungen:

1614	Die Generalreformation (*Ragg.* I, 77), Kassel	
1616	Probierstein	Tübingen
1617	Relation und andere Relation aus Parnasso	Tübingen
1618	Andere Relation mit verändertem Titel	Tübingen
1641	131 Relationen, Leyden	
1644, 1655	Vollständige Ausgabe von Boccalinis satirischen Schriften, Frankfurt a. M.	

[1] Mestica erwähnt auf S. 125 noch eine dritte Auflage von 1661, von der ich aber sonst keine Spur gefunden habe.

Diese Übersetzungen, daneben aber auch die Originalschriften Boccalinis haben in Deutschland ziemliche Verbreitung gefunden und auf einzelne Schriftsteller nicht geringen Einflufs ausgeübt. Wir sahen dies oben schon an Joh. Val. Andreä. Man darf freilich dabei nicht so weit gehen wie Gervinus in seiner Litteraturgeschichte, wo er behauptet,[1] dafs 'Boccalinis, des Lieblings von Harsdörffer und Andreä, Einwirkungen' auch in Philanders von Sittewald Geschichten bemerkbar seien. Denn was das letztgenannte Werk betrifft, so vermag ich darin wie überhaupt bei Moscherosch eine Beeinflussung durch Boccalini nicht zu erkennen. Harsdörffer kennt und benutzt die *Ragguagli* in seinen Schriften, zumal in den Gesprächsspielen,[2] diesem Kompendium alles dessen, was der gebildeten Welt des 17. Jahrhunderts wissenswert erschien, und zwar hat er sich keiner Übersetzung, sondern der Venediger Ausgabe von 1629 bedient, wie aus dem Autorenverzeichnis am Schlusse des zweiten Teiles ersichtlich ist. Er kennt, sagte ich, Boccalini wirklich; das beweist die Art, wie er ihn citiert, wenn er z. B. V, 312 (im 214. Gespräch) von der 'Erfindung *Valentini Andreae* und des Sinnreichen Italianers *Trajani Boccalini*' redet, welche in ihren Schriften die Laster mit lieblichen Gedichten angemeldet, und derselben Bestraffung gleichsam vergüldet haben.'[3] Ebenso zeigt sich an anderen Stellen, dafs der Verfasser des Nürnberger Trichters nicht nur die eine oder andere Stelle aus Boccalini abschreibt, sondern dafs er den Geist der *Ragguagli* ähnlich wie Andreä auf sich hat einwirken lassen. So atmet der Anhang zum 'grossen Schau-Platz Lust- und Lehrreicher Geschichte',[4] der dreihundert 'scharffsinnige Hofreden, denkwürdige Sprüche, artige Fragen und darauff wolgefügte Antworten, erfreuliche Schertze und etliche kurtze Erzehlungen' enthält, in seinen oft epigrammatisch zugespitzten Aussprüchen wirklich etwas wie Boccalini-

[1] III, 372. [2] Acht Teile, Nürnberg 1641—1649.

[3] An dieser Stelle macht uns Harsdörffer noch mit einem Nachahmer Boccalinis bekannt, Luca Assarino († 1672); dieser hat 'eine Hofstatt von den löblichen Weibspersonen unserer Zeit bestellet, und zu ihrer Königinn aufgeworffen die keusche Freye oder Venus, als Regentinn in Cypern'. Dann erzählt Harsdörffer eine diesem Werke entlehnte Geschichte und citiert sie als *Ragguaglio 23. di Cipro.* [4] Frankfurt 1650—1651.

schen Geist, und auch in dem 'Schauplatz' selbst wird Boccalini citiert. Aber in der Weise wie den Boccalini hat Harsdörffer eine Unmasse anderer deutscher, französischer, italienischer und spanischer Autoren in seinen Schriften benutzt, und es ließe sich vor Boccalini mehr als einer, z. B. Andreä, Ronsard, Loredano, dessen Dianea er übersetzt hat, nennen, wenn es sich darum handelte, besondere 'Lieblinge' des Stifters vom pegnesischen Blumenorden aufzuführen.[1]

Am stärksten aber wohl ist die Einwirkung Boccalinis in den 'lehrreichen Schriften' des eingangs auch schon genannten Hamburger Hauptpastors Johann Balthasar Schupp[2] zu verspüren. Es ist ganz unverkennbar, wie sehr ihn der geistesverwandte Italiener gefangen nimmt und beeinflußt, seit er ihn einmal kennen gelernt hat. Das aber muß erst ziemlich spät geschehen sein, denn weder in den lateinischen Schriften aus Schupps akademischer Zeit — er war von 1635—1645 Professor in Marburg — noch in seinen früheren deutschen Schriften zeigt sich auch nur eine Spur solchen Einflusses. Dieser tritt vielmehr erst in den letzten Lebensjahren, nicht vor 1657, zu Tage, so daß man annehmen kann, Schupp habe den B. überhaupt erst durch die zweite Frankfurter Ausgabe der Übersetzung (1655) kennen gelernt; denn nur in dieser Übersetzung hat er Boccalini gelesen und benutzt, mit ihr stimmen seine Entlehnungen aus den *Ragguagli* meist wörtlich überein. Es scheint, als ob Schupp zuerst bei der Herausgabe des '*Salomo* oder Regentenspiegels' (1657) Boccalinis Schriften in die Hand bekommen hätte; in diesem Traktat selbst ist noch nichts davon zu finden, im Nachwort aber verwertet er sofort die neue Bekanntschaft und führt aus *Ragg.* I, 1 eine Stelle an. Und nun tritt eine so starke Benutzung Boccalinis ein, daß Schupp mitunter größere Partien aus ihm herausschreibt, ohne seine Quelle auch nur zu nennen. 1658 erscheint dann von Schupp sogar schon eine 'Relation auß dem

[1] Man vergleiche doch, was A. Schneider in seinem vortrefflichen Buche über Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (Straßburg 1898) über Harsdörffers Verhältnis zur spanischen Litteratur zusammengestellt hat.

[2] 1610—1661. Die lehrreichen Schriften sind 1663, 1677, 1684, 1701 und 1719 aufgelegt worden.

Parnasso, welche bey jüngster Post Mercurius erbracht hat von Verfolgung Antenors[1] ...', eine Verteidigungsschrift, die er gegen anonyme Angriffe auf sein amtliches und privates Leben ausgehen lieſs.[2] Nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt entlehnt er hier groſsenteils aus Boccalini, namentlich aus *Ragg.* I, 100. Nach seiner Weise aber macht er sich sein Vorbild zurecht und spinnt dann den fremden Faden, den er aufgenommen hat, selbständig weiter. So hebt diese Relation folgendermaſsen an: 'Es war eben ein schöner Tag, als *Apollo* im Parnasso seinen Namens-Tag *celebrirte.* Alle *Musae* im Parnasso *gratulirten* ihm. Es wurden ihm unterschiedene Geschenke *praesentirt. Ceres* brachte Früchte. *Pomona* brachte Obst. *Vulcanus* kam mit seinem lahmen Fuß, und brachte etliche Pfeiffen Taback. *Bacchus* kam und *praesentirte* zwey Faß, eins voll Neckarwein, das andere voll Klingenberger. Der gantze Parnassus war lustig. Endlich kam *Mercurius,* Jederman war begierig etwas neues von ihm zu hören'. Nun erzählt Merkur von dem Pasquill, das auf Antenor-Schupp verfaſst worden sei, und verliest es. Allgemeine Entrüstung; man stellt Vermutungen über den Verfasser an, da mengt sich Boccalini ins Gespräch und sagt: 'Ihr wisset, daß ich eine geraume Zeit sey *Secretarius* im Parnasso gewesen. Einsmals als *Apollo* allbereit den mühseligen Lauff des Tages hatte vollendet, und nun im Niedergang von seinem hellgläntzenden Wagen absteigen wolte, kam ein Gelehrter vor, dieser überreichte Ihr. Majestät eine sehr schroffe Censur über ein Poetisch-Italiänisches Gedicht.' Und nun erzählt Boccalini den Inhalt seiner oben angeführten Satire, und Schupp setzt diese dann in seinem eigenen Sinne fort. So ist auch der 'Calender', den er seinem in Gieſsen studierenden Sohne Anton Meno zum Neujahr 1659 widmete, von Boccalini beeinfluſst, nicht minder der 'Teutsche Lehrmeister, oder: Ein *Discours* von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künste und Wissenschaften in Teutscher Sprach'. Am weitesten aber ist Schupp in der Benutzung Boccalinis bei der Abfassung seiner Schrift

[1] Ein von Schupp häufig gebrauchtes Pseudonym.

[2] Über Datierung und Inhalt der einzelnen Traktate vgl. Stötzner, Beiträge zur Würdigung von J. B. Schupps lehrreichen Schriften, Leipzig 1890.

vom Schulwesen gegangen, einer der letzten Arbeiten des streit- und schreiblustigen Pastors, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde; der Titel heifst: '*Ambassadeur Zipphusius.* Auß dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertiget an die Churfürsten und Stände des heyligen Römischen Reichs.' Hier ist es wieder die Generalreformation Boccalinis, die zur Einleitung dienen mufs, und zwar legt Schupp das, was dort die sieben Weisen sagen, den Musen in den Mund. Unter diesen aber erklärt Erato, dafs man bei der Jugend anfangen müsse, wenn man die Welt bessern wolle, und nun kommen verschiedene Pädagogen, allen voran Amos Comenius, zu Worte, die die Vorzüge ihrer Methoden für den Jugendunterricht darlegen.

So ist Boccalini während eines halben Jahrhunderts übersetzt und ausgeschrieben worden in Süd- und Norddeutschland, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs bei weiterem Suchen noch mancher deutsche Schriftsteller jener Zeit Spuren einer Beeinflussung durch den italienischen Satiriker zeigen würde. Aber auch damit ist die Einwirkung Boccalinis auf Deutschland noch nicht erschöpft, wir müssen vielmehr zum Schlusse noch einer Anzahl von Erscheinungen denken, die in der Form oder doch wenigstens im Titel eine Nachahmung Boccalinis verraten; es sind Flugschriften, meist politischen Inhalts, die sich auch zeitlich an die bisher besprochenen Schriften anschliefsen.

Zuerst ist eine Flugschrift zu nennen, die sich auf den Sturz des allmächtigen Ministers am Hofe Kaiser Leopolds I., des Fürsten Wenzel Lobkowitz, beziehen. Der Fall dieses Mannes erregte 'Aufsehen in ganz Europa. Die Berichte der Gesandten, die Zeitungen, die Memoiren der Zeitgenossen waren davon voll. Je weniger man wufste, desto geschäftiger war man, die Gründe zu erraten, welche den Kaiser vermocht hatten, den Mann seines Vertrauens, den ersten Rath der Krone in die Verbannung zu schicken. Wahres und Falsches wurde vermengt'.[1] Hierher gehört nun die auch von Zwiedineck-Südenhorst in seinem Buche über 'Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV.' (S. 48 f.) besprochene Flugschrift 'Der gewonnene Außgang und Plötzliche Fall des vor diesen in höchst ansehn-

[1] Wolf, Fürst Wenzel von Lobkowitz, S. 421.

lichen Ehren gewesenen Fürst Lobkowitzens, Hertzogens zu Sagan, Am Kaiserl. Hoff gewesenen Ober-Hoffmeisters und geheimen Raths etc. Geschrieben aus dem Parnas von Trajano Boccalini an den Aulum Gallionem am 1. Oktober des 1674. Jahrs.' In drei Gestalten liegt diese Schrift vor, sie ist nämlich 1675 mit etwas verändertem Titel noch einmal gedruckt und gleichzeitig auch in lateinischer Übersetzung herausgegeben worden.[1] Dann erschien nach etlichen Jahren 'Deß *Apollinis* neuer Probier-Ofen, wie die bisherige *Europaei*sche Kriegs-*Consilia* auf der Waag der Gerechtigkeit und Klugheit bestehen möchten. Aus dem *Parnasso* herausgegeben durch *Trajanum Boccalini*. Gedruckt im Jahr Christi 1678.' Auch diese Schrift, die einen Überblick über die politische Lage Europas geben will, ist ohne Angabe des Druckortes.[2] Nachher ist es der zu Nimwegen 1679 geschlossene, für Frankreich und Holland so vorteilhafte, für das deutsche Reich aber um so schmachvollere Frieden, der verschiedene hierhergehörige Flugschriften hervorrief. Noch 1679 erschien '*Trajani Boccalini de triplici pace ex Parnasso novissima relatio. Ad amicum Germanum*', und zugleich die deutsche Übersetzung unter dem Titel 'Neue Post aus dem Parnaß von einem dreifachen Frieden'.[3] Das folgende Jahr brachte alsdann noch zwei auf dies Ereignis bezügliche Schriften, von denen wieder die eine die Übersetzung der anderen ist: '*Trajani Boccalini de ratione status imperii Galliaeque circa pacem Noviomagensem discursus. Veronae, anno MDCLXXX*'; was man aber hier unter Verona zu verstehen habe, zeigt uns der Titel der deutschen Ausgabe: '*Trajani B.* Gespräch und Discursen Von Gegenwärtiger Staatsbeschaffenheit deß heiligen Röm. Reichs Teutscher Nation und der Cron Franckreich Nach dem zu Nimwegen geschlossenen Frieden. Auß der Wahrheits-Burg.'[4] Nach einer Angabe

[1] Zwiedineck-Südenhorst führt in seinem Buche auch diese beiden Drucke von 1675 an, aber ohne auf deren Übereinstimmung mit dem von 1674 hinzuweisen.

[2] Bei Zwiedineck-Südenhorst S. 98 angeführt. [3] Ibid. S. 99.

[4] 1675 erschien eine politische Flugschrift zu Falso-Verona; vgl. Rühs, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen, S. 240.

in Wellers *Lexicon pseudonymorum,* die auch in andere Schriften übergegangen ist, birgt sich hier unter Boccalinis Namen der um die Litteraturgeschichte des klassischen Altertums so hochverdiente Johann Albert Fabricius; das ist aber nicht wohl möglich, denn dieser Gelehrte ist erst 1668 zu Leipzig geboren, war also 1680 erst zwölf Jahre alt.

Anders steht es bei den *Quinquaginta Relationes ex Parnasso de variis Europae eventibus,* Hamburg 1683; da nennt sich der Jurist Adam Ebert[1] aus Frankfurt a. O. als Verfasser. Wie er selbst berichtet, wurde er zur Nachahmung dadurch veranlafst, dafs er auf einer Reise durch Italien den Boccalini im Original kennen lernte, den er bis dahin nur aus Übersetzungen gekannt hatte. Sein Werk befafst sich meist mit Politik, doch sind auch Philosophie und Litteratur nicht ausgeschlossen; so lautet die Überschrift der 25. Relation: *'Apollo Martino Opitzio demonstrat, Eruditos olim non plus valuisse quam hodie.'* Seinem Vorbilde aber steht Ebert weit nach, es fehlt ihm völlig die Frische und Lebhaftigkeit, die an Boccalini so wohl gefällt. Auch bei der aus dem Jahre 1688 stammenden 'Des in Unruhe ruhigen Staats-*Prognostici Continuation*' ist der Verfasser bekannt, der sich hier hinter *J. F. Boccalino di Neutra* versteckt; es ist auch ein Jurist, Carl Scharschmid aus Crimmitzschau (1645—1717). Er hielt eine Zeit lang Vorlesungen an der Universität Jena, geriet dann in gelehrten Zwist mit seinem berühmten Landsmann Samuel Pufendorf und lebte zuletzt in Dresden. Seine eben genannte Schrift bezeichnet Zwiedineck-Südenhorst mit Recht als ein 'ziemlich geistloses Kannegiefsern gegen Frankreich'.[2]

1689 erschien eine kleine Schrift unter dem Titel *'Trojani Boccalini iudicium ex Parnasso de triga scriptorum recentium. Cosmopoli.'* Sie wendet sich gegen Christian Thomasius, dessen Schriften über Naturrecht damals viel Aufsehen erregten, aber auch viel Widerspruch hervorriefen. Vorher aber wird, wohl um des Gegensatzes willen, zwei anderen Gelehrten reichliches Lob gespendet, nämlich dem Kieler Orientalisten Matthias Wasmuth, der 1688 gestorben war, und dem durch sein um-

[1] 1653—1735. [2] Zwiedineck-Südenhorst S. 107.

fassendes Wissen berühmten Daniel Georg Morhof, dessen Polyhistor damals zu erscheinen angefangen hatte. Auch hier nennt Weller als Verfasser den Joh. Alb. Fabricius, und hier würde dessen Jugend nicht mehr dieser Vermutung im Wege stehen, denn es ist bekannt, dafs derselbe bereits 1688 seine erste anonyme Schrift hat ausgehen lassen.[1] Vielleicht ist Weller von hier aus rückwärtsschliefsend zu der oben als falsch bezeichneten Meinung gekommen, dafs auch frühere unter Boccalinis Namen gehende Schriften von Fabricius herrührten. Übrigens ist noch im Jahre 1689 eine Entgegnung auf obige Schrift veröffentlicht worden, die hier auch zu nennen ist: '*Trajano Boccalini actio criminalis in Parnasso adversus latebrosum quendam scurram sub Boccalini persona in Iudicio de Triga Scriptorum recentium dolose insanientem. Coloniae.*' Endlich sind mir aus Weller noch die 'Traum-Relation aus dem Parnasso über Staats- und Justiz-Affairen', 1701—1703, und gar eine Dichtung, 'Die wohlgewählte Wahl eines Königs unter den menschlichen Gliedern' (1715), als pseudo-Boccalinische Schriften bekannt.

Ein Jahr nach Boccalinis Tode, 1614, war die erste Übersetzung aus seinen Schriften in Deutschland erschienen, und ein Jahrhundert danach wird sein Name noch auf dem Titel einer allegorischen Dichtung verwertet: da darf man wohl von einem nachhaltigen Einflusse dieses Italieners auf die deutsche Litteratur reden. Neben seinen Landsleuten Malvezzi und Loredano, neben einem Baco, Ronsard und Quevedo verdient auch Trajano Boccalini unter denen genannt zu werden, aus deren Werken die deutschen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts 'ihre Nation — um mit einem Worte Herders zu schliefsen — mit vortrefflichen Denkweisen mehrerer Geister und Völker bereichert haben'.

[1] Deutsche Allg. Biographie.

Zwickau. P. Stötzner.

Kleine Mitteilungen.

Zu Dedekind-Scheids Grobianus.

Folgende kleine Berichtigung fand ich beim Durchsehen des 'Catalogue of books in the library of the Br. Mus. printed — to the year 1640.' Bd. I, S. 463.

Milchsack citiert in seiner Ausgabe von Dedekind-Scheids Grobianus (Hallenser Ndr. 34/35) S. XXXII der Einleitung eine englische Übersetzung von 'R. J. Sent'. Dies ist falsch. Auch Bolte citiert sie gelegentlich so. Die Angabe im Katalog lautet:

'Dedekind (Friedrich), The schoole of Slovenrie: or Cato turnd wrong side outward. Translated out of Latine into English verse, to the use of all English Christendome, except Court and Cittie. By R. F., Gent. V. Simmes, London 1605. 4[to]. Sign: 78. c. 40.'

Würzburg. R. Petsch.

Herford, der bereits in seinen 'Literary Relations of England and Germany' (p. 389) Milchsacks Irrtum aufgedeckt hat, liest 'R. S., Gent.' (d. h. Gentleman). Beide Namensformen finden sich auch sonst in englischen Übersetzungen jener Zeit: wenn Herford das Richtige bietet, könnte der Grobianus-Übersetzer identisch sein mit dem Verfasser von 'H. Drexelius, The School of Patience ... Translated ... by R. S., Gent. London 1646' oder 'Du Moulin, Heraclitus: or Meditations upon the Vanity and Misery of Human Life ... translated into English by R. S., Gentleman [sic!], London 1609' oder dem Zusammensteller der Gedichtsammlung 'The Phœnix Nest ... set forth by R. S. of the Inner Temple, Gentleman, London 1593'. Die andere Namensform weist auf 'Alexis de Salo, An admirable Method to love, serve, and honour the B. Virgin Mary ... Englished by R. F., 1639'.

Des Inhaltes wegen darf man wohl schwerlich an den berühmten Vorkämpfer des Katholicismus und weit gefeierten Dichter Robert Southwell (1561? — 1595) denken, der seine zahlreichen Werke meist

unter den Initialen 'R. S.' veröffentlichte; auch jener Valentine Simmes druckte 1596 seinen 'Triumph ouer Death ... by R. S.' und 1595 seine Gedichtsammlung 'Mœoniæ ... composed by R. S.'; möglich also, daſs der Londoner Buchdrucker die Grobian-Übersetzung unter einer zugkräftigen Flagge segeln lassen wollte.

Würzburg. Max Förster.

Zur vierten Blickling Homily konnte ich Arch. XCI, S. 184 nur eine syrische Übersetzung der Apokalypse des Paulus heranziehen, da die damals gedruckt vorliegenden lateinischen Versionen sich sämtlich als zu kurz erwiesen. Seitdem hat M. R. James eine vollständigere lateinische Übersetzung zugänglich gemacht (Texts and Studies, Contributions to Biblical and Patristic Literature, ed. by J. A. Robinson. Vol. II, Nr. 3: Apocrypha Anecdota, Cambridge 1893), welche die schon früher supponierte lateinische Urversion darzustellen scheint. Sie enthält denn auch die betreffende Stelle der obengenannten ae. Homilie fast wörtlich, wie folgende Gegenüberstellung zeigt:

EETS. LVIII, S. 43, Z. 25 ff.:

Þonne sægde Sanctus Pauwlus, þæt he gesawe naht feor from þæs mæsse-preostes sidan, þe we ær bufan emb spræcon, ..., oþerne ealdne man, & þone læddon feower awyrgde englas mid mycelre reþnesse & hine besencton on þa fyrenan êa æt his cneowa; & hie hine hæfdon geþreatodne mid fyrenum racentum, þæt he ne moste gecweþan: 'Miltsa me, God.' Þa cwæþ se æþela lareow to þæm engle, þe hine lædde: 'Hwæt is þes ealda man?' Se engel him to cwæþ: 'Hit is ân biscop, se dyde mare yfel þonne gôd; he onfeng for worlde mycelne noman & þæt eal forhøold & his Scyppend, þe him þone noman forgeaf.' Þonne sægde Sanctus Paulus, þæt se biscop nære miltsiende wydewum ne steopcildum ne nânum Godes þearfan; þa wæs him forgolden æfter his agenum gewyrhtum.

Visio Pauli § 35:

Et vidi non longe alium senem, quem adducebant currentes cum festinatione quatuor angeli maligni, et dimiserunt eum usque in genua in flumine igneo et lapidibus percutiebant eum [vgl. § 39: quatuor angelos metuendos habentes in manibus suis catenas ignitas] et vulnerabant faciem eius sicut procella et non permiserunt eum dicere: 'Miserere mei.' Et interrogavi angelum [vgl. § 34: et interrogavi angelum et dixi: 'Domine, quis est iste senes?'], et dixit mihi: 'Hunc quem vides episcopus fuit et non bene consummavit episcopatum suum, qui equidem nomen accepit magnum, sed non est ingressus in sanctitatem eius, qui dedit ei nomen in omni vita sua, quoniam non fecit iudicium iustum, et viduas et orfanos non est misertus; nunc autem retributum est ei secundum iniquitatem et opera sua.'

Die zum Schluſs der ae. Michaels-Homilie (a. a. O. S. 209, Z. 29 ff.) angefügte Stelle, die sich wie aus einer Visio Pauli geschöpft ausnimmt, findet sich freilich auch nicht in dieser Version.

Würzburg. Max Förster.

Shirley-Handschriften. Ich weiſs nicht, wer es zuerst ausgesprochen hat, daſs die beiden MSS. Harleian 2251 und Har-

leian 7333 von der Hand des bekannten Chaucer-Verehrers und -Kopisten John Shirley (1366?—1456) geschrieben seien. Jedenfalls war es ein rechtes Danaergeschenk für unsere Wissenschaft; denn diese nahm die Behauptung unbesehen hin und erhob sie zu einem Dogma, das man ohne nähere Begründung als feststehende Thatsache überall wiederholen durfte. So wurde diese Angabe durch alle Veröffentlichungen der Chaucer-Society, durch alle neueren Chaucer-Ausgaben, von Skeat bis zur Globe Edition, fortgeschleppt; in das Dictionary of National Biography (z. B. Vol. LII, S. 134) fand sie Eingang und in manches andere wissenschaftliche Werk, wie Zupitza-Schleichs Lydgate-Buch u. a. m. Und doch, so oft wiederholt, so falsch ist diese Angabe. Die genannten beiden Handschriften sind bestimmt nicht von Shirley geschrieben. Auf den ersten Blick haben zwar die Schriftzüge beider Manuskripte miteinander und mit den echten Shirley-Handschriften viel Ähnlichkeit; bei genauerer Betrachtung, namentlich der Majuskeln, ergiebt sich indes bald, dafs schon aus paläographischen Gründen hier mindestens drei[1] Hände zu unterscheiden sind. Also können die genannten Manuskripte weder beide von demselben Kopisten, noch eins von ihnen von Shirley geschrieben sein. Obendrein enthält Harleian 2251 eine Stelle, die durch ihren Inhalt Shirleys Niederschrift ausschliefst. Auf fol. 59^{v} findet sich nämlich das Datum 1459 und zwar mitten in einem Gedichte, *The Craft of Loueres*, so dafs es nicht nachträglich eingefügt sein kann. Es heifst dort:

I herd two louers dispute this argument
In the yeere of God a .M. by rekenyng
Foure hundred fifty and .IX. yere folwyng.[2]

Diese Stelle wenigstens mufs also frühestens im Jahre 1459 oder später geschrieben sein. Um 1459 lebte aber Shirley gar nicht mehr; denn er war, wie wir aus Stowes *Survey* (ed. Strype 1720, B. III. S. 213) wissen, bereits am 21. Oktober 1456 gestorben.

Ein weiteres Beweismoment ergiebt sich daraus, dafs beide Handschriften die charakteristischen Eigentümlichkeiten Shirleyscher Orthographie (s. Schick im Temple of Glas S. XXIII f.) entbehren.

Wie man dazu gelangen konnte, die beiden Harleian Manuskripte als Shirleys Arbeit auszugeben, ist unschwer zu erkennen. In Harleian 2251 bricht auf fol. 227^{v} plötzlich ein Gedicht ab, was der Schreiber des Bandes mit den Worten entschuldigt: '*Shirley*

[1] Harleian 7333 rührt selbst von verschiedenen Schreibern her, während Harleian 2251 ganz von einer Hand geschrieben ist.

[2] Nichts beweist gegen unser Argument die Thatsache, dafs in einer anderen Handschrift (Trinity Coll., Cambr., R. III. 19, fol. 156) dies Gedicht das Datum 1448 aufweist. Die dritte Handschrift, Additional 34360, bietet ebenfalls 1459.

kowde fynde no more for this copye.' Indes beweist dieser Zusatz nichts für unsere Handschrift; denn der Kopist kann ihn aus seiner Vorlage mit abgeschrieben haben, wofern er nicht in der That eine Shirleysche Aufzeichnung vor sich hatte, die hier abbrach. Ähnlich, nur fast noch weniger beweisend steht es mit Harleian 7333. Hier findet sich Shirleys Name unter einem Marien-Gedichte, das der Dichter, Richard Sellyng, zur Durchsicht an Shirley gesandt und am Schlusse in der Original-Niederschrift mit einem diesbezüglichen Vermerke versehen hatte, der dann vom Abschreiber auch in unseren Kodex übertragen worden ist. Wir lesen daher auf fol. 37^{v}:

Sellyng makithe þis in hes manere;
And to John Shirley now sent it is
For to amende, where it is a-misse.[1]

Ganz andere Echtheitskriterien stehen uns, abgesehen von den übereinstimmenden Schriftzügen, in den wirklich echten Shirley-Handschriften zur Seite. So trägt Additional 16165 auf dem ersten Blatte in grofsen verzierten Buchstaben Shirleys Namen; und auf fol. 2^{r} folgt am Schlusse einiger Verse, die dem Bande gewissermafsen als Vorrede vorausgeschickt sind, die ausdrückliche Versicherung: *'Þis litell boke with myn hande wryten I haue.'* Ebenso steht bei Ashmole 59 auf der e[illegible] Seite: *'ma ioye M. Shirley'*;[2] aufserdem finden wir öfter auf de[illegible]ande eines Blattes die Bemerkung: *'notata per Shirley'*. Für die anderen drei Shirley zugeschriebenen Handschriften, Harleian 78, Trin. Coll. Cambr. R. III. 20 und Sion Coll. MS., fehlt es mir an Notizen. Jedenfalls, meine ich, sollten wir aufhören, Harleian 2251 und 7333 als Shirley-Handschriften zu bezeichnen.

Würzburg. Max Förster.

Berichtigungen zum Centenary Burns von Henley und Henderson.

'Epistle to Davie' Str. II, Z. 11 'Mair spier na, nor fear na' ist, wie Burns selbst angiebt, ein Citat aus Allan Ramsay. Den Herausgebern der Centenary Edition ist es nicht geglückt, die fraglichen Worte in Ramsays Gedichten aufzufinden: 'The line most nearly resembling this in Ramsay is "Nocht feirful, but cheirful," in *The Vision,'* &c. (I. 370). Unsere Stelle bildet den 53. Vers der Ode 'The Poet's Wish: The Response of the Oracle' (Poems by Allan

---

[1] Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Romanisten darauf aufmerksam machen, dafs hier auf fol. 36^{v} col. b mitten unter lauter englischen Versen versteckt auch vier französische Strophen des Herzogs Charles von Orléans stehen.

[2] Was bedeutet hier das M.? Etwa manus oder manuscriptum oder magister?

Ramsay, London 1751, I. 236). In einer mir vorliegenden späteren Ausgabe (1800: Repr. 1877) ist die letzte Strophe der Ode, die unseren Vers enthält, weggelassen; doch ist der Vers in den der Ausgabe vorangestellten 'Remarks on the Genius and Writings of Allan Ramsay' von Lord Woodhouselee (p. lxxv, Anm.) erwähnt.

'Second Epistle to J. Lapraik' Str. XVI, Z. 2 'The followers o'the ragged Nine': — "Motherwell and some other editors adopt the reading, 'The ragged followers o'the Nine': but Burns wrote and steadily passed the verse as it is printed. It is classically inexact; but the proposed change would be no improvement," &c. (I. 383). Burns ist in dem fraglichen Verse[1] nur ein Nachahmer Ramsays, der die Musen als 'threed-bare Nine' bezeichnet hatte (Wealth, or the Woody v. 127).

'On Thanksgiving for a National Victory.' Henley-Henderson citieren als Quelle (II. 442) 'Four Lines Put into the Basin of the Tron Church on the Thanksgiving Day for Perth and Preston, 17th June 1716' nach Maidment's Scotish Pasquils, 1868. Besser hätten sie das Original dieser vier Zeilen, ein Pasquill aus dem Jahre 1683, abgedruckt (a. a. O. erwähnen sie es nur ganz kurz als mögliche Quelle); es ist u. a. in den Roxburghe Ballads (V. 299) zu finden und lautet:

'You Hypocrites, forbear your pranks,
To murther men and then give thanks!
Forbear your tricks, pursue no further,
For God accepts no thanks for murther.'

'A Mother's Lament.' Nach Henley-Henderson (III. 352) wäre das Gedicht durch die Eingangstrophe einer Ode von Robert Lloyd angeregt:

'Fate gave the word; the deed is done,
Augustus is no more.'

Unserer ersten Zeile 'Fate gave the word — the arrow sped' kommt indes beträchtlich näher der Anfangsvers von John Browns 'Essay on Satire, Occasioned by the Death of Mr. Pope' (Dodsley's Collection III. 315):

'Fate gave the word; the cruel arrow sped.'

'Sensibility how charming.' 'This balderdash, which reads like the effect of a fit of serious admiration for a certain Song by a Person of Quality:

"Glittering spread thy purple pinions,
Gentle Cupid, o'er my heart;
I a slave in thy dominions;
Nature must give way to art":

[1] Übrigens auch in dem folgenden Verse: schon Ramsay hatte den Dichter einen 'Poor thoughtless mortal' genannt (Wealth v. 131).

is also inscribed,' &c. (Henley-Henderson III. 372). Ich vermag zwischen den beiden Liedern — die 'Person of Quality' ist, nebenbei bemerkt, niemand anders als Alexander Pope — keine Beziehung zu entdecken. Dagegen weist der Anfang des Burnsschen Liedes auf L. Sterne, der in seiner 'Sentimental Journey' ausgerufen hatte: 'Dear Sensibility! source inexhausted of all that's precious in our joys, or costly in our sorrows!' — und die Schlufszeilen erinnern an Jessicas Worte: 'I am never merry, when I hear sweet music.'

'Deluded Swain, the Pleasure.' Burns, der das Lied im September 1793 an George Thomson schickte, bezeichnete es als ein 'old bacchanal'. Henley-Henderson bemerken (III. 454): 'The ideas and sentiments are common enough; so is the phrasing; and "old bacchanal" is probably a figure of speech.' Das ist ein Irrtum: wenigstens die ersten vier Zeilen lassen sich als alt nachweisen. Sie stehen in einem Liede, das nach der Sammlung 'The Lark' 1740, S. 377 (Song 410) hier citiert sei:

'Boast no more, fond Swain of Pleasure
  That the fickle Fair can give thee:
Believe me, 'tis a Fairy Treasure,
  And all thy Hopes will soon deceive thee.
Sweet's the morn, but quickly flying;
  Her Smiles I've known, and her Disdaining:
The Flow'r is fair, but quickly dying;
  And Chloe still will be complaining.'

'The Joyful Widower.' Unter den 'Improbables' drucken Henley-Henderson IV. 55 f. ein dem Dichter von Stenhouse zugeschriebenes Gedicht 'The Joyful Widower', das sich als Nr. 98 in Johnson's 'Scots Musical Museum' (I. 99, 1787) findet. Sie haben übersehen, dafs die Strophen II und III fast wörtlich schon in William Camden's 'Remaines concerning Britaine' stehen.[1] Wir lesen hier (The fifth Impression, 1637, p. 409): 'One to shew the good opinion hee had of his wifes soule departed, who in her life time was a notorious shrew, writes vpon her this Epitaph.

We lived one and twenty yeare
  As man and wife together:
I could not stay her longer here,
  Shee's gone I know not whether.
But did I know, I doe protest
  (I speake it not to flatter),
Of all the women in the world,
  I sweare I'de nere come at her.
Her body is bestowed well,
  This handsome grave doth hide her,
And sure her soule is not in hell,
  The divell could ne're abide her:

[1] Vgl. Notes and Queries VI. Ser. X; XI; VII. Ser. IX. 465; X. 36, 56.

But I suppose shee's soar'd aloft,
For in the late great thunder,
Me thought, I heard her very voyce,
Rending the clowds asunder.'

Der Burnsschen Fassung noch näher kommt eine Version, die ich in Joseph Retzers 'Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets' IV. 47 (1786) finde, wo das Gedicht einem William Thompson Ibbekken (?) zugeschrieben wird. — Höchstwahrscheinlich rührt auch die Anfangstrophe des 'Joyful Widower' ('I married with a scolding wife,' &c.) nicht von Burns her.

'For the Sake of Somebody.' '... the first line of Stanza II. is conveyed from an owlish lover in The Tea-Table Miscellany:

"Ye powers that preside over virtuous love."

Thus some solemn poetaster a good half-century at least ere Burns; and for over a hundred years 'Ye powers that smile on virtuous love' has lived as pure Burns, and as pure Burns is now passed into the language' (Henley IV. 327). Meines Wissens hatte der 'solemn poetaster' — Robert Crawford († 1732), der Verfasser der berühmten Lieder 'Tweed-side' und 'The Bush aboon Traquair' — geschrieben:[1]

'Ye powers that smile on virtuous love,'

so dafs also nicht einmal das 'smile' Burns angehört, wie es nach Henleys Angabe scheinen mufs.

Berlin. O. Ritter.

An Irish Parallel to the Beowulf Story.

In Patrick Kennedy's *Legendary Fictions of the Irish Celts* (Macmillan, 1866).

I find under the sub-heading, "Ossianic and other Eearly Legends", a tale which somewhat resembles portions of the *Beowulf.*[2] The tale is entitled, *Beanriogain Na Sciana Breaca,* which, the author says, means "The Queen with the Speckled Dagger", or, with a slight alteration in the letters, "The Queen of the Many-colored Bedchamber". It occupies scarcely more than four pages of Kennedy's volume. According to the editor, "the MS. from which the story is extracted is distinguished by very careless spelling"; further than this, he tells as nothing about the manuscript.

I have here transcribed those parts of the tale which contain any parallelisms with the *Beowulf,* italicizing the more notable passages

[1] Tea-Table Miscellany, I. (14. Ed.) 57; vgl. The Lark 1740, p. 245; Herd's 'Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads,' &c. 1776, I. 263; The Scots Musical Museum I. (1787) 83; u. s. w.

[2] Cf. the somewhat similar Irish tale noted by Brooke, *Hist. Early Engl.-Lit.,* p. 85.

and inserting in square brackets the line-numbers of the *Beowulf* by means of which one may easily be enabled to trace the similarities. It will be observed that the Irish tale is in at least one respect simpler. Thus Grendel and his mother have become one person, a witch, and the pursuit of the mother is here resolved into the pursuit of the one whose arm has been torn off. The hall beneath the water has become a tower above it, and the pursuit has to be made by boat. Finally, in the Irish tale it is the principal foe who is slain by an arrow, instead of a mere auxiliary.

The extract is as follows:

"*When the darkness came* [702 b], Fion and the three brothers took their station in the room of the sick child; Grunne and Bechunah played at chess, *Cluas Guillin watched* [705 a], and Fion reclined on a couch. Vessels full of Spanish wine, Greek honey (mead), and Danish beer, were laid on the table. The two chess players were intent on their game, *the watcher kept his senses on the strain* [708—9], and a druidic sleep seized on the son of Cumhail. *Three times he made mighty efforts to keep awake, and thrice he was overcome by powerful weariness* [703 b]. The brothers smiled at his defeat, but left him to repose. Soon the watcher felt a chill shiver run over him, and the infant began to moan. A feeling of horror seized on the three boys, and *a thin, long hairy arm was seen stealing down* [746 a] the opening above the fire. Though the teeth of Cluas Guillin were chattering with terror, *he sprung forward, seized the hand, and held it firm* [759 b—760 a, 764 b—765 a, 814—815 a]. *A violent effort was made by the powerful witch sprawling on the roof to draw it away, but in vain* [755, 791—2]. *Another, and then another, and down it came across the body of Cluas Guillin* [815 b—818 a]. A deadly faintness came over him, the chess players ran to his aid, and when his senses returned, neither child nor arm was to be seen. They looked at each other in dismay, but in a moment Cluas cried, 'Grunne' take your arrows, you, Bechunah, your cord, and *let us pursue the cursed Druidess* [1390—1]. In a few minutes they were at the mooring post, and away in their boat they went as fleet as the driving gale *till the enchanted tower of the witch came in sight* [1013]. It seemed built with strong upright bars of iron with the spaces between them filled by iron plates. *A pale blue flame went out from it on every side* [1516 b—7, 1570—72 a], and it kept turning, turning, and never stood at rest. As soon as the boat approached, Cluas began to mutter charms in verse, and to raise and sink his arms with the palms downwards. He called on his gods to bring a mighty sleep on the evil dweller within, and cause the tower to cease its motion. It was done according to his incantation, and Bechunah taking his cord-ladder and giving it an accurate and very powerful heave, it caught on the pike of the steep circular roof, and up he sprung fleeter than

the wild cat of the woods. Looking in through the opening, *he beheld the dread woman lying on the floor* [1585 b—88 a] weighed down with the magic sleep, the floor stained with the blood which was still flowing from her torn shoulder, and the three children crying, and striving to keep their feet out of it. Descending into the room he soothed them, and one by one he conveyed them through the opening, down the knotted cords, and so into the boat. The power of the spell ceasing as soon as the boat began to shoot homewards, the tower began again to whirl, and the witch's shriek came over the waves. It was so terrible that if Cluas had not covered the heads of the children with a thick mantle, their souls would have left their bodies with terrora. A dark form was seen gliding down the building, and the dash of an oar was heard from the witch's corrach, which was soon in swift pursuit. 'Draw your bowstring to your ear, O Grunne,' said Cluas, 'and preserve your renown.' He waved his arms and said his spells, and light proceeding from his finger-ends illumined the rough, dark, foam-crested waves for many a fathom behind them. The hellish woman and her corrach were coming fleet as thought behind, but *the light had not rested on the fearful figure and face a second moment when were heard the shrill twang of the bowstring, and the dull stroke of the arrow in her breast* [1432 b—36]. Corrach and rower sunk in the waters; the magic light from Cluas's hands vanished, but a purple-red flame played over the spot where the witch had gone down till the boat was miles ahead.

As they approached the harbor, the landing-place and all around were lighted up with numberless torches held in the hands of *the anxious people* [1602 b—1605 a]; *the sight* of the three children and their three deliverers *made the sky ring with cheers of gladness* [1626—8]."

It is much to be desired that Celtic scholars shall assist in elucidating the relation between the two stories.

Yale University. Albert S. Cook.

Afz. *läis*.

Für das merkwürdige afz. Adverbium *läis*, mit dem Mussafia und G. Paris sich in der Romania XXVIII 112 und 113 beschäftigen, haben die beiden Gelehrten eine ansehnliche Zahl von Belegen beigebracht, teils solche, wo die Herausgeber es wirklich in ihre Texte gesetzt haben, teils andere, wo es auf Grund verworfener Varianten erst einzuführen ist. Zum Dank für ein paar davon, die mir entgangen waren, bringe ich hier einige weitere. Gautier von Coinci erzählt, nachdem er von einer wunderbaren Heilung berichtet hat:

Volee tost est la novele
Et portee par lou püis,
Et par ça jus et par läis

Mesel aqeurent et atrotent,
Qui se degratent et defrotent
Après la sainte bone fame, Méon II 75, 2370,

wo man sich wohl versucht fühlen mag dem *läis* ein *çäis* gegenüber zu stellen. — Im Renart findet sich kurz vor der zweiten von G. Paris nach Godefroy angeführten Stelle auch folgende:

Moult l'avoit volentiers mengie, (Renart die Krähe)
Grant bien li fist, ce li est vis.
La plume en a jeté läis,
Que il n'en avoit plus que faire,

so in Chabailles Supplément S. 251 = Martin, Bd. III S. 474. — Auch Jean von Meun braucht das Wort zweimal im Reime; er sagt von den drei allegorischen Thürhütern, die für sich zu gewinnen die Liebenden bedacht sein sollen:

Ne ja cil mau gré n'en savront
A ceus qui prië les avront;
Ains leur savront bon gré näis, (l. *nëis*)
Quant les avront boutés läis,

bei Michel 8327 (I S. 253), und hernach von den Insassen der in Brand gesteckten Burg:

Tuit s'escrïent: 'trahi, trahi!
Tuit somes mort! ahi, ahi!
Föir nous estuet du päis'.
Chascuns giete ses clefx läis,

eb. 22264 (II S. 335). — Bei Rutebeuf hält der Kreuzzugs-Unlustige seinem Gegner vor:

Hom puet mult bien en cest päyx
Gaaignier dieu cens grant damage.
Vos ireix outre meir läys,
Qu'a folie aveix fait homage.
Je di que cil est foux näyx
Qui ce mest en autrui servage,
Quant dieu puet gaaignier säyx
Et vivre de son heritage, Ausg. Jubinal I[1] 128;

derselbe Dichter erzählt von einem Traume, den er gehabt habe:

Ce soir ne fui point esperix,
Ainx chemina mes esperix
Par mainx leu[s] et par mainx päys.
En une grant citei läyx
Me sanbla que je m'arestoie, eb. II[1] 67;

und berichtet von einem Verwandten der heiligen Elisabeth:

Evesque[s] estoit d'un päis
Vers cele Hongrie läis, eb. II[1] 192.

Guillaume Guiart I 328 meldet von Philipp II. August, der den Kirchenfeind Hymbert von Bourges gezüchtigt habe:

Et li roys saisi la cité
Et conquesta tout le päis
Que cils sires avoit läis.

Auch Cristine von Pisa kennt das Wort noch. Nachdem sie von dem Flusse Gion und seinem Gebiete gesprochen hat, sagt sie von dem dritten der Ströme, die im Paradies entspringen:

Tygris ne tient mendre päis,
Car par Persie court läis, Chemin de lonc est. 1440.

(das letzte Wort hat der Herausgeber im Glossar mit *nuisible, funeste* übersetzt und für eine Form von *laid* gehalten).

Was den Sinn des Adverbiums betrifft, so ist zuzugeben, daſs er an mehreren Stellen der von *la jus,* nfz. *là bas,* wofern damit nicht gerade in die Tiefe, sondern nur in die Ferne gewiesen wird, zu sein scheint; an einigen anderen ist es aber ohne alle hinweisende Kraft und entspricht einem bloſsen *au loin.* Für *çäis* ist hier zu dem von G. Paris beigebrachten, bei Godefroy auch im Supplément fehlenden Beleg aus dem Renclus wenigstens noch der aus Rutebeuf hinzugefügt. Aber die Stelle aus Gautier von Coinci, wo *ça jus* einem durch Reim gesicherten *läis* gegenüber steht, dürfte nicht minder beweiskräftig sein.

Berlin. Adolf Tobler.

Beiträge zu den Vermischten Beiträgen zur Französischen Grammatik, 3. Folge, von A. Tobler.

S. 14. *Nous chantions avec lui.* — Diese Ausdrucksweise findet sich als ganz gebräuchlicher Provinzialismus in Niederschlesien; ich habe ihn von Görlitz bis Breslau verfolgt. 'Wir sind heute mit ihm spazieren gegangen' = ich und er, wir sind heute spazieren gegangen. — Ebendaselbst begegnet man auch dem S. 126 berührten falschen Gebrauch des Reflexivpronomens 3. Person statt 1. Person, besonders beim Imperativ. 'Setzen wir sich!' 'Vereinigen wir sich in dem Wunsche.' — Oder beide Eigentümlichkeiten verbunden: 'Wir haben sich köstlich mit ihm amüsiert' (so wörtlich aus dem Munde eines studierten Mannes!).

S. 121. An diesen falschen Gebrauch des 'sich' schlieſst sich ein hessischer Provinzialismus an, eine Passivbildung von wesentlich reflexiven Verben: Statt 'Man amüsierte sich vortrefflich', sagt man in Gieſsen und Marburg 'Es wurde sich vortrefflich amüsiert'; ebenso: 'Erst wurde spazieren gegangen, dann wurde sich im Walde niedergesetzt.'

S. 47. Der Gebrauch von *si* mit dem Kondicional läſst sich wohl kurz dahin feststellen, daſs er in der Scheinbedingung (Steinbart, Gramm. 2. Aufl. § 17) zulässig ist, für welche ich als Musterbeispiel den Vers aus dem Cid lernen lasse: *Si vous fûtes*

vaillant, je le suis maintenant. In dem § 17 meiner Grammatik mufs der Zusatz 'mit Ausnahme der Tempora der Zukunft' fortfallen. Ich selbst habe mir folgende Beispiele mit Futur, resp. Kondicional an den Rand geschrieben: (Ségur, Hist. de Napoléon, 5. Buch, Kap. II) *Car si dans Moscou on pourra tout prendre, ici il faudra tout acheter.* (J. Girardin, Épreuves d'Étienne S. 154) *C'est à peine si je l'aurais reconnue dans la rue.* — Zu der Scheinbedingung gehören auch die Formeln: *S'il en fut, s'il y en eut jamais.*

S. 94. Weitere Beispiele dafür, dafs *que* allein im Sinne von *excepté* nach negativen Ausdrücken oder solchen, die negativen Sinn haben, steht: *Personne ne le sait que lui; Qui connaît que vous, les beautés et les grâces. — Ai-je fait un seul pas que pour vous rendre heureux?* (Fundstelle nicht notiert). In der Wendung *'Il ne fait que d'arriver'* (S. 92) hat man es offenbar mit pleonastischem *'que de'* wie in: *'Avant que de partir'*, oder *'si j'étais que de vous'*, oder *'c'est un plaisir que de donner'* zu thun. — Wie 'quam' und der 'Ablativ' im Lateinischen nach dem Komparativ konkurrierten, so noch im Französischen *que* und *de* in etlichen Wendungen; nach Oster, Cours supérieur de grammaire française, Dresde 1895, ist neben *'Nous étions moins de vingt'* auch *'Nous étions moins que vingt'* richtig. — Interessant ist auch der Satz aus Dumas, père, La chasse à l'ours: *Guillaume se mit à mesurer une charge de poudre double de celle que l'on met ordinairement dans une carabine.* — Auf diesen Mischgebrauch von *que* und *de* stütze ich auch eine Erklärung der Verse in Horace, III, 5. Scene:

Mais enfin l'amitié n'est pas du même rang
Et n'a point les effets de l'amour ni du sang.

Ich sehe hier ein Zeugma der Konstruktion und zwar eines Genitivus comparationis und eines Genitivus subjectivus, und konstruiere: 1) *l'amitié n'est pas du même rang de l'amour* (= *que l'amour*); 2) *l'amitié n'a point les effets de l'amour.*

S. 115. Zu den Beispielen, in denen die Präposition *avec* von ihrem Substantivum getrennt ist (die im Feuilletonstil überraschend häufig sind), füge ich ein Beispiel hinzu, bei welchem die Einschiebung weder eine präpositionale Bestimmung, noch ein Adverbium, sondern ein vorausgesetztes Attribut ist: (Annales politiques et littéraires, 1898, S. 351) *'C'étaient, deux gars bas-manceaux, portant la veste grise des Chouans, à revers larges, avec, brodé au côté, un sacré-cœur de Jésus.'* — Ich habe mir diesen eigentümlichen Gebrauch bei *avec* so erklärt, dafs avec zu seiner alten Bedeutung *'apud hoc' = en outre,* avec cela, zurückkehrt. Diese Erklärung würde freilich auf *sans* nicht passen, für welche allerdings nur ganz wenige und kaum beweiskräftige Beispiele beigebracht sind. · Das Beispiel mit *dans* verwirft Tobler selbst.

S. 119. In einer Nummer der Annales polit. et littéraires findet sich zweimal: *Il est très à craindre,* einmal von Sarcey.

S. 134. Bei der Wendung *'et dire que'* trifft jedesmal die deutsche Übersetzung 'und dabei' zu, z. B. *et dire qu'il n'a pas vingt-cinq ans* = 'und dabei ist er noch nicht 25 Jahre alt'. Ich mache darauf aufmerksam, dafs für dieselbe Wendung hier am Niederrhein der Ausdruck 'wo ... doch' gebräuchlich ist, also: 'wo er doch noch nicht 25 Jahre alt ist'.

Herrn Toblers kritisches Auge möchte ich noch auf eine auffallende Erscheinung lenken, nämlich den fortschreitenden Gebrauch des Substantivs in der Teilform bei vorausgehendem Adjektiv mit dem bestimmten Artikel; derselbe findet sich nicht nur bei den gewohnheitsgemäfs vorausstehenden Adjektiven (*du vieux linge, du beau travail*), sondern auch in zahlreichen Beispielen wie dem folgenden: (Zola, Paris, S. 354) *Le chemin portait la trace de la poudre qui a fait du si terrible ouvrage.*

Duisburg. Q. Steinbart.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Richard Loewe, Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle, M. Niemeyer, 1899. 59 S. 8. M. 1,60.

Loewes kleine, aber inhaltsreiche und gründliche Arbeit ist eine Fortführung und Vertiefung von Kossinnas Untersuchung in den Idg. Forsch. VII, 276 ff. Während jener der Frage fast nur von der ethnologischen Seite näher trat, stellt Loewe daneben die sprachliche gebührend in den Vordergrund. Der erste Abschnitt handelt über das Verhältnis der Goten, Nordgermanen und Westgermanen zu einander; er erörtert genau und unter Beibringung manches Neuen das in ihren Dialekten jeweils Gemeinsame oder Verschiedene und kommt nach einigen geographischen Betrachtungen, in die auch die gotische Wanderungssage bei Jordanes einbezogen wird, zu dem Ergebnis, dafs die Goten ursprünglich Bewohner eines Teiles von Skandinavien waren und ihre Sprache zu dieser Zeit nichts als ein nordgermanischer Dialekt gewesen ist (S. 15, 19). Auch die von Bugge aufgedeckten sprachlichen Beziehungen zwischen dem Gotischen und Gutnischen werden von Loewe verwertet, obgleich er sie anders erklärt als Bugge (S. 21). — Das zweite Kapitel beschäftigt sich eingehend mit den Ostgermanen, wobei sich freilich die sprachliche Untersuchung infolge des so mangelhaften Materials auf ziemlich unsicherem Boden bewegt; bei der genealogischen werden mit Glück griechische Parallelen angeführt. Um gröfsere Genauigkeit und Deutlichkeit in die Terminologie zu bringen, schlägt der Verfasser vor, im Gegensatz zu den jüngeren Nordgermanen, die bisher allein diesen Namen trugen, für die älteren, zu denen auch die Wandilier gehören, die Bezeichnung 'Gotonordgermanen' einzuführen. — Der dritte Abschnitt erörtert endlich, hier natürlich wieder mit stärkerer Betonung des Sprachlichen, im einzelnen die Gliederung der Westgermanen. — Loewe verheifst übrigens eine baldige Fortsetzung dieser seiner dankenswerten Studien, in der er insbesondere auch die Stellung des Krimgotischen zu behandeln gedenkt.

Breslau. H. Jantzen.

La Lingua Gotica. Grammatica, esercici, testi, vocabolario comparato con ispecial riguardo al tedesco, inglese, latino e greco del dottor S. Friedmann, Prof. nella R. Accademia scientifico-letteraria di Milano. (Manuali Hoepli.) Milano, Hoepli, 1896. XIV, 335 S. kl. 8. geb. L. 3.

Dies gut ausgestattete und handliche Büchlein soll nach dem Vorwort des Verfassers den italienischen Studenten ein bequemes Mittel darbieten, um sich in kurzer Zeit einige Kenntnis des Gotischen zu erwerben. Zu dem Zwecke dient zunächst eine gotische Grammatik auf 75 Seiten. Dann aber vertieft der Verfasser seine Lehren, indem er einen sprachvergleichenden Anhang von einigen dreifsig Seiten hinzufügt, worin die Vokale und Konsonanten, die germanische Lautverschiebung, der Ablaut, die Auslautsgesetze vorgeführt werden. Es folgen 27 Seiten mit kurzen gotischen Übungssätzen, die sich an die Bibel anlehnen und zur Einübung der Konjugation und Deklination dienen sollen. Darauf 10 Seiten aus den drei ersten Evangelien. Beide Abteilungen von Lesestücken sind mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet. S. 153 bis 293 enthalten ein Vokabular, das die verwandten Wörter der idg. Sprachen in breitem Umfang heranzieht und eingehend erörtert. Ein deutscher, englischer, griechischer, lateinischer, romanischer Index (S. 294 bis 333) macht grofse Gruppen der dabei erwähnten Wörter von verschiedenen Seiten her zugänglich.

Man wird nach diesem Überblick zugeben, dafs in Friedmanns Buch ein sehr brauchbares, inhaltreiches und anregendes Hilfsmittel geboten wird. Nur die Textstücke aus dem Neuen Testament erscheinen mir zu knapp bemessen und die Übungssätze würde ich nicht in gotischer, sondern in italienischer Sprache geben. Es ruft zwar stets Schrecken bei den Studenten hervor, wenn man sie aus dem Neuhochdeutschen oder gar Althochdeutschen ins Gotische übersetzen läfst, aber das Gelernte wird dabei aus seinem schematischen Verbande gelöst und erhält Leben und Bewegung, wie auch Unsicherheiten auf diese Weise am besten zu Tage treten.

Natürlich hat Friedmann bewährte und bekannte Werke benutzt, sie aber nicht urteilslos ausgeschrieben und auch nicht versäumt, in den Zeitschriften Umschau zu halten. Gerade auf dem Gebiete der Sprachvergleichung, wo er Dilettant zu sein bekennt, hat er einige selbständige Schritte gewagt, Etymologien gegeben, die freilich meist mifsglückt sind, aber nicht schaden werden, da er sie als Versuche kennzeichnet. Das thut so mancher geschulte Etymolog nicht und irrt sich doch auch.

Berlin. Max Roediger.

Rudolf Fischer, Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos (Hartmanns 'Iwein', das Nibelungenlied, Boccaccios 'Filostrato' und Chaucers 'Troylus and Cryseyde'). Wien und

Leipzig, W. Braumüller, 1899 (Wiener Beiträge zur engl. Philol. IX, herausgeg. von J. Schipper). XVIII, 370 S. gr. 8. 4 fl. 80 kr. = M. 8.

Als in den sechziger Jahren der mächtige Einfluſs der zu ganz neuer Kraft erstarkten Naturforschung auch auf die Philologie sich zuerst geltend machte, waren es vorerst gewisse allgemeine Anschauungen vom Kampf ums Dasein u. dergl., die Schleicher in die Sprachforschung trug. Allmählich begannen Scherer und die Junggrammatiker aus diesen Anschauungen heraus auch die philologische Methode der naturwissenschaftlichen anzunähern; die Einführung der Lautphysiologie gehört dahin so gut wie die strengere Auffassung der Lautgesetze. Am folgerichtigsten aber entwickelte Heinzel diese Ideen. Schon seine 'Beschreibung der isländischen Saga', vollends aber die des geistlichen Spiels strebt eine durchgebildete Analogie mit der Arbeit etwa eines Physikers aus Kirchhoffs Schule an. Gewisse einfache letzte Elemente: Motive, Figuren u. dgl., sollen in objektiver Weise ausgehoben und ihre Zahl wie ihre Lagerung soll ebenso objektiv wiedergegeben werden, so daſs das schlieſslich gewonnene Schema als ein zuverlässiges Modell des gegebenen Werkes gelten darf.

Diese Richtung auf eine möglichst durch quantitative Angaben zu gewinnende mathematische Evidenz in der Philologie sucht in dem vorliegenden, methodisch ungemein interessanten Werk R. Fischer weiterzuführen, wie er sich schon früher durch seine wichtigen Studien zur Technik des englischen Dramas als hervorragendster Schüler Heinzels in jener Hinsicht erwiesen hat.

Der Aufbau des Epos in seinen materiellen Formen, 'also in seh- und meſsbaren Erscheinungen, die jederzeit von jedermann nachgeprüft werden können' (S. VII), soll objektiv untersucht werden. Auf diese Weise ergäbe sich dann eine 'genetisch-funktionelle Ästhetik' (S. X), die 'in der Lage wäre, die verschiedensten Epen individuell nach Art und Wert zu bestimmen im Hinblick auf den Kern des Wesens und der Wirkung jedes Kunstwerks'. Ich mache schon hier auf die Abweichung vom naturhistorischen Verfahren aufmerksam, die in dem Ausdruck 'Wert' liegt. Der Versuch, Wesen und Wirkung des Kunstwerkes zu bestimmen, führt ohne weiteres von der quantitativen Methode zu der subjektiven Schätzung. Objektive Elemente, durch deren Zählung der Wert eines Kunstwerkes rein empirisch festgestellt werden könnte, besitzen wir wenigstens einstweilen noch nicht; und so weit sie überhaupt denkbar sind, müſsten sie auſserhalb des zu analysierenden Werkes gesucht werden. Der Wert einer Dichtung könnte etwa in Fechnerscher Weise bemessen werden, indem man Stichproben auf seine thatsächliche Wirkung in einem bestimmten Publikum anstellte; oder einfach indem man, was man nun allerdings auch sonst schon gethan hat, sachverständige Urteile sammelt. Sucht man aber aus den Bestandteilen der Dichtung selbst, ihren Verhältnissen und ihrer Anordnung den Wert zu ermitteln, so setzt dies Verfahren bereits eine auf subjektivem Wege gewonnene Vorstellung vom 'Kern des

Wesens' voraus. Mit anderen Worten: das objektiv gewonnene Material wird doch wieder subjektiv ausgedeutet.

Ich glaube, dafs mit diesem Satz das ganze Buch Fischers in seinen Leistungen wie in deren Begrenztheit charakterisiert ist.

Fischer nimmt vier Wasserproben aus dem Ocean des mittelalterlichen Epos. (Statt 'Iwein' wäre vielleicht besser sein französisches Vorbild gewählt worden, das die Gattung noch reiner vertreten und gleichzeitig die vierte Kulturnation in die Vergleichung gebracht hätte). In ungemein eingehender Weise sucht er nun die Komposition ('formale: Verwickelung, Entwickelung, Lösung;' 'elementare: psychologisch, fabulistisch'), das epische und das dramatische Element, die Figurentechnik auf feste zahlenmäfsige Formeln zu bringen. Zur Erleichterung der anstrengenden Mitarbeit des Lesers wären vielleicht ein paar Proben, z. B. von dramatischen und epischen Bildern erwünscht gewesen. — Man folgt der Analyse mit der ganzen Bewunderung, die ein reinlich und elegant ausgeführtes physikalisches Experiment erweckt. Kommt es aber dann zum Ziehen der Resultate, so ist man leicht enttäuscht. Bald sind sie (wie S. 49) dürftig, bald (wie S. 155) durch kühnes Auslegen gewonnen. Die epische Stöchiometrie ergiebt an sich gerade so wie statistische Angaben über Vers und Reim nur ein allerdings dankenswertes Material für die subjektive Deutung. Dafs eine objektive, gewissermafsen automatisch funktionierende Handhabe für die Autorschaftskritik gewonnen sei, mufs ich trotz der Probe am Nibelungenlied (S. 83 f.) bestreiten, mehr noch trotz der an sich äufserst lehrreichen Vergleichung von Boccaccio und Chaucer (S. 217 f.), dafs die Wertmessung durch diese Wage allein geleistet werden könnte.

Ein paar Beispiele aus dem ersten Kapitel! Bei der Vergleichung der epischen Bilder tritt (S. 20) das Gegenteil von dem ein, was Fischer selbst erwarten mufste. 'Notwendigermafsen, wenn man schärfer zusieht ... Das Moment der Stofffülle brutalisiert hier die stilfeinere Ausführung.' Was bedeutet eine solche Interpretation anders, als einen Versuch, das Zahlenbild doch wieder durch eine rein subjektiv-inhaltliche Erklärung zu ersetzen? Oder: der Held ist der Heldin 'an dramatischer Masse und an Zahl der Auftritte weitaus überlegen' (S. 43). Das bedeutet nach Fischer: er, der werbende, aktive Mann, sie, die umworbene, passive Frau. Gut. Wäre aber bei der Heldin die gröfsere Quantität der dramatischen Auftritte, so würde das sich vermutlich ebenso leicht 'von selbst begreifen', da die Frau lebhafter, der Mann gehaltener zu sein pflegt. Bleibt bei solchem Spielraum der psychologischen Deutung von der angestrebten Objektivität nun wirklich gar so viel übrig? Oder gar die Begründung der Zahlenverhältnisse im 'Duolog' (S. 67; Fischer ist in seinen Terminis nicht glücklich: 'höfisiert' S. 132, 'medial' in sonderbarer Verwendung S. 141, 'dralle Derbheit' S. 155, 'Reheroisierung' S. 176, 'stilrein aber stilschwach' S. 198 u. s. w.)! Die Verhältnisse sind doch eben, wie Fischer einmal (S. 173) sehr hübsch sagt, so 'reizend kompliziert', dafs der Ausleger (z. B. S. 139) fortwährend ein 'nur scheinbar überraschendes' Resultat (S. 91) umzudeuten gezwungen ist.

Ich glaube also, dafs der Verfasser hinsichtlich der Leistungskraft seiner objektiven Methode sich in einer leicht begreiflichen Selbsttäuschung befindet. Jede ernste Forschung ist eine Kriegsführung; die besten Kanonen und die wundervollste Dressur der Soldaten thut es nicht, wenn das strategische Genie fehlt. Fischers liebenswürdiger Irrtum ist eben der, dafs er seinen Maschinen ganz zuschreiben möchte, was seine geistreiche, zuweilen (wie beim Nibelungenlied) freilich auch gesuchte Handhabung eigentlich vollbringt.

Das ändert nichts an der Bedeutung der Maschinen selbst. Wir können nicht genug Werkzeuge haben, um unsere Wege ins feindliche Land des Unbekannten zu erweitern und zu befestigen. Neben der Vergleichung der Motive, neben der Metrik, der eigentlichen Stiluntersuchung, neben der Analyse des Vorstellungsinhaltes (wie sie jetzt Schönbach mit so grossem Erfolge pflegt) werden wir diese quantitativen Analysen mit grofsem Dank als Hilfsmittel zu benutzen haben. Feststellungen wie die über den Bau des Duologs (S. 32), über die von Fischer schon in jener früheren Schrift feinsinnig untersuchte Figurentechnik (S. 38 f.), Gesamtvergleichungen wie die von Kunst- und Volksepos (S. 188 f.), und selbst der geistreiche Versuch, Chaucers und Boccaccios Behandlungsart ganz auf Verschiedenheiten der 'Stimmung' (S. 217 f.) zurückzuführen — all das hat für die Methodologie der litterar-historischen Forschung dauernde Bedeutung. Dauernde Bedeutung hat aber auch das ganze mit eindringendstem Fleifs, mit liebevollster Sachlichkeit geschriebene Werk. Denn es beweist von neuem, dafs auch die 'Kunstformen' der Forschung doch eben schliefslich nur Formen sind, die Leben erst durch den in sie gelegten Geist erhalten!

Berlin. Richard M. Meyer.

Adam Schneider, Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Strafsburg i. E., Schlesier und Schweikhardt, 1898. XIX, 347 S. 8.

Bald nachdem wir durch Farinelli eine treffliche Übersicht über die Beziehungen zwischen der spanischen und der deutschen Litteratur[1] bis auf die romantische Schule und Grillparzers Dramen erhalten haben, unternimmt ein junger Gelehrter, Adam Schneider, eine solide Grundlage für weitere Studien auf diesem Gebiete zu schaffen, indem er 'die im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland erschienenen Übersetzungen aus dem Spanischen und die demselben Zeitraum angehörigen Bearbeitungen spanischer Litteraturwerke bibliographisch zusammenstellt'. Doch beschränkt

[1] Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. 5, 135, 276; 8, 318. — Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega (Berlin 1894). — Über die Litteratur der in Österreich und auf der Balkanhalbinsel lebenden spanischen Juden handelt Grünbaum, Jüdisch-spanische Chrestomathie (Frankfurt 1896). Darin S. 143 eine 1866 zu Wien gedruckte spanische Übersetzung von Lichtwers Fabel: 'Die Katzen und der Hausherr'.

er sich keineswegs auf ein bloſses Verzeichnis der vorhandenen Ausgaben der hergehörigen spanischen und deutschen Werke, sondern referiert auch über den Inhalt und über den Charakter der Verdeutschung im Verhältnis zum Original, druckt verschiedene Proben der spanischen und der deutschen Texte ab und fügt biographische Nachrichten bei.

Der Stoff ist in sechs Gruppen gegliedert. Den Anfang macht die erbauliche und die wissenschaftliche Litteratur: 1) Theologische Erbauungsschriften von Diego de Estella, Guevara, Ribadeneira, Luis de Granada, Molinos u. a.; 2) Lebensbeschreibungen Heiliger von Ribadeneira u. a.; 3) Didaktische, geographische, historische, pädagogische, philosophische und strategische Schriften von Guevara, Antonio de Torquemada, Pedro Mejía, Baltazar Gracian u. a. Als Übersetzer treten namentlich der Katholik Aegidius Albertinus und der Protestant Harsdörfer hervor. Älter aber als diese erst mit dem Jahre 1586 beginnenden Arbeiten ist der Einfluſs der schönen Litteratur Spaniens, des Romans wie des Schauspiels, der in den Abteilungen 4 bis 6 vorgeführt wird. Schon 1520 erschien zu Augsburg die berühmte Celestina, die Schneider in herkömmlicher Weise unter die Dramen rechnet, während sie doch ein dialogisierter Roman genannt werden sollte, und 1569 zu Frankfurt a. M. das erste Buch des Amadis in deutscher Gestalt. Allerdings benutzten die ungenannten Verdeutscher nicht die spanischen Originale des Fernando de Rojas und Garcia Ordoñez de Montalvo, sondern eine italienische und eine französische Übersetzung. Aber auch sonst beobachten wir dies Verfahren bei der Einbürgerung spanischer Werke in Deutschland, da fast nur Albertinus, H. L. v. Kufstein und Harsdörfer direkt aus spanischen Vorlagen schöpfen; und mit Recht schenkt deshalb Schneider den lateinischen, französischen, italienischen und niederländischen Zwischenübersetzungen besondere Aufmerksamkeit. Unter den zahlreichen im Laufe des 17. Jahrhunderts in Deutschland übertragenen spanischen Romanschriftstellern und Novellisten ragen hervor Mateo Aleman, Cervantes, Ubeda, Montemayor, Juan de Flores, Antonio de Eslava, Quevedo, Vicente Espinel und Maria de Zayas, unter den Schauspieldichtern Calderon, Lope de Vega, Montalvan.

Schneiders Erstlingsarbeit verdient im allgemeinen das Lob der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit. Da jedoch die groſse Mehrzahl seiner Nachweise nicht aus Autopsie, sondern aus bibliographischen Hilfsmitteln herstammt, so haben sich manche Fehler eingeschlichen. Falsche Jahreszahlen tragen z. B. die S. 150 erwähnte Verdeutschung Zoleckhofers von Petri Messiae 'Viualtiger beschreibung Christenlicher vnnd Heidnischer keyseren, künigen, weltweiser Männeren' (Basel, Petri 1564 fol. Exemplar in Berlin), die auf S. 151 vorkommende Übersetzung J. B. Grassens von Petrus Messias 'Schönen Historien, Exempel, Vnderweisungen ... aus tuscanischer und etlichs aus castilianischer sprach' (Straſsburg, Th. Berger, 1570. 4. In Berlin) oder der S. 282 citierte Pornoboscodidascalus Caspar Barths (Francofurti 1624. In Berlin). Warum ist ferner nicht überall, wo der Verfasser die Werke selber

zur Hand hatte, Seiten- oder Bogenzahl dem Titel beigefügt worden? Goedekes Grundrifs hätte hierin, wie auch in der übersichtlicheren Anordnung des Druckes und den Columnentiteln als Vorbild dienen können; die Proben wünschte ich lieber in einem besonderen Anhange vereinigt. Schwerer fällt ins Gewicht die Ungleichmäfsigkeit in der Behandlung einzelner Autoren. Ein so interessantes Buch wie die deutsche Celestina von 1520, über deren Holzschnitte Muthers Bücherillustration zu vergleichen ist, durfte nicht blofs nebenbei erwähnt werden;[1] die Übersetzungen des Don Quixote sind auf S. 222 bis 231 unvollständiger als bei Goedeke 3, 245 verzeichnet; die Berliner Bibliothek besitzt die Ausgaben von 1648, 1669, 1682/83, 1696, 1734, die Dresdener eine sechsbändige Bearbeitung unter dem Titel: 'Angenehmes Passetems, durch welches zwey Freunde einander mit lustigen und nützlichen Discursen vergnügen' (Frankfurt und Leipzig, 1734/43); auch ist H. Fischers Nachweis der Benutzung des Don Quixote in einem Heidelberger Kartell zum Kübelrennen von 1613 (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. 5, 331) übersehen.

Zu Nachträgen bietet ein solches Sammelwerk begreiflicherweise reiche Gelegenheit, da jede Durchmusterung einer gröfseren Bibliothek solche liefern würde. Ich beschränke mich auf einige wenige Bemerkungen. Zu S. 245: Eine undatierte Handschrift von Kufsteins 'Gefängniss der Lieb' befindet sich auf der Breslauer Universitätsbibliothek IV, Fol. 88c (109 Folioblätter). — Zu S. 249: Schon 1621 wurde in Antwerpen ein niederländisches Buch: 'Aurelius en Isabella' verboten (Schotel, Vaderlandsche Volksboeken 2, 110. 1874). — Zu S. 269: Harsdörfer hat in seinem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte 1, 219 (Boxberger, Archiv f. Litteraturgesch. 12, 219) die zweite Novelle aus Montalvans Succesos y prodigios de amor (deutsch in E. v. Bülows Novellenbuch 3, 194), die wohl auch der Gryphiusschen Tragödie 'Cardenio und Celinde' zu Grunde liegt, verdeutscht. — S. 271: Über Tim. Ritzsch vgl. Bolte, Tijdschrift voor nederl. taalkunde 16, 246, über Cats Worp, Noord en Zuid 20. — S. 287 wird Heinsius' lateinische Tragödie 'Herodes infanticida' (1632) auf Calderons 'El Mayor monstruo los celos' (1635) zurückgeführt, was natürlich schon aus chronologischen Gründen unmöglich ist. Über das Stück Calderons war Landau, Zs. f. vgl. Littgesch. 8, 279 zu vergleichen; Lasius' Weihnachtspiel (1586), das gar keinen stofflichen Zusammenhang mit Calderon hat, habe ich 1884 in den Märkischen Forschungen 18 abdrucken lassen. — Zu S. 295: Filidors Mischspiel 'Die erfreuete Unschuld' (1666) geht zurück auf Bandello, Novelle 2, 44 (Bolte, Alemannia 22, 16). — Zu S. 326: Die französische Übersetzung von Montalvans Novellensammlung 'Para todos' rührt von Vanel (1686) her. Auf ihr beruht eine deutsche Übertragung von Meletaon, d. i. J. L. Rost: 'Curieuse Liebes-Begebenheiten, aus dem Frantzhösischen übersetzet', Cölln 1714

[1] Die S. 277 citierte Antwerpener Ausgabe von 1616 ist doch wohl kein deutsches Buch, sondern die niederländische Übersetzung, die auch 1574 zu Antwerpen erschien (Exemplar in Berlin).

(2 Bogen u. 254 S. 8. In Berlin); doch sind darin nur vier Novellen enthalten: S. 1 Der bezauberte Pallast; S. 53 Die Gewalt des Geblüts; S. 71 Der Grofsmüthige Räuber; S. 139 Die unbedachtsame Vertraulichkeit. — Auf die S. 302 nach Heine, Dessoff und Schwering gegebene Übersicht der aus dem Spanischen stammenden Schauspiele der Wanderkomödianten will ich hier nicht eingehen, da ich seit langer Zeit eine Arbeit über diesen Gegenstand vorbereite. Einiges habe ich gelegentlich in meinem Danziger Theater 1895 S. 117 f. 225 verzeichnet; zu der im Anzeiger für dtsch. Altert. 13, 111 angeführten Frankfurter Hauptaktion (1742) möchte ich nachtragen, dafs sie aus Rodrigo de Herreras Drama 'Del cielo viene el buen rey' (Varnhagen, Ein indisches Märchen, 1882, S. 38. Schack 2, 639. 3, 554) geflossen ist. Auf die Wiener Aufführungen spanischer Dramen in den Jahren 1635 und 1668 bis 1673 (A. v. Weilen, Die Theater Wiens 1, 102. 1899) und auf die in Wien und Gotha aufbewahrten Handschriften von Schauspielen eines Lope de Vega, Juan Velez de Guevara, Alonso de Castillo Solórzano weise ich ebenfalls nur vorläufig hin.

Berlin. J. Bolte.

Publications of the Glasgow Goethe Society. No. II. Goethe's Satyros and Prometheus translated by John Gray and edited by Alexander Tille. Glasgow, 1898. 1 sh.

Die Glasgower Goethe-Gesellschaft bietet hier dem englischen Publikum den Satyros und Prometheus. John Gray's Übersetzung ist — soweit ein Ausländer das beurteilen kann — als Ganzes betrachtet vortrefflich. Vieles ist ganz ohne Rest in der stamm- und geistverwandten Sprache zum Ausdruck gelangt, und auch wo der Übersetzer, durch die Bedürfnisse des Reimes und Metrums gezwungen, zu leisen Abweichungen greifen mufs, geschieht es mit Geschmack und im Geiste der Vorlage. Leider beherrscht er die deutsche Sprache oder wenigstens die Sprache des jungen Goethe nicht vollkommen, und während er der poetischen Eigenart der beiden Dichtungen im ganzen fein sich anschmiegt, begegnet es ihm wiederholt, dafs er im einzelnen den Wortsinn verfehlt.

Bearing the burdens which they
In merry, mirthful earnest laid upon my shoulders.
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten.

Dem Übersetzer ist offenbar der Begriff 'Feier' im Sinne eines fröhlichen Festes bekannt, und von da aus gelangt er zu seiner seltsamen Übertragung des Wortes 'feierlich'.

Hadst thou not lent ear to his complaining
He had returned contented as he came.

Bei Goethe heifst es:

Hättst du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär auch ungeklagt zurückgekehrt.

Er wäre auch, ohne seinen Klagen Luft zu machen, zurückgekehrt. Aber zufrieden — ohne Veranlassung zu Klagen — ist Merkur nicht gekommen.

> *Jupiters command forbids thee*
> *Life to portion to any of these thy creatures.*

Bei Goethe steht gerade das Gegenteil — Jupiter hat sich selbst dazu bereit erklärt.

> Jupiter hat dir entboten
> Ihnen allen das Leben zu verleihen.

Und so noch in einigen Fällen. Aber wo er den Sinn nur verstanden hat — und das ist doch meistens der Fall — bewährt Gray die Haupttugend des Übersetzers: Sprachgefühl und poetisches Empfinden. Auch für einen Deutschen ist es ein hoher Genufs, solche Dichtungen, an denen man sich müde erfreut hat, im fremden Gewande frisch auf sich wirken zu lassen. Der Übersetzung hat Alexander Tille eine Einleitung vorausgeschickt, in der er auf eigene gründliche Kenntnisnahme gestützt eine Übersicht des gesamten zum Verständnisse der beiden Dichtungen litterarisch vorhandenen Materials giebt. Vielleicht hat er etwas zu viel Respekt vor allem, was je über diese Dinge geschrieben worden ist. Die Gründe der Autoren haben es ihm so angethan, dafs er nun im Satyros so etwas wie eine Mischung von Basedow und Herder sieht. Die beiden schliefsen aber einander aus, und es heifst hier: sich entscheiden.

In einem Anhange wird eine Übersicht über die Thätigkeit der Glasgower Goethe-Gesellschaft von 1892 bis zum Frühling 1898 gegeben. Die Rührigkeit der Gesellschaft imponiert und erfreut um so mehr, als ihre Mitgliederzahl nur eine bescheidene ist. Max Morris.

Joseph Schatz, Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897. XIV, 179 S. M. 4,50.

Von allen Mundarten der deutschen Stammlande kennen wir keine so wenig wie die bairischen. Am besten sind wir noch über Tirol und Niederösterreich unterrichtet. Für das reichsdeutsche Baiern sind wir in der Hauptsache immer noch auf Schmeller angewiesen. Das vorliegende Buch behandelt eine Tiroler Mundart und zwar eine westtirolische — Imst liegt im Oberinnthal, 56 Kilometer westlich von Innsbruck — eine zwar zweifellos bairische, aber bereits in manchen Punkten zum benachbarten Schwäbisch-Alamannischen hinneigende Mundart. Wiewohl also die Mundart nicht unbedingt als ein unverfälschter Repräsentant bairischer Sprechweise gelten kann, so hebt sie sich dennoch so stark von den schwäbisch-alamannischen Mundarten ab, dafs wir aus ihr zur Genüge die sprachliche Eigenart des bairischen Stammes lernen können. Ich sage lernen — denn was wir bisher wufsten, war so dürftig, dafs erst durch diese fleifsige Arbeit zum erstenmal festgestellt ist, dafs es auch in der Sprache eine

scharf ausgeprägte bairische Stammeseinheit giebt. Die vorliegende Arbeit ist die beste zusammenfassende Darstellung einer bairischen Mundart.

Mit diesem Urteil ist der Wert des Buches gekennzeichnet. Im einzelnen läfst sich über die Darstellung und den Inhalt nicht viel berichten, es sei denn, dafs ich eine ganz ausführliche, nur für einen ganz engen Kreis geniefsbare Besprechung liefern wollte. Der Verfasser behandelt die Lautlehre auf 116, die Flexionslehre auf 63 Seiten. Die Lautlehre zerfällt in die beiden Abschnitte 1) Zur Phonetik der Einzellaute, der Lautverbindungen, der Silbe, zur Kenntnis des exspiratorischen Wort- und Satzaccentes, zur Kenntnis des tonischen Wort- und Satzaccentes; 2) Die historische Entwickelung der Laute, und zwar Vokalismus der stark- und nebentonigen Silben, Konsonantismus und Änderungen in der Quantität. Die Flexionslehre behandelt 1) das Substantiv (Kasus, männliche, weibliche und sächliche Substantive), 2) das Adjektiv, 3) das Pronomen, 4) das Zahlwort, 5) das Verbum.

Die Vertretung der mhd. Laute in der Imster Mundart ist die folgende:

Mhd. *a* > offenes *o*, gedehnt offenes *ō*, nasaliert geschlossenes *o* und *ou*.
Mhd. *ā* > offenes *ō*, gekürzt offenes *o*, nasaliert *ou*.
Mhd. *e* > *ö*, gedehnt *öi*, nasaliert *e* und *ei*.
Mhd. *ä* > *a*, gedehnt *ā*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ǣ* > *ā*, gekürzt *a*, nasaliert ebenso. *sǣjen* säen > *sāijə*.
Mhd. *ë* > *ö* neben *e*, gedehnt *öi* neben *ē*, nasaliert *ei*, vor Liquida *a* und gedehnt *äa*.
Mhd. *ē* > *äa*, nasaliert *iə*.
Mhd. *i* > *i*, gedehnt *ī*, nasaliert *i* und *ī*, vor *r* *i* und gedehnt *iə*.
Mhd. *ī* > *ai*, nasaliert ebenso.
Mhd. *o* > *o*, gedehnt *ou*, nasaliert ebenso, vor *r* offenes *o* und gedehnt mit nachgeschlagenem *a*.
Mhd. *ö* > *ö*, gedehnt *öi*, vor *r* gedehnt *äa*.
Mhd. *ō* > offenem *o* + *a*, nasaliert *uə*.
Mhd. *œ* > *äa*, nasaliert *iə*.
Mhd. *u* > *u*, gedehnt *ū*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ü* > *i*, gedehnt *ī*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ū* > *au*, nasaliert ebenso.
Mhd. Umlauts-*iu* > *ai*, nasaliert ebenso.
Mhd. *ei* > offenem *o* + *a*, nasaliert *uə*. Umgelautet *äa*.
Mhd. *ou* bezw. *öu* > *ou* neben *au*, nasaliert *ou*.
Mhd. *ie* > *iə*, nasaliert ebenso.
Mhd. altes *iu* > *ui*, nasaliert ebenso. Umgelautet *ai*.
Mhd. *uo* > *uə*, nasaliert ebenso.
Mhd. *üe* > *iə*, nasaliert ebenso.

Mhd. *pf* > *pf*, *f* > *f*, *ff* > *ff*, *fl-* > *pfl-*.
Mhd. *b-* > *p-*, *-b-* > *-w-*, *-b* > *-b*, *mb* > *mp*, *pp* > *p*, *pp*.
Mhd. *w* > *w*, vor stimmlosen Konsonanten > *p*.

Mhd. *t* > *t*, *t*(*z*) > *ts*.

Mhd. ʒ > *s*.

Mhd. *d* > *d*, *rd* > *rt*.

Mhd. *s* > *s*, *sch* > *ṡ*, *st sp* > *ṡt ṡp*, *sl-*, *sm-*, *sn-*, *sw-* > *ṡl-*, *ṡm-*, *ṡn-*, *ṡw-*, *rs* > *rṡ*.

Mhd. *r* erhalten, *nr* > *ndər*, *rl* > *dl*, *lr* > *ldər*.

Mhd. *l* erhalten, *nl* > *ndl*.

Mhd. *n* erhalten, nur nach langem Vokal und in unbetonter Silbe geschwunden.

Mhd. *k* > *kch*, *ck* > *kch*, *rk lk* > *rch lch*, *nk* > *nkch*.

Mhd. *ch* erhalten.

Mhd. *g* erhalten, doch ahd. *-gi-* > *-i-*, auslautendes *g* in betonter Silbe > *kch*, in unbetonter erhalten, *gg* > *ck*.

Mhd. *h* erhalten, im Auslaut als *ch*, *hs* > *ks*.

Mhd. *ng* und *gn* > Gaumen-*n*.

Mhd. *j* erhalten.

Dies die Hauptzüge. Der Verfasser belegt jede Vertretung durch zahlreiche Beispiele, mit gelegentlichen Ausblicken auf Nachbarmundarten und Stellungnahme zu bestimmten sprachgeschichtlichen Fragen. Er hat auch in bestimmten Fällen die urkundlichen Belege früherer Jahrhunderte herbeigezogen. Von Einzelheiten hebe ich hervor, dafs der Umlaut des *u* in zahlreichen Fällen unterblieben ist, dafs die Mundart den Umlaut des *ei* und *iu* kennt, dafs mhd. *ie* = ahd. *io* nicht nur vor Dentalen, im Auslaut und vor mhd. *h* vorausgesetzt wird, sondern auch vor Labialen und mhd. *ch* und *g*, dafs altes *iu* und Umlauts-*iu* noch heute geschieden sind, dafs die alten fortes noch erhalten sind, dafs anlautendes *k* als *kch* auftritt, *rk* und *lk* als *rch* und *lch*, *lkk* und *rkk* als *lkch* und *rkch*, *nk* als *nkch*, *kk* als *kch*.

Eine zusammenfassende Darstellung zusammengehöriger Lauterscheinungen hat der Verfasser nur für die Vokaldehnung und -kürzung versucht. Um so mehr vermifst man eine Übersicht über die regelmäfsigen Entsprechungen der Mundart. Das Buch ist nicht zum Nachschlagen eingerichtet.

Aus der Flexionslehre wüfste ich nichts Besonderes hervorzuheben.

Eine Charakteristik seiner Mundart in ihrem Verhältnis zum Bairischen überhaupt hat der Verfasser nicht gegeben, sondern nur das Material zu einer solchen. Und doch wird der Leser um so mehr Verlangen tragen, über die Stellung der Mundart Klarheit zu gewinnen, als nicht ohne Grund verschiedene Forscher die Oberinnthal-Mundart zum Schwäbisch-Alamannischen gestellt haben. Insbesondere teilt die Imster Mundart (wie das Oberinnthal und bairische Lechthal) das als bairisch geltende Charakteristikum des auslautenden unbetonten *n* nicht, sondern hat nach der Weise des Schwäbisch-Alamannischen unbetontes *n* abfallen lassen. Die Grenze für diese verschiedene Behandlung des mhd. *-en* setzt sich von der Zugspitze nordwärts längs der Lechlinie, der schwäbisch/bairischen Stammesgrenze, fort. Diese Abweichung vom Bairischen ist

so auffällig, dafs sich ein weiteres Nachspüren nach etwaigen schwäbischen Eigentümlichkeiten und andererseits die Ermittelung der als spezifisch bairisch anzusprechenden Eigenheiten der Imster Mundart wohl verlohnt. Da über die Eigenart der bairischen Sprache bisher herzlich wenig bekannt ist, habe ich darauf hin Fischers Sprachatlas durchmustert. Hermann Fischers schwäbischer Sprachatlas (Tübingen 1895) umfafst noch das westbairische Sprachgebiet mit. Die letzten Orte im Südwesten sind Riezlern, Oberstdorf, Hinterstein, Rauth, Gaicht, Weifsenbach, Rieden und Bichlbach, alles nach Schatzs Ermittelungen alamannische oder schwäbische Orte. Jenseits der Grenze, für den bairischen Teil von Tirol hat Fischer keine Angaben. Die südlichsten Orte des bairischen Sprachgebietes sind bei Fischer Ober-Ammergau, Uffing und Ohlstadt, ersterer immerhin noch 25 Kilometer nördlich der tirolischen Grenze gelegen. Unter diesen Umständen erscheint es wissenswert, in wie weit die Imster Mundart diejenigen Eigentümlichkeiten teilt, die auf Grund von Fischers Sprachatlas als Charakteristika der bairischen oder doch der westbairischen Mundart angesehen werden müssen. Es sind dies die folgenden:

A. Für das Bairische und Oberpfälzische sind charakteristisch:

1) die Form *sagt* für schwäb. *sait*, ostfrk. *secht* (Fischer, Karte 15). — Imst: *söit*, *ksöit* (Schatz S. 41), also = schwäbisch.

2) *r* ist im Silbenauslaut abgefallen (Fischer, Karte 17). — Imst: *-r* (Schatz, S. 94), also = schwäbisch.

3) *-en* ist erhalten, während es im Schwäb.-Alam. zu *-ə* geworden ist (Fischer, Karte 17). — Imst: *-ə* (Schatz S. 95 f.), also = schwäbisch.

4) *ēss* ihr, *enk* euch, *enker* euer für schwäb. *dihr ihr mir*, *eu euch*, *euer* (Fischer, Karte 23). — Imst: *öis*, *enkch*, *enkchər* (Schatz S. 155), also = bairisch.

5) *bär* = schwäb. *häckel*, *eber*, ostfrk. *beiss* Eber (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz mangels eines Wortindex nicht.

B. Für das Bairische allein sind charakteristisch:

6) *üns* gegenüber schwäb. nasaliertem *ūs*, *aus*, *ais*, oberpfälz. und fränk. *uns* (Fischer, Karte 5). — Imst: *ins* (Schatz S. 155), also = bairisch.

7) Mhd. *ǣ* > *ā* gegenüber obpf. *ē* oder *ai* (*äi*), schwäb. offenes *ē* neben ostschwäb. *ae* (Fischer, Karte 7). — Imst: *ā* (Schatz S. 45 f.), also = bairisch.

8) Mhd. *ei* > *oa* gegenüber obpf. und fränk. *a*, schwäb. *oi* (Fischer, Karte 15). — Imst: *oa* mit offenem *o* (Schatz, S. 60 f.), also = bairisch.

9) *tragt* gegenüber obpf. und fränk. *trecht*, schwäb. *trait* (Fischer, Karte 15). — Imst: *tröit* (Schatz S. 40), also = schwäbisch.

10) *madl-* (wie auch ostfrk.) gegenüber obpf. *moidl-*, schwäb. *mädl-* (Fischer, Karte 15). — Imst: *mādlə* (Schatz S. 103), also = bairisch.

11) *l* im Silbenauslaut > *j* (excl. Uffing) (Fischer, Karte 17). — Imst: *l* (Schatz S. 97), also = schwäbisch.

12) *ch* in *rauh*, *leihen* (wie zum Teil auch in der Schweiz) (Fischer, Karte 20). — Imst: *rauch*, aber *laihə* und entsprechend die sonstigen Bei-

spiele (Schatz S. 59 und 106), also im Auslaut = bairisch, im Inlaut = schwäbisch.

13) Deminutivsuffix *l* im Sing. und Plur. (excl. Uffing), gegenüber obpf. *la* und schwäb. Sing. *le*[1] (Fischer, Karte 21). — Imst: *-lə* im Sing. und Plur. (Schatz S. 70 f. und 141), also = schwäbisch.

14) *ant(n)* Ente, sonst mit *e* (Fischer, Karte 22). — Imst: *antə* (Schatz S. 44), also = bairisch.

15) *erchtag* Dienstag (Fischer, Karte 24). — Imst: *örchtig* (Schatz S. 71), also = bairisch.

16 *pfinztag* Donnerstag (Fischer, Karte 24). — Imst: *pfintstig* (Schatz S. 72), also = bairisch.

17) *fēl* = Dirne, Magd (= Mädchen, Tochter auch im Allgäu) (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz nicht.

18) *stier* Zuchtstier (Fischer, Karte 25). — Imst: *štiər* Stier (Schatz, S. 64), also = bairisch.

19) *har* Flachs (excl. Uffing und Ober-Ammergau; Ohlstadt?) (Fischer, Karte 25). — Imst? Das Wort finde ich bei Schatz nicht.

20) *gehalten* gegenüber sonstigem *behalten* (Fischer, Karte 25). — Imst: *kholtə* (Schatz, S. 103), also = bairisch.

Von diesen 20, und rechnen wir die zweifelhaften ab, von den 17 Fällen und mit Rücksicht auf den doppelten Fall 12 und ferner 1 und 9 als ein Fall gerechnet, also von im ganzen 17 Fällen stimmt die Imster Mundart zum Bairischen in Fall 4, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15, 16, 18, 20, Summa in 11 Fällen; zum Schwäbischen in Fall 1 = 9, 2, 3, 11, 12, 13, Summa in 6 Fällen. Ich will noch einige weitere Fälle anfügen:

21) Mhd. *ā* und gedehntes *a* sind im Bairischen zusammengefallen (meist in offenes *ō*), ebenso in der Stellung vor Nasalen. Im Schwäbischen werden diese beiden etymologisch verschiedenen Laute noch auseinandergehalten, ebenso nasaliert. Desgleichen sind die im Schwäbischen getrennten mhd. *a* und gekürzten *ā* im Bairischen zusammengefallen. — Imst = bairisch (Schatz S. 38 f.).

22) Ebenso sind im Bairischen mhd. *e* und *ë* in einen *ö*-Laut zusammengefallen. Im Schwäbischen ist mhd. *e* als geschlossenes *e* von mhd. *ë* als offenem *e* getrennt. — Imst = bairisch (Schatz S. 40 ff. und 49 f.).

23) Andererseits sind im Schwäbischen mhd. *æ* mit gedehntem *e* und *ä* in *ē* zusammengefallen und ebenso gekürztes mhd. *æ* mit *e* und *ä* in *e*, in gleicher Weise auch nasaliert. Hingegen sind im Bairischen nur mhd. *æ* und *ä* in *ā*, *a* zusammengefallen, während mhd. *e* als *ö*, bezw. *öi* oder *ȫ* und nasaliert mit *e*-Qualität erscheint. — Imst = bairisch (Schatz S. 45 f., 43 und 40 ff.).

24) Endlich sind zwar mhd. *æ* und gedehntes *ä*, ebenso mhd. *ä* und gekürztes *æ* sowohl im Bairischen wie im Schwäbisch-Alamannischen zusammengefallen. Aber im Bairischen haben die nasalierten Laute die gleiche *a*-Qualität wie die nicht nasalierten; im Schwäbischen aber ent-

[1] Auch im Pl. nach dem Text, während nach der Karte im Pl. *-la*.

spricht offenem *e* ein nasaliertes geschlossenes *e*. — Imst = bairisch (Schatz S. 45 f. und 43).

Durch die letzteren 4 Fälle wird das Verhältnis von 11 : 6 in das von 15 : 6 umgeändert. In Wirklichkeit sind auch diese 21 Fälle noch keineswegs ausreichend, um das Verhältnis der Imster Mundart zum Bairischen und Schwäbischen mit Sicherheit zu bestimmen. Es bedarf dazu eines wesentlich vermehrten Materials. Immerhin aber ist so viel deutlich, dafs die Hinneigung der Oberinnthal-Mundart zum Schwäbischen höchst auffällig bleibt. Bei der scharfen Naturgrenze, welche das nach Baiern zu offene Oberinnthal vom Nordwesten trennt, kann an ein Hinüberdringen schwäbischer Einflüsse nicht wohl gedacht werden, und so kommen wir kaum umhin, anzunehmen, dafs sich Schwaben in gröfserer Zahl an der Besiedelung des Oberinnthales beteiligt haben. Ja, die Möglichkeit ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs hier vielleicht ursprünglich eine alamannisch-schwäbische Mundart gesprochen worden sei, welche dann durch die bairische des unteren Innthales verdrängt worden wäre, so wie in unseren Tagen die alamannische Mundart im oberen Paznaun durch die bairische verdrängt wird (?). Ungeachtet aller schwäbischen Anklänge bleibt die heutige Imster Mundart aber eine bairische, und ungleich schwerer als irgend einer der oben angeführten Einzelfälle wiegt der von dem schwäbisch-alamannischen geschiedene bairische Tonfall (Schatz S. 31 ff.).

Halle a. S. Otto Bremer.

O. Piper, Ut 'ne lütt Stadt. 'Ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller von G. Braumüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagsconto, 1898. 136 S. kl. 8.

Der Bürgerworthalter Fritz Kähle ist die am besten gezeichnete Figur der kleinen Novelle. Er verbindet die echt mecklenburgische Biederkeit mit jenem Eigensinn (*Stênpöttigkeit*), den man besonders in den kleinen Ackerbau treibenden Städten Mecklenburgs findet. Für ihn ist das Neue schlecht, weil es neu ist. Er ist im Stande, das Glück seiner Familie, besonders das seiner Tochter, zu opfern, um seinen Willen durchzusetzen. Sein Sohn Fritz ist auch ein oft wiederkehrender Typus. Als einziger Sohn wohlhabender Eltern braucht er in der Schule nichts zu lernen, da er doch selbstverständlich die Ackerwirtschaft seines Vaters übernimmt.

Die Zusammensetzung des Gesangvereins Arion, die Schilderung des Königschusses und der Solopartie sind dem Leben abgelauscht. Die Liebesgeschichte der Tochter des Bürgerworthalters Aurelie Kähle und des neuerungssüchtigen Ofenfabrikanten und späteren Pillnower Senators Georg Bethke bildet einen sehr passenden Rahmen für die mannigfachen Bilder des Lebens in einer mecklenburgischen Kleinstadt, wie es sich vor etwa dreifsig Jahren abspielte.

Im wesentlichen ist in dem Buche die Sprech- und Schreibweise angewendet worden, die durch Fritz Reuter zur klassischen plattdeutschen Schriftsprache gemacht ist. Allerdings sprechen damit die Leute der

Stadt Pillnow, die *'in't Strelitzsch'* liegt, eine ihnen fremde Abart des Plattdeutschen. Man hat dort nicht die breite Reutersche Sprache. So wird anstatt *ei*, *au* und *äu* ein langes *e*, bezw. *o* und *ö* gesprochen. Weitere wesentliche Abweichungen sind die, dafs die nach Reuter gebildeten Imperfekta *'gaww, satt, sach, att, namm* u. s. w.' im Strelitzschen, jetzt auch in den meisten Teilen von Schwerin ein langes *e* haben (*gehw, seht, sehch, eht, nehm* u. s. w.). Bei den Endsilben *er* (auch der Vorsilbe *ver*) und *en* wird regelmäfsig das *r*, bezw. das *e* verschluckt. Das nicht zu Anfang stehende *d* wird zu einem *r* und statt des *r* und des am Wortende stehenden unbetonten *e* wird meistens ein ganz kurzes *a* gesprochen. Endlich wird das *s* mit folgendem Konsonanten (wie im Hochdeutschen) zu einem leichten *sch*. Dafs der Verfasser die letztere Eigentümlichkeit des Strelitzschen Dialekts aufgegeben hat, kann man mit Recht eine Verbesserung nennen, da diese Vergröberung des *s*-Lautes dem niederdeutschen Dialekt durchaus widerspricht. Wenn der Pillnower sagt: '*Hei geit wedder tau Bedd*' oder '*Dor satt ein Snider*', so spricht er nicht seinen Dialekt. Dort würde es heifsen: '*He geht werra to Berr*' oder '*Doa seht een Schniera*'. So wird aus '*hadd*' '*hahr*', aus '*pedden*' wird '*perren*'.

Doberan i. M. O. Glöde.

Bēowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Sechste Auflage, besorgt von Adolf Socin. (Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. III. Band. Angelsächsische Denkmäler. I. Teil.) Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1898. VIII u. 298 S. 8.

In den zehn Jahren, welche seit dem Erscheinen der fünften Auflage von Heynes Bēowulf vergangen sind, hat die Kritik des Gedichtes so viele neue Früchte gezeitigt, dafs in der vorliegenden ziemlich bedeutende Veränderungen notwendig geworden sind, welche allerdings nach dem Grundsatze der Ausgabe — möglichst enger Anschlufs an die Überlieferung — zum weitaus gröfsten Teile die Anmerkungen betroffen haben. Dafs deren Umfang doch nicht gröfser wurde als bisher, ist durch die Streichung alles dessen erreicht worden, was sich auf die seit den beiden ersten Abschriften abgebröckelten oder unleserlich gewordenen Buchstaben der Handschrift bezog. Im einzelnen auf die vielen Verbesserungen und Verschiedenheiten gegenüber der vorigen Auflage, wodurch die ja genugsam bekannte Brauchbarkeit des Buches wiederum wesentlich erhöht worden ist, einzugehen, ist hier natürlich nicht möglich; es sei mir nur verstattet, einige anspruchslose Einzelheiten anzumerken.

Beim Abdruck des Textes ist die äufserliche Neuerung sehr erfreulich, dafs gröfsere Typen gewählt und die in der fünften Auflage nicht gerade seltenen störenden Druckfehler beseitigt worden sind. In V. 1201 wäre es empfehlenswert, hinter *sinc-fæt* statt des Komma ein Semikolon zu setzen (wie Heyne in seiner Übersetzung, 1898, V. 1211; vgl. auch Jiriczek, Deutsche Heldens. I, 74). In V. 1557 ist vielleicht (ebenfalls mit

Heynes Übersetzung V. 1561/2) *ŷdelîce* besser zu *âstôd* als zu *gescêd* zu ziehen und demgemäfs zu interpungieren; die Wortstellung steht dem nicht im Wege, wie wohl V. 1938 zeigt. Ebenso scheint mir auch in V. 2873 Heynes alte Interpunktion (Übersetzung V. 2894) vorzuziehen.

In den Anmerkungen konnte zu V. 927 wohl noch auf Anglia 12, 396 verwiesen werden. Bei 937 ist die unrichtige Angabe stehen geblieben, dafs Bugge, Beitr. 12, 90 'Beispiele' für die Auslassung von *hæfde* anführt; er bringt nur eins, und zwar ein nordisches bei. In Anmerkung 2394 (die Geschichte von Êanmund und Êadgils) war noch Saxo IV, 117, 26—28 (ed. Holder = 175 Müller), sowie A. Olriks Ausführungen über diesen letzten schwachen Rest der Sage bei Saxo zu erwähnen (Kilderne til Sakses Oldhist. II, 190/1). Zu V. 2687 (in Bêowulfs starker Hand zerbricht jedes Schwert) bietet eine hübsche Parallele die Geschichte Ubbos bei Saxo IV, 115, 5 ff. (Holder = 172 Müller). Zu 2698, dem Drachenkampfe Bêowulfs, ist nicht blofs mit Bugge Saxo 272 (= Holder 181), sondern auch II, 39 (Holder = 62 Müller), sowie die Prosaeinleitung zum Fáfnismál zu vergleichen. Mit Bêow. 2704 ff. läfst sich übrigens aufser dem 'mucrone' (welches sich aber in dem Drachenkampfe im zweiten, nicht, wie man nach den Anmerkungen meinen könnte, im sechsten Buche findet, noch eine wörtliche Übereinstimmung aus Saxo feststellen; in dem prophetischen Liede II, 38 (Holder = p. 62 Müller) heifst es V. 29:

Hunc mucrone petens medium rimaberis anguem.

Bêow. V. 2704: wäll-seaxe gebräd, ...

2706: forwrât Wedra helm wyrm on middan.

Bei Finnsburg 29. 30 liegt es wohl näher, statt auf die aus Saxo angezogenen Verse auf Bêow. 771 ff. zu verweisen.

Im Glossar ist in der Anordnung engerer Anschlufs an die Textgestaltung hergestellt worden; man findet z. B. kein *ambiht* mehr, sondern nur *ombeht*, kein *beornan* mehr, sondern *byrnan*. Heinzels Wunsch, die ἅπαξ εἰρημένα zu bezeichnen (Anz. f. deutsch. Altert. 15, 194), ist leider nicht erfüllt worden; wir können ihn nur wiederholen. — Das nicht vorhandene und überdies häfsliche Adj. angriffig = *ætgræpe* hätte gestrichen werden sollen; derartige Mifsbildungen spuken sonst weiter, wie z. B. Steinecks schlechte Übersetzung des Beowulf lehrt (V. 1270). Auch Versprechung = *bêot* dürfte im Singular nicht zu empfehlen sein. Bei *earm* konnte der Dativ in 2363 zugefügt werden. Statt *fêolan* wäre nach Sievers § 387, 2 (u. 242) *feolan* zu schreiben. *Fêond* ist in V. 699 doch sicher als Acc. sg., auf Grendel bezüglich, nicht als pl. zu fassen. Bei *for* fehlt der Beleg für den immerhin nicht ganz einfachen V. 462. Unter *hand-sporu* ist der Druckfehler Anglia 7 statt 6, 176 stehen geblieben. *Hin-fûs* in 756 mufs nicht notwendig 'totbereit' heifsen; der Vers kann auch bedeuten: Er trachtete danach wegzukommen (aus Heorot). Bei *forlǽtan* (V. 793) ist die Ergänzung von *wesan* gar nicht nötig; der Vers lautet: Er wollte den Mordgast nicht lebend fortlassen. In *mearh* behält *ea* nach Sievers § 242 seine Kürze auch bei Wegfall des *h*.

Breslau. H. Jantzen.

The life of St. Cecilia from ms. Ashmole 43 and ms. Cotton Tiberius E VII with introduction, variants, and glossary by Bertha Ellen Lovewell, ph. d. (Yale studies in English, Albert S. Cook, editor). Boston, Lamson, Wolffe & Co., 1898. 139 S.

Der Hauptgewinn, den uns dies mit amerikanischer Geradheit und Schärfe gedruckte Büchlein bringt, besteht in der Veröffentlichung der südenglischen (Gloucester?) Cäcilienlegende nach den bisher ungedruckten Hss. Cleopatra D IX und Bodley 779, mit Collation von Hs. Trin. Coll. Cambr. R 3. 25. Die beiden ersteren Hss. sind in extenso mitgeteilt, die Varianten der letzteren und von Laud 108 (ed. Horstmann) stehen unter dem Strich, die älteste, aber nicht immer beste Hs. Ashmole 43 (ed. Chaucer Soc.) samt der lateinischen Quelle füllt die gegenüberliegende Seite; eine kritische Ausgabe wird also nicht gegeben, aber vorbereitet; andere Hss. (Stowe 946, Lambeth 223) stehen noch aus. Die Einleitung orientiert über den Inhalt und die englische Verbreitung der Legende, die Lautlehre und Metrik, leider ohne uns über das gegenseitige Verhältnis der Hss. zu unterrichten. Sicherlich gehören D IX und Laud zusammen, wegen der gemeinsamen Fehler 24 (*Of*), 37 (*over*, f. Lat.), 41 (*þou woldest*) u. a. Andererseits irren Ashmole, Cambr. und Bodley übereinstimmend, z. B. 17 (*prive* wiederholt aus 16), 20 (*of heven* = lat. *dei* f.), 27 (*Valerian* = lat. f.). Innerhalb dieser zweiten, älteren und im ganzen besseren Gruppe scheinen Ashm. und Bodl. näher zusammen zu gehören; vgl. besonders 25 (*lif* statt *love*, lat. *amor*); doch habe ich die Untersuchung nicht durchgeführt, weil ich auf das Variantenschreiben der Herausgeberin kein Vertrauen habe. Bei den Varianten von Hs. Laud, die von Horstmann als Ganzes gedruckt ist, kann man ihr Vorgehen kontrollieren; hier ein Bündel Versehen: 11 (Umstellung nicht erwähnt), 13 (desgl.), 14 (verdreht), 15 (Fehlen von *þat* n. e.), 16 (*me* statt *þat* n. e.), 17 (Verszahl f., *mowe* versetzt, *þerof* n. e., *and*-Zeichen übersehen), und so geht es weiter. Unwillkürlich fürchtet man, die Varianten von Cambr., wo es an solcher Kontrolle fehlt, könnten ebenso schlecht verzeichnet sein. Im übrigen wäre eine textkritische Untersuchung dieser früh-me. Legenden wegen der Autoren- und Redaktionsfragen, die hier zu beantworten sind, von doppelter Wichtigkeit, verläſsliche Abdrucke der Hss. daher sehr dankenswert.

Die Lautlehre behandelt nur die Schreibung des Ashmole Ms.; selbst so bezeichnende Reime wie *fure* : *creature* 224, *smulle* (= *smell*) : *fulle* (Fülle) 68, *ȝive* : *lyve* 188 bleiben unausgebeutet. Auch ist die grammatische Untersuchung der Schreibung nicht fehlerlos; z. B. wird *walmes* S. 46 auf ws. *æ* zurückgeführt statt auf *wielm*, angl. *wælm*; *wardeyn* S. 47 unter die altheimischen statt unter die franz. Wörter gestellt; *quell* unter westgerm. *ĕ*; *hem, þem, reuþe, verisore* (L *versschere* = frischer) und *welluwe* (zu ae. *wealwian*) S. 49 unter altn. Wörter; *oþer* und *þo* = da, S. 51, unter ws. *â*, germ. *ai*; *vonge* unter ws. *ô*, germ. *â* u. dgl.; *ichulle* S. 52 unter ws. *ea*, '*palatalization of W. G. a*', indem die Verbindung offenbar als *ic sceal* statt

ic wille gedacht ist; *eiþer, teiȝte* und *pleide* zusammen S. 53 unter ws. *ei* + *g, h*; *louerd* neben *soul* unter Diphthonge, u. dgl. m. Die metrische Untersuchung ist leider nicht wertvoller, namentlich weil sie sich mit ängstlicher Kritiklosigkeit an Hs. Ashmole hält. So sollen wir S. 63 das Fehlen von nicht weniger als *an arsis and a thesis* annehmen in der zweiten Hälfte von V. 124, blofs weil ihn Ashm. mit falschgestelltem Cäsurzeichen überliefert: *Fol he were þat it wolde lese* || *vor eny strif,* obwohl die Cotton Hs. D richtig den Cäsurpunkt vor *lese* setzt. Wir sollen zwei zweisilbige Senkungen lesen in V. 12 b *þat I né be confoúnded noȝt,* obwohl Bodley ganz richtig hat: *þat I comfounde be nouȝt.* Das Glossar ist eine fleifsig angelegte Wortliste mit ne. Übersetzung. *ifulle* 67 ist S. 111 als Partizip eines schw. Verbs = *baptise* angeführt; sieht man nach, so findet man in A (*he hadde ibe þer*) *i-fulle,* B *his fille,* D, L und C *his fulle* = in Fülle, lang genug. — Als zweite Spende erhalten wir einen Abdruck der Cäcilienversion aus dem nördlichen Legendar in Hs. Tib. II 70, die schon Horstmann 1881 abdruckte; und als Begleitung die davon unabhängige Barbersche Version, die schon zweimal gedruckt war. Lautlehre, Metrik und Glossar dazu stehen auf derselben Stufe.

Berlin. A. Brandl.

Chaucer, The Book of the Tales of Caunterbury. Prolog (A 1—858) mit Varianten zum Gebrauch bei Vorlesungen herausgegeben von Julius Zupitza. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. M. 0,60.

Mit grofser Freude habe ich vorliegenden Neudruck der für Vorlesungen und Seminarübungen in jeder Hinsicht so trefflich geeigneten kritischen Ausgabe des Prologs der *Canterbury Tales* begrüfst. Ich bin aber arg enttäuscht worden, als ich sah, dafs die Verlagsbuchhandlung einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage hat herstellen lassen und also nicht den Versuch gemacht hat, das Handexemplar des leider uns inzwischen entrissenen Verfassers zu erlangen und die von diesem für die zweite Auflage beabsichtigten Änderungen nachzutragen. Zupitza pflegte diese Verbesserungen in seinem häufig, vor zahlreicher Hörerschaft gehaltenen Chaucer-Kolleg mitzuteilen; und so würden wohl auch viele seiner ehemaligen Hörer in der Lage sein, die beabsichtigten Änderungen anzugeben. Der Verstorbene hatte nämlich seine Ansicht über das Verhältnis der Handschriften im Laufe der Jahre geändert. Während er bei der Veröffentlichung des Bändchens noch der älteren Ansicht huldigte, dafs die älteste der erhaltenen Handschriften, Harleian 7334 (M), ganz für sich allein allen anderen gegenüber stände und eventuell sogar vor Ellesmere (E) und Hengwrt (H) eine ausschlaggebende Stimme für die Textrekonstruktion besitze, ist er später zu der Überzeugung gelangt, dafs M mit der Pariser Handschrift (p) näher verwandt sei und zusammen mit der Cambridger Gg. 4. 27 (U) eine Übergangsgruppe bilde zur Masse der Vulgata-Handschriften, als deren Hauptvertreter C (Corpus

Christi Coll., Oxford), L (Lansdowne 851) und P (Petworth) gelten können. Daraus ergab sich, dafs in all den Fällen, in welchen Zupitza die Lesarten von EH verlassen hatte, weil M mit der Vulgata übereinstimmte, doch wieder zu den Lesarten von EH zurückzukehren war. Demgemäfs las er später z. B. V. 60 *armee* (st. *ariue* MU) — 74 *weren goode* (st. *was good* ML) — 84 *of greet* (st. *greet of* M + Vulg.) — 98 *slepte* (st. *sleep* MC) — 120 *was* (gegen *nas* M) — 148 *wepte* (st. *weep*) — 179 *recchelees* (st. *cloysterles* M) — 363 *And they were clothed alle in* (st. *Wer with us eek clothed in* nach M) u. a. m. Auch sonst war Zupitza etwas konservativer geworden und schrieb z. B. V. 83 *euene* EHM (st. *euen*), oder V. 92 *monthe* EH (st. *moneth*) u. a. m.

Eine Neuauflage würde auch eine Anzahl kleinerer Versehen u. dgl. zu ändern finden: so wäre S. 5, Z. 4 v. u. die Zahl 57 in 75 zu ändern, S. 6, Z. 1 v. u. das Fragezeichen hinter 'Druckfehler' zu streichen oder noch besser die ganze Varianten-Angabe zu V. 114 fortzulassen, da in der That auch M hier *as* liest (s. den diplomatischen Abdruck der Chaucer Society). S. 18 ist in den Varianten zu V. 430 das M hinter *Rufus* zu streichen und hinter *Rusus* zu versetzen. S. 4, V. 34 zog Zupitza später das *ther* zu *wey* und änderte dementsprechend die Interpunktion.

Zum Schlufs möchte ich noch der Hoffnung Ausdruck geben, dafs bei einer bald zu erwartenden Neuauflage von Zupitzas Elene nicht versäumt werde, das Handexemplar des Verfassers einzusehen, das, wie ich versichern kann, etwa ein Dutzend kleinere Besserungen bietet.

Würzburg. Max Förster.

Das mittelenglische Gedicht The Boke of Cupide (The cuckow and the Nyghtyngale), Clanvowe zugeschrieben. Kritische Ausgabe von Erich Vollmer. Berlin 1898 (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XVII).

Das Streitgedicht vom Kuckuck und der Nachtigall, das lange für ein Werk Chaucers galt und als solches von Wordsworth eine modernisierende Umarbeitung erfuhr, ist eins der besten und interessantesten Erzeugnisse der Chaucerschule. Das alte Thema vom Streit zwischen Eule und Nachtigall wird hier im höfischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts variiert; die Nachtigall, die Vertreterin weltlicher Minne, hat sich nicht mehr gegen die geistlich gesinnte Eule zu verteidigen, sondern gegen den Kuckuck, den spöttischen Verächter von Cupidos Majestät.

Vollmers Ausgabe bietet zunächst einen kritischen Text nach den fünf erhaltenen Handschriften und zwei Drucken; trotzdem die oft schlechte Überlieferung und die Kürze des Denkmals die Aufgabe des Herausgebers erschwerten, dürfte sein Ergebnis in den meisten Punkten das Richtige treffen. Darauf werden die Quellen des Gedichtes und die Verfasserfrage behandelt. Der Dichter mufs ein Nachahmer Hoccleves gewesen sein; diesem steht er in Sprache und Versbau sehr nahe; aus Hoccleves Brief des Cupido hat er sogar eine Menge von Wendungen herübergenommen. Sonst verrät

er eingehende Bekanntschaft mit den gelesensten Dichtern vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, lehnt sich namentlich an Chaucer und den Rosenroman an. Es klingt daher ganz annehmbar, wenn Vollmer im Anschlufs an Skeat das Gedicht einem vornehmen Adligen Clanvowe (er scheint ein Jugendfreund Heinrichs V. gewesen zu sein) zuschreiben will, den eine — allerdings nicht sehr gute — Handschrift als Verfasser nennt. 'An Hoccleve zu denken, auf den sonst vieles deutet, verbietet ein metrischer Unterschied: bei Hoccleve fehlt der Auftakt sehr viel seltener als bei unserem Autor. Sprachliche Gründe hindern uns auch, anonyme Erzeugnisse der Chaucerschule mit unserem Dichter in Zusammenhang zu bringen.

Die Metrik des Gedichtes zeigt keine sehr beträchtlichen Abweichungen von Chaucers Art; sie ist vielmehr strenger als z. B. die Lydgates. Zu Vollmers Ausführungen möchte ich nur hinzufügen, dafs auch in Vers 61 und 59 (wenn hier nicht *to* statt *in to* zu lesen ist) doppelter Auftakt erscheint, wie er bei den meisten Chaucerschülern häufig ist. Enjambement findet sich im allgemeinen wie bei Chaucer; Vollmer weist nach, dafs dieser pauseloses, direktes Enjambement kaum anwendet, dafs diese Art der Strophenverknüpfung vielmehr hauptsächlich bei einigen anonymen Dichtern der Chaucerschule vorkommt.

Ein ausführliches Kapitel widmet Vollmer der Sprache der Handschriften. Hier sind seine Vermutungen vielleicht etwas kühn. Auf Grund von knapp dreihundert Versen nicht nur den Entstehungsort, sondern auch andersartige Vorlagen von Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts bestimmen zu wollen, dürfte ein ziemlich gewagtes Unternehmen sein.

Sprachliche und litterarische Anmerkungen beschliefsen die Ausgabe; besonders sei hier hingewiesen auf die interessante Hypothese über die Entstehung der St. Valentinsgebräuche. Eines der wertvollsten Kapitel der Arbeit hat der Verfasser ausgeschieden und in der Anglia (XXI, 201 ff.) veröffentlicht. Einige Druckfehler hat Holthausen (Anglia, Beiblatt IX, 266) bereits verbessert.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken: *thare* < ae. *þær* ist kein Kriterium für nördliche Herkunft einer Handschrift; diese Form findet sich auch in vielen südlichen Denkmälern, und nicht nur im fünfzehnten Jahrhundert (zu S. 64). — Bei Capgrave reimen stimmloses und stimmhaftes *s* doch etwas häufiger als Vollmer (S. 98) annimmt, er gestattet sich Bindungen wie *wyse* : *nyse* (*nice*) u. a. — Über beide Punkte habe ich in meiner Dissertation: John Capgrave und die englische Schriftsprache S. 26 ff. und 9 eingehender gehandelt.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Quellenstudien zu Samuel Daniels Sonettencyklus 'Delia'. Inaugural-Dissertation von Josef Guggenheim. Berlin 1898.

Guggenheims Dissertation ist eine Zusammenstellung der Parallelen in Daniels 'Delia' und Dichtungen Petrarcas, Tassos, einiger kleineren

italienischen und klassischen Dichter. Die französischen Vorbilder Daniels sind ganz unberücksichtigt geblieben, was sich an den Resultaten der Quellenstudien schwer rächt.

Der Verfasser beginnt mit einer Auseinandersetzung über die wechselseitige Abhängigkeit von Shakspere und Daniel und kommt, teilweise im Gegensatze zu Hermann Isaac: Wie weit geht die Abhängigkeit Shakespeares von Daniel als Lyriker? (Shakespeare-Jahrb. XVII, 165—200) zu dem Schlusse, dafs Shakspere von Daniel beeinflufst ist und nicht umgekehrt. Hierbei ist ihm im allgemeinen zuzustimmen. Das Beispiel, Delia LV, 9, aber, dafs er S. 8 anführt, möchte nicht zutreffen. Der dort ausgedrückte Gedanke, dafs ein Dichter seinen Versen solche Unsterblichkeit zuschreibt, dafs die Person, auf welche sie sich beziehen, dadurch Unsterblichkeit erlange, ist sehr alt und weit verbreitet. Sidney Lee zählt auf S. 114 ff. in seinem Buche: 'A Life of William Shakespeare' (London 1898) — welches später noch öfter genannt werden wird — eine grofse Anzahl hierher gehöriger Stellen auf, worunter je 1, 4, 3 und 10 von Spenser, Drayton, Daniel, Shakespeare mit Hinweisen auf noch ältere klassische und französische Beispiele. Die von Guggenheim erwähnten Verse Shaksperes zeigen keine Daniel so eigentümlichen Züge, dafs sie gerade durch diesen inspiriert sein müfsten. Hierbei möchte ich noch auf eine Gedankenähnlichkeit zwischen Daniel und Shakspere aufmerksam machen, von welcher Isaak wie auch Guggenheim schweigt, und die auch in Lees Werke keine Erwähnung findet. Ich meine Delia V, 9—12 und Twelfth Night (ed. W. A. Wright, London 1891) I, 1. 19—23. Malone wies schon in seiner Ausgabe (p. 341, vol. XI) 1821 auf Daniel und dessen Vorläufer in der englischen Darstellung des betreffenden Gedankens und Bildes hin. Spätere nahmen hierauf keine Rücksicht mehr, oder wiesen die Abhängigkeit von Daniel zurück. Allein dieser und Shakspere haben gegenüber der als Quelle angenommenen Geschichte von Actaeon (Ovid. met. III, 138 ff.) gemeinsam, dafs eigene Innenzustände, thoughts (Dan.) — desires (Sh.) mit den verfolgenden Hunden verglichen werden. Das findet sich nach Malone schon 1566 bei William Adlington in Dedikation von The Golden Ages of Apuleius: 'when a man casteth his eies on the vaine and soonfading beauty of the world, consenting thereto in his minde, he seemes to be turned into a bruite beast, and so to be slaine through the inordinate *desire* of his own affects.' Dann 1586 in Whitneys Emblems p. 15:

> And as his *houndes*, so their *affections* base
> Shall them devoure, and all their deedes deface.

Die Genealogie der Stelle wird wahrscheinlich in England sein: Ovid, Adlington, Whitney, Daniel, Shakespeare.

Nach seinen kurzen Ausführungen über Shakspere setzt Guggenheim auseinander, dafs Daniel durch Studium, Beschäftigung und Reisen mit italienischer Sprache und Litteratur wohl vertraut gewesen sein müsse, dafs er Petrarca lobend nenne, und wir deshalb wohl kaum fehl gehen

könnten, wenn wir zunächst bei dem grofsen Lyriker Quellen für Delia suchten. Hierin irrt aber der Verfasser infolge seiner Vernachlässigung der französischen Petrarchisten. Die englischen Lyriker haben ebenso wie die Pfleger der anderen Dichtungsarten vielfach bei Benutzung italienischer Quellen nicht die Originale, sondern deren französische Bearbeiter und Nachahmer verwertet. Sie waren leichter zu erlangen, zahlreicher, sowie mit weniger Mühe und wohl früher zu lesen als die italienischen Texte.

Leider ist das genannte Buch Lees zu spät erschienen, um von Guggenheim noch benutzt werden zu können, sonst würden seine Quellenstudien eine ganz andere Gestalt angenommen haben. Lee weist zunächst S. 104 auf Sèves Délie hin, welche Daniel den Titel zu seiner Delia gegeben habe. Doch ist der Grund, weil ähnliche Entlehnung des Titels französischer Gedichtsammlungen mehrfach bei englischen Dichtern zu finden sei, nicht ausreichend. Ich konnte keine besondere Übereinstimmungen zwischen Daniel und Sève (Maurice Sève, 'Délie'. Lyon 1862) finden. Es ist wohl ebenso möglich, dafs Delia gewählt wurde wegen der Übereinstimmung der Buchstaben mit solchen im Namen des Dichters.

Lee weist ferner S. 429 ff. auf de Baïf ('Poésies choisies de I.-A. de Baïf,' publ. par L. Becq de Fouquières. Paris 1874), de Brach ('Oeuvres poétiques de Pierre de Brach,' publ. par Reinhold Dezeimeris. Paris 1861) und Desportes ('Oeuvres de Philippe Desportes' par Alfr. Michiels. Paris 1858). Ebenso könnte noch auf Ronsard ('Oeuvres de Pierre de Ronsard,' publ. par Marty-Laveau. Paris 1887/91) hingewiesen werden, mit dessen Lyrik Daniels Sonette nicht weniger allgemein verwandt zu sein scheinen, als mit der der übrigen. Nähere Beziehung läfst sich nur annehmen für de Brach, l. I. Sonn. XXVII (cf. Lee S. 101) zu Delia LIV (nicht XLIX, wie Lee angiebt, dessen Zahlenangaben vielfach verdruckt sind), oder vielleicht noch mehr für Desportes, 'Les Amours d'Hypp.' LXXV (nicht LXXIII nach Lee S. 429). Überhaupt scheint, worauf auch Lee hinweist, Desportes vor allem die Quelle zur Delia zu sein. Delia XXXVIII ist geradezu eine Übersetzung von Desp. Cleonice LXII (cf. Lee S. 430, Druckfehler XXVI für XXXVIII und LXIII für LXII; ebenso S. 115 fälschlich XXVI). Auf Schritt und Tritt lassen sich kleine Ähnlichkeiten zwischen Desportes und Daniel beobachten. Ich weise noch nach: Desp. Diane I, XXIX (Si c'est aimer) und Delia IX; ib. LXVII (S. 40) und Del. XVI; Diane II, VII (S. 71) und Del. LIV; Les Amours d'Hypp. XVIII (Pourquoy si folement croyez-vous à un verre) und Del. XXXVII, das nahezu wieder nur eine Übersetzung ist.

Guggenheim vergleicht S. 25 Del. XX mit Petr. Sonn. XC. Doch ist ebenso möglich, dafs Daniel sein Gedicht Wyatt, auf den der Verfasser selbst hinweist, nachgebildet hat, und V. 12, einer der inhaltlich verglichenen, steht sogar dem englischen Vorläufer meines Erachtens etwas näher, als der italienischen Fassung. Ebenso ist es mit dem S. 26 genannten

Del. XV, das mit Petr. Sonn. CLXIX verglichen wird. Auch dies steht Wyatts Übersetzung sehr nahe, und seine Verse 1, 2, 4 schliefsen sogar mit dem gleichen Worte wie Vers 1, 2, 3 der Übersetzung, was in der Dissertation ganz unbeachtet bleibt. Alle kleineren Parallelen, die dann aufgeführt werden, beweisen nichts für ein unmittelbares Herkommen von Petrarca; sie müssen vorerst auf ein etwaiges französisches Vorbild hin genauer untersucht werden.

Ich sehe nicht ein, warum Daniel von Spensers Amoretti abhängen mufs, wie S. 45 ff. aufgestellt wird, und wie gar Daniel, der im Entleihen grofs ist, nur die Form, Spenser (S. 47) Gedanken von jenem geborgt haben soll. Zur Stütze dieser äufserst gezwungen erscheinenden Annahme wird weiter die meines Erachtens in der englischen Litteratur nicht vorsichtig genug gehandhabte Vermutung handschriftlicher, sehr früher Verbreitung der Amoretti herangezogen. Zunächst stehen wir vor der sicheren Thatsache, dafs Daniel die betreffende Form viel früher anwendet, als sie von Spenser öffentlich bekannt wurde. Die Frage, woher er sie hat, bleibt auch offen trotz der nichtigen Phrase: 'Dafs er (Dan.) etwa der Schöpfer dieser Sonettenform sei, oder dafs er wenigstens gleichzeitig mit Spenser dieselbe gefunden habe, ist nicht sehr wahrscheinlich.' Die kleinen inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen Spenser und Daniel beruhen auf alten und geläufigen Bildern, für das Beispiel Del. XXXVII ist schon oben auf Desportes verwiesen worden.

Auch Tassos Einflufs, von dem S. 48 gehandelt wird, ist zweifelhaft, und seine Beziehungen zu Delia XXXVIII werden schon durch obige Anführung von Desp. Cleon. LXII verneint. Nicht anders verhält es sich mit den übrigen noch angeführten Erinnerungen an kleinere italienische und klassische Dichter.

Schliefslich kommt der Verfasser noch auf die Frage, ob Delia wirklich existiert haben möchte, und verneint es. Es mag Daniel mehr als eine Delia in seinen amori begegnet sein, die ihn bei seinen wohlgelungenen Übungen, vor allem französische Sonette und vielleicht auch italienische und englische nachzuahmen, aneiferte, ohne dafs sein Gemüt unter den heftigen Bewegungen litt, die von der grofsen Schar der Petrarchisten wohl nur der Meister echt empfand und herzbewegend zum Ausdruck brachte.

Nach allem trifft also nicht zu, dafs (cf. S. 33) Daniel 'stets das Original vor Augen schwebte', wenn wir einen Gedanken bei ihm, Petrarca und anderen finden, und wir diese daher unberücksichtigt lassen dürfen. Es ist unerwiesen und teils falsch, dafs seine Sonette (S. 62) 'im wesentlichen auf Petr. Rime fufsen'. Guggenheims Arbeit mufs deshalb noch einmal gemacht werden. Ihr Verdienst ist, dafs sie wenigstens, meines Erachtens erschöpfend, zeigt, was in Delia an italienische, englische und lateinische Vorbilder erinnert. Eine gründliche Vergleichung mit der französischen Lyrik, besonders der Plejade und des Desportes wird aber erst erkennen lassen, aus welchen Quellen Daniel geschöpft hat.

Berlin. J. Schoembs.

Bismarck. His Reflections and Reminiscences. In three volumes. Leipzig, Bernard Tauchnitz, 1899.

In the original German text these 'Reflections and Reminiscences' will, quite apart from their significance as a contribution to the history of the period they cover, doubtless take a certain rank in German literature, as showing Bismarck's literary style, for we are told that he worked zealously at them and revised them frequently, until they assumed the form in which he finally wished them to appear. The same can scarcely be said of the English translation, which was produced under severe pressure of time and not sent out as a literary performance, but, as far as the publishers were concerned, as a business speculation. Several translators were engaged and their work placed under the supervision of Mr. A. J. Butler. Even had this fact not been made publicly known, any reader sensitive to the rhythm and melody of words would feel at once that the translation is not uniform. Style, to a great extent, is a matter of temperament, and, as attributes of mind and character differ, so must one man's style differ from that of another. This may be seen in translations as well as in original compositions. In these volumes the one translator does his work better than the other; the style is more forcible and flexible, not so stubborn. But we may say of all the work that it would have been free from many small blemishes and obscurities had it not been done in such feverish haste. Such constructions as 'The same thing cannot be assumed in all their degrees of the wheels in the machine of the self-government of today' (vol. I, p. 35), or 'In our opinion it would have the most beneficial influence on the political views of the population if they could in some way be enlightened' etc. (vol. I, p. 53), or 'I venture upon no conjecture as to what effect upon the King's attitude ... would have been produced by a consciousness that he had definitely overcome the insurrection which elsewhere on the continent outside of Russia remained face to face with him as the sole victor' (vol. I, p. 70), or 'In the course of the last six years the fortunes of my country have with unexpectedly rapid succession developed themselves to the culmination at which it now stands' (vol. III, p. 242). — such constructions as these are too careless or, at the first reading, not clear, and when a sentence cannot reach its close before running over a dozen lines or more, we may assume that its structure is too nearly related to that of the German original. Still, in spite of these and other faults which it was scarcely possible to avoid under the circumstances, Mr. Butler is to be congratulated on the general excellence of the whole.

'One against the world will always win,' says a young English poet, and these words might be taken as the motto for these Reflections and Reminiscences, which have been read in England with the same eagerness as on the continent for the revelations they contain concerning the wonderful work of Germany's first and greatest Chancellor.

Berlin. Fred Harsley.

An Altruist, etc. By Ouida. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Coll. of Brit. Authors vol. 3226).

In diesem Bande der Tauchnitz Edition sind fünf an Ausdehnung und Wert recht verschiedene Beiträge von Frau Louise de la Ramée, alias Ouida, vereinigt, von denen nur die erste, An Altruist, in novellistischer Form auftritt, während die anderen feuilletonistische Aufsätze oder Gelegenheitsschriften über verschiedene Gegenstände sind.

Auch *An Altruist* ist nur der äufseren Form wegen eine Novelle zu nennen. Sie führt uns einen jungen Mann vor, der angeekelt von der Selbstsucht und Hohlheit der sogenannten vornehmen Welt, der er durch Geburt und Erziehung angehört, und überzeugt von dem baldigen Zusammenbruch der bisherigen Gesellschaftsordnung, ein Schwärmer für socialistisch-kommunistische Ideen geworden ist und diese in seinen Kreisen zu verbreiten sucht. Dafs er hier nirgend Entgegenkommen findet, wohl aber reichlich Hohn und Entrüstung erntet, ist selbstverständlich. Nur seine schöne Cousine Cicely fühlt allein sich von seinem selbstlosen Charakter und der Aufrichtigkeit seiner Überzeugungen angezogen und stimmt nicht in die allgemeine Verurteilung seiner Person mit ein. Um seine Principien zu bethätigen hat er es sich in den Kopf gesetzt, die Tochter seiner Waschfrau zu heiraten, und kann nur durch den energischen Widerstand beider von diesem Schritte abgehalten werden; da er Eigentum für Diebstahl erklärt hat, will er eine ungeheure Erbschaft, die ihm zufällt, ablehnen. Erst als er erfährt, dafs der Erblasser ihm deshalb seine Millionen zugedacht hat, weil er ihm zutraut, dafs er sie zum Wohle der Armen und seiner Pferde und Hunde verwenden wird, läfst er sich durch den Rat Cicelys, der er die Entscheidung anheimstellt, zur Annahme des Geldes zu dem gedachten Zwecke bestimmen. Der Leser ahnt, dafs es dieser jungen Dame auch gelingen wird, seinen Widerstand gegen eine standesgemäfse Heirat zu überwinden.

Einen irgend bedeutenderen Kunstwert können wir dieser Leistung Ouidas kaum zusprechen; die Farben sind gar zu stark aufgetragen und die Lebenswahrheit der Personen zu gering. Doch glaube ich, dafs ein geschickter Dramatiker ohne allzuviel Mühe ein wirkungsvolles Lustspiel aus diesem Stoffe verfertigen könnte.

Gardens ist eine Lobrede auf den altväterischen Garten mit seinen Fliederlauben, Vogelstimmen, altmodischen Blumen, wie Nelken, Lavendel, Moosrose und Reseda, der dem Unbemittelten weit mehr Freude und Genufs gewährt als dem Besitzer der vornehmen Villa ein prächtiger Garten mit Teppichbeeten und kostspieligen Gewächsen. Beherzigenswert sind Ouidas Gedanken über den erzieherischen Wert der Garten- und Blumenpflege für die Jugend, und über den sittlichen Einflufs derselben auf die Bevölkerung, dessen unser Volk vielleicht noch mehr bedarf als die Landsleute der Verfasserin, bei denen sich eine so verbreitete Liebe zum Gartenbau findet.

In dem Aufsatz *O Beati Insipientes* wendet sich Ouida gegen die durch

den Journalismus verschuldete Unsitte, alle Gröfsen der Kunst, Litteratur und Wissenschaft mit aufdringlicher Neugierde zu verfolgen, ihr Privatleben, ihre körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten zum Gegenstand schwatzhafter Zeitungsartikel zu machen und so das Leben des in der Stille schaffenden Genius zu verbittern. Sie preist Shakespeare glücklich, von dessen Leben verhältnismäfsig wenig bekannt geworden ist, und bedauert Männer wie Byron und Tennyson, über die die Litteraten von Beruf, Psychologen und Kritiker herfallen. Besonders macht sie es sich zur Aufgabe, Lombrosos wie gewöhnlich nur halb- oder viertelwahre Aussprüche über Dichter, Künstler und andere Genies zu widerlegen und lächerlich zu machen, wobei freilich zuweilen ein ungerechter Seitenhieb auf die Wissenschaft an sich fällt. Mit ihren hier geäufserten Ansichten stimmt es überein, wenn sie einen Autor auf seine Bitte, ihm einige Mitteilungen über ihr Leben zu machen, kurz abwies mit den Worten, die Litteratur gingen nur ihre Werke an, ihre Person wäre Nebensache.

The New Woman richtet sich mit Nachdruck gegen die Auswüchse der modernen Frauenbewegung, deren heifsspornige Apostel scharf mitgenommen werden. So stellt sie der Klage über die Unterdrückung der Frau durch den Mann die Frage entgegen, wie oft wohl die Männer die Unterdrückten seien und wie viel Männer durch die Thorheit, Leichtfertigkeit oder Schlechtigkeit der Frauen ins Unglück gebracht seien. Nicht der Mann sei gewöhnlich der Verführer der Frau, sondern weit häufiger sei das Umgekehrte der Fall. So hält die in Vorurteilen nicht befangene Verfasserin noch in vielen anderen Beziehungen ihren Mitschwestern einen Spiegel vor. Ihr Rat ist daher der, dafs das Weib seiner Natur nicht untreu werden möchte, indem es dem Manne gleichen will, sondern seinen Reiz und Zauber erhöhen möchte, indem es sich der von der Natur gewollten Verschiedenheit bewufst bleibt und sich zunächst auf seinem eigenen Gebiete vervollkommnet.

Death and Pity enthält eine Besprechung und Empfehlung des Pierre Lotischen 'Livre de la Pitié et de la Mort', aus dem sie nicht wenige Stellen in längeren Auszügen giebt. Hier treffen wir die Verfasserin so recht auf ihrem Gebiet, wo sie ihrer unbegrenzten Liebe zu den Tieren erneut Ausdruck verleiht. Wenn man auch ihr Mitleid und ihre Sympathie für die dem Menschen untergeordneten Geschöpfe begreift und anerkennt, so läfst sich nicht leugnen, dafs sie in ihrer Empfindsamkeit und Hinneigung zu ihnen ein wenig zu weit geht und sie fast höher stellt als den Menschen; was sie freilich selber rückhaltlos zugiebt, da sie den Tieren mehr Gefühl und weniger Bosheit zuspricht als unserer Rasse. Man kann der Verfasserin nicht Unrecht geben, wenn sie unsere Zeit anklagt, in unzähligen Fällen eine unnötige Grausamkeit in der Behandlung, Verfolgung und Ausrottung der Tiere zu üben, und es ist natürlich, dafs eine feinfühlige Natur, wie sie, nicht genug Worte des Tadels finden kann gegen das Abhetzen der Pferde bei Wettrennen und Distanzritten, gegen die Verfolgung der gefiederten Sänger um ihrer Federn willen, gegen die Verschneidung der Haustiere, gegen die Treibjagden hoher Herren und

vieles andere. Es scheint aber zu weitgehend, wenn sie der Wissenschaft durchaus das Recht abspricht, ihre Experimente und Untersuchungen an Tieren zu machen.

In Summa bietet uns diese Sammlung eine interessante Lektüre, die uns in vielen Fällen Zustimmung, nicht selten auch Widerspruch abnötigt, uns in die Geistesart der Verfasserin Einblick verschafft und nach dem Lesen von Romanen eine angenehme Abwechselung gewährt.

Berlin. G. Opitz.

London Life and Institutions. Selected Chapters from 'How London lives' by W. J. Gordon. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von Dr. R. Ackermann, kgl. Gymnasiallehrer zu Zweibrücken. Berlin, R. Gaertners Verlag, 1897. (Bahlsen-Hengesbach.)

Auf 85 Seiten Text, die prächtig gedruckt sind, werden dem Schüler in vier Kapiteln Bilder aus dem Londoner Leben geboten: 1. *How London is fed* (*Meat; Fish and Shells; Fruit and Vegetables*); 2. *Customs and Import* (*The Custom House; Tobacco, Tea, and Hops*); 3. *The London Police* (*The Metropolitan Police; The Thames Police*); 4. *An Evening at the Post Office.* Es ist ein Auszug aus des Verfassers gröfserem Werk '*How London lives*', welches einen Teil der Sammlung *The Leisure Hour Library, New Series*, bildet, herausgegeben von der *Religious Tract Society*, und soll ein Seitenstück zu Maxime du Camp's 'Paris' werden, das ja auch in derselben Bibliothek (I, 1) erschienen ist. Ich kann nur bedauern, dafs das Büchlein, in welchem namentlich die beiden letzten Kapitel recht anregend sind, nicht auch einiges über Londoner Strafsenleben, Gebäude, Kunstsammlungen bringt, wenn auch von anderen Verfassern. Das würde ohne Zweifel die Schüler der oberen Klassen mehr interessiert haben, als die etwas langatmigen Auseinandersetzungen über Märkte und Zölle. Zu leugnen ist allerdings nicht, dafs der 1849 geborene Verfasser überall nur aus eigener Anschauung schöpft, flott und lebendig erzählt und nicht mit Unrecht einen guten Ruf als volkstümlicher Schriftsteller geniefst. Was die Anmerkungen betrifft, so sind sie im ganzen zweckentsprechend gewählt und geben dem Schüler alle nötige sachliche Erklärung. Ich habe nur weniges auszusetzen: 36, 30 *wita* ist erklärt, aber nicht *witan*; es ist der schwache Plural. — 66, 7 *a wind-test for the Anthropometric Laboratory* wird durch die Anmerkung nicht klar; *wind-test* ist Atemprobe, Lungenprobe. — 79, 5 *outsiders* ist erklärt als 'die Nichtbeamten, dem Schreiben Fernstehenden'. Selbst wenn man mit dem Herausgeber an 'die beim Boxen aufserhalb des Ringes Stehenden' denkt, so sind *outsiders* hier doch nur die 'Nichtkaufleute', 'die dem Geschäftsleben Fernstehenden'. — An einigen Stellen ist nicht genügender Wert auf klare und gute Fassung des Gegebenen gelegt: z. B. 37, 12 Edward ... wird abgesetzt ... Durch die allzugrofse Begünstigung ... seines Jugendgefährten erregte er einen Aufstand des Adels, bis der Günstling enthauptet wurde. — 56, 17

steht Holinshed Raphael statt R. H. — Sehr komisch wirkt das häufige Vorkommen von 'bekanntlich'. Der Herausgeber glaubt gar nicht, wie wenige Dinge für den Durchschnittssekundaner und -primaner 'bekanntlich' sind.

Berlin. Emil Penner.

The Counties of England, by Ch. M. Mason. Ausgewählt und erklärt von Dr. Otto Badke, Oberlehrer am Realgymnasium zu Stralsund. Mit 5 Abbildungen. 166 Seiten Text. (II, 27.) Berlin 1898.

In bunten wechselnden Bildern ziehen die englischen Grafschaften mit ihren Eigentümlichkeiten an uns vorüber; die Auswahl ist geschickt getroffen und bietet des Interessanten und Fesselnden genug. Ob es sich aber empfehlen wird, ein ganzes Halbjahr hindurch nur diese geographisch-statistischen und geschichtlichen Schilderungen zu lesen, glaube ich nicht; ich würde eher raten, etwa 20—30 Exemplare des hübschen Buches für die Schülerbibliothek anzuschaffen und je nach Bedürfnis drei oder vier Wochen hindurch ausgewählte Stücke zu kursorischer Lektüre zu verwenden.

Die Anmerkungen beschränken sich verständigerweise fast durchweg auf sachliche Erklärungen. Dazu nur einiges: Hat die Lake School wirklich ihren Namen daher, weil ihre Dichter 'in ihren Liedern das malerische Seengebiet Cumberlands und Westmorelands verherrlichten'? (zu S. 11, Z. 21). Der Name bezieht sich doch nur ganz äufserlich auf den Aufenthalt der drei Dichter Wordsworth, Coleridge und Southey daselbst. — Steckt das deutsche 'Fenn' oder 'Venn' in 'Finnen'? Es ist eine bedenkliche Sache mit solchen unsicheren Etymologien.

Berlin. Emil Penner.

Voltaire. Eine Biographie von Dr. Käthe Schirmacher, Agrégée de l'Université. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. 8. Vorrede XX S., Text 546 S., Register 10 S.

Wenn es jemand unternimmt, eine neue Voltairebiographie zu schreiben, so liegt die Frage nahe, ob nach dem trefflichen Buch von David Friedrich Straufs ein Bedürfnis nach einer solchen vorhanden ist. Referent ist der Meinung, dafs diese ausgezeichnete Arbeit noch lange Zeit als Muster sachverständiger Beurteilung in Deutschland ihren Platz behaupten wird. Denn sie vereinigt mit einer sicheren Beherrschung und Durchdringung des Stoffes eine künstlerisch vollendete Form in der Darstellung, die die Lektüre des Straufsschen Buches zu einem wahren Genufs macht. Ich stehe nicht an zu bekennen, dafs ich diese beiden Vorzüge von Straufs in der vorliegenden neuen Biographie, die sich an ein weiteres Laienpublikum wendet, nur in sehr beschränktem Mafse angetroffen habe.

Was zunächst den Inhalt angeht, so ergiebt die Prüfung, dafs Verfasserin nicht in der Weise des ausgedehnten und vielseitigen Stoffes

Herrin geworden ist, daſs sie daraus ein abgerundetes, in seinen Teilen gleich sorgfältig durchgearbeitetes Werk hergestellt hätte; vielmehr ist die Behandlung des Stoffes eine ungleichmäſsige und von recht verschiedenem Werte. S. VI wird gesprochen von 'künstlerischen Erwägungen'; aber die erste und oberste, daſs ein Kunstwerk etwas Einheitliches oder zu einem Ganzen Gestaltetes darstellen müsse, sehe ich hier nicht in befriedigender Weise erfüllt. Es ist nicht schwer, aus einer Voltairelitteratur von 1900 Nummern eine Anzahl von Titeln zu excerpieren, aber es ist schwer, mit dem richtigen kritischen Überblick aus einer reichen Litteratur zu einheitlicher Verarbeitung brauchbares Material zusammen zu tragen. Der Verfasserin, die nach S. X höchstens zwei Jahre zur Fertigstellung der Arbeit hatte, ist offenbar das Material über den Kopf gewachsen. Denn ich begegne auf Schritt und Tritt dem Gefühl der Unsicherheit in der Darstellung des thatsächlich Wesentlichen, der weitläufigen Aufzählung von Episoden, der breiten Erzählung minderwertiger Nebenumstände, die einen bedenklichen Zickzackkurs in der Verfolgung des dem Ganzen vorgeschriebenen Weges anzeigen. So muſs z. B. in der Jugendgeschichte die 'Société du Temple' erwähnt werden, weil ihre Atmosphäre für Voltaires Lebensrichtung und Laufbahn entscheidend wird. Was aber Desnoiresterres z. B. für sein achtbändiges Werk ausführlich schildern kann, muſste für ein Lebensbild in einem mäſsigen Bande passend gekürzt oder prägnant zusammengefaſst werden. Hier zeigt sich die Schwäche in der Ökonomie des Stoffes. Denn Verfasserin konnte nicht hindern, daſs durch ein zu ausführliches Milieu das Lebensbild zu einem dicken Bande von mehr als 600 Seiten anzuschwellen drohte, und sie erlebte den Nachteil, nachdem sie fast zwei Drittel ihres Raumes verbraucht hatte, im letzten Drittel ungleich sparsamer verfahren zu müssen. Natürlich wirkt das störend auf das Gesamtbild. Denn die breite Darstellung verläuft schlieſslich in eine bunte Reihe kurzer chronologischer Notizen, deren Unübersichtlichkeit neben dem Durcheinander der Gegenstände noch durch unnötige Vermehrung der Absätze erhöht wird. Daran ändert nichts, daſs Verfasserin sich S. VII und XI 'Romanist und Litterarhistoriker von Fach' nennt und 'weder Philosoph noch Historiker noch Jurist, weder Naturwissenschaftler noch Nationalökonom' sein will. Ihre Biographie, die sie S. VI ein 'bescheidenes Unternehmen' nennt, *'richtet sich'*, wie sie sagt, 'an ein deutsches Publikum' (S. XI), und will alles in den Hintergrund treten lassen, 'was bei der Mehrzahl der deutschen Leser entweder keine Voraussetzungen oder nur wenig Interesse findet'. Was ist das für ein kritischer Maſsstab! Gewiſs wird auch für billig denkende Leser nicht die S. XI—XII geäuſserte Befürchtung der Verfasserin begründet sein, daſs man 'aus ihrem Schweigen auf Unwissenheit schlieſse'; ich wenigstens thue es nicht, bedauere aber um so mehr die vorliegende Form der Verarbeitung des Inhalts. Wer selbst Voltaireforscher ist, weiſs, daſs das 'bescheidene Unternehmen' einer Biographie, ernst genommen, eine recht schwierige Aufgabe ist, zumal bei Voltaire, was an dieser Stelle keineswegs verkannt werden soll.

Man kann der Verfasserin nur beistimmen, wenn sie (S. XII—XIII) noch ungelöste Fragen aus Voltaires Leben, archivalische Untersuchungen, die noch recht wesentliche Klarstellungen bringen müssen, Studien über anonyme Flugschriften, in ihrem Buch, das doch ein Lebensbild werden sollte, einfach ausfallen liefs. Aber es heifst doch die Aufgabe, die sie sich stellt, 'eine psychologisch einheitliche Biographie zu geben' (S. XIII), etwas leicht nehmen, wenn es der Verfasserin weniger zu thun ist 'um eine streng systematische Darstellung, als wie den bunten Strom von Voltaires Leben munter an dem Leser vorüberrauschen zu lassen' (S. XIV). Mit dieser Freiheit will die Verfasserin die von ihr beabsichtigte 'psychologische Wirkung' erreichen. Aber selbst die freieste Bewegung in der Behandlung des Stoffes zugestanden, hat die Arbeit die Mängel der Quellenbenutzung nicht überwunden. Es sind nicht nur die Beiwerke, denen häufig zu viel Raum zugestanden wird; so die 69 Seiten umfassende Einleitung über das *Ancien Régime*, die eigentlich nur für die Beamtenstellung des Vaters und die Machtstellung der Parlamente in den geistlichen Prozessen in Betracht kommt; denn die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse interessieren uns für Voltaire erst in Ferney. Diese lange Einleitung hätte, da doch sonst die Verfasserin dem Lebenslauf Voltaires folgt, ruhig fehlen, und was sie an Belehrung zu geben hat, an den betreffenden Stellen der Vita kurz eingefügt werden können: das hätte zu einer klaren, zusammenhängenden Darstellung geführt. Statt dessen ist im *A. R.* ein viel zu ausführliches Beiwerk gegeben, das bei der Lektüre des Buches doch nachgeschlagen werden mufs. Das beweist eben nur, dafs eine augenblickliche Belehrung an manchen Stellen unentbehrlich ist und am besten gleich da gegeben worden wäre. Aber auch abgesehen von der überflüssigen Breite episodischer Zusätze, finde ich in dem Stoffe selbst unnötige Ausführlichkeit, unverdiente Auslassungen, willkürliche Anordnungen. Ich gewinne zwar aus der Durchsicht einzelner Abschnitte mehrfach den Eindruck einer leidlich lesbaren Komposition, obwohl auf stilistische Ausarbeitung wenig Sorgfalt verwendet ist, aber ich vermisse die unentbehrliche, gleichmäfsig sorgfältige Durchdringung des Stoffes. Denn es erscheint eine oft buntscheckige Sammlung von Auszügen, vergleichbar einem Bauwerk, wie z. B. die Athenische Mauer des Themistokles es war, aufgeführt aus Säulenresten, Ziegeln, Thonbruchstücken, Feldsteinen, im ganzen ein brauchbares Baumaterial, aber, wenn ohne organischen Zusammenhang, wertloses Gerümpel. In Summa: gröfsere Kürze in Nebensachen, ununterbrochene Folge in der Behandlung des Hauptstoffes werden oft vermifst; etwas weniger von den ersten wäre viel mehr für den zweiten und für das Ganze gewesen.

Wie trefflich hat Straufs z. B. Voltaires dramatische Dichtung in dem Rahmen seiner Arbeit, S. 41—56, behandelt! Hier dagegen finde ich *Œdipe, Zaïre, Mahomet* mit breiten Inhaltsangaben zu ausführlich, *Tancrède* gar nicht erwähnt, aber wieder die mit Recht vergessenen *Les Pélopides, Les Lois de Minos, Les Scythes.* Und nach der von der Verfasserin beliebten Methode ist das Ganze der Dramatik unübersichtlich an vielen

Stellen zwischen anderen Gegenständen versteckt und mufs erst mühsam vom Leser zusammengesucht werden, ohne dafs er zuletzt ein abschliefsendes Resultat und Endurteil gewinnt. — Auch Voltaires Verhältnis zu Shakespere, der ihn so lange quälte, und mit dem er trotz allen Bemühens sein Leben lang nicht fertig wurde, wird nicht genauer verfolgt. Hier zeigt sich, was auch anderwärts genugsam zu Tage tritt, dafs Verfasserin den Franzosen nicht nach dem beurteilt, was er als bedeutender Vertreter seiner Nation auch für die Deutschen sein oder gewesen sein kann, obgleich das in einem für ein deutsches Publikum bestimmten Buche von A bis Z hätte innegehalten und durchgeführt werden müssen; aber es tritt auch nicht das Gegenteil hervor, vielmehr leider gar nichts Bestimmtes, und die einzige Meinung der Verfasserin scheint manchmal zu sein, keine bestimmte zu haben oder dem Leser mitzuteilen. Auf diese Weise erhält man in langen Zwischenräumen, die mit recht heterogenen Dingen ausgefüllt werden, eine Menge Notizen über Voltaires Dramen, kein klares Bild seiner Leistung und seiner Zwecke. Und das wäre, bei der Tendenz der meisten Dramen, in übersichtlicher Zusammenfassung so leicht zu geben gewesen.

Diese Zerrissenheit der Darstellung mufs ich, aufser am Drama, auch an anderen Stoffen bedauern, auf deren übersichtliche Schilderung es ankommt, und deren befriedigende Übersicht schon in gutem Zusammenhange zu geben nicht ganz leicht ist. Ich halte es für einen Fehler der Ökonomie, und noch mehr für einen der Behandlung, in dem Chronikstil, in den ziemlich das letzte Drittel des Buches ausartet, abgerissene Stücke von dem Verlauf der Prozesse zu geben. So erscheint S. 388 zum erstenmal der '*Baumwollenkaufmann*' Calas; der Thatbestand, der zum Prozesse führt, wird vorgetragen. S. 394 wird zur Abwechselung 'in Schlofs Ferney vorläufig munter weiter getanzt und tragiert'. S. 403 kommt wieder etwas Calas, bis S. 413 Marie Corneille glücklich vermählt wird. S. 421—422 kommt dann die Wiederaufnahme des Verfahrens, um von neuem durch Notizen über Voltaires Schriften im Jahre 1764 unterbrochen zu werden. So geht es munter fort, und ich bewundere die Geduld des Lesers, der sich die einzelnen Fragmente zusammensucht oder zurückblättert, um den richtigen Anschlufs und ein Gesamtbild der Fabel des Prozesses zu finden. Aber auch diese Fragmente sind nicht frei von Versehen. Es ist z. B. unrichtig, wie S. 412 behauptet, dafs Choiseul der Revision gewogen war, und er kann, freilich nicht im Calasprozesse, sondern in der Guerre de Genève, nicht schlechthin, wie S. 445 zu lesen, Voltaires 'Deus ex machina' genannt werden. Wer die Entwickelung des Rechtsganges in den Calasakten oder die Entstehung von Voltaires Interesse an den Calas psychologisch nach dem Briefwechsel verfolgt, wird wissen, wie viele Hebel der Philosoph von Ferney erst in Bewegung setzte, um überhaupt in Paris Gehör zu finden. Voltaire rechnet erst auf den Staatssekretär Grafen Saint-Florentin, während er Choiseul durch d'Argental sondiert. Er weifs nicht, dafs Choiseul aufs genaueste von dem Prozesse unterrichtet ist, dafs der Minister den schneidigen Streber, den Capitoul Beaurigue, der

das erste Erkenntnis herbeigeführt, zu seinem Erfolge beglückwünscht, daſs Choiseul an den Präsidenten von Senaux, wie Coquerel ausdrücklich berichtet, schreibt: 'er solle die Untersuchung überwachen, die nicht streng genug (pas assez rigoureuse) geführt werden könne.' (Choiseul hatte hier das von seinem Schreiber im Konzept gebrauchte 'exacte' selbst in 'rigoureuse' geändert.) Ferner weiſs Voltaire nicht, daſs Choiseul die Verteidigungsschrift für die Reformierten von Paul Rabaut, gegen die Beschuldigung des Mordes aus religiösem Haſs, verbot, während er gegen d'Argental so freundlich thut, daſs Voltaire nach dem Bericht glaubt, er sei zur Revision geneigt. Aber den Bittstellern für die Calas läſst er durch den Staatssekretär antworten: 'ihn ginge die Sache nichts an; sie könnten ja den Rechtsweg betreten.' Aber er läſst die Denkschrift für die Calas in Montpellier unterdrücken und die Platten vernichten. Und nun schickt Voltaire den ungeschickten Herzog von Villars, die Herzogin von Enville, den ersten Kommissar Ménard, den Herrn von Chaban, ferner seinen Arzt, endlich alle möglichen Genfer Freunde. Der Staatssekretär schüttelt sie wie Raupen ab, und dies sicher nicht, ohne im Einverständnis mit Choiseul zu handeln, dessen etwaige persönliche Beziehungen zu Voltaire hier gar nicht in Betracht kommen. Choiseul kann in seiner Stellung nur dem Gesamteindruck nachgeben, den ihm die Sympathiekundgebungen für die Calas nach und nach aufzwingen. Denn welche unbedeutende Rolle spielte doch dieser Prozess in seiner Sphäre, und waren doch ähnliche Härten der Rechtsprechung durchaus nicht selten, namentlich in Sachen von Ketzern und Freigeistern. Darum kann er alle Revisionisten mit Saint-Florentin gelassen ablehnen, mit der Ratiunkel: '25 Richter hätten doch nicht ohne Grund Calas schuldig befunden.' In Summa: Choiseuls Entscheidung richtet sich ausschlieſslich nach dem Einfluſs der herrschenden Partei im Staate, alles andere ist Redensart. Es kommt häufig vor, daſs Beziehungen bedeutender Männer zu Zeitgenossen überschätzt werden, weil der spätere Leser der Dokumente zu leicht geneigt ist, dem groſsen Mann den Einfluſs zu vindicieren, den er auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit vielleicht einmal besessen. Gerade in der Calasaffaire ist Voltaire anfänglich ein unbekannter Privatmann, der Schritt für Schritt seinen Boden langsam gewinnen muſs.

Goethe soll den Mahomet (S. 268) besonders geschätzt haben. Das kann nicht schlechthin, vielmehr nur in einem bestimmten Sinne, behauptet werden. Über den tragischen Wert dieses mittelmäſsigen Dramas ist bei den Dramaturgen von Weimar nie ein Zweifel gewesen. Der Intendant Goethe bearbeitete bekanntlich den Mahomet nur zu Übungszwecken für seine Schauspieler, die er aus dem Naturalisieren zu gemessenem Vortrag schulen wollte. Die Verhandlungen mit Schiller und selbst das Gespräch mit Napoleon verkennen nicht, daſs Mahomet eine sehr minderwertige Leistung ist. — Jean Jacques wird (S. 381) wegen der Nouvelle Héloïse zu hoch gestellt. — Montesquieu wird (S. 333) mit Unrecht heruntergesetzt. — Die Bedeutung der Marquise du Châtelet wird überschätzt. Man kann ebensowenig behaupten, daſs sie, die wesentlich in der mathe-

matischen Spekulation lebte und auch hier erst ihre Wandlungen durchmachte (König, Jacquier etc.), Voltairen so überschaut habe, daſs sie erkannte, er müsse eingehend Kulturgeschichte studieren (S. 255; 258), ebensowenig, sage ich, wie daſs Voltaire die Geschichte der Chinesen und Inder darauf hin sehr gründlich durchforscht habe (S. 334; 541). Beides ist übertrieben. Es ist gerade ein Vorzug, wenn nicht der Vorzug Voltaires, durch seine, die Gegenstände nur streifende, laienhafte Behandlung, nicht durch abschreckende Gründlichkeit sein Publikum zu fesseln; denn dieses überlieſs die Gelehrsamkeit nach wie vor den Gelehrten, bequemte sich aber, eine leichte Plauderei mit etwas Sachkenntnis oder angenehmer Belehrung anzunehmen. Und Voltaire richtete sich immer nach den Wünschen seines Publikums. — Im Gesamtbild seines Charakters sind die Schattenseiten seines Betragens, die Komödie mit Benedikt XIV., sein Haſs gegen Maupertuis, der Prozeſs gegen Hirsch, der Akakia, seine Communionen etc., zu milde davon gekommen. — Die sorgfältiger stilisierte Schluſsrede über den Mann ist zu panegyrisch ausgefallen. — Da ich im Text viele, manchmal recht auffällige Druckversehen gefunden habe, ist es möglich, daſs die S. 74 als Einkommen eines Notars angegebene Summe von 80000 Livres einfach Druckfehler ist. Nach Desnoiresterres I, 9 bezahlte François seinem Vorgänger am Châtelet, Etienne Thomas, am 10. Februar 1675 die Summe von 10000 Livres. — S. 500 bietet das Pays de Gex 20000 Livres für die Aufhebung der Zollkontrolle. Im 'Mémoire', bei Garnier XXIX, 392, werden von Voltaire nur 14—15000 Livres herausgerechnet. Man hoffte, um die Hälfte mit dem Staat handelseins zu werden. Aber dieser verlangte bekanntlich 30000. — Manche Ungenauigkeiten im einzelnen übergehe ich.

Was die Sprache betrifft, kann ich mich nicht der Erkenntnis verschlieſsen, daſs sie vielfach, wenn nicht meistens, der mangelhaften Behandlung des Stoffes entspricht, ja, wie leicht begreiflich, oft die Ursache der letzteren ist. Sie zeigt oft eine erstaunliche Unfertigkeit, die mir fast die Überzeugung giebt, Verfasserin hätte ihr Buch besser französisch geschrieben. Dieser deutsche Stil ist in Ansehung des Ausdrucks an manchen Stellen 'incorrigible'. Auf die Gestaltung dieser eigenartigen Sprache scheint die jeweilige Benutzung deutscher oder französischer Schriftsteller stark mit eingewirkt zu haben. Die Hast, mit der Verfasserin ihre Quellen ausschrieb, mag hieran wesentlich mit schuld sein: wer Fehler, wie S. 231 *pro memoriam*, S. 460 *in contumacium*, S. 426 'V. stellt sich als ein Anhänger hin', S. 457 eine Handelsempore, S. 520 mit dem richtigen *visa* (versehen), stehen läſst, kann den Text nicht, geschweige denn den Stil, sorgfältig durchgesehen haben, wie auch andere Versehen, namentlich in den französischen Citaten, auf Schritt und Tritt erweisen. Der eigene Ausdruck der Verfasserin enthält viel Ungewöhnliches und Inkorrektes. Nur eine kleine Auslese von dem, was mir beim Blättern auffiel, soll in der Reihenfolge, in der es mir begegnete, erwähnt werden; denn ich suchte nicht nach Fehlern und las über vieles hin. S. 296 heiſst Nichte Denis ein *Durchschnittsweiblein*, S. 300 hat die Königin ein *klagloses* Betragen,

ebenda, herrscht ein *ungemilderter Mannston*, S. 301 Chasot, der dem König dauernd *lieb blieb*, S. 341 dank *des* blühenden *Handels*, S. 349 die *zwei Gebrüder* Cramer, S. 361 Schloſs Ferney liegt in *weiſser Ruhe* vor der Alpenkette, S. 386 *vollendete Zugänglichkeit* (des Stils), S. 429 Elisabeth *etwas blödsinnig*, S. 427 die Freisprechung der Calas hatte eine *hohe geistige Bedeutung*, S. 440 kannte Voltaire sogar *'seine Pappenheimer'*, S. 437 der *Jüngling* Moinel, S. 441 eine *bangsame* Zeit, S. 464 *alleweile* hatte er Wagnière neben sich, S. 467 Prozeſs, in dem das *Gesetz der Schwere sich fast unerträglich geltend machte*, S. 490 eine *rüstige* Feder, S. 285 Fragen, die er nie scharf *be*neint oder bejaht, S. 291 die *gemischten Werke* der Marquise, S. 220 *Nichts Leidenschaftliches war in der Landschaft, wenn Licht und Schatten abwechselnd darüber glitten*, S. 257 ein *Leben hoher geistiger Spannung*, S. 338 Da der *sechzigjährige* Voltaire *kein Jüngling mehr war*, S. 381 Rousseaus überraschendes Französisch voll *leidenschaftlich gepreſster* Bilder; ebenda, *Halbbildung* eines *Buches* (Nouvelle Héloïse); die Marquise du Châtelet heiſst fortgesetzt Mathematiker*in* (S. 209, 210 etc.), während Madame de Rupelmonde Philos*oph* und Freiden*ker* war, wie die Verfasserin sich selbst Roman*ist* und Litterarhistori*ker* nennt. — Schier zahllos sind die Mängel in der Verdeutschung von Gallicismen, wie man sie im Tertianerdeutsch antrifft: S. 80 Herr de l'Enclos *bewohnte* Paris, S. 220 Damen *bewohnten* die Nachbarschaft, S. 141 die Luft war *eingeschlossen*, S. 201 ein neuerer Schriftsteller *giebt zu verstehen*, S. 206 *Herzton* ist in dieser Tragödie, S. 234 Marivaux etc. *hielten* auf dem Theater *ansehnlichen Rang*, S. 253 Goldbarren, die nicht in Umlauf *geraten*, S. 261 die Marquise war *ihrerseits* verreist, S. 267 Mahomet, der *seinerseits* Palmire liebt, S. 327 Wolff, Leibniz etc. waren *das letzte Wort*, S. 390 der Vater, in seinem Lieblingswunsch *getroffen*, S. 403 Geistlicher, der sein *Ministerium* ausübt, S. 445 der Appell solle durch Evokation von dem Kgl. Staatsrat *an sich gezogen werden*, S. 474 V. glaubt sich *in Gegenwart* eines Justizmordes zu finden, S. 496 Marie-Antoinette, ein *Kind des ersten Gefühls*. — Ebenso mangelhaft ist die Syntax, namentlich häufig im Gebrauch der Inversion vorangestellter Participialien, eingeschobener Hauptsätze und Appositionen: S. 236 *Gefangener in Küstrin*, las er etc. S. 280 Das Poème de Fontenoy ist für uns ungenieſsbar geworden; bestand der Hauptreiz doch in der Schilderung der Schlacht, und, *schwere Aufgabe*, darin, alle Mitkämpfer am rechten Platz zu nennen. Eine Sisyphusarbeit. S. 477 ja, *charakteristischer Umstand*, die englische Verfassung etc. S. 107 V., *wir haben es bereits gesagt*, war etc.

Zur Kennzeichnung ihrer eigenen Ästhetik mag eine Stilprobe der Verfasserin hier folgen: S. 292 wird das Liebesverhältnis Voltaires zu der Marquise du Châtelet nach seiner irdischen Seite eingehend analysiert; dort heiſst es: 'Voltaire war so sehr achtzehntes Jahrhundert, auch in der Liebe, so Louis quinze auf weiſslackierten, goldgeäderten Spindelbeinchen, daſs das prächtige, vollwiegende Renaissancemöbel, dem die Marquise glich, gar nicht zu ihm paſste.'

Endlich noch eine Probe von der Art, wie die Verfasserin Reminiscenzen aus den Quellen verarbeitet. S. 250 rühmt sie die 'Eléments de la Philosophie de Newton' und fährt fort: 'Wer das Buch zur Hand nimmt *und sieht* den uns heute noch besonders fesselnden ersten Teil, die Metaphysik, *durch*, wird sich des Gefühls nicht erwehren können, dafs hier ein Geist ehrlich um Wahrheit gerungen hat ...' Da kommt der Verfasserin der Schlufs von David Straufs S. 238 in den Sinn, wo dieser Denker meisterlich in grofsen Zügen seine Resultate formuliert. Bei ihm ist es kunstvoll vorbereitet, und würdiges Ende seiner ganzen Untersuchung, dafs Voltaire schliefslich im Pantheon mit Lessing, Schiller und Friedrich dem Grofsen zusammentrifft. Was thut nun die Verfasserin? Aus dem kunstvollen Marmor von Straufs bricht sie ein Stück Pantheon und Lessing heraus und schweifst es als zweite Hälfte an das Metall ihres Satzes an, indem sie ganz harmlos im Anschlufs an den obigen Wortlaut fortfährt: 'und Lessing z. B. wird es sich im *Pantheon der Geister* wohl gefallen lassen müssen, dafs Voltaire als *Wahrheitssucher* neben ihn tritt.'

Soviel zur Kennzeichnung der künstlerischen Vollendung dieser für weitere Laienkreise bestimmten Biographie. Es ist schade, dafs offenbarer Fleifs neben manchem, das sich wenigstens erträglich liest, so vieles gezeitigt hat, das der interessierte Leser nur mit einem Ἄπολλον ἀποτρόπαιε hinnehmen kann. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, den Text mit 61 hübschen Bildern von Hauptpersonen und -begebenheiten aus Voltaires Leben, sowie mit zwei Schriftproben auszustatten, was mit Lobe anerkannt werden soll.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. O. Fest, Der Miles gloriosus in der französischen Komödie von Beginn der Renaissance bis zu Molière. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme), 1897. XV, 123 S. 8 (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philologie herausgeg. von H. Breymann und J. Schick. XIII. Heft).

Die vorliegende Schrift bietet eine vollständigere Darstellung der Miles-Rolle im französischen Drama, als wir sie bisher besafsen. Der Verfasser kennt, wie das beigegebene, fünf Seiten lange Verzeichnis benutzter Bücher beweist, ziemlich gut die einschlägige Litteratur und hat sich tüchtig in den Stoff hineingelesen. Leider macht er aber oft einen recht oberflächlichen und unkritischen Gebrauch von seinen reichen Hilfsmitteln. Wir stofsen bei ihm auf zahlreiche Unrichtigkeiten und verkehrte Anschauungen und hin und wieder sogar auf Widersprüche. Auch die Anordnung des Stoffes läfst zu wünschen übrig, und — was das Schlimmste ist — der Verfasser eignet sich nicht selten die Ansichten anderer wörtlich an, ohne die Quellen anzuführen. Werfen wir, um alles dies zu belegen, einen flüchtigen Blick auf das Heft.

Um zunächst ein Wort über die Anordnung des Stoffes zu sagen, so

betitelt Fest z. B. den Hauptteil seiner Arbeit (S. 58—116) 'Der Miles in der franz. Komödie des 16. und 17. Jahrhunderts'. Man sucht aber vergebens in diesem Abschnitte Grevin (1560), Baïf (1567), Remy Belleau (nach 1564) und François d'Amboise (cirka 1583). Die ersten drei behandelt Fest schon 25 Seiten zuvor unter dem Schlagwort 'Klassischer Einfluſs', den letzteren unter 'Litterarischer Einfluſs Spaniens', S. 56. Damit zeigt Fest, wie wenig er mit dem Entwickelungsgang des französischen Dramas und der Geschichte fremder Einflüsse auf dasselbe vertraut ist. François d'Amboise ist einfach Nachahmer bzw. Übersetzer der Italiener. Von einem litterarischen Einfluſs Spaniens auf ihn oder auf das französische Drama des 16. Jahrhunderts kann keine Rede sein. Was Grevin und Remy Belleau anbelangt, so sind sie nicht minder wie Jean de la Taille, Tournebu, Godard und andere französische Lustspieldichter des 16. Jahrhunderts fast ausschlieſslich Nachahmer des Cinquecentistendramas, aber nicht etwa der *Commedia dell'arte,* sondern der *Commedia erudita.* Diese letztere ist es vornehmlich, die zur Aufnahme der stehenden Rolle des Capitano in Frankreich führte, und gleichwohl widmete ihr Fest kaum ein Wort. Dagegen überschätzte er den Einfluſs der Commedia dell'arte, die zwar vom französischen Publikum jener Tage beifällig aufgenommen wurde, aber dennoch, wenigstens in den uns verbliebenen Stücken des 16. Jahrhunderts, kaum eine Spur hinterlassen hat. Wäre wirklich der französische Miles im 16. Jahrhundert durch die Commedia dell'arte veranlaſst, bzw. beeinfluſst worden, so bliebe es doch recht auffallend, daſs nicht auch die anderen, kaum weniger lustigen Rollen des Pantalone, Dottore, Arlecchino u. s. w. damals nachgeahmt wurden. Fests Hauptschwäche ist seine völlige Unkenntnis des italienischen Dramas des 16. Jahrhunderts. Diese führte ihn zu den seltsamsten und abgeschmacktesten Behauptungen. Entschiedenes Miſsgeschick hat er auch in der Wahl der Quellschriften, denen er sich vorzugsweise anschloſs. Was er z. B. über die Commedia dell'arte sagt, schöpfte er meist aus Maurice Sands *Masques et Bouffons,* einem Buche, das von Irrtümern förmlich strotzt. Häufig benutzte er einen Aufsatz von Aly in den *Preuſs. Jahrb.* (Bd. 79, S. 467—487), bemerkte aber nicht, daſs derselbe nur eine recht oberflächliche Plauderei ist. Auch Flögel, Riccoboni und andere völlig veraltete Autoren sind, mehr als gut war, benutzt und citiert.[1]

Indem ich mich jetzt zu Einzelheiten wende, übergehe ich den Abschnitt über den Miles im Altertume, eine bloſse Kompilation, der es sehr an Klarheit und Genauigkeit gebricht. Ich hebe mit Bemerkungen über die Commedia dell'arte an. S. 15 sagt Fest: 'Die ersten *italienischen* Kapitäne stammen aus dem 15. Jahrhundert. Litterarisch finden wir sie

[1] Häufig entnimmt Fest, anstatt auf die Quelle zurückzugehen, aus dritter oder vierter Hand seine Angaben. So beruft er sich z. B. bezüglich der Aufführungszeiten der französischen Stücke auf Lucas *Hist. phil. et litt. du Théâtre français,* wo dieser nur die Brüder Parfaict ausschrieb. Das grundlegende Werk der letzteren ist zwar unter den Hilfsmitteln angeführt, Fest hat aber, wie es scheint, nie hineingeschaut.

erst etwas später, nämlich zuerst in dem Spanier Giglio der *Ingannati* (1531), dann bei Pietro Aretino in dem Tinca der *Talanta*. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. erlangt er (wer?) unter der Bezeichnung Spavento, gespielt von F. Andreini, einem Mitglied der Scala-Truppe, große Berühmtheit. ... Gleichzeitig mit dem Spavento trat der Kapitän Cocodrillo auf, gespielt von ... Fabrizio de Fornaris.' S. 56 liest man: 'Bei den Italienern hat Alberto Ganassa die spanischen Kapitäne geschaffen.' Einige Zeilen später heifst es: 'In Frankreich spielte der Italiener Fabrizio zuerst den spanischen Kapitän. Den ersten von den Franzosen selbst auf die Bühne gebrachten Kapitän in spanischer Tracht finden wir um das Jahr 1584 in den *Néapolitaines* von Fr. d'Amboise.' In diesen Sätzen zeigt Fest so recht seine gedankenlose, konfuse Art, Bücher auszuschreiben. Es kümmert ihn wenig, ob die verschiedenen von ihm benutzten Quellen einander widersprechen oder nicht. Ja, er übersieht sogar, dafs der eine Gewährsmann etwas ganz anderes im Auge hat als der andere. Fest will von der Commedia dell'arte reden und mengt Notizen über dieselbe und Hinweise auf die commedia erudita bunt durcheinander. Dafs die italienischen Capitani in das 15. Jahrh. zurückgehen, also älter als die spanischen sind, ist eine unbewiesene und nicht zu beweisende Behauptung Sands, die Fest wiederholt. Die Commedia dell'arte und ihre Typen lassen sich nicht über die Mitte des 16. Jahrh. zurückverfolgen. Was speciell den Capitano betrifft, so erachte ich es als ziemlich sicher, dafs das Stegreifspiel ihn von der Com. erudita borgte, und diese selbst zeigt uns vor 1531 keine Spur von ihm. Ariosto, Machiavelli, B. Dovizio, Publio Filippo, Agostino Ricchi, Antonio Landi u. a. haben noch keinen Miles.[1] Wenn nun der spanisch redende Giglio in den Ingannati schon — wie Fest mir ohne Quellangabe nachschreibt — eine Art Miles ist, und wenn, was Fest übersah, 1536 ein Capitano spagnuolo bereits in A. Piccolominis *Amor costante* auftritt,[2] wie kann ihn A. Ganassa, dessen Blütezeit in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt, erst geschaffen haben? Wie kann ihn Fabrizio ferner zuerst in Frankreich eingeführt haben (kam dahin 1584), wenn A. Ganassa lange vor ihm (1571) dieses Land mit seiner Truppe

[1] Merkwürdig, dafs diese Dichter den servus astutus, den leno, die meretrix und namentlich den Parasiten dem römischen Lustspiel entlehnten, aber nicht den Miles.

[2] Auch in den kleinen Stücken der Rozzi zu Siena und ihrer Vorläufer begegnen wir den Spaniern, so z. B. in Roncaglias *Inganni dei Servitori* und in Contrisis *Lite amorosa;* selbst der Miles tritt bisweilen darin auf, so in Pietro di Micos *Vanto di un Soldato* und in Roncaglias *Commedia in Moresca.* In letzterem Stücke führt der eine Soldat sogar den Namen Mondragone, der später häufig den Capitani beigelegt wurde. In diesen zeitlich nicht genau zu bestimmenden Stücken ist freilich die Maske des Miles noch kaum angedeutet.

Nebenbei bemerkt tritt in ital. Lustspielen, aufser dem span. Capitano und dem italienischen schlechtweg, auch der seinen heimatlichen Dialekt sprechende neapolitanische auf, so z. B. in Francesco Gatticis *Le Pazzie giovenile* (1624). Eine Art Miles war ferner der in den Stücken der Venezianer Burchiella und Calmo auftretende Stradioto (griechischer Söldling), cf. V. Rossi, *Lettere di .. Calmo.* Torino 1888. p. 76/77.

besucht hatte und Fr. d'Amboise schon 1583 die Maske verwertete? Übrigens hatte Ganassa — den Fest S. 43 hartnäckig Ganasse nennt — mit der Rolle des Capitans nichts zu thun, er war Zanni. Was den Capitan Spavento anbelangt, so ist er älter als F. Andreini, er figuriert schon in Paraboscos Lustspiel *Il Pellegrino*, gedr. 1552, d. h. zu einer Zeit, wo Andreini (geb. 1548) noch nicht vier Jahre alt war. Köstlich ist es, daſs Fest den Fabrizio (de Fornaris) S. 15 als italienischen Capitano anführt und S. 56 als spanischen. — S. 43 sagt Fest: 'Der berühmte italienische Komponist Orlando di Lasso schrieb für den bayerischen Herzog Wilhelm I. eine Oper, in welcher der spagnuolo desperato Don Diego de Mendoza die Hauptrolle spielt. Aber in der commedia dell'arte tritt er ungleich öfter auf.' Der erste aus Aly wörtlich abgeschriebene Satz enthält schier mehr Schnitzer als Wörter: 1. Orlando (Roland de Lattre) war kein Italiener, sondern ein Niederländer (aus Mons). 2. Er schrieb keine Opern, denn 3. die ersten Opern gehörten ja dem Ende des 16. bzw. dem Anfange des 17. Jahrh. an. 4. Er verfaſste in Gemeinschaft mit Massimo Troiano das Scenario einer Commedia dell'arte, bei deren Aufführung (1568) er selbst mitwirkte. Diese Aufführung fand aber 5. nicht vor Wilhelm I., sondern vor Wilhelm V. (damals Kronprinz) statt. 6. Der Spanier spielte durchaus nicht die Hauptrolle darin. 7. Der von Fest betonte Gegensatz zur Commedia dell'arte ist damit gegenstandslos. Das Stärkste ist nun, daſs Fest sich bei diesen Sätzen auf v. Reinhardstöttners Buch über Plautus beruft, ohne indes den geringsten Versuch gemacht zu haben, seine Unrichtigkeiten mittelst der korrekten Angaben daselbst (652) zu verbessern. — Ebendaselbst sagt Fest: Im Teatro delle Favole rappresentative des Scala fehlt unter 50 Stücken der Capitan nur sechsmal.' Der Satz ist wörtlich und ohne Quellangabe v. Reinhardstöttner S. 652 entnommen, ebenso der Satz S. 1: 'Der miles gloriosus ... hat sich die Bühnen aller Nationen und aller Jahrhunderte erobert' (Reinh. S. 605), ferner der Satz S. 23 'Gleich beim Erscheinen spricht der Held von seiner Kampfbegier und berichtet uns seine Heldenthaten' (R. S. 663). S. 4 sagt Fest: 'Mit groſsthuerischem Prahlen und in gespreizt bunter Kleidung stürzt dieser auf die Bühne, um ohne Sinn und Verstand immer nur von Kampf und Streit zu schwatzen.' Dieser und die zwei folgenden Sätze stammen wörtlich aus Aly (S. 470). — S. 23 behauptet Fest vom Franc Archier de Baignollet, es sei 'eine Figur, die unverkennbar einige Züge des Miles an sich hat'! Auf der anderen Seite urteilt er: 'Wir haben in dieser Farce das Bild eines miles, wie es vollendeter nicht gezeichnet werden kann.' — S. 26 sagt Fest von den Francs-Archers: 'Nachdem sie ... 1480 abgeschafft worden waren, verfielen sie den Angriffen der Satire.' Wohl umgekehrt. — S. 44 A2 nennt Fest den Fr. Andreini 'das Haupt der Gelosi' und redet von seinem 'groſsen Matamorenstück *Le Bravure del capitan Spavento*'. Dagegen ist zu erinnern, daſs Andreini wohl später Haupt einer Schauspieltruppe, aber nur Mitglied, nie Haupt der Gelosi war, und daſs die *Bravure* — wie er schon aus v. Reinhardstöttner (S. 658) hätte lernen können — kein Stück, sondern nur unzusammenhängende Gespräche (ragionamenti)

zwischen dem Capitan und seinem Diener sind.[1] — Ein vollkommen falsches Bild entwirft der Verfasser von Lariveys Lustspielen (S. 60—66). Obwohl ihm nicht unbekannt war, dafs der Kanonikus von Troyes durchweg italienische Vorlagen für seine Dichtungen hatte, so behandelt er sie doch wie Originale. Er macht es allerdings nur wie fast alle, die über Larivey bisher handelten, wie Parfaict, H. Lucas, Darmesteter et Hatzfeld, G. Wenzel u. a.[2] Keiner von ihnen hat sich der Mühe unterzogen, die Nachdichtungen Lariveys mit den Vorbildern zu vergleichen. Was Fest speciell über die Stücke sagt, ist grundfalsch. So behauptet er beispielsweise: Larivey 'übersetzte ... zugleich die regelmäfsigen Komödien der Italiener und ihre Improvisationen der Commedia dell'arte und führte die originellen und bestimmt ausgeprägten Typen jener grotesken Welt in Frankreich ein.' Ich konstatiere demgegenüber, dafs Larivey sich um die Improvisationen der Stegreifkomödie gar nicht kümmerte und dafs alles, was sich bei ihm von 'Typen' jener 'grotesken Welt' findet, ausschliefslich der commedia erudita entnommen ist. Larivey ist nur Übersetzer. Höchstens änderte er — und das nicht immer — die Namen der Personen und Orte, ersetzte ital. Verhältnisse, Anspielungen u. s. w. durch französische und kürzte, beseitigte und versetzte Scenen. Nicht sehr häufig änderte er etwas an den Reden der Personen. So finden sich denn sämtliche von Fest citierten Scenen und Stellen, auf die er bald diesen, bald jenen Schlufs baut, unverändert in den betreffenden italienischen Vorbildern.[3] — S. 70

[1] Ich besitze ein Büchlein, betitelt *Rodomontadas españolas recopiladas de los Comentarios de los muy espantosos ... Capitanes Matamoros, Crocodillo y Rajabroqueles* etc. (Ven. 1627), das einen Lorenzo Franciosini, professore della lingua Ital. e Spagnola zu Siena zum Verfasser, oder richtiger gesagt, zum Herausgeber hat und 49 meist längere Aufschneidereien eines Capitano spanisch mit italienischer und französischer Übersetzung enthält. Franciosini, der sein Büchlein einem Baron von Königseck und Aulendorff dedizierte, bemerkt in der Vorrede, dafs die Rodomontadas schon zuvor einmal in Lyon 'stroppiate ed appestate' erschienen waren. Das 57 Blätter (16°) umfassende Werkchen ist ein Beweis für die Beliebtheit, deren sich die Aufschneidereien der Capitani erfreuten. Brunet führt übrigens schon eine Ausgabe der *Rodomontadas* von 1607, aber ohne o. O. an, eine Lyoner Ausgabe kennt er nicht.

[2] Die richtigsten Angaben sind immer noch die, welche der moderne Herausgeber Lariveys, P. Jannet, gemacht hat. Auch v. Reinhardstöttner äufsert sich in seinem *Plautus, Spätere Bearbeitungen etc.* treffend über das Verhältnis dreier Stücke zu ihren Vorlagen.

[3] So meint Fest z. B. S. 61: 'In der 6. Scene des 5. Aktes (der *Jaloux*) lehnt sich Larivey stark an den *Eunuchus* des Terenz an.' Er citiert hierauf mehrere Stellen. Allein alle diese sind nur Übersetzungen aus Gabianis *Gelosi*. Man vergleiche:

Larivey	Gabiani
Oy; je vous fais cet advantage parce que je sçay que desirez acquerir honneur.	Ma si, io ui fo questo uantaggio, perche so, che desiderate acquistar honore.
Et si vous voulez vous ergotter un petit sur la pointe du pied, vous le partirez jusques à la raye du cul.	Se tu ti leui ancora alquanto piu in punta di piedi, il partirai fino alle calcagna.

S. 62 heifst es: 'Der Einflufs des Plautus ist zu erkennen in der 5. Scene des 2. Aktes u. s. w.' Auch hier lehnte sich Larivey nicht an Plautus an, sondern übersetzte getreu nach seiner Vorlage. Man vergleiche:

spricht Fest von Du Peschiers *Comédie des Comédies*, die er wirklich als 'aus dem Italienischen übersetzt' ansieht und von der er nicht weifs, dafs 'c'est un centon des passages les plus ampoulés de Balzac, dont l'auteur cherche à faire ressortir le ridicule,'[1] und ebensowenig, dafs Peschier nur ein Pseudonym für De Barry ist. — S. 69 bezeichnet Fest ein paar spanische Sätze des Capitano Fierabras in Montlucs *Comédie des Proverbes* als 'Maccaroni-Spanisch'!!

Besonders störend ist es, dafs Fest so vieles in seine Arbeit hineingezogen hat, das eigentlich nicht hineingehörte. Schildert uns irgend ein Dramatiker der älteren oder neueren Zeit einen Furchtsamen, einen Feigling, einen Prahler, sofort wittert Fest einen Vertreter der Miles-Rolle heraus. Meines Erachtens hätte er z. B. den Schäfer Robin in A. de la Halles bekanntem *jeu*, den Pilatus und die Teufel in den Mysterien, das Mystère *Julien et Libanius*, die Moralité *l'Homme obstiné*, Troterels *Les Corrivaux* u. dgl. mehr besser weggelassen. Wenn er ferner Corneilles *Le Menteur* (Dorante) als einen modernisierten Miles betrachtet, so geht er entschieden zu weit. Das Gleiche gilt von verschiedenen Charakteren bei Molière, wie Acaste, Mr. Jourdain, Scapin, Sganarelle, Mascarille, die Marquis ridicules u. s. w., die er alle als verfeinerte, 'individualisierte' Kopien des alten Miles angesehen wissen will, als ob der grofse Menschenbeobachter Molière die Charaktere eines dummen Prahlers, einen feigen Bedienten nicht der Natur abzulauschen verstanden hätte. Auf der anderen Seite vermifst man manches nicht Unwichtige. Neben Herodes hätten seine Soldaten und die Wachen an Christi Grab Platz finden können. Es hätte Erwähnung verdient, dafs die mittelalterliche Ritterdichtung und ihre Ausläufer im 16. Jahrhundert nicht ohne Einflufs auf die Miles-Rolle geblieben, wie schon die Namen der Capitani Aspramonte (Donzellini), Sferamonte (Gattici), Fierabras (Larivey), Rodomont (R. Belleau und Tournebu) und ähnliche bezeugen. Ich vermisse aufserdem mehrere Stücke des 17. Jahrhunderts, so z. B. *Les Ramoneurs* (1620 anonym erschienen und 1662 von de Villiers unter gleichem Titel nachgeahmt), Tristan l'Hermites *Le Parasite* (1653 gespielt), Chevaliers *Le Cartel de Guillot* (1660), dessen *'Les Galans ridicules'* (1662), Dorimons *La femme industrieuse* (1661), dessen *l'Ecole des Cocus* und den anonymen Einakter *Le Soldat poltron* (1668). Was Tristan l'Hermites *Le Parasite* betrifft, so bemerkt Fest in einer Anmerkung zu S. 95, dafs es ihm nicht zugänglich gewesen sei. Dabei be-

Larivey	Gabiani
Vincent. Dieu sçait si cestuy-ci vid jamais attaquer escarmouche, ou s'il sçait, combien il est obligé à ses jambes.	*Eromane.* Dio sa se costui uide mai appicarsi scaramuzza, o se conosce quanto obligo egli habbia ad hauere alle gambe.
Fierabras. Que dictes-vous de jambes?	*Zeladelpho.* Que ditu di gambe?

[1] Also ist zu lesen in der von Fest viel citierten Sammlung *Ancien Théâtre français* Bd. IX, S. 233, aus der er auch das Stück kannte. Auf der gleichen Seite, sowie in der von ihm gleichfalls oft citierten Sammlung E. Fourniers *Le Théatre français au XVIe et au XVIIe siècle* I, S. 516 ff. hätte er auch alle weiteren Angaben über Autor und Stück gefunden.

ruft er sich in der gleichen Anmerkung auf Fournels *Les Contemporains de Molière*, ein Werk, das er auch unter seinen Hilfsmitteln anführte. Wie konnte er aber übersehen, dafs im dritten Bande der *Contemporains* ein Neudruck des *Parasite* sich findet?[1] — Die beträchtlichste Lücke in Fests Schrift ist, dafs er mit keinem Worte das Théâtre-Italien zu Paris streift, das, weit über ein Jahrhundert bestehend und schon im 17. Jahrh. auch französische Dichter heranziehend, lange die Maske des Bramarbas zuerst als Capitan, dann als Scaramouche und schliefslich, freilich sehr abgeschwächt, als Arlequin festgehalten hat. Nachdem Dichter wie Monchenay, Palaprat, Le Noble, Fr. Regnard, Dufresny u. a. für dieses Theater arbeiteten, wäre es wohl Fests Aufgabe gewesen, dasselbe in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.

Zum Schlufs mufs ich mein Erstaunen darüber bekunden, dafs die Herausgeber in Fests Dissertation Sätze und Stilblüten haben passieren lassen, wie nachstehende: (S. 8) 'um so eher mufsten dann die Dichter die Gelegenheit ergreifen, ihn unter der Maske des Griechischen einer Verspottung preiszugeben, die, wie das Schicksal des Dichters Naevius beweist, der einen allzufreien Angriff auf die vornehmen Römer mit dem Gefängnisse büfsen mufste, in direkter Anwendung auf römische Verhältnisse gefährliche Folgen nach sich hätte ziehen können.' — (S. 30) 'Diese Wiedergeburt des Klassizismus ist natürlich nicht plötzlich aus dem Boden herausgewachsen.' — (S. 31) 'Beide ... liefsen der ungebundenen Freiheit so sehr die Zügel schiefsen, dafs man gezwungen war, sie durch Gesetze und Verbote einzudämmen.

München. A. L. Stiefel.

Dr. Friedrich Klein, Der Chor in den wichtigsten Tragödien der französischen Renaissance. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XII. Heft.) Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1897. XX, 144 S. 8. M. 2,80.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster mehr als ein Dritteil des Buches umfafst und auf 51 Seiten über 'Die Auffassung der Kunsttheoretiker vom tragischen Chore in alter und neuer Zeit' handelt. Von Aristoteles bis auf die Gegenwart werden die dem Verfasser bekannt gewordenen Äufserungen über den Chor zusammengestellt, um aus ihnen eine klare Erkenntnis von der Aufgabe und dem

---

[1] Mein Aufsatz über den *Parasite* und seine Quelle (Archiv Bd. LXXXVI, S. 47—80) blieb ihm natürlich auch unbekannt. Ich benutze die Gelegenheit, um hier nachzutragen, dafs die von mir darin angeführten Angaben F. Bartolis über 'Fabrizio de Fornaris auf die Einleitung der Pariser Ausgabe der Angelica (Abel L'Angelier 1585) zurückgehen. Hiernach ist meine Bemerkung *Archiv* LXXXVI, S. 51, Z. 13 von oben zu ergänzen.

eigentlichen Zwecke des Chores zu gewinnen. Das Richtige haben scheinbar erst Siebenlist (1880) und, an diesen anschliefsend, Baumgart (1887), der Verfasser der 'bedeutendsten Poetik der Gegenwart', erkannt. Siebenlist hat 'endlich' das 'Schlagwort' gefunden: 'Der Chor hat als dramatische Hauptperson insbesondere auf die wahre und eigentliche Wirkung der Tragödie — nach Aristoteles die κάθαρσις τῶν παθημάτων — hinzuarbeiten,' und Baumgart weist darauf hin, 'dafs die Alten in der Institution des Chores ein vortreffliches Mittel besafsen, ... die Wucht der tragischen Handlung in jedem von dem Dichter gewünschten Grade mit Hilfe der durch die Macht der Musik und des feierlichen Tanzes unterstützten Lieder zu verstärken.' Das ist das wahre Ziel, die eigentliche Mission des tragischen Chores. Aber der Verfasser will nun zeigen, dafs dieser Gedanke, ohne dafs Baumgart etc. es gewufst hätten, schon von Aristoteles angedeutet war. Dieser verlangt: 1) Der Chor soll einer der Darsteller sein. Also Darsteller, nicht Zuschauer; und nur einer der Darsteller, d. h. 'nicht ebensoviele dramatische Personen sollen es sein, wie sich dem Auge darbieten, auch soll er nicht mehrere verschiedenartige Gruppen bilden, wie man es dem Schillerschen Chore vorgeworfen hat, und wie es bei Claude Billard der Fall war, in dessen *Henri IV.* nach jedem Akte ein besonderer Chor auftrat, sondern diese sinnenfällige Vielheit soll eine ideelle Einheit repräsentieren.' 2) Der Chor soll ein Teil des Ganzen sein. Diese zweite Vorschrift wird zwar gewöhnlich als der ersten synonym angesehen, ist es aber nicht, denn sie besagt, dafs 'der Chor mit seinem persönlichen Interesse an dem Gange der betreffenden Ereignisse beteiligt' sein soll. 3) Der Chor soll συναγωνίζεσθαι. Auch dieser Begriff ist 'nichts weniger als ein den beiden vorausgehenden Bestimmungen synonymer.' συναγωνίζεσθαι heifst: 'mitwirken zur Erreichung des Zieles der Tragödie,' wobei aber 'nicht an den materiellen Sieg in dem ἀγών, sondern an das Ziel der Tragödie als solcher zu denken ist', welches weiter nichts ist als die tragische Katharsis. Der Chor soll mitwirken an der Erreichung der tragischen Katharsis, d. i. also die dritte Vorschrift des Aristoteles, die nach der Meinung des Verfassers in dem Worte συναγωνίζεσθαι liegt: 'So hat Aristoteles allerdings in seiner Poetik als drittes, und zwar als dramaturgisches Ziel des Chores das angedeutet, was die poetische Kritik erst nach zweitausendjährigem Ringen als sein Hauptziel erkannt hat. Die auf ihrer Höhe angelangte Forschung ist damit zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt.' — Zu dem Vorstehenden möchte ich meinerseits blofs bemerken, dafs ich zwar die Erklärung, die Klein dem Worte συναγωνίζεσθαι giebt, für sprachlich unzulässig halte, andererseits aber nicht daran zweifle, dafs der Chor in der Meinung des Aristoteles an der Erzielung der Katharsis mitzuwirken hatte: denn wenn diese das Ziel des Ganzen war, so mufste der Chor als integrierender Bestandteil selbstverständlich dazu beitragen. Das war so selbstverständlich, dafs der 'Wortsparer' Aristoteles das gar nicht erst zu sagen brauchte. Aber als 'dramatische Hauptperson' hat Aristoteles den Chor nicht angesehen, und in der That ist er es auch in weitaus den meisten

uns erhaltenen griechischen Tragödien nicht, weshalb mir Siebenlist mit dem Ausdruck nicht recht zu haben scheint.

Der zweite Abschnitt untersucht die Tragödien Jodelles (*Cléopâtre*, *Didon*), Grévins (*César*) und Garniers (*Porcie*, *Cornélie*, *Marc-Antoine*, *Hippolyte*, *la Troade*, *Antigone*, *les Juives*), also im ganzen zehn Tragödien, die die wichtigsten des 16. Jahrhunderts sein sollen, jede einzeln für sich nach den erwähnten drei aristotelischen (oder vermeintlich aristotelischen) Vorschriften, zu denen als vierter Gegenstand der Untersuchung jedesmal die Beurteilung des ästhetischen Wertes der Chorlieder und fünftens die Angabe von deren Versmafs und Verszahl kommt. — Über die jedesmal an fünfter Stelle gemachten Angaben ist nicht viel zu sagen, aufser dafs die Bezeichnung der weiblichen Reime durch b d f h k u. s. w., im Gegensatz zu den männlichen Reimen, für die die Buchstaben a c e g i etc. reserviert sind, nicht besonders übersichtlich ist. Die Bezeichnung der weiblichen Reime durch einen dem Buchtaben vor- oder nachgesetzten Halbkreis, Stern oder dergl. hätte den Vorteil gehabt, dafs man nicht nachzuzählen brauchte, ob der betreffende Buchstabe im Alphabet an gerader oder ungerader Stelle steht. Die unter Nr. 4 gegebene allgemein ästhetische Wertschätzung der einzelnen Lieder fällt naturgemäfs verschieden aus. Am wichtigsten sind die jedesmaligen drei ersten Punkte der Untersuchung, und da lassen sich die Resultate wie folgt zusammenfassen: 1) Der ersten auf den Chor bezüglichen Forderung des Aristoteles werden die meisten Tragödien (nämlich sechs von zehn) schon deshalb nicht gerecht, weil sie, statt eines einzigen, zwei oder gar drei Chöre aufweisen; 2) der Zusammenhang zwischen Chor und Handlung ist meistens ziemlich gewahrt, doch ist er manchmal auch recht locker, und einzelne Chorlieder könnten ebensogut in anderen Tragödien angebracht sein (ἐμβόλιμα); 3) seiner höchsten Aufgabe, nämlich der Mitwirkung zur tragischen Katharsis, wird der Chor nirgends gerecht, schon aus dem Grunde, weil keine einzige der zehn Tragödien überhaupt dazu angethan ist, die Katharsis hervorzurufen.

Ich mufs es mir versagen (und thue es mit Freuden), hier den Begriff der Katharsis, für den Klein sich auf Baumgart zu verweisen begnügt, und die damit zusammenhängende Frage über die tragische Schuld zu erörtern. Es scheint mir, als ob in letzterer Hinsicht der Verfasser im Ausdruck nicht immer behutsam genug wäre, während er doch wohl das Richtige meint. So sagt er S. 58 in Bezug auf Jodelles *Cléopâtre*: zu dem 'Mitleid im Sinne der Tragödie ... gehört als wesentliche Bedingung, dafs das Leiden als u n v e r s c h u l d e t erscheint; das Mitleid aber mit verdientem Unglück ist nur eine "philanthropische" Empfindung[1] und als solche untragisch'. Ähnlich heifst es mit Bezug auf Garniers Antonius

[1] Nebenbei bemerkt ist die obige Auffassung von *φιλάνθρωπον* sehr fraglich. Aristoteles scheidet ausdrücklich zwischen Mitleid und Furcht einerseits und *φιλάνθρωπον* andererseits, deshalb geht es schon nicht gut an, letzteres durch 'M i t l e i d mit verdientem Unglück' wiederzugeben.

(S. 92): 'Sein Leiden ist also ein selbstverschuldetes und somit ein zur Behandlung in der Tragödie völlig ungeeignetes ...' Umgekehrt ist bei Jodelles *Didon* (S. 65), bei Garniers *Porcie* (S. 78), *Cornélie* (S. 86), *Troade* (S. 107), getadelt, dafs die betreffenden tragischen Hauptpersonen völlig unschuldig leiden, und derselbe Tadel trifft auch die tragische Gestalt des Hippolyt, während es mit Bezug auf Phädra wieder heifst, dafs 'tragisches Mitleid nur einem unverdienten Leiden gegenüber seinen Platz hat.' Der Ausdruck scheint mir bei Kleopatra, Antonius und Phädra nicht präzis genug gefafst: das Leiden soll ja bis zu einem gewissen, wenn auch verhältnismäfsig geringen Grade selbst verschuldet sein. Überhaupt dünkt mich die Betrachtungsweise Kleins hinsichtlich der Katharsis und der tragischen Schuld etwas engherzig. Doch darauf wollte ich ja nicht eingehen; dagegen kann ich nicht umhin, vom historischen und philologischen Standpunkt gegen diese rein ästhetische, auf aristotelische Regeln gegründete Betrachtungsweise des Chores französischer Tragödien des 16. Jahrhunderts Bedenken geltend zu machen. Vorausgesetzt auch die Vorschriften über Aufgabe und Zweck des Chores, um die sich Kleins Arbeit dreht, seien zweifellos richtig aufgefafst, so sind sie doch von Aristoteles erst nachträglich aus der Entwickelung der Tragödie abstrahiert. Geht man nun auf diese Entwickelung zurück, so stellen sich die Dinge nicht etwa so dar, als ob die Tragödie ursprünglich eine vor den Augen des Zuschauers in dialogischer Form sich abspielende Handlung gewesen wäre, der man nachher, in der Absicht dadurch eine erhöhte Katharsis zu erzielen, einen Chor zugesellt hätte. Vielmehr waren die Chorgesänge der Ausgangspunkt, an den sich erst nach und nach die Dialogpartien angegliedert haben. Je mehr sich nun der Dialog entwickelte, um so mehr verlor der Chor an Bedeutung, bis er zu einem äufserlichen Zierat herabsank, der mehr störend als fördernd wirkte. Dahin war es schon lange vor der Poetik des Aristoteles gekommen, tadelt dieser doch den Agathon dafür, dafs er zuerst damit angefangen habe, seinen Chor blofs eingelegte Lieder singen zu lassen, worin er dann bei den Späteren Nachahmung gefunden habe. Aristoteles stellte sich auf einen konservativen Standpunkt; er wollte den Zustand, wie er durch Sophokles überliefert war, beibehalten. Aber das war ein vergebliches Beginnen; nachdem die Entwickelung einmal darüber hinausgeschritten war, konnte sie nicht mehr zurückgeschraubt werden, sondern sie mufste weiter gehen bis zur völligen Abschaffung des Chores, wie in der jüngeren attischen Komödie. Nun betrachte man die Sachlage: Schon die Behandlung, die Euripides dem Chor zu teil werden liefs, fand Aristoteles tadelnswert. Seneca, der hauptsächlich Euripides nachahmt, hätte mit seinen Chören sicherlich noch weniger Gnade vor dem Verfasser der Poetik gefunden. Da war es doch von vornherein gar nicht zu erwarten, dafs die französischen Tragiker des 16. Jahrhunderts, die ihrerseits wieder hauptsächlich Seneca nachahmen, in der Chorbehandlung den aristotelischen Forderungen entsprechen würden.

Waren also für den von aristotelischen Anschauungen ausgehenden Ästhetiker die Chöre der französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts

überhaupt kein dankbares Thema, so wäre dagegen von einer philologischen Behandlung mancherlei zu erwarten gewesen. Die französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts sind aus einer gelehrten Nachahmung der lateinischen und griechischen hervorgegangen, und sie sind aufserdem stark von den Italienern beeinflufst, die ja den Franzosen mit ihrem Beispiel vorangegangen waren. Ein Vergleich mit den Vorbildern wäre also zunächst am Platze gewesen, um zu erkennen, ob die Verstöfse gegen Aristoteles erst auf Rechnung der Franzosen kommen, oder ob und wie weit sie sich schon in den lateinischen und griechischen Originalen finden, auf italienischen Einflufs zurückzuführen sind u. s. w. Davon ist aber bei Klein so gut wie nichts zu finden, und das scheint mir nicht zu rechtfertigen, da die Dinge eben in ihrem geschichtlichen Zusammenhange begriffen werden müssen, und es nicht angeht, einfach zehn Tragödien beliebig herauszureifsen und, unbekümmert um die litterarischen Zusammenhänge, für sich zu betrachten. Der blofse Ästhetiker mag ja das thun, aber das vorliegende Buch soll doch ein Beitrag zur romanischen Philologie sein. So viel ich sehe, weist Klein nur bei Garniers *Antigone* gelegentlich auf Sophokles' gleichnamige Tragödie, aber das genügt hier um so weniger, als noch andere Quellen für diese Tragödie Garniers in Betracht kommen (vgl. jetzt H. Morf, Gesch. der neueren frz. Litt. I, 213). Es ist doch nicht schwer zu erkennen, dafs die Gedanken, Bilder und Vergleiche in den Chorgesängen der verschiedenen französischen Tragödien grofsenteils stereotyp und Seneca mehr oder weniger wörtlich entlehntes Gut sind. Bei Besprechung von Garniers *Troade* ist der *Troërinnen* Senecas und Euripides' und der *Hekabe* des letzteren (vgl. schon Ebert, Entwickelungsgesch. der frz. Trag. S. 156 f.) mit keinem Worte gedacht, und doch ist es beispielsweise auf den ersten Blick zu erkennen, dafs Hecubas Klage zu Anfang des Garnierschen Stückes und der sich anschliefsende Wechselgesang den *Troërinnen* Senecas bis ins einzelne nachgeahmt sind. Und bei Garniers *Hippolyte* wäre ein Vergleich mit dem erhaltenen *Hippolytos* des Euripides und mit Senecas *Phaedra* um so mehr am Platze gewesen, als die beiden Chöre, die Klein bei Garnier tadelt, sich schon bei Euripides finden, jedoch mit dem Unterschiede, dafs dort der Chor der Jäger ein blofser Nebenchor ist, der sich nur während des Prologs auf der Bühne befindet und dann noch vor dem Einzuge des eigentlichen (Haupt-) Chores in die Orchestra (Parodos) wieder abgetreten ist (vgl. meine Beiträge zur Litteraturgesch. des Mittelalters und der Renaissance II, 142. Ich kann hier Morf nicht beistimmen, wenn er a. a. O. erklärt, dafs Garnier im *Hippolyte* blofs Seneca gefolgt sei, aber Euripides nicht benutzt habe. Bei Seneca treten allerdings auch Jäger im ersten Akte auf, aber sie bleiben stumm). Ein Vergleich mit Euripides und Seneca hätte Klein ferner auch leichter über die Frage hinweggeholfen, ob der andere Chor des *Hippolyte* aus Männern oder Frauen besteht; in dem erhaltenen *Hippolytos* des Euripides besteht der Hauptchor sicher aus Frauen, und das Gleiche ist für den Chor in Senecas *Phaedra* mindestens sehr wahrscheinlich. So liefse sich noch in vielen Fällen zeigen, wie empfindlich

sich der Mangel einer Heranziehung der Vorbilder für ganze Tragödien oder einzelne Chorpartien geltend macht.

Aufserdem ist aber zu bemerken, dafs Aristoteles noch mehr als blofs die drei Dinge, die ihm Klein zuschreibt, über den tragischen Chor sagt. Er spricht von Parodos, Stasimen, Bühnengesängen und Kommen; er sagt, der Prolog sei derjenige ein Ganzes bildende Teil der Tragödie, der vor der Parodos des Chores sich abspiele, während das Epeisodion derjenige ein Ganzes bildende Teil sei, der zwischen zwei Chorgesängen liege, und die Exodos derjenige ein Ganzes bildende Teil, auf welchen kein Chorgesang mehr folge u. s. w. Die systematische Betrachtung dieser Fragen hätte meines Erachtens auch zum Thema gehört, und würde uns über die Anschauung, die die Dichter des 16. Jahrhunderts vom Chore hatten, willkommenen Aufschlufs gewährt haben. Nur die Thatsache, dafs die französischen Tragiker die Chöre auch innerhalb der Akte singen lassen, finde ich hervorgehoben, wobei dann aber blofs gesagt ist, dafs dies 'sowohl gegen die Gepflogenheiten der antiken Dramatiker, als auch gegen die Autorität des J. C. Scaliger' verstofse (S. 79; vgl. auch S. 129 f.), die Autorität des Aristoteles aber nicht erwähnt ist. Aufserdem ist allerdings auch noch eine gelegentliche kurze Bemerkung über die Wechselgesänge (S. 104 nebst Anm. 1) zu finden, die aber nur die Thatsache von deren Vorhandensein in der betreffenden französischen Tragödie des 16. Jahrhunderts erwähnt. Dagegen wird man nichts darüber finden, dafs der Chor erst nach dem ersten Akte, der weiter nichts ist als der Prolog, auftreten sollte. Von dem, was vor seinem Erscheinen auf der Bühne verhandelt worden ist, konnte der Chor natürlich nicht Zeuge sein, und es ist daher vom Standpunkt der antiken Tragödie und des Aristoteles verkehrt, zu verlangen, dafs die Parodos des Chores sich direkt auf das beziehe, was die Zuschauer im Prolog zu sehen und zu hören bekommen haben. Klein stellt aber an den Chorgesang nach dem ersten Akte, die Parodos, genau dieselben Anforderungen hinsichtlich des engen inhaltlichen Zusammenhanges mit dem, was eben auf der Bühne vorging, wie an die übrigen Chorgesänge und sieht es als selbstverständlich an, dafs der Chor während des ersten Aktes genau so zugegen war, wie bei den späteren Akten. Gewifs scheint es in den französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts so zu sein, dafs der Chor schon gleich mit Beginn des ersten Aktes anwesend zu denken ist, aber das steht doch im Widerspruch mit der alten Tragödie und mit Aristoteles, da doch der erste Akt eben der Prolog ist. (Man kann sich also nicht auf die zwei Beispiele bei Aischylos berufen, wo der Chor von Anfang an da ist, denn da fehlt eben der Prolog, ein Fall, der bei Sophokles und den späteren nicht mehr vorkommt und daher auch von Aristoteles nicht vorgesehen ist.) Zu bemerken ist ferner, dafs im alten Theater der Chorgesang nicht den vorhergehenden Akt schliefst, sondern vielmehr den vorhergehenden und den folgenden Akt verbindet, so dafs der Chorgesang ebensogut als der Anfang des neuen wie als der Schlufs des vorangegangenen Aktes angesehen werden kann. Wie oft findet man in der alten Tragödie, dafs gegen Ende des Chorgesanges auf

das Herannahen einer Person aufmerksam gemacht und diese zugleich angeredet wird! (Vgl. meine bereits citierten Beiträge II, S. 38, Anm. 2.) Wenn also in französischen Tragödien des 16. Jahrhunderts die Auffassung besteht, dafs erst mit Beendigung des Chorgesanges der Akt zu Ende sei, worauf eine Pause eingetreten, oder der Chor von der Bühne abgetreten sei, um mit Beginn des neuen Aktes wieder zu erscheinen oder einem anderen Chore Platz zu machen, so steht das im Widerspruch mit der alten Tragödie und natürlich auch mit den Anschauungen des Aristoteles. Man sieht aber leicht, wie diese falsche Auffassung die Verwendung verschiedener Chöre erleichterte oder begünstigte. Im griechischen Theater, wo der Chor von der Parodos bis zur Exodos in der Orchestra war und die Vorstellung währenddessen ununterbrochen ihren Fortgang nahm, wäre es schwer gewesen, den Chor die Orchestra räumen und einen von ihm verschiedenen Chor einen neuen Einzug in die Orchestra halten zu lassen. Dieser Fall kommt in der griechischen Tragödie auch gar nicht vor. (Zeitweiliges, motiviertes Verlassen der Orchestra, wie im *Aias*, worauf dann aber derselbe Chor zurückkehrt, ist etwas ganz anderes.) Andererseits läfst allerdings manches, und besonders auch die bekannte Bemerkung Garniers in der Vorrede zur *Bradamante* (vgl. S. 129 f. der vorliegenden Abhandlung), darauf schliefsen, dafs die Tragödien in einem Zuge fortgespielt wurden oder fortgespielt zu denken sind (vgl. Ebert, Entwickelungsgesch. der franz. Trag., S. 156 u. 175); wie lösten dann aber die verschiedenen Chöre einander ab? Die Frage war einer näheren Untersuchung wohl wert. Was dann die Chorlieder innerhalb eines einzelnen Aktes betrifft, so wäre zu scheiden gewesen zwischen kommatischen Gesängen oder selbständigen Chorliedern, die bei Anwesenheit oder bei Abwesenheit von Bühnenpersonen gesungen werden. Sind keine Bühnenpersonen anwesend, so ist zwischen einem Chorgesange innerhalb oder am Ende des Aktes kein sichtlicher Unterschied mehr, aufser vielleicht in der Länge des Gesanges. Es ist klar, dafs nach Aristoteles' Definition ein solcher, durch einen oder zwei oder mehr Chorgesänge geteilter Akt als zwei, drei oder mehr Epeisodien hätte gerechnet werden müssen. Die Zahl der Epeisodien war ja bekanntlich bei den Griechen nicht beschränkt; Euripides' *Medeia* hat beispielsweise einen Prolog, sechs Epeisodien und eine Exodos, also acht Akte. Anders war es, als die Zahl der Akte auf fünf beschränkt wurde, entsprechend der horazischen Vorschrift. Seneca hat sich daran nicht gekehrt; sein *Agamemnon* hat thatsächlich nur vier Akte (s. meine Beiträge II, S. 142, Anm. 1), sein *Oedipus* deren sechs, wie J. C. Scaliger schon richtig angiebt (s. wieder meine Beiträge II, S. 52, Anm. 2). In dem Vulgatatext der Senecaschen Tragödien, der in der Renaissancezeit hauptsächlich verbreitet war, sind aber, abgesehen von den *Phoenissae*, alle Tragödien Senecas und die Praetexta *Octavia* in fünf Akte eingeteilt, so dafs nach dieser Einteilung Senecas *Oedipus* einen (u. z. den fünften) Akt aufweist, der durch ein selbständiges, in Abwesenheit von Bühnenpersonen gesungenes Chorlied in zwei Teile geteilt ist. In der *Octavia* findet sich auch ein selbständiger Chorgesang, ohne dafs

Bühnenpersonen anwesend wären, innerhalb des vierten Aktes. Auf diese Beispiele konnten sich also die Tragiker der Renaissance für ihre in die einzelnen Akte selbst eingelegten Chorgesänge berufen.

Natürlich wäre die Vorbedingung zu einer solchen, nicht blofs ästhetischen, sondern auch litteraturgeschichtlichen Behandlung des Chores gewesen, dafs der Verfasser sich den Genufs gegönnt hatte, die antiken Tragödien selber zu lesen. Davon ist aber in der vorliegenden Arbeit nichts zu spüren; das Wenige, was Klein über das alte Theater sagt, ist aus zweiter Hand geschöpft und zum Teil mifsverstanden. So ist es unrichtig, wenn Klein auf S. 128 die gelegentliche Teilung des Chores im *Aias*, von der er bei Öhmichen gelesen, als 'doppelten Chor' bezeichnet und mit der Zweiheit oder Dreiheit der Chöre in den französischen Tragödien vergleicht. Allerdings giebt Klein selber zu, dafs es sich im *Aias* blofs um eine vorübergehende Trennung des Chores handelt. Zwei verschiedene Chöre hätte er dagegen in Euripides' erhaltenem *Hippolytos* finden können, nur dafs da eben der eine Chor, der Chor der Jäger, ein blofser Nebenchor war, der, wie gesagt, nur im Prolog auf der Bühne erschien und noch vor der Parodos des aus Frauen bestehenden Hauptchores abtrat. Auch im *Agamemnon* und dem zweiten *Hercules* des Seneca, die Ribbeck an der von Klein (a. a. O.) citierten Stelle nennt, handelt es sich nicht um zwei Hauptchöre, sondern blofs um den Chor und einen ein einziges Mal auftretenden Nebenchor. Das einzige wirkliche Beispiel von zwei einander ablösenden Hauptchören bietet innerhalb des ernsten Dramas der Antike nur die Praetexta *Octavia*, was Klein nicht bemerkt hat. (Es sei mir gestattet, dafür noch einmal auf meine Beiträge, II, 141 ff., zu verweisen.) Allerdings verdankt Klein seiner mifsverständlichen Auffassung einer Stelle Öhmichens ein merkwürdiges Beispiel aus der griechischen Tragödie für einen 'doppelten' Chor, nämlich Aristophanes' *Lysistrate!* Ich mufs wörtlich citieren. Klein sagt a. a. O. (S. 128): 'Jodelle und Garnier ... haben ... einen principiell geschiedenen Chor zur Verwendung gebracht. Das aber verstöfst nicht nur gegen die Vorschriften des Aristoteles, sondern auch gegen die Gepflogenheiten der griechischen Tragiker. Denn ein doppelter Chor ist in der Tragödie der Griechen überhaupt nur in zwei Fällen gebraucht worden: in Aristophanes' *Lysistrate* und in Sophokles' *Aias*; in dem letzteren Falle übrigens ist der Chor nur vorübergehend getrennt.' Man möchte gern an blofse Ungenauigkeit des Ausdrucks glauben, stände es nicht so verzweifelt deutlich da; denn eher würde man erwarten Saul unter den Propheten, als Aristophanes unter den Tragikern und seine Lysistrate unter den tragischen Heldinnen zu finden.

Jena. W. Cloëtta.

Antoine Thomas, Essais de philologie française. Paris, Émile Bouillon, 1898. VIII, 441 S. 8. 7 fr.

Antoine Thomas' Beiträge zur Kenntnis der französischen und provenzalischen Sprache alter und neuer Zeit sind ein Werk von hervor-

ragender Bedeutung. Der Verfasser macht zum Gegenstande seiner Untersuchungen das Wort, nicht die zusammenhängende Rede. Er führt bald einzelne Wörter auf ihren Ursprung zurück, bald beleuchtet er Wortbildungsmittel, die ganzen Wortgruppen gemeinsam sind. Zuweilen veranlafst die übergeordnete Aufgabe den Verfasser, gewissen Lautgesetzen sorgfältig nachzugehen, deren Erkenntnis bisher noch gefehlt hat oder unvollständig gewesen ist. Methode und Scharfsinn, Geist und Gelehrsamkeit erfüllen das Werk, das zahlreiche Fragen endgültig beantwortet. Auch da, wo der Verfasser ein Problem noch nicht löst oder selber von dem Ergebnis seines Forschens nicht befriedigt erscheint, ist sein Gedanke, seine Vermutung geistvoll und anregend.

Die Essais zerfallen in zwei Hälften, in 'mélanges philologiques' und 'recherches étymologiques', jenes Betrachtungen zusammenfassender Natur, teilweise Kritiken anderer Werke, dieses etymologische Einzeluntersuchungen. Nur der Schlufsaufsatz des ersten Teils greift in ein anderes Gebiet, in das biographische, hinüber. Dieser, gleichsam das Widmungsblatt des Buches, das sinnig und zugleich bescheiden an den Schlufs des ersten und vor den Anfang des zweiten Teils gerückt ist — und als Widmungsblatt angesehen kann er aufhören, uns inmitten eines Buches von so objektivem Inhalt zu überraschen —, feiert den grofsen Gelehrten und Lehrer des Verfassers, Gaston Paris. Vortrefflich charakterisiert ihn Thomas mit knappen Worten. Besonders aber erfreut der Geist, aus dem seine Worte entspringen, die Bewunderung für den Gelehrten und die Verehrung für den teuren Lehrer. Ich wiederhole jene am 8. Dezember 1870 öffentlich gesprochenen Worte des Meisters der romanischen Philologie in Frankreich, in denen sein erhabener Geist sich so herrlich verkündet: 'Les études communes, poursuivies avec le même esprit dans tous les pays civilisés, forment au-dessus des nationalités restreintes, diverses et trop souvent hostiles une grande patrie qu'aucune guerre ne souille, qu'aucun conquérant ne menace, et où les âmes trouvent le refuge et l'unité que la cité de Dieu leur a donnés en d'autres temps' (zu lesen, da Thomas S. 200 sie ohne diese Angabe mitteilt, bei G. Paris, La poésie du moyen âge, 1 Série[3], S. 90). Und es sei bei dieser Gelegenheit der gleichfalls schönen Worte gedacht, in die der Abbé de Voisenon am 22. Januar 1763, als er den Sitz Crébillons des Älteren in der Académie française einnahm, den gleichen Gedanken kleidete: 'Les gens de Lettres sont liés par une chaîne qu'aucun événement ne peut rompre. Ils se conforment à l'ordre de l'esprit humain, qui de toutes les Nations n'en fait qu'une. Ils semblent, malgré la distance, rapprocher les climats, par leur estime réciproque et la correspondance de leurs richesses littéraires; et quand les Peuples se détruisent, les Savans et les Sages affligés pour l'Humanité, mais toujours calmes, toujours sereins, vivent en paix, et ne sont ennemis que de nom. Ils appartiennent à la même République, et les talens les rendent Concitoyens' (s. Œuvres de Crébillon, Lyon 1803, B. III, S. 218).

Die sprachlichen Aufsätze des ersten Teiles seien zunächst in Kürze aufgezählt: 'Sur la formation du nom du pays de Comenge' (aus *convenae*

convenicus in der baskischen Aussprache *commenicus*); 'La loi de Darmesteter en provençal'; 'Les noms de rivières en *-ain*' (die heute teilweise auf *-in* oder *-ing* ausgehen und männlich sind, ehedem aber weiblich waren und den gleichen Ausgang wie *nonnain, putain* tragen); 'Les noms composés et la dérivation' (im Alt- und Neu-Französischen und -Provenzalischen); 'La dérivation à l'aide des suffixes vocaliques atones' (der Substantiva und Adjektiva bildenden lateinischen Suffixe *-eus -ius -ea -ia* an Substantiv- und Adjektivstämmen und des Verbalsubstantiva bildenden Ausganges *-ium*, im Provenz. auch *-ua*); 'L'origine du parfait provençal en *-et* (= *-etit* nach *stetit*, so in *vendet*, und so auch in *cantet*, nachdem *cantai -as -a* den Tonvokal *e* des Perf. von *dare* und von *stare* erhalten hatte); 'Le celtique *broga* en roman'; 'Le drame de *Glaizé* et le *Cadenas* du Lot'; 'D'un comparatif roman' (*Courtisols*, Commune im Dép. de la Marne, nicht aus *Curtem Ausorum*, sondern aus *Curtem acutiorem*); '*Le Plomb* de Cantal' (Name des höchsten Berggipfels in der Auvergne, aus *pom* = *pomum*); 'Les juifs et la rue *Joutx-aigues*, à Toulouse' (ehedem *Juxaigas* und = *Judäicas*); 'De quelques emprunts du basque au gascon' (bask. *arraske*; *arribera, erribera*; *erdoi*; *erreberia*; *erreka*; *espar*; *pedoi*); 'Sur la formation du nom de la ville d'*Arles*' (von **Árlate* statt *Arélate*, als Obliquus des Nominativs **Arlas* = *Árelas*); 'L'influence du gascon sur la langue française' (im Anschlufs an die ähnlich betitelte Schrift von Lanusse, Grenoble 1891): 'La langue du Dauphiné septentrional' (mit Bemerkungen zu Devaux' Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge, Grenoble 1892); 'Le patois de Cellefrouin, Charente' (Besprechung zweier dasselbe behandelnden Schriften von Rousselot, Paris 1892); 'La langue de Bernard Palissy' (anknüpfend an Ernest Dupuy, B. P., l'homme, l'artiste etc., Paris 1894); 'La signature de la reine Anne de Russie' (der Mutter Philipps I. von Frankreich; im Jahre 1063 in cyrillischer Schrift gegeben, aber *Ana rëina*, d. i. französisches *Ane rëine* mit latinisierender Vertauschung der Auslaute, besagend); 'La sémantique et les lois intellectuelles du langage' (Ausführungen im Anschlufs an Bréals bekanntes Werk, auch an Darmesteters Vie des mots und Victor Henry's Antinomies linguistiques). Den hundert etymologischen Artikeln des zweiten Abschnittes folgt in Form eines Anhangs eine Zusammenstellung von italienischen Wörtern französischen Ursprungs.

Aus der Romania ist uns bereits vor Veröffentlichung dieses Buches die überwiegende Mehrzahl der Abhandlungen beider Teile bekannt geworden; auch ein Teil der übrigen Aufsätze hat schon ein erstes Mal in französischen Zeitschriften, die jedoch nicht überall leicht erreichbar sind, gedruckt gestanden. Die Berichte, die Gröbers Zeitschrift über den Inhalt der Romania zu bringen pflegt, legen daher schon Gutachten deutscher Gelehrter über viele der zu den 'Essais' vereinigten Untersuchungen vor, die zumeist ihre ursprüngliche Fassung bewahrt haben. Trotzdem und obwohl auch die Gesamtausgabe schon mehrere Kritiken hervorgerufen hat, gewährt doch der reiche Inhalt des trefflichen Werkes noch zu ferneren Bemerkungen Anlafs. Ich stelle eine Anzahl derjenigen, die

ich mir bei der so lehrreichen Durchnahme desselben gemacht habe, zusammen. Kleine Ergänzungen, zu denen der Stoff hie und da reizte, und zuweilen eine etwas eingehendere Darlegung abweichender Anschauungen haben zu einer ein wenig umfangreichen Anzeige geführt.

Die Äufserung des Verfassers auf S. 14, dafs die Gleichartigkeit von prov. *terrador* und altfrz. *terreoir* mit Notwendigkeit auf ein gallorom. *terratorium* statt des lat. *territorium* hinweise, selbst wenn jenes nicht bezeugt wäre, läfst sich auch auf prov. *parzo* und altfrz. *parson* S. 24 anwenden, wenn wir auch *partionem* vorläufig erst seit dem 8. Jahrhundert kennen. Dafs **partionem* und nicht die einzelsprachlichen Wörter *parzo* und *parson* erklärt werden müssen, meine ich noch heute, wie ich es Suffixwdl. S. 124 gemeint hatte. Anderer Ansicht ist Meyer-Lübke, Gramm. II, § 350 u. § 496. Ich ging von lat. *portionem* aus, das ich mir unter Einwirkung von *partem* zu **partionem*, ein gewifs früh vollzogener Vorgang, geworden dachte. Vising, Litt.-Bl. 1893, Sp. 344 äufserte später die gleiche Auffassung. Wenn etwas auch die Entstehung von **partionem* aus *partitionem* unter Silbenverschmelzung (oder frühromanischer Ausstofsung des vortonigen Vokals wie in *matutinum*? doch sind die Verhältnisse nicht ganz dieselben) als möglich hinstellt, so ist es das in den Gloss. Philox. 158, 11 überlieferte *mentio* Lüge (*mentio* ἀνάμνησις καὶ ψεῦσμα, s. Rönsch, Semas. Beitr. I, 46), das über die Obliquus-Form (*mentitionem* : *mentionem*) aus *mentitio* hervorgegangen wäre (vgl. *menticius* aus *mentiticius*, s. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. V, 417). Dafs man *mentionem*, Erwähnung, nach *mentiri* umgedeutet hätte, veranlafst etwa durch das Nebeneinanderbestehen von *cantionem* (aus dem Part. *cantus*) und *cantare*, wage ich nicht als möglich hinzustellen. Dann aber scheint allerdings nur die obige Erklärung von *mentionem* in Frage zu kommen, das mit Hinzufügung von *-ea* zugleich eine zusagende Grundform für *mensogne* u. s. w. wäre; für letzteres hatte ich Suffixwdl. S. 170 Anm. eine andere Vermutung ausgesprochen, da ich jenes *mentio* nicht kannte. Bei Schuchardt, Vokal. d. Vlgl. I, S. 157 liest man auch: wal. *menciune* = **mentitio*. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 343 setzt **mentitionea* als Grundform an. Thomas S. 24 Anm. erblickt mit Meyer-Lübke, Litt.-Bl. 1891, Sp. 303 auch in *boisson* und *vençon* die auf lautgesetzlicher Entwickelung beruhenden Vertretungen von *bibitionem* und *venditionem*. Ich verweise hier nur auf Gröber, Arch. f. lat. Lex. VI, 373 und Zeitschr. XX, 427, der von *bibitionem* ein anderes Ergebnis als *boisson* erwartet.

Der für *batre* u. s. w. notwendige vulgäre Typus *battere* statt *battuere*, S. 18, bedarf kaum mehr der Kennzeichnung durch einen Stern. Nachweise für *battere* oder für Ableitungen aus *battuere*, bezw. Composita mit diesem, ohne *u* besitzt man schon seit längerer Zeit vom 6. Jahrhundert ab (*battalia* Cassiodor, s. Diez, Gramm.³ I, 9; offendas *abattas*, Reichen. Gl. 1010, s. Foerster-Koschwitz, Altfrz. Übgsb. Sp. 24; *battedit*, Leg. Sal. etc., s. Du C. s. v. battere 1). Jetzt hat Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. X, 421 *battere* sogar bereits aus einem Denkmal des 4. Jahrhunderts, der Mulomedicina Chironis, belegt. Auch vor anderen Wörtern darf der Stern, den

Thomas ihnen noch giebt, fortbleiben, so vor *minimare* S. 19 (vgl. Wölfflin, Arch. f. lat. Lex. II, 363), vor *serpes* S. 220 und S. 289 (vgl. *serps* bei Venant. Fortun. und dazu Gröber, Arch. f. lat. Lex. V, 466), vor *spicus* S. 243 (s. Georges) u. a., s. später; wohl versehentlich ist er dem Worte *acetabulum* im Index S. 425 beigegeben worden.

In einem sehr lehrreichen Aufsatze, S. 50 ff., beweist Thomas aus dem Wortschatze des Französischen, dafs die Bemerkung Darmesteters, Mots Compos.[2] S. 280, die französische Sprache sei zur Bildung von Ableitungen aus zusammengesetzten Wörtern niemals recht geneigt gewesen, den Thatsachen nicht entspreche. Er vermehrt Darmesteters kurze Reihe solcher Derivate um eine aufserordentlich grofse Zahl gleichartiger Bildungen, die aus allen Zeitaltern der Sprache entnommen sind, und stellt das Vorhandensein jener Art von Wortschöpfung auch im Alt- und Neuprovenzalischen fest. Zunächst scheidet er aber aus Darmesteters Liste, aus jeweils verschiedenen Gründen, einige Wortgruppen aus. Wenn er aber S. 51 *bienveillance* und *malveillance* dem Subst. *malade* in Bezug auf den ersten Bestandteil des Wortes gleichsetzt, so sei 1) an die altfranzösischen Ausdrücke *bone voillance* und *male voillance* erinnert, die in der älteren Zeit verbreiteter als jene gewesen sind und überhaupt erst zur Schöpfung derselben geführt haben, nachdem *male voillance* wegen *malvoillant* in *malvoillance* variiert worden war.[1] *male voillance* (ursprünglicher wiederum als *bone voillance*, da erst das Üble, Unnatürliche, Unerwartete den Gegensatz des Guten in der Sprache schafft) ist eine Bildung wie beispielsweise *mal talent*, *mal ëur*, *male façon* und, was neben *male voillance* seltener begegnet, *male volenté* (so Ly. Ysop. 2528); denn auch *voillance* lebte selbständig. In einer Urkunde vom Jahre 894 (s. Bibl. Éc. Chart. 6. Série, B. 5, S. 435) liest man *mala voluntas*, und dieses entspricht dem *male voillance* oder *male volenté* vollkommen. Allerdings kommt auch *malvoillance* schon früh vor; Godefroy belegt es im Cpl. aus Beneoit u. s. w., und seine Beispiele liefsen sich aus altfrz. Denkmälern noch reich vermehren (Bes. Dieu 1094, Ly. Ysop. 1592, Tr. B. II, 95, 16 etc.). Auch *bienvoillance* findet sich schon im 12. Jahrhundert (Mar. Fr., Fabl. 242, 100 etc., s. auch God. Cpl.). Aber der Ursprung dieser beiden Wörter ist sicherlich, wie gesagt, erst durch das Adjektivum *malvoillant* vermittelt worden, dem *bienvoillant*, daneben auch *bonvoillant*, an die Seite trat. In *malvoillant* ist 2) *mal-* das neutrale *malum* im Accusativ, vgl. z. B. *Je ne doi pas amors grant mal uouloir*, Chast. Coucy IX (s. Littré s. v. vouloir); *malvoillant*, richtiger zuerst *mal voillant*, bedeutet also ursprünglich 'Übles wollend' und *bienvoillant* entsprechend 'Gutes wollend', wie *bonvoillant* noch deutlicher zeigt. Für altfrz. *maus voillanz* im Nom. Sing. (s. das Beispiel bei Tobler, Verm. Beitr. II, 72, vgl. auch *buens voellans* I, 64) vgl. Toblers Deutung von *maus disanz* etc. Verm. B. I, 72. Man könnte sich wohl auch vorstellen, dafs *maus* hier

[1] Man könnte auch sagen, *malvoillance* sei eine völlige Neubildung aus *malvoillant*, aber ich ziehe die obige Erklärung vor.

auf einer Verwechselung von *mal* im Casus Obliquus *mal voillant* mit dem Adj. *mal* beruhe, einer Verwechselung, an der geläufige Nominativbildungen wie *clers luisanz* zum Obliquus *cler luisant* die Schuld trügen. Auch Umdeutung als Adverbium hat *mal* in *malvoillant* erfahren, wie die Schöpfung des Verbums *malvoloir* aus dieser Zusammensetzung beweist (so *mais cil qui droitement recoit est aucune foiz malvolu*, Br. Lat. 284; s. ferner Godefroy). Man könnte **maladicere* (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 275) als eine gleichartige Bildung bezeichnen: ursprünglich *mala* + *dicere*, Übles reden. Aber für das frz. *malëir* wenigstens kommt dieser Typus nach Risops ansprechender Auffassung, Studien S. 30 Anm., nicht in Betracht: *malëir* ist eine erst innerhalb der französischen Sprache geschaffene Analogiebildung zu *benëir* (dessen wie des Vb. *malëir* merkwürdiger Ausgang in dieser Verbalform wohl von *beneoit* her zu begreifen ist, da ja auch *coilloit, fuioit* etc., s. Meyer-L., Gr. II, S. 384, Scheler zu Tr. Belg. I, S. 323, Infinitive auf *-ir* hatten). Gleichartige Bildungen mit *malvoillant, bienvoillant* sind sodann *malfaisant, bienfaisant*; daſs in dem letzteren Worte *bien* Substantivum sei, hat Tobler, Verm. Beitr. I, 72 auſser Zweifel gesetzt, und für *mal faisant* sei nur auf *Mult grant mal funt e cil duc e cil cunte A lur seignur, ki teil cunseill li dunent*, Rol. 378; *Grant mal fist Adam*, Reimpr. A 1 a hingewiesen. Demnach fasse ich auch *malfaisance, bienfaisance*, die von *malfaisant, bienfaisant* kommen, verschieden von Thomas auf, der S. 51 in ihnen gleichfalls die Adverbia *mal* und *bien* erkennen will. Und *maldisance* desgleichen.

Über die Zusammensetzungen mit *malus* und *malum* lieſse sich noch mancherlei bemerken. Ich berühre nur noch das altfrz. *maufé*. In *male fatus* (wie Gröber, Arch. f. lat. Lex. III, 522; Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 507; Körting s. 5007 ansetzen) erklärt sich das Adverbium nicht. Zudem kennen wir aus Petronius, Cena Trim. 42 *malus fatus* (vgl. auch *fatus malus* bei Rönsch, It. Vulg.[2] S. 267). Richtiger ist darum der von G. Paris, Rom. V, 367; XX, 324 gewählte Ansatz *malum fatum*. Aber auch dieser genügt nicht vollständig, da der Nominativ des altfrz. Wortes nicht *maus fez*, sondern stets *maufez* lautet. Vielmehr müssen wir annehmen, daſs die stehend gewordene Verbindung *malum fatum* im Vulgärlatein zu einem Kompositum **malufatum malofatum* zusammengewachsen sei (vgl. aus dem Lat. *fenugræcum fenogræcum*, s. Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, 280, wenn auch die beiden Glieder anders gestellt sind); dieser Obliquus erzeugte dann den neuen Nominativ **malufatus*.

Thomas schlieſst ferner alle aus Eigennamen jeglicher Gattung, die durch Zusammensetzung entstanden sind, gewonnenen Ableitungen aus, also auch wohl Derivata wie *seine-et-marnais, seine-et-oison, haut-marnois, boul-michic* bei Sachs, Suppl., *paidauger* von *pays d'Auge* in der Normandie (s. Moisy, Noms de fam. norm. S. 5), und ganz sicher Ableitungen in latinisierter Form, wie *carolopolitain, carolorégien*. Den S. 52 gegebenen Ableitungen aus Personennamen *donjuanique* (vgl. auch die Neubildungen *donjuanesque, donjuanet* bei Bourget, *donjuanisme*, s. Sachs, Suppl.), *donquichottisme* (daneben auch *donquichottesque, -ique* und *don(-)quichottiste*)

u. s. w. lassen sich noch zahlreiche gleichartige anreihen, so *jeanjacquiser*, *louis-philippique*, *louis-quatorzien* bei Balzac, *saint-antonesque*, *saint-aubinisme*, *sainte-beuviste* (Neolog.), *sarahbernardesque*, und dem S. 52 Anm. 1 berührten *chatnoiresque* aus dem Namen der Kneipe *Chat-Noir* (vgl. daneben *chatnoiriste* aus dem Zeitungsnamen *Chat-Noir*) tritt die Neubildung *moulin-rougesque* an die Seite; auch *tour-eiffelien* oder *-ique* kann man in diesem Zusammenhange erwähnen. Auch bloſse Feminina zu flexionsfähigen Maskulinen, die Komposita sind, will Thomas ausgeschlossen wissen, so *vaurienne* (während das von Darmesteter und von Thomas nicht verzeichnete *vauriennerie* des 17. Jahrhunderts, s. Lacurne, den Derivaten beizuzählen ist) u. a., vgl. auch *commis-voyageuse* und *un quinze-vingt* aus *les quinze-vingts*. Gröber, Zeitschr. XX, 426 beanstandet noch weitere Wortgruppen. Der Ursprung von *deputaire* und *debonnaire* ist allerdings frühzeitig verkannt worden; man kann hierzu auf die wenn auch nur vereinzelt zu belegenden Entstellungen *debonnier* und *deputart* verweisen, welche zeigen, daſs man *-aire* als Suffix verstanden habe. Wenn er aber auch von *cent-et-unième*, *malaisance*, *maintenement* und ähnlichen Bildungen absehen will, da ja zu deren zweiten Bestandteilen das Derivat schon vorhanden gewesen sei, so könnte man einwenden, daſs, abgesehen von der Macht der Analogie, auch ganz naturgemäſs zu dem zufällig auch dem einfachen Worte anhaftenden Suffixe seiner Bedeutung wegen gegriffen worden sein könne und ja beispielsweise einem *malaiseté* kein *aiseté*, einem *maleurer* kein *eurer* gegenüberzustehen scheine. Gewiſs mit Recht sondert Gröber bloſse Übersetzungen, wie *chascunjornal*, aus, sowie ‘Bildungen ad hoc, die keine Lebenskraft besaſsen, weil sich ihrer niemand weiter zu bedienen hatte, als etwa ein Rhetoriker oder ein um den Reim verlegener Dichter’; fährt er aber zum Belege fort ‘wie Evrart, der in seiner Bibel *altresiment* bildete’, so wird man darauf hinweisen dürfen, daſs selbst Crestien de Troies, der (vgl. G. Paris, Litt. fr.[2] S. 247 und S. 249) übrigens noch vor Evrart dichtete, das Wort gebraucht (*Et la rëine autresiment A Deu … le comande*, Erec 272). Ein weiteres Beispiel ist *Apres celuy fossey façoient Un autre et si li lessoient Nuef piez et non plus de largece Et autresimant set d'autece*, J. Prior., Veg. 1736 (am Versende ib. 5272). Eine eigene Rubrik verdiente dieses Wort nebst anderen allerdings deshalb, weil es nur eine Analogiebildung zu *alsiment* und keine eigentliche, die Bedeutung des Primitivs irgendwie verändernde Ableitung ist; zu *alsiment* wiederum s. Tobler, Verm. Beitr. I, S. 83. Nützlich wäre auch eine gesonderte Zusammenstellung der Ableitungen gewesen, die aus bereits vulgärlateinischen Kompositionen geflossen sind.

Zu den von Thomas S. 53 ff. aufgeführten Wörtern lieſse sich noch manch anderes hinzufügen. *bonhommet* steht im Suppl. von Sachs noch als provinzielles Wort angegeben, auch findet man bei Sachs *bonhomiser* und die Neubildung *bonhomique*, vgl. auch das Adv. *bonnefemmement* im Suppl. *champartir*, das man bei Godefroy als Stichwort trifft, übergeht Thomas wohl mit Recht, trotzdem Du C. ein *campipartiri* (vgl. auch *cambipartia*) verzeichnet; aus Lacurne sei aber *grange champarteresse* und

aus dem Kleinen Godefroy *champartier* hinzugefügt. *courbature* trägt der Index bei Darmesteter S. 306 nach. Den Ableitungen von *dindon* S. 54 (für *dindonne* l. *dindonner*) schliefst sich *dindoniphile*, s. Sachs, an. Aufser *adebonairir* (dazu die Ableitung *adebonairissement*) gab es im Altfranzösischen auch *adebonairier*. Von *vinaigre* stammt auch ein Vb. *vinaigrer* (s. auch Littré). *gentilhomme* ergab ferner *gentilhommesque*, *gentilhommaille*, die beide auch bei Littré, Suppl. I stehen, und den Neologismus *gentilhomanie* statt *gentilhommemanie* (bei Sachs, Sppl.). *gendarme* besitzt als weitere Ableitungen *gendarmesque* und *se gendarmobiliser* (bei Sachs, Sppl.). Statt *maugrément* schreibt Sachs, Suppl. *maugréement*. *orfavri* ist wohl Druckfehler für *orfevri*; *orfevrie* in dieser Form belegt Godefroy schon aus dem 15. Jahrhundert (vgl. auch Du C. s. v. aurifabria) und kennt Richelet noch (vgl. Thurot, Prononc. frç. I, 25). Aufser *plafonnage* und *plafonneur* vgl. aus Sachs, Suppl. auch *plafonnier*, *plafonnement* und *plafonnisme*. Als junges Wort vermerkt Sachs, Suppl. auch *prud'hommesque*. Früher als *moyen-âgeux* S. 56 war eine Ableitung *moyen-âgiste* vorhanden, die auch bei Littré steht. Neben *betteravier* kennt Sachs ib. *betteraviste* und die Ableitung *betteraverie*, zu *bondieuxard* auch *bondieusarderie* sowie *bondieuserie* und *bondieutisme*, zu *chaparder* die Ableitungen *chapardeur* im Hptw., *chapardage* im Suppl. und aufser *libre-échangiste* auch die Neubildung *libre-échangisme*.

Zu *bouleverseur* S. 57 tritt *bouleversement* hinzu, das Thomas S. 60 aus dem Wörterbuch der Académie heranzieht und Godefr. Cpl. schon aus dem 16. Jahrhundert nachweist. Sachs bringt im Suppl. noch *croustelevé*, substantivisch verwendet. Bei *débonnaireté* denkt man auch an altfrz. *bonaireté*. Ehedem gab es auch das Adv. *faitardement* (Dict. v. Duez), und Lacurne verzeichnet ein *festardir*. Der Infinitiv *foimentir*, den Sachs mit der Bemerkung veraltet aufführt, ist wohl nur ein Lexikographenprodukt aus *foimenti*; er steht auch bei Roquefort, Lacurne. Im Cpl. von Godefroy findet man das Adv. *malaisement* (Rob. Est.). Sachs hat im Suppl. das Vb. *morpionner*. *pêle-mêler* S. 59 ist noch neufranzösisch (s. auch Littré). Neben *prinsautier* gedenkt man gern des neufrz. *pleinsautier*, das sich an jenes anlehnt (vgl. *depleinsaut* für *deprinsaut*). *tournebouler* S. 60 lebt nach Sachs, Suppl. noch in *tourneboulant* und *tourneboulage*. Derselbe führt ebendort noch *virevoltant* auf (*-er* steht im Hptw., aber mit dem Zusatz veraltet). Zu *banqueroute* stellt sich im Argot, mit *-ier* gleichbedeutend, die Ableitung *banqueroutemard*. Von *bégueule* stammt auch eine Neubildung *bégueulisme*, die schon Littré, Suppl. I bringt. Zu *caillebotter* S. 60 vgl. auch Godefr., Cpl. *champlevée*, das Littré, Suppl. I verzeichnet, ist schon vorher erwähnt worden; wenn Thomas Ableitungen dieser Art absichtlich beiseite gelassen haben sollte, da er auch das Sbst. *chantourné* auf S. 61 übergeht, so mufste er auch *maintenue* S. 62 fortlassen. *chattemite* hat bei Rab. das Fem. *chattemitesse* (s. Godefr., Cpl.), und das Derivatum *chattemiterie* belegt Lacurne auch aus Cotgrave. *cornemuseur* (Sachs schreibt auch *-eux* und *-eu*) hatte die Femininformen *cornemuseresse* (s. God.) und *cornemuseuse* (s. God., Cpl.) neben sich. Sachs

im Suppl. verzeichnet (mit Recht?) den Infinitiv *court-bouillonner*. Im Hptw. führt er ein veraltetes Vb. *s'eaubéniter* auf. *garderobier* steht bei Littré, Suppl. ohne Hist., vgl. daher Godefroy. Sachs kennt auch *gobemouchien*. *gratte-boësser* belegt God. im Cpl. einmal aus dem 16. Jahrhundert, desgleichen *lieutenance*. *maintenance* und *mainteneur*, S. 62, sind aus dem Altfrz. geerbt, und *maintenue* ist bereits aus dem 16. Jahrhundert nachgewiesen worden; Sachs bietet auch *maintenage*. Zu *malencontreux* vgl. schon God. im Cpl., und adjektivisch verwendetes *malencontré* entnimmt er im Hptw. aus Pasquier. Zu *morfondure* s. auch Godefroy, der auch ein *morfondee* einmal belegt; ferner hat Sachs im Suppl. als Neubildung *morfondant*, von *morfondre*. *œufrier* hat wiederum das Sbst. *œufrerie* (Sachs, Suppl.) erzeugt. Bei *printanier* erinnert man sich des häſslichen Gebildes *printin* (für *printanin*) mit gleicher Bedeutung, das Ronsard sich geschaffen (vgl. auch sein *arquencin*, und dazu Günther, Herr. Arch. I, 71). Littré merkt als dem 16. Jahrhundert angehörige Ableitungen *printannal* und *printannin* an. Bei Sachs trifft man als Ableitungen von *saupoudrer* auch die Sbst. *saupoudreur* und *saupoudration*. Im Suppl. findet man bei ihm neutrales *tire-bouchonner* und aus diesem gewonnenes *tire-bouchonnement*. Godefroys Dict. enthält *verjutier, -ière*. Sachs, Suppl. hat als Derivata von *vert-de-gris* auch das Vb. *se vert-de-griser* und das junge Adj. *vert-de-grisâtre*.

Die beträchtlichen Nachträge, die Thomas zu Darmesteter liefert, erschöpfen den Reichtum der französischen Sprache an Ableitungen aus zusammengesetzten Wörtern noch nicht völlig. Im Altfranzösischen macht Godefroy fälschlicherweise *faitement* und *faitierement* zu Stichwörtern. Es würde ihm schwerlich gelungen sein, diese Gebilde in selbständiger Verwendung, ohne Verbindung mit Adverbien wie *si*, *com*, *ainsi*, nachzuweisen. Es handelt sich um das Adverbium zu den adjektivischen Ausdrücken *si fait*, *com fait* u. s. w. (sothan, wiethan), das bald mit einfachem *-ment*, bald mit dem infolge von Verkennung entlehnten *-ierement* gebildet ist. Übrigens hat Godefroy aus *comfaitement* und *sifaitement* nebenher eigene Wörter gemacht. Altfranzösischen Bildungen, wie sie hierhergehören, spüre ich hier nicht weiter nach, ich erwähne nur noch einige neufranzösische. Im Hptw. von Sachs trifft man beispielsweise auch *demi-fleuronné*, *demi-flosculeux*, *demi-lunaire*, *demi-pensionnaire*, *fait-diversier* (Neubildung), *grand-chambrier*, *grand-voilier*, *haut-bannier* (sei aber veraltet; s. bei Godefroy auch *haubanage* und *haubanerie*), *haute-lissier* (vgl. bei Godefroy *haute-lisseor*; noch heute ist *haute-lisseur* mundartlich üblich), *moyen-âgiste* (s. oben), *se pot-bouillasser*, *pot-de-vinier* (Neubildung; vgl. dazu Suppl.), das Argotwort *bonjourien* (gleichbedeutend mit *bonjourier*, zu dem im Suppl. ein Femin. *-ière* hinzugefügt ist). Der Supplementband von Sachs enthält weitere analoge Bildungen, so *arcboutement*, *arcencielant* (bei Daudet, dazu *arcenciellé*, s. Engwer, Archiv f. n. Spr., N. R. I, 446, der auch ein bei Sachs nicht aufgeführtes Vb. *unedeusser* erwähnt), *autrechosisme* (Neubildung), *basdestamier* oder *-ien* (Delboulle, Gloss. de la Vall. d'Yères S. 34 schreibt *basd'estamier*), *basvestier*, *beaupérisme* (Neubildung), *cadransolairien*, *cannameliste* (veraltet), *champ-*

fermage, clairobscuriste, claquedentiste, croquemitainiser, croquemoresque, demi-soldier, extrême-onctionner, grand-mogolesque (Neubildung), *huitheuriste* (Neubildg.), *jourdelanesque* (desgl.), *malchanceux* (desgl.), *menu-gailleteux* (desgl.), *millehuitcentrentesque* (Coppée), *mi-carêmiste, nature-mortier* (Neubildg.), *nomdedieuser, ordremoralien* (desgl.), *passe-deboutier, petit-fournier, pied-platisme, pointe-séchiste, pommecuiter* (desgl.), *pot-de-vinat, quatre-vingt-neuviste, sept-septembriser, tambour-majoresque* (desgl.), *torche-poteux* (das auch Littré bringt und Darmesteter an anderer Stelle in seinen Mots Comp., S. 221, gleichfalls erwähnt). Die Primitiva zu diesen Ableitungen sind entweder wirkliche, eigenen Wörtern gleichwertige Komposita (äufserlich gewöhnlich durch Zusammenziehung zu einem Worte ohne oder mit Bindestrich kenntlich werdend) oder mehr gelegentliche Wortverknüpfungen; ein Wort, in dem die Komposition geradezu erst in der Derivation vollzogen entgegentritt, ist beispielsweise *évadamisme* (auch *évadisme*) und das Mischgebilde *brochordurette*, das Verquickung von *brochure* mit *ordure* zeigt. Angemerkt sei auch, dafs es Ableitungen aus Kompositis giebt, in denen die Bestandteile der letzteren in lateinische Form umgegossen erscheinen oder der erste der beiden Bestandteile nach lateinischem Muster einen vokalischen Auslaut, Bindelaut erhalten hat. Wörter der ersteren Art sind *rosicrucianisme* (von *rose-croix*, freilich fast ein Eigenname), *sordi-mutité* oder *sordimutisme* (von *sourd-muet*, lateinisch wäre *surdus mutusque*), ein Wort der anderen Art *vingt-cinq-franco-jourien* (von Gautier gebildet). Solche Bildungen fallen allerdings in das Gebiet der rein gelehrten Wortschöpfung. Man könnte in einem Kapitel über die Derivation aus Kompositis auch solcher Ableitungen gedenken, die sich an aus fremden Sprachen entlehnte Zusammensetzungen knüpfen; doch gehe ich hier nicht auf diese ein. Nur eine Gruppe von Derivaten sei noch herausgehoben, diejenigen, deren Primitiva Wortfügungen, Redensarten sind, die, ursprünglich an Person und Gelegenheit gebunden, zur Charakterisierung einer geistigen Eigenschaft, eines seelischen Zustandes geeignet geworden sind und deren äufsere Elemente sich von denjenigen der bisher berührten Komposita unterscheiden, so nämlich *aquoibonisme* (Neubildg.), *je-m'en-foutisme* und *-iste, je-m'en-moquiste, menfichisme* und *menfoutisme* (Neubildgn.), *n'importequiste* und *n'importequisme* (Neubildgn.), vgl. auch *riendutoutiste.* Hingegen schliefst sich *jusqu'au boutien* äufserlich eher an Derivata aus Zusammenrückungen wie *sans-culotte* u. dgl. an, die es nicht in Thomas' Absicht gelegen hat zu berühren.

Thomas' Deutung von *sancmueçon* ('trouble de sang' God.) S. 59 ist nicht ganz sicher. Er sieht in diesem Substantiv eine Ableitung aus *muet*, der 3. Sing. Ind. Pr. von *movoir*; gegen Herkunft von einem vulgären *movitionem* (vgl. *movicio*, Arch. f. lat. Lex. III, 261) spreche, wie er mit Recht sagt, der Diphthong. Man könnte eher an *sanc mëu* (Pt. von *movoir*) als Primitivum denken,[1] aber *sancmueçon* erinnert ebensosehr an

---

[1] Wie man findet: *Li rois l'entent si a le sanc mëu*, Mitth. 140, 24; *De joie a tot le sanc mëu*, Clig 6396 (wo aber *sanc* nicht in allen Hss. steht).

die besonders in den Chansons de geste häufig auftretende Wendung *li sans li müe* oder *il a le sanc müé*, das Blut wechselt ihm, sein Blut oder er wechselt die Farbe, er wird bleich (sc. vor Empörung, Entsetzen; die verschiedensten seelischen Ursachen machen, wie wir lesen, jemanden 'pale'), bezw. ist bleich geworden. Beispiele sind etwa: *Li rois l'öit, tox li sans li mua*, Gir. Viane ed. Bekker 1534; *Armé le vit, tous li sans li mua*, H. Bord. 5494; *Li sens* (Verstand) *li tourble et li sans li mua*, Mitth. 11, 29; *De maltalant a tout le sanc mué*, Mitth. 4, 20; *Quant Berte l'entendi, tous li sans li remue*, Berte 1305, noch bei Froissart *le sang lui mua*, s. Littré (*changier* steht für *müer* z. B. *La dame l'oit, li sans li est changiés*, Mitth. 151, 20). An diese Wendung läſst sich sehr wohl anknüpfen. Das Suffix von *sancmueçon* ist aber nicht *-ationem*, wie es in *sancmeslison* vorliegt. Hiergegen spricht das *ç*, das auch in der Ableitung *sancmu(e)çonné* wiederkehrt, sowie der Untergang der vortonigen Silbe in dem Substantivum, den das Beispiel aus Gautier de Coincy in der Aussprache schon anzunehmen zwingt (: *sancmu(e)çon*). Ein Verbum *sancmüer* kennen wir auch gar nicht. Vielmehr handelt es sich um den Ausgang *-çon*, der, wenn auch mehreren Wörtern (z. B. *contençon*, *maldiçon* etc.) anhaftend, mutmaſslich doch von *friçon* entlehnt ist. Auch *friçon* ist seiner Bedeutung nach zunächst nur eine (durch einen seelischen Vorgang erzeugte) körperliche Empfindung, noch genauer nur die sinnliche Äuſserung derselben. *-çon* ist an ein aus der Verbindung *li sans li müe* oder besser *il a le sanc müé* geschaffenes Adjektivum *sancmüé* getreten ('entfärbt, erblichen'). Man könnte auch an ein *sancmuant* denken und dann auf *friçon* neben dem Part. *friant* (so daſs *sancmuçon* die ursprüngliche Lautung wäre) verweisen. Indessen ist uns *sancmüé* (Umbildungen, vgl. *sancmü(e)-çon*, sind die mundartl. *sanmeu*, *saumu*) wenigstens aus Froiss. Chron. XI, 99 bekannt. Die Schreibung *sangmeué*, in der es hier begegnet, erklärt sich ebenso wie die gleichartige von *sancmuçonné* bei Froiss. als umgekehrte Schreibung nach *meu*, gesprochen *mu*, dem Partic. von *mouvoir*, das man vielleicht nachträglich auch in das Wort hineingelegt hat. *sancmueçon* ist bei dieser Entstehung zunächst viersilbig; aber es konnte mundartlich früh zu *sancmu(e)çon* werden (s. hierzu Meyer-Lübke, Gramm. I, § 377). Ist der Schöpfer des Wortes Gautier de Coincy gewesen, so wundert man sich über das Gebilde nicht mehr.

Mancherlei Bemerkungen könnten sich auch an den nächsten trefflichen Aufsatz anschlieſsen, der die Ableitung vermittelst der Ausgänge *-eus*, *-ius* u. s. w. behandelt. Doch sei nur einiges hier berührt. *ceresium* S. 75 belegt Geyer, Arch. f. lat. Lex. VIII, 470. Das frz. *poireau*, S. 77, seines *oi* wegen zu **porreum*, aus dem Thomas das altpr. *poyre* erklärt, in Beziehung zu bringen hat man erst das Recht, wenn man das Primitivum im Frz. nachgewiesen hat; aber Thomas belegt es nicht. Wenn *poireau* wirklich schon im 13. Jahrhundert vorkommt (s. Littré), so ist doch *poreau* keineswegs jünger (z. B. *deus poriaus* : *por iaus*, B. Cond. 97, 45; *Il i a marcheanz de fruit, Naviaus et poriaus et letues*, Mont. Rayn. II, 127, 107). Vgl. ferner *poret*, *porete* im Altfrz.

poireau ist gewifs nur volksetymologisch umgestaltetes *poreau*, das auf **porrellum* zurückgeht; s. auch Körting 6281. Den Typus **limacium* S. 77 stellte auch Gröber, Arch. f. lat. Lex. III, 513 auf. **levius* (vgl. für dieses in anderen Sprachen Gröber, ibid. III, 512) fordert bereits Scheler, Dict. Étym. S. 305 für frz. *liège*. **mixtilium*, S. 79, nahm schon Meyer-Lübke, Neutr. S. 140 an. Auch für **frasia* vgl. schon Gröber, a. a. O. II, 427 (*frasea*).

Die Deutung von prov. *ceniza* und altfrz. *cenise* aus dem Typus *cinītia* S. 84, zu dem das span. *ceniza* allerdings nicht zwingt, halte ich für die richtige. *cinītia* wird durch die Form *cinissa* bestätigt, die uns eine Handschrift des 6. Jahrhunderts in einem medizinischen Traktat überliefert (s. Arch. f. lat. Lex. IV, 340); für *ss* = *ti* vgl. *Crassano* bei Schuchardt, Vokalism. I, 152. Gröber hatte Arch. f. lat. Lex. VI, 382 **cinīcius* (aber frz. *cenise*) aufgestellt, d. h. **cinem* statt *cinerem* (frz. *cendre*, prov. *cenre* etc.) + *-īcius*. Für **cinīcia* spricht *cinissa* kaum vgl. *Felissiosa* bei Schuchardt I, 155. Über die Entstehung von *cinītia* äufsert Thomas keine Ansicht; er sagt nur, *cinītia* habe *cinisia* verdrängt 'sans qu'on en voie la raison'. Diese Worte klingen, als sei *cinisia* eine verbürgte Form; ich habe sie nirgends gefunden und glaube, dafs Meyer-Lübke, Gramm. I, § 511 und II, § 15 sie als erforderliches Substrat nur konstruiert habe. *cinītia* kann seinen Ursprung nur in einem Participium **cinītus* haben, dessen Annahme unbedenklich erscheint; ein Verbum *cinescere* 'zu Asche werden' ist nachgewiesen (s. Sittl, Arch. f. lat. Lex. I, 189). Die Bildung von *cinītia* vergleicht sich mit der von lat. *minutia* aus *minūtus*. Scheinbar spricht die Behandlung des *tj* gegen *cinītia*; denn vgl. *-ece* aus *-ītia* und dazu Horning, Zeitschr. XVIII, 240, der um derselben willen Litt.-Bl. 1897, Sp. 232 Anm. in der That jenen Typus verwirft. Aber wir dürfen das Wort für kein echt volkstümliches halten; man beachte, dafs *cinissa* in einer medizinischen Abhandlung und das altfrz. Beispiel für *cenise* gleichfalls in einer solchen überliefert ist (*emplastres d'oignons cuiz desoux la senise chaude*, Brun de Long Borc, Cyrurg., Ms., s. Godefroy s. v. senise). Offenbar ist es ein Ausdruck für Asche von besonderer Art oder in besonderem Zustande, der in der Sprache des gewöhnlichen Volkes nicht heimisch war, und dieser Umstand erklärt seine lautliche Entwickelung. Das weibl. *cenis* bei Godefroy (aus einem Denkmal zweimal an der Reimstelle beigebracht) kann sekundär zu *cenise* sein.

Den Typus **junicia* S. 85 stellte schon Horning, Lat. C S. 20 für *génisse* auf. **intercoxium* S. 87 kommt auch für Süd-Italien in Betracht, vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 404 (auch schon Grundr. I, 373, 50). *murmurium* S. 89 wird im Arch. f. lat. Lex. III, 261 nachgewiesen (Ambr. Autp., angeblich auch Augustin.). *tempoire* erinnert an das aus der Hisp. Fam. bekannte Adjektivum *temporeus* (s. Arch. f. lat. Lex. II, 261) und liefse sich als *(spatium) temporeum* auslegen. Das altfrz. *laise* S. 90 ist dreisilbig; es beruht auf *latitia* (vgl. Horning, Zeitschr. XVIII, S. 240). In prov. *perdoa*, *rendoa*, *segoa*, *vendoa* erblickt Thomas Bildungen aus dem

Verbalstamm + *-uus, -ua,* wie *caeduus, dividuus* etc.; **secuus* liefse sich mit lat. *assecuē, consecuus, subsequus,* s. Paucker, Material. z. lat. Wortgeschichte I, 125, stützen.

Einige unter den in diesem Aufsatz besprochenen Wortgruppen werden noch Bereicherung erfahren können. Allerdings gesellt sich den an Adjektivstämme sich anknüpfenden Ableitungen auf *-ius* das aus Dial. Greg. und Poème Mor. 165d bekannte Adjektivum *senzfege* nur scheinbar zu; die Grundlage wird vielmehr **sinefĭdicus,* aus *sine fĭde,* sein. Doch in die S. 84 behandelte vulgäre Wortreihe läfst sich der Typus **crinia* aufnehmen, den, wie auch Meyer-Lübke, Gramm. II, 71 angiebt, das altfrz. *crigne* verlangt. Wenigstens erwähnt sei hier das neufrz. *careiche* 'Riedgras'. Über seine Entstehung kann man verschiedener Meinung sein. Entweder geht es gleich mant. *karetsa,* span. *carrizo,* portug. *carriço* (s. Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 448) auf **caricea* zurück, und in diesem Falle entstammt es einer Mundart, mutmafslich der picardischen, oder es ist gelehrt und nichts anderes als das lateinische *carex,* dessen Ausgang sich dem des synonymen *laîche,* in der Aussprache völlig, in der Schrift mit Rettung seines lateinischen Tonvokals, angepafst hat. Und an letzteres glaube ich eher. Denn das volkstümliche Wort ist im Frz. *laîche,* altfrz. *lesche* (vgl. zu diesem Körting s. 4850); schon in den Reichen. Gloss. 233, Foerster-Koschwitz Sp. 7, lesen wir *carecto lisca.* Berührt sei ferner auch das seit dem Ende des 14. Jahrhunderts nachgewiesene *bigorne,* ursprünglicher *bigorgne* (s. God. Cpl. s. v. bigorne, im Hptw. *biguorgnette*), obwohl es nur Lehnwort sein kann (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, S. 574). Lieber als aus dem Italienischen (*bicornia*) würde man es sich nämlich aus dem Provenzalischen entlehnt denken; aber ich weifs nicht, ob es hier schon gefunden worden ist (bei Levy, Sppl.-Wb. steht es nicht). Für die notwendige Grundlage *bicornia* (sc. incus) sei auf Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, S. 50 verwiesen, der *bicornius* im Lateinischen nachweist. Im Anschlufs an die Wörter auf S. 86 ff. sei der Bildungen *plebium,* Capitul. Car. Magni, s. Arch. f. lat. Lex. III, 498, und *blasmium,* Scriptor. Longobard., ibid. VI, 113, gedacht, die immerhin das hohe Alter von *pleige* und *blâme* bezeugen.

Gegen den Typus **mellitia* als Grundform zu frc.-prov. *mêlèze,* den Devaux, Lang. vulg. du Dauph. sept. S. 170 Anm. 2 vorgeschlagen, spricht, wie Thomas S. 139 mit Recht bemerkt, der Ausgang *-eze.* **mellitia* nämlich sei nur als Ableitung von *mellītus* zu begreifen und hätte somit nur zu *melise* (?) werden können. Ein **mellĭcea,* von *mel,* genüge zwar, fügt er hinzu, dem Tonvokal des frc.-prov. Wortes, werde aber von dem stimmhaften *s* des letzteren nicht geduldet. Und so läfst Thomas den Ursprung von *mélèze* ungewifs. Die Diezsche Herleitung aus *mel larix,* E. W. II C, hatten bereits Devaux a. a. O. und Meyer-Lübke, Z. XV, 243 (s. auch schon Z. VIII, 233) zurückgewiesen, da dieses in lautlicher Hinsicht nicht befriedige. Meyer-Lübke ersetzte ebenda *mel larix* durch **mélicem,* das zugleich die zweisilbigen Lautungen *melze, melse* u. s. w. in gewissen Alpendialekten erkläre. Aber G. Paris, Rom. XX, 333 hielt **melicem*

nicht für völlig zutreffend; er fand — eine Ansicht, die auch Devaux hatte — das dreisilbige *mélèze* als Wiedergabe desselben nicht begreiflich. Ein Typus, mit dem sich beide Lautungen, *melze* und *mélèze*, sowie auch die Form *laze* in Vionnaz, sehr wohl vertragen, ist nach G. Paris **mélase*. Dies leuchtet ein, nur entgeht uns der Ursprung desselben noch. Mir scheint, der lateinische Wortschatz enthalte das Etymon, und zwar in dem Sbst. *mílax*, *mílacem* (= griech. μῖλαξ neben σμῖλαξ). Das *i* ist allerdings hierin lang, aber seine Behandlung ist nicht beispiellos. Es sei an die romanischen Vertreter eines anderen Baumnamens, *īlex*, erinnert. J. Ulrich, Zeitschr. XIX, 576 sieht eine Mittelstufe *ĭllex* gerechtfertigt. Dieser träte *mĭllax* an die Seite. Im übrigen ist die Entwickelung des letzteren gesetzmäſsig verlaufen: aus *míllacem* ward *mẹlese* (vgl. die Entwickelung von *ádjacens*, dem von Thomas S. 217 ff. für pr. *aize*, frz. *aise* erhärteten Etymon) und weiter *melze*, konnte aber auch mit öfters wahrzunehmender Accentversetzung von der Antepaenultima auf die Paenultima (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 599) daneben *meléze* hervorgehen. Die Bedeutung von *milax* ist Taxusbaum (Plin.); auch eine Eichenart und die Stechwinde benennt es. Im Griechischen ist (σ)μῖλαξ häufiger als τάξος, im Lateinischen *taxus* häufiger als *milax* belegt. Aber der Annahme steht, denke ich, nichts im Wege, daſs *milax* örtlich der herrschende Ausdruck gewesen oder geworden sei. Die romanischen Sprachen kennen *taxus* überhaupt nur in der Minderzahl. Im Französischen und in den Sprachen der Pyrenäischen Halbinsel ist das ahd. *îwa* 'Eibe' der volkstümliche Name des Taxusbaumes geworden (frz. *if*, südfrz. *lieu*, sp. ptg. *iva*). Und das Italienische besitzt zwar *tasso*, aber auch den Ausdruck *nasso*, der nur im Ausgang an *tasso* anklingt; es bleibe dahingestellt, ob vielleicht gar *milax* in *nasso* stecke, nachdem es sich mit *taxus* zu **milaxu* gekreuzt habe (*milasso* : *minasso* [vgl. Meyer-Lübke, Ital. Gr. § 281] : *mnasso* [vgl. M.-L. ibid. § 193] : *nasso*?). Als der Eibenbaum seinen Namen in Frankreich wechselte, ging der alte Name *milax* dort, wo wir *meuxe* (nprov.), *melze* u. s. w. (frco.-prov.) und *mélèze* finden, auf den Lärchenbaum über. Dies mag auf Umdeutung beruhen. Denn *mẹllace* klang an *mẹl* 'Honig' an, und mit Honig lag es nahe, das Lärchenmanna zu vergleichen. Von *mel* stammt auch die Benennung des Kirschbaumharzes *melīka* in der Kommune Sérezin, wie Devaux a. a. O. S. 170 Anm. erwähnt. Mit der inneren Umdeutung des Namens *mẹllace* wird nun auch eine lautliche Umprägung desselben verbunden gewesen sein, nämlich von *mẹllace* nach *mẹl* 'Honig' zu *mę̨llace*. Daher ist die oben angegebene Entwickelung in dieser Weise zu modifizieren: **mę̨llace* : *mę̨lese* : *mę̨lze*, *mę̨uxe* u. s. w. (*mę̨uxe* ist in der That die prov. Lautung), und neben *mę̨lze* mit Tonverschiebung *meléxe*.

Thomas legt S. 148 dar, daſs das prov. Vb. *chaupir* die Bedeutung 'niedertreten' u. dgl. habe, also mit dem deutschen 'kaufen' nicht zu verknüpfen sei; es dürfe vielmehr von prov. *caupisar* und ital. *calpestare*, auch prov. *caussigar*, nicht getrennt werden. Er fragt sodann, ob es wohl möglich sei, daſs sich aus den vulgären Formen **calcicare*, **calpisare* (für

calce pisare), **calpistare*, vielleicht auch **calpicare* (nach bord. *caupica*) ein Typus **calpire* entwickelt habe. Dies ist schwer glaublich; denn man findet den Weg nicht. Die Quelle von *chaupir* mufs anderswo liegen. Es ist übrigens keineswegs erwiesen, dafs **calpisare* für *calce pisare* und **calpistare* für *calce pistare* (wie man gewöhnlich erklärt, s. Körting 1496) stehe, da nicht zu begreifen ist, wie die Silbe *-ce* des ersten Bestandteils so ganz spurlos habe verschwinden können. Das ital. *scalpitare* deutet man als eine Umstellung von *calpestare*; aber hierzu gehört als Voraussetzung der Nachweis, dafs *calpestare* die ältere der beiden Lautungen sei. Allerdings ist es früh nachweisbar, vgl. *calpestio* bei Boccaccio; aber *scalpitare* kennt schon Dante, Inf. 14, 34, und nach Du C. begegnet *scalpitare* in alten lateinischen Glossarien. Das Italienische besitzt neben *scalpitare* auch *calpitare* (Giov. Villani) und mit anlautendem *s scalpicciare* (Fr. da Buti, *-io* Bocc.) sowie *scalpeggiare*. Allen fünf italienischen Wörtern ist die Lautfolge *scalp-* oder *calp-* gemeinsam, sie ist es auch den südfranzösischen Wörtern pr. *chaupir*, *caupisar* und bord. *caupica*. Es liegt daher nahe zu glauben, dafs beide Gruppen sich aus einer gemeinsamen Grundlage, die den Stamm *(s)calp-* aufweist, entwickelt haben. Das prov. *chaupir* in Verbindung mit dem ital. *scalpitare* führt, meine ich, auf dieselbe: es ist das lat. Verbum *scalpĕre* (scharren, aufscharren, daher zerwühlen und, wofern mittels der Füfse, somit leicht: zertreten, zerstampfen). Die provenzalische Lautung erfordert die zulässige Annahme, dafs dasselbe zur 4. Konjugation übergetreten sei; den Verlust des Anlautes *s-* darf man auf Einflufs von *calcare*, prov. *calcar*, zurückführen. Prov. *caupisar* erklärt sich nunmehr entweder als *(s)calpere* + *pisare* oder als **(s)calpīre* + *pisare*, je nach dem Alter, das es besitzt, und bord. *caupica* als *(s)calpe̥re* + *-icare*. Auf dem italienischen Gebiet ging aus *scalpere* die Ableitung *scalpitare* hervor (vgl. *seguitare* u. a.), die ihren Anlaut *s-* nach *calcare* nebenher verliert: *calpitare*. *calpestare* beruht auf Mischung von *calpitare* mit *pestare*. Mit verändertem Ausgange erscheint *scalpitare* in *scalpicciare* und in *scalpeggiare*; bei Tommaseo-Bellini, wo unter *scalpitare* bereits an das lat. *scalpere* erinnert wird, findet man für den Ausgang von *scalpicciare* auf *stroppicciare* und für denjenigen von *scalpeggiare* auf *colpeggiare* hingewiesen. Auf Wortmischung lassen in Italien auch die gleichbedeutenden Verba tosk. *sapear*, bellinz. *sampedá*, com. *sompedá* schliefsen; Salvioni, Arch. glottol. XII, 429 erklärt sie aus *soppedare* mit Einmengung von *zampa*, *zapa*. Darmesteter, Mots Compos.[2] S. 133 hatte in *calpestare* ein Beispiel für die Verwendung des von ihm vermeinten Präfixes *cal-* in Italien gesehen; dies ist leicht zu widerlegen.

Thomas stellt S. 158 fest, dafs das altfrz. *aubel* 'Weifspappel' als *obeau* noch fortlebt. Dies verdient hervorgehoben zu werden, da die meisten Wörterbücher dieses Wort nicht verzeichnen. Bei Mozin-Peschier findet man *aubel*; aber wer weifs, ob es aus der lebenden Sprache beobachtet ist. Auch Godefroy, der *aubel* zum letztenmal aus dem Jahre 1613, und zwar in jener Gestalt *obeau*, belegt, ist die von Thomas angemerkte Thatsache nicht bekannt gewesen. Als Scheler im Jahre 1877 den

Bastard de Bouillon herausgab, wufste er nicht einmal den Sinn des altfranzösischen Wortes zu bestimmen, s. seine Anm. zu Bast. 6020. Freilich ist dies recht sonderbar, und zumal deswegen, weil er denselben drei Jahre früher, als er seine Anmerkung zu Bueves de Commarchis V. 2636 niederschrieb, richtig erkannt hatte. Er zieht in der letzteren deutsches *Albel* heran; Kluge hat *Abele*.

Unter den etymologischen Abhandlungen des zweiten Teiles der Essays, die über den Ursprung einer weit gröfseren Anzahl provenzalischer und französischer Wörter Licht verbreiten, als die Überschriften ankündigen, ist die dem prov. *aize*, frz. *aise* gewidmete eine der hervorragendsten, vielleicht die vollendetste. Thomas knüpft in dieser an den vor ihm nur vermutungsweise geäufserten Gedanken an, dafs *aisance* auf *adjacentia* zurückgehen möge, und liefert, im Besitze eines reichen Belegmaterials für die Vorstufen der beiden romanischen Wörter, den überzeugenden Beweis, dafs das lateinische Adjektivum *adjacens* die nach Form und nach Bedeutung gleich sehr befriedigende Grundlage von *aize* und *aise* ist; auch erklärt er gewisse auffallende Schreibungen für diese Nomina und Ableitungen aus ihnen. Nur zu der vierten Anmerkung auf S. 216, die sich mit der Deutung des Namens Bordeaux beschäftigt, erlaube ich mir ein Wort. Die Entwickelung, die er von **Burdégale* (so bei Isidorus für *Burdígala* oder *Burdĕgala*) zu prov. *Bordęu* annimmt, entspricht derjenigen, die Thomas für ebenso oder ähnlich ausgehende Wörter (*sécale* : *seguel*, *segel* u. s. w.) als Regel aufstellt, nicht, und das ist der Grund, weswegen er jenes Wort in eine Anmerkung verwiesen hat. An diesem Worte wäre die Sprache nämlich nicht bei der Lautung **Bordeguel* stehen geblieben (oder hätte sie überhaupt nicht erzeugt?), sie hätte vielmehr schon früh den *g*-Laut hier aufgegeben und dann **Bordeel* in *Bordel* zusammengezogen. Thomas beruft sich für den Untergang des *g* auf die Form *Burdiale*, die auf merovingischen Münzen entgegentritt. Man darf zweifeln, ob er dies mit Recht thue. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dafs im Volke der Name der Stadt in anderer Gestalt lebendig war und *Burdiale* das Lautbild des lateinischen *Burdigale* in zeitgemäfser Aussprache (mit zu *j* erweichtem und dann mit dem vorhergehenden *i* verschmolzenem *g*) darstellt.[1] Thomas trennt das altfrz. *Bordęle*, neben dem es auch *Bordęl* gegeben hat, s. Suchier, Altfrz. Gramm. I, § 58a, von dem

[1] Nach Quicherat wäre *Burdiale* nicht einmal die Stadt, die im Provenzalischen *Bordęl*, *Bordęu* und heutzutage *Bordeaux* heifst. Thomas citiert *Burdiale* nach Prou, Invent. somm. des monnaies mérov. de la collection d'Amécourt, Paris 1890. Schon An. de Barthélemy führt in seiner Abhandlung über die Ortsnamen auf merovingischen Münzen, Bibl. de l'Éc. des Chart., 6. Série, B. I, S. 453, No. 154 *Burdialet* (aus der gleichen Sammlung), zwar mit *-t*, an. Auch er identifiziert dieses mit *Bordeaux*. Aber Quicherat, Bibl. de l'Ec. d. Ch., 6. Sér., B. III, S. 112 tadelt diese Verschmelzung. Er hebt hervor, dafs der Name für *Bordeaux* auf merovingischen Münzen *Burdegala*, *Burdegale* sei (s. Barthélemy, a. a. O. S. 453, No. 153), und hält es darum für vernünftiger, unter Ortsnamen wie *Bordelats* (H.-Pyrén.), *Bourdalat* (Landes), *Bourdelas* (Haute-Vienne) etc. die französische Entsprechung von *Burdialet* zu suchen.

provenzalischen *Bordęl, Bórdęu*, und wenn deswegen, weil er Entlehnungen in ersteren sieht, so mit Recht, da die französischen Lautgesetze ein ę in keinem Falle begreiflich machen. Allerdings ist also das prov. *Bordęl* zu erklären; das altfranzösische weibliche *Bordęle* mag erst in Analogie zu Städtenamen auf *-ele* (vgl. *Rochelle*) aus *Bordęl* hervorgegangen sein. Dahingestellt bleibe nun, ob für prov. *Bordęl* an *Burdĭgale* oder an *Burdĕgale*, wofür ich an **Burdĭgalo* oder **Burdĕgalo* (sei es aus *-am*, sei es für *-e*) glauben möchte, anzuknüpfen sei, da sich prov. *Bordęl* aus beiden Lautungen erklären liefse. Wichtiger ist die meines Erachtens zu machende und ganz zulässige Voraussetzung, dafs **Burdĭgalo* mit Lautversetzung zunächst zu **Burdĭlago* geworden sei, ein Vorgang, durch den dieser Name in die Reihe der auf *-ago* ausgehenden Ortsnamen rückte. Derartige Umstellungen lassen sich öfter beobachten oder sind öfter anzunehmen; Thomas selbst fordert in diesem Kapitel S. 214 **Azate* für *Atace* zu *Aude*. **Búrdĭlago* ergiebt nun regelrecht *Bordélau* : *Bordęlu* : *Bordęl*, vgl. die Entwickelung von *sarcofagus* und anderer gleichartiger Wörter (s. Thomas S. 214 Anm. 2, mit Hinweis auf Meyer-Lübke, Gr. I, § 523). *Bordęl* beruht dann auf Tausch von *-ẹl* mit *-ęl*; bei **Burdĕgalo* als Grundlage ist es das sofortige Ergebnis. Im Französischen wäre nur *ei* oder *ie* als Vertreter des jebezüglichen Tonvokals zu erwarten gewesen; daher ist für frz. *Bordęl* auf Entlehnung zu erkennen.

Thomas' Deutung des Ausganges von *vioge* als *-ōticus*, S. 240, verdient den Vorzug vor Hornings Erklärung aus *-occus*, Zeitschr. XIX, S. 177 Anm.; *vioche* und *viouge* sind dasselbe Wort wie jenes. Godefroy stellt mit Recht mundartliche Lautungen wie *vrioche, vriouge* zu *vioge*. Das *r* wird parasitisch sein wie in anderen Wörtern, z. B. *fronde, breuilles*; vgl. die Lautfolge in *vreder*, ferner vielleicht altfrz. *brive, abrivé, brioler*, da man nach einflufsausübenden Wörtern sucht. Horning sieht in *vrioche* eine Umstellung von *viroche* aus *virer*. Aber man kennt *viroche* nicht. Auch an Einwirkung von *virer* auf die Gestalt von *vioche* läfst sich nur dann denken, wenn dieses Verbum in den betreffenden Gegenden *verier* und weiter *vrier* lautet, wie allerdings in gewissen Mundarten der Fall ist, vgl. *verié, veré* im patois de la Bresse, *pouais se vriant vé le bon Die*, in einer Dichtung im patois bugiste, s. Onofrio, Glossaire Lyonnais S. 441. Bedeutet jedoch *vriant* im Dialekt von Aunis so viel wie *souriant*, s. Meyer, Gloss. S. 111, so hat man dieses Wort mit *riant* zu verknüpfen, das sich nach *vrioche* (= égrillard, éveillé, ibid.) in *vriant* verwandelt hat. Das von Horning aus Villatte, Parisismen entnommene *viocque* 'alt' ('zu vieux') erinnert an das Adj. *viouche* 'der lange lebt', das in dem Dict. Fr.-All. von Roux, Berlin 1779, steht; ist diese Bedeutungsangabe verläfslich, so wäre *viouche* nach *vie* Lebenszeit, u. vgl. *vieux*, umgedeutet worden.

Das altfrz. Adj. *arteilleus* leitet Thomas S. 244 Anm. 1 von *art* ab, indem er auf *fameilleus* aus *faim* als Analogon hinweist. Die letztere Herleitung weist Schultz-Gora, Litt. Centr.-Bl. 1898, Sp. 1239 mit Recht zurück, und zu *arteilleus* erinnert er an die beiden Sbst. altfrz. *arteil*, prov. *artelh* 'Schlauheit'. Es liegt gewifs sehr nahe, *arteilleus* und prov.

artelhos als Ableitungen aus diesen aufzufassen. Nur eines fordert hierbei Beachtung, der Umstand, daſs *artelh* und *arteil* nur auf den gleichen Sprachgebieten begegnet sind, auf denen die beiden Adjektiva auf *-osus* bestehen. Daher kann das Verhältnis zwischen *artelh* und *artelhos* und zwischen *arteil* und *arteilleus* auch umgekehrt liegen. *arteilleus* und *artelhos* gehen, wie ich glaube, auf das lateinische Adjektivum *articulosus*, von *articulus* 'Gelenk' zurück (radix *articulosa*, Plin.; in *articulosis* locis, ut in genu aut in cubito, Cass. Fel.; übertr. concisa nimium et velut *articulosa* partitio, allzu gliederreich, zu vielfach gegliedert, Quintil. s. Georges). Die Bedeutung 'gliederreich' führt zu 'biegsam', 'gelenkig' (vgl. den Ursprung des letzteren), 'gewandt', und mit Übertragung dieser Eigenschaft vom Körper auf den Geist: 'schlau' (d. h. also geistig gewandt), auch 'listig'. Es giebt in altfranzösischen Texten Stellen, an denen man geneigt ist, *arteilleus* auf körperliche Gewandtheit zu beziehen. Diese Eigenschaft bezeichnet auch das gelehrte italienische *articuloso*, dessen Ursprung ganz deutlich in lat. *articulosus* liegt. Man hat also, meine ich, in *arteilleus, artelhos* kein Derivatum von *ars* vor sich, aber man darf sagen, daſs volksetymologische Verknüpfung von *articulosus* mit *ars* die Übertragung des Begriffes 'gewandt' auf den Verstand gefördert habe; man denkt hierbei an die nur auf Umdeutung beruhende Verwendung des gelehrten portug. *articuloso* in ähnlichem Sinne. Die beiden Sbst. *arteil* und *artelh* deute ich mir als Bildungen, die erst durch *arteilleus* und *artelhos* ins Dasein gerufen worden sind: das Bestehen von *engigneus, engenhos*, Adjektiven verwandter Bedeutung, neben *engin, engenh* als Primitiven führte zur Ausscheidung vermeintlicher Primitiva *arteil, artelh* aus *arteilleus, artelhos* (vgl. auch *artos* neben *art, malartos* neben *mal'art*, jenes auch pr.). Nicht undenkbar wäre es, daſs die Schöpfung des Sbst. aus dem Adj. schon in der gallorom. Vulgärsprache vor sich ging (**articlum* aus *articlosus*); aber auch als einzelsprachliches Ereignis lieſse sich dieselbe rechtfertigen. Den Wert der bei Du C. aufgeführten Wörter *articulus* 1. u. 2. und *articula* 1. für unsere beiden Substantiva lasse ich dahingestellt bleiben. Noch einer anderen Bildung, die mit *arteilleus* in Zusammenhang stehen muſs, sei kurz gedacht, da Godefroy sie nicht bringt, des Sbst. *artillece* (im Reim auf *gentillece*), B. Condé, Conte de Gentilleche, Introd. 94 (abgedruckt nach Jubinal von Scheler, B. Condé S. 461). Seine Bedeutung ist 'art, adresse'. Es steht neben *arteilleus* wie etwa *desdegnece* neben *desdegneus* und scheint nur Gelegenheitsbildung.

Die Herleitung von *biais* aus *bifacem* weist Thomas S. 256 mit Recht zurück; die formale Entwickelung verstoſse gegen die Lautgesetze. Man kann hinzufügen, daſs auch die begriffliche Entwickelung unklar bleibt. Dieser Einwand läſst sich auch gegen den Typus **bia(n)sius*, aus *bis* + *ansa*, erheben, den Thomas sich als Grundlage des frz. Wortes denkt. Auſserdem erwartet man, wenn letztere ein vulgärlateinisches Gebilde sein soll, wegen des vokalischen Anlauts von *ansa* vielmehr **bisansius*. Der Ursprung von *biais* ist also nach wie vor dunkel, und nur das eine läſst sich vermuten, daſs das erst im 14. Jahrhundert auftretende frz. *biais*

aus dem Provenzalischen entlehnt sei. Ich erlaube mir nur folgende Bemerkung zu dem Wort. Bei Gir. Pateg 368 tritt uns der Plural *bisi* eines Adjektivums entgegen, dessen Bedeutung 'schief, krumm' sein mufs, s. Tobler, Einl. S. 15, 1 u. S. 45; dasselbe lautet im Neucremones. *bizo* (schielend). Wenn *bieco* und *biescio* einheimische italienische Wörter sind, was ich bezweifle, so kann *biso* nicht aus der gleichen Quelle geflossen sein, wofern es selbst eine echte Bildung seines Sprachbereiches ist. Sind die italienischen Adjektiva aus einer anderen Sprache entlehnt, so wird *biso* für sich selbst deutbar. Aber die Möglichkeit ist in keinem der Fälle ausgeschlossen, dafs auch *biso* ein Lehnwort sei, zumal da wir vergeblich nach einer passenden lateinischen oder sonstigen Grundlage suchen. Mir scheint, dafs ein Wort, welches im Provenzalischen zu *biais* wurde, im Franco-Provenzalischen zu *bis* oder *biz* habe werden können; erinnert sei hier nur an die Entwickelung von *-ianus* zu *-in* oder, besonders in Haute-Savoie, von (Kons. +) *-iacum* zu *-y*, vgl. Devaux, Dauph. sept. S. 113 f. und S. 144. Daher möchte ich meinen, dafs das crem. *biso* vielleicht aus Savoyen stamme, auch wenn man ein altfrco.-prov. **bis* oder **biz* nicht kennen sollte; man wird dabei also in Betracht zu ziehen haben, dafs diese franco-provenzalische Form schon das Ergebnis einer Zusammenziehung gewesen sein könne. Jedenfalls scheint die cremon. Bildung der Berücksichtigung wert, wenn man dem Ursprung von *biais* nachgehen will. Auch die von Salvioni, Arch. glott. XII, 391 in seinen Annotazioni lombarde erwähnte Wendung *de bissa*, zu der er bemerkt: pare che dica tortuosamente, non dirittamente, a modo di 'biscia', ist zu beachten; sie erinnert durchaus an das prov. *de biais* und die ebenso lautende französische Verbindung. Darum braucht aber das frz. Sbst. *biseau* 'Schrägfläche' nicht mit jenem hypothetischen **bis* zusammenzuhängen. Diez, E. W. I, s. v. bis denkt an *bis*, das lat. Adv., als Grundform für den Stamm von *biseau*, Littré auch an *bisellium* oder an Stammverwandtschaft von *biseau* mit ital. *biscia*, altfrz. *bisse*; Scheler schwankt gleichfalls zwischen *bis* und *bisellium*, und Körting übergeht *biseau* ganz. Noch am ehesten in Betracht käme scheinbar das Adverbium *bis*. Aber der Vokal desselben ist kurz, und als gelehrtes Wort ist *biseau* nicht zu deuten. Nachgewiesen ist *biseau* seit dem 16. Jahrhundert. Es scheint mir nichts anderes als eine Ableitung von *biais* zu sein. Man hatte *plateau* neben dem Adjektivum *plat* und schuf sich nun zu *biais* in entsprechender Weise *biaiseau*, gesprochen (infolge der Tonveränderung) *bìeseáu* und allmählich *biseau* (wie *limier* für *liemier*, *roulette* für *rouelette* u. a., s. Tobler, Versbau³ S. 37 f.). Dafs das aus *biais* gewonnene Verbum nicht auch zu **biser* geworden ist, hat seinen Grund in den Tonverhältnissen des Präsens, dessen Lautung *je biáise* u. s. w. für Erhaltung der vollen Form *biaiser* sorgte; daher spricht und schreibt man denn auch die aus *biaiser* gezogenen Ableitungen in ihrem mit diesem gemeinsamen Wortbestandteil gleich demselben, also *biaiseur*, *biaisement* und im 16. Jahrhundert (O. de Serres) auch *biaiseure*.

Das neufrz. *bouillie* 'Brei', im Altfrz. *boulie*, ist nach Thomas S. 218

eine Bildung mittels des Suffixes *-ĭa*, welches den Ausgang *-arium* von *bolarium* (= griech. βωλάριον) 'Klümpchen' verdrängt habe. Man würde vorziehen, an das von Moore, Arch. f. lat. Lex. X, 268 nachgewiesene *bolus* (= βῶλος) selbst anzuknüpfen, aber nicht mit *-ĭa* als Ableitungsmittel, da ein Wort so konkreten Inhalts wie *boulie* dieses verwirft. Man könnte daher eher auf *-īca* (*lectica, nasica, vesica* u. a.) schliefsen wollen. Indessen ist *-īca* kein fruchtbares Suffix der Vulgärsprache; wir haben ebensowenig ein Recht, **pultīca* für *poutie* anzusetzen. Somit bleibt nur *-ĭta*, und die Bedeutung wäre zunächst: etwas zu einem Klumpen Gewordenes, Verdichtetes oder etwas Klumpartiges. *boulie* besteht noch mundartlich; im Arch. f. n. Spr. III, S. 346 b heifst es nicht zutreffend, dafs *bouillie* unter Abstofsung des aus dem Süden stammenden mouillierten Lautes in Flandern zu *boulie* geworden sei. Das auch von Godefroy verzeichnete Deminutivum *bouliel*, J. Cond. I, 235, 2123, hat in der Turiner Handschrift *bouliet* neben sich. Das neufrz. *boulée* 'Bodensatz', in dem Thomas S. 258 Anm. 1 eine Entlehnung des prov. *boulié* sieht, bewahrt vielleicht die alte Lautung mit vertauschtem Ausgang. *boulee* ist auch schon im Altfrz. zu belegen. So giebt es auch *poutee* neben *poutie*. *poutie* selbst läfst sich als **pultem* + *-ĭtam* nach **bolĭtam* deuten, also als rein äufserliche Analogiebildung (zum einfachen *pultem* im Frz. vgl. Foerster zu Yvain 2853). Die ital. Wörter *poltia* und *poltiglia* sind Entlehnungen aus Frankreich; vgl. zur Einfügung des mouillierten Lautes *convoglio* aus *convoi*, *zagaglia* aus *zagaie* (s. Tobler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1889, S. 1091; Meyer-Lübke, Gramm. I, § 23).

Unter *camoiard* S. 259 bekennt sich Thomas zu der alten Auffassung, dafs *moire* das engl. *mohair* in französischer Gestalt sei, ohne die entgegengesetzte Deutung Toblers, Zeitschr. X, 574, dafs *moire* auf *(mar)moire* zurückgehe, zu berühren. Littré giebt *camoiard* ohne jeden älteren Beleg. Darum sei angemerkt, dafs schon Furetière (17. Jahrh.) das Wort bringt (auch Ménage hat es, nach Lacurne). Richelet hat die (zuverlässige?) Form *camotard*, die nebst *camoiard* dann in späteren Wörterbüchern wiederkehrt. *camoiard* (bezw. *camotard*) ist nach Richelet, und ähnlich sagt Littré, 'une étoffe faite de poil de chèvre sauvage'; zu *moncayar*, bei Cotgrave *moncaiart* (étoffe de soie), heifst es bei Richelet: 'c'est une serge ou étoffe de laine croisée et fort deliée, dont on fait des habits longs'. Die Stoffe scheinen also nicht genau dieselben zu sein. Körting s. 5132 sieht in ital. *camojardo* statt *mocajardo* Anlehnung an *camelus*. Das ital. *cammellotto, cambellotto* kann eher als *camelus* Anspruch auf Beachtung erheben. So hat oder teilweise hatte auch das Frz. *camelot* und *camelin*, vgl. auch *camocas* (bei Littré, Suppl. I u. Orient. Wört. S. 25 *camocan*, eine fürs Frz. kaum zutreffende Lautung). Mit Hilfe eines dieser Wörter käme man leichter zum Verständnis der Umstellung *camoiard* (aus *mocaiard*). Indessen ist dieses wahrscheinlich erst aus dem Ital. entlehnt, wie Thomas S. 408 nachträglich anmerkt.

Das frz. *chevène* wird S. 261 von **capĭtinem* statt *capitōnem*, Nominativ *cápito*, hergeleitet. Zur Rechtfertigung dieses Casus obliquus zieht

Thomas zwei Analogien heran, von denen die eine sicher anfechtbar ist, s. nachher. *chevesne* ist, wie nachgetragen sei, auch aus dem Altfrz. genügend belegt. Godefroy bringt *chevesne* im Hptw. aus Gaut. Coincy, im Compl. aus Le Fevre, La Vieille und aus späterer Zeit; auch das Demin. *chevenel* (früher von Du C. s. v. cheneverium erst aus dem 14. Jahrhundert belegt gewesen) weist Godefroy schon im 13. Jahrhundert nach. Als älteren Nachweis füge ich hinzu: *capito piscis qui vulgo dicitur cauesnus* (also mit deutlichem männlichen Geschlecht), Glossarfragment aus dem 12. Jahrhundert bei Hofmann von Fallersleben, Elnonensia S. 28. Bei Du C. wird *capedines,* das romanische Wort in latinisierter Form, aus Papias mitgeteilt (s. v. capedines: c. quod manu capiantur). Auf dieses Zeugnis sowie auf *cavedanus* (Bologn. Urk. des 13. Jahrh.) bei Du C. weist auch Lorck, Altberg. Sprachdenkm. 217, 322 hin, der die Entsprechungen des Wortes in Oberitalien, doch nicht recht übersichtlich, zusammenstellt und bereits an *capito* als Grund- oder wenigstens Stammwort für ital. *cavedine* denkt. Letzteres mit seinem weiblichen Geschlecht erklärt Thomas S. 264; vgl. auch *torpedine.* Bei Du C. findet man auch die Rückbildung *cavedus,* aus einer Urkunde von Piacenza, verzeichnet. *capitónem* lebt nach Meyer-Lübke, Gramm. II, § 456 auch im span. *alcaudon,* allerdings dem Namen des Würgfalken, fort. In dem Glossar bei Hofmann von Fallersleben wird *capito* mit *cauesnus* identifiziert. Andere Glossarien interpretieren *capito* in anderer Weise, so Alex. Neckam mit *caboche* (s. Scheler, Jahrb. VII, 61, 31), die Sammlung Olla Patella S. 25 mit *bame* (l. *baine* und vgl. Godefroy s. h. v.), das Glossar von Lille (s. Scheler, Jahrb. a. a. O.) mit *cabot,* und das Catholicon de Lille S. 32 sagt *capito* poisson, *casset* (wohl zu lesen *cauet,* mit offenbar demselben Stamme wie *chevesne,* vgl. ferner *chavelot* und *chavesson* bei Godefroy).

Das, wie oben angedeutet, anfechtbare Analogon ist *pepo,* S. 264. Versieht Thomas *pẹpine* mit einem Stern, so mufs er ihn auch der Lautung *pepọne* zuerteilen. Denn im Lateinischen liegt der Ton auf der drittletzten Silbe, ganz wie im Griechischen (πέπων, πέπονος). **pépine* steht daher dem lateinischen Worte noch näher als **pepóne.* Eine Anmerkung erklärt es ebendort für wahrscheinlich, dafs das altfrz. **poupon, pompon** entlehntes italienisches *popóne* sei (?). Letzteres sei gelehrt. Aber *popóne* erklärt sich in jedem Falle schwer aus *péponem*; liefse man den Accentwechsel gelten, so bliebe noch das *o* der ersten Silbe zu rechtfertigen, und *popóne* steht doch schon bei Boccaccio. Die Beispiele, die Godefroy für *poupon, pompon* giebt (merkwürdigerweise unter *pepon* als Stichwort, das doch erst im 16. Jahrhundert auftritt), sind allerdings aus nicht sehr alter Zeit (s. auch Littré s. v. pompon). Gleichwohl ist das ital. *popóne* leichter als Lehnwort aus Frankreich zu verstehen und das frz. *poupon,* wenn diese Lautung für ursprünglicher als *pompon* gelten darf, leichter als Erbwort. Gern wüfste man freilich, wenn *poupon, pompon* nicht früher als im 14. Jahrhundert nachweisbar sind, *polpon* im Provenzalischen heimisch, aus dem es nach Nordfrankreich gekommen wäre. Nur unter Vorbehalt sei also frz. *poupon* als Erbwort bezeichnet. Für dieses liefse sich

dann an einen Typus **pulponem* (aus *pulpa* Dickfleisch, Fleisch des Obstes) denken, der eigentlich nur 'dickfleischige Frucht', aber mit dem bestimmten Gedanken an die Melone, besagen würde; volksgemäfs wäre eine solche Benennung gewifs. *pompon* wäre volksetymologische Umbildung von *poupon* nach *pompe*, wegen des prächtigen Äufseren oder des schönfarbigen Fleisches der Frucht. Bekanntlich besitzt das Neufrz. das Wort *pompon*; doch gehe ich auf dieses nicht mehr ein.

Die Deutung von *cignole*, altfrz. *ceoignole*, S. 265 ist einleuchtend. Thomas ist über Godefroys Bemerkung verwundert, dafs das altfrz. Wort in einem neufrz. *soignole*, piston de pompe, fortlebe. Auch Brachet, Mém. de la Soc. de Ling. I, 367 Anm. 1 und Scheler, Dictionn. Étymol. S. 167 geben *soignole*, beide mit der gleichen Auslegung und Zurückführung wie Godefroy und *ceoignole* richtig aus **ciconiola* deutend. Suffixwdl. S. 258 hatte ich auf *cignole* und *chignole*, sowie *échignole* hingewiesen. Die Schreibung *signole* bei Littré verhält sich zu der Schreibung *cignole*, die Thomas bevorzugt, wie z. B. *sivé* (bei Régnier) zu *civé* und findet besonders im Altfranzösischen viele Analogien; umgekehrte neuere Schreibungen sind etwa *cigler* (segeln), *ciron*. In *soignole* stände *s-* an Stelle von *ç-* wie in *sangle*, *sarcelle* (s. auch Thurot, Prononc. frç. I, 13), *souche* (vgl. Schuchardt, Zeitschrift XV, 101; Foerster, Anm. zu Ivain. 292), dial. *soper*, *souper* (s. Foerster ibid. zu 3097) u. a. Zum Grundwort selbst vgl. auch *cigonille* (de puis = *ciconium*), Glossar des 15. Jahrh., s. Godefroy (zur Erklärung mit manivelle s. Thomas).

Das altfrz. *cit* 'Stadt' führt Thomas S. 268 auf einen Obliquus **civitem* zurück. Indessen wird man mit Meyer-Lübke, Zeitschr. XXII, S. 300 die Möglichkeit bestreiten müssen, dafs dieser Typus das einsilbige frz. Wort erzeugt habe. Meist proklitisch tritt jedoch, wie man Meyer-Lübkes Äufserung gegenüber bemerken darf, *cit* nicht auf; Godefroys Belege zeigen dieses oft genug eigentonig, zum Teil an der Reimstelle. Darum entschliefst man sich nur schwer, in *cit* eine Kurzform für *cité* (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 4, ähnlich schon Scheler, Anm. zu Enf. Og. 1771: forme apocopée de *cité*, was er freilich B. Comm. S. 178 widerruft) zu sehen. Dafs *cit* als Form des Nominativs nicht vorkomme, erwähnten auch schon G. Paris, Alexius S. 113 Anm. 3 und Foerster, Anm. zu Aiol 610. Der älteste Beleg für die einsilbige Form ist Leodegar, Str. 24a: *Ad Ostedun a cilla ciu* (s. Foerster-Koschwitz Sp. 75). Doch kann dieser das prov. Wort, das Thomas geistvoll aus **civem* für *civitatem* deutet, darbieten. In der That ändert G. Paris, Rom. I, 311 in *(a celle) cit*. Es fragt sich, welche Bedeutung die von Godefroy allerdings nur aus einer Hs. zweimal belegte Form *ci* habe, ob sie sich an *cit* lehne oder ob sie die ältere von beiden Formen sei und, damit die Bedeutung sich in der Lautung klarer wiederspiegle, erst durch Angleichung an *cité* zu *cit* geworden sei. *ci* läfst sich eher erklären als *cit*, und darum sei die letztere Möglichkeit nicht kurzerhand abgewiesen. Scheinbar setzt *ci* allerdings ein älteres **cif* voraus, aus dessen Nominativform es nachträglich hervorgegangen wäre; es hätte dann **cif* früh aus dem Gebrauche

vertrieben, indem seine stärkere Klangverwandtschaft mit *ci-té* es zum herrschenden Worte machte (vgl. etwa die Nebenform *pi* zu *piu*, die auf Ausgleichung des letzteren mit *pitié* beruhen wird, jedoch das ursprüngliche *piu* nicht zu verdrängen vermochte, da *piu* durch das Femininum und durch andere Adjektiva gleichen Ausgangs festgehalten wurde). Aber wir kennen **cif* nicht, das ja sonst dieselbe Grundlage wie prov. *ciu* hätte, und so haben wir kein Recht, *ci* auf die angegebene Weise zu erklären. Aber ein anderer Ursprung ist denkbar. *ci* ist vielleicht nichts anderes als eine Abkürzung von *civitas* oder *civitatem*, die zuerst im Urkundenstil angewendet wurde und aus diesem, nachdem man sich gewöhnt hatte, das Wort in der verkürzten Niederschrift abzulesen, in die gesprochene Sprache überging. Wir begegnen ihr in der That auf Münzen aus der Merovingerzeit. *civitas* erscheint auf merovingischen Münzen entweder in seiner vollen Form, vgl. *Dorovernis Civitas*, s. An. de Barthélemy, Bibl. de l'Éc. des Ch., 6. Série, B. I, S. 455, No. 277, *Lugdunu Civitate*, ibid. S. 457, No. 394, *Meldus Civetati* 458, 432, *Rotomo Civitati* 460, 513 u. s. w., oder in Abkürzungen wie *Saius Civita* 461, 550, ferner *Tulus Civit* 463, 659, *Remus Civet* 460, 532, sodann *Baiocas Civi* 452, 91, *Bononia Civi* 452, 128, *Lingonas Civi* 457, 382, *Neberno Civi* 459, 456, *Parisius Cive* 460, 496, *Pectavis Cive* 460, 501 u. a., aufserdem *Carnotas Civ* 454, 190 und endlich *Noviomo Ci* 459, 474. Beispiele für die Abkürzung *Ci* sind ferner *Arverno Ci*, s. Prou, Rev. Numism. 1889, S. 49, No. 11, *Pectaus Ci*, ib. 51, 12, *Arverno Ci*, ib. 1890, S. 177, 139, *Betoregas Ci*, ib. 183, 183, *Cen[om]annis Ci*, 324, 985, *Rotomo Ci*, 333, 1046 und 334, 1053. Der Urkundenstil des Nordens mag *ci* zur gewöhnlichen Abkürzung erhoben haben, gerade so wie derjenige des Südens *civi*, *cive* (daher denn auch *in civem ipsam* aus dem Jahre 616, s. Thomas S. 269). Mit Recht, scheint mir, deuten die Benediktiner im Du Cange *civem* als eine blofse graphische Verkürzung von *civitatem*; hinzuzufügen haben wir nur, dafs sich die mündliche Sprache ihrer (die provenzalische des *cive* wie die französische des *ci*) allmählich bemächtigt hat. Dürfen wir uns aber *ci* so entstanden denken, ist es also ursprünglicher als *cit*, so wird es als Konjektur für die Leodegarstelle in Frage kommen.[1]

Das frz. *cormoran* ist eines jener vielen Wörter, deren wirklichen Ursprung Thomas erkannt hat. Die Basis dieses Wortes (s. S. 269 ff.) ist statt des in anderen romanischen Sprachen entwickelten *corvus marinus* (Reich. Gl. 341: mergulum *corvum marinum*; Corp. Gloss. Lat. V, 465, 31: merguli *corbi marini*, vgl. ferner Diez, Altrom. Gloss. S. 25) und neben einem vom Französischen zugleich geforderten *corvum* **maraticum* (s. Tobler, Jahrb. XII, S. 207 zu Hofm., Par. Gl. 7692, 122) ein Typus *corvus* **maringus*. Die Belege, die Thomas für *cormoran* aus älterer Zeit

[1] Erst während des Druckes des obigen Deutungsversuches wird mir Körtings ähnliche Erklärung von *cit*, Französ. Formenlehre II, S. 249, 10, bekannt. Doch betrachte ich abweichend von ihm nicht *cit* als Abkürzung von *civitatem*, sondern zunächst *ci*, aus dem *cit*, s. oben, erst nachträglich geworden ist.

zusammenstellt, zeigen bereits den Ausgang *-ant* oder *-an*. Darum kann die Form von Wert sein, in der das schon vorher citierte Glossarfragment des 12. Jahrhunderts unser Wort bringt: *fulica, avis, cormarey* (man darf gewifs schreiben *-ēg*), Hofm. v. Fallersl., Elnonensia S. 27. *cormoran(t)* an Stelle von *cormaran(t)* beruht vielleicht auf Einwirkung von *mor* mit seinen Ableitungen *moré, morel*, vgl. auch *(destrier) morandin* (Mitteil. 182, 1; 201, 10) nach *ferrandin*. Dem span. *marengo*, S. 273 Anm. 2, das gleichfalls **maringum* voraussetzt, schliefst sich mail. *marengh* 'vento marino' (s. Lorck, Altberg. Sprachdenkm. S. 46 Anm. 2) an. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit auch das rätselhaft erscheinende *caumarengue*, Olla Patella S. 45, das das lat. *salamandra* übersetzt. Scheler deutet es sich gewifs nicht richtig, wenn er, da er *canmarengue* mit einem Fragezeichen in Klammern hinzusetzt, an eine Zusammensetzung mit *canis* denkt. Näher liegt es, den Anlaut *c* als *ç* und *çaumarengue* = *salmarengue*, d. h. als *salamandre* selber mit Lautumstellung und Ausgangsveränderung, zu verstehen.

Die Schiffsausdrücke *daillots* und *andaillots* 'Süger oder Säuger am Stagsegel' (Ringe, an denen letztere laufen, befestigt werden) verbindet Thomas S. 276 mit dem Worte *'dayal'* bei Godefroy (anneau pour attacher les chevaux), das als Plural *dayaus* einmal aus dem Jahre 1371 belegt wird; *daillots* sei eine 'mauvaise notation' von *dayaus*, in welchem er ein Doppelwort von *dé, digitale*, erblickt. *dayaus* stellt sich Thomas wohl als *dael* (für *deel*) mit vertauschtem Suffix (: *daęl*) vor, vgl. Ebelings Erklärung des neufrz. *deau*, Auberee, Anm. zu V. 205. Man mag imstande sein, die Form *dayaus* und auch die formalen Veränderungen, die *daillots* an dieser voraussetzt, zu begreifen, man wird dennoch von dieser Etymologie nicht völlig befriedigt. Zunächst ist die Lautung *dayaus* nebst der Bedeutung Ring nur einmal belegt; ja diese Bedeutung ergiebt sich aus den Worten des Beispiels *.iiii. liecols et .iii. dayaulx pour les chevaus* nicht einmal mit Bestimmtheit. Sodann findet das längere Wort *andaillots* nicht seine Erklärung. Und endlich bedarf der Begriffsübergang von *dé* zu *anneau* noch der Rechtfertigung, obwohl Thomas in dem Hinweis auf das von *deel* abgeleitete, gleichfalls schiffstechnische Wort *délot* dieselbe versucht. Denn wenn auch *délot* eine Art Ring ist, so ist die charakteristische Eigentümlichkeit desselben doch, dafs er, ganz wie *deel*, etwas deckend, schützend umschliefst, es ist ein Fingerhut gleichsam in Ringform; vgl. die Erklärung, die das schon früher citierte Lexikon von Roux 1779 giebt: *délot* 'Art eiserner, auf einer Seite hohler oder eingebogener Ringe, so man an eine Schleife des Schiffsseils leget, damit es von einem andern Seile, so dadurch gehet, nicht gerieben werde'. Und *cosse*, von dem nach Sachs *délot* ein Synonymon ist, ist nach Roux ähnlich: 'ein eiserner Ring, so mit kleinen Seilen umwunden ist, die grofsen Schifftaue, so dadurch gehen, zu schonen'. Aber der Bedeutung von *daillots* und *andaillots* fehlt jenes charakteristische Merkmal. Die Quelle dieser beiden Wörter, von denen *andaillots* eher als *daillots* das ursprüngliche ist, mufs eine andere sein. Nach ihr zu suchen unternehme ich hier nicht. Nur

möchte ich an ein Wort erinnern, das, wenn *and-aill-ots* abzuteilen sein sollte, den Stamm des letzteren zu enthalten schiene, nämlich an den Schiffsausdruck *landes* (de hune) 'Kettenglieder am Mars zum Halten der Stegewanten'. Dieser ist auch im Italienischen vorhanden als *le lande* (Tommaseo-Bellini: spranghe di ferro o catene che prese le bigote ed inchiodate al bordo contrastano lo sforzo delle sartie e de' patarazzi). Die medizinische Wissenschaft bezeichnet mit *suture lambdöide* die Winkelnaht der Hirnschale, und in älterer Zeit hiefs ein bestimmter Knochen am Kopf *os de la lande*, s. God. s. v. lande 2; ob auch in den Wörtern *landes* und *lande* der Name des griechischen *Λ* verborgen sein möge, läfst sich sehr wohl erwägen. Was das obige *dayaus* betrifft, so wird man auch an die Möglichkeit zu denken haben, dafs es undeutliche Schreibung oder irrige Lesung für etwas anderes sei; beispielsweise könnte das *d* ein *cl* darstellen.

Das prov. *daurezi* leitet Thomas S. 277 von **aurificīnus* statt *aurifex* ab. Die benachbarten romanischen Sprachen sind bei *aurifex* stehen geblieben, vgl. span. *orespe* (s. zu diesem Meyer-Lübke, Gramm. I, § 536), port. *ourives*, ital. *oréfice* und die Nachweise aus oberital. Mundarten bei Mussafia, Beitrag S. 84. Auch prov. *aurevelier* und *daurivelier* selbst scheinen auf *aurifex*, nämlich auf ein Primitivum *aurève(se)* hinzuweisen, an das der Ausgang *-elier*, entlehnt von Wörtern wie *burelier, tonelier, coltelier, anelier*, herangetreten wäre (so auch *daurelier* für *daurier*). Daher ist ein Typus **aurificinus* eine auffallende Schöpfung. Thomas sieht in **medicinus* = medicus eine gleichartige Bildung. Aber **medicīnus* hat der Volkssprache nicht angehört, wie Thomas S. 278 Anm. 1 zugiebt, und ist daher kein vergleichbares Wort. **medicinus* = medicus ist an und für sich eine unsichere Gleichung. Wir kennen *medicinus* aus dem Lateinischen als Adjektiv, bezogen auf Sach-, Abstrakt-Bezeichnungen, und sind durch das frz. *médecin* nicht gezwungen, *medicinus* für eine selbständig verwendete Personbezeichnung zu halten. Denn *médecin* beginnt erst im 14. Jahrhundert (Bast. Bouill. 2634; Mir. ND. XX, 127) die Vertreter des lateinischen *medicus* aus der Volkssprache zu verdrängen. Gelehrtes *mediciner, medeciner* gab es neben *meciner* schon im 12. Jahrhundert (z. B. Mar. Fr., Fab. 27, 8). Man hatte nun *juge* 'Richter' neben *jugier*, vgl. auch *miege* selbst neben *megier*, und so kam im 14. Jahrhundert *medicin* neben *mediciner* auf. Meyer-Lübke, Gramm. II, § 449 erklärt *medecin* aus *medicien*, das indessen als ältere Bildung nicht erweisbar ist und durch *chirurgien* und *fisicien* wohl festgehalten worden wäre. *medicien* (*medicienne* : *gardienne*, Froiss. Poés. III, 199, 2042) ist nur eine gelegentliche Seitenform von *medicin*. **medicinus* stützt also die Bildung **aurificinus* nicht. Thomas geht stillschweigend von der Annahme aus, dafs der Ton auf der letzten Silbe von *daurezi* liege. Bei der Betonung *dauréxi* läfst sich vielleicht auch hier an *auríficem* als Basis denken. In venez. *orese*, friaul. *oresi* hat sich nach Mussafia a. a. O. *-eve-* und weiter (mit Ausstofsung des *v*) *-ee-* in *-e-* kontrahiert. Das Provenzalische hat sekundäres *auréese* vielleicht zu *aurésee, aurésie* (das erste *e* im Hiatus

zu *i*), *aurési* fortentwickelt. Das *d*, mit welchem das provenzalische Wort beginnt, ist, wie Thomas anmerkt, auf Einflufs von *daurar* zurückzuführen.

Das Urbild für die französischen Infinitive auf *-eir* und die provenzalischen auf *-(e)zir* ist nach Thomas S. 281 ff. **exclaricire* (altfrz. *esclareir*, prov. *esclarzir*). Wenn dieser Typus auch in lautlicher Hinsicht befriedigt, so findet er doch in den Worten: les verbes provençaux *clarzir*, *negrezir* etc. ... s'expliquent par **clarĭcire*, **nigrĭcire* etc., c'est-à-dire par des imitations, avec une couleur vocalique différente, du lat. classique *clarĭcare*, *nigricare* etc. (Thomas S. 25 Anm. 1) keine zwingende Erklärung. Denn der Anlafs zu dieser Umprägung von *claricare* wird nicht offenkundig. Zudem hatte man diesem Typus nicht entsagt, wie das altfrz. *esclargier* (mehrmals im Rolandslied) zeigt. Es giebt folgende Deutung (doch setzt diese voraus, dafs auch auf gallischem Boden, vgl. ital. *schiarare* [Dante], einst *exclarare*, später durch **exclariare* verdrängt, bestanden habe): nachdem **exclarire*, vgl. auch ital. *schiarire*, gleichfalls bei Dante, aufgekommen war (lat. *clarēre* und *clarescere*, vgl. zu *-ire* Risop, Studien S. 91 Anm., Meyer-Lübke, Gramm. II, § 119 und auch das Vb. *marcire* > ital. *marcire*, frz. *marcir*, 6. Jahrh., s. Arch. f. lat. Lex. X, 567) und somit neben *exclarare* bestand, führte das Dasein von *exclaricare* neben *exclarare* zur Ausbildung eines Typus **exclaricire* neben **exclarire*. Dafs **exclarire* erst vom 12. Jahrhundert ab im Französischen zu belegen ist, während **exclariare* schon in der Passion 51 a, 98 b und dann mehrmals im Roland begegnet, ist gewifs nur Zufall.

Das richtiger *aigrin* geschriebene Subst. *égrain* hat, wie Thomas S. 285 darlegt, **acrumen* zur Grundlage; denn die altfrz. Lautung ist *aigrum*. Im Pariser Glossar 7692, 91 übersetzen *escrim* (*-un*?), *egrun* das lat. *acredo*. Wir finden aber auf **acrumen* auch schon bei Du C. s. v. *egrunum* aufmerksam gemacht. Besser als in *aigrin* oder in *tendron* (**tenerumen*) hat sich der alte Ausgang *-um* nach Thomas in den Ableitungen *chaussumier* und *enchaussumer* erhalten, die ein ehemaliges, wenn auch nicht bezeugtes **chaussum* = **calciumen* (erwartet man nicht **calcumen*?) voraussetzen sollen. Aber zu *-umen* fügt sich der Ausgang von *enchaussener* (mit den Ableitungen *enchaussenoir* und *enchaussenage*) nicht, das unmöglich von *enchaussumer* zu trennen ist. *enchaussener* ist keine Bildung mit dem Ausgang *-īnare* oder eine Ableitung von einem Sbst. auf *-ine* (altfrz. *chaucine*, terrain qui renferme de la chaux, 1256, neufrz. *chaussine* Kalkkohle, prov. *caucina*, span. ital. *calcina* Kalk, neuprov. *caussino*, vgl. auch *caussinière* Gerberei [bei Honnorat], *caussinada* Äscherkalk [bei Levy] und hierzu die zum Teil gelehrten Verben prov. span. *calcinar*, neuprov. *calcina carcina*, *enc(h)aussina encalsina*, ital. *calcinare*, *incalcinare*, frz. *calciner*). Auch *-īnare* liegt nicht vor; **incalcinare* hätte im Altfrz. *enchalsnier*, *enchausnier*, also auch im Neufrz. ein dreisilbiges Wort hinterlassen. *enchaussumer* und *enchaussener* entspringen, scheint mir, aus einem und demselben Primitiv, und zwar aus *chalchiere*, lat. *calcariam*. *chalchiere* oder *chauchiere* und dann infolge von Dissimilierung *chauciere* oder *chaussiere* ist entweder ein Kalkofen (vgl. auch *chal-*

ceria, calchera bei Du C.) oder eine (Weifs-)Gerberei. Das Provenzalische hat das entsprechende *cauquiera* (s. Levy, Suppl.-Wb.), bei Honnorat auch *chauchiera*, und das Franco-Provenzalische *chaussiri*, *charchiri* Gerberei (s. Puitspelu, Dict. Étym. Lyonn. S. 85, der aber *chaussiri* unrichtigerweise aus **calcearia* deutet, und Onofrio, Gloss. Lyonn. S. 117). *chaucière* als Kalkofen giebt noch Sachs, freilich mit dem Vermerk 'veraltet'. Aus *chalc(h)iere* ist zunächst nur *enchalc(h)erer* 'in die Gerberei thun' oder 'in der Gerberei bearbeiten' hervorgegangen. Dieses ward dann aus Dissimilationsgründen zu *enchalcener*, *enchaussener* (vgl. die Beispiele bei Thomas S. 363 f., sowie die von Tobler gedeuteten Wörter *chelenier*, *mirenie*, *avoultrenesse*, auch *chartrenier*, das ich Suffixwdl. S. 22 erwähnt hatte). Neben *enchalcener* darf man sodann ein *enchalcemer* vermuten, vgl. *chartremier* (*Son chartremier apele, Hué, qui tant fu fier*, Gaufrey 1604; *J'estoie chartremier ... Au fort roi Machabre*, ibid. 9712) neben *chartremier*, *pelerimage* und *latimier* (in denen das *m* gleichfalls rein die Wirkung der Dissimilation ist und nicht auf einer Stammverkennung beruht) neben *pelerinage* und *latinier*, *envenimer* für *enveniner*, während *loremier* und *liemier* (vgl. aber *loiemier* von *loien*) auf bereits vulgären Typen beruhen mögen (so dafs *lienier*, *lorenier* sekundär wären). Aus *enchalcemer* ging endlich *enchalçumer*, *enchaussumer* hervor, gerade wie *jumel* aus *gemel*, *chalumel* aus *chalemel*, *fumelle* aus *femelle*, *fumier* aus *femier* u. a. (vgl. Ebeling, Anm. zu Auberee 362, aus früherer Zeit auch Diez, Altroman. Gloss. S. 97; Schuchardt, Vokalism. II, 239 f.; Scheler, Geste de Liège S. 161). Anders kann ich mir *enchaussumer* und *enchaussener* nicht erklären, wenn auch Belege für die Stufen *enchalcerer* und *enchalcemer* fehlen. *chauchumier* (mit ähnlich lautenden Nebenformen) 'Kalkbrenner' weist Godefroy aus einer älteren Urkunde nach; auch dieses kann sich aus *chalchiere* 'Kalkofen' nur über die Stufen *chalcherier*, *chalchemier* entwickelt haben. Als *chaussumier* lebt es mundartlich noch fort.

In *éverdumer*, s. bei Godefroy *éverdumé* (16. Jahrh.), erblickt Thomas S. 286 Anm. 1 ein Derivat aus einem verlorenen Subst. **verdume* mit dem (er vergleicht die Subst. *freschume*, *vieillume*) auf *-udinem* zurückweisenden Ausgange. Solange jedoch **verdume* nicht nachgewiesen ist, und vielleicht wird man es niemals nachweisen können, darf man das Subst. *verdure* dem Verb zu Grunde legen und sagen, dafs die zu erwartende Lautung *esverdurer* aus Wohllautsrücksichten sich in *esverdumer* verwandelt habe. Auch hier ist also *m* zur Beseitigung von Mifsklang an die Stelle von *r* getreten.

Toblers Deutung des Adj. *enrievre* aus *inreverens* erscheint Thomas anstöfsig (S. 289), weil die Vulgärsprache das Privativpräfix *in-* nicht fruchtbar gemacht habe. Er schlägt darum einen Typus **inreprobus*, d. i. intensives *in-* + *reprobus*, als Grundform vor, der zu **indebilis*, der Basis für altfrz. *endoivle* (s. auch Tobler-Abhdlgn. S. 276), allerdings ein vollkommen entsprechendes Seitenstück wäre. Aber Thomas' Einwand trifft *inreverens* doch wohl nicht. *inreverens*, das lat. *irreverens* mit unassimilierter Aussprache (vgl. für analoge Fälle Lindsay, Lat. Gramm.,

übers. von Nohl, S. 357, § 160), ist ja keine Neuschöpfung der Vulgärsprache, sondern ein Erbwort derselben aus alter Zeit. Und da sie, wie wir Grund haben zu glauben, das einfache *reverens* nicht besessen hat, so hat sie in der Partikel *in-* von *inreverens* schwerlich noch den Träger des Negierenden in der Bedeutung dieses Wortes erkannt, die vielmehr eine unauflösbare Einheit für sie geworden war. Es fehlt nicht an Wörtern gleicher Art, die die Vulgärsprache entwickelt hat, vgl. *enferm* aus *infirmus* (das altfrz. *ferm* ist Bildung aus dem Partic. *fermé*, s. Foerster, Ivain, kl. Ausg. S. 185), *entait* aus *intactus* (s. Andresen, Zeitschr. XXII, 86, 178), *enquitume* aus *inquietudinem*, prov. *enic* aus *iniquus* (s. Diez, E. W. IIc). Auch die Bedeutung von *inreverens* stimmt zu derjenigen von *enrievre* sehr gut; aus 'unverschämt', was *irreverens* Eccles. (Jes. Sir.) 23, 6 bedeutet, wo es das griech. ἀναιδής übersetzt (s. Thielmann, Arch. f. lat. Lex. VIII, 514) ging 'trotzig, verbissen' leicht hervor.

Für *ensouaille, ensonaille* 'Steuerruderstrick an einer Art großer Flußkähne' denkt Thomas S. 290, da das Vb. *ensoyer* außer Betracht fallen müsse, an Zusammenhang mit dem altfrz. Sbst. *seuwe*, *soue* 'Strick'. Einfaches *souaille* kennt Thomas jedoch nicht, und deswegen spricht er seine Deutung nur mit Vorbehalt aus. Thomas geht von der Ansicht aus, daß *ensouaille*, wie die Encyklopädie von Diderot schreibt, die das Wort überhaupt zum erstenmal verzeichnet, die ursprünglichere von beiden Lautungen sei; Littré und einige andere Wörterbücher hätten diese in *ensonaille* entstellt. Aber Willkür der Lexikographen braucht das letztere nicht erzeugt zu haben. Wir nehmen oft wahr, daß *-on* und *-ou* am Ausgange oder, indem noch ein Ableitungssuffix folgt, im Innern eines und desselben Wortes miteinander wechseln; man vergleiche, ganz gleich welches im einzelnen Falle die ursprüngliche Form sei und woraus sich der Wechsel erkläre, beispielsweise *bachon bachou, bouligon bouligou, corpon corpou, cousson coussou, crénon crenou, entrejon entrejou, escaladon escaladou, frion friou, houperon houperou, miaillon miaillou, ordidon ordidou* u. a. und vor einem weiteren Ausgange *bascouette basconette, favonette favouette.* Wer weiß also, ob nicht *ensonaille* auch Daseinsberechtigung habe. Ja, es ist vielleicht sogar die ältere Lautung. Auf diese Vermutung kann die Definition führen, die Thomas (s. auch Littré) von dem Worte giebt: *la cordelette qui retient le bout de la drosse du gouvernail de bateaux foncets*; denn mit Hilfe dieser Definition läßt sich *ensonaille* deuten. Der Umstand nämlich, daß *ensonaille* (nach Thomas also *ensouaille*) einen Strick am Ende des Steuerreeps bezeichnet, kann zur Identifizierung von *enson-* mit der adverbialen (und präpositionalen) Verbindung *en son*, von *summum* 'äußerster Teil, Ende', veranlassen, die dem Altfranzösischen so geläufig gewesen ist. Die Zusammenrückung *enson* hat ebensogut zum Primitivum werden können, wie in vulgärer Zeit *deretro*, aus dem **deretranus* geflossen ist, oder im Altfranzösischen gar die Verbindung *en pur* vor Substantiven (von der Suchier, Anm. zu Aucassin 24, 56 handelt), wenn sie einmal das Participium *empuré* hervorgebracht hat, das wir in den Worten *Aussi tost muert uns emmurez*

C'uns en sa chemise empurex, Watriq. 160, 164 (vgl. dazu S. 459 und die Ausdrucksweise *em pur(e) sa chemise*) antreffen; man vergleiche immerhin auch das bei Mont., Ess. II, 12 vorkommende Sbst. *deneantise*, das von *de neant* als Einheit abgeleitet ist, wenn auch das Primitivum eine Zusammenrückung von etwas anderer Art ist. Als Ausgang erwartete man zunächst *-al* oder das mit diesem häufig wechselnde *-ail*, vgl. *devantal* und *devantail*; das weibliche *-aille*, das uns *ensonaille* zeigt, mag auf den vokalischen Anlaut des Wortes und Genusangleichung an *corde, ficelle* zurückzuführen sein (das Sbst. *cordaille* mit seinem kollektivischen Sinn, das neben *cordail* besteht, ist gewiſs schuldlos an *ensonaille*). So läſst sich *ensonaille* vielleicht ableiten, und dann ist *ensouaille* die sekundäre Lautung.

Für die Deutung von prov. *en n'* und *na* vor Personennamen als Kurzformen von *domne*, dem Vokativ (s. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 634; II, § 6; zu beachten ist die Ausnahme von der Regel, daſs der Nom. den Vok. ersetzt), und von *domna* (Raynouard) sieht Thomas S. 287 in den Formen *nos*, für den Nominativ vor Maskulinen, und *non*, für den Obliquus, eine sichere Stütze. *nos* versteht er (s. auch Meyer-Lübke, an ersterem Orte) als die letzte Silbe von *domnus* und *non*, das nach Meyer-Lübkes Auffassung in Analogie zu *mon*, dem Obliquus von *mos*, entstanden ist, als die letzte Silbe von *domnum*. Stammt *nos*, wie Meyer-Lübke ergänzt, demnach aus einer Zeit, wo *u* in unbetonter Silbe noch nicht ǫ geworden war, so muſs *non* für Thomas das noch nicht zu *(dom)nu* vorgeschrittene *(dom)num* sein, wenn es sich um echte volkstümliche Entwickelungen handeln soll. Die notwendige Voraussetzung, daſs *n'* und *en* allmählich über ihre ursprüngliche Funktion hinaus Verwendung fanden, wird vielleicht keinen Einspruch hervorrufen. Auffällig ist aber die Form *en* an sich. Denn wenn *domnus Bertram* zu *nos Bertram* geworden ist, warum hat dann *domne Bertram* nicht *ne Bertram* ergeben, sondern, obwohl *nb* eine unmögliche Konsonantengruppe im Anlaut ist, *n Bertram* und weiter *en Bertram*? Muſs dieser Umstand zum Zweifel an *domne* als Grundform für *en* veranlassen, so bringt ein anderer es mit sich, daſs *domnus, domna* u. s. w. an und für sich als Quelle für jene provenzalischen Kurzwörter zweifelhaft erscheinen. Es ist die Art der Kürzung, die Verdacht erregt. Man betrachte die sonstigen, aus nicht vokalisch oder mit *v-* anlautenden Vollwörtern entstandenen Kurzformen, die Meyer-Lübke, Gramm. I, § 634 und Ital. Gramm. § 301 zusammenstellt, und man wird bemerken, daſs sie stets den anlautenden Konsonant bewahrt haben, so frz. *sire*, tosk. *sor*, port. *seu*, ital. *monna fi fra* u. a. *Domnus* aber wäre nach einem Princip behandelt worden, für das es an weiteren Belegen bei gleichartigen Bedingungen fehlt. So scheinen denn *ne, en, na, nos, non* einer anderen Erklärung bedürftig zu sein. Es sei folgende Vermutung ausgesprochen. Die Quelle dieser Wörter, die hinsichtlich ihres Alters jedoch nicht auf gleicher Stufe stehen, ist der lateinische Ablativ *nomine* 'Namens'. Im Lateinischen sagte man: *eunuchus nomine Pothinus*, Caesar; *in hospitis cujusdam nomine Cameli domo*, Vell. Paterc.; *a quodam nomine Adduo vulneratus*, id. (s. Georges). Die vorprov. Vulgärsprache

eignete sich, vielleicht aus der Amtssprache, die Ausdrucksweise mit *nomine* an, aber sie dehnte die Gebrauchssphäre von letzterem aus. Sie entlehnte aus ursprünglichen Verbindungen wie 'der Ritter Namens so und so', 'ein Bürger Namens so und so und seine Frau Namens so und so' das 'Namens so und so' zu unbeschränkter Verwendung und lehrt uns durch dieses Vorgehen, daſs *nomine* bereits in jenen ersteren Fügungen zu einer erstarrten proklitischen Partikel, einem vielleicht selbstverständlichen Einführungswort vor Personennamen in ihr geworden war. Die provenzalischen Entsprechungen desselben erklären sich nun auf folgende Weise aus *nomine*. Dem lat. *nomine*, das als erstarrter Ablativ dann den von Meyer-Lübke, Gramm. II, § 5 und unter den Adverbien behandelten beizuzählen wäre, ergab zunächst *non*, für dessen durchaus naturgemäſse Verwendung vor weiblichen Namen das von Thomas S. 287 Anm. als Versehen beurteilte *non Petronilla* ein Beispiel wäre. Üblicher ward vor Femininis ein in Analogie zu *mon ma*, *ton ta* aus *non* geflossenes *na (Maria)*, das vor vokalischem Anlaut seines auslautenden *a* verlustig ging. Die Analogie der erwähnten Pronomina, deren Nominativ für das männliche Geschlecht *mos tos* lautete, brachte auch die Schöpfung eines sekundären Nominativs *nos* bei demselben Genus mit sich, während das analogisch entstandene *na* zugleich die Form des Nominativs besaſs. Die beiden übrigbleibenden Formen *n'* und *en* knüpfen sich an die weiblichen Formen *na* und *n'* an. Diese legten ein analogisches Wirken des Artikels nahe. Durch dasselbe entstanden *no* und *n'*. Die Form *no* scheint allerdings nicht überliefert zu sein; aber ihr Dasein ist nicht ausgeschlossen, da die Sprache der Troubadours nur bestimmten Lautungen in ihrem Bereiche Geltung verliehen hat und die Urkunden *no* mit *nos* und *non* verschmolzen haben können. Es ist schwer vorstellbar, daſs nur das apostrophierte weibliche *na* vorbildlich gewirkt habe und somit zunächst nur männliches *n'* entstanden sei; auch so könnte man aber nicht umhin, ein vermittelndes *no* für *en* anzunehmen. *na* und *n'* erzeugten also für das Maskulinum *no* und *n'*. Und *en* erklärt sich aus *no* ganz so wie die Artikelform *el* aus *lo* (s. für diese Meyer-Lübke, Gramm. II, § 104): *de no* und *a no* wuchsen, wiederum nach dem Muster des Artikels, zu *den* und *an* zusammen, und aus diesen Formen ward nachträglich *en* herausgelöst. Nach der dargelegten Vermutung ist also *non* die ursprünglichste Lautung; dieses führte zu *nos* und zu *na* an *na* bezw. *n'* lehnte sich *no* bezw. *n'*, und aus *no* ging *en* hervor.

Zum prov. *folelh*, S. 299, das Scheler, Dict. Étym. s. v. filoselle richtig aus *folliculus* gedeutet hat, läſst sich an das span. *hollejo*, s. Diez, E. W. II b erinnern.

Als Etymon für altfrz. *faisil*, neufrz. *fraisil* stellt Thomas S. 306 *fax facis* + *-īlis* auf. Diesen Typus lehnt Tobler, Zeitschr. XIX, 146 ab und ersetzt ihn durch *faex faecis* + *-ile*; gleichzeitig weist er darauf hin, daſs *faisil* noch in neufrz. Wörterbüchern stehe und das in diesen aufgeführte *faiseleux* (Aufräumer im Schieferbruch) von *faisil* augenscheinlich nicht getrennt werden dürfe. Horning, Zeitschr. XXII, S. 562 findet wiederum,

gegen *faecile* spreche das *a* in *faisil*, lothr. *fagin* und anderen mundartlichen Entsprechungen (vgl. auch *fasin*, *faxin* bei Sachs), und wünscht eher eine Grundform mit *-īculus* als mit *-īle*. Was aber die letztere Bemerkung betrifft, so ist das deminuierende *-iculus*, das aus einer unbestimmten Menge gleichartiger Teilchen ein einzelnes herausheben würde, hier kaum am Platze; *-īlis*, dessen nur die Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit mit dem Begriff des Primitivs angebende Bedeutung die Quantität, ganz wie es für *faisil* pafst, unbegrenzt läfst, sagt besser zu. Die Bedeutung von *faisil* empfiehlt *faex* durchaus als Stammwort. Schon im Lateinischen ist letzteres nicht nur der Bodensatz von Flüssigkeiten, sondern auch der Niederschlag trockener Gegenstände (*faex aeris*, *faex salis* bei Plin.); auch sagt man im Spanischen *la hez de los metalos*, *del hierro* und im Portugiesischen *la fez de ouro*, *de prata*. Die Form von *faisil* verlangt allerdings **facīle* statt **faecīle* (für das *fesil* im Livre des Mest. nicht eintreten kann). Man könnte meinen, **faecīle* sei nach *favilla* 'Flugasche' zu **facīle* geworden; indessen hat *favilla* dem galloromanischen Volkslatein offenbar nicht angehört, es sei denn, dafs **facīle* in aufserordentlich früher Zeit entstanden, was aber keine unbedenkliche Annahme wäre. So kann denn die Schwierigkeit, **facīle* aus **faecīle* zu erklären, thatsächlich veranlassen, sich nach einem anderen Stammwort umzusehen. Als solches bietet sich *fraces* 'Ölhefen' dar; **fracīlis* wäre dann, und konnte es als Basis von *faisil* auch begrifflich sehr wohl sein, 'ölhefenartig, -ähnlich'. In der Verbindung *cinerem* (weiter auch *pulverem*), **fracīlem* wäre infolge von Dissimilation **fracīlem* zu **facīlem* geworden: *cinerem* (*pulverem*) **facīlem*, und **facīlem* wäre dann nebenher allmählich selbständig verwendet worden (das männliche Geschlecht liefse sich aus dem Lateinischen begreifen). So liefse sich vielleicht deuten; mehr als ein Erklärungsversuch soll aber auch dies so wenig sein, wie alles, was ich mir auszusprechen erlaube.

In *girouette* erblickt Thomas S. 307 das Deminutivum zu einem Substantivum *girou*. *girou* führt er auf *gyróvagum* zurück. Da aber *girou* unbekannt ist, geht man möglicherweise fehl, wenn man *girouette* in *girou* + *-ette* zerlegt; auch in *disette*, *emplette* ist ja *-ette* nicht Suffix. Mit altfrz. *wirewite* 'Wetterfahne' hängt *girouette*, wie Thomas S. 401 meint, nicht zusammen. Aber es kann dennoch sein. Als Etymon von *wirewite* (Rou; aus dem 15. und 16. Jahrh. in der Gestalt *virevit(t)e* belegt) betrachtet Thomas sicher mit Recht das altnord. *vedhr-viti*, dessen regelrechte Entsprechung **werewite* sich in dem *wenute*, zu lesen *weruite*, einer der Hss. des Rou, verbergen werde; *wirewite*, in einer weiteren Hs. *wirewire*, sei eine Umbildung von *werewite*, sei es infolge blofser Assimilation, sei es infolge Einflusses von *virer*. Nachdem nun einmal *wirewite*, *virevite* entstanden war, hat es sich, wie man sagen darf, nach *girer* leicht in *girewite*, *girevite* verändern können. Und nun fragt sich, ob *girewite* im Centralfranzösischen nicht vielleicht die Lautung *girouite* angenommen habe; man vergleiche, wie beispielsweise *cordewan cordevan* (nebst *cordevanier*, z. B. *cordevaners*, Gloss. v. Tours S. 330; *cordevannier*, Cath. Lille S. 133) und *cordoan cordouan*, *cailheweaus* (z. B. Geste de Liège 5476,

s. Scheler S. 60, noch heute in Lüttich *caiewai*) und *cailloucl*, *babewynos* (a. 1295, s. Du C. s. v. babewynus) und *baböin babouin*, *bollewarque bolewerque bolewert* (s. God. Cpl. s. v. boulevart) und *boloirque boulouart* gesagt worden sind. Die für *girewite* aufgekommene Lautung *girouite* hätte dann ihren Ausgang zu Gunsten des Suffixes *-ette* aufgegeben. Das männliche *girouet* (Monet, s. Littré; Cotgrave, s. Lacurne; Rob. Estienne und Oudin, s. Thurot, Prononc. frç. I, S. 201) mag durch *pirouet* (das früher als *pirouette* belegt ist) hervorgerufen worden sein.

Für *guideau*, filet en forme de sac ..., mit seinen Varianten *dideau*, *diguial* u. s. w., schlägt Thomas S. 315 mhd. Kittel, Kitel über ndd. *Kiddel, *Kidel als Etymon vor. Selbst wenn es diese letzteren Lautungen geben sollte, könnte noch ein anderer Stamm Berücksichtigung verlangen, nämlich das germ. Thema *kvithu*: got. *qithus* 'Bauch', altnord. *kvidhr* 'Unterleib (vgl. auch engl. *cud* 'Schlund der Wiederkäuer', ags. *cudu*, *cweodu*, s. Kluge s. v. Köder; über das Verhältnis von *cu-* zu *qui-* vgl. Ebeling, Auberee, Einltg. S. 142 ff.). Auch scheint das altfrz. *cuide* in *les bourses vuides Sans couillons sont nommees cuides*, Le Fevre, La Vieille II, 2275 (s. Godefroy) mit *guideau*, altfrz. *cuidel*, *quidel* stammverwandt zu sein. Vgl. zu *guideau* u. s. w. noch Godefroy, Cpl. s. v. guidel. Neufranzösische Gestaltungen, die Thomas nicht erwähnt, sind *quidiat* (Art Sacknetz) bei Sachs und *diguet* bei Littré, Suppl. I. Die Verwandlung von *kidel* in *guidel*, die sich nach Thomas schwer erklärt, d. h. der Übergang von *k-* in *g-*, ist nicht beispiellos, vgl. *guitarre* neben altfrz. *quitaire*, *gaharre* u. s. w. (s. Tobler, Sitzungsber. der Berl. Akad. d. Wiss., 1889, S. 1092), *grenu guernu* neben *crenu quernu* (s. Foerster, Anm. zu Aiol 9481).

Als Schaft, Stiel ist *hampe*, s. Thomas S. 318 f., im Neufrz. für älteres *hanste* (noch neufrz. *hante*, *ante*) eingetreten. Hierzu sei auch auf Thurot, Prononç. frç. II, 239 verwiesen. In der Bedeutung 'Brust des Hirsches' und als Schlächterausdruck jedoch geht *hampe* nach Thomas auf ahd. *wamba*, *wampa*, jetzt Wampe, zurück. Merkwürdig ist hierbei nur der Übergang des anlautenden *w* in *h*, ohne daſs frz. *gampe* belegt ist. *hutoir huitoir*, s. zu diesem Tobler, Verm. Beitr. I, S. 215, ist nicht vergleichbar. Vielleicht darf man annehmen, *hampe* sei das Produkt einer Mischung von ahd. *wampa* mit ahd. *hamma* 'Hinterschenkel' (vgl. *căpa hamma*, Cass. Gl. 171, s. Foerster-Koschwitz Sp. 42, zur Glosse Diez, Altroman. Gloss. S. 120).

Die Herleitung von *poisson* 'Flüssigkeitsmaſs', als dessen altfrz. Lautung Thomas S. 358 *poçon* feststellt, was seinerseits ein Deminutivum von *pot* ist, finden wir schon durch Scheler, Geste de Liège S. 228 s. v. pochon gegeben. Auch Watriq. S. 510, Anm. zu V. 108 und Olla Pat. S. 39 Anm. 1 hat letzterer das altfrz. *poçon* bereits zu deuten gesucht (vgl. auch Trouv. Belg. I, S. 348); der Ursprung in *pot* erscheint ihm hier jedoch erst als eine unter verschiedenen Möglichkeiten. Seltsamerweise hat er die in dem Glossar zur Geste de Liège und zwar mit recht bestimmten Worten geäuſserte Deutung in seinen Dictionn. Étym. nicht aufgenommen; wenigstens sagt er in der dritten Auflage desselben S. 401:

'd'origine inconnue, ... prob. un dim. de *pouce*, vfr. *poch*, mesure contenant un pouce cubique'.

Auch *poistron* S. 359 hat schon Scheler, Olla Patella S. 43 s. v. podex (s. auch schon Jahrb. VI, 289, 4) ganz wie Thomas aus **posterionem* erklärt.

Das S. 360 berührte ital. *pósola*, das nebst nprov. *poilo* nach Thomas' Auffassung auf **postula*, abgeleitet von dem Adv. *post*, zurückweist, hat Mussafia, Beitrag S. 91 s. v. *posena* noch treffender aus *pos(t)* + *-ula* gedeutet. Zu *postella* in Anm. 1 vgl. auch Scheler, Olla Pat. S. 43 Anm. 1.

Es dürfte nicht feststehen, dafs *frileux*, S. 362, über **frireux* aus **frigorosus* (vgl. zu diesem übrigens Georges od. Paucker, Suppl. Lex. Lat. I, 300, und Schoenwerth-Weyman, Arch. f. lat. Lex. V, 212: *frigorosus, plenus frigore*, Joh. de Janua) entstanden sei. Denn das Altfranzösische hatte (s. Godefroy unter dem unpassenden Stichwort froideilleux) dreisilbiges *frïeleus* (aus *freeleus*). Das letztere aber lehrt uns, dafs das Subst. *frigōrem* die Entwickelung von *frigorosus* beeinflufst, also dem Französischen (gleichwie anderen romanischen Sprachen) — und zwar in altfrz. *freor*, eig. Frost, dann Entsetzen (vgl. friçon und dtsch. Schauder) — sich vererbt haben müsse.

Zu *lumbulus*, das Thomas S. 364 mit einem Stern versieht, vgl. Georges (Plin. Apic.). Vgl. auch *lumbulum lentiprato*, Cass. Gloss. 51. Schon Diez, Altrom. Gloss. S. 99 f. führt *lomble* aus dem Oxf. Ps. 37, 7 an.

Da *alevin* bereits aus dem 13. Jahrhundert bezeugt ist, giebt es gegen die Erklärung aus vulgärlat. **allevimen*, die Thomas S. 375 vorschlägt, schwerlich etwas einzuwenden; ich hatte es früher allerdings nicht für unmöglich gehalten, dafs *alevin* erst unter Einflufs von altfrz. *norrin* aus älterem **alevain* hervorgegangen wäre, und das Wort in d. Sffw. deshalb unerwähnt gelassen. Aber *venin* S. 374 Anm. 3 deutete und deute ich mir aus **venenīnum* mit Silbenverschmelzung. Zu *crottin*, *foursin* u. s. w., s. S. 375, vgl. auch *esparsin* bei Froissart (s. God. oder Scheler in seinem Froiss.-Glossar). Zu *revolum* ibid. vgl. Diez, Gramm.³ II, 334.

Zu *regon*, S. 376, vgl. auch Grandgagnage-Scheler, Dict. wall. II, 291.

Dafs *rustum*, welches, erweitert zu **rusteum*, nach Thomas S. 381 die Grundform für nprov. *rouis* ist, keine zuverlässige Wortform sei, merkt Horning, Zeitschr. XXII, 561 an. Georges übergeht *rustum* ganz; Forcellini zwar erwähnt es neben *ruscum*. Vgl. zu letzterem auch die Glosse βάτος (Dornstrauch) *rubus ruscus*, Corp. Gloss. Lat. III, 264, 54.

Das viel besprochene *ruisseau* führt Thomas S. 382 auf **rivuscellus* zurück. Dieser Typus fügt sich in die Methode der lateinischen Wortbildung vortrefflich. Pieri, Suppl. Period. all'Arch. glott. ital., 5. Disp., S. 235 Anm. 1 hat ihn jüngst auch dem ital. *ruscello*, auch nach Thomas S. 382 Anm. 6 Erbwort des Italienischen, zu Grunde gelegt. Nur leuchtet die von Thomas angenommene Entwickelung **rivuscellum* : **riucsello* (Auflösung des *v* in *u*? nicht vergleichbar mit *deliurt* bei Suchier, Altfrz. Gramm. I, § 23) : *rioissel* : *roissel* (ein Triphthong *ioi*, der sich dann in *oi* vereinfachte?) nicht recht ein. **rivuscellum* ist zweifelsohne die Basis für altfrz. *roissel*, *ruissel*, neufrz. *ruisseau*, aber der Weg von ihm zu diesen Formen mufs

ein anderer gewesen sein. Ein zwiefacher ist denkbar. Einmal folgender. **rivŭscellus* ist mit Umtauschung der Vokale in den beiden ersten Silben, ohne daſs jedoch die ursprüngliche Qualität der Vokale mitwechselte, zuvörderst zu **rūvĭscellus* geworden. Es ist ein Vorgang analog demjenigen, den Schuchardt, Vokalismus II, 437 zur Erklärung von *restŭtītus* (aus *restitutus*) und Ebeling, Auberee, Anm. zu V. 91 zur Erklärung von altfrz. *afubler* neben *afibler* (aus **affūbĭlare* neben *affĭbūlare*) annehmen; vgl. auch Schuchardt, ibid. II, 526 (prov. *dulivi* = *diluvi*) und, worauf Ebeling verweist, Mussafia, Beitrag S. 57 Anm. (das von Mussafia berührte **stumilus* für *stimulus* wird auch von altfrz. *(e)stomble* = bâton, s. Scheler, Geste de Lièges S. 285 s. v. stomble und Godefr. s. v. stomble: J. d'Outrem., und *estombel* s. Godefr.: 1470 vorausgesetzt). **rūviscellus* ist dann über **rūv'scell-*, **ruscell-* zu *ruissel* geworden und *roissel* müſste demnach als jüngere Nebenform von *ruissel* (vgl. *boisson* und *buisson*) aufgefaſst werden. Der andere Weg (und den ziehe ich vor) ist dieser. *rivus* ist im Vulgärlateinischen anerkanntermaſsen zu *rius* geworden, vgl. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 320 und zum Schwund von intervokalischem *v* in der lateinischen Alltagssprache Lindsay, Lat. Gramm., übers. v. Nohl, S. 60, § 53. Daher darf man auch an ein Derivatum in der Lautung **riŭsculus* glauben. Das *i* in *rius* war nach dem Untergange des *v*, durch den es vor Vokal zu stehen gekommen war, demjenigen von *pius, dies* u. s. w. qualitativ gleich geworden (vgl. zu letzteren Lindsay a. a. O. S. 153); in entsprechender Weise stimmte **riusculus* hinsichtlich der Qualität des *i* mit *quietus, pariĕtem* überein. Nun meine ich, daſs **riŭsculus*, dessen Entstehung ich mir vor Eintritt des Wandels von *quietus* in *quetus* und von *pariĕtem* in *paretem* denke und denken zu dürfen glaube, das gleiche lautliche Schicksal wie *quietus* und im besonderen *parietem* in der Volkssprache gehabt habe, nämlich zu **rusculus* geworden sei; die Art des dem *i* folgenden Vokales ist für den Vorgang, der in einer Abschleifung des palatalisierten Konsonanten besteht, sicher gleichgültig (es bleibt zu erwägen, ob nicht auch die Grundform für *escureuil* als **skurus*, für *skiurus*, + *-iolus* zu begreifen sei; auch ist eine Weiterbildung **scurius* aus **skurus* möglich gewesen). Für **rusculus* trat sodann auf bekanntem Wege **ruscellus* ein, aus dem einerseits ital. *ruscello*, andererseits altfrz. *roissel* hervorging. *roissel* dürfte also die ursprüngliche Lautung sein. Die Formen *ruissel, russel* erklären sich nach Thomas aus Einwirkung von *rui, ru* (für *riu*) = *rivum* auf *roissel*. Aber die Lautung *rui* für *riu* bedarf selbst erst der Rechtfertigung. Wahrscheinlicher ist, daſs Wörter wie *ruiste, ruire, bruire, bruit, fuire, duit*, sei es mit ihrem Klange, sei es teilweise auch mit ihrem Sinne, eine Umfärbung von *roissel* in *ruissel* bewirkt haben, und daſs die Lautung *rui* für *riu* sich erst an *ruissel* anlehne. *russel* neben *ruissel* lieſse sich als lautliche Variation verstehen, ebenso auch *rus* in gewissen Mundarten für *ruis*, vgl. Suchier, Altfrz. Gramm. § 24 b und Fuſsn. 1. Indessen beruht *ru* für *rui* wohl auf Einfluſs von *rüer* oder Mischung mit dessen Vbsbst. *ru* und hat *russel* neben *ruissel* erst nach sich gezogen.

Das aus Urkunden entnommene prov. *sea* deutet Thomas S. 383 aus **sedam* für *sēdem*. Das *e* von *sea* mufs dann aber geschlossen sein, anders als dasjenige von prov. *se*, dessen offener Charakter eine Verbindung von *se* mit *sedem*, vgl. Tobler, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss., 1889, S. 1087 Anm. 2, nicht gestattet. Vergleichen liefse sich *sea* äufserlich mit dem bei Gir. Pat. 406 im Reime mit *sea* 'sei' begegnenden *sea*, für das Tobler im Lexikon S. 50 an *seo* bei Mussafia, Mon. ant. erinnert (s. auch Tobler S. 21 Z. 2 v. u.). Nur scheinbar weist auf *sedem* das von Littré, Suppl. I aus Malherbe belegte (männliche!) Sbst. *sursoy* 'anc. syn. de sursis' hin. Dieses stellt sich vielmehr als Verbalsbst. zu dem (vollständig der ersten Konjugationsklasse angehörigen) Vb. *sursoyer* = *surseoir*, das Godefroy aus dem 16. Jahrhundert bezeugt. *sursoyer* ist durch *sursoyons* u. s. w. vermittelt worden; vgl. umgekehrt den Infinitiv (allerdings nur Infinitiv) *amoloir* (Tr. B. II, 155, 40; s. ferner Risop, Zeitschr. f. frz. Spr. u. Litt., 1894, 451 ff. d. R.) neben *amoloier*. Littré s. v. *seoir* 2, Rem. erwähnt aus S. Simon auch die Participialbildung *seyé*. Vgl. zur Schöpfung von Infinitiven auf *-er* zu Verben anderer Konjugationsklassen Tobler, V. B. III, 148; Risop, Krit. Jahresber. 1891—94, S. 149; ibid. 1895, I, 221 Fufsn. 335 und Deutsche Litt.-Zeitg. 1897, Sp. 299.

Zu *vertoil* S. 394 Anm. 3 erlaube ich mir, auf Suffixwdl. S. 262 ff. hinzuweisen.

Gegen Thomas' Zurückführung von *usine*, ursprüngl. *ocine*, *oucine*, auf lat. *officina*, S. 395, äufsert Meyer-Lübke, Zeitschr. XXII, S. 300 zwar kein grundsätzliches Bedenken, jedoch findet er die Lösung gewisser lautlicher Schwierigkeiten nicht annehmbar und bestreitet zunächst schon die Möglichkeit, ein *ōficina* oder *ŏficina* an die Stelle von *officina* zu setzen. Von *officina* wird man sicher auszugehen haben. Völlig genügen würde dem altfrz. *ocine*, *oucine* aber erst ein **opicina*, und man könnte meinen, dafs *officina* unter Hineinmischung von *opus*, *operis* 'Werk, Arbeit', auch *opera*, in der Volkssprache hierzu geworden sei. *uisine* läfst vielleicht auf Anlehnung von *oucine* an *cuisine* schliefsen. In den Glossen Adae Parvipont. ist einmal (vestibulum amplum, edificiis habitatoriis, repositoriis, operariis) sive *officinis* mit *u de quisines* übersetzt, s. Scheler, Jahrb. VIII, S. 80, 11. *usine* aus *uisine* nach *user*, s. Thomas.

Die Bildung **vineobulum* gefällt Thomas S. 398 selbst nicht ganz als Grundform für das oft gedeutete *vignoble*. Sie ist thatsächlich von ungewöhnlicher Art. In Kürze möchte ich eine andere Vermutung aussprechen, die auch der prov. Form *vinobre*, die zweimal aus dem 11. Jahrhundert belegt ist, gerecht zu werden sucht. Die griechische Bezeichnung eines Weinlandes ist *γῆ οἰνοφόρος* (vgl. auch die Glosse *οινοφορος γ. vinifer*, Var. *vinifera*, *terra*, Corp. Gloss. Lat. II, 381, 2). *οἰνοφόρος* drang als neutrales Subst. mit der Bedeutung Weinkorb (*οἰνοφόρον*, sc. *σκεῦος*: *œnóphorum*) in die lateinische Schriftsprache. Es kann mit minder begrenzter Bedeutung (wofern diese nicht metaphorisch für Weinland aufgekommen sein sollte), vielmehr als ein auch auf *territorium* (vgl. *γῆ*) beziehbares Adjektivum, das dann substantivische Geltung erlangte, auch in

die lateinische Volkssprache gewandert sein, und zwar noch zu der Zeit, wo *ph* vorzugsweise wie *p* gesprochen wurde. *œnóporum*, meine ich also, kann in der lateinischen Volkssprache mit der Bedeutung 'Weinland' vorhanden gewesen sein. Einmal volkstümlich geworden, wurde es gewifs leicht in **vinóporum* verwandelt (nach *vinum, vinea*); die spät-griechische Aussprache *inophorum* (s. Loewe, Prodromus 162; Schuchardt, Vokalismus II, 293) hatte auf diesen Vorgang keinen Einflufs. Aus **vinóporum* erklärt sich nun das prov. *vinobre* ohne Schwierigkeit. *vinobre* drang aus dem Provenzalischen ins Französische, verwandelte hier den ungewohnten Wortschlufs *-bre* sofort in den vertrauteren *-ble* (zu *l* aus *r* vgl. aufserdem Risop, Krit. Jahresber. 1895, I, S. 208, Anm. 126), ohne dafs man im besonderen Einwirkung von *noble* anzunehmen brauchte, und erfuhr früh volksetymologische Umgestaltung in *vignoble*, wie ja Mischung mit *vigne* nahe lag.

In einem Anhange, S. 402 ff., ergänzt Thomas die Zahl der italienischen Wörter französischen Ursprungs, die Meyer-Lübke in seinen Werken zusammengestellt hat, in reichem Mafse. Einige der von ihm aufgeführten Wörter hatte bereits Diez als Entlehnungen aus Frankreich richtig erkannt, so *arazzo* (s. E. W. II a, s. v. arazzo), *budriere* (II c, s. v. baudré), *ciera* (I, s. v. cara), *cervogia* (I, s. v. birra), *(s)ciarpa* (I, s. v. sciarpa), *giavellotto* (I, s. v.), *renso* (II a, s. v. renso). An Entlehnung von *pelanda* aus dem Französischen dachte auch Bugge, Rom. III, 153; auch handelte über dieses Wort Mussafia, Beitrag S. 86, vgl. auch Lorck, Altberg. Sprachdenkm. S. 182, 83. Die Liste dieser Lehnwörter ist sicherlich noch vermehrbar, vgl. das im Vorhergehenden citierte *poltia* (nebst *poltiglia*), *trocarre* (aus *trocart*), *gariglione* oder *cariglione* (aus *careillon, carillon* = *caregnon*, s. P. Meyer, Rom. XII, 21 Anm. 1). Meyer-Lübke erwähnt z. B. noch *bottiglia*, Gramm. II, § 422, *mercante*, Ital. Gramm. § 494.

In diesen Zusammenhang gehört vielleicht auch das ital. *sione* 'Wirbelwind'. Diez, E. W. II a leitete dieses vom griech. σίφων 'Wasserhose' her. Meyer-Lübke, Gramm. I, S. 33 hob jedoch mit Recht hervor, dafs der völlige Schwund des φ gegen die Regel verstofse. Es giebt im Italienischen neben *sione* die Lautung *scione*. Diese erinnert an das frz. Sbst. *échillon* oder *eschillon* 'Wasserhose' (in der Levante). *échillon* aber ist offenbar das altfrz. *eschaillon*, échelle (s. God.), das über *escheillon* (Beisp. bei God.) zu der Lautung *eschillon, échillon* gelangt ist, vgl. *cramillon* neben *cremaillon*, *cremilliere* neben *cremailliere*, *batillerece* neben *bataillerece* u. a. *échillon* bedeutet demnach eigentlich (Wasser-)Leiter (vom Meere zu den Wolken) und ist als volksgemäfser Ausdruck der Seeleute für Wasserhose gewifs verständlich. Dieses Wort ist also vielleicht im ital. *scione* (für *escione*), das zunächst Wasserwirbel bedeutet haben kann, wiederzuerkennen. *sione* ist hiernach erst jüngere Lautung für *scione*, zu erklären als Mischung von *scione* mit *sifone*.

Hiermit verlasse ich an dieser Stelle das vortreffliche Werk des französischen Gelehrten. Wie reich es an sicheren Aufdeckungen und an schönen Gedanken ist, wird nichts besser als das eigene Studium klarlegen.

Wortverzeichnis

(ausgeschlossen sind kurz erwähnte und, bis auf wenige, die in dem Abschnitt über Ableitung aus Zusammensetzungen behandelten Wörter).

Berlin. Georg Cohn.

Edmund Franke, Dr. phil., Regierungs- und Schulrat, Französische Stilistik. Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht. Zweite, durchgesehene u. verbesserte Auflage. Berlin, Gronau, 1898. XVIII, 344 S. 8. M. 7.

Stil der Rede, so möchte ich sagen, ist die Art, wie das Tempo, die Linie, die Sphäre des Gedankenverlaufes je nach der Natur des zu Leistenden und nach persönlichem Wesen und Gemütsverfassung des schaffenden Subjekts in der Rede zum Ausdruck gelangen; und Stilistik würde der Versuch sein, die einzelnen Erscheinungen, in denen diese Art des Ausdrucks sich offenbart, von bestimmten Gesichtspunkten aus zu sammeln, zu ordnen, auf ihre Ursachen zurückzuführen, auf ihre Wirkung hin zu untersuchen. Da neben dem für alle menschliche Rede Gültigen

auch für nationale Bestimmtheit Raum bleibt, so könnte von französischer Stilistik auch noch in anderem als bloſs in dem Sinne geredet werden, daſs eine **allgemeine** Stilistik etwa ihre Beispiele bloſs französischer Rede entnähme. So meint es jedoch der Verfasser des 1886 zum erstenmal erschienenen Buches nicht, dessen Titel diesen Zeilen voransteht, sondern er bezeichnet als Stilistik — was ich nicht gerade gutheiſsen möchte, worin ihm aber manche vorangegangen sind — gewisse Teile der Wortlehre, der Funktionslehre und der Syntax, mit denen, wer einmal die Elementargrammatik erledigt hat, sich auch noch beschäftigen muſs, wenn er den Versuch machen will, sich einigermaſsen richtig französisch auszudrücken; ja auch recht vieles, was schon die Elementargrammatik abthun muſs, erscheint bei ihm wieder, und zwar nicht um etwa in besseres Licht gerückt, in seinem wahren Wesen erfaſst zu werden, sondern als etwas, das als nackter Thatbestand erst mitzuteilen wäre.

Das mit unverkennbarer Sorgfalt[1] gearbeitete Buch entnimmt zwar seinen Inhalt groſsenteils den oft von ihm genannten angesehenen syntaktischen Werken von Mätzner, Plattner, Seeger und anderen, oder phraseologischen Sammlungen, wie denen von Larousse, Schmitz; aber sehr viel von dem, was es giebt, ist der Ertrag eigener Beobachtung, insonderheit der Vergleichung deutscher Texte (namentlich des Dreiſsigjährigen Krieges von Schiller) oder auch lateinischer (des Gallischen Krieges von Cäsar) mit anerkannten Übersetzungen aus französischer Feder, oder französischer Sätze mit selbstgegebenen deutschen Übertragungen. Zunächst einiges hierüber. Solche Vergleichungen anzustellen kann gewiſs recht fruchtbar werden; und es ist begreiflich, daſs sie in einem Buche, welches zu der Zeit eines im Verhältnis zu heute noch sehr viel eifriger betriebenen Übersetzens in die fremde Sprache entstanden ist, einen breiten Raum einnehmen; stellt es doch im wesentlichen nicht viel anderes dar als eine Sammlung von Warnungen für den, der, im Besitze bloſs der elementarsten Kenntnisse, ohne Vertrautheit mit der Syntax und ohne alle Übung im Gebrauche eines Wörterbuches, versuchen sollte, seine fertigen deutschen Sätze Wort um Wort zu übersetzen. Man beeinträchtigt aber — und dies ist ein erstes Bedenken gegen das Verfahren des Verfassers — den Nutzen der Nebeneinanderstellung, wenn man, wie das heute zum Beweise ganz besonders weitgehender Herrschaft über zwei Sprachen vielfach geschieht, die Übersetzung sich **ohne alle Not** möglichst weit vom Urtexte entfernen, sich ganz anderer Wendungen bedienen läſst und dabei leichten Herzens manche kleine Einzelheit der Vorlage einfach preisgiebt, während

[1] Ein paar geringfügige Irrtümer: 'vor dem Relativum' statt 'nach d. R.' 107 Druckfehler; 'wieder zu sich kommen' heiſst nicht *reprendre sa reconnaissance* 115; *il n'y a que lui qui dit cela* ist nicht gut 117; *sans aucunes frais* 117 mag Druckfehler sein; ebenso *jouer qch.* 123; *par surcroît du malheur* 208 ist in *pour s. de m.* zu bessern; *en égard de* 209 giebt es nicht; *Paris a un Parthénon, Notre-Dame un Capitole* 218 hat Victor Hugo sicher nicht gesagt; *jouer aux billes* 234 ist nicht 'Ball', sondern 'Murmel' spielen; *quoiqu'il en soit* 218 schreibe *quoi qu'il en s.*; *le rôle de la cavalerie .. est finie* 303 Druckfehler.

die Übersetzung ohne jeden Zwang jener folgen könnte und auf nichts zu verzichten brauchte. Darauf kommt es doch gerade in einer 'Stilistik' der in Rede stehenden Art an, dafs die Grenzen erkannt werden, bis zu welchen die zwei Sprachen Hand in Hand gehen, jenseits deren sie getrennte Wege einschlagen; und darauf, dafs man den Lernenden nicht entmutige durch Hinstellen von vorgeblichen Äquivalenten, auf die er um so weniger aus eigenen Kräften jemals kommen kann, je weniger sie das sind, was sie vorstellen sollen. Warum soll man *non obstant les préjugés* übersetzen 'mögen sich noch so viele Vorurteile entgegensetzen', wodurch ein Element in den Gedanken hineingetragen wird, das im Französischen fehlt? warum *à chaque révolution* 'jedesmal, wenn eine Revolution ausbricht' (209)? warum *elle prêchait* 'sie mufste predigen' (201)? warum *il sait se conduire* 'er weifs, wie man sich benimmt' (202)? Der Fälle, wo einfache Übersetzung des einzelnen deutschen Wortes wirklich ausgeschlossen ist, bleiben ja genug; und da kann es an Gelegenheit nicht fehlen, sich nach den Weisen umzusehen, auf die dem Gedanken eine andere Form sich geben lasse; man sehe z. B. nur die unschönen deutschen Bildungen, die S. 9 Anm. gesammelt und grofsenteils sehr wenig glücklich übertragen sind ('Zurdispositionstellung' ist doch wahrlich nicht *disponibilité*, 'Indieluftsprengung' nicht *explosion*). Überall da aber, wo eine wörtliche Wiedergabe ausgeschlossen erscheint, erwächst einer Betrachtung, die nicht an der Oberfläche haften will, die Pflicht, darüber Rechenschaft zu geben, wodurch solche Wiedergabe verhindert sei. Es ist z. B. nicht schwer zu erkennen, warum die S. 206 dem Französischen nachgerühmte 'Kürze des Ausdrucks in Vergleichssätzen' (übrigens schlecht gesagt!), wie in *des murmures plus doux que* ... 'Murmeln, das noch lieblicher ist als ...' dem Deutschen, wenigstens in Prosa, versagt ist; nicht schwer zu ergründen, warum 'das deutsche "es" durch ein bestimmtes Subjekt ausgedrückt wird' ('es tröpfelt von den Dächern' S. 228; auch nicht gut gesagt); und dergleichen müfste durch den Vergleicher festgestellt und klar gemacht werden. Ist die Unmöglichkeit wörtlicher Wiedergabe erkannt und aus ihren Gründen begriffen, dann mag erwogen werden, welche andere ungefähr gleichwertige Formen der Gedanke bei einem anderen Volke annehmen kann, und welche davon im gegebenen Falle zu wählen sei. Das Verfahren des Verfassers, der die zahllosen Beispiele von Divergenz des Ausdrucks nach der Art des Ersatzes sondert, den bestimmte Arten der Wortverbindung in der anderen Sprache finden können — und was ist da nicht alles möglich! —, ruft leicht die irrige Vorstellung hervor, als sei eine Sprache gewissen Verbindungen überhaupt abgeneigt, während sie doch nur unter bestimmten Umständen ihnen aus dem Wege geht, in anderen sie geradezu bevorzugt. Ein deutsches Substantivum mag ja durch ein appositives französisches Particip 'ersetzt' sein, wenn 'ein Jäger in Begleit zweier Hunde' mit *un chasseur suivi de deux chiens* übersetzt wird; aber was ist nun weiter daraus zu entnehmen? Doch nicht etwa, dafs das Französische präpositionale Bestimmungen zu Substantiven nicht kenne; man sagt doch wohl *une dame*

en deuil, un homme en quête de ...; doch nicht etwa, dafs dem Deutschen die Konstruktion mit dem Participium fremd sei; man sagt doch 'ein von mir befolgter Rat', 'ein von zwei Hunden verfolgter Hase', 'ein von zwei Hunden begleiteter Jäger'. Es ergiebt sich einfach, dafs das Deutsche ein mit *suivre* völlig gleichbedeutendes und daher gleicher Konstruktion fähiges Verbum nicht besitzt. Und auf Thatsachen dieser und ähnlicher Art laufen zu grofsem Teile die Fälle der Divergenz im Ausdruck hinaus, die der Verfasser in einer unübersehbaren und dabei den Reichtum der Erscheinungen dennoch lange nicht erschöpfenden Menge von Rubriken unterbringt.

Wäre es nicht ratsamer, den Gesichtspunkt der Vergleichung mit dem Deutschen überhaupt zu verlassen, auf aufserfranzösische Sprachen nur da den Blick zu lenken, wo dadurch etwas Bestimmtes gewonnen werden kann? Ein grofser Teil dessen, was unter der Hauptüberschrift 'Darstellungsmittel der französischen Sprache für die einzelnen Wortarten'[1] zusammengetragen ist, kann in sachgemäfser Weise nur in der Wortlehre, der Wortbildungslehre, der Funktionslehre und in einem verständigen Wörterbuche des Französischen behandelt werden und leidet auf das schwerste durch die Zerstückelung, zu welcher die ganz nebensächliche Vergleichung mit dem Deutschen nötigt. Nützlicher wird diese gerade da werden können, wo die beiden Sprachen voneinander unabhängig, von beiderseits gleichen psychischen Voraussetzungen aus zu analogen Ausdrucksweisen gelangt sind. Der deutsche Schüler mag sich leichter in die S. 191 besprochene 'Zusammenstellung synonymer Wörter (*à leurs risques et périls* u. dgl.) finden, wenn man ihn erinnert, dafs er längst gewohnt ist, 'Leib und Leben', 'voll und ganz', 'Stumpf und Stiel' zu sagen. Will man ihn darauf hinweisen, dafs französische Adjectiva oft in Substantivfunktion erscheinen, so wird ihm vermutlich schon von selbst einfallen, dafs seine Muttersprache das ebenfalls kennt, und der grofse Anfangsbuchstabe, den er in 'der Gelehrte' und 'ein Gelehrter' schreibt, wird ihn nicht, wie S. 12 den Verfasser, darüber täuschen, dafs auch er hier mit Adjektiven zu thun hat. In gewissen Fällen mag er sich auch im Hinblick auf die Sorgfalt, mit der gebildete Franzosen ihre Sprache gebrauchen, der Lotterigkeit bewufst werden, die er sich vermutlich bisweilen beim Sprechen und beim Schreiben der eigenen zu schulden kommen läfst. Im allgemeinen aber ist es sicher ratsamer, von der Vergleichung mit dem Deutschen abzusehen, Wörter, Formen, Funktionen, Wortgruppierungen blofs darauf hin anzusehen, was sie den Franzosen selbst sind.

Aber auch wer die Anlage des Buches gutheifsen sollte, dürfte doch an manchen Stellen die Ausführung im einzelnen nicht zu billigen in der Lage sein. Ich vermisse sehr oft die Schärfe des Ausdrucks, die von sich fordern mufs, wer über Spracherscheinungen in fördernder Weise reden

[1] Auch dieser Titel ist nur dem verständlich, der sich dem Französischen gegenüber auf gleichem Standpunkt mit dem Verfasser befindet, d. h. in ihm nur ein Mittel zur Wiedergabe deutscher Rede sieht.

will, und finde viel zu häufig Aufstellungen, die entweder gar nichts lehren oder geradezu zu Falschem verleiten können. S. 143 liest man, das Imperfectum 'lasse die Thätigkeit in ihrem Werden hervortreten'; ist das Werden das Eintreten ins Dasein, in die Wirklichkeit ('es ward Licht'), so würde mir das Gesagte doch viel eher vom Perfectum zu gelten scheinen. Ebenda wird dem Imperfectum 'konkrete' Natur zugeschrieben, wobei ich mir gar nichts zu denken vermag. S. 135 ff. wird der Versuch gemacht, die Kraft französischer und die deutscher Präfixa in der Zusammensetzung mit Verben zu kennzeichnen; mir scheint nicht, dafs das erreicht werde, was sich hätte erreichen lassen. Übrigens mufste hier unterschieden werden zwischen den Fällen, wo das Französische fertige Composita sei es geerbt, sei es entlehnt, und denen, wo es die Komposition selbst vollzogen hat (*suggérer* ist doch wahrlich kein Kompositum von *gérer*). S. 187 findet man Redensarten wie *être sur le qui-vive, se moquer du qu'en dira-t-on* als Beispiele abstrakten Ausdrucks aufgeführt; mit welchem Recht? und ist damit das geringste zur Kennzeichnung derartiger Redeweise gethan? S. 189 wird behauptet, das Französische gewinne (natürlich dem Deutschen gegenüber) 'Anschaulichkeit und Lebendigkeit' dadurch, dafs es Adverbia durch Adjectiva ersetze, und das soll sich aus der Vergleichung von 'die Sprache blieb lebendig' mit *la langue se conservait vivante* ergeben. Auch wer seltsamerweise in 'lebendig' ein Adverbium sehen wollte, könnte doch über das Mehr an Anschaulichkeit im Zweifel bleiben. Hier, wie an vielen anderen Stellen, bleibt psychologische Analyse ihre ganze Arbeit schuldig. S. 227 werden Verba unpersönlich (gemeint ist subjektlos) genannt, blofs weil sie *il* als Scheinsubjekt vor sich, ihr wirkliches Subjekt in Form eines Satzes nach sich haben. S. 233 liest man, das deutsche 'es' von 'ich will es versuchen zu ...' werde durch das Reflexivpronomen vertreten in *je veux m'essayer à*. Auch die S. 246 bis 248 gegebenen Auseinandersetzungen über Inversion von (substantivischem) Subjekt und Verbum werden einen ernster prüfenden Leser kaum befriedigen. Dafs in *reste deux francs* das erste Wort, obgleich ein Verbum, dem Gedanken nach Subjekt, die letzten beiden Prädikat seien, wird man zwar leicht begreiflich machen können; viel schwerer aber, dafs bei einem eingeschobenen *répondit le père* das logische Verhältnis dasselbe sei. So vermifst man noch an zahlreichen Stellen eine kräftiger zum wahren Wesen der Erscheinung vordringende Gedankenarbeit, etwa S. 262, wo von der 'Formel' *c'est ... que* (*c'est un lieu charmant que Paris*) die Rede ist, als müfste sie nun einmal, verstanden oder nicht, hingenommen werden; S. 117, wo man von dem ganz wesentlichen Sinnesunterschiede nichts hört, der zwischen *moi, je l'ai dit* und *c'est moi qui l'ai dit* besteht, vielmehr beides unter der wenig befriedigenden Überschrift 'Verstärkte Pronominalformen' zusammengeworfen ist, auch *voici ce qui est beau* und *voici qui est beau* ungesondert nebeneinander stehen.

Befriedigt mich weder die Anlage des Buches, noch auch, und zwar in weitem Umfange, die Art, wie das Unternommene ausgeführt ist, so möchte ich doch von aufmerksamem Lesen des Werkes durchaus nicht

abraten. Einzelnes scheint mir auch wohl gelungen, z. B. die Abschnitte, die von dem Ersatz deutscher Composita, oder diejenigen, die von dem Ersatz des Passivums handeln. Die Schule wird freilich so wie so direkten Gebrauch von dem Buche nicht machen; sie wird einen Teil der zur Sprache gebrachten Dinge unter der bescheidenen Bezeichnung 'Grammatik' (wo das Wort noch geduldet ist) zu lehren fortfahren; anderes im Anschlufs an ein Vokabular erörtern, wo man verständig genug ist, so etwas zu verwenden; wo Wörterbücher immer noch im Gebrauche sind, vielleicht also auch eine gewisse Anleitung zu deren Gebrauche statthat, wird auch diese eine Gelegenheit sein, manches von dem zu berühren, was die Stilistik des Herrn Franke vorträgt. Die Lektüre vor allem und die Herübersetzung, auf die man nicht völlig verzichten wird, sind vollends gar nicht denkbar ohne reichliche Hinblicke auf die in dieser Schrift behandelten Dinge. Einem zum Nachdenken geneigten Lehrer aber mag aus ihr mancherlei Belehrung kommen über Einzelheiten, auf die er bisher nicht geachtet; er mag brauchbare Beispiele daraus entnehmen von Spracherscheinungen, deren er im Unterrichte zu gedenken hat; er mag mit gutem Erfolg seine eigene Denkkraft daran üben und mit der nicht geringen Schwierigkeit des absolut genauen Ausdrucks ringen, wo das Buch selbst ihn nicht bis zu befriedigender Klarheit des Erkennens geleitet.

Berlin. Adolf Tobler.

Dr. Karl Quiehl, Direktor der Oberrealschule zu Kassel, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Übungen im Klassenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. Dritte Auflage. Marburg, Elwert, 1899. VIII, 188 S. 8. M. 3,20.

Das Buch, dessen Titel diesen Zeilen voransteht, ist im Archiv XCII, 305 bereits besprochen. Das Erscheinen einer nach fünf Jahren nötig gewordenen neuen Auflage giebt Anlafs, seiner nochmals empfehlend zu gedenken. Der Ernst, mit dem der Verfasser darauf besteht, dafs beim Unterricht in der Aussprache Lehrer und Schüler alle Kraft aufbieten, damit das allein Richtige zur Gewohnheit werde, seine auf Beobachtung ruhende und durch theoretisches Studium geklärte und geordnete Kenntnis des Thatsächlichen, seine in längerer Lehrthätigkeit gewonnene Vertrautheit mit den (namentlich den bei mitteldeutschen Schülern) zu überwindenden Schwierigkeiten und seine Übung im Kampfe mit ihnen machen ihn zu einem Ratgeber, an den man der Anleitung Bedürftige gern weisen wird. Dafs er nicht eigensinnig gegenüber jedem Teil der Lehraufgabe einen einzigen Weg der Lösung gelten läfst, dafs er im Empfehlen der Pariser Volksaussprache bei aller Hingabe an Papst Passy ein gewisses Mafs doch noch beobachtet, und dafs der Ton seines Vortrages bei aller Sicherheit sich des marktschreierischen Lärmens enthält, das bisweilen bei anderen abstöfst, nimmt ebenfalls für ihn ein.

Durch dick und dünn wird ihm freilich nicht jeder zu folgen geneigt

sein. Das Liedchensingen z. B. scheint er mir in seiner Heilsamkeit zu überschätzen: gewifs nötigt es zu zusammenhängendem Sprechen, das sich übrigens auch auf anderem Wege herbeiführen läfst, und zwingt zu richtiger Aussprache der steigenden Diphthonge (um bei dieser Bezeichnung der Kürze halber zu bleiben), von denen einige den deutschen Schülern so schwer fallen; aber es ist mit der Gefahr verbunden, dafs einige Zeit nach dem Erlernen mit den vielleicht noch richtig gesprochenen Worten gar kein Sinn mehr verknüpft wird, und der musikalische Rhythmus nötigt dem Singenden einen Rhythmus der Sprache auf, der von dem der nicht gesungenen Rede meistens stark abweicht, gar nicht zu gedenken der Aussprache des zwischen Konsonanten stehenden *e*, welche nicht die auch der gehobensten Rede, noch viel weniger die der Umgangssprache ist. Nicht verständlich mag manchem Leser auch die Nachsicht sein, vermöge welcher der Verfasser, freilich nur 'für den Anfang', *p t k* mit jenem unerträglichen Hauchlaut will aussprechen lassen, der vielleicht untrüglicher als irgend eine andere üble Gewohnheit den Deutschen verrät und der, wo er sich einmal eingenistet hat, so schwer auszurotten ist. Zu manchem anderen mag ein Leser, der nicht Vollblut-Reformer ist, Gründe anderer Art haben ein Fragezeichen zu setzen; so zu der Unterstellung, als werde irgendwo im Schulunterricht Grammatik 'um ihrer selbst willen' betrieben, während mit solchem Vorwurf doch kaum etwas anderes getroffen werden soll, als das gewifs löbliche Bestreben, neben möglichst reichlichen Namen von Dingen, Eigenschaften und Thätigkeiten (Vokabeln) auch recht viel Ausdrucksmittel für Gedankenformen und Gedankenverknüpfungen dem Schüler vertraut zu machen; so wird mancher auch zu der unermüdlichen Empfehlung der Wandbilder den Kopf schütteln, die ja doch gröfstenteils keinerlei neue Anschauung gewähren, und die unter allen Umständen versagen müssen, sobald es sich um das nicht mit dem Auge Wahrnehmbare handelt; so hinwieder zu der Ablehnung des Vokabulars und seiner Verwendung für Sprechübungen; so zur Verbannung des Übersetzens aus der eigenen in die fremde Sprache, da doch der spätere praktische Gebrauch derselben (also nicht der in öffentlichen Schulprüfungen stattfindende) grofsenteils geradezu ein Dolmetschen, jedenfalls ein Aussprechen nicht im Lesebuch gefundener, sondern im eigenen oder in fremdem Kopfe, aber ursprünglich in der Muttersprache gebildeter Gedanken sein wird. Doch dabei zu verweilen thut hier nicht not. Lieber sei wiederholt, dafs aus Direktor Quiehls Buche viel nützliche Belehrung zu schöpfen ist.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 26. Mai bis zum 26. Juli 1899 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Hempl, G., Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture, a paper extracted from the transactions of the American Philological Association published for the Association by Ginn & Co., Boston 1898. 31—47 p.

Eidam, Christian, K. Gymn.-Professor, Über Gymnasialreform und die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht. Vortrag gehalten auf der 20. Generalversammlung des bayer. Gymnasiallehrervereins zu Nürnberg. München, Lindauer, 1899. 20 S. 8. M. 0,50. (Tritt mit Nachdruck und guten Gründen dafür ein, dafs der Unterricht im Französischen dem im Latein vorangeht.)

Wehrmann, Dr. Karl, Wider die Methodenkünstelei im neusprachlichen Unterricht. Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Realschule zu Kreuznach, Ostern 1899. 12 S. 4.

Höft, G., Die Serien-Methode. Anleitung zum fremdsprachlichen Unterricht, zugleich als Begleitwort zu des Verfassers 'Englischen Serien'. Hamburg, Meifsner, 1899. 86 S.

Literaturblatt für germ. und roman. Philologie. XX, 6 (Juni).

Modern language notes. XIV, 5 [F. A. Wood, Understand, guess, think, mean, semasiologically explained. — O. Heller, Goethe and Wordsworth. — H. Eaton, A source for the Towneley 'Prima pastorum'. — Reviews etc.].

XIV, 6, June [J. F. Coar, The Parcar in Goethe's Faust part II, act I, sc. 3. — Th. Allen, Wilh. Müller and Italian popular poetry. — E. F. Emerson, The legend of Joseph's bones in O. and M. E. — C. A. Eggert, On the title and subtitle of Molière's 'Misanthrope'· — O. Kuhns, Dante's influence on Engl. poetry in the 19th cent. — J. W. Bright, Two notelets on Shakespeare. — Reviews etc.].

Publications of the Modern language association of America. XIV, 3 (new ser. VII, 3) [J. M. Garnett, The Latin and the Ags. Juliana. — F. A. Wood, The semasiology of words for 'smell' and 'see'. — J. W. Bright, Proper names in O. E. verse. — J. M. Hart, Nicholas Grimald's Christus redivivus].

Zeitschrift für deutsches Altertum. XLIII, 2 [W. Meyer, Der Dichter des Waltharius. — Björkman, Altvill im Sachsenspiegel. — Kretschmer, Zur Geschichte von der 'säugenden Tochter'. — R. M. Meyer, Copulative Eigennamen. — Praechter, Zum Rhythmus Ganymed und Helena. —

Möller, Chatti und Hessen. — Schröder, Heinrich von Hesler. — Ders., Das Lied des Möringers. — Anzeiger].

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXI, 3 [K. F. Johansson, Über aisl. eldr, ags. æled 'Feuer' u. s. w. — Th. Gottlieb, Zimmernsche Hss. in Wien. — R. M. Meyer, Der Begriff des Wunders in der Edda. — E. Kettner, Das Verhältnis des Alphartliedes zu den Gedichten vom Wolfdietrich. — K. Drescher, Arigos 'Blumen der tugend'. — Th. Jacob, Über das Genus des Part. Prät. — Miscellen etc.].

Americana Germanica. II, 4 [C. R. Miller, The preposition in Hans Sachs. — T. S. Baker, The influence of L. Sterne upon German literature. — F. H. Wilkens, D. Ch. Burney on Schubart. — C. W. Prettyman, The probable source and date of Canitz's 8th satire 'Der Hof'. — M. D. Learned, From Pastorius' 'Bee hive'. — Reviews etc.]. — III, 1 [A. Gerber, The evolution of the classical Walpurgis-night and the scene in Hades. — Ch. A. Eggert, Goethe, a reply to Prof. Dowden's 'The case against Goethe'. — D. B. Shamway, A Low-German ballad, commemorating the siege of Göttingen in the thirty years' war. — M. Schütze, Hauptmann's 'Die versunkene Glocke'. — Reviews etc.].

Stein, F., Die Stammsage der Germanen und die älteste Geschichte der deutschen Stämme. Erlangen, Junge, 1899. 80 S.

Ibsens, H., sämtliche Werke in deutscher Sprache. 5. Band. Berlin, Fischer. 319 S. In Subskription auf 9 Bände à M. 3,50, einzeln à M. 4.

Liebich, B., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. I. Teil, 4. u. 5. Lief. Breslau, Preufs, 1899. S. 241—400. M. 3,20.

Wiegand, P., Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Frankfurt a. M., Alt, 1899. 118 S.

Vietor, W., Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der preufs. Schulschreibung) als Hilfsbuch zur Einübung einer mustergültigen Aussprache. I. Teil: Fibel und erstes Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1899. XII, 159 S. Geb. M. 3.

Frei, J., Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. Zum Gebrauche beim Unterricht an Gymnasien, Lehrerseminarien, Industrie- und Gewerbeschulen, höheren Bürgerschulen und ähnlichen Anstalten bearbeitet. 13. Auflage bearbeitet von K. Schnorf. Zürich, Fäsi, 1898. VIII, 224 S. M. 2,40.

Farinelli, Arturo, Conrad Ferdinand Meyer. Estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 1° giugno 1899 (vol. LXXXI, serie IV). Roma, 1899. 23 S. 8.

Bächtold, Jakob, Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx herausgeg. von Th. Vetter. Frauenfeld, Huber, 1899. 330 S.

Englische Studien. XXVI, 2 [A. Schade, Über das Verhältnis von Pope's 'January and May' and 'The wife of Bath. Her prologue' zu den entsprechenden Abschnitten von Chaucer's Canterbury tales. — G. Sarrazin, Der Ursprung der ne. ai- und au-Diphthonge. — J. Ziehen, Zum Realienplan englischer Sprechübungen in den drei Oberklassen des Realgymnasiums. — F. Ellinger, Beiträge zur englischen Grammatik, 15—20. — W. Mangold, Die Wendtschen Thesen. — Litteratur etc.].

Anglia. XXII, 1 [W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhist. Untersuchung. — O. Kötz, Faerie Queene und Pilgrim's Progress, ein

Beitrag zur Quellenfrage Bunyans. — W. Kollmann, Nash's 'Unfortunate Traveller' und Head's 'English Rogue', die beiden Hauptvertreter des englischen Schelmenromans. — F. Holthausen, Zu alt- und mittelengl. Dichtungen, XI].

Beiblatt. X, 1, 2 (Mai, Juni).

Klöpper, C., Englisches Real-Lexikon. XXXVII.—XL. Lieferung (Schlufs), à M. 1,50.

Schröer, A., Ch. F. Grieb's Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Auflage, mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt. 29. und 30. Lieferung, à M. 0,50. Stuttgart, Neff. [A—Beweis.]

Lloyd, R. J., Northern English phonetics, grammar, texts. (Skizzen lebender Sprachen herausgeg. von W. Victor, I). Leipzig, Teubner, 1899. VI, 127 S.

Wagner, Ph., Die Sprachlaute des Englischen, nebst Anhang: Englische Eigennamen mit Aussprachebezeichnung. Ein Hilfsbuch für den Schul- und Privatgebrauch. 2. Aufl. Stuttgart, Neff, 1899. XI, 156 S. M. 2,50.

ten Brink, B., Geschichte der englischen Litteratur. Erster Band. Bis zu Wicliffs Auftreten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, herausgeg. von A. Brandl. Strafsburg, Trübner, 1899 [Anhang: I. Fragment über altengl. Litt. — II. Kaedmon und die ihm zugeschriebenen Gedichte. — III. Kynewulfs Leben und Werke. — IV. Assers Leben des Königs Alfred und die Winchester Annalen. — V. Die Werke des Königs Alfred. — VI. Aelfriks Grammatik. — VII. Wulfstans Homilien. — VIII. Genesis und Exodus. — IX. Die Heiligenleben seinte Katarine, seinte Marherete, seinte Juliane und die Homilie 'Hali meidenhad'. — X. Die Entstehungszeit des engl. Rolandsliedes]. XX, 520 S. M. 4,50.

Beowulf herausgegeben von A. Holder. IIa. Berichtigter Text mit knappem Apparat und Wörterbuch. 2. Aufl. Freiburg i. B., Mohr, 1899. VIII, 190 S. M. 2,50 [Cosijn hat mehrere Textverbesserungen beigesteuert].

Hampel, E., Die Silbenmessung in Chaucers fünftaktigem Verse. I. Teil. Diss. Halle 1898. 45 S.

Woodbridge, E., Studies in Jonson's comedy (Yale studies in English V). New York, Lamson, 1898. 102 p.

Collection of British authors. Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1899. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3354: A. C. Doyle, A duet.
Vols. 3355—6: H. R. Haggard, Swallow.
Vol. 3357: R. Whiteing, Nr. 5 John street.
Vols. 3358—9: B. Harraden, The fowler.
Vol. 3360: M. Pemberton, The garden of swords.
Vol. 3361: R. Broughton, The game and the candle.
Vols. 3362—3: R. H. Savage, The white lady of Khaminavatka.
Vol. 3364: G. Rhys, Mary Dominic.

Thiergen, O., Lehrbuch der englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausg. B für höhere Mädchenschulen. III. Teil; mit neun Ansichten und einem Plane von London, sowie einer Karte von Schottland und der Insel Wight. Leipzig, Teubner, 1899. IX, 211 S.

Thiergen, O., Die Hauptregeln der englischen Syntax, für die Oberstufe des Lehrbuchs der engl. Sprache. Ausg. B für höhere Mädchenschulen. V, 130 S.

Höft, G., Englische Serien. I. Teil. Englischer Sprachstoff nach den Grundsätzen F. Gouins. Hamburg, O. Meifsner, 1899. VIII, 176 S.

Goerlich, E., Der Frühling (Franz. u. engl. Vokabularien, II. Engl. Vocab. 5. Bändchen). Leipzig, Renger, 1899. 39 S. M. 0,40.

Seelig, M., Methodisch geordnetes englisches Vokabularium zu den Hölzelschen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, London, Wohnungen). 2. Aufl. Bromberg, Ebbecke, 1899. 115 S.

Secundus J. N., Basia. Mit einer Auswahl aus den Vorbildern und Nachahmern herausgeg. von G. Ellinger (Lat. Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrh., 14). Berlin, Weidmann, 1899. LII, 38 S. M. 2.

Beiträge zur romanischen Philologie. Festgabe für Gustav Gröber von Ph. A. Becker, D. Behrens, E. Freymond, M. Kaluza, E. Koschwitz, H. R. Lang, F. E. Schneegans, H. Schneegans, C. This, G. Thurau, K. Vofsler, H. Waitz, L. Zéliqzon, R. Zenker. Halle a. S., Niemeyer, 1899. 541 S. 8. M. 16.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1899, avril. No. 110 [A. Thomas, Variétés étymologiques. G. Paris, Caradoc et le serpent. A. Jeanroy, Notes sur le *Tornoiement as dames*. P. Meyer, Deux nouveaux manuscrits de la traduction française des sermons de Maurice de Sully. — Mélanges: A propos du Débat du corps et de l'âme (L. Katona). Sur la consécration de la cathédrale d'Aix (E. Teichmann). Heloïs de Peviers, sœur de Garin le Lorrain (F. Lot). La vie de saint Silvestre en vers français (P. M.). *Corrot, corine* (G. P.). Sur les formes de la négation et de l'affirmation à Ferrières, Hérault (A. Calmette). Comptes rendus. Chronique].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 21 [C. Salvioni, Risoluzione palatina di *K* e *G* nelle Alpi lombarde. G. Mari, Ritmo latino e terminologia ritmica medievale. F. Gianuzzi Savelli, Arcaismi nelle rime del Petrarca. V. De Bartholomaeis, La leggenda dei dieci comandamenti di Colo de Perosa. Bullettino bibliografico]. Torino, E. Loescher, 1899. 172 S. 8. l. 8.

Paris, Gaston, Besprechung von Les Fabulistes latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge par Léopold Hervieux. Jean de Capoue et ses dérivés. Paris, Didot et C[ie], 1899. (Aus dem Journal des Savants 1899, S. 207—226.)

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XXI, 2 u. 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft.

Le Castoiement d'un père à son fiels (l. fils), traduction en vers français de l'ouvrage de Pierre Alphonse. Première partie. Édition nouvelle — basée sur le manuscrit Nr. 730 de Maihingen et conférée avec l'édition des Bibliophiles — publiée par Michael Roesle. Beilage zum siebenten Jahresbericht der Kgl. Luitpoldkreisrealschule in München. Schuljahr 1897/98. München, Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Lossen. IV, 57 S. 8. (Mit photographischer Wiedergabe derjenigen Seite der Handschrift, auf der des Gedichtes Schlufs steht.)

Heath's Modern Language Series. Boston, U. S. A., D. C. Heath & Co., 1899. 8.

Molière's Le Misanthrope, edited with an introduction and notes by Charles A. Eggert, Ph. D., formerly professor in the University of Iowa. XXIX, 148 S.

Link, Dr. Theodor, Grammaire de récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires. Französische Repetitionsgrammatik

für Mittelschulen. München und Leipzig, Oldenbourg, 1899. X, 202 S. 8. Geb. M. 2,50.

Schwan, Dr. Eduard, weil. Professor an der Universität zu Jena, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von Dr. Dietrich Behrens, Professor an der Universität zu Gießen. Vierte Auflage. Leipzig, Reisland, 1899. VIII, 266 S. 8. M. 5,40, geb. M. 6.

Andersson, Herman, Altération et chute de l'*R* en français (Abdruck aus Studier i modern språkvetenskap. I, 7). S. 149—170. 8.

Lené, Gustaf, Les substantifs postverbaux dans la langue française. Thèse pour le doctorat. Upsala, imprim. Almqvist & Wiksell, 1899. 2, 148 S. 8.

Westholm, Alfred, Étude historique sur la construction du type 'li filz le rei' en français, thèse pour le doctorat. Vesterås, imprim. A. F. Bergh, 1899. 52 S. 4.

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 11. u. 12. Lief. [couchettes de marine — élection]. Leipzig, Renger, 1899.

Seelig, Dr. Max, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium zu Bromberg, Methodisch geordnetes Französisches Vokabularium zu den Hölzelschen Anschauungsbildern (Frühling — Wohnung). Zweite Auflage. Bromberg, Ebbecke, 1899. 128 S. kl. 8. Geb. M. 0,75.

Französische und englische Vokabularien. 5. Bändchen: Der Frühling (Hölzel), bearbeitet von Dr. Ewald Goerlich. Leipzig, Renger, 1899. 36 S. 8.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. Tome VII. Dix-neuvième siècle. Période romantique (1800—1850). Paris, Colin et Cie, 1899. 874 S. 8 [Introduction aux tomes VII et VIII (Dix-neuvième siècle) p. M. É. Faguet. I. Chateaubriand p. M. E. des Essarts. II. Joseph de Maistre, Mme de Staël p. M. A. Cahen. III. La littérature du premier empire p. M. A. Bourgoin. IV. Le romantisme p. M. A. David-Sauvageot. V. Lamartine p. M. Petit de Julleville. VI. Victor Hugo p. M. G. Deschamps. VII. Les poètes p. M. H. Chantavoine. VIII. Le théâtre romantique p. M. R. Doumic. IX. Le roman p. M. G. Pellissier. X. L'histoire p. M. J. de Crozals. XI. Écrivains et orateurs religieux. Philosophes p. M. A. Cahen. XII. Écrivains et orateurs politiques p. M. H. Michel. XIII. La critique p. M. É. Faguet. XIV. Les relations littéraires de la France avec l'étranger p. M. J. Texte. XV. L'art français dans ses rapports avec la littérature au XIXe siècle p. M. S. Rocheblave. XVI. La langue française au XIXe siècle. Première partie: la révolution et l'empire p. M. F. Brunot].

Zimmermann, Dr. phil. Otto, Die Totenklage in den altfranzösischen Chansons de geste (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie veröffentlicht von Dr. Emil Ebering, XIX. Roman. Abteilung Nr. 11). Berlin, Ebering, 1899. 136 S. 8.

Clément, Louis, professeur au lycée Janson de Sailly, docteur ès lettres, Henri Estienne et son œuvre française. Paris, Picard et fils, 1899. X, 540 S. 8. 10 frs.

Løseth, E., Observations sur le Polyeucte de Corneille. (Videnskabsselskabets Skrifter. II Historisk-filosofisk Klasse. 1899. No. 4. Udgivet for Hans A. Benneches Fond.) Christiania, Dybwad, 1899. 18 S. 8.

Unruh, Ferdinand, Daudet als Lyriker, nach seinen Prosawerken geschildert. Beilage zum Programm der Städtischen Realschule zu Königsberg i. Pr., Ostern 1899. 32 S. 8. (Leipzig, Fock. M. 1.)

Zingarelli, Nicola, La personalità storica di Folchetto di Marsiglia nella 'Commedia' di Dante, con appendice. Nuova edizione accresciuta

e corretta. Bologna, Zanichelli, 1899 (Biblioteca storico-critica della letteratura dantesca diretta da G. L. Passerini e da P. Papa. IV). 79 S. 8. l. 1,50. (Über die erste, 1897 erschienene Ausgabe s. Archiv XCIX, 225.)

Studi glottologici italiani diretti da Giacomo de Gregorio, prof. di storia comparata delle lingue classiche e neo-latine nella R. Università di Palermo. Volume primo ad occasione del XII Congresso internazionale degli Orientalisti di Roma. Torino, Loescher, 1899. 245 S. 8. l. 10. [G. de Gregorio, Contributi alla etimologia e lessicografia romanza con ispeciale considerazione ai vernacoli siciliani. R. Sabbadini, Saggio di toponomastica dell'isola dell'Elba. M. La Via, Il vocalismo del dialetto gallo-italico di Nicosia in Sicilia. M. Niedermann, Recensioni. G. de Gregorio, Sopra un problema di sintassi comparata dialettale proposto dall'Arch. glott. it.]

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pércopo e N. Zingarelli. IV, 1—2. [F. Torraca, Il serventese di Pietro della Cavarana. G. Di Niscia, Per Sofronia. — Recensioni, Bollettino ecc.]

Del Lungo, Isidoro, Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII, pagine di storia fiorentina per la vita di Dante. Milano, Hoepli, 1899. VIII, 474 S. 8. l. 5.

Gerboni, Luigi, Un umanista nel secento. Giano Nicio Eritreo, studio biografico critico. Città di Castello, Lapi, 1899. 169 S. 8. l. 3.

Zingarelli, N., La data del 'Teleutelogio' (Per la biografia di Dante). Napoli 1899. 16 S. 8 (Estratto dagli 'Studi di letteratura italiana', I. 180—193). Der 'Teleutelogio' des Ubaldo di Sebastiano aus Gubbio, wichtig durch eine auf Dante als Lehrer des Verfassers bezügliche Stelle, ist, wie sich bei genauer Lesung und sorgsamer Deutung der entscheidenden Stellen der zwei Hss. ergiebt, 1326—7 geschrieben oder doch begonnen. Dante ist des Verfassers Lehrer in dessen früher Jugend wahrscheinlich in Bologna gewesen. Wenn von *adulterinis amplexibus* die Rede ist, mit denen die *Luxuria* auch Dante an sich gezogen habe, so darf man daraus nicht auf Ehebruch des Dichters schliefsen. Dafs Ubaldo in verwandtschaftlicher Beziehung zu seinem Landsmann Bosone gestanden habe, ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme. So der Verfasser.

Sabersky, Dr. Heinrich, Über einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. Mit einer Karte. Strafsburg, Trübner, 1899. XI, 54 S. 8. M. 1.

Beilagen:

Von Herrn Henri Grand in Hamburg.
Von Herrn George Westermann in Braunschweig.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIII. BAND, DER NEUEN SERIE III. BAND,
3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1899.

Inhalt.

CIII. Band, der neuen Serie III. Band,

3. u. 4. Heft.

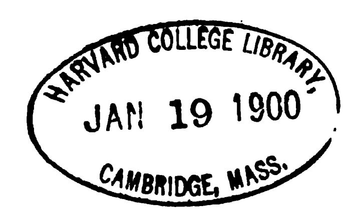
Schlufs der Redaktion 22. Dezember 1899.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Schiller in der heutigen Schule.[1]

Rudolf Lehmann hat in dieser Zeitschrift Bd. CI, S. 273 das geistige Verhältnis, in dem die Jugend unserer höheren Schulen zu der idealistischen Weltanschauung Schillers steht, eingehend erörtert. Diese Frage hängt einerseits so eng mit den höchsten Aufgaben unserer nationalen Erziehung zusammen, daſs sie gar nicht ernst genug genommen werden kann, und andererseits verdienen die Darlegungen eines Mannes wie Rudolf Lehmann unter allen Umständen Beachtung und, falls sie irrig erscheinen sollten, motivierte Ablehnung. Man gestatte mir also, so etwas wie ein Korreferat zu jenen Ausführungen zu liefern.

Um es gleich zu sagen: Lehmann ist gerade so wie ich ein warmer Verehrer von Schiller — es giebt eben immer noch 'rückständige' Leute, die die 'Umwertung' aller litterarischen und kulturellen Werte, wie sie von Dühring und dem 'jüngsten Deutschland' betrieben wird, etwa auf die nämliche Stufe stellen mit der Umwertungsthätigkeit der Fridericianischen Münzjuden —, er ist gleich mir der Ansicht, daſs der Jugend das Verständnis für den weltbezwingenden Idealismus Schillers erschlossen werden kann und soll, das Bild aber, das er von diesem Idealismus entwirft, muſs meines Erachtens sorgsam retouchiert werden, soll es dem Originale ähnlich sehen und in dem Betrachter wirklich die Überzeugung wecken, daſs die liebevolle Vertiefung in die Lebensauffassung Schillers immer noch fruchtbringend und durchaus — zeitgemäſs ist.

---

[1] Zu dem gleichnamigen Aufsatze von Rudolf Lehmann.

Lehmann findet, dafs die Jugend nach wie vor begeisterungsfähig ist, dafs aber die Empfänglichkeit gerade für Schiller seit einem Menschenalter ganz erheblich abgenommen hat. Das macht: 'ihr Idealismus und ihre geistigen Interessen haben eine andere Richtung angenommen, einen anderen Inhalt bekommen. Dieser Unterschied zwischen jetzt und einst beruht, mit einem Worte gesagt, auf dem Wirklichkeitssinn, der den heutigen Deutschen und der deutschen Jugend insbesondere eigen ist. Diese jungen Menschen berauschen sich nicht mehr an Phantasien allgemeiner und unbestimmter Art, noch viel weniger an abstrakten Begriffen oder rhetorischen Wendungen: nüchterner sind sie geworden und praktischer selbst in ihren Idealen.' Nach meinen persönlichen Erfahrungen, die ich allerdings nicht, wie Lehmann, an der vorgeschrittenen Jugend der Weltstadt Berlin, sondern an den bekanntlich weit harmloseren Spröfslingen von Potsdam und an den jungen Uckermärkern, Elsässern, Lothringern und Westfalen gemacht habe, interessieren sich unsere Gymnasiasten für die Erzeugnisse Schillers — vom Ringe des Polykrates bis zur Braut von Messina und der Abhandlung über das Erhabene — kaum weniger, als dies ihre Väter gethan haben. Die Begeisterung von Schülern vom Katheder aus festzustellen, hat seine Schwierigkeiten, doch habe ich wahrgenommen, dafs gehörig vorbereitete Aufsätze aus dem Gedankenkreise der Schillerschen Abhandlungen — unten habe ich zwei derartige Themen verzeichnet — stets mit Lust und Liebe angefertigt worden sind.

Dafs die ausgeprägt naturwissenschaftliche Richtung der Gegenwart und der geschärfte Wirklichkeitssinn, der damit zusammenhängt, den ästhetischen Naturalismus hervorgerufen hat, ist u. a. von Volkelt in den 'Ästhetischen Zeitfragen' (München, Beck, 1895) erörtert worden, es wäre aber traurig, müfste man sogar schon unsere Jugend für so nüchtern und verständig halten, dafs sie für 'Phantasien allgemeiner und unbestimmter Art', also für romantische Stimmungen und den litterarischen Wiederhall derselben, unzugänglich wäre, und dafs sie für 'rhetorische Wendungen', also für die Kunstmittel der schönen Diktion, kein Verständnis mehr hätte. Aber ich meine, so schlimm ist es noch nicht. — Nach meinen Erfahrungen sind unsere Primaner selbst für 'abstrakte Begriffe' zu haben, vorausgesetzt, dafs sie ihnen

nicht gewissermaſsen als fertige und ein für allemal feststehende Dogmen geboten werden, sondern daſs sie vor ihren Augen und so weit wie möglich unter ihrer Mitwirkung auf dialektisch-heuristischem Wege entstehen. Stoff bieten u. a. Xenophons Memorabilien und die Schriften Ciceros und Lessings. — Um auf Schiller zurückzukommen: es genügt nicht, daſs der Schüler die Dichtungen Schillers kennen lernt — er hat sie im ganzen schon längst genossen, ehe sie in der Klasse im einzelnen gewürdigt werden, und der Reiz der Neuheit, die Frische des Eindrucks ist dann geschwunden —, sondern er muſs in der Prima den Philosophen Schiller kennen lernen. Damit sieht er die Persönlichkeit des groſsen Mannes von einer neuen Seite, sie flöſst ihm von neuem Bewunderung ein, und das wiedererwachte Interesse kommt auch den Dichtungen zu gute. Man sage nicht, daſs man dem normalen Primaner die Grundgedanken der Schillerschen Philosophie, das Verhältnis zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in ethischer und ästhetischer Hinsicht nicht verständlich machen könne, daſs er mit achtzehn oder zwanzig Jahren noch nicht reif wäre, etwa die Abhandlung über das Erhabene oder die Dichtung Ideal und Leben zu verstehen. Kein Philosoph hat seine Weltanschauung zu solcher Einheitlichkeit herausgearbeitet und zugleich so plastisch (und damit populär) dargestellt, wie gerade Schiller. Darum ist er wie kein anderer geeignet, die Bekanntschaft mit der modernen Philosophie einzuleiten und den philosophischen ἔρως in die jungen Herzen einzupflanzen. Ausführlicher habe ich mich darüber geäuſsert in meinem Kommentar zu den ästhetischen Abhandlungen Schillers aus der Kantischen Periode (Weidmann 1896 u. 1898). Ebendort habe ich auch den Nachweis zu führen gesucht, daſs Schillers Standpunkt in der Hauptsache keineswegs veraltet ist, sondern daſs von ihm aus tausend Fäden zu den philosophischen Gedanken der Gegenwart herüberführen. Nietzsche ist doch gewiſs ein originaler Kopf. Und doch sagt er irgendwo — leider bin ich augenblicklich nicht imstande, den genauen Wortlaut zu geben —: 'Nach dem Genusse von musikalischen Kunstwerken ist der Geist frisch und klar; Probleme, mit denen er sich vorher vergeblich beschäftigt hat, durchschaut er jetzt mit einem Blicke. Giebt es jemanden, der dies schon bemerkt hat?' Allerdings. Schiller hat in den

ästhetischen Briefen und anderwärts sehr bestimmt darauf hingewiesen, dafs das Schöne — nicht blofs die schöne Musik — seiner psychologischen Herkunft zufolge alle Kräfte der Seele gleichmäfsig in Bewegung setze. Wenn die Jugend wahrnimmt, dafs die behandelten Theorien aktuelle Bedeutung haben — dieser Hinweis auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse, der ja auf allen Unterrichtsgebieten erspriefslich ist, wird sich bei ethischen und ästhetischen Fragen am allerleichtesten bieten —, so läfst sie es niemals an Interesse fehlen, und wenn sie die lebhafte Empfindung hat: das sind Dinge, um die sich denkende Menschen zu allen Zeiten bemüht haben, *tua res agitur* — dann kann sich auch ihr Wirklichkeitssinn zufrieden geben.

Was heifst eigentlich Wirklichkeitssinn? 'Die Menschen werden "praktisch" und lächeln über Ideale, die keine Zinsen bringen. Das Geschäft verdrängt die Arbeit und das rohe Amüsement den geistigen Genufs. Die Jugend manifestiert sich in solchen Zeiten weniger durch den kühnen Drang ins Ungemessene, als vielmehr durch ein sehr kühles und gemessenes Strebertum; sie verkehrt mehr mit Dirnen als mit Dichtern und lächelt ironisch über ein so verschrobenes Wort wie Menschenwürde.' ... So urteilt der hervorragende Kritiker und Ästhetiker Erich Schlaikjer in einem Aufsatze 'Zur Psychologie des Nietzsche-Kultus' (Hilfe Nr. 13, 1899) über einen Teil der heutigen Jugend. Vertritt sie etwa den Wirklichkeitssinn, von dem Lehmann spricht? O nein, vielmehr einzig und allein den Stumpfsinn, die greisenhafte Entartung. Der Wirklichkeitssinn Lehmanns ist von dem, was man bisher Realismus nannte, kaum sehr verschieden. Der Realismus äufsert sich im alltäglichen Leben, in der Kunst, in der Politik. Goethe und Bismarck gelten mit Recht als typische Vertreter desselben. Der 'Personalismus' Dührings, die Entfaltung der individuell differenzierten Rassen- und Stammesanlage zur charaktervollen Persönlichkeit, im Gegensatze zum Humanismus, dem Streben nach einem allgemein menschlichen, kosmopolitischen Menschheitsideale, gehört ebendahin. Dieser Realismus ist himmelweit entfernt von dem Banausentum, dem Yankeetum, der *décadence,* die Schlaikjer geifselt. Wohl uns, wenn sich die deutsche Jugend heute zu dieser Auffassung der Welt und des Lebens bekennt, die Lehmann an ihr wahrgenommen

zu haben glaubt! Die Zukunft des Deutschen Reiches, die Weltstellung der deutschen Kultur ist gesichert, wenn dem so ist.

Aber steht denn dieser so notwendige Wirklichkeitssinn in der That in unvereinbarem Gegensatze zu Schillers Idealismus? Freilich, das grofse Publikum ist von jeher gewohnt gewesen, in Schiller nicht sowohl den gedankentiefen, besonnenen Idealisten, als vielmehr so etwas wie einen liebenswürdigen Ideologen und Phantasten zu sehen. Seine philosophischen Abhandlungen studiert man nicht, obgleich sie u. a. für die Handhabung einer geschmackvollen und allgemein verständlichen philosophischen Ausdrucksweise ebenso vorbildlich sein sollten, wie dies seine geschichtlichen Darstellungen auf ihrem Gebiete geworden sind, und an den Erzeugnissen seiner unvergleichlichen Gedankenlyrik bewundert man den erhabenen Schwung der Sprache, die Pracht der Bilder, ohne vom Inhalt und seiner logischen Verknüpfung kaum mehr als eine verschwommene Vorstellung zu erlangen. Es ist Sache des deutschen Unterrichts auf der obersten Stufe unserer höheren Lehranstalten, den im Grunde sehr einfachen Gedankengang in den kleineren ästhetischen Aufsätzen oder in Gedichten wie Ideal und Leben verständlich zu machen. Lehmann schreibt: 'Was nun aber den Gehalt der Schillerschen Dichtungen, die Weltanschauung des Dichters angeht, so ist es nicht zu verkennen, dafs der Idealismus, der sein tiefstes Wesen bezeichnet, etwas Weltentsagendes, Weltabgewandtes hat' — und weiter: 'Dieser entsagende, völlig nach innen gerichtete Idealismus hat — das ist nicht zu leugnen — etwas, das von fern an die Klosterzelle erinnert: er ist ein Kind von Mächten, die der Vergangenheit angehören'. Wie gesagt, neu ist diese Auffassung nicht, aber sie erweist sich bei näherer Betrachtung als ebenso unbegründet wie die von anderen zum Überdrufs wiederholte Behauptung, dafs die Schüler durch die dialektische Behandlung moralischer Themata zum 'Moralisieren' verführt werden könnten. Wenn sich Schiller vorzugsweise, besonders in seinen reiferen Jahren, mit der höchsten Stufe des Idealismus beschäftigt hat, so ist das noch lange kein Beweis, dafs er die niedrigeren Stufen, die mehr praktische Formulierung des Ideals, nicht gekannt oder nicht gehörig gewürdigt hätte. Der echte Realismus verstand

sich für den Dichter des Wilhelm Tell ganz von selbst, er bildet in Hinsicht auf die Praxis die natürliche Vorstufe des κατ' ἐξοχὴν sogenannten Idealismus. Wie Schiller die sittliche Freiheit, die den Schlufsstein jeder idealistischen Entwickelung darstellt, verkündet hat, so ist er auch der Anwalt der persönlichen, der politischen und nationalen Freiheit gewesen. Ich bestreite es, dafs sich Schillers Idealismus psychologisch darauf zurückführen liefse, dafs jener einer Zeit angehörte, 'die den edelsten Trieben jede Möglichkeit, sich praktisch zu bethätigen und auf den Zustand der Nation gestaltend einzuwirken, versagte'. Vielmehr möchte ich behaupten, Schiller würde sich, seiner geistigen Eigenart entsprechend, selbst wenn er heute, in unserem machtvollen, wirtschaftlich aufblühenden Deutschen Reiche lebte, mit Vorliebe ethisch-ästhetischen, ja metaphysischen Problemen zuwenden, um so mehr, wenn er mit Erich Schlaikjer und anderen bemerkt hätte, dafs der Wirklichkeitssinn unseres Zeitalters hier und da eine verzweifelte Ähnlichkeit mit seinem Zerrbilde, dem öden Materialismus, verrate. Mag sein, dafs er daneben als Historiker und Politiker thätig wäre nach der Art von Treitschke, oder für wirtschaftliche und sociale Reformen einträte wie Naumann! Sehr wahrscheinlich sogar, denn, wie gesagt, Schillers Idealismus und jener Realismus sind begrifflich auf das engste miteinander verwandt, wie sich der erstere aber praktisch bethätigt, das hängt freilich von den Verhältnissen ab.

'Der Sieg des Geistes über das Sinnenwesen ist das höchste Ideal, das der Mensch erstreben kann, und dieser Sieg kann eben nur im Innenleben errungen werden.' Kein Zweifel, dafs Lehmann mit diesen Worten die Meinung Schillers (wie die des Christentums) richtig wiedergiebt, aber sie sind heute gerade so gültig wie vor hundert Jahren. 'Das Charakteristische dieser Art von Idealismus ist, dafs er nicht nur den Sinnengenufs als des Menschen unwürdig verwirft, sondern überhaupt die Absicht, nach aufsen zu wirken, die Aufsenwelt zu gestalten, als aussichtslos und thöricht geringschätzt.' Das riecht allerdings nach der Klosterzelle, ja, nach dem Idealismus der Fakire und Styliten! Nur schade, dafs Schiller weit entfernt war, ein Säulenheiliger zu sein! Vielleicht thut man recht, wenn man Kant vorwirft, er habe das Übergewicht der Vernunft über die Sinnlichkeit zu

stark betont und seine Ethik trage infolgedessen einen asketischen Charakter, aber wir wissen ja, daſs gerade Schiller neben der höchsten Ausbildung der Vernunft die volle Entwickelung der sinnlichen Kräfte gefordert hat, und daſs er die ideale Schönheit und die ideale Tugend in der vollkommenen Harmonie zwischen dem sinnlichen Begehren und dem sittlichen Wollen sieht. Wenn Lehmann darauf hinweist, es seien 'Worte des Wahns', daſs die Tugend je siegen, daſs je in der Welt Gerechtigkeit herrschen werde, so übersieht er, daſs Schiller in jenem Gedichte, gerade so wie in der Einleitung zu der Abhandlung über das Erhabene — lediglich die unbestreitbare Wahrheit betont, daſs das Ideal auf Erden nie ganz zu erreichen ist. Der Dichter unterscheidet genau zwischen dem wahren Idealismus, der die Wirklichkeit ins Auge faſst, die Wirklichkeit so weit wie möglich zu gestalten sucht, und der Ideologie, der utopistischen Schwärmerei, die ewig in 'trauriger Abhängigkeit von dem Zufall', den Verhältnissen bleibt.

'Wahrem Eifer genügt, daſs das Vorhandene vollkommen sei; der falsche will stets, daſs das Vollkommene sei.'

Übrigens bilden 'die Worte des Glaubens' die natürliche Ergänzung zu den 'Worten des Wahns'.

Zum Überfluſs mache ich darauf aufmerksam, daſs eine Anmerkung zu der Abhandlung über das Erhabene lautet: 'Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heiſsen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewuſst ausübt und nur durch eine Inkonsequenz leugnet.' Endlich bieten die letzten Seiten der Abh. über naive u. sent. Dicht. bekanntlich eine sorgfältige, antithetisch gefärbte Parallele zwischen den einzelnen Erscheinungsformen des idealistischen und des realistischen Geistes, die uns zeigt, wie scharf Schiller jenen Gegensatz ins Auge gefaſst hat. Die praktische Bethätigung des Idealismus setzt vor allem eine kräftige Initiative des Willens voraus. Schiller hat wiederholt darauf hingewiesen. Das Wort des Horaz: *Sapere aude!* das im achten der ästh. Briefe behandelt wird, oder auch jener Satz des zehnten Briefes: 'Die Energie des Charakters ist die wirksamste Feder alles Groſsen und Trefflichen im Menschen', bieten Aufsatzthemen, deren Bearbeitung gewiſs geeignet ist, den Wirklichkeitssinn der Primaner zu kräftigen.

Während Lehmann an der heutigen Jugend eine Hinneigung zum Realismus, Schlaikjer eine solche zum Materialismus bemerkt,[1] glaubt Gerhard von Amyntor der Schule schuld geben zu müssen, daſs sie vielfach einen völlig verschrobenen Idealismus pflege. In einem kürzlich veröffentlichten kleinen Aufsatze dieses durch sittlichen Ernst und warme patriotische Empfindung gleich sehr ausgezeichneten Schriftstellers liest man: 'Der gesunde, praktische Idealismus spendet den Hungernden zuerst Brot und hinterher die guten Lehren.' Das ist sicherlich auch der Standpunkt Schillers und die Meinung aller vernünftigen Leute. Ich wiederhole: der gesunde Idealismus äuſsert sich praktisch allemal in altruistischen — wirtschaftlichen, socialen, nationalen — Bestrebungen. Man erkennt ihn an seinen Früchten. Gleichwohl reichen die Wurzeln dieses realistischen Idealismus, wie man ihn nennen kann, in die abstrakten Tiefen der Spekulation hinein. Der letzte Grund dieser Thätigkeit für andere, für das Ganze liegt doch jederzeit in mehr oder weniger bewuſsten Anschauungen und Überzeugungen, vielleicht bloſs Ahnungen von den höchsten Zielen der Menschheit und den Zwecken der Schöpfung. Wer diesen Anschauungen, mögen sie nun philosophisches oder religiöses Gewand tragen — die innere Verwandtschaft zwischen der idealistischen Philosophie und der Religion ist unbestreitbar — keinen Raum giebt, der ist weder Idealist wie Schiller, noch Realist wie Bismarck, sondern lediglich Egoist. Auch Bismarck hat die Dinge allezeit *sub specie æternitatis* betrachtet, wenn er auch keine philosophischen Abhandlungen geschrieben hat wie Schiller.

Ich glaube Gerhard von Amyntor recht zu verstehen, wenn ich annehme, daſs die eben wiedergegebene Auffassung durchaus die seine ist. Nicht beistimmen kann ich ihm, wenn er fortfährt: 'Dummheit, Vorurteil und Überhebung — das wagt man euphemistisch Idealismus zu nennen, und unsere Schulen, in denen vielfach noch der mönchische und ascetische Geist einer längst überwundenen Kulturepoche spukt, sind mit schuld daran, wenn

[1] Beide Seiten hat Volkelt wahrgenommen. Er schreibt a. a. O. S. 160: 'Es hat eine mehrfache Bedeutung und einen teils erfreulichen, teils bedenklichen Hintergrund, wenn ich von dem geschärften Wirklichkeitssinn der Gegenwart rede.'

tüchtige Jünglinge oft in falsche Bahnen geleitet werden und Armut und Edelsinn für Korrelate halten.' — Es wäre interessant, zu erfahren, ob auch der Schillersche Idealismus zu den Kräften gerechnet wird, die jene Rückständigkeit verschulden. Der Gedanke liegt nahe, denn der 'mönchisch-ascetische Geist einer längst überwundenen Kulturepoche' gemahnt jedenfalls an die 'Klosterzelle' Rudolf Lehmanns. Zum Henker mit dieser Zellentheorie! Die trotz alledem sympathische Erscheinung des weltentrückten *doctor umbraticus*, der sich Herr von Gerhardt vielleicht aus seiner Gymnasialzeit erinnert, begegnet uns kaum noch in den Räumen unserer höheren Lehranstalten. 'Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine goldne Spur!' Wenn es die Angehörigen adliger Familien zuweilen noch für vornehmer halten, auf der ererbten Scholle ein dürftiges und unthätiges Dasein zu fristen, statt sich irgend einem gewinnbringenden bürgerlichen Berufe zuzuwenden, so hat Gerhard von Amyntor ohne Zweifel recht, diesen höchst fragwürdigen Idealismus zu geifseln, aber die Schule hat ihn sicher nicht gezüchtet. Oder ist es denkbar, dafs Lehrer solchen Abiturienten, die für einen praktischen Beruf ganz besonders geeignet scheinen, davon abraten könnten, blofs weil das akademische Studium seiner Natur nach vornehmer, idealer sei? O nein, die heutigen Lehrer finden es durchaus begreiflich, wenn Gerhard von Amyntor die Armut einen 'Pestpfuhl' nennt, aus dem man sich so bald wie möglich herausarbeiten solle, sie wissen aber auch, dafs materieller Überflufs für die sittliche Entwickelung mindestens ebenso gefährlich ist wie drückende Armut.

Auch der Wirklichkeitssinn Schillers hat sich nie darüber getäuscht, dafs der gebildete Mensch in der Tonne des Diogenes oder etwa — um moderner zu reden — in der Haut des altersgrauen wissenschaftlichen Hilfslehrers nicht gar glücklich sein kann. Genug, wenn er nicht ganz unglücklich ist und die Würde behauptet.

> Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
> Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Einer der hervorragendsten Professoren der Universität Berlin hat kürzlich im Abgeordnetenhause bei der Beratung des Kultus-

etats geäufsert, er habe an seinen Medizinern Anzeichen bemerkt, die auf einen Niedergang der durch die Gymnasien vermittelten allgemeinen Bildung schliefsen liefsen. Die Unterrichtsverwaltung hat die Richtigkeit dieser Folgerung bestritten. Mag die Frage so oder so zu entscheiden sein, so viel dürfte feststehen, dafs die Primaner unserer höheren Lehranstalten neben praktischen und Fachkenntnissen die nötigste logische Schulung und eine gewisse ästhetisch-ethische Vorbildung erhalten müssen. Die Notwendigkeit und das Wesen dieser philosophischen Propädeutik sind erst vor kurzem von Theobald Ziegler ('Die neue preufsische Prüfungsordnung') und von Oskar Weifsenfels ('Die Philosophie auf dem Gymnasium') in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, 1899, so eingehend und sachkundig besprochen worden, dafs jeder Zusatz überflüssig wäre.[1]

Trendelenburgs 'Elementa logices Aristotelicæ', die man zu meiner Zeit dem Unterrichte in der Logik zu Grunde legte, haben keine Begeisterung für die Philosophie zu wecken vermocht, für die lebenswarme Sprache und den reichen Inhalt der Schillerschen Abhandlungen dagegen wird der normale Primaner immer empfänglich sein.

---

[1] Auch darin stimme ich mit Weifsenfels überein, dafs der deutsche Unterricht mindestens der Oberprima um eine Wochenstunde vermehrt werden mufs, soll die philosophische Propädeutik zu ihrem vollen Rechte kommen. Könnte das Gymnasium nicht die siebente Lateinstunde opfern?

Dortmund. Paul Geyer.

Über die Diphthongierung von me. $\bar{u}$, $\bar{\imath}$

und verwandte deutsche Erscheinungen.

I.

Im Anschlufs an seine Erklärung der mittelenglischen Dehnung in offener Silbe hat Sarrazin Archiv CI, 81 ff. auch eine solche für die Diphthongierung von me. $\bar{u}, \bar{\imath}$ zu ne. [*au, ai*] gegeben. Wie früher schon Holthaus (Anglia VIII Anz. 122) bringt er diesen Vorgang mit dem Abfall des End-*e* in Verbindung: der 'Morenverlust der Folgesilbe' habe zunächst Cirkumflektieruug der vorausgehenden Länge bewirkt, woraus Diphthongierung erwachsen sei. Er knüpft dabei an das von Streitberg für die indogermanische Urzeit gefundene Gesetz an, wonach bei Morenverlust 'eine der Verluststelle ... unmittelbar vorausgehende betonte lange Silbe mit gestofsenem Accent geschleift' wird (Idg. Forsch. III, 313), namentlich aber an die Ausführungen Wredes (Zs. f. d. A. 39, 266 ff.), der die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge mit der Apokope und Synkope des nachtonigen *e,* wie sie ja in vielen deutschen Mundarten eingetreten ist, in Zusammenhang bringt. Wieder ist die von Sarrazin ausgesprochene Theorie auf den ersten Blick ungeheuer bestechend. Aber bei näherer Betrachtung ergeben sich schwere Bedenken, da sich unbestreitbare Thatsachen nicht fügen wollen.

In erster Linie fragt es sich, ob diese Theorie wirklich alle vorhandenen Fälle mit Diphthongen deckt. Diese wären zunächst in zweisilbigen Formen mit *-e* entstanden und dann auch in einsilbige eingedrungen, die mit ihnen ein Formensystem bildeten. Das wäre

ganz begreiflich. Aber wie steht es mit den isolierten einsilbigen Formen *I, aye* (= früh-ne. *I*), *by, my, thy, why, thou, now, how*? Ganz entsprechende Formen sind auch im Deutschen vorhanden (mhd. *bî, ûf* u. s. w.), und Wrede denkt sich ihre Diphthonge in Fällen entstanden, 'wo ihnen innerhalb desselben sprechtaktes wörter mit präfix folgten, dessen vokal im ganzen die schicksale eines endsilbenvokals getheilt hat' (S. 267). Diese Erklärung ist möglich. Ein bair.-österr. *aufgmåχt* geht auf mhd. *ûf gemachet* zurück, und der Sprechtakt *ûfgesteht* phonetisch auf derselben Stufe wie etwa der Dativ *hûse*. Im Englischen haben wir auch, obwohl in geringerer Zahl, entsprechende Vorsilben: ae. *be-* und *ȝe-*. Aber ihr Verhalten in der Folgeentwicklung ist verschieden: ihr Vokal wird nicht wie das nachtonige *-e* synkopiert, sondern bleibt erhalten. Me. *I beleve, I beginne* werden nicht zu ne. *I*blieve, I*b'gin*, auch — meines Wissens — in keinem Dialekt. Die Vorsilbe *ȝe-* ist überdies früh zu *i-* geworden und dann ganz aufser Gebrauch gekommen. Junge, in ihrem Bereich eng umgrenzte Synkopierungen der südenglischen Umgangssprache, wie *I f'get, I b'lieve,* können natürlich für einen Vorgang, der sich vor mindestens vier Jahrhunderten vollzog und durch alle Fälle durchging, nicht in Betracht kommen. Mit dieser Erklärung kommen wir also nicht aus.

Sarrazin hat auch an sie nicht gedacht. Er hält die Diphthongierung in isolierten einsilbigen Wörtern für eine 'Wirkung des Systemzwangs' (S. 84). Aber woher soll dieser bei isolierten, d. h. keinem Formensystem angehörenden Wörtern kommen? 'Wir dürfen aber auch,' fährt er fort, 'an die häufige Anfügung eines unorganischen *e* im Mittelenglischen erinnern: *howe, nowe* etc.'. Ich mufs gestehen, dafs mich diese Wendung überrascht hat. Ich hätte nicht geglaubt, dafs jemand im Ernste daran denken könnte, derartige ganz späte Schreibungen als Beweis für ein wirklich gesprochenes *-e* zu nehmen. Dazu kommt, dafs *I, why, thou* wohl kaum irgendwo mit *-e* belegt sind und diese Schreibung auch bei den anderen Fällen nicht eben häufig ist. Verlieren wir nicht allen festen Boden unter unseren Füfsen, wenn wir solche Thatsachen aus den Augen lassen?

Wie die einsilbigen Wörter widerstreben aber auch manche zweisilbigen der Erklärung Sarrazins, in erster Linie diejenigen, welche auf silbische Liquida oder Nasalis ausgehen, wie *idle, bridle, spider,*

either, iron, ousel, housel, thousand. Wie man sieht, sind das isolierte Fälle, d. h. solche, die nicht mit Formen ohne Liquida oder Nasal im Wechsel stehen. Entsprechende Fälle sind ja auch im Deutschen vorhanden — wie *eitel, lauter, Beutel* —, doch ist mir nicht klar geworden, wie Wrede sie deutet. Er spricht bei der Formulierung seines Gesetzes von Synkope und Apokope des Ableitungs- und Flexions-*e* als Ursache der Diphthongierung. Bei ersterer hat er aber doch nur an Endungen wie *-es, -et* gedacht, die nach dem Schwund des Vokals keine Silbe mehr bilden, nicht an *-el, -en* u. s. w., die zu silbischem *l, n* u. s. w. führen. Das geht aus einer Bemerkung S. 276 hervor. Auch er scheint es also als das Wesentliche zu betrachten, dafs mit dem Schwund des *e* Silbenverlust eintrete: dann aber bleiben Fälle wie die angeführten unerklärt.

Seine Darstellung des phonetischen Vorganges, den er an dem Übergang von mhd. *îse* (Dat.) zu nhd. *eis* analysiert, ist scheinbar geeignet, eine Erklärung zu liefern. Er spricht da (S. 269) vom 'Nebeniktus' der Schlufssilbe, der, wie diese verstummt, in die Stammsilbe vorrücke und zu ihrer Cirkumflektierung führe. Dies könnte zur Annahme verleiten, dafs, wenn der Ausgang *-el* zu silbischem *l* wird, ebenso ein Nebeniktus vorwandere. Das wäre indessen eine Verschiebung der richtigen Vorstellungen infolge eines nicht ganz passenden Ausdrucks. Von einem wirklichen Nebeniktus im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, also von einer Mittelstufe zwischen Hauptiktus und Tonlosigkeit, kann in diesem Falle keine Rede sein. Wrede selbst konstatiert für seinen Ausgangspunkt *ísè* 'gegenüber dem ahd. bereits accentverlust, geringere intensität der flexionssilbe'. Es kann sich vielmehr nur um den Expirationshub handeln, der die zweite Silbe als solche abhebt, und der, wie diese schwindet, in die erste zurückgezogen wird und dort einen zweiten Gipfel bildet. Notwendige Voraussetzung ist aber dabei offenbar wirklicher Silbenverlust, im Sinne des von Wrede (S. 268) angezogenen Sieversschen Satzes, dafs 'häufig Monosyllaba mit Cirkumflex durch Verkürzung von mehrsilbigen Wörtern' entstanden sind, 'deren Dauer, Expirationsbewegung und musikalische Modulation samt und sonders in die eine Silbe zusammengerückt sind' (Phon.[4] § 625). Diese Voraussetzung ist bei den Wörtern mit *-el, -er* u. s. w. nicht vorhanden.

Sarrazin kommt auf diese Fälle nirgends deutlich zu sprechen: es scheint, dafs er sich hier ebenso wie bei seiner Erklärung der Dehnung in offener Silbe bei dem etwas allgemeinen Ausdruck 'Morenverlust' beruhigt. Dafs das nicht statthaft ist, folgt aus dem eben Gesagten. Aufserdem sind hier Umstände zu erwägen, die wir schon bei der Prüfung der anderen Theorie Sarrazins berührt haben (oben S. 88). Viele me. und ne. *-el, -em, -en, -er* gehen auf altenglische Endungen zurück, deren sprachgeschichtliche Grundlage blofs silbisches *l, r, m, n* ist, wie ae. *tácn* aus urgerm. **taiknaz* > **taikn*, got. *taikns*. Die altenglische Schreibung entspricht dem vielfach bei *l* und *m*, demnächst auch bei *n* (Sievers § 140 ff.). Wahrscheinlich war aber in der gesprochenen Sprache der Umfang der silbischen Liquiden und Nasalen noch gröfser als in der Schreibung, worauf auch der metrische Brauch, sie unter Umständen nicht als eigene Silbe zu zählen, hinweist. In einem Worte wie ae. *húsl,* das auch in der Schreibung überwiegend mit einfachem *l* erscheint (Sievers § 140), hat also höchst wahrscheinlich seit der urgermanischen Zeit blofs silbisches *l* gegolten, so dafs im Lauf der Sprachentwicklung überhaupt nichts verloren gegangen ist, und trotzdem ist Diphthongierung eingetreten: ne. *housel.*

Wir haben aber noch deutlichere Belege dafür, dafs Diphthongierung eintrat, wo nicht einmal von Moren-, geschweige denn von Silbenverlust die Rede sein kann. Die (isolierten) Fälle auf *-y, ivy* und *doughty* werden vielleicht diejenigen nicht anerkennen wollen, die mit Kluge langes oder mit Morsbach nebentoniges *-y* ansetzen: dann wäre immerhin eine gewisse Reduktion eingetreten. Für mich, der ich an keines von beiden glauben kann, sind diese Fälle beweisend. Auch *Friday* ist hier anzureihen, denn der ursprüngliche Nebenton auf der Schlufssilbe wird wohl bald geschwunden sein. Völlig einwandfrei sind dagegen romanische Wörter wie *giant, tyrant, lion, diet, riot, vital, diadem, violet, bounty,* die alle mindestens seit dem 14. Jahrhundert dem englischen Sprachschatz angehören, so dafs ihr ursprüngliches *ī, ū* jedenfalls den phonetischen Vorgang der Diphthongierung mitgemacht hat, nicht etwa durch die übliche Umwertung des Schriftbildes zu der heutigen Lautung gekommen ist. Hier nun enthält die nachtonige Silbe noch heute den Vokal, der ihr etymologisch zukommt. Seine Reduktion zu *ə* kann man doch gewifs nicht als Morenverlust bezeichnen. Dafs aber auch nicht der

Schwund des mittelenglischen Nebentons auf der im Französischen betonten Schlufssilbe (*giánt*) für die Diphthongierung von Belang war, lehren dreisilbige Formen wie *violent,* wo auf die heutige Tonsilbe eine von jeher unbetonte folgt und jener Nebenton noch erhalten ist.

Diesen Fällen sind solche wie *silence, prowess, outrage* anzuschliefsen, da in dreisilbigen Formen der Schwund des *-e* vor dem allgemeinen Abfall desselben eintrat (ten Brink, Chaucer-Gramm. § 257) und man aufserdem doch schwerlich annehmen wollen wird, dafs er über eine Zwischensilbe hinweg Diphthongierung bewirkt hätte.

Somit ist Sarrazins Theorie keineswegs im stande, alle Fälle der Diphthongierung anstandslos zu erklären. Indessen, dies würde nicht einmal genügen, um sie annehmbar zu machen. Es kommen bei ihr noch weitere Gesichtspunkte in Betracht. Wrede hat sich sehr ausführlich um den Nachweis bemüht, dafs 1) die geographische Verbreitung der Apokope des *e* und der Diphthongierung sich im wesentlichen decken, und 2) dafs jene überall dieser vorangegangen ist. Letzteres war nicht für alle Gebiete strenge zu beweisen, aber wenigstens ergiebt nach Wrede das jetzt vorliegende Material nirgends einen Hinweis auf das Gegenteil. Wenn Sarrazin die Theorie Wredes auf das Englische übertrug, so stand zu erwarten, dafs er auch seine Beweisführung übernehme. Das hat er unterlassen. Wir wollen nun sehen, wie es mit jenen Dingen steht.

Das chronologische Verhältnis zwischen der Diphthongierung und dem Abfall des *-e* ist bei unseren jetzigen Kenntnissen kaum mit Sicherheit zu bestimmen. Sarrazin selbst hat, wie nach ihm andere, vereinzelte spät-mittelenglische Schreibungen, wie *feyre* für *fire,* als Spuren der bereits eingetretenen Diphthongierung gefafst (Litbl. f. germ. u. rom. Phil. V, 271) und setzt diesen Vorgang auch Archiv CI, 82 noch in die mittelenglische Zeit. Ob jene Deutung richtig ist, wage ich nach den Bemerkungen Bülbrings QF. LXIII, 70 doch noch nicht als ausgemacht zu betrachten. Aber aus anderen und allgemeinen Gründen (Anglia XIV, 285) möchte ich die Anfänge der Diphthongierung auch etwa in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts setzen. Um diese Zeit scheint aber im Süden das End-*e* noch zumeist erhalten gewesen zu sein; jedenfalls war es noch nicht

völlig verstummt, was doch nach Sarrazins Theorie zu erwarten wäre. Auf diese Schwierigkeit hat bereits Wrede (S. 288 Anm.) hingewiesen und es direkt ausgesprochen, dafs die neuenglische Diphthongierung nicht in den Rahmen seiner Erklärung hineinpafst. Um so mehr wundert es mich, dafs Sarrazin auf diesen Punkt nicht eingeht. Überdies ergiebt sich noch eines. Wenn, wie er meint, sowohl die Dehnung in offener Silbe als die Diphthongierung aus derselben Ursache stammen, so müssen beide Vorgänge annähernd gleichzeitig eingetreten sein. In der That behauptet er dies für das Niederländische, Deutsche und Englische (S. 84). Das entspricht aber doch keineswegs dem, was wir mit leidlicher Sicherheit feststellen können. Denn wenn auch die Anfänge der Diphthongierung in die mittelenglische Zeit fallen, so haben wir doch nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, sie schon in das 13. Jahrhundert zu verlegen, wohl aber Umstände, die gegen ein so starkes Hinaufrücken sprechen. Es wäre dann z. B. unverständlich, dafs es im 16. Jahrhundert Leute gab, die ū, ī noch wesentlich als *u*- und *i*-Laute sprachen, die Palsgrave und Bullokar dem französischen *ou* und *i* oder auch dem heimischen ŭ zur Seite stellen (Anglia XIV, 280 ff.).

Wie steht es nun mit den geographischen Verhältnissen? Wrede hat dargethan, dafs in den alten deutschen Stammlanden das Gebiet der Apokope und das der Diphthongierung im wesentlichen zusammenfallen. Für einzelne Landstriche, die ein anderes Verhältnis zeigen, bietet er Sondererklärungen. Im Englischen liegt die Sache einfacher: der Abfall des *-e* ist auf dem gesamten Sprachgebiet ausnahmslos durchgeführt. Somit müfste doch auch die Diphthongierung durchgeführt erscheinen. Das ist aber keineswegs der Fall: in Schottland und fast ganz Nordengland (nach Ellis' Einteilung EEP. V), also ungefähr einem Drittel des Sprachgebietes, ist zwar me. ī diphthongiert, aber ū bis auf den heutigen Tag durchgängig erhalten. Dabei handelt es sich nicht etwa blofs um Landstriche, die erst in der früh-mittelenglischen Zeit anglisiert wurden, wie gewisse Teile Schottlands, sondern zumeist um alte 'Stammlande' im Sinne Wredes. Eine solche Thatsache ist doch unmöglich mit der Theorie Sarrazins zu vereinigen: wenn wirklich die Diphthongierung nur die Folge der Apokope des End-*e* ist, so müfste sie ebenso allgemein und durchgreifend sein wie diese, sie könnte unmöglich auf einem so grofsen

Gebiet in sämtlichen Fällen von me. *ū* durch irgend einen sekundären Faktor gehemmt worden sein, während sie das *ī* hier ebenso ergriff wie sonst überall. Man darf natürlich nicht darauf verweisen, daſs in manchen südlichen Grenzbezirken dieses Gebietes kein reines *ū*, sondern ein aus zwei *u*-Varietäten bestehender Diphthong gilt, oder etwa daſs in Südschottland das *ū* im Auslaut diphthongiert ist. Das sind klärlich jüngere Entwicklungen, die der alten und durchgängigen Diphthongierung des me. *ī* nicht zur Seite zu stellen sind: dies wird dadurch bewiesen, daſs ihnen fast immer (namentlich deutlich in Südschottland) die genau entsprechende Modifizierung des ne. [*ī*] aus me. *ę̄* gegenübersteht.

Die Theorie Sarrazins ist also nicht im stande, den Thatsachenbestand zu erklären. Gegen sie spricht 1) die Diphthongierung in isolierten einsilbigen Wörtern wie *I, thou*; 2) die Diphthongierung in zweisilbigen Wörtern, deren nachtonige Silben noch heute erhalten sind, sei es daſs sie aus silbischer Liquida oder Nasal bestehen (*idle, housel*), sei es daſs sie noch wirklichen Vokal enthalten (*giant, bounty*); 3) das chronologische Verhältnis zwischen Diphthongierung und Abfall des End-*e*; 4) die Bewahrung des me. *ū* auf nordhumbrischem Boden.

Wenn wir uns bemühen, von den Thatsachen ausgehend und ihren Hinweisen folgend zu einer Erklärung vorzudringen, so ergiebt sich vielmehr zuvörderst, daſs die Diphthongierung, wo sie überhaupt eintritt, ein allgemeiner, kein kombinatorischer Lautwandel ist. Weiter führt die Beobachtung, daſs sich das Gebiet der eben erwähnten Bewahrung des me. *ū* mit demjenigen deckt, auf welchem me. *ǭ* nicht zu ne. [*ū*], sondern zu spät-me., früh-ne. [*ǖ*] vorrückt, das heute in verschiedene Spielarten (*ü, ö, iu, iə* etc.) gespalten ist. Wie Wrede aus der Übereinstimmung der Gebiete der *e*-Apokope und der Diphthongierung geschlossen hat, daſs beide Erscheinungen in Zusammenhang stehen müssen, so dürfen wir hier die entsprechende Folgerung ziehen. Das habe ich bereits in meinen 'Untersuchungen' (§ 142) gethan und weitere Schlüsse angereiht. Aus den chronologischen Verhältnissen ergiebt sich, daſs wir formulieren dürfen: me. *ū* wird nur dort diphthongiert, wo me. *ǭ* zu ne. [*ū*] vorrückt. Dann ist aber eine weitere Folgerung unvermeidlich: me. *ū* wird diphthongiert, w e i l me. *ǭ* zu [*ū*] vorrückt. Ist dem so, so wird niemand zweifeln, daſs die Diphthongierung

des me. *ī* im selben Verhältnis zum Vorrücken des me. *ẹ̄* zu ne. [*i*] steht, obwohl wir kein direktes Anzeichen dafür haben: beide Vorgänge sind ja gemein-englisch. Wie wir uns den Kausalzusammenhang zwischen zwei nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise 'spontanen' Lautwandlungen vorzustellen haben, ist von mir § 604 ff. ausgeführt worden.

Ich mufs also Sarrazins Theorie ablehnen und an meiner früheren Auffassung festhalten.

II.

Da ich beim Worte bin, will ich einen Einwand berühren, der gegen eine eben wieder von mir gebrauchte Bezeichnung erhoben worden ist. Ich habe, wie in meinen 'Untersuchungen' (§ 27), die Diphthongierung des *ī* als einen gemein-englischen Vorgang hingestellt, obwohl einige Fälle von anscheinender Bewahrung des *ī*-Lautes in südwestlichen Dialekten vorkommen. Morsbach will das nicht gelten lassen (Archiv C, 285): der Monophthong *ī* habe gewifs hier früher gröfsere Verbreitung gehabt und sei durch den Diphthong der Nachbardialekte immer mehr verdrängt worden, so dafs jetzt, abgesehen von West-Somerset, nur noch geringe Reste vorhanden seien. Der Erhaltung des *ū* im Norden stehe also eine Erhaltung des *ī* im Süden gegenüber.

Ich mufs nun zunächst feststellen, dafs infolge des bereits an anderem Orte (oben S. 75) berührten Versehens Morsbach die hiehergehörigen Fälle aus West-Somerset für bedeutend zahlreicher hält, als sie wirklich sind: aufser dem auch der Schriftsprache nicht unbekannten *oblige* (worüber Anglia XVI, 506) erscheinen nur *shine* und *stifle* mit der Lautung [*ī*]. Einige Fälle mit der Lautung [*ẹ̄*] (Unters. § 28) beweisen nicht gegen die Diphthongierung: sie könnten ja auch aus der ersten Stufe des Diphthongs für me. *ī*, dem früh-ne. [*ei*] entstanden sein. Im übrigen ist zu betonen, dafs die bis jetzt gesammelten Fälle entweder nur unsicher bezeugt sind (was man namentlich von den Belegen in den alten Dramatikern wird sagen dürfen) oder durch ihre Spärlichkeit und Vereinzelung auffallen — und dies gilt von allen modern-dialektischen Fällen. Es giebt doch zu denken, dafs nirgends auch nur die Mehrzahl, geschweige denn alle *ī* undiphthongiert erscheinen, sondern immer nur ganz wenige,

die sich überdies zumeist in besonderer Stellung befinden. Dieser Umstand legt doch die Annahme nahe, daſs hier unter speciellen Bedingungen die sonst allgemeine Diphthongierung verhindert wurde. Auch in der Schriftsprache ist vor gewissen Konsonanten me. ī lautgesetzlich nicht diphthongiert worden (vor *dž* und *tš*, vgl. Anglia XVI, 506). Wird man deswegen zögern, von einem allgemeinen Diphthongierungsgesetz zu sprechen? Besonders deutlich liegt ja die Sache bei *bright, fright, wright* u. dgl.: hier kann die Spirans sehr wohl erst nach dem Eintritt der Diphthongierung geschwunden sein, so daſs das aus *-iχ-* entstehende ī unversehrt blieb. Die erwähnten Fälle aus West-Somerset scheinen auf den ersten Blick ganz sicher zu sein. Wenn wir aber gewahr werden, daſs *shin, chin, tin, thin* u. s. w. auch [ī] aufweisen (Elworthy S. 47), so ergiebt sich für das in *shine* noch eine andere Möglichkeit: daſs me. ĭ, etwa aus dem Participium übertragen, zu Grunde liegt. Ähnlich stellt sich dem [i] in *stifle* ein solches in *littlę* zur Seite: hier ist me. ĭ als Grundlage noch einleuchtender. Die übrigen Fälle sind bereits Unters. a. a. O. besprochen worden. Eine endgültige Erklärung für so ganz abseits stehende Einzelheiten ist aber vorläufig unmöglich, solange nicht von den betreffenden Dialekten eine ausführliche Lautlehre vorliegt.

Sehr anschaulich ist ein Gegenstück: die Sachlage in der westsächsischen Kolonie Wexford in Irland. Trotz der spärlichen Überlieferung tritt uns fast durchgehends [ī] entgegen: von den neun Belegen für sicheres me. ī zeigen acht Monophthong (*side, thrive, time, piper, iron, five, line, wise*) und nur einer (*my*) Diphthong (Ellis V, 31). Hier ist offenbar Bewahrung des ī die Regel und der Diphthong einer Störung zuzuschreiben, wie denn auch sonst dieser Dialekt ein altertümliches Gepräge aufweist (vgl. Untersuchungen § 208).

Man darf mir nicht entgegenhalten, daſs ich den auch nicht sehr zahlreichen modern-dialektischen Belegen für me. ǭ, ę̄ aus ae. ŭ-, ĭ- so groſse Bedeutung beimesse. Diese lassen nicht, an sich betrachtet, konsonantische Einflüsse verraten, und sie erhalten von anderer Seite her Bestätigung. Bei den scheinbaren Bewahrungen des me. ī ist der Sachverhalt wesentlich verschieden: er weist darauf hin, daſs Einzelerklärungen einzutreten haben. Auch die Diphthongierung des ū unterbleibt im Süden unter gewissen Bedingungen

(oben S. 58 ff.). Niemand wundert sich darüber, weil wir infolge des reicheren Materials diese Bedingungen bereits aufgedeckt haben und niemandem wird es beikommen, diese Fälle mit der allgemeinen Erhaltung des ū im Norden als etwas Wesensgleiches auf eine Linie zu stellen. Mit den so viel spärlicheren Belegen für anscheinend bewahrtes ī werden wir dies um so weniger thun dürfen.

Graz. Karl Luick.

Über die Quelle von J. Fletchers 'Island Princess'.

Über die Quelle dieses Stückes sind verschiedene Behauptungen aufgestellt worden. Weber, der Herausgeber einer bändereichen Ausgabe der Werke F. Beaumonts und J. Fletchers (Edinb. 1812), sagt in seiner Einleitung S. LI: 'There is a Spanish play upon the same subject by Melchior Fernandez de Leon, entitled »*La Conquista de las Maluc(c)as*«. Some part of the plot, which is taken from history, is similar to that of the *Island Princess*, but there the resemblance ceases.' Diese Angabe läſst unklar, ob das spanische Stück als die Quelle zu betrachten sei oder nicht. Sie wurde wiederholt von Ward (*A Hist. of Engl. Dram. Literature* etc., 1875, II, 201 ff.) und von Fleay (*A Biogr. Chronicle of the Engl. Drama,* London 1891, I, 215).[1] Der erstere scheint fast das spanische Drama als Vorlage des englischen anzusehen; denn er fügt hinzu: 'To some extent Spanish in origin, the play (*Island Princess*) is also thoroughly Spanish in sentiment.' Das wäre aber vollkommen unrichtig. *The Island Princess* wurde bereits 1621/22 aufgeführt, und Fernandez de Leon ist erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, sein Stück erst 1679 (im 46. Bande der Comedias nuevas escogidas) gedruckt. Eine zweite Behauptung stellte Dyce auf:[2] 'This play is founded on a tale, of which I find a French translation among

[1] Beide sprechen von 'L. C. de las Moluccas by Melchior de Leon'. Es muſs natürlich 'Malucas' und 'Melchor' heiſsen.

[2] In seinen Addenda and Corrigenda der Ausgabe von Beaumont and Fletcher's Works I, p. C ff.

the Nouvelles de Cervantes ed. 1731 »Histoire de Ruis Dias Espagnol et de Quixaire, Princesse des Moluques«. Emil Koeppel hat diese Ansicht adoptiert und dahin ergänzt,[1] dafs Fletcher zur Vorlage diese französische Erzählung selbst gehabt habe, die schon in der 1614/15 erschienenen französischen Übersetzung der Novellen des Cervantes, besorgt halb von Fr. Rosset, halb von D'Audiguier, sich als Anhang findet unter dem Titel *Histoire Mémorable de Dias Espagnol et de Quixaire Princesse des Moluques. Tirée des Mémoires des Indes & composée par le Sieur de Bellan.* Koeppel meint dabei: 'Da sich auch in der Erzählung selbst nirgends ein Verweis auf eine spanische Vorlage findet, so müssen wir die Novelle doch wohl als eine selbständige Kompilation des Franzosen betrachten.'

Koeppels beide Behauptungen sind unrichtig. Fletcher hat weder die französische Erzählung benutzt,[2] noch ist diese eine 'selbständige Kompilation', d. h. — denn Koeppels Ausdruck ist, falls nicht ein lapsus calami 'Kompilation' für 'Komposition' vorliegt, unklar — es ist nicht viel Selbständiges daran.

Dafs Fletcher nicht die Erzählung des de Bellan vor sich hatte, war schon an der in Drama und Novelle wesentlich verschiedenen Form mehrerer Namen ersichtlich. Aber auch sonst wies der Inhalt des englischen Stückes auf manches hin, was in der französischen Erzählung fehlte und die Annahme einer anderen, und zwar spanischen oder portugiesischen Vorlage zur Notwendigkeit machte. So z. B. die bei dem Franzosen nicht vorkommenden richtig gebildeten spanischen Namen und anderes, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

Dafs de Bellan aber nichts Selbständiges bot, war nicht nur aus seinem eigenen Geständnis, sondern auch aus den Einzelheiten und dem ganzen Ton seiner Erzählung zu schliefsen. Schon die Bezeichnung der *Island Princess Quixaire* als '*Infante*' deutete auf eine spanische Quelle hin. Und diese bin

[1] Quellen-Studien etc. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philol. Heft 11) S. 98 ff.

[2] Schon in meiner Besprechung der Koeppelschen Quellen-Studien (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte XII, S. 250) hatte ich die Richtigkeit der Behauptung, dafs de Bellan die Vorlage Fletchers sei, angezweifelt.

ich in der Lage anzugeben. Es ist ein durchaus nicht unbekanntes, wenn auch ziemlich seltenes Werk,[1] nämlich

CONQVISTA | DE LAS ISLAS MALVCAS | AL REY FELIPE III. N.° S.or | Eſcrita por el Licen.do Bartolome | Leonardo de Argenſola[2] capellan | de la Mageſtad de la Emperatriz | y Retor de Villahermoſa.

Titelbordüre: ein Portal mit Säulen. Titelvignette: oben links ein schräg liegendes Wappen mit Krone, von der Sonne be-

---

[1] Meine Arbeit war längst abgeschlossen, als ich bemerkte, daſs sich in der modernen *Biblioteca de Escritores Aragoneses* ein Neudruck des selten gewordenen Buches befindet (Seccion literaria tomo VI, Zaragoza 1891, CLXIII u. 407 S. 8), mit einer fesselnden biographisch-litterarischen Einleitung aus der eleganten Feder Miguel Mirs. Wie bei allen diesen spanischen Neudrucken ist die Orthographie modernisiert. Ich behielt bei den weiter unten folgenden Auszügen den Text der alten Ausgabe bei.

[2] Der Doktor Bartolomé Leonardo de Argenſola wurde geboren 1562 (getauft 26. August) zu Barbastro (Aragonien). Sein Vater Juan Leonardo, Sekretär Kaiser Maximilians II., entsproſste einer italienischen Familie, seine Mutter Aldonza Tudela gehörte dem alten katalonischen Geschlechte der Argensola an. Er besuchte gleich seinem drei Jahre älteren Bruder Lupercio die Universität Huesca, wurde, 22 Jahre alt, Priester und später Rektor zu Villahermosa. In der Zeit von etwa 1601 bis 1610 lebte er in Madrid, bis 1603 als Kaplan der Kaiserin Maria, Witwe Maximilians II. Im Jahre 1610 begleiteten er und sein Bruder Lupercio den Vizekönig Grafen von Lemos auf seinen Posten nach Neapel, wo Bartolomé 1613 den Schmerz hatte, seinen Bruder durch den Tod zu verlieren. Er wurde 1615 Chronist von Aragonien und im gleichen Jahre Kanonikus zu Zaragoza, kehrte 1616 heim und verlebte von da an seine Tage in Zaragoza, wo er am 4. Februar 1631 starb.

In einer Zeit, wo die Geschmacklosigkeiten des Kultismus die Poesie zu verderben begannen, zeichnete sich Bartolomé, gleich seinem Bruder Lupercio, als Lyriker durch Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung aus. Auch als Satiriker und Didaktiker wird er geschätzt. Auſserdem zählt er zu den besten Prosaisten jener Tage. Der Einfluſs des klassischen Altertums und der besten Vorbilder Italiens ist in allen seinen Schriften unverkennbar.

Unter seinen Prosaschriften verdienen seine Fortsetzung der *Anales de Aragon* von G. Zurita (1630) und die *Conquista de las Islas Malucas* besondere Erwähnung. Was das letztere Buch betrifft, so entspricht es freilich den wissenschaftlichen Anforderungen nicht, die wir heute an ein historisches Werk stellen, aber es ist ein äuſserst anmutiges Buch, das den Gegenstand mit Begeisterung behandelt und durch die Anschaulich-

strahlt, daneben das Wort *simvl*; darunter eine tropische Landschaft, im Vordergrunde eine Indierin, auf einem Alligator reitend, in der Rechten einen Blumenkorb, die Linke am Schwerte; unten das Wort *Malvca.* Unterhalb dieser Vignette eine zweite kleinere: ein kauernder Löwe, darüber das Wort *Livori.* Ort und Datum fehlen dem mir vorliegenden Exemplare der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (H. As. 10, 2⁰), offenbar vom Messer des Buchbinders beseitigt (ein zweites Exemplar der gleichen Bibliothek hat überhaupt kein Titelblatt), nach dem Katalog Salvá No. 3349 ist aber Madrid Alonso Martin año del 1609 zu ergänzen. — Die Licencias sind vom 30. Dezbr. 1608 bezw. 14. Jänner 1609, die Tassa vom 7. Mai 1609 datiert. Dedikationsschreiben an den König und eine Vorrede von Lupercio, dem Bruder des Verfassers. VI Bl. (ungezählt) praelim. und 407 S. Text.

Die ersten vier einleitenden Seiten de Bellans sind ein kurzes Resumé der Einleitung des Spaniers (S. 2—3, 8—9, hierzu noch S. 87). Von der fünften Seite an folgt der Franzose der spanischen Vorlage (S. 147—154), anfangs kurz excerpierend, dann

keit der Darstellung vom Anfang bis zum Ende fesselt. Ticknor III (1849) S. 155 urteilt folgendermafsen darüber: 'It is one of the most pleasing of the minor Spanish histories; full of the traditions found among the natives by the Portuguese when they first landed, and of the wild adventures that followed when they had taken possession of the islands. Parts of it are, indeed, inconsistent with the nature of the civilization they found there ...; while other parts, like some of its love-stories, are romantic enough to be suspected of invention, even if they are true. But, in general, the work is written in an agreeable poetical style etc.' — Miguel Mir (prol. 103) schreibt darüber: 'La historia escrita por la pluma áurea de B. Leonardo, embellecida con las galas de su imaginación y realzada con las gracias imponderables de su estilo, agradará siempre al discreto lector, y le producira uno de los deleites más puros .. y apacibles etc.' — Eine französische Übersetzung der *Conquista* (Amst. 1706) und eine deutsche (Frankf. u. Lpz. 1710) beweisen, dafs das Buch auch im Auslande geschätzt wurde. — Wegen weiterer Nachrichten über den Dichter vgl.: Sedano, *Parnaso esp.* (1768—78) Bd. III, S. XV ff.; J. A. Pellicer y Saforcado, Ensayo de una Bibl. etc., 1778, S. 83—142; Uztarroz y Dormer, Progresos de la Hist. en el Reyno de Aragon, 1680, S. 288; Ticknor II¹, S. 537 ff.; Latassa, *Bibliot. de Escritores Arag.* (Bd. II, S. 143 ff.); M. Mir in der oben citierten Einleitung, u. a.

sich enger anschliefsend, oft fast wörtlich übersetzend, bisweilen aber auch in Einzelheiten abweichend. Die französische Darstellung unterscheidet sich von der spanischen hauptsächlich dadurch, dafs sie hin und wieder viel breiter wird, sich in Schilderungen ergeht und den Personen lange Reden in den Mund legt, die wohl am Hofe Marias von Medici, aber nicht im Palast einer Molukkenfürstin angebracht waren. De Bellan gefällt sich in Bildern und Vergleichen im kultistischen Geschmacke. Zu vergleichenden Proben zwischen Original und Nachbildung wird sich weiter unten Gelegenheit bieten.

Das Werk des Leonardo de Argensola dürfte wohl auch die Vorlage Fletchers sein. Zwar stimmen auch darin nicht alle Namen mit denen Fletchers überein, aber die Abweichungen sind geringer und lassen sich eher begreifen. Ich stelle die in Frage kommenden Namen bei den drei Autoren hier vergleichsweise zusammen:

L. de Argensola	*Fletcher*	*De Bellan*
Bacham	Bakam	Bacchant
Sian	Syana	Siam
Ruy Diaz	Ruy Dias	Ruis Dias
Piñeyro	Piniero	Peneyre
Quifa(y)ra	Quifara	Quixaire
Quichana	Quisana	Quixane.

Fletcher mochte aus Gründen des Wohlklangs Quisayra in Quisara, Quichana in Quisana, Piñeyro in Piniero verwandeln. Auf diese einfachen Formen hätten ihn aber Quixaire, Quixane und Peneyre nie geführt. Was aber die Inselnamen Bakam und Syana anbelangt, so waren sie Fletcher wahrscheinlich von anderer Seite her schon geläufig. Die Rolle, welche die Engländer auf den Gewürzinseln spielten, war seit den Tagen Francis Drakes keine unbedeutende. Fletcher schreibt auch die dritte Insel, abweichend von L. de Argensola sowohl als de Bellan, *Ternata* statt *Ternate*.

Um besser über das Verhältnis zwischen Fletcher und dieser Vorlage sprechen zu können, empfiehlt es sich, die betreffenden Stellen in der *Conqvista de las Malucas* hier mit Kürzungen wiederzugeben. Das Werk des Argensola gehört ja, wie bereits erwähnt, zu jenen Büchern, denen man wenigstens in Deutschland nicht häufig begegnet.

Conquista de las Islas Malucas.

Libro Quarto, S. 147.[1]

Llamose el nueuo Rey Cachil Sultan Xait Dini Baraca Xa (am Rande heifst es 'Sultan Zayde Rey de Ternate' etc.) ... Luego combido con la paz à sus vezinos. Con esta seguridad, y con la que su conciencia le prometia, le visitó el Rey de Tydore Cachil Gaua. Fue recebido en vna de las mayores plaças de Ternate con regozijo publico ... Acabadas las cortesias quando el Tydore estaua mas descuydado: oyendo los soldados Ternates dela guarda, la seña que su Rey les tenia dada ... sin conceder lugar al huesped para dar bozes, arremetieron a el y le hizieron pedaços. ... luego fue alçado por Rey vn hermano del muerto. ... Viuio pocos años, y en ellos crecio Cachil Mole[2] que era niño quando mataron à su padre, y crecio en el la vengança de la injuria. No apartaua della los desseos, ni las platicas, hasta que llegò a ponerlas en execucion. Entre tanto el nueuo Rey de Tydore, con ayuda de los Españoles de sus fortalezas, se apercibiò para defender y acometer. ... El de Ternate velaua sobre su enemigo natural. No difirio el lograr la ocasion, ni la remitio à otras manos. Embarcose con la gente que pudieron lleuar nueue carcoas y saliendo al passo enuistio con el. ... y aunque el de Tydore peleó animosamente, fue preso, y los suyos muertos ò mal heridos. ... [S. 149] No quiso fiar la persona del Rey preso de fortaleza alguna, y conuirtio en carcel vna casa fuerte, poniendole guarda de Isleños Xilolos bien armados. Daua vnas vezes muestras de rigor, otras de benignidad: pero todos sabiendo su inclinacion, esperauan el vltimo dia del Rey captiuo. Aunque tambien creìan, que por respeto de su hermana la Infanta de Tydòre templaria su vengança. ... Mas lo que no pudieron las armas [S. 150] ni las inteligencias del trato, acabo la osadia de vn animo amante.

La Infanta Quisayra hermana del Rey Gapabaguna[2] (que

[1] Die oben citierte moderne Ausgabe stimmt in den Seitenzahlen beinahe mit der alten Ausgabe überein.

[2] De Bellan hat, das spanische Original zu flüchtig lesend, Mole zum Helden der nachstehenden Ereignisse gemacht. Der Anfang des nächstfolgenden Absatzes beweist aber, daſs der gefangene König Moles Onkel Gapabaguna war.

anſi ſe llamaua el preſo) oſò eſperar en ſu hermoſura[1] (tanto ſe eſtimaua) el buen ſuceſſo, el qual entonces para todos importaua,

[1] De Bellan ergeht sich hier in einer langen Betrachtung ihrer Schönheit, dann fährt er — ich gebe es als Probe seines Verhältnisses zu Argensola hier an — fort: 'Aussi eſtoit elle le deſir de tous les Roys ſes voiſins. Celuy de Bacchant: celuy de Siam & meſmes Zaide, le cruel ennemy de ſa maison, en eſtoit ſi ardemment eſpris, qu'ils auroient fort volontiers changé leurs couronnes pour eſtre aduouez les Esclaves de ceſte Beauté ſans pareille. Ceux que la fortune auoit faict naiſtre inferieurs à ces Roys, s'ils auoient la hardieſſe d'eſleuer leurs deſirs iusques a ceſte Diuinité, il falloit eſtouffer dans leur cœurs l'audace de ceſte paſſion. ... L'Infante penetroit facilement dans les cœurs de tous ses amants. Et bien que pas vn de tous ceux-là ne touchaſt le sien: Neantmoins pour la gloire de commander à tout le monde, elle ſçauoit fort accordement les entretenir de ces eſperances, qui n'obligent à rien celle qui les donne, & animent extremement ceux à qui la paſſion les faict tenir plus cheres que leur propre vie.'

De Bellan erzählt — seine Erfindung — im Anschluſs hieran, wie Quixaire den Ruis Dias gelegentlich einer glänzenden Parade der portugiesischen Besatzung kennen und lieben gelernt habe. Dann fährt er fort: 'Le lendemain elle fait semblant d'aller viſiter vne ſienne Tante appellee Quixane chez qui Dias eſtoit logé. Elle faict ſa partie ſi à propos qu'elle le treuue ſeul auec ſa tante Tante & luy ayant donné moyen de reprendre le diſcours de son affection, elle le reçoit à ſon ſeruice, luy promet de quitter ſa Religion etc.' Nun kommt die Nachricht von der Gefangennahme des Königs, was de Bellan folgendermaſsen ausdrückt: 'Tandis que nos amants beuuoient à longs traicts le doux Nectar des amoureuſes delices, la Renommée paſſant la viſtesse de tous les vents qui regnent ſur l'Ocean, auec toutes ſes langues & ſes voix, vint eſpandre dans Tidore la funeſte nouuelle de la priſon de Mole.' Die Prinzessin ist auſser sich: 'Si bien que ceſt accident ſi contraire à ſes eſperances, faict qu'elle s'abandonne tellement à ſa douleur, que ſes deux yeux verſans ſans ceſſe vne mer de larmes, ſes belles mains font d'vne autre part vne mortelle guerre à l'or de ſes cheueux.' Ruis Dias läſst sich bei Quixaire melden, um ihr seine Hilfe anzubieten: 'Elle n'estoit pas ſi reſioüye de ceſte veuë, que les traces de ſes larmes ne paruſſent encor ſur ſon ſein & ſur ſon viſage. Mais comme le Soleil paroiſt beaucoup plus beau apres vne longue pluye: Ainsi ſes yeux commençans à ſe raſſerener ſembloient auoir ſi fort accreu leur beauté, que Dias demeura long temps auant de pouuoir prononcer ſa harangue.' Es folgt diese 'harangue', dann Quixaires Antwort, endlich Quixaires Bekanntmachung, denjenigen zu heiraten, der ihren Bruder befreie. Die verschiedenen Fürsten schicken nun ihre Gesandten an Quixaire, um hochtrabende Ansprachen zu halten. Auch die Gesandten des Königs von Ternate erscheinen, um in Austausch gegen

por muchas caufas. Eftaua cierta de que era amada del Rey de Bacham, del de Sian, moço y valerofo, y del de Ternate fu enemigo, y de otros principales Sangajes de fu Reyno, deudos fuyos: todos los quales en competencia publica la venerauan. Sabia ella dieftramente fuftentarlos à todos con aquellas efperanças que no obligan à quien las da, y animan à quien las eftima. Publicò que no fe auia de cafar fino con el que pufieffe en libertad al Rey fu hermano: y fe lo truxeffe viuo ó muerto. Efto fegundo pertenecia à fus intentos. A todos fus apafsionados mouio la promeffa. Aunque era cierto que el auerfe nombrado ella a fi mifma por premio de la empreffa, nacio de la aficion que tenia a Ruy Diaz de Acuña, cauallero Portugues, capitan mayor en la fuerça de Tydore. Creyo que el intentaria la libertad del Rey: y que del fuceffo naciera jufticia para cafar con el, aunque muchos fofpechauan, que ya concurrian igualmente deffeo y obligacion: porque fe creyo que eftauan ambos amantes de acuerdo. Sabiafe que en cafa de Quichana, gran feñora y tia de Quifayra, adonde Ruy Dias acudia, fe auian hablado muchas vezes: y que con fu intervencion paffò el trato a prometer la Infanta que recebiria la ley de los Christianos para cafar con el. No por efto fe defanimauan los competidores: y el Ternate a la boz defta efperança, le ofrecio libre al hermano. Pero no fue efcuchado, porque Quifayra aborrecia el verfe obligada del, tanto como deffeaua quedarlo à Ruy Diaz. Efte poderofo afecto los animos barbaros haze futiles. Deste desden refultò el doblar las prifsiones al Rey de Tydore, y humillar fu perfona con vna pefada cadena, y eftar mas atento que antes à la cuftodia del prefo. Cachil Salama[1] vafallo fuyo y deudo propinco, de esfuerço bien prouado en las guerras ordinarias, amaua a Quifayra fobre todos: y escuchaua los rumores del como fe difponian à darle fatisfacion. Y con recato

---

Quixaires Hand die Freiheit ihres Bruders anzubieten. Sie werden, wie bei Argensola, entrüstet zurückgewiesen. Als Zaide dies vernimmt, 'il couurit tout de chaifnes le pauure Mole. Et luy faifant porter la penitence du refus de fa fœur, l'enferma dans vne eftroicte prifon auec tant de gardes que fa deliurance fembloit tout a faict impoffible.'

[1] Als Beweis für die Flüchtigkeit, mit der de Bellan seine Quelle benutzte, sei erwähnt, dafs er 'Cuchiz Salama' schreibt.

y verdadero ſilencio (que no fue poco para el que ama, poder [S. 151] callar ſin afectacion[1]) para deſmentir las opiniones, vna noche armò vn baroto (anſi llaman à ciertos barquillos) poniendo en el por compañeros cinco soldados Tydores, de confiança. Atraueſſo por Sotouento el eſtrecho, y ſurgio en Ternate. Quedò el baroto eſcondido y apercebido en la orilla: y entre tanto Cachil Salama, en la ciudad, mezclado en la turba de negociantes, se fue a la mayor poblacion, que llaman Limathao. Y en el barrio, que le pareciò mas a ſu propoſito, puſo fuego à vna caſa. Esforçandoſe las llamas, que prendieron en el techo, amenazauan mayor incendio. Hecho eſte daño, mientras la gente acudia, y con agua, y con otras defenſas, lo procuraua atajar, boluio el Cachil a ſu baroto por dentro del arrecife que tiene la iſla, y fueſſe a la otra parte del fuerte, donde començò a tocar al arma, para causar mayor turbacion. Luego boluio à la tierra, ſolo con ſu Campilan, dando orden a tres de los ſuyos que le ſiguieſſen algo deſuiados. Hallo la priſion del Rey caſi deſamparada por auer acudido las guardas al ſocorro del edificio que ſe quemaua. Entró en ella oſadamente, quebrantando puertas y cerrojos, haſta el apoſento del preſo: el qual creyendo à penas lo que vehia, le preguntò admirado,[2] que como auia llegado alli? y ſi eſtaua perdida la fuerça de Tydore? El Cachil le reſpondio, que abreuiaſſe, y ſe ſalieſſe con el, que deſpues ſabria lo que le preguntaua: porque ſi lo rehuſaua, le cortaria la cabeza. Y aſiendo del otro

---

[1] De Bellan fast wörtlich: 'ce ne fuſt pas vne des moindres preuues de la grandeur de ſa paſſion, de pouuoir cacher vn feu qui ſe trahit par ſa propre flamme.' Auch das Folgende ist vom Franzosen fast wörtlich benutzt, z. B.: 'Tout le monde accourt pour repouſſer la violence du feu. Salama les voyant embaraſſez dans ces flammes, s'en reua à ſon eqſuif & ayant ... faict ſonner l'alarme, il pouſſe a force de rames ſon eſquif dans les bancs de ſable et les rochers qui ſont autour de l'Iſle de Ternate etc.'

[2] Auch hier wörtliche Benutzung seitens de Bellans: 'qui eſtonné de le voir luy demanda, si Tidore eſtoit tout à faict deſolée. Salma luy reſpond, qu'il auroit loiſir vne autresfois d'en diſcourir, & que cependant il le ſuiuiſt. Le Roy, qui ne pouuoit comprendre ſon bon-heur en faiſoit quelque difficulté. Mais il le menaſſa de luy trancher la teſte et ſaiſiſſant ſa cheſne d'vne main, & tenant en l'autre le coutelas nud, il tüa ceux qui s'oppoſerent à ſa retraicte dans la maiſon etc.'

cabo de la cadena, juntandoſe ya en eſto los tres Tydores, ſalieron de la caſa a fuerça de ſus armas, abriendo con ellas camino, y matando à los que les defendian la salida. Con el miſmo esfuerço, y fauor de la ſuerte atraueſſaron las calles, haſta el puerto: y lançandoſe en ſu barquilla, aſieron los remos (ſin que obligue à ello la neceſsidad, ſuelen remar los Reyes en aquellas Iſlas. Y como en Eſpaña aprenden los nobles a correr, y hazer mal a los cauallos, ſuelen los Principes Iſleños en todo aquel Oriente, preciarſe del manejo de los remos y velas·) Paſſaron, pues, el ſeno de mar: y ſeguidos, bien que tarde, de las embarcaciones ligeras de Ternate, llegaron à Tydore de improuiſo. Estendioſe luego la voz de ſu llegada, y con la certeza della, jugò [S. 152] la artilleria, ſonaron los Adufes de los templos, y aquellas campanas, a cuyo ſonido ſe congregan los Malucos y ſin deſcuydarſe de las armas, hizieron regozijo general. Todos ponian en el cielo el nombre de Cachil Salama,[1] .... Sola Quiſayra ſe afligia del ſuceſſo, porque la promeſſa de caſar con

[1] Die Rückkehr Salamas ist bei de Bellan breit ausgemalt. Der Franzose hat es sich z. B. nicht nehmen lassen, dem kühnen Helden eine poetische Ansprache an Quixaire in den Mund zu legen. Auch die Klagen Quixaires bekommen wir ausführlich zu hören, desgleichen die Reden zwischen Quixaire und Dias im Beisein der Tante und des Neffen des ersteren. Daneben war de Bellan bemüht, einzelnes besser zu motivieren. So läſst er z. B. Ruis Dias seinen Mordanschlag gegen Salama hinausschieben, um seine Nation nicht in Miſskredit zu bringen und nicht die Feindschaft der Insulaner, den Zorn seines Königs auf sich zu laden; denn Salama war äuſserst beliebt, die Liebe Quixaires für ihn, den Fremden, allbekannt 'ſi bien que s'il commet l'entrepriſe a quelqu'vn des ſiens ſans doute, il en ſera blaſmé comme l'autheur'. Ausführlicher als bei Argensola ist auch das Verhalten der Prinzessin geschildert. Es wird erzählt, wie sie stets allein bleibt und wie, falls sie ja einmal ausgeht, 'ſon ſilence & ſa contenance racontaient à tout le monde ce que la modestie luy defendaient de publier'. — Auch das Verhältnis Quixaires zu Ruis Dias' Neffen ist ausführlicher in der französischen Nacherzählung als im spanischen Original behandelt. De Bellan hielt es für nötig, den Zauber, den die Prinzessin auf alle Männer übte, durch eine nochmalige Schilderung ihrer ungewöhnlichen Schönheit zu rechtfertigen. Namentlich war es ihm darum zu thun, den Leser glauben zu machen, daſs die Frauen in den Tropen (also auch Quixaire) 'sont extremement blanches. Leurs cheueux ſont de la meſme couleur de l'or qu'on nous apporte de leurs contrées'.

quien lo concluyeſſe, que fue general en el ſonido ſolamente llamaua à Ruydiaz de Acuña. No pudo encubrir eſta verdad; y mas quando el Cachil Salama licenciofamente inſtaua en la execucion de la promeſſa, ayudado del miſmo Rey. Ella poniendo en medio algunas treguas de aparente importancia, la dilataua. Deſſeàra quexarſe al miſmo Ruydiaz, para auergonçarle, ò obligarle con la yra. Fue facil el verſe con el en caſa de la tia; donde, en començando la platica, toda fue quexas, eſcuſas, traças de matar al Salama, lagrimas, y ultimamente, paz. Era medianero desta conuerſacion Roque Piñeyro, ſobrino del Capitan mayor, ſoldado valiente, y de opinion; y como Quiſayra le fiaſſe ſus penſamientos, con oſadia, mañoſamente le dio a entender, que ſu tio eſtaua lento como antes: y que pues lo auia eſtado en la ocaſion paſſada, que ſe podia eſperar en lo que deſpues le auia prometido? Que ſi ella podia acabar conſigo, el reconocer la ingratitud de Ruydiaz, y ponerlo a el en ſu lugar, no ſolamente daria la muerte al Cachil, ſino tambien a ſu miſmo tio. Y que por ſu decoro, en que ſe encerrauan tantas obligaciones, no auia, haſta entonces, oſado deſcubrirle quan preſo eſtaua de ſu belleza: pero que ya ſe juzgaua deſobligado de todas las conſideraciones humanas, y ſe rendia à ſola eſta. Piñeyro fue eſcuchado, ganancia propinqua à la del quedar admitido. Y ſino le mandaron dar la muerte a ſu tio, el echó de ver, que alomenos no le dexaua en el animo de la Infanta, en tan buen lugar como antes tenia. Entretanto Cachil Salama no paraua, negociando a prieſſa, y oliendo, ó rezelando las cauſas de la tardança, como amante, à quien raras vezes engaña eſte linage de ſoſpechas, infiriò la verdad. Tuuo atreuimiento para eſconderſe en el apoſento donde dormia Quiſayra (traçólo [S. 153] vna Camarera ſuya). Y en el ſilencio de la noche, rendida ſu fiereza à otra fuerça ſuperior, ſe le preſentò ſubitamente. Alteroſe la Infanta, pero diſsimulò, y diſpuſoſe para defenderſe de qualquier violencia. Amenazòle que daria vozes. Quexòſe con lagrimas: lamentò la perdida de ſu opinion; que como creerian ſu limpieza los que le vieron entrar, ó ſalir? Salama à todo eſto humilde, y de rodillas, le aſſegurò de ſu deſignio, que no era mas de acordarle ſu obligacion: y que sabiendoſe que auia de ſer ſu eſpoſo, de poca conſideracion era el ſer viſto. Que mayor detrimento padezia ſu fama, viendo todos

que dilataua el caſamiento: y que para que ſe ſatisfizieſſe de ſu voluntad, ſe ſaldria con la obediencia que ſiempre auia profeſſado. Salioſe luego, aliuiado con agradecemientos y eſperanças: y la libró de ſu miedo. Quedó tan pagada deſte cortes acto, que començando à ponderarlo en ſu animo, labrò tanto, que quedò prendado del Salama; de manera, que caſara con el, aunque no la tuuiera obligada.[1] En este medio Piñeyro, que ya eſtaua empeñado en ſu amor, ò por el premio del, o por la tibia correſpondencia del tio, o por ambas cauſas le maquinó la muerte.[2] Viniendo vn dia a Palacio, para dar a Quiſayra la nueua de como por ſu cauſa la dexaua ya executada, fue à tiempo que el Cachil llegaua de vna fortaleza à ver à ſu dama. El qual topando a Piñeyro que ſalia de los apoſentos della, metio mano à ſu Campilan, y aunque el mancebo peleó como valiente y amante, el Cachil, à quien tambien comprehendian las miſmas calidades, y le ſobraua la de ſus zelos, à los primeros golpes le abrió la cabeza con tal ferocidad, que cayó muerto de la herida. Luego continuando la

[1] Bei de Bellan geht sie noch weiter: 'Cest acte d'humilité fondit tout à coup la glace de ce cœur ... & attirant inſenſiblement la princeſſe du lieu ou elle eſtoit demeurée comme immobile durant les diſcours de Salama, iuſques au lieu où il eſtoit à genoux, luy firent ietter ſes deux bras à ſon col & en le releuant de terre luy donner un baiſer pour arre de ſon affection etc.'

[2] Bei de Bellan wird erzählt, wie raffiniert vorsichtig Peneyre bei der Ermordung seines Onkels zu Werke ging, 'parce qu'il ne pouuait commettre vn meurtre ſi detestable, ſans ſe mettre en danger d'eſtre ſeuerement puny par la justice s'il eſtoit découvert.' — Als Beleg dafür, daſs de Bellan noch bis zuletzt fortfuhr, sich seine Quelle auch wörtlich zu nutze zu machen, führe ich folgende Stelle an: '(Mais le Ciel qui ne laiſſe longuement impunies ces meſchancetez) faict reuenir Salama d'vn petit fort (d'où il eſtoit Gouverneur) à meſme temps que Peneyre ſortoit de la chambre de la Princeſſe. Vn meſme deſſein leur miſt à tous deux les armes à la main. Peneyre combattit comme vn ieune hommme vaillant & amoureux. Mais Salama qui auoit par dessus ces deux qualitez celle de la jalousie, après auoir receu quelques coups de ſon ennemy en fin il luy en donna vn ſi grand ſur la teſte qu'il l'abatit mort a ſes pieds etc.'

Die letzte Abweichung de Bellans von seiner Vorlage ist, daſs Salama nach Moles Tode den Thron von Tydore besteigt.

obra, entro donde eſtaua Quiſayra, à la qual con leuiſsima violencia perſuadiò à que ſe ſalieſſe con el: y dexando el palacio lleno de vozes, ſe embarcaron en el baroto en que el auia venido. Caſaronſe en gracia del Rey, y del Reyno, à perdida de las vidas de aquellos dos caualleros.

Indem ich jetzt zu der Beweisführung schreite, daſs Fletcher *La Conquista de las Islas Malucas* und nicht die Novelle des Franzosen zur Vorlage hatte, muſs ich zunächst bemerken, daſs der englische Dramatiker mir die Arbeit nicht leicht gemacht hat. Es wäre z. B. in der Frage schon von Bedeutung gewesen, ob er die Inseln Malucas oder Molucas (Moluques bei de Bellan), ob er den König von Tydore Capabaguna (Argensola) oder Mole (de Bellan) nennt; aber Fletcher verwendet keinen dieser Namen. In seinem ganzen Stücke geht er ängstlich dem Gesamtnamen der Inselgruppe aus dem Wege. Die Fürsten benennt er kurzweg als *Rey de Tydore, Rey de Siana* etc. Ferner ist seine Benutzung des Stoffes eine so freie und selbständige, sowohl in der Behandlung der Fabel als auch im Dialog, daſs es der sorgfältigsten Vergleichung bedarf, um ein paar Stellen zu finden, die auf die Benutzung einer bestimmten Vorlage sicher hinweisen. Glücklicherweise ist schon eine so charakteristisch, daſs sie unter Umständen allein genügte, um die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen; es ist die folgende.

Fletcher läſst zwei Portugiesen, Piniero und Christophero, folgendes Gespräch führen (Akt I, Sc. 1, S. 417):

Christ. — — — — — — — — — — —
But I wonder much, how such poor and base pleasures,
As tugging at an oar, or skill in steerage
Should become princes.

Pin. — — — — — — — — — — —
They take as much delight in a baratto,
(A little scurvy boat) to row her tithly,
And have the art to turn and wind her nimbly,
Think it as noble too (though it be slavish,
And a dull labour declines a gentleman,)
As we Portugals, or the Spaniards do in riding,
In managing a great-horse, (which is princely) etc.

Weder die Bezeichnung *baratto,* noch der Hinweis auf diese Sitte der molukkischen Fürsten findet sich bei de Bellan; aber bei Leonardo de Argensola lesen wir

> 'vna noche armo un *baroto* (anſi llaman a ciertos barquillos)'

und weiter unten

> ſin que obligue à ello la neceſsidad ſuelen remar los Reyes en aquellos Iſlas. Y como en Eſpaña aprenden los nobles a correr y hazer mal a los cauallos ſuelen los Principes Iſleños en todo aquel Oriente preciarſe del manejo de los remos y velas.

De Bellan giebt die erste Stelle folgendermaſsen wieder:

> 'vne nuict il arme vn petit esquif'.

Die zweite Stelle fehlt bei ihm ganz.

Ferner sagt bei Fletcher (I, 3, S. 430) Quisara, von ihrem gefangenen Bruder sprechend:

> Therefore, that man that would be known my lover
> Must be known his redeemer, and must bring him
> Either alive or dead.

Bei dem Spanier lesen wir (S. 150):

> Publico que no ſe auia de caſar, ſino con el que puſieſſe en libertad al Rey ſu hermano y se lo truxeſſe viuo o muerto.

De Bellan sagt dagegen (Bl. 8):

> Le moyen eſtoit de faire vne publication dans tout le Royaume, que celuy qui deliureroit ſon frère des mains du Roy de Ternate l'auroit en mariage de quelle qualité, Religion ou pays qu'il fuſt.

Im englischen Stücke wird Ruy Dias als 'Captain' bezeichnet. Diesen Titel führt er wohl, wie wir oben gesehen haben, bei Leonardo de Argensola, aber nicht bei de Bellan.

Hierzu kommt noch etwas. Fletcher weicht vom vierten Akte an von der Erzählung gänzlich ab. Er füllt die beiden letzten Akte mit dem Versuche des Governors of Ternata — so nennt er den König dieses Inselchens — in Verkleidung eines 'Moorish Priest' den König von Tydore und seine Schwester Quisara gegen den portugiesischen Helden Armusia aufzuhetzen, wobei religiöser Fanatismus ihm die Gründe leiht. Durch den listigen Anschlag des nach Quisaras Hand strebenden *Governors* wird Armusia, der die falschen Götter verhöhnt und verlacht,

eingekerkert und ist nahe daran, Märtyrer seines Glaubens zu werden. Diese Idee von einem feindlichen Gegensatz zwischen den christlichen Portugiesen und den heidnischen Einwohnern wird Fletcher von Leonardo de Argensola eingegeben worden sein. In seinem Buche ist S. 96 f. von der Verfolgung der Christen auf den Molukken im allgemeinen, wobei viele als Märtyrer sterben, und S. 138 f. von der Verfolgung der Christen durch den alten König von Ternate die Rede, und unmittelbar nach unserer Erzählung S. 155 wird von seinem Sohne, also gerade von dem, welchen Fletcher als *Governor* bezeichnet, erzählt, dafs er '*Predicatores Mahometanos*' nach Ternate gerufen habe: ... *no .. daua lugar a las efperanças de reftituyr la Chriftiandad. Porque demas que andaua, embraueciendofe la perfecuciõ, auia traydo aquellos dias à fu Reyno grã numero de falfos profetas,*[1] *Arabes, y Perfas, todos miniftros y facerdotes de Mahoma, para esforçar la feta'.*

Andererseits läfst sich nicht von einer einzigen der vielen Abweichungen und Ausschmückungen, die de Bellans Erzählung gegenüber dem spanischen Original darbietet, sagen, dafs sie in dem englischen Stücke benutzt worden ist. Insbesondere ist kein Satz der langen Reden und Gespräche, welche die Personen bei dem Franzosen führen, keines seiner zahllosen Bilder und Vergleiche in die *Island Princess* übergegangen.

Dies alles zusammengefafst, werden wir *La Conquista de las Islas Malucas* als die wahre und einzige Quelle Fletchers anzusehen haben.

Koeppels Behauptung ist also, so bestechlich sie auch scheint, unhaltbar. Es ist das eine Mahnung, mit Quellangaben vorsichtig zu sein und auf die blofse Ähnlichkeit der Fabeln keine weitgehenden Schlüsse zu bauen. Nur der Nachweis wörtlicher Benutzung oder ganz charakteristischer Einzelheiten gewährt sichere Ergebnisse.

---

[1] Es ist gewifs kein Zufall, dafs der Governor sich dem Könige von Tydore gegenüber ausdrücklich für einen Propheten ausgiebt, und dafs ihn die Kammerfrau Panura (IV, 2, S. 484), ferner Piniero (V, 5, S. 510 und 511) und der König von Tydore (ibidem) als 'prophet' bezeichnen. Die *falsos profetas* haben offenbar diesen falschen Propheten veranlafst.

Wie hat nun Fletcher die Erzählung dramatisiert? Wie schon oben angedeutet, ist sein Verhältnis zur Quelle in jeder Beziehung ein freies.

Was zunächst die Personen betrifft, so hat er zum Teil bedeutende Veränderungen damit vorgenommen. Aus dem Haupthelden, dem Indier Salama seiner Vorlage, hat er einen Portugiesen Armusia — der Name klingt und ist nicht portugiesisch — gemacht. Wahrscheinlich empörte es Fletcher, den Heiden die glänzendste Rolle spielen zu sehen, während die christlichen Portugiesen sich so erbärmlich benehmen. Das forderte seinen ganzen Trotz als Christ heraus, und er gestaltete Armusia so edel und rein wie keinen zweiten Charakter in seinen Stücken. Auch die anderen Portugiesen veredelte er. Piniero ist kein Onkelmörder, wie Piñeyro, er ist ein etwas leichtlebiger, aber sonst ehrenhafter, tüchtiger Soldat. Ruy Dias zeigt zwar anfangs das gleiche unschlüssige, thatenunlustige Wesen seines Vorbildes, aber als er, im Duell von Armusia besiegt, von ihm verschont worden, erweist er sich, auf Quisara verzichtend, später als edeldenkender, opfervoller Freund seines früheren Nebenbuhlers. Der Charakter Quisaras ist im ganzen unverändert aus der Vorlage übernommen. Dagegen sind alle übrigen Personen des Stückes: die Inselkönige, einschliefslich des 'Governors', die Tante Quisana, die Kammerfrau Panura u. s. w., Schöpfungen Fletchers.

In der Behandlung der Fabel folgt Fletcher, wie schon Koeppel richtig bemerkt hat, während der drei ersten Akte so ziemlich seiner Quelle. Die beiden letzten Akte sind sein ausschliefsliches Eigentum. Das Gleiche gilt vom Scenenbau und dem Dialog des Stückes und überhaupt von der ganzen Ausführung. Sehen wir nun zu, wie Fletcher die Erzählung dramatisiert hat.

I. Akt.

Im Fort der Portugiesen zu Tydore bespricht sich Piniero mit seinen Gefährten Pedro und Christophero über die Prinzessin Quisara, deren Bruder, der König von Tydore, kürzlich bei einer Kahnfahrt vom Statthalter der Nachbarinsel Ternata gefangen genommen worden war. Er zählt die vielen Freier, darunter auch seinen Oheim Ruy Dias, her, die Quisara umschwärmen,

und hat an jedem etwas auszusetzen. Die drei entfernen sich, um ihren neu angekommenen Landsmann Armusia, den sie sehr rühmen, aufzusuchen.

Prinzessin Quisara (Sc. 2) dankt ihrer Tante Quisana, daſs sie ihr liebreich Haus und Dienste zur Verfügung stellt. Sie gedenkt oft davon Gebrauch zu machen,

> It may be to converse with some I favour,

was sie bei ihr ungestört thun könne und ohne daſs die böse Welt es miſsdeute. Nachdem sich die Tante diskret zurückgezogen, zeigt sich gleich, wer der also Begünstigte ist: Quisara fordert den mit ihr zurückgebliebenen Captain Ruy Dias auf, nicht so schüchtern zu thun. Als Soldat und Befehlshaber möge er frisch von der Leber sprechen. Der auf diese Weise Aufgemunterte spricht auch endlich und macht der Prinzessin die erwartete Liebeserklärung, mit dem Wunsche schlieſsend, er wollte, er wäre, um ihrer würdig zu sein, ein mächtiger König und sie 'a sweet-souled Christian'. Quisara ist nicht empört über diese Worte; der Gedanke, Christin zu werden, flöſst ihr keinen Abscheu ein. Aber sie verlangt, daſs Ruy Dias sich durch irgend eine groſse That auszeichne,

> That may compel my faith and ask my freedom,
> And leave opinion fair.

Hierzu möge er Zeit und Gelegenheit abpassen. Ruy Dias beteuert seine Bereitwilligkeit, und beide entfernen sich, um (Sc. 3) uns die Bekanntschaft Armusias machen zu lassen. Kaum hat sich dieser mit einer Lobrede auf die herrliche Natur der Gewürzinseln eingeführt, als die Freier Quisaras, die Könige der benachbarten Inseln, erscheinen. Der aufgeblasene König von Bakam behandelt die übrigen sehr hochnäsig und gerät deshalb mit ihnen in Streit. Schon ziehen sie die Schwerter, da naht Quisara, begleitet von Ruy Dias und der Tante, stiftet Frieden und giebt bekannt, daſs nur der ihre Hand erhalten solle, der ihren gefangenen Bruder tot oder lebendig in ihre Arme führen werde. Sie hoffte, daſs Ruy Dias mit Feuer auf das nicht ungefährliche Unternehmen eingehen werde. War das doch die groſse That, die sie von ihm erwartete; aber der Portugiese bleibt kühl, verlangt Zeit, so daſs Quisara sich schmerzlich ent-

täuscht sieht. Die anderen Freier ergehen sich in Versprechungen, welche Quisara mit den ironischen Worten hinnimmt:

> Fair be your fortune!
> Few promises are best, and fair performance.

Das Anerbieten des ebenfalls anwesenden 'Governor' von Ternata, ihr den Bruder auszuliefern, falls sie ihm die Hand reiche, weist sie mit Verachtung zurück. Dieser entfernt sich daher mit der Drohung

> (... before I used him like a king ...)
> Now he shall lie a sad lump in a dungeon
> Loaden with chains and fetters etc.

Auch die übrigen entfernen sich, nur Armusia mit zwei Gefährten, Soza und Emanuel, bleibt zurück. Die Prinzessin hat es ihm angethan. Er ist entschlossen, den Gefangenen zu befreien, die beiden Gefährten wollen ihn dabei unterstützen.

In diesem ersten Akt entfernt sich Fletcher, abgesehen von den bereits angedeuteten Änderungen der Charaktere, wenig von seiner Quelle. Die wesentlichste Abweichung ist die, daſs er den König von Tydore nicht im Kampfe, sondern, etwas unwahrscheinlich, bei einer Kahnfahrt in Gefangenschaft geraten läſst.

II. Akt.

Die erste Scene versetzt uns nach Ternata. Im Gefängnis neben dem Palaste des 'Governor' hören wir aus dem Munde des Kerkermeisters, wie heldenmütig der König seine entsetzliche Haft erträgt. Der Dulder tritt selbst auf und gleich kommt auch der Statthalter und fragt den Gefangenen, ob er nicht Quisara verfluche, weil sie seine Bewerbung höhnisch zurückgewiesen habe. Der König lobt sie dafür, bekundet seine Verachtung für den Feind, der ihn so unwürdig behandelt, und erklärt, lieber alle Qualen ertragen zu wollen, als ihn bei seiner Bewerbung zu unterstützen. Wutschnaubend ordnet der 'Governor' die grausamste Behandlung des Gefangenen an.

In der folgenden Scene treten Armusia und seine Gefährten *'disguised as Merchants'* auf; das Boot, das sie gebracht hat, haben sie im Schilfe verborgen. Armusia berichtet:

> Suspectless have I travell'd all the town through,
> And in this merchant's shape won much acquaintance,

Survey'd each strength and place that may befriend us,
View'd all his magazines, got perfect knowledge
Of where the prison is, and what power guards it.

Um seine Absicht besser durchzuführen, hat er heimlich ein Haus angezündet und Pulver hineingelegt. Während alles zum Löschen eilt und selbst der Kerker unbewacht sein wird, will er den König entführen. Die nächsten Scenen (3—7) bringen uns die glückliche Ausführung des Planes. Es erfolgt eine Explosion, das Haus brennt und alles eilt zur Brandstätte. Das verworrene Treiben wird uns trefflich veranschaulicht. Indes dringt Armusia in den Kerker, schleppt den König fort, schlägt die Wache in die Flucht und eilt davon. Zu spät erfährt der 'Governor' das Geschehene, dennoch befiehlt er, die *barattoes* bereit zu halten, denn er hat einen Plan.

Die achte Scene spielt wieder auf Tydore. Quisara überschüttet Ruy Dias mit Vorwürfen, weil er noch nichts zur Befreiung des Fürsten unternommen habe. Der Portugiese, dadurch aufgerüttelt, verspricht sofort zur That zu schreiten. Da ertönen mit einemmal Freudenrufe. Piniero stürzt herein und verkündet, der König sei bereits angekommen, befreit durch den kühnen Mut eines Fremden. Quisara, über das unerwartete Ereignis mehr bestürzt als erfreut, macht dem Geliebten erneute Vorwürfe. Hatte sie doch, auf seine Tapferkeit bauend, die Ankündigung nur ergehen lassen, um einen Vorwand zum Ehebündnis mit ihm zu haben. Und nun war der Plan durchkreuzt worden.

Must I be given
Unto a man, I newer saw, ne'er spoke?

schluchzt sie; 'Oh, Ruy Dias, This was your sloth, your sloth Ruy Dias'. Alsbald erscheinen 'Citizens carrying boughs, Boys singing', der König von Tydore, Armusia u. s. w. Der befreite Fürst stellt Armusia als seinen Retter vor. Armusia nennt begeistert den Preis, der ihn zur That angespornt, und verlangt ihn bescheiden. Der König ist entrüstet, die Schwester so kühl und zurückhaltend zu sehen, und will in sie dringen, aber Armusia bittet ihn, der Prinzessin keinen Zwang aufzulegen, er sieht in ihrer Kälte nur mädchenhafte Schüchternheit. Quisara fordert Aufschub. Noch kennt sie den Mann nicht und 'Love has his compliments'; aber der dankbare König will ihr nicht

lange Zeit lassen. Ein vorwurfsvoller Blick Quisaras trifft Ruy Dias. Wohl flüstert er ihr zu:

> ... despair not; something shall be done yet
> And suddenly and wisely.

Aber die Worte 'Oh, Ruy Dias!', die sie ihm scheidend zuruft, enthüllen ihm ein Herz voll tiefsten Wehs und Verzweiflung.

Dieser Akt bietet wohl einige bei Argensola fehlende Ausschmückungen, aber keine erhebliche Abweichungen von der spanischen Fabel.

III. Akt.

Ruy Dias, verzweifelnd, sondiert seinen Neffen, ob er nicht den verhafsten Armusia ihm zuliebe aus dem Wege räumen würde. Pinieros ehrliche Soldatennatur erschrickt, im Oheim einen Schurken zu entdecken. Doch verbirgt er seine Gefühle vor dem Verwandten. Scheinbar auf den niederträchtigen Vorschlag eingehend, verlangt er zunächst, bei der Fürstin eingeführt zu werden, um auch ihre Ansicht über die Sache zu hören. Dazu versteht sich Ruy gern und giebt ihm ein Schreiben mit. Piniero trifft zunächst Quisana und Panura, die er für gewöhnliche Gelegenheitsmacherinnen ansieht und ihnen ein nicht gerade schmeichelhaftes Spiegelbild vorhält, was sie indes nur als Scherz, als 'mirth' aufnehmen und sich an der derben Weise des Mannes freuen. Nun kommt Quisara. Piniero giebt sein Schreiben, in dem Ruys blutige Absicht ausgesprochen ist, ab, erklärt aber, nicht um seines Oheims willen, sondern ihr zuliebe, wolle er die That begehen, dafür jedoch auch den Lohn einheimsen. Um den Preis ihrer Hand sei er bereit zu unternehmen

> Your brother's death, mine uncle's, any man's.

Quisara bewundert die Kühnheit des jungen Mannes, geht auf seine Gedanken ein und giebt ihm als Abschlagszahlung einen Kufs. Erst als sie gegangen, verrät Piniero seine wahre Absicht. Er hat Quisara durchschaut und sich nur deshalb zur Ausführung des Mordes erboten,

> For fear some bloody slave thrust in, indeed,
> Fashion'd & flesh'd to what they wish.

Er will das Paar hinhalten, möge aus der Sache werden, was wolle.

Dem schwermütigen Armusia (Sc. 2) raten seine Begleiter Emanuel und Soza, durch einen Akt der Gewalt den Willen der störrischen Prinzessin zu brechen. Armusia verfällt in der That auf den Gedanken, der Prinzessin einen nächtlichen Besuch zu machen, und da ihm Panura in den Weg tritt, so besticht er sie durch einen Juwel und mehr noch durch Küsse und Liebesbeteuerungen, ihn ins Zimmer der Fürstin heimlich einzuführen.

Quisaras Schlafzimmer (Scene 3). Ihre Tante und Panura haben sie gerade verlassen, letztere, nachdem sie mit zweideutigen Bemerkungen stark auf das Bevorstehende angespielt und von Quixara beauftragt worden war, 'if Ruy Dias meet you and be importunate, He may come in'. Hat Fletcher in den vorhergehenden Scenen durch seine zotenhafte Weise mehrere Charaktere ins Gemeine verzerrt, so verdirbt er mit diesem Satze das Interesse, das wir bisher für die 'Island Princess' gehegt haben. Nur zum Teil macht er es durch das Folgende gut. Armusia kommt aus seinem Versteck. Quisara, aufser sich, drückt heftig ihren Abscheu über sein ungeziemendes Betragen aus und heifst ihn sich entfernen, falls er nicht wolle, dafs sie um Hilfe rufe. Aber Armusia kniet nieder, beteuert, dafs er nicht in unedler Absicht gekommen sei, und reicht der Prinzessin sein Schwert, sie auffordernd, ihn zu töten, falls sie noch daran zweifle. Quisara fragt ihn, zu welchem Zweck er denn erschienen sei. Um sich über ihre Grausamkeit zu beklagen, sie bescheidentlich an ihr Wort und an seine Verdienste zu erinnern, lautet die Antwort. Der Dichter läfst Quisara nicht die gewifs berechtigte Frage stellen, warum der Eindringling hierzu eine so ungewöhnliche Form und Stunde gewählt. Aber Quisara war offenbar zu erregt oder der Dichter fand nichts Auffallendes an der Sache. Wie dem auch sei, die Prinzessin ist über die Enthaltsamkeit des kühnen Ritters gerührt und gesteht ihm, dafs er jetzt den rechten Weg zu ihrem Herzen gefunden habe. Als Zeichen seines Gehorsams möge er fernerhin sich bescheiden und zurückhaltend benehmen, nichts fordern, nicht mahnen, alles ihr überlassen und — augenblicklich das Haus verlassen. Armusia schickt sich an, das letztere zu thun, da erscheint Ruy Dias. Grimmig und höhnisch fährt er den Gegner an, der sich, zuversichtlich lächelnd, entfernt. Ruy Dias verlangt jetzt stürmisch Aufschlufs von

Quisara über die Anwesenheit seines Nebenbuhlers, aber die 'Island Princess' hat inzwischen einen Vergleich angestellt, der zu ungunsten des früheren Geliebten ausgefallen ist, und sie kanzelt ihn wegen seiner Keckheit gründlich ab und läſst ihn stehen.

Auch in diesem Akte wandelt Fletcher getreu im Geleise seiner Vorlage, von der er nur so weit abweicht, als es durch den ganz anders gestalteten Charakter des Neffen geboten war.

Hiermit endet aber die Benutzung der Quelle. Die noch rückständigen zwei Akte sind, wie bereits erwähnt, ein freier Versuch, der Geschichte einen anderen und breiteren Schluſs als in der Vorlage zu geben. Ich werde mich kurz dabei fassen.

IV. und V. Akt.

Wir erblicken den 'Governor', welcher am Schluſs der siebenten Scene des zweiten Aktes Ternata rachebrütend verlassen, am Hofe zu Tydore 'disguised as a Moorish Priest'. Unter dem frommen Vorwand religiösen Eifers hetzt er, sich für einen Propheten ausgebend, den König und seine Schwester gegen die 'Portugals' und besonders gegen Armusia auf, die eine Gefahr für die Landesreligion seien. Zwischen hinein in diese Intrigue wickelt sich noch der Streit zwischen Ruy und Armusia ab. Der erstere teilt seinem Neffen mit, daſs er seinen Nebenbuhler zum offenen Zweikampf herauszufordern beabsichtige, der Kampf solle unter den Augen der Prinzessin vor sich gehen. Mit seinem Mordanschlag gegen Armusia sei es ihm nicht Ernst gewesen, er habe ihn, den Neffen, nur auf die Probe stellen wollen. Piniero ist erfreut über diese Wendung der Dinge, um so mehr, als auch Quisara den blutigen Auftrag, und zwar in derselben Weise, wie er erteilt worden, 'with a kiss' zurücknimmt.

In der dritten Scene des vierten Aktes findet der Zweikampf statt, der mit der Niederlage Ruys endet. Quisara bittet für ihn und Armusia schenkt ihm das Leben. Er bietet ihm sogar seine Freundschaft an, so daſs Ruy, von dieser Groſsmut besiegt, sich würdevoll ins Unvermeidliche fügt und auf Quisara verzichtet. Das Herz der Prinzessin gehört nun ganz Armusia. Aber von dem falschen Propheten aufgehetzt, stellt jene die Bedingung, daſs er seine Religion abschwöre. Da kommt sie aber an den Unrechten. Armusia schlägt empört ihre Hand aus, ver-

höhnt und verspottet sie und ihre Religion und wird auf das Anstiften des vermeinten Propheten in einen Kerker geworfen. Unerschüttert erträgt er seine Leiden. Man droht ihm die entsetzlichsten Qualen an, er aber erwartet sie standhaft und freudig wie ein Held und Märtyrer. Selbst der Tod erschreckt ihn nicht. Jetzt tritt Quisara, zur Bewunderung fortgerissen, auf seine Seite und bekennt offen das Christentum. Der falsche Priester verlangt, daſs beide Liebende sterben. Inzwischen hatte sich jedoch die Nachricht von der Einkerkerung Armusias unter den Portugiesen verbreitet. Kurz entschlossen setzt Ruy Dias die Geschütze des Forts in Thätigkeit und beschieſst die Stadt. Schrecken ergreift die Bevölkerung, und auch der König ist voll banger Sorge. Auf den Rat der anwesenden Inselkönige zeigt er den Portugiesen den gefesselten Armusia und droht, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, falls die Beschieſsung nicht aufhöre. Armusia aber ruft den Landsleuten heroisch zu, auf ihn keine Rücksicht zu nehmen. Mittlerweile war es dem rührigen Piniero geglückt, unterstützt von Panura, sich des ränkevollen Priesters zu bemächtigen. Und nun lautet die Parole: Kopf gegen Kopf. Von ungefähr faſst Piniero den verhaſsten 'rascal' etwas unsanft an und reiſst ihm die falschen Haare und den falschen Bart ab. Bestürzt sieht der König von Tydore und sehen die anderen, wer in der Prophetenhülle steckte. Der 'Governor' wandert in den dunkelsten Kerker, der König bemächtigt sich seiner Insel, verständigt sich mit den Portugiesen, und Armusia wird nach all den Wirren und Leiden endlich mit Quisara vereinigt.

Kein Zweifel, daſs dieser Schluſs, verglichen mit dem der spanischen Erzählung, weitaus den Vorzug verdient. Er ist befriedigender, dramatischer. Der Dichter hat damit in wirksamer Weise die Würdigkeit und Vortrefflichkeit seines Haupthelden fast bis zur Vollendung gebracht. Armusia ist wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine Idealfigur, die einzig bei Fletcher dasteht.

Bei aller Selbständigkeit des englischen Dichters in den letzten beiden Akten empfing er dennoch in zwei Punkten Anregung durch die spanische Vorlage. Der eine ist oben (S. 291) schon erwähnt worden. Der zweite betrifft das Duell zwischen Ruy und Armusia. Fletcher wird wohl durch den Zweikampf

zwischen Piñeyro und Salama in der *Conquista de las Islas Malucas* (oben S. 288) darauf gebracht worden sein.

Wenn ich jetzt zur Beurteilung des Stückes übergehe, so muſs ich es zu den besseren des Dichters zählen. Koeppel findet es[1] 'dichterisch wenig fesselnd', eine Ansicht, die ich nicht begreife. Umwoben von allem Zauber der Romantik, versetzt uns *The Island Princess* in eine ferne, farbenprächtige Welt und in eine Zeit, eine Umgebung, die so ganz von der Alltäglichkeit verschieden sind. Schon dieser Umstand muſs unsere Phantasie, unser dichterisches Empfinden im hohen Grade in Anspruch nehmen. Dann stellt er vor uns einen Helden hin, der in ritterlicher Weise erst für die Dame seines Herzens und dann für seinen Glauben das Leben aufs Spiel setzt und in allen Wagnissen und Stürmen des Daseins unerschütterlich standhaft bleibt. Diesem Protagonisten hat der Dichter eine Reihe wesentlich verschiedener Charaktere zur Seite gesetzt: den unschlüssigen, aber zuletzt seinen besseren Trieben gehorchenden Ruy Dias, den äuſserlich leichtfertigen, aber im Grunde durchaus ehrenhaften, wackeren Piniero, den argen Ränkeschmied 'the Governor', Quisara, die reizende Tochter des Südens, in der die vergeistigte Liebe den Sieg über die sinnliche Glut davonträgt, und endlich ihren Bruder, der, wie richtig bemerkt worden ist,[2] in den ersten Akten etwas an Calderons *Principe constante* erinnert. Und ein solches Stück sollte dichterisch wenig fesselnd sein?

Sind die Charaktere, wie wir sahen, interessant und trefflich gezeichnet, so verdient die Handlung nicht minder Lob. Sie ist mit groſsem Geschick geführt und sticht gegenüber vielen anderen bei Fletcher vorteilhaft durch ihre Einfachheit und Einheit ab.

Zu tadeln bleibt an dem Stücke nur, daſs Fletcher selbst hier, wo er sich vornahm, den strengsten Anforderungen der Sittlichkeit zu genügen — und dies scheint bei *The Island Princess* entschieden der Fall zu sein — nicht ganz dem Kitzel nach Zweideutigkeiten zu widerstehen vermochte.

Daſs er dén Bewohnern der Molukken, besonders der Prin-

---

[1] Quellen-Studien etc. S. 98.

[2] M. Rapp, Studien über das englische Theater, 1862, S. 72.

zessin, europäische Anschauungen leiht, wie richtig behauptet worden ist,[1] das würde vielleicht in einem Drama unserer Tage getadelt werden, damals war aber ein derartiges Verfahren allgemeiner Brauch in Europa.

Ich habe den vorhergehenden Ausführungen noch einen Umstand hinzuzufügen: Fletcher ist nicht der einzige, der die romantische Erzählung auf die Bühne gebracht hat; sie ist noch von einem Franzosen und einem Spanier dramatisch behandelt worden, von Gillet de la Tessonerie und von dem oben bereits erwähnten Melchor Fernandez de Leon. Es sei mir verstattet, die Stücke der beiden Dichter vergleichend flüchtig heranzuziehen.

Gillets **La Quixaire**[2] (gedruckt 1640) ist das Erstlingswerk eines zwanzigjährigen Jünglings. Wiewohl an der Spitze der Ausgabe viele überschwengliche Lobgedichte und zum Teil von den ersten französischen Dramatikern jener Tage (Scudéry, Tristan, Rotrou) prangen, so erhebt es sich doch nicht über das Durchschnittsmaſs derartiger Jugendvergehen. Es ist von einer tödlichen Langweile.

Im allgemeinen folgt der Verfasser seiner Vorlage De Bellan im Gange der Handlung, er bietet aber zahlreiche Abweichungen in Einzelheiten. Wenn er davon abweicht, so geschieht es immer in bestimmter Absicht, bald im Interesse der Einheiten, die damals alle Köpfe in Frankreich beschäftigten, bald um besser zu motivieren oder um Anstöſsiges zu beseitigen, bald um sich dem Theaterbrauche zu fügen. Um bei letzterem stehen zu bleiben, hat er z. B. den Personen die unvermeidlichen Vertrauten zugesellt: Quixaire hat auſser ihrer Tante, die hier Roxelane heiſst, ihre *dame d'honneur* Orante, Salame hat Ormin, Dias, *'General des Portugais'*, hat Polexandre, 'Capitaine', zum Vertrauten.

---

[1] M. Rapp l. c.

[2] LA | QUIXAIRE | TRAGI-COMEDIE | A Paris | Chez Tovssainct Quinet au | Palais, dans la Petite Salle, ſous la Montée | de la Cour des Aydes | MDCXL | Avec Privilege dv Roy. | — Das Privileg ist vom 15. Dezember 1639, achevé d'imprimer vom 2 Januar 1640. Aufgeführt wurde das Stück von 'la troupe des Mareſts'. (8 nicht gezählte Bl. u. 138 S. 4.) Münch. Hof- u. Staatsbibl. (P. O. gall. 4° 145 k).

Pinere, der, wie in der Quelle, Dias ermordet, ist nicht mit ihm verwandt; der Mord des Oheims wäre offenbar zu abstofsend und zu tragisch für eine 'Tragi-comédie' gewesen. Auf der Bühne wird nur gesprochen, geklagt, gejammert und erzählt. Wirkliche Handlungen, wie die Befreiung des Fürsten, die Ermordung des Dias, der Kampf zwischen Salame und Pinere, bekommen wir nicht zu sehen, sie sind hinter die Scene verlegt.

Die Hauptabweichungen von seiner Quelle betreffen die drei Personen Quixaire, Salame und Pinere. Die beiden letzteren treten gleich zu Anfang des Stückes als leidenschaftliche Verehrer der Prinzessin auf. Salame dringt in ihr Zimmer ein, lange bevor die Gefangenschaft des Fürsten auch nur bekannt war (I, 4). Bei Beginn des zweiten Aktes fällt er, zum zweitenmal dort eingedrungen, beim Herannahen Quixaires in Ohnmacht. Das hierdurch bei Quixaire entstehende Mitleid mit ihm sollte, nach eigener Angabe des Verfassers, ihre spätere Sinnesänderung vorbereiten. Quixaire, die fast bis zum Schlufs ihrer Liebe zu Dias treu bleibt, wird von Pinere zur Eifersucht gereizt durch die Verleumdung, dafs Dias Roxelane liebe. In Wirklichkeit liebt Roxelane den Pinere, und dieser macht ihr zum Scheine auch den Hof. In eifersüchtiger Wallung erteilt die Prinzessin Salame den Befehl, Dias zu ermorden. Als sie aber den Tod des Feldherrn und die Wahrheit über seine Gefühle erfährt, kehrt ihre Liebe in voller Kraft wieder, und es bedarf der ganzen Überredungskunst Salames und ihres Bruders, um sie am Schlusse umzustimmen. Eines der Mittelchen, die Salame anwendet, besteht darin, dafs er sein Verdienst, Pinere, den Mörder des Dias, getötet zu haben, ihr immer und immer wieder ins Gedächtnis ruft:

Souuenez vous encor que i'ay tué Pinere,

was an der ernsten Stelle einen ganz lustspielmäfsigen Eindruck macht.

Obwohl manche der von Gillet vorgenommenen Änderungen an der Fabel als nicht übel bezeichnet werden müssen, so ist es ihm doch nicht geglückt, ein lesbares Stück zu schreiben. Ohne Handlung, ohne Charaktere und im langweiligsten Stile geschrieben verdient *La Quixaire* nicht, mit Fletchers lebensvollem Drama verglichen zu werden.

Anders verhält es sich mit dem spanischen Stücke. **La Gran Comedia La Conqvista de las Malvcas**[1] entfernt sich wohl am meisten von der Quelle, dem gleichnamigen Buche Argensolas, und merkwürdigerweise stimmt ihr Verfasser, ein sonst nicht gerade bedeutender Dichter, in der Auffassung und Behandlung des Stoffes viel mit dem Engländer überein. Er hat zunächst nicht minder grofse Veränderungen mit den Personen vorgenommen als Fletcher. Von den Namen hat er nur drei (Quisayra, Salama und Ruy Diaz) beibehalten. Der Herrscher von Tydore heifst bei ihm Sultan Aerio — ein Name, den er auch bei Argensola (S. 70 ff.) fand, der aber dort König von Ternate ist — und ist der Vater, nicht der Bruder Quisayras. Der König von Ternate hat eine Schwester Zelicaya[2] und Ruy Diaz den unvermeidlichen Gracioso (Besugo). Aufser diesen Personen treten noch eine fanatische Priesterin der Sonne, Tubalica, ein intriganter alter Priester, Gualebo, und ein Maluco, Gracioso, auf. Der mörderische Neffe Piñeyro und die gefällige Tante Quichana fehlen ganz. Gleich Fletcher konnte es Fernandez nicht ertragen, dafs dem Indier Salama die schönste Rolle in der Fabel zufiel, er machte Ruy Diaz zum Helden, indem er zugleich ihn und die anderen Portugiesen aus naheliegenden politischen Gründen in Spanier verwandelte. Die weiteren Abweichungen von der Quelle werden aus der folgenden Inhaltsangabe hervorgehen.

I. jornada. Die Bewohner von Tydore, durch eine Sonnenfinsternis erschreckt, rufen angstvoll die Götter an und suchen, auf Anregung der Prinzessin Quisayra, schliefslich die Sonnenpriesterin Tubalica auf. Diese erteilt den grausamen Orakelspruch:

> La Infante Quiſayra
> de purpura caliente tiña el ara,
> ſi propicia quereis del Sol la cara

Die Insulaner fordern das Opfer, Sultan Aerio, der Vater, und Salama, der Verehrer der Prinzessin, widersetzen sich demselben,

---

[1] PRIMAVERA NUMEROSA DE MVCHAS ARMONIAS LUZIENTES etc., Madr. 1679 (46. parte der Com. nuevas escog.) fol. 174b bis 197b (Kgl. Bibl. zu Berlin XK 1855).

[2] Celicaya findet sich bei Argensola S. 286 und ist dort die Frau des Königs von Ternate.

werden aber von den aufrührerischen Unterthanen unter Führung des ehrgeizigen Priesters Gualebo gefangen gesetzt. Eben soll Quisayra an der Küste geopfert werden, da werden Ruy Diaz und sein Gracioso Besugo schiffbrüchig ans Land geworfen. Ruy Diaz, von Quisayras Schönheit betroffen, verlangt Aufklärung und erfährt aus dem Munde der Prinzessin selber die Sachlage. Er versucht es, die Jungfrau zu retten, und der Zufall begünstigt sein Vorhaben. Plötzlich ertönt Kriegsgeschrei. Der König von Ternate hat die Insel überfallen. Rasch werden Aerio und Salama befreit, Ruy Diaz mit seinen Leuten, die sich aus den Wellen gerettet, schliefst sich ihm an, und die Feinde werden glücklich zurückgeschlagen. Ruy Diaz rettet Quisayra aus den Händen des in sie verliebten Königs von Ternate, kann aber nicht hindern, dafs Aerio in Gefangenschaft der Feinde gerät. Bezeichnend für den spanischen Dichter ist es, dafs er Zelicaya, die Schwester des Königs von Ternate, in den Kampf eingreifen und mit Quisayra ringen läfst. Zelicaya liebt Salama, der sie um Quisayra verlassen hat, ohne indes Gegenliebe zu finden. Dagegen schliefst die erste jornada nicht, ohne uns Gewifsheit über die Leidenschaft der Prinzessin für Ruy Diaz zu geben.

II. jornada. Salama, der im Kampfe gefährlich verwundet worden, befindet sich bei Tubalica, die ihn gerettet und gepflegt hat. Genesen, erfährt er von der Priesterin, es werde bald öffentlich verkündigt werden, dafs

> La Infanta hazer dueño quiere
> de fu mano en dulce exceffo
> a qualquiera que a fu prefo
> padre libertad le diere.

Tubalica, die einen Schlüssel zu einem unterseeischen Gange hat, der von Tydores Küste zum Garten im königlichen Palast in Ternate führt, giebt ihn Salama, damit er leichter zu dem gefangenen König gelangen und anderen zuvorkommen könne. Mit frohen Hoffnungen begiebt sich Salama an die Ausführung des Planes. Inzwischen hat der finstere Gualebo mehrere Insulaner mit feurigen Worten gegen die Spanier, die ihre Freiheit bedrohten, aufgehetzt und sie zu dem Versprechen bewogen, des Nachts die Stadt anzuzünden und die ganze Insel zu verheeren, damit sie den Fremden nicht mehr begehrenswert erscheine. Der

Hafs des Priesters gegen sie wird noch gesteigert, als Quisayra an der Seite des Ruy Diaz erscheint und Tubalica die Ankündigung der Fürstin öffentlich bekannt macht. Zornig wendet er sich an Quisayra und fragt sie, ob sie denn glaube, dafs einer ausführen werde, was die ganze Insel nicht zu thun vermöge. Ruy ruft, das könne ein Spanier. Hierüber Streit zwischen Ruy und Gualebo. Quisayra gebietet Ruhe. Zähneknirschend entfernt sich Gualebo. Nun folgt eine lange Liebesscene zwischen Ruy und Quisayra, die ich übergehe. Jener entfernt sich schliefslich, um den König zu befreien.

Wir werden jetzt nach Ternate versetzt. Zelicaya, die ihren geliebten Salama im Kampfe fallen gesehen, hält ihn für tot und ist untröstlich über den Verlust. Weder die Worte ihres Bruders noch Musik vermögen die Melancholische zu erheitern. Da erscheint am Ausgang des geheimen Weges Salama und trifft mit ihr zusammen. Sie hält ihn für seinen Geist und entflieht. Diese letzten Scenen machen durch das Dazukommen von Musik und Gesang einen opernartigen, aber sehr guten Eindruck.

Nun tritt Ruy Diaz mit Besugo auf, beide, abweichend von der Quelle, ohne Verkleidung. Es gelingt jenem, den König zu befreien, während der Gracioso sich nicht mehr zurechtfindet und festsitzt. Salama, ihn für den König haltend, befreit ihn endlich und bringt den sich Verstellenden fort. Wir haben uns diese Scene natürlich bei beginnender Dunkelheit vorzustellen. Der König von Ternate hat indessen die Flucht des Gefangenen entdeckt und verfolgt ihn bis nach Tydore. Dort hat Gualebo sein teuflisches Vorhaben auszuführen begonnen. Die Stadt steht in Flammen und aus dem brennenden Palaste ruft Quisayra um Hilfe. Da zaudert der eben anlangende Ruy nicht, er verläfst Aerio, der sofort wieder in die Hände der Feinde fällt, und stürzt sich in die Flammen, um die Geliebte zu retten. Nachdem ihm das gefährliche Werk geglückt ist und die ohnmächtige Quisayra eben wieder den Gebrauch ihrer Sinne erlangt hat, wird er von dem erbosten Gualebo und den verhetzten Bürgern unter der Anschuldigung, den Brand gestiftet zu haben, angegriffen. Vergeblich will Quisayra ihn in Schutz nehmen. Selbst der Kriegsruf des die Verwirrung benutzenden Königs von Ternate bringt die Wütenden nicht zur Vernunft. Sie nehmen Ruy fest.

Die Klagen der Prinzessin, Weherufe Verbrennender, schmetternde Trompeten, wirbelnde Trommeln, wilder Kriegslärm und darüber die lichterloh brennende Stadt bilden ein Schlufsbild, das eher zu einer modernen Effektoper als zu einem ernsten Stück pafst.

III. jornada. Salama, allein, beklagt sein Geschick. Da erscheinen Tubalica und Gualebo. Salama verbirgt sich und belauscht das Paar. Er hört, dafs Gualebo bei dem am folgenden Tage in Gemeinschaft mit Tubalica dem Apollo darzubringenden Menschenopfer, wozu sonst ein zum Tode verurteilter Verbrecher gewählt wird, den Spanier als den durch das Los Bestimmten bezeichnen will. Die Priesterin billigt den Plan; fürchten sie doch beide für den Glauben des Landes. Aber der entrüstete Salama erklärt, als sie sich entfernt haben, dafs er den edlen Ruy schützen werde. Scenenwechsel. Ruy und Besugo im Kerker. Plötzlich ertönt Musik, die Ketten der Gefangenen fallen und vor dem Kerker erscheinen Quisayra, Gualebo, der König von Ternate und seine Schwester — das Opfer ist für Tydore und Ternate gemeinschaftlich — und später Tubalica. Unter Gesängen und nach einer längeren Ansprache Gualebos zieht Tubalica ein Los aus der Urne, das der Priester heimlich mit einem anderen, bereitgehaltenen vertauscht, worauf er den Namen Ruy Diaz verliest. Entsetzen Quisayras und der Spanier, das sich in kurzen, opernartig sich folgenden Ausrufen kundgiebt. Die Spanier werden wieder ins Gefängnis geführt, wo wir sie bald darauf klagend finden. Es ist Nacht. Quisayra kommt und öffnet ihnen die Pforte zur Flucht; da aber Salama in gleicher Absicht erscheint und das Licht erlischt, so geht sie aus Furcht vor dem Neuangekommenen, über dessen Person und Absicht sie sich nicht vergewissern kann, wieder fort. Salama, der aus dem Munde der Gefangenen von der Anwesenheit der Prinzessin gehört, gerät in Eifersucht und Wut gegen Ruy. Noch ehe er jedoch seinen Rachedurst an dem Spanier befriedigen kann, ertönt ein Hilferuf Quisayras, die der König von Ternate, seine Anwesenheit in Tydore mifsbrauchend, in der Dunkelheit entführen will. Salama und Ruy eilen fort, um die Prinzessin zu schützen. Verwirrter Lärm hinter der Scene. Bald hört man die Stimme des Königs und seiner Leute, bald die des Ruy Diaz oder die des Salama. Zwischen hinein tönt der Ruf Gualebos,

der die Flucht der Gefangenen entdeckt hat. Dann vernehmen wir, wie eben ein spanisches Schiff landet. Endlich tritt Ruy Diaz auf, der allein dem König von Ternate und seinen Leuten Quisayra streitig macht und alles vor sich niederwirft. Gualebo kommt zu den Kämpfenden, meldet die Landung der Spanier und fordert die Leute von Tydore und Ternate auf, gemeinsame Sache gegen die Fremden zu machen. Umsonst. Die Spanier siegen. Quisayra hatte sich vorher schon auf ihre Seite geschlagen. Jetzt kommen Gualebo und der König von Ternate und flehen fufsfällig um Gnade. Ruy nimmt die Malucas für 'el Magno Filipo Segundo' in Besitz, dekretiert die Freiheit Aerios und vermählt sich mit Quisayra, während Salama sich im letzten Augenblicke wieder auf seine alte Liebe zu Zelicaya besinnt. —

Das spanische Drama ist unstreitig reicher in der Handlung, kühner in der Erfindung, romantischer in der Gestaltung der Fabel als dasjenige Fletchers. Der Verfasser hat mit seiner Vorlage in einer Weise geschaltet, dafs die ursprüngliche Fabel kaum mehr zu erkennen ist. Auch hat er es besser als der Engländer verstanden, seinem Stücke Lokalfarbe zu geben. Seine Insulaner handeln nicht wie gesittete Europäer, sondern wie Halbwilde. Dabei ist Bewegung, Leben in dem Stücke. Man langweilt sich keinen Augenblick. Selbst die längeren erzählenden Stellen haben so viel Flufs, so viel Kraft und manchmal sogar Schönheit, dafs wir sie nicht als Verzögerungen empfinden.

Aber das Stück weist auch Mängel auf. Es ist nicht nur viel Handlung, sondern zu viel Handlung darin. Ein Abenteuer drängt das andere. Die Ereignisse überstürzen sich. Die Personen kommen nicht dazu, aufzuatmen. Um die Motivierung der einzelnen Handlungen hat sich der Dichter wenig gekümmert, ebensowenig um die Charaktere; denn seine Personen wandeln wie Schemen an uns vorbei.

Nach der ganzen Anlage der *Conquista de las Malucas*, nach den hohen Anforderungen, die seine Aufführung an scenische Apparate stellt, möchte man schliefsen, dafs es als Ausstattungsstück geschrieben worden; das würde manche Eigentümlichkeit, manche Schwäche erklären. Allein so, wie es ist, bleibt es noch ganz lesbar. Die Diktion ist fliefsend und namentlich frei von Kultismen. Jedenfalls gehört es zu den besten Erzeugnissen

seines Verfassers, der immerhin noch zu den nicht ganz unbedeutenden Nachahmern Calderons gezählt wird.

Merkwürdig ist, dafs auch Fernandez, gleich Fletcher, den religiösen Fanatismus eines Priesters als Triebfeder des Einschreitens gegen die Europäer im Drama verwertet hat, dafs auch bei ihm der Hauptheld eingekerkert wird, dafs auch bei ihm derselbe nur durch die kriegerische Aktion der Landsleute gerettet wird; aber freilich, zum Märtyrertum kommt es beim Spanier nicht, so wenig wie bei Fletcher Armusia Gefahr läuft, den Götzen geopfert zu werden. Jene Übereinstimmungen sind rein zufällige, gewifs, aber man sieht daraus aufs neue, dafs das englische und spanische Drama bei ähnlichem Entwickelungsgang immer und immer wieder ähnliche Erscheinungen hervorrufen mufste.

Das englische, das französische und das spanische Stück, so verschieden auch die dichterische Bedeutung ihrer Verfasser sein mag, kennzeichnen den Geschmack der drei Nationen im 17. Jahrhundert auf dem Gebiete des Dramas.

München. A. L. Stiefel.

Zu Shelleys Prometheus Unbound.

Herausgegeben aus dem Nachlafs von Julius Zupitza.

(Schlufs.)

II.

Kritik der Oxforder Handschrift.

Es ist in der That ein einziges Vermächtnis, das die Bodleiana in den Shelley-Handschriften und sonstigen Reliquien des Dichters besitzt. So viel des herrlichsten, was dieser Hochbegnadigte geschaffen, in Niederschrift von seiner eigenen Hand; Bilder, darunter eines, das die feinen, durchgeistigten Züge des *Spirito di Titano entro virginee forme* dem Herzen wunderbar nahe bringt; der Sophokles, der mit ihm das Wasser der tyrrhenischen See trinken mufste; die Uhr mit Shelleys und Marys Siegeln und dem Zeiger auf Viertel nach 5; eine prächtige Guitarre: der 'Sklave der Musik', den Ariel an Miranda sandte; Locken vom Haare des Dichters und Marys: seine dunkelblond, Marys leuchtend wie *'gold-wire'*, wenn die Sonnenstrahlen darüber spielen — wahrhaftig, alles von unvergleichlichem Herzenswerte.

Das Kostbarste aber, was die Musenstadt an der Isis von ihrem grofsen Pflegekind nunmehr birgt und hütet, dürfte doch wohl des Dichters eigene Niederschrift seines gröfsten Gedichtes sein, des *Prometheus Unbound,* mit seiner ungeheuren kosmischen Phantasie, seinen glänzenden, lichterfüllten Bildern, dem Lawinenlauf seiner Verse und seinem glühenden, leidenschaftlichen Glauben an die Hoheit und Majestät des Menschengeschlechts in kommender Veredlung.

Nur wenigen Bevorzugten ist bis jetzt ein Einblick in die Prometheus-Handschrift vergönnt gewesen: jetzt liegt sie zum erstenmal in ihrer Gesamtheit vor der Öffentlichkeit. Wer den

Zustand der Überlieferung Shelleyscher Werke kennt, wer weiſs, wie viel Geist und Scharfsinn zur Eruierung von Shelleys wirklicher Schreibung an sehr zahlreichen Stellen gerade dieses Gedichtes aufgeboten worden ist, wird nicht ohne gespannte Erwartung an die Handschrift herantreten, die in authentischer Weise Shelleys eigene Lesung wiedergiebt und viele *cruces* ein für allemal zu beseitigen verspricht.

Ist nun die Handschrift die allererste Niederschrift, oder eine Reinschrift, vielleicht gar das Druckmanuskript des *Prometheus*? Shelley schreibt an Mary von Padua nach Este — es scheint, Ende September 1818 (nach *Woodberry* II, 436 den 22.): *'Bring the book also with you, and the sheets of "Prometheus Unbound", which you will find numbered from one to twenty-six on the table of the pavilion'* (*Mrs. Shelley, Essays and Letters* II, 140). Und in einem Brief an *Peacock*, datiert *Este, 8. Oct. 1818,* sagt er: *'I have been writing — and indeed have just finished the first act of a lyric and classical drama, to be called Prometheus Unbound.'* Die 26 numerierten Blätter werden also wohl zum ersten Akt gehört haben. In unseren Manuskripten sind dieselben, glaube ich, keinesfalls enthalten. *MS. e. 1* hat 29 Blätter von *Prometheus I* (bis I, 498), *e. 2* 20 vom ersten Akt. Mit Ausnahme von *e. 1,* Blatt 2, 3, 4, 5, 6 findet sich keine von Shelley herrührende Numerierung der Seiten oder Blätter des *Prometheus* (da wir es in den drei Heften nicht mit losen Blättern zu thun haben, bedurfte es auch keiner): die jetzige Bleistift-Numerierung wurde für die *Bodleiana* gemacht, und die Zahlen 1 bis 26 stimmen auf keinen Fall.

Auch andere Betrachtungen würden zu der Annahme führen, daſs wir es hier nicht mit dem 'Urmanuskript' des *Prometheus* zu thun haben. Es ist wohl bekannt, daſs Shelley übermäſsig an seinen Kompositionen gefeilt hat. Man denke etwa an Trelawnys Worte über die *Lines to a Lady with a Guitar*: *'It was a frightful scrawl; words smeared out with his finger, and one upon the other, over and over in tiers, and all run together in most admired disorder; it might have been taken for a sketch of a marsh overgrown with bulrushes, and the blots for wild ducks.'* Als Trelawny ihn darüber befragt, antwortet Shelley: *'When my brain gets heated with thought, it*

soon boils, and throws off images and words faster than I can skim them off. In the morning, when cooled down, out of the rude sketch as you justly call it, I shall attempt a drawing.' Oder man vergleiche die Ausführungen Zupitzas über eines der am feinsten ausgemeifselten Gedichte Shelleys, den *Ozymandias,* und die Meerflut von Korrekturen in der Niederschrift (Archiv XCIV, 2—6).

Der *Prometheus Unbound* in unseren Manuskripten ist nun im grofsen und ganzen rein und sauber geschrieben; nur in den Detailkorrekturen macht die Lesung Schwierigkeiten — hier freilich keine geringen. Aber es finden sich viele der schönsten Reden ganz glatt und fast ohne jede Korrektur; darunter manche von solcher Glätte und Feile, wie sie wohl der Zauberer von Stratford selbst kaum *without blotting a line* fertig gebracht hätte.

Aus all diesen Gründen ist zu schliefsen, dafs unser Manuskript jedenfalls nicht die erste Niederschrift ist. Jeder noch mögliche Zweifel wird vollends behoben, wenn wir die Überlieferung von IV, 325—331 betrachten. Das Oxforder Manuskript bietet hier, mit Ausnahme einer einzigen Zeile, ganz glatten Text wie gedruckt; aber wir haben einen ersten Entwurf dieser Zeilen ebenfalls handschriftlich erhalten, nämlich in dem Holograph der *Mask of Anarchy,* das im Besitz von *Mr. Thomas J. Wise* ist und von *Mr. Buxton Forman* in Faksimile herausgegeben worden ist. Hier findet sich auf S. 16v eine erste Niederschrift der sieben Zeilen, mit Korrekturen über Korrekturen, ganz in der Art des *Ozymandias.* Das erste Halbdutzend Zeilen ist ganz durchgestrichen; die erste Zeile lautete ursprünglich:

Green & azure Wanderer;

dies wird langsam zu Vers 325

Brother mine, calm Wanderer

umgewandelt (man beachte, dafs *Brother* über *Sister* gesetzt wurde; also Shelley war sich nicht gleich klar, was für ein Geschlecht er der Personifikation der Erde geben sollte). Die zweite Zeile ist dann endgültig gebilligt worden (Vers 326), trotzdem sie hier getilgt ist; die dritte, vierte und fünfte sind ganz getilgt und im Druck verschwunden; in der nächsten Zeile heifst es

Some Spirit wraps thine atmosphere & thee,

das im Druck schliefslich lautet (V. 327):

Some Spirit is darted like a beam from thee;

erst der Schlufs der Strophe wird mehr und mehr identisch mit dem gedruckten Text.

Die eine Zeile, die im Oxforder Text korrigiert ist, ist die nunmehr dritte (V. 327): sie lautete ursprünglich ebenfalls wie im Konzept (*e. 1,* S. 11 r):

Some Spirit wraps thine atmosphere & thee

und ist dann erst zu der endgültigen Lesart der Drucke korrigiert. Somit ist ganz klar, dafs unsere Handschrift eine Reinschrift der Strophe bietet und überhaupt eine Durchgangsstufe vom Konzept zum Druck vorstellt.[1]

Als endgültiges Manuskript mufs jedoch ein von dem unseren verschiedenes in die Druckerei gegangen sein. Denn einmal zeigt, wenn ich nicht irre, schon der ganze Habitus unserer Handschriften, dafs sie nicht die Vorlage des Setzers waren. Und dann hat Shelley, offenbar nach Absendung des Druckmanuskripts, noch mannigfache Korrekturen und Winke für eventuelle Besserung in diesem seinem Leibmanuskript angebracht, die in der ersten Ausgabe keine Stelle gefunden haben. Auch sagt Shelley direkt (Brief an den Verleger Ollier vom 6. September 1819): *'My Prometheus, which has been long finished, is now being transcribed, and will soon be forwarded to you for publication.'* Weiter (Brief an Mr. und Mrs. Gisborne, datiert Florenz, 23. Dez. 1819): *'I have just finished an additional act to "Prometheus", which Mary is now transcribing, and which will be enclosed for your inspection before it is transmitted to the bookseller.'*[2]

Also Mary half dem Dichter bei der Arbeit, und zwar mufs sie ihre Abschrift für den Drucker direkt nach den Oxforder Handschriften gemacht haben. Dies verraten gewisse Verlesungen aufs deutlichste, vgl. z. B. II, 1, 122, oder II, 1, 126, oder insbeson-

---

[1] Auch in unseren Handschriften selbst sind die Nachträge oft voller Korrekturen, bevor eine endgültige Lesung zu stande kommt; man vergleiche z. B. *e. 3,* S. 34 r = III, 4, 111—124.

[2] Über die Korrektur der Druckbogen zum *Prometheus* u. s. w. siehe Woodberrys Noten II, 436 ff.

dere II, 3, 50, die alle durch die undeutliche, der Verlesung leicht ausgesetzte Schreibung unserer Manuskripte veranlafst wurden.

Es mag schliefslich noch erwähnt werden, dafs Shelley auch Listen von Druckfehlern für den *Prometheus* angelegt hat — eine hat auf alle Fälle Mrs. Shelley vorgelegen —, diese sind aber alle verloren, wie auch das Ur- und das Druckmanuskript.

Wenn wir das Gesagte zusammenhalten, so ergiebt sich, dafs natürlich unser Manuskript für die Textkritik von allergröfstem Werte ist: es ist, um es kurz zu sagen, der authentischste aller Texte. So ist der Prometheus von Shelley selbst gekommen, ohne die vielen und groben Fehler des ersten Druckes. Wohl können wir oft im Zweifel sein, ob Shelley als endgültige Lesart nicht eine andere bevorzugt hat; stets aber haben wir hier eine Lesung vor uns, die echt und unverfälscht von Shelley selbst herrührt.

Ob die drei *MSS. Shelley e. 1, 2, 3,* die den *Prometheus* enthalten, ursprünglich nur ein Heft bildeten,[1] wage ich nicht zu entscheiden. Von *e. 1* fehlt der hintere Deckel, von *e. 3* der vordere, so dafs diese zwei Hefte sich zunächst leicht zu einem Band zusammenlegen: man könnte meinen, diese beiden Manuskripte seien durch Durchschneidung des Leders auf dem Rücken aus einem einzigen entstanden. Allein bei näherem Zusehen scheinen doch die beiden Halbdeckel längs des Schnittes nicht zusammenzupassen, auch die Goldverzierungen gehen nicht aufeinander und der Strich des Leders stimmt ebenfalls nicht. Und selbst den Fall gesetzt, dafs *e. 1* und *e. 3* aus einem einzigen Manuskript geschnitten wären, wo bleibt dann *MS. e. 2,* das für sich gebunden ist und dem Kontext nach zwischen die beiden übrigen gehört?

Übrigens sind die Decken (Pappendeckel, Rücken in grünem Leder) sicher alt; gleich die erste z. B. trägt ja von Shelleys eigener Hand den *Ion.*

Bei weiterer Prüfung der Manuskripte ergiebt sich dann zunächst manches chronologisch Interessante. Wir wissen, dafs der vierte Akt des *Prometheus* erst nachträglich verfafst wurde. So sagt z. B. Mrs. Shelley (Edit. von 1839, II, 132): '*At first he completed the drama in three acts. It was not till several*

[1] Dies war Zupitzas Ansicht.

months after, when at Florence, that he conceived that a fourth act, a sort of hymn of rejoicing in the fulfilment of the prophecies with regard to Prometheus, ought to be added to complete the composition.' Der Zustand unseres Manuskripts ist ganz im Einklang damit. Der vierte Akt des *Prometheus* ist in eigentümlicher Weise vor den ersten Akt auf die leeren Blätter von *e. 1* geschrieben worden; wie diese nicht mehr reichten, gegenüber dem ersten Akt auf die Rektoseiten der Handschrift. Man sieht auch, daſs nach dem dritten Akt zuerst die *Preface* geschrieben wurde: nach dem dritten Akt, denn *e. 3* S. 34 r und 33 r sind nicht mit der *Preface* beschrieben, weil Zusätze zum *Prometheus* darauf standen. Der vierte Akt aber ist nach der *Preface* geschrieben; denn Shelley muſste in *e. 1* mit dem *Prometheus* IV von 13 v direkt auf 22 r überspringen, weil auf 14 ff. r bereits die *Preface* stand.

Gegen Ende Dezember wurde der vierte Akt vollendet; dazu stimmt vortrefflich, daſs wir das oben besprochene Konzept zu IV, 325—331 in Shelleys Autograph der *Mask of Anarchy* finden, die etwa Anfang September 1819 begonnen sein mag.

Es erhebt sich dann die weitere Frage, ob der *Ion* oder der vierte Akt des *Prometheus* zuerst in das Manuskript eingetragen wurde. Daſs Shelley im *Prometheus* IV von 13 v direkt auf 22 r übersprang, während die dazwischenliegenden Seiten nicht nur vom *Prometheus* I und der *Preface,* sondern teilweise (16 v, 17 r, 17 v, 19 r, 21 r) auch vom *Ion* eingenommen sind, würde zunächst für die Priorität des letzteren sprechen. Allein der Gesamtzustand des *MS. e. 1* entscheidet doch durchaus für die umgekehrte Folgerung. So geht z. B. der *Ion* von 21 r auf 23 r, während auf 22 r *Prom.* IV steht; von 23 r auf 26 r (*Prom.* IV auf 25 r). Weiter erscheint dann der *Ion* auf S. 36 r direkt hinter der letzten Zeile von *Prom.* IV, als Fortsetzung (mitten im Satz) von 27 r, während dazwischen *Prom.* IV steht. Von 36 r ab geht der *Ion* auf den Rektoseiten unbehindert bis zum Schluſs des Manuskripts, beim Umdrehen der Handschrift stand vorn schon der *Prom.* IV, und nur das erste Blatt war übrig; dieses und ein auf den Deckel gepapptes Blatt hat Shelley dann auch zur Weiterführung des *Ion* benutzt; da das mit *Prom.* I und IV schon fast gefüllte Bändchen keinen weiteren Raum mehr bot, hatte Shelley hier mit dem *Ion* abzubrechen. Die richtige Reihen-

folge scheint also zu sein: *Prometheus* I, II, III; *Preface*; *Prometheus* IV; *Ion*.

Wollte man spitzfindig sein, so könnte man noch chronologische Betrachtungen über die Abfassung der einzelnen Teile der *Preface* anstellen. Sie ist wohl nicht in einem Zug abgefaſst worden: der zweite Teil (vom fünften Abschnitt *'One word is due ...'* ab) steht mit anderer Tinte und Feder an anderem Platz, nämlich am Ende von *e. 3*. In *e. 1* wären für die Fortsetzung der *Preface* noch drei leere Seiten vor dem Beginn des Dramas zur Verfügung gestanden; dünkten diese dem Dichter zu wenig (er hat thatsächlich acht Seiten zur Fortsetzung gebraucht), oder stand damals schon der *Ion* auf diesen Zwischenseiten 16ᵛ, 17ʳ, 17ᵛ, so daſs also der zweite Teil der *Preface* um ein ziemliches später wäre (nach dem *Ion*, also auch nach *Prom.* IV)? Streng genommen gelten natürlich all diese chronologischen Schlüsse eigentlich nur für die Zeit der Eintragung in unsere Manuskripte, nicht für die Abfassung der einzelnen Stücke.

Shelleys eigene Niederschrift des *Prometheus* liefert uns auch sonst einige hübsche Einblicke in die Genesis des Dramas. Wie ihm der Gedanke eines vierten Aktes erst nachträglich kam, so sind von ihm auch einige der schönsten Stellen im Innern des Gedichts erst nachträglich eingefügt worden. So die wunderbaren Verse II, 5, 72—110:

My soul is an enchanted boat etc.

auf *e. 3*, 11ʳ, 12ʳ, 13ʳ; so die hübsche pastorale Einlage II, 2, 64—97 mit den zwei Faunen und den *'unenvying nightingales'* auf *e. 2*, S. 37ʳ und 38ʳ; so das gewaltige Geisterlied (II, 3, 54—98):

To the deep, to the deep,
Down, down!

auf *e. 2*, S. 40ʳ, 41ʳ, 42ʳ; so die strahlende Sonnenstelle mit der amphisbänischen Schlange (III, 4, 111—124) auf 34ʳ. Eine Anzahl weiterer Stellen dieser Art von geringerer Bedeutung sind oben im I. Teil registriert.

Die Art dieser Einfügungen ist psychologisch nicht uninteressant: wir sehen im Geiste, wie der Dichter in Wald und Busch, an Fluſs und See herumstreicht, das gewaltige Werk im Kopf, und wie ihm die Genien immerfort neue Perlen zutragen, die er

in das leuchtende Geschmeide einreiht. Übrigens sind an einigen Stellen auch gröſsere Partien ganz getilgt worden, so hinter I, 1, 707 in *e. 2,* S. 13v eine ganze Rede von 14 Zeilen, oder II, 5, 71 ein ganzes, übrigens auch eingeschobenes Gespräch von 11 Zeilen (in *e. 3,* S. 11r), oder II, 1, 110 ebenfalls ein ganzes Gespräch zwischen Asia und Panthea (in *e. 2,* S. 26v; danach zwei Blätter ausgerissen!). Shelleys eigene Zeilenzählung vor den Einschiebungen hilft oft den ältesten Bestand rekonstruieren.

Eine kleine chronologische Folgerung fällt aus dem Zustand unseres Manuskripts auch auf das Datum der *Ode to Heaven.* Sie steht im *MS. e. 3* auf S. 17r, 18r, 19r, 20r (vgl. Archiv XCIV, S. 11) und muſs, wie der Zustand des Manuskripts zeigt, nach III, 2, 41 des *Prom. Unb.* geschrieben sein. Denn dieser Vers des *Prometheus* erscheint als Nachtrag auf 19r, und zwar trennt er räumlich die eng zusammengehörigen Verse 42 und 43 der Ode, stand also schon vorher an der Stelle. Dies stimmt alles vortrefflich zu dem, was wir sonst wissen. Mrs. Shelley (1839, III, 197) setzt die Ode unter die Gedichte des Jahres 1819, das Harvard-Ms. trägt das Datum *Florence, December, 1819.* Da *J. Winsor* (*Facsimile* der *Skylark*) das Gedicht in der Handschrift als *'Corrected'* bezeichnet, so wird die Version unseres Manuskripts wohl die spätere sein; denn sie weist fast gar keine Korrekturen auf.

Einen Augenblick fühlt man sich fast versucht zu der Frage, ob Shelley diese Ode nicht geradezu in den *Prometheus* einfügen wollte: etwa gerade in die Scene III, 2, der sie gegenübersteht. In der Form, wie sie bei Forman (II, 287 ff.) steht, sind die dramatisch klingenden Weisungen *a Remote Voice* und *a louder and still remoter Voice* weggeblieben. Ein Geistersang, zumal ein so schöner, in dieser weihevollen Götterscene wäre wohl nicht übel am Platze; die Worte Apollos (III, 2, 37 ff.):

but list, I hear
The small, clear, silver lute of the young Spirit
That sits i' the morning star

schlagen den richtigen Stimmungston an. Allein wenn wir bedenken, daſs Shelley nirgends ein Einfügungszeichen angebracht hat, daſs, was schlimmer ist, die Ode sich doch nirgends ganz direkt in den *Prometheus* einfügen läſst, daſs sie 1820 in dem *Prometheus*-Band von Shelley selbst als selbständiges Gedicht

veröffentlicht wurde, so werden wir diesen Gedanken doch nicht weiter Raum geben dürfen.

Einmal verrät uns der Dichter in der Handschrift auch seine Quelle: in *e. 3*, S. 28[r] steht: *The beginning of Platos Republic* — gegenüber III, 3, 169:

> *It is deserted now, but once it bore*
> *Thy name, Prometheus; there the emulous youths*
> *Bore to thy honour through the divine gloom*
> *The lamp which was thine emblem; even as those*
> *Who bear the untransmitted torch of hope*
> *Into the grave, across the night of life,*
> *As thou hast borne it most triumphantly*
> *To this far goal of Time* (vgl. auch 148 ff.).

Shelley denkt natürlich an die Worte der *Πολιτεία*: Ἀρά γε, ἦ δ' ὅς, οὐδ' ἴστε ὅτι λαμπὰς ἔσται πρὸς ἑσπέραν ἀφ' ἵππων τῇ θεῷ; Ἀφ' ἵππων; ἦν δ' ἐγώ· καινόν γε τοῦτο. Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις ἁμιλλώμενοι τοῖς ἵπποις; u. s. w. Vgl. übrigens auch Bacons *Wisdom of the Ancients*, Kap. 26.

Auch die Lesarten der Manuskripte im Detail bieten, trotz ihrer vielfachen Irrelevanz von einem höheren Gesichtspunkt aus, doch häufig Beachtenswertes, und in einer Reihe von Fällen setzen sie den Text, wie ich glaube, endgültig fest und lösen Zweifel auf, die so erlauchte Kritiker wie Dr. Garnett, Rossetti, Palgrave, Buxton Forman, Swinburne erhoben haben. Es seien hier einige Beispiele noch extra herausgehoben, und zwar zunächst solche, welche frühere Vermutungen von Gelehrten bestätigen oder auch widerlegen.

I, 1, 54: *What ruin*
> *Will hunt thee undefended thro' the wide Heaven!*

Forman ist der Ansicht (II, 151), daſs *the* getilgt werden sollte, da Metrik und Sinn dies verlangten. Die metrische Unregelmäſsigkeit sei Shelley nicht zuzutrauen und auſserdem brauche Shelley *Heaven*, wenn er das Reich der Götter meine, dagegen *the heaven* nur vom Himmelsgewölbe: hier aber gehe *Heaven* auf das Reich, aus dem Jupiter vertrieben werden solle. Er vergleicht auch V. 373 derselben Scene:

> *Which may transfer the sceptre of wide Heaven*

und II, 4, 46, wo es von Jupiter heiſst, daſs Prometheus

> *Clothed him with the dominion of wide Heaven.*

Forman schliefst also, dafs *the* zu tilgen sei, *'although there is no authority for erasing the word the'.* Die Oxforder Handschrift bildet nun die fehlende *authority* für Weglassung des Wörtchens.

I, 1, 770:

And headless patriots, and pale youths who perished, unupbraiding,
Gleamed in the night. I wandered o'er, till thou, O King of sadness

u. s. w. Forman (II, 182): *I have little doubt that this full-stop* (hinter *night*) *should be removed.* Die Handschrift hat keine Interpunktion an der Stelle.

II, 5, 50:

And thy smiles before they dwindle
Make the cold air fire; then screen them
In those looks, where whoso gazes
Faints, entangled in their mazes.

Statt *looks* ist von Palgrave *locks* vorgeschlagen worden; allein schon Dr. Garnett hat in einer vortrefflichen Bemerkung (*Relics of Shelley* p. 98) die Lesart *looks* als die einzig richtige erwiesen, *'since in an Italian prose translation made by Shelley himself the disputed word is rendered sguardi.'* Um zu erläutern, *'what is meant by the mazes of looks'*, citiert Dr. Garnett dann *Prometheus Unbound* II, 1, 114—117:

Thy eyes are like the deep, blue, boundless heaven,
Contracted to two circles underneath
Their long fine lashes; dark, far, measureless,
Orb within orb, and line through line inwoven.

Die Handschrift liest denn auch zweifellos *looks.* Zu weiterer Illustration liefse sich auch eine Stelle aus den *Essays and Letters* (II, 211) anführen: *'the mazy depth of colour behind colour, with which the intellectual women of England and Germany entangle the heart in soul-inwoven labyrinths'.*

II, 5, 96:

Which in the winds on the waves doth move

lesen alle Ausgaben vor Rossetti, der *and* vor *on* eingeschoben hat, worin ihm Forman gefolgt ist, der dies *'an absolutely certain emendation'* nennt. Die Handschrift hat thatsächlich *& on.*

IV, 242:

Purple and azure, white, green, and golden

in den Drucken. Rossetti aber ergänzte *and* vor *green*: *'I cannot doubt that Shelley gave it in, for the metre's sake'* (II, 433). Forman folgt ihm, *'because it seems morally certain that Shelley did not intend the line to stand as it does in his edition ..., with a syllable too little.'* Ich weifs zwar nicht, was die Moral damit zu thun hat, allein in der Sache hat Forman recht: die Handschrift hat ein *&* vor *green*.

IV, 276:

Filling the abyss with sun-like lightnings.

So in den Drucken. Rossetti bemerkte, dafs *lightenings* zu lesen sei. Dagegen wendet sich ziemlich heftig Forman: *'Mr. Rossetti gives us in this line an example how a very slight change may produce a very calamitous result, by introducing the letter* e *into lightning, and thus reducing the line to the normal scansion, but, to my mind, ruinously. If, indeed, it is not as Shelley meant it to be, — and the rhythm is perfectly good, though not normal, — it would seem to me much less objectionable to transpose the words thus,*

Filling with sun-like lightnings the abyss,'

indem er meint, eine Einschiebung zwischen den Zeilen sei beim Drucke an falsche Stelle geraten. Aber Rossetti hatte das Richtige[1] getroffen: die Handschrift hat thatsächlich *lightenings*.[2]

Andere Widerlegungen von Vermutungen finden wir z. B. in folgenden Versen:

I, 1, 770 f.:

till thou, O King of sadness,
Turned by thy smile the worst I saw to recollected gladness.

Rossetti schreibt *Turn'st* aus grammatischen Gründen, weil *'grammar protests'* gegen *Turned*; Forman meint aber: *'euphony and truth to Shelley both protest against turn'st.'* Shelley braucht auch sonst die 2. Pers. Sing. = der 1. und 3.; vgl. besonders *Skylark* 80:

Thou lovest; but ne'er knew love's sad satiety,

wozu Forman (II, 303) aus Epipsychidion citiert:

---

[1] Rossetti verweist mit Recht auf *Cenci* III, 1, 179, *Hellas* 88, *Triumph of Life* 96.

[2] Einen Wink für die richtige Skansion des Verses bekommen wir auch in IV, 372: das Manuskript schreibt hier *delicatst*.

Thou too, O Comet beautiful and fierce,
Who drew the heart of this frail Universe
Towards thine own (368 ff.).

Die Handschrift hat denn auch *Turned.*[1]

II, 1, 165:

It is some being
Around the crags.

Rossetti hielt *Around* für einen Druckfehler statt *Among* oder *Amid;* aber die Handschrift hat *Around,* für das Forman und Woodberry mit Recht eintreten.

IV, 221:

Its plumes are as feathers of sunny frost.

Rossetti bemerkt: *'Every ear must notice the exceptional, not to say unrhythmical, quality of this line. Should it read thus?*
Its feathers are as plumes of sunny frost.'

Und Forman II, 248 meint, dieser Vorschlag *'is certainly worthy of attention'*. Allein die Handschrift liest wie die Drucke, und wir müssen uns natürlich dabei beruhigen.

IV, 294:

Round which death laughed, sepulchred emblems.

Der Vers hat nur vier Hebungen. Daher meint Forman, *these* sei vielleicht am Ende des Verses ausgefallen. Aber auch die Handschrift hat *these* nicht. Wir müssen annehmen, dafs Shelley irrtümlich den Vers gelassen hat, indem er, da er ziemlich lang ist, glaubte, er hätte die fünf erforderlichen Hebungen: im Druck geht er über den vorhergehenden und den folgenden hinaus.[2]

Weiter giebt die handschriftliche Aufzeichnung an zahlreichen Stellen, wo die in Betracht kommenden Drucke schwanken, die sichere Entscheidung.

I, 1, 106 liest die erste Ausgabe (es spricht die Stimme der Wirbelwinde, nicht etwa eine Frau):

Though silence is a hell to us.

Mrs. Shelley aber (1839) las

Though silence is as hell to us.

---

[1] Auch III, 3, 27 des *Prometheus Unbound* liest das Manuskript *thou shall.*

[2] Oder man lese *emb(e)lems* mit dem gleichen Svarabhakti-Vokal wie *lightenings* in IV, 276. Shelley liebt solche Zerdehnungen; die Elisabethaner verwenden sie bekanntlich zuhauf.

Rossetti und Forman lesen beide *a*; der letztere bemerkt (I, 153): *'Mr. Rossetti reverts to the reading of Shelley's edition ... and I suspect that this change of Mrs. Shelley's* (nämlich *a* zu *as*) *was accidental rather than based on Shelley's list of errata.'* Aber die Handschrift liest ebenfalls *as,* nicht *a,* und so ist sicherlich die Lesart der Mrs. Shelley nicht *accidental,* sondern die Änderung eines von Shelley bemerkten Druckfehlers.

I, 1, 687. Die Editio princeps liest:

We make these our liquid lair

Mrs. Shelley ersetzte *these* durch *there, 'with authority, there can be little doubt,'* sagt Forman. Die Handschrift hat thatsächlich *there.*

II, 4, 100: *but who reigns down*
Evil ...

So in der Editio princeps, Mrs. Shelley aber *rains.* Die Handschrift hat *rains*; man wird also die Lesart, die Rossetti gegenüber Forman adoptiert hat, als die richtige annehmen müssen.

II, 5, 54:

Child of Light! thy lips are burning
Thro' the vest which seems to hide them.

So die Editio princeps, aber Mrs. Shelley *limbs, 'no doubt with authority,'* meint Forman richtig; denn die Handschrift liest auch *limbs.*

III, 1, 5:

The soul of man, like an unextinguished fire

in der Ed. pr., Mrs. Shelley hat das *an* nicht. Forman meint *'I cannot doubt that this is another correction from Shelley's list of errata'.* Jedenfalls hat die Handschrift kein *an.*

III, 1, 13: *tho' under my wrath's might*
It (= *soul of man*) *climb the crags of life, step after step.*

So Ed. pr., aber Mrs. Shelley *night.* Forman verteidigt *might*: *'The sense that the soul of man climbs the crags of life subject to the power of Jove's wrath seems to me more probable than the sense that it climbs under the darkness of his wrath.'* Aber die Handschrift hat ebenfalls *night.*

III, 1, 20:

Who waits but till the distant hour arrive

Ed. pr., Mrs. Shelley *destined*; ebenso Hs.

III, 1, 69:

The monarch of the world? What then art thou?

So Mrs. Shelley und Hs. gegen Ed. pr., die *then* ausläſst.

III, 2, 39: *That sits on the morning star*

Ed. pr., Mrs. Shelley und Hs. *i'*.

III, 3, 70:

Than all thy sisters, this is the mystic shell

Ed. pr., Mrs. Shelley bloſs *this*. Forman meint: *'I suspect it* (d. h. das Wörtchen *is*) *dropped out accidentally while Mrs. Shelley's first edition of 1839 was going through the press'*; aber auch in der Hs. fehlt *is*.

III, 3, 125: *and those who did inhale it.*

So Ed. pr., Mrs. Shelley *that*. Forman meint: *'It is difficult to imagine that Shelley added so trivial a change to his list; and it seems more likely to be an accidental alteration.'* Die Hs. giebt ihm Recht, da sie *who* liest.

IV, 432: *A half infrozen dew-globe, green and gold*

in der Ed. pr., von Rossetti verteidigt. Dagegen *half unfrozen* in den Ausgaben der Mrs. Shelley und von Forman verteidigt. Die Hs. hat *half-unfrozen* (*unfrozen* auch sonst einmal bei Shelley).

IV, 559: *from the last giddy hour*
Of dead endurance

Ed. pr., aber *dread* bei Mrs. Shelley. Forman bemerkt: *'I imagine this* (nämlich *dread*) *to have been an error of the press in Mrs. Shelley's first edition of 1839, — taking the sense to be "from the last hour of endurance now dead",'* und auch Rossetti meinte (nachträglich!), daſs *dead* möglicherweise korrekt sein könnte. Aber die Hs. hat *dread*.

An einigen Stellen zeigt die Niederschrift ursprünglich die Lesart, welche die Ausgaben bieten, aber dann eine Korrektur: es wird dann zu erwägen sein, ob diese Korrektur vielleicht nur zufällig nicht gedruckt worden ist (eben weil sie Shelley erst machte, nachdem das Druckmanuskript schon abgeschickt war?), oder ob vielleicht Shelley mit Grund und Absicht zu der alten Lesart zurückgekehrt ist.

I, 1, 152 ff.: *I am the Earth,*
Thy mother; she within whose stony veins,
To the last fibre of the loftiest tree

Whose thin leaves trembled in the frozen air,
Joy ran, as blood within a living frame,
When thou didst from her bosom, like a cloud
Of glory, arise, a spirit of keen joy!

In der Hs. sind die Worte *cloud Of glory, arise* durchgestrichen und darüber *beam From sunrise, leap* — (dabei *leap* hinter getilgtem *burst*). Man könnte versucht sein, zu meinen, dafs die Änderung eine Besserung sei; denn der Kontext der Verse ist dann so:

When thou didst from her bosom, like a beam
From sunrise, leap — a spirit of keen joy!

Wie blitzt hier dieser *'beam from sunrise'* an unserem Auge vorüber! Und doch, wie majestätisch schön steigt die *'cloud of glory'* in den Äther empor: wahrhaftig, ein glorreiches Symbol für Prometheus und seinesgleichen! Und wie gern zaubern Shelley und andere grofse Dichter das Bild glänzender Wolken vor die Phantasie! Man denkt an die gold- und purpurschimmernden Wolken Homers, an die silberrandige Wolke Miltons, an die wandernde Wolke, die des verbannten Yaksha sehnsüchtige Liebesbotschaft vom Ramaberg über Indiens Fluren nach dem Himalaya trägt, an die Wolken der Iphigenie auf Tauris, auf denen den Göttern Stühle und goldene Tische bereitet sind, an die glanzumstrahlte Wolke, auf der Faust das Götterbild der Helena emporschweben sieht:

Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!

Vor allem denkt man an Shelleys eigene glorreiche *'Cloud'*, wie sie, die Braut des Sturmwinds, lachend, dräuend, wohlthätig, triumphierend durch den Äther dahinschifft — und man ist dann doch wohl geneigt, der ersten Lesart den Preis zu geben. Ist Shelley, der Wolkendichter κατ' ἐξοχήν, in ähnlichem Gedankengang zu seiner *'cloud of glory'* zurückgekehrt?

I, 1, 204:

There thou art, and dost hang, a writhing shade,
'Mid whirlwind-peopled mountains.

In der Hs. ist *peopled* mit Bleistift durchgestrichen und ebenfalls mit Bleistift *shaken* darüber geschrieben. Mir scheint hier

auch die spätere Lesart die bessere; denn *peopled* von Winden ist doch etwas sehr kühn.

I, 1, 237 f. hat sich Shelley überlegt, ob er nicht besser *Its* statt *His* und *it* statt *he* schreiben solle. *Its* und *it* dürften wohl als Besserung zu bezeichnen sein.

Endlich seien noch solche Stellen erwähnt, wo die Handschrift sogleich von vornherein eine Lesart hat, die besser scheint als die gedruckte. Wenn wir uns hier der Vorzüglichkeit der handschriftlichen Lesung versichert haben, werden wir sie unbedenklich annehmen, da die richtige Lesart in solchem Falle ja gewifs nur durch Versehen und Zufälligkeiten nicht in die Drucke übergegangen ist.[1]

I, 553: *Mark that outcry of despair*

Die Hs. hat das bezeichnendere *Hark* statt *Mark*, das mir prosaisch klingt, und zwar zweimal, indem der Dichter, nachdem er *Hark* geschrieben, es wieder ausstrich, um eine im Druck weggelassene Bühnenweisung hinzuschreiben: *a shadow passes over the scene & a piercing shriek is heard,* und dann noch einmal *Hark* folgen liefs. Vergleiche auch das parallele *Look!* ein paar Zeilen vorher. *Mark* dürfte ein Versehen des Druckmanuskripts oder des Setzers sein. Vgl. auch I, 756:

And hark! their sweet, sad voices!

oder II, 3, 36: *Hark! the rushing snow!*

(nicht in Ellis' Concordanz).

I, 589: *The heaven around, the earth below*
Was peopled with thick shapes of human death,
All horrible, and wrought by human hands,
And some appeared the work of human hearts,
For men were slowly killed by frowns and smiles.

[1] Bei der Kollation erschien mir die Zahl der so zu bessernden Stellen noch weit gröfser, da die Formansche Ausgabe trotz der offenbaren Mühe, die der Herausgeber darauf verwendet hat, doch einige schlimme Druckfehler enthält; z. B. *ruin* statt *ravine* oder *ravin* (I, 619), wie die Hs., Mrs. Shelley, Rossetti, die Tauchnitz-Ausgabe und Cassell's National Library richtig lesen; das falsche *ruin* steht in Ellis' Concordanz, bei Dowden, Woodberry, Scudder, Shepherd, Dickinson, der Chandos-Ausgabe und liegt den Übersetzungen von Seybt, Rabbe und Frl. Richter (Reclam) zu Grunde, während Wickenburg und Sanfelice nach der richtigen Lesart übersetzen. Dies Wort *ravin* hat Shelley noch *Cyclops* 344:

The ravin is ready on every side.

Statt des *And* am Anfange der vorletzten Zeile hat die Hs. *Tho,* d. h. nach Shelleyscher Schreibung *Tho'* = *Though.* Diese Konjunktion ist unzweifelhaft das richtige: *And* ist dagegen ungeschickt.

Hierher mag auch I, 276. 277 (Fluch des Prometheus gegen Jupiter) gehören:

Let thy malignant spirit move
Its darkness over those I love —

kühner, aber vielleicht poetischer als das *In darkness* der Drucke.

I, 646. Auch hier werden wir mit der Hs. lesen:

Pan. Alas! what sawest thou more?
Prom. *There are two woes ...*

Die Drucke lassen das unumgänglich notwendige *more* aus.

II, 1, 88: *I could hear*
His voice, whose accents lingered ere they died
Like footsteps of weak melody.

So die Ausgaben; die Hs. hat *as* statt *ere.*

II, 1, 126:

Say not those smiles that we shall meet again
Within that bright pavilion which their beams
Shall build on the waste world?

Die Hs. hat *oer* = *o'er* = *over* unzweifelhaft, aber so geschrieben, daſs es bei nicht genauem Zusehen leicht *on* gelesen werden kann, und das ist wohl bei der Herstellung des Druckmanuskripts geschehen.

II, 1, 151:

But on the shadows of the morning clouds,
Athwart the purple mountain slope, was written
Follow, O, follow! as they vanished by.

So die Ausgaben. Die Hs. hat aber *moving clouds,* was gewiſs richtig ist.

II, 2, 41: *There those enchanted eddies play*
Of echoes, music-tongued, which draw ...
With melting rapture, or sweet awe,
All spirits on that secret way.

Für *sweet* hat die Hs. *deep.* Ich glaube nicht, daſs *sweet awe* an sich ein guter Ausdruck ist oder ein richtiger Gegensatz zu *melting rapture,* während *deep awe* ganz untadelig ist. Vgl. *Alastor* 133: *Enamoured, yet not daring for deep awe*
To speak her love.

II, 3, 49: *my brain*
Grows dizzy; I see thin shapes within the mist.
Pan. *A countenance with beckoning smiles: there burns*
An azure fire within its golden locks!

Nun ist aber bei näherem Zusehen die endgültige Lesung der Hs. (*e. 2,* S. 39ᵛ): *my brain*
Grows dizzy — seest thou shapes within the mists?

Ursprünglich stand freilich *I see shapes,* aber *I* ist durchgestrichen, *st thou* steht über Karetzeichen über der Zeile, *thou* konnte sehr leicht für *thin* verlesen und das *st* sowie das Fragezeichen am Schlufs der Zeile übersehen werden. Thatsächlich mufs dies bei Anfertigung des Druckmanuskripts geschehen sein. Es besteht kein Zweifel, dafs wir *seest thou ...?* zu lesen haben; der ganze Zusammenhang wird dadurch viel besser.

III, 3, 85. Die Erde spricht zu Prometheus:

Thy lips are on me, and thy touch runs down
Even to the adamantine central gloom
Along these marble nerves.

Die Hs. hat *their* statt des zweiten *thy,* auf *lips* bezüglich; dies ist unzweifelhaft das richtige und *thy* eine Dittographie.

III, 3, 161. 164:

The image of a temple, built above ...
And populous most with living imagery.

Die Hs. hat umgestellt *populous with most living imagery,* zweifellos das richtige.

IV, 172:

We encircle the ocean and mountains of earth.

Die Hs. hat den Plural *oceans,* der richtig ist, da die Erde doch nicht blofs einen Ocean hat. Vgl. V. 335 *The oceans,* eine Stelle, die uns auch sofort beschäftigen soll.

IV, 332:

Ha! ha! the caverns of my hollow mountains,
My cloven fire-crags, sound-exulting fountains,
Laugh with a vast and inextinguishable laughter.

Also die Erde oder vielmehr alles auf ihr lacht. Nun kommt das Echo:

The oceans, and the desarts, and the abysses,
And the deep air's unmeasured wildernesses,
Answer from all their clouds and billows, echoing after.

Es wird also ausdrücklich gesagt, daſs das Echo von Wolken und Wogen, also vom Himmel und den Oceanen komme. Aber, wie die Worte gedruckt stehen, müſste man *the desarts, and the abysses* ohne Zusatz auf die Erde beziehen. Alles ist in Ordnung, wenn man mit der Hs. statt *And the deep air's* liest *Of the deep air's*: es handelt sich da um die Wüsten und Abgründe der Luft.

IV, 516: *the bright visions,*
Wherein the singing spirits rode and shone,
Gleam like pale meteors through a watery night.

Die Hs. hat *mist*. Dies ist zweifellos richtig. Vgl. auch IV, 488: *a grey and watery mist.*

IV, 206:

I see a chariot like that thinnest boat,
In which the mother of the months is borne
By ebbing night into her western cave,
When she upsprings from interlunar dreams.

Die Hs. liest *light* statt *night*. Was ist richtig? Um dies zu beantworten, werden wir uns zuerst über die Bedeutung der vierten Zeile, und zwar speciell des Wortes *interlunar,* klar werden müssen. Zweifellos ist Shelley im Gebrauch dieses Wortes von Milton beeinfluſst worden, der an berühmter Stelle im *Samson Agonistes* die Verse hat (86 ff.):

The Sun to me is dark
And silent as the Moon,
When she deserts the night,
Hid in her vacant interlunar cave.

Masson erklärt die letzten Worte mit *'her "between moons" cave, where she hides between old moon and new moon'*. Das *Century Dictionary* erklärt *interlunar* als *'pertaining to the moon's monthly interval of invisibility; between the periods of moonlight: as, interlunar nights'*. So gebraucht Shelley das Wort häufig; er hat *interlunar night* in der *Witch of Atlas* XLVII, 2; *interlunar sea Prom.* II, 4, 91; *interlunar air Prom.* III, 4, 94 und *Cenci* II, 1, 190, hier mit besonderer Hervorhebung des Dunkels einer Interlunarnacht:

I bear a darker deadlier gloom
Than the earth's shade, or interlunar air,
Or constellations quench'd in murkiest cloud.

Mit Bezug auf die Miltonsche Stelle sagt das *Century Dictionary*: '*The interlunar cave is the place of seclusion into which the moon was anciently supposed to retire at such times*' (d. h. zur Zeit des Neumonds). Wir haben es also mit der Fiktion zu thun, dafs der Mond zur Zeit seines Wechsels das Reich der Luft verläſst, sich in eine Höhle im fernen Westen zurückzieht und dort schlafend und träumend des Wiedererstehens wartet. Darauf weisen die *interlunar dreams* unserer Stelle hin; ähnlich auch *Lines to a Guitar* 23 ff.:

When you die, the silent Moon,
In her interlunar swoon,
Is not sadder in her cell
Than deserted Ariel.

Die vierte Zeile der obigen Stelle aus dem *Prometheus* ist also offenbar nichts anderes als eine hübsche poetische Umschreibung für die Zeit des beginnenden Neumonds, wo der Planet aus Schlaf und Traum sich neu erhebt. Nun geht aber der Neumond doch mit der Sonne unter, also *by ebbing light,* d. h. am Abend, wenn das Licht hinschwindet, nicht *by ebbing night,* was ja nur den Morgen bedeuten könnte. Zweifellos bietet also die Hs. mit *light* das richtige und sämtliche Ausgaben mit *night* das falsche. Vielleicht trägt die Anführung einiger Parallelstellen noch weiter zur Erhellung der sehr schönen, aber auch dunklen und verschwommenen Stelle bei; nämlich etwa der Zeilen aus *Prometheus* III, 2, 23 ff.:

and from their glassy thrones
Blue Proteus and his humid nymphs shall mark
The shadow of fair ships, as mortals see
The floating bark of the light-laden moon
With that white star, its sightless pilot's crest,
Borne down the rapid sunset's ebbing sea;

oder aus dem *Triumph of Life,* Vers 79 ff.:

Like the young moon
When on the sunlit limits of the night
Her white shell trembles amid crimson air,
And whilst the sleeping tempest gathers might,
Doth, as the herald of its coming, bear
The ghost of its dead mother, whose dim form
Bends in dark æther from her infant's chair.

An dieser Stelle könnte freilich auch an das Aufgehen des Neumondes mit der Sonne gedacht sein: *sunlit limits of the*

night ist doppeldeutig. Hält man aber die Stelle IV, 215 ff. des *Prometheus Unbound* daneben:

> *Such as the genii of the thunder-storm*
> *Pile on the floor of the illumined sea*
> *When the sun rushes under it,*

so wird man zu der Annahme geneigt sein, dafs Shelley auch hier an eine abendliche Scene dachte.

Hiermit ist die Kritik der neuen Lesarten keineswegs erschöpft. Doch ich will hier abbrechen und einer neuen Ausgabe des Gedichtes nicht allzusehr vorgreifen. Denn dafs dieses gröfste englische Gedicht des 19. Jahrhunderts, dessen Schwierigkeit seiner Gröfse proportional ist, eine neue, allseitig eindringende Ausgabe verlangt — sei es nun von einem Shelley-Veteranen oder einem Neophyten —, darüber kann, meine ich, kein Zweifel bestehen. Möge bis zur Erfüllung dieses Wunsches eine freundliche und nachsichtige Beurteilung diese kleinen Beiträge zur Erklärung einiger Stellen im Lichte der treffenden Worte Swinburnes betrachten (*Essays and Studies* p. 203): *'These slight things, so tedious to dwell upon, all help us — and they only can help us — towards a true text of our greatest modern poet. In the case of Aeschylus or of Shakespeare, such light crumbs and dry husks would be held precious as grains of gold.'*

III.

Helene Richters Übersetzung des Prometheus Unbound.

In dem Nachrufe, welcher Zupitza von Professor Napier in Band XCV des Archivs gewidmet worden ist, heifst es auf S. 246/7: 'Seinen letzten Aufenthalt in Oxford im Sommer 1894 hat er dazu benutzt, die reiche Sammlung von Shelley-Hss. auf der Bodleiana zu kollationieren, und einen Teil dieses Materials hat er bereits verarbeitet und im Archiv veröffentlicht. Die allerletzte Arbeit, an die er Hand gelegt und deren Ergebnis zur Zeit seines Todes unvollendet auf seinem Pult lag, war die Besprechung einer von H. Richter verfafsten Übersetzung des entfesselten Prometheus.'

Jupiters wiederholt, sich im Original (I, 302—311) eine gleichgebaute fünfte anschliefst, die unter Prometheus und die Erde verteilt ist: statt der ersten vier Verse, die *abab* reimen, hat unsere Übersetzung (S. 35) fünf Blankverse. Auch in den bald darauf folgenden Reden der Ione und Panthea giebt die Übersetzung nicht die Form des Originals wieder. Sie bilden metrisch zwei Strophen mit dem Reime *ababcdccdeec*: in der Übersetzung sind aber V. 5 und 12 jeder der beiden Strophen Waisen.

Dies wird zur Rechtfertigung meiner Behauptung genügen. Im Anschlufs hieran mag sogleich erwähnt werden, dafs die Übersetzerin begreiflicherweise in einem ihrer fünfmal gehobenen Verse nicht immer den ganzen Inhalt eines Shelleyschen Blankverses unterzubringen vermocht hat: so kommt es z. B., dafs aus den 73 Versen, die im Original vor der ersten lyrischen Einlage stehen, in der Übersetzung 94 geworden sind.

Leider haben sich in Formans Text ein paar Druckfehler eingeschlichen, die die Übersetzerin nicht bemerkt hat. So lesen wir bei ihr z. B. S. 18 in der Vorrede: '... der Eindruck des mächtig erwachenden Frühlings' = *the effect of the vigorous awakening spring* bei Form. II, 140 f.: aber die älteren Ausgaben haben ein *of* zwischen *awakening* und *spring*, und die gleiche Lesart hat die Oxforder Handschrift. Ferner hat Form. II, 176 in I, 619 *ruin* statt des *ravin* der älteren Ausgaben und der Handschrift. Unsere Übersetzung giebt *ruin* durch 'Trümmer' wieder, ein Wort, das seltsamerweise auch schon bei Seybt an dieser Stelle erscheint. Aber Sanfelices *rapina* und Wickenburgs 'Feind, der ihm zur Beute ward', hätten die Übersetzerin, die übrigens in der 1. Aufl. S. 46 'Raub' giebt, veranlassen sollen, auch andere Ausgaben einzusehen.

Aber auch die Übersetzung selbst leidet an Druckfehlern, zum Teil an Stellen, wo die erste Auflage das richtige hat. Vgl. 'eurem Feind, der sacht Das All besiegt' S. 29, V. 145 statt 'sonst' (= *else* Form. II, 154, 119; in der 1. Aufl. S. 8 'eurem Feinde, der Sonst Allem obsiegt'); 'Der, seit du untergingest, aus dem Schofs Des Nebels sprang' S. 32, V. 269 statt 'Übels' (= *Evil* Form. II, 158, 213; vgl. 1. Aufl. S. 15 'Der, seit du fielst, dem überfruchtbarn Übel Entsprang'); 'Seinen Staat weist es dem Wahren' S. 44, V. 681 statt 'weiht' (*To Truth its state is dedicate* Form. II, 174, 569; 'Seinen Staat weiht es dem Wahren' 1. Aufl. S. 42); 'Wem nennst du Gott?' S. 69, V. 609 statt 'Wen' (= *Whom* Form. II, 208, 112; 'Wen' 1. Aufl. S. 95); 'Beschweben die Winde sicher und schnell' S. 73, V. 765 statt 'Beschreiten'? (= *Walk upon* Form. II, 214, 69; vgl. 'Die schreiten auf Winden' 1. Aufl. S. 105); 'mit Nie säumendem und nie benutztem Fufs' S. 85, V. 362 statt 'nie benetztem' (= *unwet* Form. II, 228, 157; 'unbenetztem' 1. Aufl. S. 128); 'die vollste ... Form' S. 19 statt 'älteste' (= *oldest* Form. II, 142; die Vorrede ist in der 1. Aufl. nicht übersetzt); 'Härter wird die Angst sie machen, Als mich nun der Hafs läfst sein' S. 42, V. 626 statt 'euch' (= *ye* Form. II, 171, 515; 'Härter, als aus Hafs ihr seid, Wird aus Angst sein er' 1. Aufl. S. 38).

Shelleys Einleitung hätte häufig genauer übersetzt werden können,

als es die Verfasserin thut. Wenn Shelley z. B. schreibt *The Greek tragic writers*, warum giebt sie das durch 'Die griechischen Dichter' wieder? Von solchen Ungenauigkeiten will ich hier absehen: ich hebe nur einige Mifsverständnisse hervor. Shelley sagt bald am Anfang, dafs die griechischen Tragiker sich nicht für verpflichtet hielten *to imitate in story as in title their rivals and predecessors.* In der Übersetzung heifst es: 'noch meinten sie, was den Titel oder die Handlung betrifft, ihren Vorgängern und Mitbewerbern folgen zu müssen'. Aber Shelley wollte gerade sagen, dafs die griechischen Tragiker zwar die Titel ihrer Vorgänger und Mitbewerber, aber nicht die Fabel beibehielten. Ebenda spricht Shelley von *the Athenian theatre*: die Übersetzerin im Plural von 'den athenischen Theatern'. S. 143 bei Forman sagt Shelley: *The pretence of doing it* [nämlich dafs ein Dichter ausschliefst *from his contemplation the beautiful which exists in the writings of a great contemporary*] *would be a presumption in any but the greatest.* In der Übersetzung heifst es S. 20: 'Vorzugeben, dafs er es thue, wäre von jedem, auch von dem Gröfsten, Anmafsung'.

Wenn ich mich nun zu dem Gedichte selbst wende, so will ich nur einige gröbere Mifsverständnisse berichtigen. Die Erde sagt zu Prometheus I, 143: *tho' the Gods Hear not this voice, yet thou art more than God Being wise and kind.* Die Übersetzung S. 30, 177: 'hören auch Die Götter nicht auf diese Stimme, bist Du dennoch mehr als Gott'. *Hear* im Urtext ist so viel wie 'verstehen', aber nicht 'auf etwas achten'; vgl. V. 149 *No, thou canst not hear.* — I, 353 sagt Mercur zu Prometheus: *To thee unwilling, most unwillingly I come*; das kann nur heifsen: 'Höchst ungern komme ich zu dir, der du mich ungern siehst'. Die Übersetzung S. 36, 421: 'Ungern, Höchst ungern komme ich zu dir'. Die Steigerung wäre doch prosaisch. Andererseits ist in der Hs. Shelleys *thee* über getilgtes *one* gesetzt, zu dem notwendigerweise *unwilling* gezogen werden müfste, da ein allgemeines *one* in dem Zusammenhang unmöglich ist. — I, 357 *aye from thy sight Returning, for a season, Heaven seems Hell.* '*aye*' kann nur 'immer' sein; aber in der Übersetzung S. 36, 427 lesen wir: 'Ja, kehr' ich heim' u. s. w. — I, 428 *Alas! I wonder at, yet pity thee.* Übersetzung S. 39, 520: 'Ich bewundre, doch Beklage dich'; vielmehr 'Ich wundere mich über dich' u. s. w. — I, 432 *Call up the fiends.* Übersetzung S. 39, 525 'Ruf' die Feinde!' I, 582 *Darest thou observe how the fiends torture him?* Übers. S. 44, V. 695 '... wie ihn die Feinde quälen?' II, 4, 133 *as fiends pursued them there.* Übers. S. 70, 636 'als verfolgten Sie Feinde'. *fiend* hat schon in der späteren mittelenglischen Litteratur nicht die allgemeine Bedeutung von 'Feind', sondern nur 'Teufel', 'Dämon'. — I, 473 *I laugh your power, and his who sent you here, To lowest scorn.* Übers. S. 41, V. 577: 'Zu schanden lach' Ich eure Macht' u. s. w. So drücken wir uns im Deutschen doch nicht aus. — I, 825 *But the eastern star looks white.* Übers. S. 52, 969 'Doch es schimmert Das östliche Gestirn'. Da ist die Hauptsache, *white,* übersehen. Vgl. II, 1, 17 *The point of one white star is quivering still Deep in the orange light of widening morn*; aber 107 *for the Eastern star grew pale.* —

II, 1, 74 *passion-parted lips*; Übers. 54, 89 'Lippen, Die fortan jeder Leidenschaft entsagt' statt 'Lippen, die die Leidenschaft von einander trennt'; vgl. Shakspere, *Merchant of Venice* III, 2, 118: *Here are sever'd lips, Parted with sugar breath.* — II, 4, 158 *rim*, Übers. S. 71, 669 'Rinnen' statt 'Rand'. — II, 5, 50 *And thy smiles before they dwindle Make the cold air fire; then screen them In those looks* u. s. w. Übers. S. 73, 748: 'Verbirg es denn in jenen Blicken', also ist *screen* als Imperativ gefafst, während es Prädikat zu *thy smiles* ist. — III, 1, 23 *Which clothed that awful spirit unbeheld* ist S. 75, 28 übersetzt: 'In die gehüllt der nie geschaute Geist', was nur möglich wäre, wenn *clothe* statt *clothed* dastünde. *To redescend* gehört nicht zu dem unmittelbar vorhergehenden Satze, sondern zu V. 20 *Who waits*. —

Hier bricht Zupitzas Manuskript plötzlich ab; da auch keine weiteren Konzeptnotizen vorliegen, mufs ich auf Weiterführung dieser Besprechung verzichten. Gern greife ich zum Schlufs auf den Anfang zurück: auch ich finde, dafs eine Übersetzung des *Prometheus Unbound* ganz ungemeine Schwierigkeiten in sich birgt, und dafs Fräulein Richter trotz mancher weniger gelungener Einzelheiten sich sowohl hier in der Übersetzung des *Prometheus*, als auch in ihrem ausführlichen Buche über den Dichter als berufene Interpretin von Shelleys Geiste erwiesen hat. Ihr eifriges Streben, in Schilderung und Nachbildung den hochbegabtesten aller neueren englischen Dichter auch unserem Volke näher zu bringen, verdient nach meiner Ansicht warme Anerkennung und den schönsten Erfolg.

Hiermit schliefse ich die Notizen über den *Prometheus* und möchte zum Schlufs nur noch die angenehme Pflicht erfüllen, den Beamten der Bodleiana für die freundliche Förderung meiner Arbeit den herzlichsten Dank auszudrücken. Diesen Dank schulde ich insbesondere dem Herrn Oberbibliothekar, Mr. E. W. B. Nicholson, sowohl für die Geduld, mit der er mir lange Wochen hindurch den kostbaren Schatz in seiner Obhut in freundlichster Weise zugänglich gemacht, als auch für vielfache Belehrung und wertvolle Aufschlüsse, die ich im Laufe meiner Arbeit von ihm erhalten habe.

München. J. Schick.

Zu Petrarcas Sonett
Era il giorno ch'al Sol si scoloraro.

An die Spitze des dritten Sonetts: *Era il giorno ch'al Sol si scoloraro Per la pietà del suo Fattore i rai* stellt Mestica in seiner Ausgabe des Canzoniere von Petrarca (Firenze 1896) folgende Notiz: 'Descrive il principio del suo innamoramento per Laura, avvenuto l'anno 1327 nel quindicesimo giorno della luna di marzo, giorno anniversario della morte di Cristo, rispondente nel detto anno, non al venerdì santo celebrato dalla Chiesa, ma al lunedì santo: avvenuto, insomma, il 6 aprile 1327.' Dieses Datum nennt Petrarca bekanntlich selbst an mehreren Stellen als den Tag, an dem er Laura zum erstenmal gesehen habe. Da also einerseits nicht daran zu zweifeln ist, daſs die erste Begegnung am 6. April 1327 stattfand, und andererseits ebenso fest zu stehen scheint, daſs dieser Tag der ersten Begegnung nach Petrarcas Anschauung der Todestag Christi war, fragt es sich, wie diese beiden Daten in Übereinstimmung zu bringen sind. Die Schwierigkeit liegt darin, wie Mestica hervorhebt, daſs der 6. April 1327 nicht der Karfreitag dieses Jahres, sondern der Montag der Karwoche gewesen ist, d. h. also, daſs das christliche Osterfest des Jahres 1327 am 12. April stattfand. Die Richtigkeit dieser Angabe läſst sich leicht nachweisen. Man bediene sich der von Gauſs gegebenen Osterformel,[1] die z. B. abgedruckt ist bei Dr. R. Wolf, Handb. d. Astron., Zürich 1890,

[1] Die Formel lautet: Setzt man die Divisionsreste $[n : 19] = a$, $[n : 4] = b$, $[n : 7] = c$, $[(19 . a + x) : 30] = d$, $[(2 . b + 4 . c + 6 . d + y) : 7] = e$, wo n eine beliebige Jahreszahl bezeichnet und für den julianischen Kalender beständig $x = 15$, $y = 6$ einzuführen ist, so giebt nach ihm $0 = 22 + d + e$ den Tag März, an welchem im Jahre n das Osterfest gefeiert werden soll.

S. 622. Angewendet auf das Jahr 1327, findet man, daſs Ostern auf den 43. März oder den 12. April 1327 fiel. Somit traf der Karfreitag dieses Jahres auf den 10. April, und der 6. April war der Montag der Karwoche.

Diese Thatsache, die auch schon früheren Kommentatoren bekannt war, hat die verschiedensten Versuche zur Lösung der Schwierigkeit zur Folge gehabt. Lodovico Beccadelli in seiner Vita del Petrarca (enthalten in Le Rime di Fr. Petrarca, Verona 1799) S. 77 findet sich am leichtesten damit ab. Er teilt eine Variante zum ersten Vers mit, die, wenn sie wirklich von Petrarca herrührte, am schnellsten Licht in die Frage bringen würde: *Era 'l giorno vicin ch'al Sol mancaro* (auch bei Mestica S. 5, nt. 1), die er 'in un libro d'un grand' uomo' gesehen haben will. Die angebliche Rückkehr zu dem uns jetzt vorliegenden Text erklärt er folgendermaſsen: 'Ed è facil cosa che al Petrarca di poi venisse capriccio di farlo (il principio del suo amore) cader in quel giorno come più notabile, non curando così a punto il vero, ma usando tempo per tempo, come sogliono far i poeti: e forse che dappoi si mutò per detto rispetto. E già si vede che del sesto d'Aprile fa più volte ricordo e nelle Rime e nelle cose Latine; ma di questo Santo Venerdì solo parla in questo Sonetto. Pur come si sia, non è di molta importanza.'

Anders erklärt Andrea Gesualdo den 6. April (Il Petrarca, Venetia 1581, S. 3): 'era il santissimo giorno de l'acerbissima passione di N. Sign. e per ciò memorevolissimo e per esser in quello anno il dì sesto d'Aprile notato da li antichi per molte pruove. ...' C. L. Fernow, Le Rime di Fr. Petrarca, Jena 1806, S. 215, sucht die Lösung mit Hilfe der Astronomie zu finden: 'un' astronomo, a cui questo dubbio fu proposto, ha trovato che il lunedì santo del 1327 erano il Sole e la Luna in quella stessa opposizione come lo furono l'anno della morte del Salvatore, e che tanto quel venerdì quanto il mentovato lunedì era il quintodecimo della luna di Marzo.' Diese letztere Behauptung findet sich auch in der Ausgabe des Canzoniere von Luigi Carrer, Padova 1837, wo S. 18 Tassoni im Kommentar nach einer Zusammenstellung früherer Erklärungen zu folgendem Schluſs kommt: 'Io per me adunque credo che il Poeta ... non si regolasse con altro, nè ad altro avesse riguardo che alla quintadecima luna del

mese di marzo ... e si sa certissimo che fu quello, nel quale Cristo Salvator nostro fu crocifisso ... Essendo dunque la quintadecima luna di marzo, l'anno che s'innamorò il Poeta di Laura 1327, venuta a cadere nel 6 d'aprile, come si può tuttavia col calcolo astronomico porre in chiaro.' In der deutschen Übersetzung des Canzoniere[3] I, Leipzig 1851, S. 144, äufsert Karl Förster: 'Es bleibt kein anderes Auskunftsmittel übrig, als anzunehmen, Petrarca sei dabei der jüdischen Zeitrechnung gefolgt, nach welcher im Jahre 1327 der Kreuzigungstag Christi auf den 6. April oder den Montag vor Ostern fiel.' Zugleich erwähnt er die Ansicht von Gabriele Rossetti, der zufolge Petrarca sich nur einer politischen Geheimsprache bedient habe, indem er den Tag zum Karfreitag machte! Die Ausgaben des Canzoniere von Scartazzini (Leipzig 1883) und von Camerini (Milano 1893) geben beide die Erklärung, dafs der 6. April nach altem Glauben der Kreuzigungstag Christi sei. Mestica endlich findet die Lösung in der angegebenen Weise, giebt aber keinen Beweis für seine Behauptung und nennt auch seine Quelle nicht.

Es handelt sich nun darum, diese verschiedenen Auslegungen, die alle des Beweises entbehren, auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Es wird sich fragen, ob der 6. April 1327 ein 15. Mondtag des März war, ob nach Petrarcas Anschauung Christus an einem 15. Mondtag des März starb, und welche Zeitrechnung Petrarca bei der Datierung seines Gedichtes thatsächlich zu Grunde gelegt hat.

Unter dem 15. Märzmonde ist der 15. Nisan der jüdischen Zeitrechnung zu verstehen, d. h. der Tag des jüdischen Osterfestes. Vgl. II Mose 12, 18; III Mose 23, 5. 6. Über die jüdische Zeitrechnung ist zu vergleichen Dr. Adolf Schwarz, Der jüd. Kalender, histor. u. astron. untersucht, Breslau 1872, woraus auch die folgenden Angaben entnommen sind. Schwarz unterscheidet drei Epochen in der Geschichte der jüdischen Zeitrechnung, d. h. bis zur Einführung des konstanten Kalenders: Die erste Epoche von Moses bis Esra, über die wir nur Hypothesen aufstellen können. Die Monate begannen mit dem Sichtbarwerden der Mondsichel in der Abenddämmerung, so dafs also die Zeitrechnung nur von der Beobachtung abhing. In der zweiten Epoche bis R. Juda I. wurde die Fixierung des Monats-

anfangs als ein gerichtlicher Akt angesehen, dem ein Zeugenverhör vorausgehen mufste. Man kannte noch keinen nach Principien geregelten Schaltcyklus, aber die Berechnung begann neben die Beobachtung zu treten. In der dritten Epoche bis Hillel II. fing die astronomische Berechnung an zu prävalieren. Die Beobachtung mufste ganz weichen, als im Jahre 359 von R. Hillel II. der konstante Kalender eingeführt wurde. Der eigentliche und wesentliche Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem jetzigen Kalender liegt darin, dafs, solange der Monat mit dem Sichtbarwerden der Mondsichel in der Abenddämmerung seinen Anfang nahm, der Neumond immer einen Tag später, als es heute der Fall ist, gefeiert wurde; denn wenn auch die Konjunktion am Abend eintrat, so konnte doch der Neumond erst am darauf folgenden Tage nach Sonnenuntergang gesehen werden. Während also früher der Tag des Sichtbarwerdens als Neumondstag eingesetzt wurde, wird heute der Tag der Konjunktion, so diese nur vor Mittag eintritt, als solcher gefeiert. Übrigens äufsert Schwarz S. 37: 'Kaum dürfte es ein Zweites in unserer Geschichte geben, worüber die Ansichten so weit auseinander gehen, wie über unseren Kalender'.

Auch die komplizierten Vorschriften der jüdischen Zeitrechnung hat Gaufs in eine arithmetische Regel zusammengefafst, um das jüdische Osterfest aufzufinden. Er veröffentlichte die Formel zum erstenmal in Zach, Monatl. Corresp. V, Gotha 1802, S. 435. Erläutert wurde sie vom Chev. de Cresy in Zach, Corresp. Astron. I, S. 556, abgedruckt u. a. auch bei Wolf a. a. O. S. 625 und bei Schwarz a. a. O. S. 72, der seinerseits S. 85 ff. eine eigene Formel zur Berechnung des jüdischen Osterfestes angiebt. Die Gaufssche Formel lautet:

Der 15. Nisan des jüdischen Jahres A, an welchem die Juden ihr Osterfest feiern, fällt in das Jahr $A - 3760 = B$ der christlichen Zeitrechnung. Man dividiere $12\,A + 17$ mit 19 und nenne den Rest a; ferner dividiere man A mit 4 und setze den Rest $= b$. Man berechne den Wert von $32{,}0440932 + 1{,}5542418\,a + 0{,}25\,b - 0{,}003177794\,A$ und setze ihn $= M + m$, so dafs M die ganze Zahl und m den Decimalbruch bedeute. Endlich dividiere man $M + 3\,A + 5\,b + 5$ mit 7 und setze den Rest $= c$. Nun hat man folgende vier Fälle zu unterscheiden:

I. Ist $c = 2$ oder 4 oder 6, so fällt Ostern den $M +$ 1. März alten Stils.

II. Ist $c = 1$, zugleich $a > 6$ und aufserdem $m > 0{,}63287037$, so fällt Ostern den $M +$ 2. März a. St.

III. Ist $c = 0$, zugleich $a > 11$ und $m \geqq 0{,}89772376$, so ist Ostern den $M +$ 1. März a. St.

IV. In allen übrigen Fällen ist Ostern den M^{ten} März a. St.

Diese Vorschriften dienen zugleich zur Bestimmung des 1. Tisri oder Neujahrs, welches allezeit 163 Tage nach Ostern des vorhergehenden Jahres einfällt.

Berechnet man mit dieser Formel den 15. Nisan des Jahres 1327 = 5087 der jüdischen Zeitrechnung, so findet man als Resultat: $a = 14$, $b = 3$, $M = 38$, $c = 3$. Also traf nach Fall IV der 15. Nisan des Jahres 1327 am 38. März = 7. April, d. h. er begann am Abend des 6. April und endete am Abend des 7. April unserer Zeitrechnung. Da aber Petrarca Laura am Morgen des 6. April (vgl. Son. 176, Mestica S. 302) zum erstenmal sah, kann man also nicht etwa vermuten, dafs Petrarca unter dem 6. April den 15. Nisan verstanden habe, wenn er ihn als Todestag Christi bezeichnet. Sondern der 6. April kann nach dieser Berechnung nur als 14. Nisan aufgefafst werden, und die Angabe bei Mestica würde demnach auf einem Irrtum beruhen.

Da nun der 6. April 1327 zweifellos ein 14. Nisan gewesen zu sein scheint, so fragt es sich, ob nach Petrarcas Anschauung Christus thatsächlich am 15. Nisan starb, oder ob es nicht möglich wäre, auch mit dem 14. Nisan auszukommen, ohne von der Erklärung abzugehen, dafs Petrarca den Todestag Christi nach der jüdischen Zeitrechnung bestimmt habe. Mit welchem Recht nennen die Kommentatoren und zuletzt Mestica den 15. Nisan 'giorno anniversario della morte di Cristo'? Bekanntlich weichen gerade in diesem Punkte die Angaben der Synoptiker und die des Johannes-Evangeliums voneinander ab; übereinstimmend sind sie nur insofern, als nach ihnen allen Christus zur Passahzeit und an einem Freitag starb. War dieser Freitag aber der 14. oder der 15. Nisan? Bei den Synoptikern ifst Christus mit seinen Jüngern das Passahmahl am 14. Nisan und stirbt am folgenden Tage, also am 15. Nisan. Vgl. Matth. 26, 17; Marc. 14, 12; Luc. 22, 7. 15. Bei Johannes hingegen stirbt Christus

an dem Tage, an welchem die Juden das Passahlamm schlachteten, also am 14. Nisan. Vgl. Joh. 13, 29; 18, 28; 19, 14. 31; dazu stellt sich Paulus I Kor. 5, 7. Aus der Differenz dieser Berichte ist früh ein Streit um diese beiden Tage erwachsen, der eng verknüpft ist mit den Passahstreitigkeiten der ersten drei Jahrhunderte und demjenigen über die Echtheit des Johannes-Evangeliums überhaupt. Die verschiedenen Versuche, die Ansichten der Evangelisten in Übereinstimmung zu bringen zu gunsten des 14. sowohl wie des 15. Nisan, die verschiedenartige Auslegung der Festfeier der Quartodecimaner am 14. Nisan, sowie der Entstehung der jährlichen Osterfeier bei den Heidenchristen sind Gegenstand einer ausgebreiteten Litteratur geworden und interessieren hier nur insofern, als die Frage nach dem 14. und 15. Nisan dabei berührt wird und daraus hervorgeht, daſs zu allen Zeiten die abweichendsten Ansichten über diesen Punkt bestanden haben. Vgl. Weitzel, Die christliche Passahfeier der drei ersten Jahrhunderte, Pforzheim 1848; Hilgenfeld, Der Paschastreit der alten Kirche, Halle 1860; Schuerer, De controversiis paschalibus, Lips. 1869. Schon der verschiedene Sprachgebrauch in Bezug auf Bezeichnung der Feste: des Passahfestes und des darauf folgenden Mazzotfestes, hat die Streitigkeiten vorbereitet. Die Nacht zwischen dem 14. und dem 15. Nisan gehörte gleichsam beiden Festen an, daher konnte das ganze Fest auch das Fest der ungesäuerten Brote genannt werden, wie II Mose 23, 15; 34, 18; V Mose 16, 16; II Chron. 8, 13; 30, 21; Luc. 22, 1; Marc. 14, 1. Bei Matth. 26, 17; Marc. 14, 12; Luc. 22, 7 wird der vierzehnte ausdrücklich als erster Tag der süſsen Brote genannt, während nach III Mos. 23, 6 erst der fünfzehnte als solcher zu bezeichnen war. Dazu kommt die verschiedene Auffassung des 'Sabbath' III Mos. 23, 11. 16 als Festsabbath oder Wochensabbath, um die Kalenderfrage zu einer der schwierigsten zu gestalten. Vgl. Hilgenfeld a. a. O. S. 126 ff. und 138 ff. und den Artikel 'Pascha' von Vaihinger in der Theol. Real-Encykl. von Herzog, XI. Die heutigen Ansichten über den Todestag Christi hier zu erörtern, würde nicht dem Zweck dieser Zeilen entsprechen. Was mir selbst zur Kenntnis gelangt ist, abgesehen von den betreffenden Stellen in den angeführten Werken, ist folgendes: Zeitschr. f. Protest. u. Kirche, Neue Folge,

Bd. 26, Erlangen 1853, S. 268 ff.; Ewald, Geschichte des Volkes Israel V, Göttingen 1855, S. 404 ff.; Riggenbach, Die Zeugnisse für das Evang. Joh., Basel 1866, S. 69 ff.; Moeller, Kirchengeschichte I, 287; Steitz, Artikel 'Pascha' in Herzog R. E. XI und Lichtenstein, Art. 'Jesus Christus' in Herzog R. E. VI.

Mag nun die geschichtliche Wahrscheinlichkeit auf der einen oder auf der anderen Seite liegen, Thatsache bleibt, dafs das Johannes-Evang. und Paulus I Kor. 5, 7 den Grund gelegt haben zu der dogmatischen Auschauung des 14. Nisan als Todestages Jesu. Jesus wurde durch seinen Opfertod am Paschatage zum Passahlamm der Christen, wie sich auch Joh. 19, 36 direkt auf II Moses 12, 46 bezieht. Die ältesten Kirchenväter gehen nach Steitz a. a. O. sämtlich von der Voraussetzung aus, dafs Christus das wahre Passahlamm sei, und dafs darum der Opfertod Jesu nur an dem Tage des Passahopfers, am 14. Nisan, habe stattfinden können. Fragmente aus Apollinaris von Hierapolis, Clemens von Alexandrien und Hippolytus finden sich in dem Chronicon Paschale ed. Dindorf, Bonn 1832, S. 12—15; sie heben alle ausdrücklich hervor, dafs Christus vor seinem Tode nicht mehr das Passahmahl gegessen habe, sondern selbst als das wahre Passahlamm für uns geopfert worden sei, und zwar am 14. des ersten Monats. Die Bruchstücke sind auch abgedruckt bei Hilgenfeld a. a. O. S. 255, 275 und 278 und bei Schuerer S. 21 ff. Für Petrarcas Anschauung wären diese Zeugnisse nur dann von Bedeutung, wenn sich nachweisen liefse, dafs er von ihnen Kenntnis gehabt hat. P. de Nolhac in seiner These: De Patrum et Medii Aevi Scriptorum Codicibus etc., Paris 1892, sagt aber S. 10 ff. ausdrücklich: 'In operibus Petrarcæ si Græcorum Patrum nomina quæsierimus, fere nullum eorum commemoratum inveniemus. ... Haud quidem mira videtur tanta græcarum litterarum raritas, cum solum latinis testimoniis aut translationibus illas noverit.' Zugleich aber fährt er fort: 'Tres inter Latinos clarissimi Patres, aliquid latinitatis aureæ redolentes, cariores habuit: SS. Hieronymum, Ambrosium, Augustinum.'

Die Beweise für die Auslegung des Todes als Passahopfer, jedoch ohne Nennung des 14. Nisan als Todestag, sind bei den Kirchenvätern sehr zahlreich. Ich führe nur einige an:

Hieronymus Expositio in Epist. I ad Cor. cp. V: 'Etenim

pascha nostrum immolatus est Christus ... Non figura, sed veritas. Et Judæi quidem septem diebus azyma comedebant; nos vero semper, si simpliciter et pure versemur. Quia in septem diebus mundus est factus, qui semper in suo ordine revolvitur. Et quotidie nobis agnus occiditur, et pascha quotidie celebramus.'

Commentar. in Evang. Matth. Lib. IV, cp. 26: 'Et finem carnali festivitati volens imponere, umbraque transeunte, paschæ reddere veritatem, dixerit: Desiderio desideravi hoc pascha manducare vobiscum, antequam patiar. (Luc. 22, 15) Etenim pascha nostrum immolatus est Christus, si tamen comedamus illud in azymis sinceritatis et veritatis. (I Cor. 5, 7) Porro quod ait: Post biduum pascha fiet, simplici intelligentia prætermissa, id quod sacratum (Al. sacramentum) est, requiramus. Post duos dies clarissimi luminis, veteris ac novi Testamenti, verum pro mundo pascha celebratur. Pascha, quod Hebraice dicitur Phase, non a passione ut plerique arbitrantur, sed a transitu nominatur ... Transitus autem noster, id est, Phase, ita celebratur, si terrena et Aegyptum dimittentes, ad cœlestia festinemus.'

Ambrosius: Sermo 35 De Mysterio Paschæ: 'Quod quidem sacrum nomen ab ipsius Domini passione descendit; pascha enim passio est Salvatoris, sicut beatus Apostolus dicit: Pascha enim nostrum immolatus est Christus. Ad hoc enim humanum corpus Christus accipiens, se in passionem paschæ mysterio consecravit....'

Ambrosius: in Psalmum 43 Enarratio: 36. 'Bonus dominus noster Jesus Christus quia factus est ovis epulationis nostræ. Quæris quomodo factus sit? Audi dicentem: Pascha nostrum immolatus est Christus.'

Augustinus: Quæst. ex novo Testam. quæst. 96 Apostulus falli non potuit qui ait: 'Pascha nostrum immolatus est Christus. (I Cor. 5, 7) Quod non suum utique sed Legis est verbum, dicente Moyse (Exod. XII, 26, 27) ... Quid amplius est necessarium ad testimonium? Lex loquitur, Apostulus probat: hoc superest, ut contradictor abiiciatur ut pervicax.'

Auf den Todestag Christi direkt bezügliche Stellen habe ich nur folgende finden können, da ich mich zu diesem Zweck auf eine oberflächliche Durchsicht der Hauptwerke beschränken mufste:

Ambrosius Epistola 23: 'et celebravit pascha hebdomade (Matth. 5, 17), in qua fuit quartadecima luna quinta feria. Denique

ipsa die, sicut superiora docent, pascha cum discipulis manducavit: sequenti autem die, hoc est sexta feria, crucifixus est, luna quintadecima. Sabbato quoque magno illo sextadecima fuit: ac per hoc septimadecima luna resurrexit a mortuis.'

Augustinus, Epist. 55 ad inquisit. Januarii cp. IX: 'Nam Judæi mensem novorum tantummodo et lunam observant a quartadecima usque ad vicesimam primam. Sed quia illud eorum Pascha quo passus est Dominus, ita occurrit ut inter mortem eius et resurrectionem medius esset sabbati dies, addendum patres nostri censuerunt, ut et nostra festivitas a Judæorum festivitate distingueretur. ...'

Quæstiones ex novo et veteri test. (ex utroque mixtim), quæst. 106: 'Inter principium ergo et claritatem, qua illuminatus est mundus, Salvator noster et passus est et resurrexit: quia quartadecima luna passus est, primo die resurrexit, qui ideo dominicus dicitur, quia ipsum Dominus fecit. ...'

Die Scholastiker hat Petrarca nach P. de Nolhac S. 34 wenig gelesen. Man kann aber wohl annehmen, daſs ihm ein Mann von der Bedeutung eines Thomas von Aquino nicht fremd gewesen ist, wenn sich auch Beweise dafür nicht bringen lassen. So darf man wohl voraussetzen, daſs Petrarca die Summa totius theologiæ und somit auch pars III, quæst. 46, art. 9 gekannt hat, wo von dem Todestag Christi die Rede ist. Nachdem Thomas die sich widersprechenden Bibelstellen miteinander abgeschätzt hat, kommt er zu folgendem Schluſs: 'Cum autem dicitur Joan. 13. Ante diem festum Paschæ, intellegitur hoc fuisse decimaquarta luna, quod tunc evenit quinta feria: nam luna existente decimaquinta erat dies solennissimus Paschæ apud Judæos. Et sic eundem diem, quem Joannes nominat ante diem festum Paschæ, propter distinctionem naturalem dierum, Matthæus nominat primum diem azymorum: quia secundum ritum Judaicæ festivitatis solennitas incipiebat a vespera præcedentis diei. Quod autem dicitur, eos comesturos esse Pascha in decimaquinta luna, intelligendum est quod ibi Pascha non dicitur agnus Paschalis (qui immolatus fuerat decimaquarta luna), sed dicitur cibus Paschalis, id est azymi panes: quos opportebat comedi a mundis. Unde Chrysos. ibidem aliam expositionem ponit, quod Pascha potest accipi pro toto festo Judæorum, quod septem diebus agebatur.'

Es steht wohl nichts im Wege anzunehmen, dafs Petrarca mit den hier erörterten verschiedenen Anschauungen vertraut war und er demnach sowohl die eine wie die andere wählen konnte, um eine Beziehung zu seiner ersten Begegnung mit Laura zu finden. Da es sich für ihn um den 6. April 1327 = 14. Nisan handelte, nennt er diesen Tag den Todestag, ohne dafs man übrigens daraus auf eine bestimmte Stellungnahme in dieser Frage schliefsen könnte.

Nahe liegt ja der Gedanke, nach einem Datum der christlichen Zeitrechnung zu suchen, das Petrarca zu Grunde gelegt haben könnte. Als frühester unbeweglicher Termin für den Todestag Christi kommt der 25. März vor, so schon in den Acta Pilati, vgl. Hilgenfeld a. a. O. S. 352. Tertullian berichtet Adv. Judd. 8: '... qua passio facta est sub Tiberio Cæsare, Css. Bubellio Gemino et Julio Gemino, mense Martio, temporibus Paschæ die VIII. Calend. Aprilium, die primo azymorum, quo agnum ut occiderent ad vesperam, a Moyse fuerat præceptum' (entnommen aus G. Rösch bei Herzog a. a. O. Bd. 18 Zeitrechnung S. 476); und ebenso sagt Augustinus: quæst. 55 ex novo Testam.: 'Ut enim omnia se voluntate Patris recte condidisse doceret, tunc voluit passione sua mundum redimere et reformare, quando eum et creaverat, id est in æquinoctio, unde mundus initium cœpit, et dies super noctem increscere. In regno itaque agens Romano, nonnisi octavo calendas aprilis pati debuit, quando æquinoctium habent Romani.' Das Kalendarium des Polemius Silvius vom Jahre 448, die Festordnung des Perpetuus aus dem 5. Jahrhundert und das Kalendarium von Corbie aus dem Ende des 7. Jahrhunderts geben auch den 25. März als Tag der Kreuzigung resp. den 27. März als Auferstehungstag als unbewegliche Festtage an. Vgl. F. Piper, Karls d. Gr. Kalend. u. Ostertafel, Berlin 1858. Geradezu der 6. April wird als Todestag Christi bezeichnet (nach Hilgenfeld S. 394) in der Kirchengeschichte des Sozomenus (um 440 verfafst), wo der Verfasser von den Montanisten seiner Zeit erzählt, dafs sie jeden Monat zu 30 Tagen rechneten und den ersten Monat mit der am 24. März angesetzten Frühlings-Tagundnachtgleiche anfingen. Ihr 14. Nisan fiel daher auf den 6. April. Wahrscheinlich ist es aber nicht, dafs Petrarca diese gewifs vereinzelt dastehende Berechnung gekannt hat.

Auf moderne Berechnungen des Todestages Christi ist natürlich hier gar kein Gewicht zu legen, da sie auf der wiederum schwankenden Voraussetzung eines bestimmten Todesjahres Christi aufgebaut sein müssen und sich für Christi Zeiten überhaupt keine sichere Berechnung anstellen läſst wegen des noch nicht eingeführten konstanten Kalenders. Nimmt man aber an, daſs Petrarca derselben Ansicht war wie Dante in Bezug auf das Todesjahr, so starb Christus für ihn im 34. Jahre seines Lebens. Vgl. Convito IV, cp. 23: 'E movemi questa ragione, che ottimamente naturato fue il nostro Salvatore Cristo, il quale volle morire nel trentaquattresimo anno della sua etade.' Nach der Gauſsschen Formel berechnet traf der 15. Nisan des Jahres 33 am 4. April und des Jahres 34 am 23. März, was hier nur nebenbei erwähnt sei.

Die christliche Zeitrechnung hat Petrarca demnach seiner Angabe wohl nicht zu Grunde gelegt. Diese Vermutung wird zur Gewiſsheit, wenn man das Sonett 48: *Padre del ciel,* Mestica S. 92, vergleicht, auf das auch Tassoni (bei Carrer S. 15 u. 18) weist: 's'ha da credere che quegli parimente fosse dal Poeta composto nella stessa quintadecima luna di marzo.' In dem Sonett heiſst es: *Or volge, Signor mio, l'undecimo anno Ch'i' fui somesso al dispietato giogo,* und am Schluſs: *Ramenta lor come oggi fusti in croce.* Mit diesem Sonett haben sich die Kommentatoren weniger beschäftigt als mit dem erstgenannten. Die meisten verweisen nur einfach auf dieses oder behaupten, es sei am 6. April 1338 geschrieben, der nach der jüdischen Zeitrechnung ebenfalls der Kreuzigungstag Christi gewesen sei. So Karl Förster a. a. O. S. 155. Trotzdem übersetzt er S. 134: 'Das elfte Jahr, o Herr, ist schon im Scheiden.' Von Interesse ist die Erklärung von Gesualdo S. 67: 'è dubbio qui se l'undecim'anno era cominciato o era al fine non compito ancora, perchè dicendo "volge" mostra esser imperfetto l'anno ed in movimento ... Ma forse è meglio a dire che fosse il principio dell'anno ed il venerdì dopo il mattino. L'anno si dice propriamente volgere in quanto è in movimento, il quale giunto al fine non è piu.' Berechnet man nun mit der Gauſsschen Formel die Daten des Jahres 1338, so findet man für das christliche Osterfest den 12. April wie im Jahre 1327. Für das jüdische Fest ist das Resultat das folgende:

$a = 13$, $b = 2$, $M = 36$, $c = 1$, $m = 0,5488428$. Fall II kommt hier nicht in Betracht, da m kleiner ist als 0,63287037; deshalb trifft Ostern auf den 36. März, resp. der 15. Nisan des Jahres 1338 fällt auf den 5. April.

Bei Wolf, Astron. Handb., findet sich an dieser Stelle der im Verzeichnis nicht angegebene Druckfehler $m \lessapprox 0,63287037$, wonach also für das Jahr 1338 2 zuzuzählen wäre und das jüdische Osterfest auf den 7. April fiele wie im Jahre 1327. Dann wäre das Sonett am 6. April = 14. Nisan als dem Todestage Christi gedichtet. In der ersten Veröffentlichung der Formel a. a. O. steht aber $m \geqq$, und so an allen Stellen, an denen ich die Formel abgedruckt oder erläutert fand. Aufserdem ergiebt eine Rechnung mit der erwähnten Osterformel von Schwarz auch den 5. April[1] und ebenso eine Berechnung des 1. Tisri mit Abzug von 163 Tagen. Der 7. April erweist sich aber auch aus anderem Grunde als hier unmöglich; denn am 6. April fand Petrarcas Begegnung mit Laura statt, und nur vor der Prime dieses Tages konnte er sagen: 'jetzt wendet sich das elfte Jahr'. Hat er es aber am 5. April = 15. Nisan gesagt und nun diesmal den 15. für den Todestag Christi gehalten? Petrarca konnte freilich an jedem Tage vor dem 6. April so sprechen, und so kann das Gedicht ebenfalls am 14. Nisan = 4. April entstanden sein. Andererseits würde aber auch nichts im Wege stehen, auch bei Petrarca ein Schwanken zwischen den beiden Daten anzunehmen, so zwar, dafs er im ersten Sonett den 14., im zweiten aber den 15. als Todestag bezeichnete, je nachdem es seinem Zweck entsprach. Mit Gewifsheit wird sich die Frage für das zweite Sonett wohl kaum entscheiden lassen. So viel scheint aber doch mit Sicherheit aus dem allem hervorzugehen, dafs Petrarca die jüdische Zeitrechnung bei der Datierung dieser beiden Sonette zu Grunde gelegt hat, wenn man auch wird annehmen müssen, dafs nicht der 15., sondern der 14. *giorno della luna di marzo* unter dem 6. April 1327 zu verstehen ist.

---

[1] Mit Hilfe der Schwarzschen Tabellen lassen sich auch die Wochentage eines jüdischen Datums berechnen, und auch dieses Ergebnis stimmt mit meinen Angaben überein: d. 15. Nisan 1327 = Dienstag d. 7. April, d. 15. Nisan 1338 = Sonntag d. 5. April.

Breslau. Gertrud Dobschall.

Kleine Mitteilungen.

Zur englischen Wortkunde.

I. Me. *raimen, reimen, a-reimen.* Für diese Wörter giebt Stratmann-Bradley die Bedeutungen 'arrange; quide; direct' (für *raimen, reimen*) und 'rescue, redeem' (für *a-reimen*) an. Wenn man aber die gegebenen Belegstellen aufschlägt, ergiebt sich mit Leichtigkeit, dafs die für *raimen, reimen* angegebenen Bedeutungen nicht die richtigen sein können. Ich werde hier die mir bekannten Belege anführen, von denen meines Erachtens einige einen sicheren Hinweis auf die Bedeutung des Wortes *raimen, reimen* wie auch auf seine Etymologie geben.

1) Cursor Mundi v. 23154 ff.: *þai shal be dempt ... to mikel soru and siȝt to þam (þaim) þat al þis werld þaim mai not raim.* Kaluza, Glossary zu C. M., schlägt für *raim* die Bedeutung 'rescue' (obwohl mit einem Fragezeichen) vor; Hupe, Cursor Studies, übersetzt es mit 'to sound' und giebt als Quelle ein altn. *hreima* an.[1]

2) Morte Arthure (E. E. T. S. No. 8) v. 98 ff.: *to ansuere ... why thow has redyne and raymede and raunsound þe pople and kyllyde doune his cosyns* ... etc. Hier wird *raymede* von Perry Gloss. Ind. mit 'roamed, made incursion' übersetzt.

3 a) P. Pl. C. XIV, 95 f.: *For þe wil is as muche worth of a wrecche beggere as al þat þe ryche may reyme and ryghtfulliche dele.* Skeat, Glossary zu P. Pl. and Notes p. 275, übersetzt *reyme* mit 'to reach after, clutch, seize, acquire' und vergleicht in den Noten altn. *hremma* 'to clutch', in dem Glossar ahd. *râmên* 'to strive after'. — b) P. Pl. A. I, 92 f.: *kinges and knihtes sholde kepen hem be Reson and Rihtfulliche Raymen þe Realmes abouten.* Skeat, Glossary, übersetzt *raymen* mit 'roam about, make royal progresses'.

4) Pol., Rel. and Love Poems, ed. Furnivall (E. E. T. S. No. 15) p. 231: *cupidity falseþ, reymeþ, falleþ, shendeþ.* Furnivall übersetzt

[1] Ein solches altn. Wort nehmen die Wbb. nicht auf — aber es hätte ja sehr gut zu dem Sb. *hreimr* 'a screem, cry' (Cleasby-Vigfússon), 'unangenehmes Geräusch' (Jónsson) gebildet werden können.

nach H. Coleridge *reyme* mit 'rule, lord it'. Skeat, Glossar und Noten zu P. Pl., übersetzt es mit 'grasp'.

5) Ayenb. (E. E. T. S. No. 23) S. 43 f.: *The vifte is þe zenne of reuen· of prouostes· of bedeles· of sergons· þet accuseþ and chalengeþ þet poure uolk and ham doþ raymi and kueadliche lede uor a lite wynnynge þet he habbeþ be-zide.* Morris, Glossar zu Ayenb., übersetzt *raimi* mit 'accuse' und leitet es aus einem ae. *reomian* 'to cry out' her, das ich nirgendwo wiederfinden kann.

6) Pol. Songs ed. Wright (Camden Soc. No. VI, 1839) p. 150: *Thus me pileth the pore and pyketh ful clene The ryche raymeth withouten eny right.*

7 a) Rob. of Brunne, Peter Langtoft's Chronicle, ed. Hearne, Oxford 1725, p. 29: *Siþen he went to bataile, Constantyn to sle. Constantyn he reymed and did unto stresse and wan þe lond ilk dele, and wasted alle Cathenesse.* — b) Ib. p. 185: *we clayme þis our heritage þat þise paen hondes our ancestre haf reft and þorgh hard woundes of tham falle reyme it eft.* Hearne übersetzt in seinem Glossar *reyme* 'remove, take away, bereave'.

8) The Erle of Tolous, ed. Ritson, Metr. Romances, vol. III, London 1802, p. 111 (= Lüdtke, The Erl of Tolous, Berlin 1881, p. 239): *That oon knyght Kamiters (hyght Kantres,* Lüdtke), *that odur Kaym Falser men myght no man rayme, certys then were thoo*; Ritson übersetzt *rayme* mit 'cry out against'.

9) Wiclif's Works, ed. Matthew (E. E. T. S. No. 74) p. 185: *(þe) preisen hym most that foulest raymeþ þe peple.* Der Herausgeber übersetzt *raymeþ* mit 'robs'.

10) The Alliterative Romance of Alexander ed. Stevenson (Roxburghe Club 1849) v. 2487 f. (= Wars of Alex. ed. Skeat, E. E. T. S.): *This soueraγn with his seggis thurȝe Sycile he wyndes Thoȝt to ride and to rayme the regions of Barbres*; andere Belege bei Skeat Glossarial Index zu the Wars of Alexander. Hervorzuheben ist Alex. 2510 (Dubl. MS.): *þen am I raddest all our realme be raymed from us first,* wo Ashmole *be reft vs for euire* hat.

11) Die Stelle, wo *a-reimen* vorkommt, lautet (A. R. p. 126): *þet is ure raunsun þet we schulen areimen us mide.* Man hat für *areimen* die Bedeutung 'redeem, set at large, liberate' angenommen, aber nach einer Etymologie vergeblich gesucht. N.E.D. sagt: 'Deriv. unknown'.

Viele von den Bedeutungen, die man für die betreffenden Wörter angenommen hat, sind ja schon von vornherein sehr wahrscheinlich. Aber ganz klar wird das Wort, wenn wir seine Quelle heranziehen: es ist ein französisches Lehnwort aus afrz. *raembre, raimbre, reeimbre, raiimbre* etc. (< lat. *redimere*) (Godefroy).[1] Die ursprüngliche Bedeu-

[1] Lautlich ist diese Herleitung natürlich nicht zu beanstanden.

tung dieses Wortes ist 'payer la rançon de, affranchir, racheter', und diese Bedeutung finden wir in den aus C. M. und A. R. angeführten Stellen wieder.[1] Eine ähnliche Bedeutung ist die von 'racheter, retirer par le retrait lignager'; dieselbe könnte die Bedeutung von *reyme* bei Rob. Br. p. 185 sein, wo es aber wahrscheinlich einfach 'racheter' bedeutet. Ferner bedeutet das afrz. Wort 'exiger rançon de, rançonner, dépouiller, piller, vexer'. Diese Bedeutung hat das Wort zweifellos in den aus M. Arth., Rob. Brunne p. 29, Wicl., Alex. angeführten Belegstellen. Die Bedeutung 'condamner à payer une somme' spiegelt sich in dem *raimi* in Ayenb. wieder (die afrz. Vorlage, MS. Cott. Cleopatra A. V, Bl. 39* hat: *qui accusent e chalengent les poures genz e les font raimbre)*. In P. Pl. C., Pol. Rel. and Love Poems, Pol. Songs[2] bedeutet das Wort 'ungerechterweise Geld zusammenraffen' oder dergleichen, eine Bedeutung, die ja mit den vorigen nahe zusammenhängt. Was das Wort P. Pl. A. und Erle of Tol. bedeutet, kann ich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Das von Halliwell Dict. angeführte ne. dial. *rame* 'to rob or plunder' ist wahrscheinlich mit dem me. Worte identisch.

II. Zu Archiv CI, S. 390 Mitte: *corrumpit omnium* ist ein Druckfehler für *corrumpit animum.* — Betreffs me. *bēđen* hätte der Vorschlag Holthausens, E. St. XVI, S. 430, erwähnt werden sollen.

III. Zu Archiv CI, S. 394, Z. 2 ist n ö r d l i c h e statt m i t t e l l ä n d i s c h e zu lesen. Me. **sō* (aus den neuenglischen Dialekten zu erschliefsen) kommt nämlich nur an e i n e m Punkte des nördlichen Mittellandes vor, dagegen häufig im Norden (vgl. Luick, Unters. S. 217).[3] In Schottland scheint die Form aber nicht vorzukommen.

IV. Me. *skate,* ne. *skate* (Fischname). In meiner Schrift, Zur Dial. Prov. der nord. Lehnwörter (Språkvetensk. Sällsk. Förhandl.) S. 10 habe ich für dieses Wort westnordischen Ursprung angenommen. Indessen hat mir mein Freund, Cand. Mag. Marius Kristensen, Askov Dänemark, mitgeteilt, dafs das Wort als Fischname auch in Jütland vorkommt (*ska* f.); das englische Wort kann deshalb ebensogut ostnordischen als westnordischen Ursprungs sein.

V. Me. *grēne* Hav. 996 (Zur Dial. Prov. S. 18, 28) ist schon vorher von Holthausen, Anglia XV, S. 500, richtig gedeutet worden.

Göttingen. Erik Björkman.

---

[1] Ich übersetze C. M. v. 23156: 'so dafs man sie nicht mit dieser ganzen Welt loskaufen kann' oder wörtlich 'so dafs sie diese ganze Welt nicht wird loskaufen können, d. h. genügen wird, um sie loszukaufen'.

[2] Böddeker, Altengl. Dichtungen, Pol. Lieder II, 26, suppliert *me* (: *þe ryche men raymeþ (me) wiþouten eny ryht*) und übersetzt *raymen* mit r a u b e n, was vielleicht vorzuziehen ist.

[3] Auf dieses Versehen hat mich Herr Prof. Luick brieflich aufmerksam gemacht. (Vgl. Luick, Archiv CIII, S. 74 f.)

Zum englischen Volksrätsel.

In meinem jüngst erschienenen Buche 'Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels' (Berlin, Mayer und Müller, 1899, Palästra IV) habe ich versucht, den im Laufe der Jahrhunderte stark abgegriffenen Glanz deutscher Volksrätsel zu erneuen, indem ich auf den Schatz der stilistischen Mittel hindeutete, wie ihn etwa das Rätsel der Schotten zeigt, bei denen das stoffliche Interesse die Freude an der Form noch nicht in dem Grade überwuchert hat, wie wir dies so mannigfach bei der deutschen Volkslitteratur zu beklagen haben. Durch die Notwendigkeit raschen Abschlusses jener Arbeit zum Verzicht auf die systematische Ausbeute älterer Litteratur gezwungen, stellte ich u. a., durch meine Hauptvorlagen, die bekannten Sammlungen von Halliwell und Chambers, verleitet, folgenden Satz auf (S. 23): 'Der Engländer und Schotte sind noch zurückhaltender im Profanieren der Religion (als der Deutsche), wie sich denn überhaupt ihre Volksrätsel durch eine gröfsere Sittenreinheit auszeichnen.'

Heute mufs ich diesen Satz, mindestens was England betrifft, bedeutend einschränken. Halliwells Sammlung scheint doch mit starker Rücksicht auf die Kinderstube veranstaltet zu sein. Um so nachdrücklicher ist die Forderung an die englische Volkskunde zu stellen, dafs sie die Reste alter, gereimter, metrisch sauberer, wenn auch inhaltlich oft unsauberer Poesie sammle und dem Forscher zugänglich mache. Die oft angestimmten und oft mit Recht verlachten Klagelieder von dem drohenden Untergange alter Blüten der Volkspoesie in der Stickluft moderner Kultur hat hier eine gewisse Berechtigung: allenthalben scheint das alte 'wirkliche' Volksrätsel vor der prosaischen Scherzfrage zurückzuweichen. Immerhin ist aus früherer Zeit manches zufällig erhalten, was uns fördern kann: die in allen europäischen Sprachen — nicht zum mindesten in den slavischen — so überaus zahlreichen 'Zweideutigkeiten', Rätsel, die eine alltägliche Handlung, die an sich gar nichts Auffälliges hat, oder einen allvertrauten harmlosen Gegenstand so beschreiben, dafs der Hörer unwillkürlich annehmen mufs, es handle sich um eine höchst obscöne Schilderung, bis er nachher zu seinem Erstaunen und zu seiner Beschämung den wahren Sachverhalt erfährt — diese 'Zweideutigkeiten' fehlen in der Halliwellschen Sammlung.

Aber in einem Sammelbande 'Various Poems' des Britischen Museums (C. 39. a) finden sich am Schlusse einige zum Teil stark obscöne Reime und Liebeslieder handschriftlich eingetragen. Solche handschriftlichen Bemerkungen sind überhaupt für die Volkskunde oft wertvoll geworden, wie z. B. das merkwürdige Hahnenrätsel auf dem Deckel eines früher Diez gehörigen Exemplars von Praetorius' Philosophiæ colus (Ztschr. f. deutsche Myth. IV, 405), und so war es

höchst dankenswert, daſs Furnivall im Jahre 1874 in einem Bande der 'Ballad-Society' diese eigentümliche Blütenlese zum Abdruck brachte. Darunter befindet sich nun ein *riddle* (Nr. 19), das sich auf ein Mädchen bezieht, die ihre Nähnadel einfädelt. Die Beschreibung dieses Vorgangs, dessen Parallele zum Gebiete des Geschlechtslebens (denn eine solche Parallele muſs bei allen diesen 'Zweideutigkeiten' vorliegen) klar genug ersichtlich sein dürfte, lautet:

Thus my riddle doeth begine;
A mayde would have a thinge put in,
And with hir hand she brought it to;
It was so meeke, it would not doe:
And at the length she used it soe,
That to the hole she made it goe.
When it had done as she could wishe,
'Ah, ha!' quoth she, 'I'me glad of this'.

Ich stehe keinen Augenblick an, in diesen Zeilen ein echtes Volksrätsel zu sehen. Die metrische relative Reinheit und das Raffinement, mit dem die Parallele gezogen ist, darf uns nicht daran hindern; Formlosigkeit und Stumpfsinn sind niemals die Charakteristika germanischer Volkspoesie gewesen. Der Stil ist echt volkstümlich; wir haben das einführende Rahmenelement, das mit dem eigentlichen Kern des Rätsels durch den Reim verbunden ist (s. meine 'Beitr.' S. 62 ff.) und eine Aufforderung zum Raten enthält — gerade beim englischen Volksrätsel sehr beliebt (Halliwell, Nursery rhymes 128): *'A riddle, a riddle, as I suppose'*. Die ganze Einkleidung in eine Erzählung, die knappe Aneinanderreihung der einzelnen Vorgänge, die Einfügung eines Selbstgespräches — alles das ist echt volkstümlich. Ich kann hier keine englische Parallele anführen, aus dem oben erwähnten Grunde. Aber, um aus tausenden ein Beispiel herauszugreifen, läſst sich folgendes deutsche Rätsel ('Ring und Finger') Zug für Zug stilistisch vergleichen:

Es ging ein Mädchen über'n Hof,
Sie zeigte dem Herrn das blanke Loch.
Da dacht' der Herr in seinem Sinn:
'Ach hätt' ich doch den Langen drin'.

Auch ist das Motiv an sich dem germanischen Volksrätsel nicht fremd; es figuriert schon unter den zotigen Rätseln des 'Schildbürgerbuches' und ist noch heute im niederdeutschen Volksmunde anzutreffen. So verzeichnet Wossidlo (Mecklenburgische Volksüberlieferungen Bd. I, S. 306):

Ik seet up een kleen blöckschen
Un keek dörch en kleen löckschen,
Ik gedacht in minen Sinn,
Ach haddst du'n drin.

Verwandt mit den eigentlichen Rätseln sind die dunklen Reden, deren einzelne Begriffe eine bestimmte bildliche Beziehung auf ein anderes, nicht genanntes Lebensgebiet besitzen. Hier ist die Auflösung oft wirklich obscön und die Einkleidung unschuldig. In der Sammlung '*Κρυπτάδια*', die in den 'Giftschränken' unserer gröfseren Bibliotheken versteckt ist, findet sich aus mehreren Gegenden eine unsaubere Geschichte berichtet, wo ein Mann, gewöhnlich ein Priester, mit einer Frau folgende nur zu deutliche Wechselrede führt: 'Was ist das?' — 'Das ist Ägypten. Und was ist das?' — 'Das ist Pharao. Lafs Pharao in Ägypten einziehen.' Aus England waren mir derartige Zoten bisher nicht bekannt. An derselben Stelle aber, wie das oben mitgeteilte Rätsel, findet sich folgende Reimerei (Nr. 21):

A virtuouse Ladie sittinge in a muse,
As oftentimes faire virtuous ladies use,
Did leane hir elbowes on hir knees ful harde,
Each distant from the other haulfe a yarde.
Hir knight, to checke hir by some privie token,
Sayed 'Wyfe, awake! your cabbinet is open!'
She rose, and blusht, and smilde, and soft did saye,
'Then locke it, if you please; you keepe the kaye.'

Die satirisch-epigrammatische Zuspitzung und Ausführung ist natürlich ganz unpopulär und mag vielleicht dem Verfasser des vorherstehenden Epigramms (Nr. 20: Grabschrift auf einen Juristen) nicht fremd sein, das unserem Lessing ganz wohl anstehen würde:

Here lies a myracle; deny it whoe can:
He lived a Lawyer, and — an honest man!

Immerhin ist wohl der Kern des 'open Cabinet' volkstümlich, wie ja die Kunstlitteratur zu allen Zeiten stoffliche Anleihen beim Volke gemacht hat.

Würzburg. Robert Petsch.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374. Von Friedrich Scholz (Sonderabdruck aus Acta Germanica V, 2). Berlin, Mayer & Müller, 1898. 285 S. 8. M. 8,50.

Die Frage nach der Entstehung und Entwickelung unserer Schriftsprache kann nur auf Grund methodisch geführter Einzeluntersuchungen gelöst werden, wie sie R. Brandstetter (Die Luzerner Kanzleisprache von 1250—1600) und W. Scheel (Jaspar von Gennep und die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln) begonnen haben. Ihnen schliefst sich die vorliegende vortreffliche Arbeit an, die nicht nur ein reichliches Material sorgfältig und gründlich behandelt, sondern auch in methodologischer Hinsicht vorbildlich zu wirken geeignet ist.

Für die Erforschung der ältesten Schriftsprache stellt der Verfasser in dem ersten Abschnitt, 'Methode und Quellen' (S. 4—14), mit vollem Recht die beiden Gesichtspunkte auf, dafs 1) ein für die Geschichte der Zeit bedeutsamer Ort zu wählen sei, und dafs 2) die lokalen rechtslitterarischen Denkmäler in reicher Zahl und womöglich in ununterbrochener Reihe vorhanden sein müssen. Die Augsburger Urkunden erfüllen nun beide Bedingungen durchaus. Bei der Untersuchung des gedruckten Materials ist Scholz dann zur Erkenntnis gekommen, dafs dies die Entwickelung mancher Buchstaben und Zeichen schlecht wiedergiebt; er stellt deshalb die dritte allgemeine Forderung, dafs nur ungedrucktes Material benutzt werde. Zweifellos war es ein Fehler, dafs die Göttinger Akademie, als sie die Untersuchung der kaiserlichen Kanzleisprache bis zu Maximilian verlangte, auf die Benutzung ungedruckten Materials verzichtete; anderseits wird man die Drucke wenigstens zur Vergleichung mit heranziehen müssen, wie es ja auch Scholz gethan hat. Jedenfalls aber bieten für die Feststellung der Entwickelung der Laute die Urkunden den grofsen Vorzug der zeitlichen und örtlichen Zuverlässigkeit.

Die Augsburger Urkunde im besonderen behandelt nun der zweite Abschnitt (Normen und Bestandteile S. 15—40, Kanzleien und Schreiber in Augsburg S. 40—58, Einzelne Zeichen und Buchstaben S. 59—65). Während bis zum 13. Jahrhundert die Urkunde von der bischöflichen

Jurisdiktion nicht zu trennen ist, wird sie jetzt zum Gemeingut. Es lassen sich 1) öffentliche Urkunden unterscheiden, welche vom Bischof, dem bischöflichen Hofgericht (iudices curiæ), dem Rat, dem Vogt, dem Burggrafen und anderen ausgestellt wurden, und 2) Partei-Urkunden, die nicht von einer öffentlichen Behörde oder wenigstens nicht von dieser allein ausgestellt wurden. Alle hatten durchaus den Charakter eines durch ein Siegel beglaubigten Zeugnisses über eine Rechtshandlung.

Für die sprachliche Untersuchung ist die Hauptfrage, von wem die Urkunde geschrieben, in weiterem Sinne, von wem sie ausgestellt ist. An erster Stelle steht die städtische Kanzlei, die seit 1235 nachzuweisen ist. Im Jahre 1268 erscheint zum erstenmal ein notarius civitatis — 'der stet schriber', wie er später heifst — mit Namen Konrad. Unter ihm vollzieht sich 1272 die grofse Wandlung: der Übergang vom Gebrauch der lateinischen Sprache zur Anwendung der Muttersprache. Rasch nimmt jetzt die Zahl der Urkunden zu, und zugleich macht sich eine realere Richtung geltend, welche die überladenen Phrasen und den religiösen Bombast zurückdrängt. Von 1268 an haben wir eine fortlaufende Reihe von Stadtschreibern, deren Namen auch mit wenigen Lücken bekannt sind. Im 14. Jahrhundert waren es stets Einheimische. Über ihre Fachbildung wissen wir nichts, ebensowenig über ihre bürgerliche Stellung, die aber materiell günstig war. Vielfach erscheint neben der Hand des Stadtschreibers die seines Gehilfen, der dann bisweilen auch sein Nachfolger wird. Im ganzen sind in der Zeit von 1268—1374 neunzehn Hände zu unterscheiden, von denen elf sicher Stadtschreibern angehören. Weshalb übrigens Scholz die Urkunden gerade bis zum Jahre 1374 verfolgt, hat er nicht genauer erklärt.

Neben der städtischen Kanzlei ist die bischöfliche zu nennen. Über ihre Schreiber ist leider wenig zu ermitteln; wichtig ist, dafs sie in der Sprachentwickelung der städtischen voranschritt und wohl auch einen Einflufs auf sie ausübte. Den beiden Kanzleien schliefsen sich die 'Schreibstuben' (über den Unterschied vgl. S. 42) der iudices curiæ und der Klöster an.

Der dritte Abschnitt, S. 66—285, enthält die sprachliche Untersuchung. Eingehend hat der Verfasser den Vokalismus und Konsonantismus dargestellt, während er über die Flexion nur wenige Bemerkungen giebt und die Behandlung der Syntax und des Wortschatzes sich für später vorbehält. Bei der Darstellung des Lautstandes geht er in jedem einzelnen Falle von dem gemein-mittelhochdeutschen Laute aus und giebt für dessen Vertreter aus den vier genannten Gruppen der Urkunden, denen er noch das Stadtbuch und das Achtbuch anschliefst, ein je nach dem Bedürfnis genau ausgeführtes oder summarisches statistisches Belegmaterial. In einem zweiten, 'Geltung' überschriebenen Abschnitt erklärt er dann, mit steter Rücksicht auf die Entwickelung der Augsburger Mundart und meist durchaus ansprechend, die Abweichungen der Quellen von dem gemein-mittelhochdeutschen Lautstande; auch beachtet er stets den Zeitpunkt, in dem die einzelnen Erscheinungen auftreten und wieder ver-

schwinden, das gegenseitige Verhältnis der nebeneinander vorkommenden Laute, sowie die verschiedenen Einflüsse, die auf die Urkundensprache eingewirkt haben. In einem dritten Abschnitt, 'Bezeichnung', erörtert er die graphischen Eigentümlichkeiten, soweit sie nicht schon im zweiten besprochen werden mufsten. Durch diese Art der Darstellung erhalten wir eine deutliche Anschauung von der geschichtlichen Entwickelung, welche die mittelhochdeutschen Laute in den Augsburger Urkunden durchgemacht haben; jedoch ist der Nachteil damit verbunden, dafs wir kein zusammenhängendes, vollständiges Bild von dem Umfang und der Geltung der einzelnen, thatsächlich in den Quellen erscheinenden Laute gewinnen. Diesem Übelstand vermag auch der Schlufs des dritten Abschnittes des Buches, der von S. 256 an den 'Gesamtverlauf der Entwickelung der augsburgischen Kanzleisprache' schildert, nicht völlig abzuhelfen, zumal die Resultate nicht immer ganz klar hervorgehoben sind.

Was nun die Entwickelung der Augsburger Schriftsprache im allgemeinen betrifft, so ist ein deutlicher Einflufs der lebenden Sprache auf dieselbe bemerkbar. Mit Kauffmann unterscheidet der Verfasser dabei auch für die damalige Zeit die Sprache der Gebildeten, welche meist auch die der Schreiber war, von der Volksmundart (vgl. S. 257 und 262 ff.). Grob-Mundartliches wie das st. Part. Prät. und die 1. Plur. Präs. auf *e* statt *en* findet sich ganz selten; deutlich werden vulgäres *e* und *i* statt *ö* und *ü* gemieden (nur *liechtmisse* begegnet öfters). Viele Schreiber meiden auch, der Gesellschaftssprache und der Tradition folgend, das vulgäre *au* an Stelle des langen *a*, das aber doch im 14. Jahrhundert oft erscheint, ähnlich wie wenigstens in den internen Denkmälern oft *ei* für *e* vorkommt. Dagegen werden allgemein-mundartliche Eigentümlichkeiten des Vokalismus durchaus angewendet, so die specifisch schwäbischen Doppellaute für *u* und *o* und die Superlative auf *-ost* bis zum Ende unserer Periode. Im Gegensatz zum Vokalismus bleibt der Konsonantismus ziemlich konstant, und ein Unterschied zwischen Volks-, Gesellschafts- und Schriftsprache läfst sich kaum feststellen; eine Wirkung der Mundart ist es aber, dafs für mhd. *b* regellos *p* geschrieben wird, welches anfangs sogar einige Schreiber allein anwenden. Gemein-mhd. *b* wurde dann nach dem Vorbild der kaiserlichen Kanzlei durchgeführt, zuerst in der bischöflichen Kanzlei im Jahre 1338, wie sie auch zuerst *pf* für *ph* schrieb.

Während sich in der bischöflichen Kanzlei grofse persönliche Verschiedenheiten geltend machten, herrschte in der städtischen eine bestimmte traditionelle Schreibweise. Persönliche Einwirkungen und solche der Schule sind im allgemeinen hier nicht zu unterscheiden, jedoch übten der erste deutsch schreibende Stadtschreiber Konrad und manche seiner Nachfolger auch einen selbständigen Einflufs aus (S. 270 ff.). So versuchte schon Ende des 13. Jahrhunderts der Schreiber Rudolf, der beim Herzog Philipp von Kärnthen gedient hatte, die neuen Diphthonge statt der alten Längen *i*, *u*, *iu* einzubürgern. Die Geschichte dieser neuen Diphthonge in Augsburg ist interessant zu verfolgen (vgl. S. 264 ff.). Auf doppeltem Wege sind sie aus Baiern eingedrungen. Zuerst nahm sie das gewöhn-

liche Volk in dem regen Verkehr auf, den die Familien- und Handelsbeziehungen im Ostlechland hervorriefen; dann eigneten sie sich die Gebildeten in dem schriftlichen Verkehr mit Baiern an, in der Zeit der engen Beziehungen zum Hofe König Ludwigs, etwa 1320—1340. Das Resultat war, dafs bereits vom 2. bis 4. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts in Augsburg kein Widerstand mehr gegen die bairischen Diphthonge vorhanden war.

Infolge des Verkehrs mit dem Hofe König Ludwigs um die Zeit von 1320—1340 gewann überhaupt die kaiserliche Kanzlei einen starken Einflufs auf die städtische Kanzlei Augsburgs. Das Verhältnis zwischen beiden Kanzleien ist aber dadurch sehr verwickelt, dafs die Sprache der kaiserlichen selbst nicht einheitlich war. Während sie Anfang der zwanziger Jahre im wesentlichen bairisch war, machten dann Augsburger Schreiber dort ihren schwäbischen Einflufs geltend, so dafs sich öfters wieder *i*, *u*, *iu* einschlichen; anderseits herrschte damals ja in Augsburg selbst schon ein bairisch-schwäbisches Gemisch von alten Längen und neuen Diphthongen (vgl. S. 274 ff.). Am stärksten war die gegenseitige Einwirkung 1331—1335, unter Karl IV. aber verlor die kaiserliche Kanzlei wieder sehr viel von ihrem Einflufs auf die augsburgische.

Bemerkenswert ist noch, dafs zu Ende unserer Periode nicht nur die Sorgfalt und Konsequenz in der Schreibung der verschiedenen Laute zunahmen, was ja überhaupt damals allgemein der Fall war, sondern dafs auch bereits — also vor Niclas von Wyle — doktrinäre Versuche zur Regelung der Orthographie gemacht wurden (vgl. S. 63).

Berlin. Rudolf Wessely.

Die Aussprache des Schriftdeutschen. Mit dem 'Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preufsischen Schulen' in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten von Wilhelm Vietor, Professor an der Universität Marburg. Vierte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. VII, 119 S. kl. 8.

Diese bereits nach drei Jahren nötig gewordene Neubearbeitung des bewährten Büchleins zeigt die phonetische Umschreibung nunmehr im Gewande der von der *Association Phonétique* gebrauchten Lautschrift — eine treffliche Neuerung! Ferner hat sich Vietor entschlossen, den geänderten Ansichten und Thatsachen entsprechend, für *g* die edlere Aussprache als Verschlufslaut zu empfehlen und voranzustellen. Im übrigen stimmen seine Ansichten und Vorschläge fast durchaus mit den in Siebs' 'Deutscher Bühnenaussprache' aufgestellten Forderungen überein. Möge die nun glücklich erreichte Einheit in der Theorie auch bald in der Praxis weite Verbreitung finden und eine sorgfältigere Behandlung unserer herrlichen Muttersprache auch im mündlichen Ausdruck herbeiführen! Hier fehlt es doch leider noch sehr an Einsicht und gutem Willen.

Einige Bemerkungen, die ich mir beim Gebrauch des Werkchens gemacht, mögen hier für eine Neuauflage mitgeteilt werden. S. 13: die

Schreibung *wîp, wîbes*; *hant, hende* im Mhd. bezeichnet nicht den Wechsel von stimmlosem und stimmhaftem Verschlufslaut, sondern den von Fortis und Lenis, da das Oberdeutsche ja gar keine stimmhaften Verschlufslaute kennt! — Ib. § 23 am Ende: auch kurzes *i* und *u* sind in Süddeutschland (wenigstens in der Pfalz) geschlossen oder eng. — Ib. § 24: auch wo mhd. *ë* (*i*-Umlaut von *a*) galt, wird jetzt dialektisch geschlossenes *e* gesprochen, z. B. in *Esel*. — S. 17, § 30: die Aussprache des inlautenden *ng* als *ŋ*+*g* ist durchaus nicht allgemein westfälisch, als Soester kenne ich sie z. B. nicht! — Das Wörterverzeichnis enthält eine Menge Wörter, deren Aussprache nach den vorhergehenden Regeln keinem Zweifel unterliegen kann, während ich eine Anzahl mit schwankender Aussprache (z. B. *Erz*) vergebens darin gesucht habe. Könnte der Verfasser nicht in einer neuen Auflage jene ausmerzen und dafür alle irgendwie orthoëpisch bemerkenswerten, besonders Eigen- und Ortsnamen, aufnehmen? Betonungen wie z. B *Elberféld, Paderbórn, Altenbéken* etc. sind Ausländern in der Regel vollkommen unbekannt, wie ich hier oft genug feststellen konnte.

Die Korrektur ist sehr sorgfältig gewesen, so dafs ich in den Texten auch nicht einen einzigen Fehler gefunden habe.

Gotenburg. F. Holthausen.

Neue Publikationen der 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen'. Prag, J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

1. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Bd. VIII: Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Herausgegeben von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt und 7 Tafeln in Lichtdruck. Preis geh. 3 Kronen = M. 3. — Bd. IX: Johannes Mathesius. Ausgewählte Werke. Dritter Band: Luthers Leben in Predigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Dr. G. Loesche. Mit zwei Porträts. Preis geh. 4 Kronen = M. 4.

2. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen.

I. Bd., 1. Heft: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von Adolf Hauffen. 1896. 224 Seiten. Preis 2 Kronen 80 Heller = M. 2,80. — I. Bd., 2. Heft: Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung von Prof. Dr. Gust. Laube. 1896. 107 Seiten. Preis 1 Krone 20 Heller = M. 1,20. — I. Bd., 3. Heft: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus von Julius Lippert. Mit 6 Tafeln und 24 Seiten Text. 1898. Preis 80 Heller = M. 0,80. — II. Bd., 1. Heft: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. I. Teil. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 1898. 187 Seiten. Preis 2 Kronen 40 Heller = M. 2,40.

Es ist eine im Kulturleben der Völker oft beobachtete Thatsache, dafs eine ideale Aufgabe unter äufserlich schweren Umständen besser gedeiht

als in glücklichen, fördernden Verhältnissen. Die Volkskunde hat in den verschiedenen Teilen unseres deutschen Vaterlandes — deutsch 'so weit die deutsche Zunge klingt' — gar viele Vereine und Gesellschaften ins Leben treten und mit rüstiger Hand an die Arbeit gehen sehen, aber wenige haben in so kurzer Zeit so viel zu leisten vermocht und sich bei allen Mitstrebenden so aufrichtige Sympathien erwerben dürfen, als unsere Arbeitsbrüder im deutschen Böhmen, bei denen die Arbeit zugleich ein Kampf ist, bei denen die Volkskunde im konkretesten Sinne national, patriotisch wird. Um so schwieriger ist es dort, wissenschaftliche Thaten zu verrichten, als die Czechen seit langer Zeit in erfolgreiche Konkurrenz getreten sind und in einer regelmäfsig erscheinenden reichen Zeitschrift ein ausgezeichnetes Sammelorgan besitzen. Dafs aber die 'Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen' den Wettkampf mit Ehren bestehen werde, dafür bürgt der Name des Mannes, der an der Spitze des Unternehmens steht, Professor Adolf Hauffen in Prag. Hauffen ist sicherlich einer der hervorragendsten Vertreter unserer Wissenschaft, zur Behandlung der Volkspoesie gerüstet wie wenige durch seine ausgebreitete Kenntnis der deutschen Litteratur desjenigen Zeitraumes, in dem deutsches Leben am stärksten pulsierte und das deutsche Volkstum in der Schriftstellerei seine deutlichsten Spuren hinterliefs, des 16. Jahrhunderts. Überhaupt ist Hauffen mehr ein Mann historischer Vergleichung, der Gegenwärtiges aus der Vergangenheit zu erklären sucht, als der Forscher in den fremden Litteraturen der Gegenwart, wie wir ihn in R. Köhler kennen gelernt haben. Die von Hauffen geleitete Gesellschaft hat es sich denn auch zur Aufgabe gesetzt, älteres Quellenmaterial im weitesten Umfange zugänglich zu machen und somit stehen die Bände der 'Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen' in naher Beziehung zu unseren Bestrebungen. Volkskundliches Material kann direkt und indirekt geliefert werden. Volkslieder und andere unmittelbare Erzeugnisse volkstümlicher Poesie sind am greifbarsten; ein feineres Ohr aber vernimmt auch im Rauschen des Stromes der 'Kunstlitteratur' den eigenen Klang eines verborgenen Bächleins, der sich bald schwächer, bald stärker in jenen ergiefst; bei jedem Schriftsteller, der in nationalem Boden wurzelt, sind Spuren seines Volkstums anzutreffen und helfen das psychologische Bild des Stammes, dem er zugehört, vervollständigen. Die 'deutschböhmische Bibliothek' soll kein Werk von Gelehrten für Gelehrte sein, sondern in bequemen Ausgaben die Haupterzeugnisse böhmischer volkstümlicher und Volkslitteratur zugänglich machen. Die bisher erschienenen Bände bringen, in Kürze aufgeführt, folgendes: Im ersten Bändchen vereinigt Dr. Fürst die wichtigsten Schriften des früh verstorbenen Dichters Moriz Reich (1831—1859), der nicht nur patriotische, sondern wahrhaft populäre Töne anzuschlagen wufste. Es folgen die Werke der beiden hervorragendsten Reformatorengestalten Deutschböhmens, Nikolaus Herman (Bd. 2, herausgeg. von Dr. Wolkan) und Johannes Mathesius Bd. 4, 6 und 9, herausgeg. von Dr. Lösche), die in Joachimsthal als Kantor und Pfarrer nebeneinander wirkten. Herman ist einer der be-

liebtesten geistlichen Dichter seines Jahrhunderts gewesen; in seinen 'Sonntagsevangelien' erinnert sein volkstümlicher, kindlicher Ausdruck oft an Hans Sachs. Mathesius' Bedeutung liegt in seiner hervorragenden Begabung zum Prediger. Bisher dem Germanisten meist nur als erster Lutherbiograph bekannt, wird er jetzt in der dreibändigen, sehr geschickt getroffenen Auswahl seiner Schriften von neuem die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Seine Leichenpredigten und Hochzeitspredigten zeigen seine bewundernswerte Gabe anschaulicher, unmittelbarer Darstellung; die biblische Geschichte, die er stark hereinzieht, lebt vor unseren Augen auf, wie die Gestalt Doktor Luthers, und die warme, zum Herzen dringende Sprache, die eines poetischen Schimmers nicht entbehrt, erklärt die grofse Wirkung, die er auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Lösche hat einen ausführlichen, sehr inhaltreichen Kommentar hinzugefügt, der sprachliche und sachliche Erläuterungen giebt und den zahlreichen historischen und persönlichen Anspielungen, die das Lesen Mathesiusscher Werke erschweren, gewissenhaft nachgeht. Von hervorragender Bedeutung ist ferner Professor Sauers Publikation der 'Erinnerungen' von Josef Rank (Bd. 5), soweit sie der Schilderer des Böhmerwaldes, der scharfe Beobachter und liebevolle Darsteller böhmischen Volkslebens, führen durfte, bis ihm der Tod den Griffel entwand. Bei dem hohen Interesse, das unsere Zeit Ludwig Uhland entgegenbringt, wird gerade der letzte Abschnitt, der Ranks Beziehungen zu seinem schwäbischen Kunst- und Gesinnungsgenossen behandelt, Beachtung finden. Viel mehr noch als Rank hat auf den Namen eines Volksschriftstellers Paul Mefsner Anspruch, von dessen Schriften (Bd. 7) eine Auswahl geboten wird. Mefsners buntbewegtes Leben, das ihn von der Schulbank zum Militär und dann durch ein langjähriges Handwerksburschenleben zur Schriftstellerei führte, befähigte ihn zum hervorragenden Schilderer seiner böhmischen Heimat und der Alpenländer.

So sprudelt denn in allen diesen Bänden der Quell deutsch-böhmischen Volkstums, am reinsten und unmittelbarsten freilich in der neuesten Veröffentlichung, den 'Deutschen Liedern auf den Winterkönig', herausgegeben von Dr. Wolkan. Dies Buch ist eigentlich eine Lebensarbeit. Mit einem staunenswerten Fleifse und Erfolge hat Wolkan in Deutschland, Böhmen und Holland (das überraschenderweise reiche Ausbeute darbot) nach Liedern und Bildern geforscht, in denen sich die anfänglichen Hoffnungen, die man auf den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich setzte, und der unendliche Spott, mit dem man ihn bald darauf verfolgte, widerspiegeln; Volkslieder sind es in dem Sinne, dafs sie die wechselvolle, nach dem Erfolg urteilende Stimmung des Volkes widerspiegeln; in der Form freilich gelehrten Spielereien, wie dem Akrostichon, oder trivialen Reimscherzen, wie der reimweisen politischen Ausdeutung des Katechismus, nicht abhold; verdächtige Quellen für die Zeitgeschichte, durch ihre kühnen Entstellungen und Verwirrungen der Thatsachen, um so unschätzbarer für die Kulturgeschichte, wegen ihrer unbewufst treuen Wiedergabe des inneren Lebens ihrer Zeit. Nur einen Teil des riesigen Materials, eine

charakteristische Auswahl, für die wir ihm danken, legt Wolkan vor, der Schlufs aber bietet eine ausgezeichnete Bibliographie, wo der Detailforscher die gesamte Masse der Überlieferung vereint findet. Für den Kenner des Volksliedes besonders interessant sind auch die Angaben der Melodien bei den Liedern, z. B.: 'Wie man den Stürtzebecher singt'. So treten der 'alte Hildebrand' und der 'Lindenschmied' auf. Übrigens ist auch eine Anzahl der interessanten alten Spottbilder in sehr guten Lichtdrucken reproduziert. Damit kommen wir zu der eigentlich volkskundlichen Thätigkeit der 'deutsch-böhmischen Gesellschaft', über deren hocherfreuliche Resultate der alljährlich von Professor Hauffen herausgegebene Bericht Rechenschaft giebt. Auf die bei aller Knappheit doch reichhaltigen Fragebogen, die Hauffen 1895 ausgehen liefs, sind nicht nur einzelne Angaben in Fülle, sondern auch wertvolle Gesamtdarstellungen der volkstümlichen Überlieferungen einzelner Ortschaften eingelaufen. Wer überhaupt auf die Arbeiten der volkskundlichen Vereine mit einem gewissen Pessimismus blickt und meint, dafs sie nur Brocken sammeln, unter denen nur in verschwindend wenigen Fällen einmal etwas Neues, Wichtiges, Entscheidendes auftauche, befindet sich im Irrtum. Unser 'Verein für bayerische Volkskunde' z. B. birgt in seinem Archiv eine ganze Reihe sehr umfangreicher Arbeiten über einzelne Dörfer, die sich auf alle Teile des Volkslebens und Volksdichtens erstrecken, ja, die in der Praxis neue Gebiete erschliefsen, neue Gesichtspunkte aufstellen, worauf die Theorie noch gar nicht verfallen war. Jeder Verein wird bei eifrigem Suchen irgend eine hervorragende Kraft ausfindig machen, die dann mehr leistet als hundert andere zusammen. Bei uns in Franken arbeitet ein schlichter Volksschullehrer, K. Spiegel, dessen Sammlungen aus seinem bisherigen Wirkungskreise wohl zwei starke Druckbände füllen würden und der, jetzt an eine andere Stelle versetzt, dort eben so rührig und eifrig sich erweist, — in Böhmen ist es ein Universitätsprofessor, der Geolog Gustav Laube, der aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses 'Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung', seiner Heimat, zusammengestellt und dabei ein bisher fast unbeachtetes Gebiet, die volkstümliche Gartenflora, erschlossen hat. In Anlehnung an den Fragebogen behandelt er die verschiedenen Seiten Altteplitzer Volkslebens, bringt allenthalben eine Fülle von Material, wobei allerdings die Quellen der volkstümlichen Kleinpoesie nicht sehr reichlich fliefsen, und teilt im Anhange Sagen, Märchen und Schwänke, zum Teil Schildbürgereien, mit.

Hauffen selbst bietet eine methodische Anleitung zur volkskundlichen Arbeit, die zwar immer besonders auf Böhmen Bezug nimmt, aber dabei doch jedem Anfänger in unserer Wissenschaft dringend zu empfehlen ist und auch durch die treffliche Arbeit von E. H. Meyer nichts von seinem Werte eingebüfst hat. Der reichhaltige Band, der nach jenem von Laube bearbeiteten erschien, giebt zunächst eine knappe Übersicht über das bisherige Werden und Wachsen der Volkskunde, über die ihr dienenden Vereine und Organe, und verbreitet sich dann über die deutsche Besiedelung Böhmens durch nordgauische, bayerische, sächsische und schlesische

Kolonisten, wobei ein kräftiger Hinweis darauf nicht fehlt, dafs es sich nicht um deutsche Einfälle handelt, sondern die Deutschen als Kulturbringer ins Land gerufen wurden. Die deutsche Kulturthätigkeit wird geschildert und dann zu einer Darlegung der bisherigen volkskundlichen Arbeiten bei Deutsch-Böhmen und Czechen und der künftigen Aufgaben der Forschung übergegangen, wozu unter anderem ein deutsch-böhmisches Wörterbuch gehört. Eine reichhaltige, angehängte Bibliographie giebt das gesamte Material im ganzen und für die vier Einzelstämme an die Hand, immer in zwölf — für ähnliche Arbeiten zur Nachahmung zu empfehlenden — Unterabteilungen: 'Allgemeines; Mundart, Wortschatz, Namen; Haus-, Hof- und Dorfanlage; Volkstracht; Erwerbsverhältnisse, Volksindustrie und Nahrung; Sitten, Bräuche und Feste; Mythisches; Aberglauben, Zauberei; Sagen und Märchen; Volkslieder und Sprüche; Volksschauspiele; Körperbeschaffenheit.'

Die deutsche Hausbauforschung hat durch Lippert, der 'das alte Mittelgebirgshaus' anschaulich schildert, eine wesentliche Bereicherung erfahren. Es handelt sich um die Fortbildung des von Bancalari so getauften 'Flurhallenhauses', das von dem 'sächsischen' Typus durch Aussonderung des Scheuerraums, vom 'oberdeutschen' durch Anschlufs des meist steinernen Stalles an das in der Regel im Blockbau aufgeführte Wohnhaus sich unterscheidet. Gerade in Böhmen neigt dieser Bautypus, der jetzt im Untergehen begriffen ist, zur Erweiterung durch ein oberes Stockwerk, das mit einer 'Laube' verbunden ist. Diese zieht sich entweder längs des Hauses hin ('Balkonhaus'), oder ist als Loggia in das Stockwerk hineingebaut ('Bühnchenhaus').

Am interessantesten ist wohl die Ausgabe 'deutsch-böhmischer Volksschauspiele' von Professor Ammann in Krummau, dem hochverdienten Herausgeber des 'Höritzer Passionsspiels'. Es sind von der neuen Sammlung bisher zwei Bände erschienen, woran sich noch ein dritter Textband und ein viertes Heft mit 'kritischen Untersuchungen' schliefsen soll. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Verfassers müssen wir also die interessanten Vergleichungen dieser Spiele mit anderen, aus fremden Landschaften publizierten Texten hier unterdrücken und beschränken uns vorläufig auf eine Inhaltsangabe. Der erste Band bringt zunächst eine neue Fassung des alten Höritzer Spiels. Überhaupt hat der Herausgeber fast immer mehrere Fassungen vor sich, aus denen er eine zum Abdruck erwählt. Wir hoffen, dafs das vierte Heft genau, Zug für Zug, die Abweichungen der zurückgestellten Texte bringt. Bei dem überaus spärlichen Material, mit dem wir auf dem Gebiete des Volksschauspiels arbeiten müssen, ist dies doppelt wichtig. Wir hoffen auch, dafs die recht knappen Vorbemerkungen, die Ammann jetzt vorausschickt, wesentlich ergänzt werden. In den Spielen verteilen sich die zahlreichen Rollen auf wenige Schauspieler. Diese Verteilung mufs genau bezeichnet werden, während es bisher nur bei einzelnen Stücken geschehen ist. Weiter bringt der erste Band: 'ein geistliches Komedi-Spiel in der hl. Weihnachtszeit', ein 'Vorspiel und Leidenchristispiel', einen 'ägyptischen Josef' und 'Johann

von Nepomuk'. Im zweiten Bande folgen: 'Eustachius', 'Alexius', 'das türkische Sultanspiel', 'Genovefa', 'Hirlanda', 'Heinrich von Eichenfels'.

Wir wünschen dieser Sammlung, wie den 'Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde' überhaupt weite Verbreitung und eine Fortsetzung, die dem bisher Geleisteten an Gediegenheit und Reichhaltigkeit gleicht.

Würzburg. Robert Petsch.

Joh. Wolfg. v. Goethe. Von Julius R. Haarhaus. Leipzig (Reclam 3938—3940).

Auf dem bescheidenen Raum von nicht ganz dreihundert Seiten Reclamformat führt uns Haarhaus durch das Leben Goethes. Ohne großes wissenschaftliches Gepäck mitzunehmen — zu Hause mag er es wohl haben — macht er sich mit dem Leser auf den Weg, erweist sich unterwegs als ein kundiger und bequemer Führer, der über die vielen Städte und Menschen, zu denen die Wanderung führt, kurz und treffend Bescheid giebt, und ehe man sich's versieht, ist man vergnüglich am Ende angelangt. In dieser frischen, geschmackvollen und zuverlässigen Darstellung des äußeren Geschehens in Goethes Leben liegt der Wert des Buches. Die Dichtungen werden in angemessenen Inhaltsangaben vorgeführt; tiefer in ihr Wesen einzudringen verbietet der bescheidene Umfang und der Zweck dieser Lebensbeschreibung, die von Stielers wundervollem Goethebilde eröffnet wird, auf dem der Dichter an uns vorbei ins Weite und Große schaut. Und dieses gute Buch hat noch eine besonders vortreffliche Eigenschaft: es kostet 60 Pfennige. Da hätten wir denn also das Goethebuch für die ungezählten Scharen der Primaner, 'höheren Töchter', Dorfschullehrer und wer alles bei bescheidenen äußeren Mitteln den Zugang zu Goethe sucht.

Für den gewiß nicht ausbleibenden zweiten Abdruck folgen hier nun einige kleine Monita.

Den Satz: 'Über das Wiedersehen mit Friderike ist nichts Näheres bekannt geworden' (S. 66) muß Haarhaus in einem Augenblicke der Zerstreuung hingeschrieben haben, da er ja doch selbst später an gehöriger Stelle (S. 145) Goethes Schilderung dieses Wiedersehens abdruckt. — Die natürliche Tochter heißt nicht deshalb ein Trauerspiel, weil Eugenie einen Mann geringeren Standes heiratet, worin nach Haarhaus Goethe und seine Zeit etwas Tragisches erblickt hätte, während für uns der Fall nicht so hoffnungslos liege (S. 229), sondern weil die Gesamtdichtung mit Eugeniens Untergang enden sollte. Das erste Stück der Trilogie führt eben jetzt den Gesamttitel. — Auch bei Haarhaus geht noch das Gespenst einer Helenadichtung von 1780 um (S. 288). Es handelt sich in der Tagebucheintragung vom 23. und 24. März 1780 um Hasses Oratorium 'Elena'. — Schlimmer als solche kleine Versehen und eine wirkliche Verunzierung ist es, daß jeder Erwähnung eines Buches die betreffende Nummer der Universalbibliothek im Texte beigefügt wird. Was soll man zu folgendem Satze

sagen: 'Zacharias Werner, der Verfasser der bekannten Schauspiele "Der 24. Februar" (Universalbibl. Nr. 107) und "Martin Luther" (Universalbibl. Nr. 210).' Und völlig komisch wirkt es, wenn Haarhaus S. 110 erzählt, dafs bei der ersten Zusammenkunft Goethes mit Karl August ein zufällig auf dem Tische liegendes Buch, Mösers Patriotische Phantasien (Universalbibl. Nr. 683—684), den Stoff zur Unterhaltung bot. An diesem geschmacklosen Übergreifen der Reklame vom Umschlag, wo sie hingehört, in den Text, wo sie nicht hingehört, trägt ja nicht Haarhaus die Schuld, sondern die Verlagshandlung. Die Kritik hat hier dem Autor den Nacken zu stärken.

Solche Schönheitsfehler werden natürlich die segensreiche Wirkung auf weite Kreise nicht beeinträchtigen, zu der das treffliche kleine Buch berufen ist. Max Morris.

Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zrinydramen. Biographische und quellenkritische Forschungen von Dr. Theodor Herold. Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1898. VIII, 189 S. 8.

Es sind nicht die uninteressantesten Studienköpfe für den Litterar- und Kulturhistoriker, jene vergessenen Dichter, die, einst vom Beifall der Menge getragen, trotz gröfsten Fleifses, trotz fruchtbarster Produktivität ihren Namen nicht haben unsterblich machen können. In der Regel vielseitig begabt, aber unfähig, sich mit gesammelter Kraft auf ein bestimmtes Gebiet zu konzentrieren, sind sie nur zu sehr geneigt, einen leicht errungenen Erfolg für den Beweis ureigenster Originalität zu nehmen, sich durch ihn in eine Stellung drängen zu lassen, die sie nie ganz auszufüllen im stande sind, um sich dann in beständigem innerem Kampfe zwischen Sollen und Können aufzureiben. Klarer oft als die führenden Geister lassen sie den allgemeinen Zug der Zeit erkennen, der auch sie treibt.

Friedrich Werthes, den Herold in dem ersten Teil seiner Schrift biographisch behandelt, gehört zu diesen ihren Mangel an Selbstkritik mit unaufhörlichen Enttäuschungen büfsenden Naturen. Er war kein Dichter von Gottes Gnaden. Aber da ihn eine Übersetzung von Carlo Gozzis Märchenkomödien über Nacht zu einem berühmten Mann machte, da ihn Wieland, statt ihm die Augen zu öffnen, in seinem Wahn bestärkte, so hielt er sich dafür und hat sich nun fast in allen poetischen Gattungen versucht, die damals gepflegt wurden. Wir haben lyrische Dichtungen von ihm: seine 'Hirtenlieder' (1772) stehen tief unter dem damaligen Niveau der Zeit; die beiden gröfseren Gedichte 'Der Traum des Scipio' und 'Scipios Tod' (1816), die zum Besten gehören, was seine Muse geschaffen, stören durch ihre Dunkelheit die Wirkung der markigen, melodischen und bilderreichen Sprache. Von seinen beiden Epen 'Die Klause' (1801) und die 'Sieben Heroen' (1813) ist jenes geschmacklos und trivial, dieses breit und verschwommen. Was Schiller über seinen 'Conradin von Schwaben' (1800) urteilte, bestätigen seine beiden anderen Dramen, das historische

Trauerspiel 'Niklas Zrini' (1790) und 'Rudolph von Habspurg' (1785), ein Schauspiel, welches, stofflich durch Goethes 'Götz' angeregt, sprachlich und metrisch den Einfluſs von Lessings 'Nathan' zeigt: 'Zum dramatischen Dichter hat ihn die Natur nicht bestimmt'. Am besten ist sein Briefroman 'Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien' (1782), eine Nachahmung der Nouvelle Héloise, ausgezeichnet durch eine flieſsende, klare und blühende Sprache. Denn formale Gewandtheit hat Werthes besessen. Sie hat ihm als Übersetzer einen Namen gemacht. Aber sie täuschte ihn über sich selbst. Sie warf ihn aus der Bahn, auf der er wohl sein Glück hätte machen können, wenn er sich begnügt hätte, als Poet ein Dilettant zu bleiben. Sie spiegelte ihm ein Phantom vor, das er nicht erreichen konnte, und so hat er es nie zu etwas Ordentlichem gebracht.

Friedrich Werthes wurde am 12. Oktober 1748 in Buttenhausen, einem Dorfe an der württembergischen Grenze, geboren. Er sollte Prediger werden wie sein Vater. Auf der höheren Klosterschule zu Bebenhausen vorgebildet, bezog er mit siebzehn Jahren das Tübinger Stift und wurde 1767 Magister. Aber die straffe Disciplin stieſs ihn ab. Zu Martini 1770 verlieſs er das Stift und teilte den Eltern seine Unlust zum theologischen Beruf und seinen 'unwiderstehlichen Hang zu den holden Künsten der Musen' mit. Im Hochsommer 1771 wanderte er nach Erfurt, um Wielands Rat zu hören, der dort seit 1769 die Professur für Philosophie bekleidete. In seinem Hause fand Werthes freundliche Aufnahme, und er hat sich die Freundschaft des gefeierten Dichters bis an sein Lebensende zu erhalten gewuſst. Die formale Glätte der süſständelnden Schäferliedchen in Anakreons Manier, die ihm der Jüngling als erste poetische Versuche zur Begutachtung vorlegte, wird Wieland für den bescheidenen Studenten eingenommen haben. Überschätzt hat er ihn wohl kaum. In einem Briefe an Gleim, dem er ihn für eine Hofmeister- oder Informatorstelle empfahl, heiſst es: 'Gott weiſs, ob es gut ist, daſs so manche junge Leute durch das Lesen unserer Schriften mit der gefährlichen Liebe der Musen, oft bey ganz mäſsigem Talent, angesteckt werden. Indessen, da wir an diesem Übel hauptsächlich Schuld sind, so ist es nun wohl unsere Pflicht, zu thun, was wir können, um es zu verhindern, so viel die Umstände nur immer zulassen.' Ein anderes Mal sagt er, Werthes habe Unrecht, 'Candidat des Predigtamts nicht gerne zu seyn'. Ob das herzliche Mitleid 'mit dem guten Menschen' diesem die Gelegenheit zu eigenem Broderwerb verschafft hat, wissen wir nicht. Er soll 1772 mit Wieland nach Weimar übergesiedelt sein und dort noch einige Zeit bei ihm gewohnt haben. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daſs Werthes in den ersten Monaten des Jahres 1773 am 'Deutschen Merkur' thätig gewesen ist. Das Amt eines Hofmeisters beim Grafen Lippe-Alverdissen hat er im April 1774 bald genug wieder aufgegeben. Nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf bei Fritz Jacobi trat er dann im Hochsommer 1774 als Hofmeister des jungen Barons von Hompesch eine Fahrt nach dem Süden an. Über Straſsburg, Basel, Bern, Lausanne, Genf, Venedig ging die Reise bis nach Neapel. Im Frühling 1780 finden wir Werthes' Spur wieder in Genf. Eine Über-

setzung des ersten Gesanges des Orlando Furioso hatte Wieland 1774 in seinen 'Deutschen Merkur' aufgenommen (sie erschien mit sieben weiteren Gesängen 1778 als selbständiges Buch), obwohl Werthes' Ottaverimen stümperhaft sind und Wieland Fritz Jacobi selbst gestand: 'Gott weiſs, ob er Recht hat sich einzubilden, daſs es nicht der leidige Satan, sondern der poetische Genius sey, der sein Wesen in ihm treibt. Ich bin noch immer zweifelhaft.' Äuſserst schwerfällig ist auch die Übersetzung des serbischen Volksliedes in reimlosen fünffüſsigen Jamben, die Goethe 1776 oder im Anfang des folgenden Jahres zu einer eigenen Bearbeitung veranlaſste (als 'Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga' 1778 in Herders Volksliedersammlung erschienen). Werthes brachte die Ballade in der Übersetzung eines Reisewerkes von Alberto Fortis, die 1775 unter dem Titel 'Die Sitten der Morlacken' gedruckt wurde. Berühmt aber machte ihn endlich die Prosaübersetzung der Märchenkomödien Carlo Gozzis (1777—1779), bekanntlich später die Hauptquelle für den Dichter der Turandot, Schiller. Den Lobeshymnen seiner Kritiker verdankte Werthes wohl auch den Ruf als Professor der italienischen Sprache an die herzogliche Militär- und Ritter-Akademie in Stuttgart, wo er es jedoch nur vom Dezember 1781 bis zum April 1783 ausgehalten hat. Mit einem Empfehlungsschreiben Wielands, in welchem der vorsichtige Diplomat mehr 'die würdigen Fähigkeiten des Herzens' als die poetischen Verdienste seines Schützlings rühmte, ging Werthes nach Wien. Der Staatsrat Freiherr von Gebler verschaffte ihm denn auch im Oktober 1784 die Professur der schönen Wissenschaften an der Pester Universität. Aber der magyarische Stolz bäumte sich gegen die deutsche Bevormundung auf. Seine ungarischen Kollegen verbitterten Werthes das Leben. 1791 muſste er um seine Entlassung bitten. Er hat dann anscheinend sechs Jahre in Petersburg gelebt; erst 1797 kehrte er in die schwäbische Heimat zurück. In diesem Jahre zum württembergischen Hofrat ernannt, zog er 1800 von Ludwigsburg nach Stuttgart und übernahm 1807 die Redaktion des Regierungsblattes. Dort ist er am 5. Dezember 1817 gestorben.

Der Verfasser hat auf die Sammlung der weitverstreuten Notizen und ungedruckten Materials groſsen Fleiſs verwandt und den Stoff zu einer fesselnden Biographie verarbeitet. Die Gefahr, mehr in die Breite als in die Tiefe zu gehen, die hier sehr nahe lag, ist freilich nicht ganz vermieden worden. Die Exkurse über Goethes Lied 'So ist der Held, der mir gefällt', eine Verspottung der weichlichen Anakreontik, wie sie in Werthes' 'Hirtenliedern' vorliegt, über Rousseaus Einfluſs auf den schwäbischen Dichter, über den fünffüſsigen Jambus und noch manches andere hätte ohne Schaden knapper gehalten, die typische Bedeutung des Mannes aber in Fortgang der Untersuchung schärfer betont werden können. Doch thun solche Ausstellungen dem Wert des Buches keinen Eintrag.

Erhöht wird dieser Wert noch durch eine vergleichende Betrachtung der Zrinydramen von Werthes, Ladislaus Pyrker und Theodor Körner, die den zweiten Teil der Heroldschen Schrift bildet und von dem Talent

des Verfassers für quellenkritische Forschungen Zeugnis ablegt. Alle diese Dichter mufsten scheitern, weil sie eine heldenhafte That an sich für ein tragisches Sujet hielten und eine Charakterentwickelung zu geben versäumten. Den sittlichen Konflikt zu steigern hat allein Werthes versucht, indem er Zrinys Sohn in Gefangenschaft geraten und die Übergabe Sigeths zur Bedingung seiner Befreiung machen läfst. Aber ein echtes Drama hat diese kraftlose Natur ebensowenig schaffen können wie der feurige Körner, dessen tödlicher Hafs gegen Napoleon wohl Worte fand für den vorbildlichen Heroismus eines Patrioten, aber nicht für den inneren Kampf eines Vaterherzens mit dem Pflichtgefühl der Ehre.

Im Anhang werden zehn bisher ungedruckte Briefe von Werthes veröffentlicht und ein Verzeichnis seiner sämtlichen Werke gegeben, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden sind. Ein Personenverzeichnis erleichtert die Benutzung des mit grofser Sorgfalt gearbeiteten Buches.

Berlin. Paul Haake.

Otto Frömmel, Kinder-Reime, Lieder und Spiele. Berlin, 1899. 48 S. M. 0,50.

Dies treffliche, im Selbstverlage erschienene Büchlein verdient die lebhafte Beachtung aller Fachgenossen. Nach der landläufigen Meinung erstickt ja die Grofsstadtluft alles Volkstümliche, und alle Poesie soll verloren gehen, wo sich viele Tausende aus den verschiedensten Gegenden zusammenfinden. Den besten Gegenbeweis liefern Dähnhardts treffliche Leipziger Sammlungen, von denen jetzt schon das zweite, um Rud. Hildebrands volkskundlichen Nachlafs vermehrte Heft vorliegt, und das Frömmelsche Heftchen. Ich selbst habe in meiner Zeit in Berlin gesammelt und manchen guten Fang gemacht. Dennoch mufs ich Frömmel bewundern, der aus dem Munde der Kinder 160 Nummern, darunter die allertrefflichsten unserer Spielreime, und zwar in meist ganz reinen Formen, zusammengebracht hat. Auch er verzichtet auf wissenschaftliche Beigaben, aber seine Sammlung ist ganz wissenschaftlich durchgeführt und geordnet. Merkwürdig ist, dafs bei der Buntscheckigkeit der Berliner Bevölkerung doch der brandenburgische Typus der Verse vorherrscht. So berühren sie sich eng mit uckermärkischen Reimen, die wir in der Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. Bd. VIII haben abdrucken lassen. Obscönes, was im Munde grofsstädtischer Kinder nicht selten ist, scheint Frömmel allzu ängstlich vermieden zu haben. Indem wir seinem Unternehmen den besten Fortgang und vor allem eifrige Leser und Benutzer unter der Berliner Lehrerschaft wünschen, seien hier noch ein paar Bemerkungen angeschlossen.

Natürlich finden sich auch unter den Berliner Reimen, wie überall, Verschmelzungen, Verballhornungen u. dergl.

So hat Nr. 121, vom faulen Gretchen (hier 'Mariechen') von Nr. 120, einem sehr verbreiteten, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengeschweifsten Erzählreime, den Anfang übernommen:

Rote Kirschen eſs ich gern,
Schwarze noch viel lieber;
Junggesellen küſs ich gern,
Alte stoſs ich nieder.

Ich gebe hier eine ganz wohl erhaltene, noch ungedruckte Version aus Nauen (Kreis Osthavelland):

'Gretchen, hast du's Bett gemacht?' —
Nein, ich hab's vergessen. —
'Wo hast du so lang gesessen?' —
Bei dem Fritz hab ich gesessen. —
'Wenn du willst bei Fritzen sitzen,
Musst du haben rote Spitzen.
Rote Spitzen mit Silberschnallen,
So wirst du dem Fritz gefallen.'

Köstlich ist es, wenn in dem graziösen Verschen vom Vogel, der ein Briefchen im Schnabel hält (Nr. 149), ein 'Fräulein' aus der Mädchenschule oder eine 'Tante' im Kindergarten (die schlimmsten Feinde der Volkspoesie!) aus der 'Anna', die einen Gruſs bestellt, die — 'Mama' gemacht haben. Das erinnert daran, daſs einst Fürst Bismarck erzählte, in seiner Jugend hätte er im Gesangunterricht das schöne Liebeslied 'In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad' mit dem Schlusse singen müssen:

Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat, —

was dann bei den Schülern zu der Neubildung führte:

Der Düwel hett em holt.

Da es sich um Berliner Kinderreime handelt, so darf ich wohl noch zwei Texte, die bei Frömmel fehlen, in der in Berlin üblichen Fassung hersetzen:

1) Das Thorspiel.

Machet auf das Thor, (bis)
Es kommt ein goldner Wagen.

Wer sitzt denn darin? —
Ein Mann mit goldnen Haaren

Was will er denn von uns? —
Er will die N. N. holen.

Was hat sie denn gemacht? —
Sie hat ein Kleid gestohlen.

2) Abzählreim.

Eine Wand, die andre Wand —
Petrus kam vom Himmel gerannt,
Sah den Topf mit Honig stehen,
Leckt ihn geschwinde aus.
Da kam die Frau von Dütchendorf
Und zählte ihre Hühner ab —
Zipphahn, Kapphahn,
Haushahn, Wetterhahn,
Kikerikiki!

3) Frömmel, Nr. 45 lautete früher:

Püppchen, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuh? —
Die kosten gar zu wenig,
Die giebt der Schuster zu!

Würzburg. Robert Petsch.

R. Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Teil II. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch, Ostern 1898. 33 S. gr. 8.

Das vorliegende Programm beendet das Verzeichnis französischer Fremdwörter im mecklenburgischen Platt und den Nachbardialekten, das im vorjährigen Programm bis *kuschen* geführt war. Dieses enthält die Worte von *labet* bis *züptil.* Aufser meiner Anzeige in dieser Zeitschrift Bd. CI ist eine andere von Wilhelm Horn-Giefsen erschienen,[1] der in der Arbeit von Mentz nur Material für die Forschung sieht, und zwar Material, das nicht immer ohne Kritik zu verwerten ist. *Ailen* (Grannen) ist allerdings wohl schwerlich aus frz. *aile* entstanden, auch *Achln* kann nicht auf dem französischen Wort beruhen. Nhd. *achel* (ahd. *ahil*) ist verwandt mit Aehre (ahd. *ahir, ah*). *Ess* für *ass* ist nicht französisch, sondern wohl mhd. *esse,* dem lat. *assis* zu Grunde liegt. Einzelne Ausstellungen und Berichtigungen lassen sich natürlich nicht vermeiden, da der Verfasser so wenig Vorarbeiten vorfand. Er ist allerdings oft zu weit gegangen und hat Gallicismen gewittert, wo gute deutsche Worte zu Grunde lagen. So hat *allbott* nichts mit französischem *bout* (Ende) zu thun, sondern geht auf *bote* (Zu)bufse zurück, wofür das waldeckische *alle bate hilpet* beweisend ist, und *dükdalben* bedeutet eigentlich 'deichpfähle', hat also nichts mit *duc d'Alba* zu thun. *Drajaksen, dörchjaksen* ist statt von frz. *tracasser* von *jacke* abzuleiten, heifst also eigentlich 'durchwamsen'.

In dem diesjährigen Programm untersucht Mentz zunächst in der Einleitung, wann die französischen Wörter übernommen wurden. Es kommt dabei die Zeit vom 14. bis 19. Jahrhundert in Betracht. Eine andere Frage ist die nach den verschiedenen Sachgebieten, denen die übernommenen französischen Wörter angehören, der Schiffahrt, dem Handel, dem Militär, den Glücks- und Unterhaltungsspielen, dem Haus, Garten und Küche, der Mode und dem feinen Ton der vornehmen Gesellschaft. Interessant ist es, wie übertragen wurde. Bei der Vorliebe des Niederdeutschen für Fremdausdrücke ist es verständlich, dafs es nur in wenigen Fällen französische Ausdrücke, die die Fremdsprache oder das Hochdeutsche ihm übermittelte, ins Plattdeutsche übersetzte. Eine solche Übersetzung liegt vor, wenn im Meckl. für *compagniegeschäft* — *bundgeschäft* gesagt wird oder für *sick verdeffendiren* — *sick vermulediren.* Im übrigen wurde das Fremdwort durchweg übernommen, erlitt allerdings in

[1] Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, Bd. XX, Heft 4 u. 6 (1898), S. 200 u. 201.

Form und Bedeutung oft aufserordentliche Veränderungen (vgl. *panschamber, schampandi, schepandi, schipander* u. s. f.). Der Volksetymologie war gerade hier der weiteste Spielraum gelassen. Während auf der einen Seite deutsche Wörter mit französischen Endungen versehen wurden (*kledasch, ackeratschon, mantäng, knappermang* u. a.), wurden andererseits an französische Wörter deutsche Endungen angesetzt. Die französischen Vorsilben wurden in ähnlich klingende deutsche Silben umgebildet. So wurde aus *perplex — verplext* (in Anlehnung an verwirrt), aus *infâme — entfahmt*. Die beliebten Koseendungen *ing* und *ken* wurden an das frz. Wort gesetzt, und so erhielt man Wörter von durchaus niederdeutschem Gepräge: *schüssing* = *schüss* (frz. *adieu*) + *ing; meschüken* = *beschüt* (*biscuit*) + *ken; kanēlken* = *cannelle* + *ken; mafäuken* = *ma foi* + *ken*. Das Volk machte sich das Fremdwort auch dadurch mundgerechter, dafs es ihm die Vorsilbe des entsprechenden deutschen Wortes gab. So entstanden Formen wie *anpart* Anteil, *hinnerparlur* in der Bedeutung Hintertreffen, *sick verdeffendiren* sich verteidigen (fr. *se défendre*), *sick afdrawalgen* sich abarbeiten (*travailler*), *sick afextern* sich abmühen (*exciter*). Eine noch gröfsere Freiheit ist es, wenn das Volk beliebige deutsche Vorsilben französischen Wörtern giebt, um deren Begriff zu präcisieren oder zu verändern; so hört man: *sick utäschern* sich so anstrengen, dafs man aufser Atem kommt, *dalestemiren* verächtlich machen, *miskumpabel* übelgelaunt. Auch sonst vereinigt das Niederdeutsche französische Wörter mit anderen Wörtern oder mit der Übersetzung des Fremdwortes: *de fleutdūs* (*flûte douce*), *bonkür* (Hundename), *mafäuken, rapportendräger*(*sch*), *bongjurrock, puddporipott, schändör, herzenkür, plaisirvergnögen*. Im Folgenden gebe ich meine Bemerkungen zu dem Verzeichnis der französischen Fremdwörter im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten (*labet — züptil*).

Es ist mir zweifelhaft, ob *ladünk*[1] (verhochdeutscht durch Hochmut, Lafsdünkel(?) zu nd. *läsig* (frz. *las*) gehört. *Verlumbern* = verspielen (frz. *l'hombre*) findet sich auch in Mecklenburg. Bei *malör, melür* hätte aus Mecklenburg hinzugefügt werden können: *Hê sitt in't melür. Lannsmamsell* für die Geliebte eines Fürsten ist mir aus Mecklenburg unbekannt. Neben *'de schap sünd dörch den hawer manöwert'* kommt auch vor *'manöwriert'*. S. 13 mufs es heifsen frz. *la manchette* statt *manschette*. Es konnte an die französische Redensart erinnert werden, um die niederdeutsche Bedeutung zu erklären: *'Vous m'avez fait là de belles manchettes'*. Ob bei niederd. *mantäng* (Mantel) Suffixvertauschung stattgefunden hat (*mantin* statt *manteau*), ist nicht zu beweisen. In der niederd. Redensart *'dor söcht he sinen mäter in'* ist eher an niederd. *mäter* (von *mäten*, messen) als an frz. *maître* zu denken; dahin gehört auch der pommersche Familienname *Mäter*. Scherzweise wird die Ehefrau häufiger *'min madam'* als *'min mätress'* genannt. Die Redensart (Sachsen): Der Stuhl ist *malade*, findet ein Analogon im Niederd.: *dê stôl is lêrweik'*. *De sak is mīs* heifst eher 'die Sache ist heikel' als 'die Sache taugt nichts'.

[1] Dähnert, Pommerisches Wörterbuch, Stralsund 1781.

Neben *prömöl* kommt auch *permöl* vor. Wenn Mentz aus J. Fr. Schützes Holsteinischem Idiotikon (Hamburg 1800 ff.) für Pellkartoffeln den Ausdruck *'kantüffel mit de mondur'* anführt, so gehört dahin die noch heute in Mecklenburg gebräuchliche Redensart *'kantüffeln in mondierung'*. *Musche blix* kommt auch in Mecklenburg vor. *Nĕt* in der Bedeutung des Hochdeutschen *nett* = niedlich kommt gerade so in Mecklenburg vor. Bei *pansen* konnte angeführt werden, dafs man in Celle *'Pantz'* für unartige Kinder gebraucht. Bei *vijölen* fehlt die Redensart *'sick upvijölen'* = sich aufputzen. Ein besonderes Kapitel behandelt die französischen Endungen. Es kann bei der aufserordentlichen Freiheit, mit der der Plattdeutsche beliebte und daher vielgebrauchte Wörter behandelt, nicht Wunder nehmen, dafs er ihm bekannte französische Endungen an beliebige Wortstämme deutscher, lateinischer und französischer Herkunft willkürlich anfügte. So wurde die französische Endung *-age* schon am Ende des Mittelalters im Niederdeutschen zur Wortbildung benutzt. Die Schriftsprache kennt schon in jener Zeit Ausdrücke wie *leckage* Leckschaden, *slitage* Verschleifs, *takelage* Takelung, *tigage* (i für ü) Zeug. Lauremberg (Nd. Scherzgedichte, ed. Braune III, 316) bietet *kakeratze* (heute noch *kakerasch*) von *kaken* kochen, Michael Richey (Idioticon Hamburgense. Hamburg 1755) hat *schilleraatsen* Schilderungen, Schütze (Holsteinisches Idiotikon, Hamburg 1800 ff.) die modernen *schenkasch* Schenkung, *kledasch* Kleidung, wovon als Ableitungen *utkledaschen, ankledaschen* jetzt allgemein gebräuchlich sind. Hierher gehören Wortbildungen wie *smeerasche, mengelasch(e), bummelasch(e), fressasch* Gesicht, *sponsasch(e)* Verhältnis, *blamasch(e)* Schimpf (Weiterbildung von frz. *blâme, blâmage* giebts im Französischen nicht). Zuweilen findet sich auch Volksetymologie. So ist *stellage, stallage* (frz. *étalage*, ält. *estalage*) durch stellen beeinflufst, *futterage*, das auf frz. *fourrage* zurückgeht, wurde als *futter + age* gedeutet. Mentz behandelt ferner die Endungen *-atschōn* (frz. *-ation, ackeratschon, frigeratschon, blamatschon*), *-äng, -eng* (*mantäng, festäng*), *-ant* (*mogelant, frevelant, schiwelant*), *-mang* (frz. *-ment, egalemang, dusemang* u. a.), *-iren* (*futeriren, snatteriren, hämmeriren, schosteriren*), *-ier* (*kneipier, pumpier, switier*) u. a.

Natürlich sind manche Ableitungen zweifelhaft und anfechtbar. Die fleifsige Zusammenstellung bietet aber ein reichhaltiges Material, das allmählich gesichtet und erweitert werden kann.

Doberan i. M. O. Glöde.

The Foreign Sources of Modern English Versification. With especial reference to the so-called jambic lines of 8 and ten syllables. A thesis presented to the faculty of the graduate department of Yale university, upon application for the degree of doctor of philosophy, by Charlton M. Lewis, B. A., L. L. B. Berlin, Mayer & Müller, 1898. VII, 104 S. 8.

Der Titel dieser amerikanischen 'doctor's thesis' verspricht nicht wenig. Im Vorwort zu seinem Schriftchen bezeichnet der Verfasser seine Aufgabe

näher mit den Worten: *The purpose of this paper is to trace the main line of descent of our modern versification, from the classical quantitative verse and the Old English accentual verse, through the various forms that were cultivated in mediævel Latin, English and French.* Und hierbei soll nur der mechanische Aufbau des Verses für sich allein und ohne Rücksicht auf die Alliteration betrachtet werden. Weiter grenzt Herr Lewis seine Arbeit ein, indem er seine Forschung hauptsächlich auf den acht- und zehnsilbigen Vers beschränken will.

Im I. Kapitel, Introduction, erhalten wir eine Aufzählung verschiedener Principien des Versbaues. Es wird auf zwölf Seiten nichts Neues an Stoff und Anschauung gebracht, sondern nur einige ganz elementare Dinge werden mitgeteilt. § 1 giebt die Vermutung, daſs der Parallelismus die älteste Versform sei, wozu bemerkt wird: *indeed according to Old Testament chronologie it is not long antedated by the creation* etc., was wohl zur Stütze jener Vermutung dienen soll? Ganz aus der Luft gegriffen ist doch die gleich darauf ausgesprochene Meinung: *From it* (d. h. parall.), *probably, are developed all other forms.* Wie ein mittelalterlicher Chronist beginnt der Verfasser seine moderne Historie mit Erschaffung der Welt. In § 2 werden sechs Verse aus einer englischen Avestaübersetzung mitgeteilt, welche als Beispiel von 'syllabic verse', als der nächsten Entwickelung aus dem Parallelismus dienen sollen. Dann folgt im geschichtlichen Weitergang der 'accentual verse', der erläutert wird an einer Strophe aus Ch. Lamb's 'The Old Familiar Faces'. Das Beispiel paſst meines Erachtens nicht; die Verse lassen sich, wenn auch in den zwei ersten Strophen etwas schwierig als catalectisch dactylische Tetrapodie, mit moderner Modifikation, skandieren (vergl. The Life, Letters and Writings of Charles Lamb, ed. by Percy Fitzgerald, London, 1895, vol. VI, pg. 365). Auch was wir § 5 erfahren, hat mit dem Thema nichts zu thun, doch sei die unbegründete Bemerkung hervorgehoben: *The Greeks wrote in quantity because they spoke in quantity.* §§ 7—10 betrachten die Prinzipien lateinischer Versbildung.

Das II. Kapitel handelt von Commodian's Verse. Wiederum wird hier durchaus nichts Neues gebracht oder aufgedeckt, und es ist nicht ersichtlich, was die bis Seite 25 reichenden Ausführungen der Lösung der Aufgabe zuführen.

Aus Kapitel III ist ersichtlich, dass der Zustand der fremden Quellen gewisser englischer Verse entwickelt werden soll. Aber der Verfasser ergründet nichts Neues, was für die spätere Entlehnung wichtig wäre, und der Abschnitt *The Latin Hymns of Ambrose and his Followers* bleibt so unfruchtbar wie der folgende.

Kapitel IV, *Early Church Music. Syllabic verse.* Hier finden wir die oberflächliche Äuſserung: *The Christians who through the generation of persecution were meeting in the secret chambers of the Catacombs* ... Im übrigen schweift der Verfasser wieder ab.

Kapitel V ist betitelt: *Early French Verse.* In der Litteraturangabe fehlt A. Toblers 'Vom französischen Versbau', was für dieses Kapitel wohl

hätte verwertet werden können. In § 38, Introduction, wird ohne ausreichende Begründung gesagt: *Now Latin rhythmical hymns have been familiar to English poets of every generation since the time of Bede, and it seems not unlikely that our verse would have assumed substantially its present forms, if it had no other foreign model to imitate;* NB.: *our verse,* d. h. alle englischen Versformen! Das Ziel der §§ 38—42 soll sein, darzuthun *'Their* (d. h. *the French*) *verse, far from being in the main' iambic, was as purely syllabic as that of the 19th century* (§ 42, p. 75). Aber der Nachweis gelingt dem Verfasser nicht. Hierbei läuft § 39, p. 64 bei Betrachtung des Alexandriners die unbegreifliche Bemerkung mit unter: *The 13th syllable in the feminine rimes need not be counted, as it is not pronounced.* In § 43 wendet sich der Verfasser gegen E. Stengel, welcher in seiner romanischen Verslehre (Gröbers Grundrifs II, I) p. 46 davon redet, dafs 'öfters' an dritter Stelle anstatt an vierter ein Wortton zugelassen wurde, wodurch der jambische Rhythmus verdunkelt erschien. Jenem 'öfters' gegenüber wird die Frage aufgeworfen ... *is it true that in the Ambrosian hymns it was a common thing to accent the third syllable at the expense of the fourth?* Gleich darauf teilt Lewis eine Tabelle mit, die gegen Stengel beweisen soll. Aber sie zeigt, dafs ein Siebentel aller angezogenen Verse für das 'öfters' sprechen, das freilich nicht *'a common thing'*, sondern nur *not rarely* bedeutet. Auch § 44 bringt uns nicht weiter. Zu grofses Gewicht wird fortwährend auf die Hymnenverse mit Rücksicht auf die spätere Entwickelung gelegt. Es ist doch nicht zu vergessen, dafs sie allermeist nach vorhandenen Melodien zurechtgemacht wurden, dafs sie die vorgeschriebenen Noten ausfüllen mufsten. Ein Achtsilber für die Rede bedurfte sicher anderer Vorbilder. Dafs, nach § 46, der Zehnsilber aus zwei Versen von je 4 und 6 Silben entstanden sein könnte, ist eine billige Vermutung, welche durch nichts Wesentliches begründet wird.

Das VI. und letzte Kapitel verspricht: *Latin and French Influence in English Verse.* § 47 handelt vom altenglischen Verse und hat wieder mit dem Thema nichts zu thun. Letzteres gilt auch von § 48 und § 49, wo das Thema eigentlich erst angefafst wird; sie bringen nichts Neues. Der Verfasser läfst im Gegensatz zu Schipper (Engl. Metr. I, 107) den Vers des Pater-noster lateinischem Hymnenvers entspringen. Jedenfalls kann Schipper ja nicht beweisen, dafs er auf französischen Ursprung zurückgeht, wofür indessen nicht weniger Gründe sprechen als für lateinischen. Auch die Schlufsparagraphen 50—51 erweitern des Lesers Wissen nicht.

Im ganzen ist Lewis' Arbeit sehr weitschweifig, um die Vorläufer der fremden Vorbilder des neueren englischen Verses darzustellen, wobei er nur Bekanntes bringt und manches mindestens Ungenaue behauptet. Wo er auf sein Thema näher eingeht, stellt er keinen Fortschritt Schipper gegenüber dar und ist neben ihm fast wertlos. Merkwürdig ist noch, dafs das Buch den Anspruch macht, für M. 2.50 gekauft zu werden!

Berlin. J. Schoembs.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. Zweite Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. VIII u. 134 S. kl. 8.

Heynes, in erster Auflage bereits 1863 erschienene, in fünffüfsigen, gereimten Jamben abgefafste Beowulfübertragung galt mit Recht stets als die lesbarste und verständlichste von allen in gebundener Rede versuchten Verdeutschungen des altenglischen Epos. Um so erfreulicher ist es, dafs sich der Verfasser entschlossen hat, das seit einer Reihe von Jahren im Buchhandel fehlende Werk neu herauszugeben; um so erfreulicher, sage ich, als aus der wiederholten Nachfrage hervorgeht, 'wie das Interesse am urdeutschen Heldentum in unserem Volke weithin mächtig gewachsen' ist, um Heynes Ausdruck im Vorwort zu wiederholen. Wie viel Gebildete mag es aber wohl noch im deutschen Vaterlande geben, die recht gut die Thaten eines Simson und Herakles kennen, von Grendel und Beowulf aber nie ein Wort vernommen haben? Hoffentlich kommt aber doch einmal die Zeit, wo wir solche, aus unserer verkehrten Erziehung hervorgehende Unkenntnis als Schande und Schmach empfinden!

In den sechsunddreifsig Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, hat das Studium und Verständnis der herrlichen Dichtung bedeutende Fortschritte gemacht. Heyne hat auch, wie er im Vorwort sagt, diese Neuauflagen 'durchgesehen und nach den Bemühungen der Fachgelehrten für einen gereinigten Text vielfach verbessert.' Da mir die erste Auflage nicht mehr zugänglich ist, bin ich leider nicht im stande, eine Vergleichung vorzunehmen und den Fortschritt im einzelnen festzustellen. Dafs aber eine dritte Auflage noch manche Verbesserung sowohl im Ausdruck wie in der Wiedergabe des Urtextes bringen kann, wird man aus folgenden Bemerkungen zu den ersten 1075 Versen ersehen, die ich genauer mit der angelsächsischen Originaldichtung verglichen habe. V. 4 ff. *Oft entrifs* | *Der Skefing Skyld die Scharen seiner Feinde* | ... *dem Zechgelage* ist eine wenig gelungene Wiedergabe des ae. *meodosetla ofteah,* Vers 5 (citiert nach Heine-Socins 6. Auflage). — V. 7 *In Mühsal hatte dieser Fürst gelebt* ist falsch, denn *eorl* V. 6 ist offenbar mit Kemble und Sievers in *eorlas* zu bessern, weil *egsode* transitiv ist! — V. 35 *das erzbeschlagne* = *isig* V. 33? Dies kann doch nur 'beeist', 'mit Eis bedeckt' bedeuten: es war also Winter. — V. 63 *mit mildem Mut* = *gamol and gúđréow* V. 58? — V. 75 ff. *drinnen zu verteilen* | *an Jung und Alt, womit ihn Gott gesegnet,* | *nur nicht sein Volk und nicht der Mannen Leben.* Wie kann man 'der Mannen Leben' verteilen? V. 73 des angelsächsischen Textes bedeutet, wie ich schon früher hervorgehoben habe, 'aufser Land und Leuten'. — V. 86 *Zugänglich nur den wilden Flammenwogen* giebt V. 82 f. *headowylma bád,* | *láđan líȝes* sehr ungenügend wieder. Auch die beiden folgenden Verse: *Doch lange währte nicht dies frohe Treiben,* | *und abgelöst ward es durch Kampf und Mord,* entsprechen dem Original wenig. Ich möchte die Verse 82—85 etwa so übersetzen:

Doch sollten Flammenwogen ihn verzehren!
Denn lange währt' es nicht, bis Schwäher und Eidam
In wilder Feindschaft bitter sich bekämpften.

Danach ist ein Absatz zu machen, denn nun beginnt eine neue Erzählung. — V. 104 *Der grimme Gast* wäre besser *Geist* = *ȝǽst* V. 102. — V. 109 *Denn Kains Mord an Abel rächte Gott* | *an dem Geschlechte Kains* ist sprachlich und metrisch anstöfsig; mufs man doch *Kain* einmal zweisilbig und einmal einsilbig lesen! Ich schlage vor V. 109 f. wiederzugeben:

An Kain und Kains Geschlechte rächte Gott,
Dafs Abel er erschlug; denn freuen konnte etc.

V. 121 *Mangel* = *wonsceaft* 120? Besser *Elend.* — V. 126 *Heimat* als Übersetzung von *wíca* 125 pafst nicht; warum nicht einfach *Wohnung*? Ebenso V. 822. — V. 139 *in des Schlosses Zimmern* klingt zu modern; lies etwa: *in der Halle Räumen* = *æfter búrum* 140. — V. 140 *des Hallenfeindes* sollte *Höllenfeindes* sein, da im Original V. 142 doch gewifs in *helþegnes* zu bessern ist. — V. 145 f. würde ich interpungieren: *der Häuser schönstes: lange Jahre zwölf.* Dann beginnt ein neuer Satz: *Es litt der Herr* etc. — V. 154 f. *hoffen* | *auf bessre Bufse zu des Mörders Händen* ist unverständlich; lies *aus* statt *zu.* — V. 165 ff. sind auch wenig befriedigend, da Heyne Pogatschers Besserung *formetode* V. 169 leider nicht berücksichtigt hat. Ich schlage vor, zu schreiben:

Nicht durfte er dem Gabenstuhl sich nähern,
Da achtlos er das Gastgeschenk verschmähte.

V. 180 ff. wirken geradezu komisch: *Weh dem, der seine Seele stofsen soll um grimme Feindschaft in des Feuers Klauen,* | *wo er des Trosts nicht hoffen darf, dafs diese* | *sich wenden irgendwie.* Also: die Klauen des Feuers sollen sich wenden? Ich möchte *Schlund* statt *Klauen* schreiben (= *fæðm* V. 185) und weiter ändern: *dafs je* | *sich seine Strafe wende! Wohl dem, der* | *nach seinem Todestag den Herrn darf suchen.* — V. 196 *würdevoll* = *ēacen* V. 198? Besser *mächtig auch!* — V. 204 und später sind die *Géatas* stets durch *Goten* wiedergegeben, was beim Leser natürlich ganz falsche Vorstellungen hervorrufen mufs. Wer nicht *Gauten* (aisl. *Gautar*) schreiben will, sollte dann wenigstens *Göten* (nschwed. *Götar*) setzen. — V. 211 f. *Die Strömung kräuselte die Wellen* | *zum Sande hin* giebt das altenglische *stréamas wundon,* | *sund wiđ sande* sehlecht wieder, da *windan* ja intransitiv ist. — V. 226 f. *Die Männer warfen* | *sich in die Kriegsgewänder* = *syrcan hrysedon,* | *ȝúdȝwǽdo*? — V. 268 *Des Halfden,* lies: *Halfdenes.* Auch sonst braucht H. solche Namen bald mit, bald ohne *e* am Ende, was ich für durchaus unzulässig halte. — V. 307 f. *Die Mannen strebten fürder, von der Höhe* | *hernieder* = *siȝon*? Längst ist nachgewiesen, dafs *siȝan* auch 'hinaufziehen' bedeutet, was hier beim Verlassen des Strandes das einzig Passende ist. — V. 315 lies *dafs* statt *das,* vgl. V. 313 des Originals. — V. 363 *Der edelste* lies *der älteste* = *yldestan.* — V. 367 *Des Feindes wackere Verfolger scheinen ...* = *eorla ȝeæhtlan* V. 369? Lies: *Der Hoch-*

schätzung der Männer würdig scheinen ... — V. 383 f. *dafs ich | die Schar der Freunde mag beisammen sehen!* Besser: *dafs sie | die Schar der Freunde hier beisammen sehen!* — V. 441 f. *Nicht | sollst du mir Haupteswache stellen. Sterb' ich, | so nimmt er mich von Blute bunt*; etc. Mit Berücksichtigung von Konraths Erklärung wäre zu schreiben: *Nicht | brauchst du das Haupt mir zu verhüllen. Sterb' ich, | so nimmt er mich, den blutbefleckten, trägt | die blut'ge Leiche* etc. — V. 461 *den schreckensvollen, den kein Speer verletzte* ist schwerlich eine richtige Übersetzung von V. 462. — V. 466 *die schätzereiche* = *ȝinne ríce,* wie unzweifelhaft zu lesen ist? — V. 487 f. *der teuern Edeln hatt' ich um so wen'ger, | je mehr der Tod mir nahm* ist ebenso platt wie ungenau. Lies: *die da der Tod mir nahm* = *þe þá déad fornam.* — V. 501 lies *Skyldinge.* — V. 503 *Beowulfes Ankunft* ... lies: *Beowulfs Erscheinen,* denn der Nominativ heifst doch *Beowulf*! — V. 532 lies *Ecgtheows* statt *Ecgtheowes*! — V. 553 *barg die Brust,* lies: *das die Brust barg,* denn *on bréostum læȝ* ist als zu kurzer Vers gewifs zu *[þæt mé] on b. l.* zu ergänzen. — V. 559 *Frevler,* lies: *Feinde* = *láðȝetéonan.* — V. 600 *schmaust* = *sendeð*? Für letzteres schlage ich jetzt *swenceð* vor. — V. 638 *eine ritterliche That* ist ein Anachronismus, besser: *heldenhafte.* — V. 641 *Kampferbietung,* besser: *kühne Rede* = *ȝilpcwide.* — V. 646 *des hohen Halfdens Sohns,* besser: *Halfdenes hoher Sohn* (vgl. zu V. 268). — V. 671 *und er entbot dem Riesen einen Wächter* = *eoton weard abéad*? Ich möchte V. 669 b bessern: *eoton wyrd abréat* 'den Riesen tötete das Schicksal'. — V. 690 *wird,* besser: *mag.* — V. 694 *und um ihn her bog mancher tapfre Seeheld | zur Ruhe sich.* Das ist doch ein seltsamer Ausdruck 'sich zur Ruhe biegen'! Lies: *streckte manch' tapfrer Seeheld* etc. — V. 721 *für ihn bereit* = *ȝearwost* V. 716? Lies: *gar wohl: denn nicht war das das erste Mal.* — V. 724 *mit,* lies *bei.* — V. 773 *sank der Mut* = *ealuscerwen* V. 770? Eher: *schwand das Bier*! — V. 777 *Landsitz* = *foldbold* ist kein passender Ausdruck für die Halle. Etwa *Bauwerk* oder *der Hallen schönste*? — V. 793 *hier,* besser: *da.* — V. 804 *den Blutfeind* ist metrisch hart, vielleicht: *diesen Feind*? — V. 809 *der Feinde,* besser: *der Teufel.* — V. 815 *Sie hafsten beide ihres Gegners Leben,* besser: *es wollte jeder seines Gegners Tod.* — V. 828 *vom Kampf gelöst* = *ȝenered wið níðe*? — V. 837 f. wären besser wiederzugeben:

Gelegt nun hatte, (alles war beisammen)
Die Kralle Grendels unter's weite Dach.

V. 859 möchte ich bessern: *Bald war da | der Kampfruhm Beowulfs gekündet,* wodurch der falsche Genitiv *Beowulfes* vermieden wird. — V. 863 lies *ein* statt *kein.* — V. 871 *ruhmgekannter,* besser: *ruhmbedeckter.* — V. 890 *strenge,* besser: *tapfre* = *wíȝes heard* V. 887. — V. 914 *durch Beowulfs des starkgesinnten That* ist mir unverständlich und hat auch keinen Anhalt im Original! — V. 916 *die Abwehr jedes Übels fest vertraute,* besser: *erwartete die Abwehr* etc. — V. 923 *Nachdem die grause Fehd' er überstanden* = *hine fyren onwód* V. 916?? — V. 954 *wenn eine solche zweite lebt* = *ȝyf héo ȝýt lyfað* V. 945? Lies etwa: *wenn sie noch lebt in*

dieser Welt. — V. 992 *alle vor sich* beruht auf der metrisch unmöglichen Gestalt von V. 986 bei Socin[6]. Ich würde V. 992 f. übersetzen:

des Feindes: vorn war jeder starke Nagel
dem Stahle gleich, etc.

V. 1009 *des Lebens ohne Hoffnung,* besser: *am Leben schon verzweifelnd* = *aldres orwêna* V. 1003. — V. 1012 f. entsprechen in keiner Weise dem Urtext V. 1005 f., wo *ȝeséċan* statt *ȝesacan*, *ȝenýded* statt *ȝenýdde* und wohl auch *ǽȝhwylc* statt *bearna* zu lesen ist. Ich schlage vor, für V. 1012 f. zu setzen:

wird in das Grab einst steigen, wenn sein Leib ...

V. 1022 *ihre Schutzherrn* = *máȝas þára* V. 1016? — V. 1027 lies: *dem Beowulf Halfdenes Sohn,* um die falsche Form *Halfden* zu vermeiden. — V. 1028 f. *ein golden Banner* | *mit goldgeschmücktem Griff.* Seit wann haben die Banner einen Griff? Natürlich ist mit Rieger und Ettmüller in V. 1023 *hildecumbor* zu lesen. — V. 1036 *beim Schmaus des Metes*(!) = *in ealobence* V. 1030? Lies: *beim Metgelage.* — V. 1037 *Rings um das Dach des Helmes liefen Buckeln,* | *von Draht gewundene, zum Schutz des Hauptes* geben V. 1031 f. ganz unrichtig wieder, denn natürlich bezieht sich *wírum bewunden* auf *héafod beorȝe,* nicht auf *walan*! — V. 1063: Ist *mit mehren* überhaupt deutsch? — V. 1047 und 1073 enthalten den falschen Genitiv *Halfdens,* letzterer Vers das ebenso unrichtige *Finnes,* V. 1083 das unerlaubte *Hokes.* Leider bringt auch das beigegebene Namenverzeichnis — eine nützliche Zugabe — S. 131 noch zweimal die falsche Namensform *Hoke,* die doch Socin wenigstens jetzt aufgegeben hat.

Ich darf die Geduld der Leser nicht länger auf die Probe stellen und breche hier ab, da die mitgeteilten Beispiele hinlänglich meine oben aufgestellte Behauptung beweisen dürften, dafs bei einer Neuauflage der Text gründlich durchzusehen und vielfach zu ändern wäre. Hoffentlich entschliefst sich der Verfasser dann auch, seiner Übersetzung eine kurze geographisch-geschichtliche Einleitung vorauszuschicken, ohne die das Gedicht ja eigentlich kaum verständlich ist. Auch sonst erforderte manche dunkle Stelle noch eine erklärende Anmerkung. Hoffen wir, dafs uns bald eine dritte verbesserte Auflage beschert wird; Original und Übersetzung verdienen es!

Gotenburg (Schweden). F. Holthausen.

Altenglische Dichtungen (Bêowulf, Elene u. a.) in wortgetreuer Übersetzung von H. Steineck. Leipzig. O. R. Reisland, 1898. 151 S. 8.

Das kurze Vorwort belehrt uns, dafs diese Übersetzung 'aus dem Bedürfnis einer wortgetreuen Wiedergabe altenglischer Denkmäler entstanden' sei. Wer verspürt dieses Bedürfnis? Um den Inhalt der hauptsächlichsten altenglischen Dichtungen kennen zu lernen, standen dem der Sprache Unkundigen längst so treffliche Hilfsmittel wie Greins 'Dich-

tungen der Angelsachsen', Heynes und anderer Bêowulf-Übersetzung und eine Reihe gleicher Übertragungen ins Neuenglische zu Gebote; sogar die im selben Verlage erschienenen 'Angelsächsischen Texte' von K. Körner bieten solche wortgetreue Wiedergaben neben den Originaltexten — was freilich von zweifelhaftem pädagogischem Wert ist! Die Vermutung liegt nahe, daſs Herr Steineck für denk- und arbeitsfaule junge Anglisten eine über alle Mühen eigenen Suchens und Nachschlagens leicht hinweghelfende Eselsbrücke hat schreiben wollen, deren Veröffentlichung durch eine angesehene und um unsere Wissenschaft so hochverdiente Verlagsbuchhandlung nur schmerzlich berühren kann. Wie trefflich vorbereitet der Verfasser dieses Werkes an die Arbeit gegangen ist, dafür zeugen die naiven Bekenntnisse des Vorwortes: daſs für den *Bêowulf* die Ausgabe Heynes vom Jahre 1863(!!), für den *Waldere* gar die von Stephens vom Jahre 1860 als Grundlage gedient haben. Für die *Elene* hat allerdings die Zupitzasche Ausgabe — welche Auflage, erfährt man freilich nicht —, für *Wídsíþ*, *Cædmons Hymnus* und *Bedas Sterbegesang* der Greinsche Text vorgelegen. Von der Neuausgabe der Greinschen Bibliothek scheint Herr Steineck somit nie etwas gehört zu haben, ebensowenig von Zupitzas und Kluges altenglischen Lesebüchern.

Doch mit dem Ruhm, eine wortgetreue Übersetzung geschaffen zu haben, vor der hoffentlich jeder Lehrer der englischen Philologie seine Zuhörer aufs dringendste warnen wird, ist der Verfasser nicht zufrieden. 'Soweit es der Sinn zulieſs, ist das Bestreben dahin gegangen, für jedes altenglische Wort das etymologisch entsprechende neuhochdeutsche, wenn vorhanden, einzusetzen. So ist die Übersetzung zugleich ein sprachgeschichtliches Werk', sagt das Vorwort mit edlem Stolz. Ich setze den Anfang dieses 'sprachgeschichtlichen Werkes' her:

Hei! wir hörten in Jahrestagen(!) von dem Ruhm der Geerdänen,
Von dem Ruhm der Volkskönige;
Wie da edle Recken Heldenkraft zeigten!
Oft raubte Scyld, des Scêfs Sohn, den Scharen der Feinde,
5 Manchen Sippen, die Metsitze.
Mühe hatte der Herrscher(!), seitdem er zuerst
Hilflos gefunden worden war: dafür erfuhr er Trost etc.

Also in sechs Zeilen schon zwei grobe Fehler: *in ȝéardaȝum*, das durch 'Jahrestage' ganz ungenügend übersetzt wird, ist fälschlich zu *ȝefrúnon* (statt zu *ȝárdena þrym*) gezogen, und die schon von Kemble als notwendig erkannte Besserung von *eorl* Z. 6 in *eorlas* ist unberücksichtigt gelassen. Freilich hat sie auch Socin noch nicht in die 6. Auflage hineingesetzt, obwohl *eȝsode* ein transitives Verbum ist! — Die *yldo bearn* (l. *ylda*) V. 70 sind natürlich 'Kinder der Zeit' und V. 82 ff. werden mit folgendem blühenden Unsinn übersetzt:

sie war den feindlichen Flammen zugänglich.
Der bösen Lohe. Es war nicht lange darauf,
Daſs der Mann sich Eide schwören lieſs
Für den Krieg; da sollte erweckt werden
Der kräftige Dämon; etc.

V. 111 ff.:

Seitdem erwachte(!) all das böse Geschlecht,
Die Riesen und Alben und Seeungeheuer,
Sowie die Giganten, welche mit Gott kämpften,
Lange Zeit; er vergalt(!) ihnen dafür den Lohn.

Weiter die Geduld des Lesers mit Citaten der Art auf die Probe zu stellen, wäre unverantwortlich. 'Wo der Text noch nicht feststeht [d. h. in den sechziger Jahren noch nicht feststand], fehlt eine Übersetzung', heifst es im Vorwort weiter. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, dafs uns die ganze Steinecksche Übersetzung erspart geblieben wäre.

Lycke bei Norsesund (Schweden). F. Holthausen.

Rudolf Brotanek. Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Alexander Montgomeries. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie III.) Wien und Leipzig 1896. VI, 161 S.

Es sind bereits zwei Besprechungen von Brotaneks Buch erschienen. Die erste in Anglia, Beiblatt 7 (1897) von F. Holthausen giebt einen kurzen Überblick und Erwähnung einiger unwesentlichen Mängel, die zweite in ESt 24 (1898) von O. Hoffmann verteidigt gleichzeitig einige Punkte, in denen sich Hoffmann seiner Dissertation (Studien zu Alex. Montg. Breslau 1894) gegenüber angegriffen oder vernachlässigt glaubt. Es wird schwer sein, ohne einen längeren Aufenthalt am Orte der Quellen etwas Neues zu Brotaneks umfassenden Ergebnissen hinzuzufügen.

In seinem Vorwort giebt der Verfasser als Grund an, dafs Montgomerie bis vor kurzem den deutschen Forschern so gut wie unbekannt war, was er Zurücksetzung nennt, den Verfall der Litteratur im schottischen Dialekt seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Ich meine, wenn Montgomerie ziemlich wenig bekannt war, oder ihm die, welche ihn kannten, ihre Arbeit nicht widmeten, so war der Grund die schwere Zugänglichkeit seiner Werke und der Quellen, sowie die Unreife des philologischen Studiums des schottischen Dialektes. Bevor letzterer gründlich durchforscht ist, wird überhaupt das Studium der schottischen Litteratur und was dazu gehört ganz natürlich noch hinter dem der übrigen englischen zurückstehen müssen. Wenn das in dem Vorworte in Aussicht gestellte Werk über die kleineren schottischen Dichter und die versprochene kritische Ausgabe von Kirsche und Schlehe allen modernen Anforderungen entsprechen sollen, so werden ihnen noch weitere rein sprachliche Untersuchungen vorausgehen müssen.

Kap. I handelt von dem Leben des Dichters. Es bringt gleichzeitig Zeugnisse für die Bekanntschaft Montgomeries bei seinen Zeitgenossen und Landsleuten bis auf unsere Zeit. Giebt es ein Bild von dem Schotten oder hat es eins gegeben? Die Verse:

By's image his Visage
Right quickly then I knew

geben eine Vermutung (nicht, als ob ich jenes image darauf bezöge). Brotanek liefert keine abgerundete Biographie, sondern nur das kritisch aufgeführte Material zu einer solchen. Vielleicht deckt spätere Forschung noch Zusätze auf. Es wäre wohl fesselnd, nicht nur das Äufsere des Lebenslaufes darzustellen, sondern auch ausführlich zu beleuchten, wie die Stellung des Dichters auf dessen Produktion gewirkt hat, wie der Hof die Entfaltung seines Talentes hemmte und Erzeugnisse, wie das rohe Flyting, förderte.

Cap. II bietet eine erschöpfende Darstellung der Überlieferung der Werke Montgomeries und eine erfolgreiche kritische Untersuchung ihrer Echtheit.

Das III. Kap. betrachtet die Dichtungsgattungen und Stilmittel. Dem Dichter stehen alle bereits in der Renaissance bekannten Formen zu Gebote. Wir erhalten aus Brotaneks Buche eine erschöpfende und dem Schotten gerecht werdende Darstellung derselben mit vielen Hinweisen auf ihre englischen und fremden Vorbilder. Der Verfasser weist auf den geringen Umfang der überlieferten Gedichte hin und sieht den Grund hiervon in dem Mangel an Sammlung, dem ein Dichter im Treiben des königlichen Hofes ausgesetzt war.

Kap. IV setzt den Gedankeninhalt und die Quellen der einzelnen Dichtungen auseinander. Hoffmann bemängelt in seiner Besprechung (s. oben) mit Recht Brotaneks Darstellung des Inhaltes von 'The Cherrie and the Slae'. Der Dichter versinkt nicht in Schlaf, sondern hat seine Vision in wachem, sinnverlorenem Zustande, den er sehr gut schildert.

Nicht beistimmen kann ich der Behauptung, dafs die Komposition von 'The Cherrie and the Slae' als verfehlt zu betrachten sei. Brotanek geht meines Erachtens von vorgefafsten Begriffen einer allegorischen Dichtung und Einheit aus, die für vorliegenden Fall nicht passen und nach welchen er Montgomeries Gedicht ungerecht beurteilt. Der Schotte führt seine Abstrakta nicht im Kleide irgend welcher sinnlichen Wesengattung auf, sondern sie erscheinen unmittelbar als Personen, die natürlich unwillkürlich in Menschengestalt vor die Einbildung treten, redend und handelnd, ohne dafs gesagt wird, wie sie aussehen. Sie treten ähnlich auf, wie oft Engel und Teufel, die reden und handeln, ohne dafs wir erfahren, ob sie überhaupt sichtbar wurden. Das Gedicht ist somit gar nicht allegorisch. Die Unbestimmtheit in Bezug auf das Körperliche stört nirgends in dem Gedicht. Auch den Tadel verstehe ich nicht: 'Sie sind plötzlich da und beginnen ihre langweiligen Auseinandersetzungen.' Sie bedürfen gar keiner Einführung, sie sind als allgemein bekannte Gefühle jedem gegenwärtig.

Ich wage nicht mit Cranstoun (Introd. XXIX), dem Brotanek beipflichtet, zu urteilen: 'There is in the end of the strophe a dancing-tune jingle, that gets tiresome and detracts from the dignity of a theme, that has nothing humorous in its character.' Wie mag es wohl den zahllosen schottischen Verehrern geklungen haben? Unnötig erscheint mir die Annahme, dafs der Dichter bei der Kirsche an die Lippen der Geliebten ge-

dacht habe, weil das Bild damals geläufig gewesen wäre und 'eine Kirsche ein kleinliches und unwürdiges Symbol des Zieles abgäbe'. Aber die Kirsche kann unmittelbar für etwas hohes zu Erstrebendes ganz gut stehen. Sie ist in der Vorstellung der Bewohner Nordwesteuropas offenbar die lieblichste Frucht, ihr frühes Erscheinen, Farbe, Form und Geschmack sichern ihr einen hohen Rang, wie ihr gegenüber die Schlehe als die herbste Frucht gilt. Die Gegenüberstellung mufs als ganz vorzüglich betrachtet werden und dient vollkommen als Bild des Abstandes zwischen hohem und niederem Ziele.

Brotanek nennt den Eingang von 'The Cherrie and the Slae' ein Gedicht für sich und stützt damit seinen Vorwurf über den Mangel an Einheit. Aber der Anfang ist eine sehr schöne Einleitung mit einem in sich abgeschlossenen Motiv, an dem gezeigt wird, wie der Held in einen Zustand gerät, unter dem er im Hauptteile des Gedichtes leidet, kämpft und siegt. In beiden Teilen ist nichts einander Widersprechendes. Aufserdem bleibt durch das ganze Gedicht die Örtlichkeit dieselbe. Vers 310—311 heifst es mit Bezug hierauf:

> Hard to the river and the roche,
> Quairof I spak befoire.

Hierhin findet sich der Dichter nach der unglücklichen Amorepisode zurück, wo er am Anfange war, und dort sieht er nun die Schlehe und hoch über ihr den Kirschbaum. In dem sogenannten ersten Gedichte wird ferner auf das zweite vorausgedeutet durch Erscheinen von *Curage* und *Desyre* (Vers 253—255), im zweiten auf das erste zurückgewiesen durch die Verse 730—760, wo Wisdom und Experience Will vorwerfen, allein an dem Unglück des Verwegenen schuld zu sein, weil:

> Will was his counsell and convoi,
> To borrow, fra the blindit boy,
> Baith quiver, wingis and bow.

Ich mufs mich dem Lobe Cranstouns (Introd. p. XXX) anschliefsen und kann die 'gerügten schweren Mängel' nicht zugeben. Selbst das wenig Originelle der Motive ist mir keiner. Welcher von den froh geniefsenden ungelehrten Lesern mochte wohl darauf stofsen, während auch wir nicht im geringsten von Plagiarischem reden können.

Das häfsliche Flyting nennt Brotanek abstofsend. Er giebt einen umfangreichen Nachweis der Geschichte, der Quellen, des Inhaltes, sowie der Verfasserschaft und Form dieser Streitschrift.

Die kleineren Gedichte, von denen in unserem Buche gehandelt wird, habe ich eingehend auf Petrarcas Einflufs untersucht. Aber alles, und zwar nicht wenig, was ich als petrarchistisch finden konnte, stammte unzweideutig aus Ronsard, was auch Hoffmann schon untersucht und ausgesprochen hatte. Ich meine, dafs der Schotte den Italiener gar nicht im Original gekannt hat. Es müfste ihm doch aufgefallen sein, dafs Ronsard auf ihn zurückgeht, und er hätte dann doch eher den von ihm selbst

gepriesenen Petrarca übersetzt und benutzt, als seinen französischen Nachahmer.

Die Stellen, welche Brotanek als Belege für den Einfluſs Wyatts, Surreys und Sidneys anführt, sowie eigene Vergleiche können mich nicht überzeugen. Die Liebeslyrik ist so beschränkt in ihren Themen, die allgemeinen Formen derselben bei den Elisabethanern und Schotten ihrer Zeit flossen aus so gleichen Quellen, daſs eine Übereinstimmung des Grundtones bis in Einzelheiten wohl gemeinschaftliche, nicht wechselseitige Entlehnung ist.

Kap. V bietet eine eingehende Untersuchung über die allitterierende Langzeile bei Montgomerie. Brotanek rechnet es ihm zum Verdienst an, daſs er ein letzter Pfleger des altnationalen Verses gewesen sei. In Übereinstimmung mit Hoffmann und gegen Brotanek sehe ich in jenen Versen eine starke Neigung zu jambisch-anapästischem Rhythmus, was bei einer Versbildung vorzüglich nach Sievers' Typus A nicht schwer ist. Die spätere Allitteration erscheint mir nicht als ein Verdienst, sie steht fast so tief als moderne Bestrebungen auf diesem Gebiete. Wir empfinden nichts mehr bei dem gleichen Konsonantenanklang und üben das Heraussuchen der Stäbe bei alten echten Stabreimgedichten, weil sie nicht mehr ohne weiteres in die Augen oder vielmehr Ohren springen. Die Allitteration war auch schon zu Montgomeries Zeit ein Buchornament, wie König Jakobs Regel beweist: 'Let all your verse be Literall ... I mean, that the maist pairt of your lyne, sall rynne upon a letter.' Sie war kein versbildendes Princip mehr und lag sicher nicht mehr in der Natur der Recitation. So ist sie eine künstliche Spielerei und nicht lobenswertes Festhalten an nationaler Kunst.

Berlin. J. Schoembs.

F. I. Carpenter, Metaphor and simile in the minor Elizabethan drama. Chicago, Diss., University of Chicago press, 1895. XVI, 217 S.

Spät erst kommt mir diese Arbeit zu Gesicht; dennoch möchte ich nicht unterlassen, auf ihren wichtigen Inhalt hinzuweisen. Carpenter beschäftigt sich mit dem Bilderschatz der hervorragenderen Dramatiker kurz vor und neben Shakespeare: aus welchen Gebieten sie ihn schöpfen, in welcher Fülle und charakteristischen Art sie ihn verwenden. Er bringt hiezu vor allem klare Begriffe von rhetorischen Dingen mit, die er sich durch das Studium von Quintilian, von Home, Burke, Greene und H. Spenser, Hennequin und Mézières, Brinkmann, Gerber, Klaeber, Max Müller u. a. erworben hat. Er zählt ferner die von den Dichtern gebrauchten Bilder nicht, ohne uns auch zu sagen, wie er sie zählt; *on prouve tout avec des chiffres,* citiert er dabei aus F. Brunetières Kritik des Wörterbuches von Victor Hugos Metaphern, *et même parfois la vérité, quand on sait la manière de s'y prendre.* Zugleich setzt er unter die Zahlentabelle S. 159 eine Bemerkung, aus der hervorgeht, daſs er vorsichtig genug ist,

den Ziffern in solchen Dingen nicht absolut zu trauen; dafs er nicht blofs zählt, sondern auch wägt; in der That kann ja ein kräftiges Bild mehr Eindruck machen als zehn schwache. — Sein Ziel ist dann die Umschreibung der jedem Dramatiker eigenen Manier. So hebt er gleich beim ersten Drama, das er untersucht, bei 'Gorboduc', hervor: Parallelismus und Antithese im Übermafs, desgleichen klassische Anspielungen und konventionelle Personifikationen, schwächliche und meist in Adjektiven ausgedrückte Bilder. Mit Recht betont er den ausländischen Ursprung dieser formelhaften Deklamation: Seneca war das Vorbild; 'Italian influence' S. 5 dürfte weniger zutreffen, eher Nachwirkung von Surrey's Vergil-Übersetzung, schon wegen der Gleichartigkeit des Metrums, des erst in Gorboduc aus dem Epos ins Drama übertragenen Blankverses. Bei Lilly wird das bei aller Fabulistik doch gezirkelte und konventionelle Wesen seines Stils auseinandergesetzt, *contrasting with the frequently imaginative and emotional prose of Sidney.* Peele ist mehr Poet als Dramatiker, wie sich schon daraus ergiebt, dafs er seine Vergleiche hauptsächlich aus unbelebter Natur und nur selten aus dem menschlichen Leben holt. Für Marlowe, und zwar speciell für seine ersten Dramen, ist bezeichnend: *a turbulent magnificence of words and images; the condensed metaphor; hyperbole and geographic romance; bold personification; small proportion of comparisons drawn from colloquial and familiar scenes.* Kyd hat viel klassische Mythologie, *a few striking metaphors, general formlessnes and extravagance.* Greene ist besonders reich an *gorgeous particulars, sententious tropes, fables, short similes.* Statt dann auf Tourneur, Webster, Chapman und Ben Jonson noch einzugehen, wäre es vielleicht geratener gewesen, die vor-Shakespearischen Dramatiker vollständiger und zugleich im Zusammenhang mit der episch-lyrischen Dichtung ihrer Periode zu betrachten; die Charakteristik wäre dann gewifs noch exakter und fruchtbringender ausgefallen.

Was die Verläfslichkeit der Resultate betrifft, hat sich Carpenter selbst über ihren subjektiven Charakter keine Illusion gemacht. Die Zahlentabelle S. 159 giebt dafür interessante Belege. Peele gilt für besonders reich an Bildern aus der äufseren Natur; aber der ziffernmäfsige Vergleich mit anderen, deren dramatische Art deshalb nicht bemängelt wird, weist folgendes Verhältnis aus:

	Peele	Marlowe	Webster	Chapman	Ben Jonson
total number of pages . . .	393	549	322	718	1892
aspects of sky	50	93	69	155	100
„ „ waters	8	5	13	34	28
„ „ earth	3	14	19	39	46
„ „ seasons	1	3	6	20	12
„ „ vegetable world .	26	14	30	44	41
„ „ animal „ .	36	36	105	158	276
fabulous natural history . .	5	4	26	14	23
total nature	129	169	268	464	526

Die Masse stimmt also nicht zu Carpenters Urteil, das doch wohl durch Umfang und Lebhaftigkeit der Peeleschen Nebenbilder fühlbar bedingt

war — vielleicht nicht mit Unrecht, doch sicherlich nicht so leicht kontrollierbar. Ein anderes Beispiel mag die *many references to the stage and the drama* erläutern, die Carpenter S. 156 bei Ben Jonson betont:

	Tourneur (295 p.)	Marlowe	Webster	Chapman	Ben Jonson
the stage and the drama	10	10	8	15	27

Demnach müſste Ben Jonson im Verhältnis zur Verszahl über 60 Theaterbilder verwerten, um Tourneur gleichzukommen, und gegen 48, um an Webster heranzureichen, während Marlowe, nach der Menge zu urteilen, Anspruch auf Gleichstellung mit Ben Jonson hätte. Wie sehr zugleich die Verschiedenheit der Stoffe und Stimmungen auf die Bilder wirkt, tritt bei der Rubrik *domestic life, dress and adornment* zu Tage. Ben Jonson soll da seine Hauptdomäne haben; aber seinen 22 Fällen stehen bei dem nicht halb so umfangreichen Chapmann ebensoviele gegenüber, bei Webster (fast nur $^1/_6$ Umfang) 11, bei Lilly ($^1/_7$ Umfang) sogar 25. Gewiſs hätte es sich empfohlen, sowohl die Bilder qualitativ genauer zu sondern, als auch bei den Dramatikern tragische und komische Haltung, jugendlichen und gereiften Stil zu sortieren. Wie die Arbeit vorliegt, ist sie mehr ein Experiment im groſsen — freilich ein sehr lehrreiches und interessantes — als ein fertiger Bau mit festen Wänden.

In den zusammenfassenden Schluſsbemerkungen kommt Carpenter endlich auch auf Shakespeare zu sprechen. Er unterscheidet Bilder, die auf den Schönheitssinn wirken und besonders von Homer im Altertum, von Spenser in der Elisabethzeit gebraucht wurden; und Bilder von leidenschaftlicher Art, *making the ideas always subservient to the emotion*: hierin glänzen Aeschylus und Shakespeare (S. 171). Jene erstreben mehr *a gratification of intellectual curiosity*, auch *useful instruction*; diese hingegen *an intense and sympathetic realization, through the humblest symbolism.* Letztere haben bereits Marlowe und Kyd, obwohl noch in zu maſsloser Heftigkeit: die tragischen Vorläufer Shakespeares. In der Komödie bereitet Lilly ähnlich auf Shakespeares *archness, artifice and drollery* vor, im Gegensatz zu Jonson's *colloquialism, and the fantastical and metaphysical subtleties of the later school* (S. 182). Also: epische, tragische und lustspielmäſsige Bilder; man möchte nur wünschen, daſs ein Schüler von Carpenter diese dankbare Einteilung weiter verfolge.

Berlin. A. Brandl.

Sir Philip Sidney, The defense of poesy, otherwise known as An apology for poetry. Edited with introduction and notes by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1898 (Athenæum press series). XLV, 143 S.

Eine Ausgabe nach der anderen ist von dieser Perle der englischen Kunstkritik in den letzten Jahrzehnten erschienen (Arber, Flügel, Stuckburgh), ohne daſs sich das Forschungsinteresse daran erschöpft. Cook hat wieder seine Vorgänger sorgsam genützt und zugleich einige Schritte

über sie hinaus gethan. Seine Einleitung behandelt Leben, Bildung und Kunsttheorie des Autors, Entstehung und Stil des Essay, Nachahmungen und Nachleben, wobei auf die Parallelen mit Shelleys ähnlicher Streitschrift besonders geachtet ist. Die Abfassung verlegt Cook nicht unmittelbar nach das Erscheinen von Gossons *'School of abuse'* (August 1579), durch deren Angriffe auf alle Poesie sich Sidney bekanntlich herausgefordert fühlte, sondern einige Jahre später, etwa 1583, weil der Stil so viel reifer sei als in der *'Arcadia'* (gröfstenteils 1580 geschrieben). Das Verzeichnis der Textvarianten und der Eigennamen am Schlufs des Bändchens sind angenehme Zuthaten.

Im einzelnen habe ich mir folgende Notizen gemacht:

Ob man gedankenhafte Schriften wie die von Tyrtæus, Cato, Lucrez, Lucan oder Vergils Georgica zur eigentlichen Philosophie rechnen dürfe oder nicht, überläfst Sidney 10_9 den *grammarians* zum Ausfechten (*dispute*). Zur Erklärung dieses geringschätzigen Wortes sei auf Ascham's *Schoolmaster* 1570 verwiesen, der sich mühte (Arbers Ausgabe, S. 140), Plato, Xenophon und Cicero als *genus philosophicum* vom eigentlichen *genus poeticum* zu trennen, während Sidney ausdrücklich erklärt, Platos Schönheit komme von seinem Poetentum, und Xenophons Cyrus sei ein Gedicht, obwohl in Prosa. Auch sonst ist Sidney durchaus nicht immer einig mit seinem Vorgänger in ästhetischer Renaissance-Erziehung. Ascham empfahl seinen Schülern aus pädagogischen Gründen, in erster Linie nicht die lateinischen Dichter zu lesen, sondern Varro, Salust, Caesar und Cicero (S. 117); Sidney erwartet, im Gegenteil, bessere Erziehungsfrüchte von der Lektüre der Dichter als der Historiker und Philosophen. Ascham kämpfte für die quantitierenden Versmasse der Alten und gegen den Reim; Sidney schätzt beide in ihrer Art — über den Vorzug könnte man lange Reden halten, 55_{34}. Ascham setzt an der englischen Sprache die Unfähigkeit zu Daktylen aus; Sidney findet das Englische für metrische Dinge geeigneter als jede andere Volkssprache, 56_8. Man braucht dabei natürlich keinen direkten Protest gegen Ascham anzunehmen; nur einen Protest gegen manche Beschränktheit der von Ascham repräsentierten Schulkreise, mit denen sich der höfische Schönheitsfreund zwar besser verstand als mit den Puritanern, aber doch nicht ausnahmslos.

Die Bemerkung Sidneys, alle Gestalten des Dichters seien *feigning*, ein Dichter könne daher von vornherein nie der Lüge geziehen werden, und eben dies *feigning* erhebe seine Gestalten über die der Geschichte, 11_{22}, 17_{22}, 19_{10}, 20_8, ist der beste Kommentar zu Shakespeares Ausspruch: *The truest poetry is the most feigning* (As you like it III, 3, 19).

Wenn Sidney 13_{27} ff. den Historiker als beladen *with old mouse-eaten records* beschreibt, erzählend nach Gerüchten, *better acquainted with a thousand years ago than with the present age*, pädagogisch mit Hilfe der Schlachten von Marathon, Pharsalia, Poitiers und Azincourt, hat er u. a. wohl den Chronisten Holinshed vor Augen gehabt, dessen hiemit richtig charakterisiertes Werk kurz vorher, 1577, erschienen war.

Was Sidney 47_{28} ff. über den Mangel an englischen Tragödien künst-

lerischer Art — abgesehen von *Gorboduc* — sagt, ist in der Zeit vor Kyd und Marlowe nicht verwunderlich. Seine folgenden spöttischen Ausführungen über die Misshandlung von Raum und Zeit auf der Bühne gehen auf die romantischen Komödien in der Art von '*Common Conditions*'. Daſs ein Dramatiker über einen Fremden sich lustig macht wegen seines gebrochenen Englisch, *against law of hospitality* 51 ss, begegnet ebenfalls in '*Common Conditions*', in der Figur des spanischen Kaufmanns. — Vielleicht ist auch für folgende Aufzählung von Rollen das von Sidney gemeinte Stück zu eruieren: *a busy loving courtier, a heartless threatening Thraso, a self-wise-seeming schoolmaster, a wry-transformed traveller* 51 33; denn als solche können angesprochen werden: Endymion, Sir Tophas, Pythagoras und Eumenides (in der Scene mit Geron IV, 3) in Lillys Erstlingskomödie (1579—1580?). Die Parallelen sind nicht zwingend, aber doch erwähnenswert; Sidney braucht ja nicht mit wissenschaftlicher Exaktheit zitiert zu haben.

Berlin. A. Brandl.

The Spanish Tragedy. A Play written by Thomas Kyd. Edited with a Preface, Notes and Glossary by J. Schick, Professor at Munich University. J. M. Dent and Co. Aldine House: London, 1898. Cloth 1/-, leather 1/6.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlegers, seinem *Temple Shakespeare* eine Sammlung *Temple Dramatists* folgen zu lassen, in der dem Freunde der Dichtkunst die wichtigsten Werke der englischen Dramatik in möglichst gefälliger Form zu einem billigen Preise geboten werden sollten. Hier liegt nun Thomas Kyds Spanische Tragödie, das einzige Originaldrama, das dem Dichter unbestritten zugeteilt wird, vor uns. Es ist dies eine Abkürzung der groſsen kritischen Ausgabe, die Schick seit längerer Zeit vorbereitet, und die nun wohl baldigst erscheinen dürfte. Aber schon diese kleine Ausgabe bedeutet einen groſsen Gewinn für die Wissenschaft, die sich bisher mit dem Abdruck bei Dodsley-Hazlitt begnügen muſste. Speciell der Shakespeare-Forschung muſs sehr viel an einer guten Ausgabe dieses Dramas gelegen sein; denn die Spanische Tragödie ist für die litterarhistorische Erklärung des Hamlet wichtiger als die ganze Psychopathologie. Eine ausgezeichnete Einleitung belehrt uns über Kyd und sein Werk in nicht weniger als vierzehn inhaltsreichen Abschnitten. In Bezug auf Kyds Alter spricht sich Schick dahin aus, daſs er wahrscheinlich vor Marlowe in das dramatische Leben eingetreten, daſs die *Span. Trag.* vor *Tamburlaine* entstanden sei. Die Möglichkeit muſs ohne weiteres zugegeben werden, wenn auch die ersten Verse des *Tamb.*, wo Marlowe über die *rhyming mother wits* spottet, dagegen zu sprechen scheinen, daſs Kyd, nicht Marlowe, der Volksbühne den Blankvers als Morgengabe gebracht habe. Schick bespricht eingehend die bekannte Hamlet-Stelle in Nashs Vorrede zu Greenes *Menaphon*, die heute wohl von keinem ernsten Litterarhistoriker mehr auf Shakespeare be-

zogen wird. Ich kann ihm nur durchaus beistimmen, wenn [illegible] im [illegible] schlufs an Sarrazin, in Kyd den Verfasser des Ur-Hamlet sie[illegible] auf [illegible] Nash hier anspielt. Auch in der Datierung der *Cornelia* di[illegible] recht haben, wenn er es für wahrscheinlich hält, dafs Kyd [illegible] schon ca. 1588—89 übersetzt habe. Dann handelt Schick üb[illegible] hältnis der *Span. Trag.* zum *First Part of Jeronimo* und zu *Solim[illegible]* *Perseda*: er wiegt hier sorgfältig alle Gründe ab, spricht sich a[illegible] in bestimmtem Sinne aus, wie denn überhaupt sein vorsichtig[illegible] schreiten in angenehmem Gegensatz steht zu dem blinden Gal[illegible] englischer Litterarhistoriker. Zu Kyds Leben hat Schick selbst [illegible] Jahrb. 35, 277 einen Nachtrag geliefert. Die Entstehungszeit der [illegible] *Trag.* bildet den Gegenstand eines gröfseren Abschnitts S. XXI—XXV, in dem Schick auf die Wahrscheinlichkeit hinweist, dafs das Stück noch aus der Zeit vor der Armada, 1588, ja wohl auch vor der Erstürmung des Cadizer Hafens, 1587, stamme. Die Quelle aufzufinden ist dem Herausgeber trotz eifrigen Suchens ebensowenig geglückt wie seinen Vorgängern: vielleicht hilft der Zufall, der ja bei diesem Teil der Litteraturgeschichte oft eine grofse Rolle spielt, der Grundlage einmal doch noch auf die Spur zu kommen. Der Einflufs auf Shakespeare wird, wenn auch nur im allgemeinen, berührt: er wird vollauf genügend erklärt durch den Umstand, dafs die *Span. Trag.* Shakespeares Truppe gehörte, und also er selbst das Stück mitspielte und teilweise auswendig kannte. Auf eine Aufzählung der deutschen und holländischen Bearbeitungen, die wieder viel Neues bietet, folgt eine allgemeine Würdigung des Dramas von ästhetischen und historischen Gesichtspunkten aus und darauf ein kurzer Schlufs. Die Einleitung bringt eine Fülle des Neuen und Interessanten und hat unsere Kenntnis über dieses wichtige Drama und seinen Verfasser sehr bereichert. Der Text hält sich im allgemeinen an die undatierte Garrick-Quarto, die den ältesten erhaltenen Druck des Stückes repräsentiert. Varianten werden in dieser kleinen Ausgabe nur kurz anhangsweise angeführt, da sie ja für ein gröfseres Publikum bestimmt ist. Aus demselben Grunde ist auch die Orthographie modernisiert. I, 3, 35 und 36 ist wohl *treasury* zu transcribieren, des Metrums wegen. In der alten Rechtschreibung konnten ja *treasure* und *treasury* dieselbe Form haben. III, 6, 37 und 38 sind vielleicht *'aside'* zu sprechen. III, 12, 43 würde ich lieber *marriage* dreisilbig lesen statt *solemnizèd.* — Ein kleines Glossar verzeichnet die heute nicht mehr verständlichen Wörter. Zu erwähnen gewesen wäre vielleicht auch ein Wort wie *to record* in der Bedeutung 'singen' (II, 4, 28: s. die Anm. bei Dodsley-Hazlitt). Sehr interessant sind zum gröfsten Teil die dem Stücke beigegebenen Anmerkungen. Zu III, 9, 54 bemerkt Schick, dafs die Bühne für die *Span. Trag.* zwei Thüren besafs: dies scheint überhaupt das gewöhnliche für die einfache Bühne zu sein, von *Gammer Gurton's Needle* angefangen bis zu Shakespeares Zeit. Auch der Shakesp.-Jahrb. 35 abgedruckte *1 Richard II* verlangt zwei Thüren. Man vergleiche das Bild des Schwanentheaters. Das III, 15, 129 citierte italienische Sprichwort findet sich als

Chi mi fa meglio che non suole,
Tradito mi ha, o tradir mi vuole

unter den in Sandfords *Garden of Pleasure* (vgl. Shakespeare-Jahrbuch 35, 260) abgedruckten und übersetzten *'Proverbs of Piovano'*. Es scheint also nicht aus Ariost zu stammen, sondern dem Piovano Arlotto, dem florentinischen Eulenspiegel des 16. Jahrh., zugeschrieben zu sein. — Am Schlusse des kleinen Büchleins fühlen wir das Bedürfnis, dem Herausgeber unseren Dank abzustatten für die reiche Belehrung, die wir aus dem geschöpft, was er aus Eigenstem dem Texte beigegeben hat.

Jena. Wolfgang Keller.

Myra Reynolds, The treatment of nature in English poetry between Pope and Wordsworth. Chicago, Diss., University of Chicago press, 1896. X, 290 S. 4.

Mit rühmlichem Fleifs hat Myra Reynolds die Behandlung der Landschaft bei den englischen Dichtern von Pope bis herab zur Zeit, wo die Seeschule auftreten sollte, verfolgt; ebenso bei den Gartenbauern, Reisebeschreibern, Romanschriftstellern und Landschaftsmalern Albions. Jedem ist sein Paragraph gewidmet, in chronologischer Reihenfolge, und selbst so kleine Leute wie Duck, Somerville, Boyse, Relph, Mendez u. a. sind nicht vergessen. In einem Eingangskapitel werden die Naturbilder der vorausgehenden Drydenschen und Popeschen Ära charakterisiert: *neglect of the terrible in nature, as mountains, the ocean, storms and winter; of the mysterious or the remote;* andererseits *friendliness towards the gentle, serviceable forms of nature,* besonders wenn *made symmetrical by art; conventional descriptions; an underlying conception of nature as entirely apart from man, and to be reckoned with merely as his servant or his foe.* Das Schlufskapitel aber stellt die Fortschritte zusammen, die man im Laufe des Jahrhunderts machte; den Einflufs der Schriftsteller, die auf dem Land aufgewachsen waren, und der modernisierenden Kritik; die wachsende Genauigkeit der Beschreibung; die Bevorzugung des Wildschönen und Geheimnisvollen; die Anerkennung der Tierrechte; die Vorliebe für das Land gegenüber der Stadt; das Aufkommen eines persönlichen, ja religiösen Verhältnisses zur Natur. So gelangen wir bis knapp vor die ersten Verse von Wordsworth, in denen all diese Tendenzen zusammenschossen zu seinem System von *natural religion.*

Es ist keine flüchtige Studie, die wir für das Aufkommen des romantischen Natursinns hiemit erhalten, und erreicht sie nicht Vollständigkeit, so kommt sie ihr doch vielfach nahe. Verhältnismäfsig am wenigsten ist die Brieflitteratur ausgenützt; was Addison auf seiner Schweizerreise 1701 über den angenehmen Schauer schreibt, mit dem er vom Karthäuserkloster zu Ripaille aus die steilen Abhänge der Alpen sah, oder was Lady Montague 1718 vom *prodigious* Anblick der Gletscher am Mont Cenis, sowie von der Schönheit der tirolischen Hochgebirgsthäler berichtet, hat schon Friedländer in seiner wertvollen Studie über die Entwickelung des

Gefühls für das Romantische in der Natur (Sittengeschichte Roms[6] II, 227 ff.) ausgezogen, ohne daſs es hier Verwertung gefunden hätte. Was Romane betrifft, scheint mir Robinson Crusoe mit der Bemerkung, dieser betrachte die Natur lediglich vom Standpunkt der Nützlichkeit (S. 214), doch zu obenhin abgethan; von Einzelheiten war wenigstens die Schilderung des Erdbebens wegen ihrer Realistik hervorzuheben; auſserdem hat die Geschichte als Ganzes eine principielle Bedeutung, indem sie einen Kulturmenschen inmitten der Wildnis darstellt mit all seinen Leiden und Freuden, als ein Wirklichkeitspendant zu Adam im Paradies. Über einen anderen Roman, Smollets Count Fathom, 1753, sagt Myra Reynolds: *there is merely a conventional description of a furious storm* (S. 217); aber nicht der Sturm ist da die Hauptsache, sondern der Wald, den der Held im Dunkeln bei Blitz und Donner durchreiten muſs, in Angst vor Räubern, denen er in der folgenden Nacht in der That beinahe zum Opfer fällt; und, erfüllt von Grauen über ihr blutiges Treiben, muſs er im Morgengrauen abermals durch den Wald; *every whisper of the wind through the thickets was swelled into the hoarse menaces of murder, the shaking of the boughs was construed into the brandishing of poniards, and every shadow of a tree became the apparition of a ruffian eager for blood:* es ist der Anfang des Schreckensromans in England. Die von Richardson beherrschte Zeit 1740—60 mit ihrer sentimentalen Vorliebe für das Schreckliche und Gruselige, in der Landschaft wie im Menschenleben, Kirchhofanblick, Aberglauben und Seraphimswalten, konnte überhaupt als deutliche Zwischenperiode zwischen der kühlen Ära Thomsons und der kühnen Phantastik Macphersons markiert werden. Im Gegensatz zu solcher kindlichen Überschwenglichkeit im Stil der 'babies in the wood' nur ist Dr. Johnsons Haltung zu verstehen, der dem gesunden Menschenverstand das Wort redete und in der schottischen Felsenhöhle Buller of Buchan, ins tiefe Wasser hinabschauend, sich selbst predigte: *Terror without danger is only one of the sports of fancy, a volontary agitation of the mind, that is permitted no longer than it pleases* (Reise nach den Hebriden 1773). — Von Dichtern vermisse ich Chatterton ganz, mit all seinen Gewittern, Mondlichtern und Bergen; desgleichen Fergusson und andere schottische Vorläufer von Burns. Unter den berücksichtigten Dichtern ist vielleicht Cowper am wenigsten erschöpft. Bei ihm sagt Myra Reynolds S. 162: *Night is nowhere described; moonlight plays no part in his poetry.* Welcher Leser von Cowpers 'Winter evening' aber vergäſse je die Schilderung von *homely-feathered Night?* Evening geht ihr voran:

A star or two just twinkling on thy brow
Suffice thee; save that the moon is thine,
No less than hers (the Night's), not worn indeed on high
With ostentatious pageantry, but set
With modest grandeur in thy purple zone,
Resplendent less, but of an ampler round.

Wer gar viele Dichterlinge ausbeutet, übersieht eben leicht wichtige Dinge bei den Haupterscheinungen. Auch sonst ist Cowper für Myra Reynolds

nur ein analysierender Kleinmaler und ein Prediger, der für die moralische Hebung, die er selbst von der Natur empfing, Proselyten suchte. Sie hat kein Wort für das Magische, durch das sich seine Naturbilder vor allen früheren auszeichnen; z. B. wenn er in der Dämmerung am Kamin sitzt und in der zitternden, verblassenden Glut bald Häuser, Bäume, Kirchen, bald sogar menschliche Gestalten schaut, während draufsen der Schneewind sogar Wälder und Felder umformt: scheinbare Veränderung innen und aufsen, im kleinen Herd und im grofsen Gesicht der Natur, *silently performed, and slowly, and by most unfelt.* Das ist nicht mehr allegorisierende Naturauffassung, wie sie Ovid in den Metamorphosen pflegte oder sein Nachahmer Pope in der Lodoun-Episode des *'Forest of Windsor'* — ein schüchtern Mädchen verwandelt in einen Lorbeer oder einen Bach, äufserlich und konventionell; sondern mythische Naturauffassung, ein Märchen nach dem inneren Wesen der Dinge, wie bei Wordsworth, der in den frischen, schmucken *daffodils* auf der Wiese lustige Tänzerinnen sieht, oder bei einem modernen Schweizer Dichter, der von den Schlüsselblumen erzählt, sie seien Müllerstöchter gewesen und am Sonntag in ihren neuen goldgelben Kleidchen jubelnd an den Bach gelaufen, um sich darin zu spiegeln, und da stehen sie noch. In letzterer Art hält Cowper die beiden Bilder zusammen: Häuser und Bäume in der weifsen zitternden Asche, Wälder und Felder im weifsen fallenden Schnee; die Wirkung ist, dafs wir Symbole der geheimnisvoll sich verschleiernden Naturkraft an sich zu erkennen glauben, nicht in menschlicher, sondern in elementarer Art. Was Cowper so gelegentlich that, übertrugen Coleridge und Wordsworth in den grofsen Stil, und das war das letzte Glied in der Entwickelung der Landschaftspoesie des achtzehnten Jahrhunderts (Lyrical ballads 1798). — Nichts Neues; steht alles schon implicite in deutschen Büchern.

Schliefslich kann ich eine methodische Einwendung nicht unterdrücken: handelt es sich wirklich nur um eine Entwickelung des Empfindens, so dafs die Dichter im Gestalten fast durchaus originell waren, d. h. direkt aus der Natur schöpften, wie man nach Myra Reynolds Darstellung glauben möchte; oder gab es auch in Bezug auf das Gestalten litterarische Vorbilder und Nachahmer? Bei Myra Reynolds ist der Einflufs von Spenser und Shakespeare, die doch viele Züge romantischer Naturpoesie bereits besafsen, nirgends hervorgekehrt; bei all den schaurigen Wäldern und verkappten Einsiedlern des achtzehnten Jahrhunderts gedenkt sie nicht der Feenkönigin, bei Tam o' Shanters Hexenkessel nicht des Macbeth. Selbst die von Milton in ein System gebrachte Form der Naturschilderung nach den Tageszeiten, die von seiner Gemeinde, z. B. von Gray, doch fest bewahrt wurde, ist nicht berücksichtigt; obwohl speciell die Beschreibung des Mittags mit schattiger Bank, fächelndem Baum und rauschendem Bach (Penseroso 131 ff.) so stereotyp geworden war, dafs Johnson sie sogar in Prosa sich aneignete: *As the day advanced towards noon, — I sat down on a bank, such as a writer of romance might have delighted to feign; I had indeed no trees to whisper over my head, but a*

clear rivulet streamed at my feet — here I first conceived the thought of this narration (Hebrides). Freilich wird Myra Reynolds sagen: das konnte jeder Dichter jeden Tag unmittelbar aus der Wirklichkeit schöpfen. Warum hat es aber keiner geschöpft, bis Spenser — selbst angeregt durch Vergil und Theokrit — das Beispiel gab? Es ist mit dichterischen Dingen wie mit dem Ei des Columbus: ist es einmal erfunden, so scheint es leicht; wer es aber erfand, mufste ein feiner Kopf sein. Was Tradition des Lernens in allen geistigen, speciell künstlerischen Dingen bedeutet, mag in Amerika schwerer zu lernen sein als im alten Europa; doch bliebe ein Übersehen dieser Thatsache auf die Dauer nicht ungestraft.

Berlin. A. Brandl.

The Jessamy Bride. By F. Frankfort Moore. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Collection of British Authors, vol. 3242). 303 S. kl. 8.

F. Moore führt uns diesmal in die denkbar beste litterarische Gesellschaft von London im Jahre 1773, als Oliver Goldsmith sein Lustspiel *'She stoops to conquer'* aufführen liefs. In einer Reihe von bunten, anschaulichen Bildern zieht die berühmte Tafelrunde Dr. Samuel Johnsons in the Crown and Anchor Tavern an unserem Auge vorbei, deren Teilnehmer, Oliver Goldsmith, Sir Joshua Reynolds, Boswell, David Garrick, Edmund Burke, vor allem aber deren Haupt vortrefflich geschildert werden. Dann führt uns der Verfasser ins Pantheon-Theater, wo eine Schar junger Edelleute die Zulassung berühmter Schauspielerinnen in den Zuschauerraum erzwingt; und endlich sind wir Zeugen der Schwierigkeiten, die der Manager Colman dem Dichter des neuen Lustspiels bereitete. Dabei machen wir die Bekanntschaft der lieblichen Mary Horneck, die der Dichter seine Jasminbraut nannte, und sehen, wie aufrichtig sie einander zugethan waren. Ihre Freundschaft wandelt sich, zunächst bei Goldsmith, in Liebe, als er Mary mehrfach von einem Mann in Uniform verfolgt sieht und sie stets sehr unglücklich bei dem Erscheinen des geheimnisvollen Fremden wird. Nebenbei erfahren wir auch die Entstehung des Titels der Komödie: Goldsmith schwankte lange, wie er sie benennen sollte; da bat Mary Horneck in einer Gesellschaft die berühmte Angelica Kauffmann zu singen: *'Oh, Madame Angel, live for ever!' she cried. 'Will your Majestey condescend to let us hear your angelic voice? You have already deigned to captivate our souls by the exercise of one art; will you now stoop to conquer our savage hearts by the exercise of another?' A sudden cry startled the company ... 'By the Lord, I've got it!' shouted Goldsmith. 'The Jessamy Bride has given it to me, as I knew she would — the title of my comedy — she has just said it: "She stoops to conquer".'* (S. 96. 97.) Unter diesem Titel erringt das Stück einen Triumph, aber der Dichter ist nicht glücklich, da Mary leidet; umsomehr als Dr. Johnson ihm mit derber Offenheit überzeugend auseinandersetzt, von einer Verbindung eines armen Litteraten mit der vornehmen Mifs Mary Horneck könne gar keine

Rede sein. Goldsmith beschliefst, sein Leben als ihr Freund ihrem Dienste zu weihen und sie glücklich zu machen. Widerstrebend gesteht ihm endlich die schöne Mary, sie habe vor einem Jahre bei einem Landaufenthalt einen Kapitän Jackson kennen gelernt und sei so unvorsichtig gewesen, ihm einige Briefe zu schreiben, die der Schurke jetzt gegen sie zu verwenden drohe. Ergötzlich wird nun geschildert, wie der sonst so unpraktische Dichter mit Hilfe der Schauspielerin Mrs. Abington den Kapitän trunken macht und ihm bei der Heimfahrt in der Droschke gewaltsam jene Papiere abjagt, zugleich mit anderen, die beweisen, dafs jener im amerikanischen Kriege in hochverräterischen Beziehungen zu George Washington gestanden hat. Auch den Nachstellungen des Schurken entgeht der Dichter glücklich mit Hilfe zweier italienischer Freunde, des bekannten Schriftstellers Baretti und des Fechtmeisters Nicolo. Schliefslich ersticht Baretti in der Notwehr Jackson und entgeht mit genauer Not dem Schicksal, wegen Mordes gehenkt zu werden. Schlecht ergeht es dem Helden. Er mufs als ehrenhafter Mann Mifs Mary Hornecks Liebe zurückweisen und sogar den Freiwerber bei ihr machen für einen Colonel Gwyn, der ein unbedeutender, geistloser Mensch ist. Oliver Goldsmith stirbt bald darauf am gebrochenen Herzen.

Berlin. Emil Penner.

H. S. Merriman. Roden's Corner. Tauchnitz (Collection of British Authors, vol. 3318).

In diesem Roman haben wir vor uns den merkwürdig ausgefallenen Versuch eines bisher wenig feinen, aber beherzten und zügelkräftigen Erzählers: der intimen Schreibweise gerecht zu werden, die eigentlichen Realitäten über äufsere Thatsachen zurück in den Herzen der Menschen aufzusuchen, gute und grofse Ideen in dem Medium menschlicher Eitelkeit und Selbsttäuschung unter überraschenden Brechungswinkeln zu zeigen — mit einem Wort, künstlerisch zu schreiben. Anstatt nun aber die Personen in ihren Reden und Handlungen sich selbst offenbaren zu lassen, wird das Interesse des Lesers bei oftmals ganz nichtigen Wendungen durch seitenlange Interpretationen festgehalten, die sich in schlecht verhehlter Absichtlichkeit zur Sentenzenmacherei in der Art des viel bedeutenderen Meredith'schen Pilgrim's Scrip so weit von ihrem eigentlichen Zweck entfernen, dafs sie die Erwartung über die Entwickelung eines Charakters oft in ärgerlichster Weise irritieren. So wird von Roden, dessen Klugheit für die Wahrscheinlichkeit der Handlung eine Hauptstütze ist, S. 114 gesagt: *'(Patronage) is perhaps the armour of the outwitted'*, und die Glaubwürdigkeit der späteren Bestimmtheit und handelnden Tüchtigkeit des Cornish wird auf malitiösen Bemerkungen zu seinem ersten Auftreten, wie S. 34 *'The way to rule the world is to make it want something and keep it wanting'* in der denkbar schlechtesten Weise fundamentiert. Dennoch stellt die Summe der vielen Aussprüche trotz mancher tauben Nufs ein ernsthaftes, durch frivole Neigung zu Paradoxem nur selten in Frage

gestelltes Stück Lebensweisheit dar, und das Buch ist bis zur Mitte ein nicht wertloser Führer durch die komplizierten Verhältnisse der grofsstädtischen Gesellschaft. Hier aber, mit dem Einsetzen der eigentlichen Handlung, wird der Versuch Merrimans, mit der guten Produktion seines Volkes Schritt zu halten, für diesmal zu Schanden, das Mittel der eingreifenden Erklärung versagt völlig, und vor unseren Augen läuft ein ganz gewöhnlicher Verbrecher- und Schauerroman einem würdelosen Ende zu: Die grofse, von der Aufsenwelt durch eine hohe Umfriedigung abgeschlossene Fabrikanlage an der einsamen Küste von Holland zur unschädlicheren Herstellung eines für die Papierindustrie notwendigen Quecksilberpräparates, die als Werk der *'charity'* den hilfsbereiten Spitzen der Londoner Gesellschaft willkommene Gelegenheit zur Bethätigung christlicher Nächstenliebe geboten hat, erweist sich als Mördergrube und Ausbeutungssystem schlimmster Art. Denn der deutsche Professor der Chemie von Holzen, der früher einmal in einem Dresdener Mädchenpensionate lehrte, wendet in Wahrheit eine mörderische, aber aufserordentlich billige Herstellungsmethode des Malgamits an und sammelt mit Roden, der alles Kaufmännische besorgt, ungemessene Reichtümer. Der junge Cornish, ein Neffe des Lord Ferriby, eines der philantropischen Leiter der Unternehmung, ist dahinter gekommen, und während seine Liebe zu Rodens Schwester eine eigentliche Aktion gegen jenen paralysiert, entwickelt sich im Kampfe mit ihm der deutsche 'Professor' zu einem skrupellosen Mordgesellen, der bei einem letzten nächtlichen Versuch, Cornish mit R o d e n ' s Dolch niederzustofsen, spurlos im Kanalschlamm verschwindet. — Diese Figur spottet Merriman's mühsamer und auf dem Gebiete der unwichtigen Beziehungen zwischen harmlosen Gesellschaftsmenschen nicht ohne Erfolg angewandten neuen Berieselungsmethode lebendiger Motivierung wie ein erratischer Block, und sie wird durch den Versuch, ihr etwas von Napoleon I. zu geben, nur noch lächerlicher. Der Dichter hat sich im übrigen einer dankenswerten Abwechselung in der Charakterzeichnung befleifsigt, aber dennoch geht bei der gänzlichen Abwesenheit von Humor und Frische das Gespenst der Langeweile um. Es wird abzuwarten sein, ob dieser immerhin ehrenvolle Versuch der Veredlung eines Wildlings nur der Anfang zu gänzlicher Verholzung war.

Berlin. R. Biedermann.

Mrs. Alexander: Barbara, Lady's Maid & Peeress (Tauchnitz Edition, vol. 3243).

Dorothea Gerard: A forgotten Sin (Tauchnitz Edition, vol. 3285).

George Paston: A fair Deceiver (Tauchnitz Edition, vol. 3268).

Annie E. Holdsworth: The Gods arrive (Tauchnitz Edition, vol. 3281).

Alle vier Bücher spielen im heutigen England, zum gröfsten Teil in der Hauptstadt, die jeder Engländer mehr oder minder kennt. In

Deutschland haben wir heute noch einen Berliner, einen Münchener, einen Wiener Roman; in England strömen alle Interessen in London zusammen. Und wie der Schauplatz sind auch die Personen dem grofsen Lesepublikum geläufig: bald sind es ganz gute, bald ganz schlechte Charaktere, wie in den alten Moralitäten und im Familienroman des 18. Jahrhunderts.

Fast nur gute Menschen finden wir in Mrs. Alexander's *'Barbara, Lady's Maid & Peeress'*. Die unermüdliche Siebzigerin hält noch mit derselben Regelmäfsigkeit, mit der Sommer und Winter wechseln, jedes Jahr ihre Ernte. Diesmal handelt sie von einer edlen Liebhaberin, Constance Morton, die den Werbungen des reichen Rex Vivian tapfer widersteht und ihrem Jugendgeliebten, Alan Musgrave, die Treue bewahrt, obwohl dieser, ein Pächterssohn, erst in Indien standesgemäfs werden mufs. Daneben zieht sich eine zweite Handlung hin, um die Titelheldin Barbara West gruppiert, die sich zum Schlufs als die uneheliche Tochter Lord Glengarvon's entpuppt. Die einzige nicht 'gute' Person, der abgewiesene Vivian, stellt sich gegen Ende als Betrüger heraus, indem er einen Cretin, der ihm die Revenuen wegschnappt, für tot ausgiebt. Der Apparat ist weitläufig. Einige Kapitel der Erzählung sind Barbara in den Mund gelegt, aber die Klippen der Ich-Erzählung nicht immer vermieden.

Von Dorothea Gerard (Mme. Longard de Longgarde) bringt seit 1876 auch jedes Jahr eine neue Produktion. Wie bei Mrs. Alexander Constance zwischen zwei Männern steht, bis die Tugend siegt und ihr der wahre Liebhaber wird, steht in Gerard's *'A forgotten Sin'* Carlos Dennison zwischen zwei Frauen, die überdies noch Stiefschwestern sind. Sie sind die Töchter des Mr. Robert Morell; die legitime eine Sarah-Natur, die illegitime, der star des Covent Garden, die unübertreffliche Carmen, von Marwood's hinreifsendem Temperament. Charles, alias Carlos Dennison, in dessen Adern spanisches Blut rinnt, ist ein halber José, der zu Füfsen seiner Carmen schmachtet, bis ihn die Mutter zu der dahinsiechenden Micaëla-Esmé zurückruft. Der alte Mr. Morell, den seine Jugendsünde mahnt und der Bankerott bedroht, greift zum Revolver, obwohl ihm der geschäftliche Ruin durch das Entgegenkommen seines künftigen Schwiegersohns erspart bleiben könnte.

'In der Geschichte und in Biographien liest man nur von denen, die ihre Rolle in der Welt spielen durften, einerlei ob gut, ob schlecht, und das waren meistens Männer; aber von den Millionen Frauen, die geboren wurden und starben, aber die niemals leben durften, deren Thatkraft gehemmt, deren Lebensmut gebrochen, deren Ehrgeiz vernichtet, deren Talent in einem Schnupftuch begraben wurde — über dies grofse Heer von Märtyrern schweigen sich Geschichte und Biographie in gleicher Weise aus.' Diesen Geleitspruch gab George Paston ihrer Novelle: *'A fair Deceiver'* mit auf den Weg. Ihre Heldin ist eine Märtyrerin der Liebe, die freiwillig auf ihr eigenes Glück verzichtet, damit ihre Schwester glücklich werden kann. Wieder liegt ein dreieckiges Verhältnis zu Grunde, diesmal

ist der Mann der Gegenstand des Streits zwischen zwei Schwestern, ein Motiv, das in eigenartiger Form von Sudermann in seiner Novelle: 'Ein Wunsch' behandelt worden ist. Zwischen Magda und Lesbia Le Marchant tritt der Geschichtsprofessor Anthony Travers, zuerst von der ihm ebenbürtigen, strengeren Magda angezogen, aber dann ganz von Lesbia, dem heiteren Weltkind, gefangen genommen, so daſs sich der vierzigjährige Witwer mit ihr verlobt. Im Fieberwahn verrät Magda ihres Herzens geheimsten Wunsch, und sie schmäht die Schwester, weil sie ihr den Geliebten abspenstig gemacht habe. In einer Anwandlung von Groſsmut entsagt Lesbia, indem sie Anthony vorlügt, sie habe ihm die Treue gebrochen. Wie Anna Karenina gerät sie unter einen daherbrausenden Eisenbahnzug, und sie lebt gerade noch so lange, daſs sie dem Spielkameraden ihrer Kindheit, Dickon, die Hand auf dem Sterbebett reichen kann. Anthony findet an Magdas Seite ein spätes Glück. — In der Zeichnung der Personen sind Ansätze zu tieferer Charakteristik unverkennbar, die beiden Schwestern sind gut kontrastiert. Das Opfer, das Lesbia bringt, will uns allerdings nicht recht einleuchten. Offenbar wollte die Verfasserin zeigen, daſs sich nur gleich und gleich zum Bund fürs Leben gesellen sollen, und so läſst sie noch an der Schwelle des Todes ihre Heldin mit dem Jugendgeliebten die Ringe tauschen.

In mancher Beziehung unreif und doch bemüht, ein Problem zu erfassen, tritt Annie E. Holdsworth in ihrem dritten Buch, das den preciösen Titel führt: *'The Gods arrive'* (nach einem Motto aus Emerson), vor uns hin. Katherine Fleming, die Heldin, steht zuerst mitten in der Frauenbewegung, sie hat schnell Carriere gemacht und hält sich für berufen, auch fernerhin eine groſse Rolle zu spielen. Unerquickliche Nachrichten von Hause nötigen sie, alles an den Nagel zu hängen, ihre Stellung in London aufzugeben, um daheim ein neues, werkthätiges Leben zu beginnen. Es giebt auch anderwärts, nicht nur im groſsen London, Leute genug, die man heben, für die Bewegung gewinnen kann. Zu Hause entwickelt Katherine eine segensreiche Thätigkeit, sie bringt das verlotterte Gut in die Höhe, aber ihr letztes Streben bleibt unerreichbar, ihre Liebe zu Franklin bleibt ungestillt. — Das Problem kommt sehr energisch zum Ausdruck; aber die Charakteristik schwankt: bald ist Katherine begeisterte Frauenvorkämpferin, bald bricht ihr Egoismus durch, nach Spinozas Grundsatz: *'Man's happiness consists in the preservation of his own essence'* (p. 73). Wollte die Verfasserin andeuten, daſs es die moderne Gesellschaft dem Weib geradezu unmöglich macht, dies Prinzip zu befolgen? Von den übrigen Personen des Romans vermag ein intensiveres Interesse nur Peggy zu erregen, die verlassene Geliebte, seit Goldsmith's Tagen eine Lieblingsfigur der englischen Litteratur; wie Lesbia bei George Paston schlägt sie ihr Leben in die Schanze und unternimmt einen heroischen Todesritt. Im Gegensatz zu ihr findet Katherine's Mutter als hochbetagte Frau ihren Jugendgeliebten wieder und kann endlich noch den Bund für den Rest ihres Lebens schlieſsen.

Berlin. Max Meyerfeld.

Modern English Writers II. Autobiography of a Slander by Edna Lyal. Abraham Lincoln, ed. Camilla Hammond. 120 p. — III. Biographies of great Englishmen, ed. Prof. Dr. F. J. Wershoven. Wolfenbüttel, Julius Zwifsler, 1898. 120 p.

British Eloquence, ed. F. J. Wershoven. Dresden, Gerhard Küthman, 1898. 134 p. (Wordlist and Remarks.)

Most schoolreaders which have passed through my hands gave me an unfavorable idea of their compiler. He seemed to have worked under the impression that knowledge of a language in itself was culture, not a means of acquiring it. Consequently his choice of the reading was not prompted by his desire to impress upon the young folk the idea, that those foreign words they had to struggle with, were as many keys to the wonderland of Art, created by the finest genii of humanity. It never seemed to have dawned upon that man's mind, that if he brought his pupil to understand and possess the beauty of one single creation of Art, he had given him a greater gift than if he had looaded his memory with fifty thousand words, which possibly taught him that 'a certain woman had an old hen'.

I am sorry to say that Miss Camilla Hammond, did not raise my estimation of schoolreaders by her edition of 'The Autobiography of a Slander by Edna Lyal and Abraham Lincoln' as the title runs. That startling collaboratorship naturally aroused my curiosity, which I, however, had to soften down, until I had gathered and reordered the leaves, which at the slightest handling of the book spread out from the so called binding, overbidding the paper in fragility. And finally I only found a story by Edna Lyal moralizing against the divulgation of pleasant and innocent lies, and a supernaturally dull biography of Abraham Lincoln, published by the 'Society for Propagation of Chistian Knowledge'. The misprints which swarm the book do not shun the very title.

The next unpleasant feature of the book is the interpunctuation. I conjecture that Miss Hammond, when the last proofs were to be read, went out as a sower of commas, colons, point of quotations, new lines etc., the abundance of this seed only accounting for that a few happened to fall in their proper places.

When a wordlist contains 20 per cent. of the words in the text, particles and irregular verbs uncounted, we have some reason to expect among them technical terms like: secession, incentive, buckskin breeches, make a voyage as a hand on a Mississippi flat-boat etc.

Miss Hammond however, does not think so. She omits them carefully and patronizes solid household words which belong to the first ten lessons.

The work Professor Wershoven spent on no. III in this series — Biographies of great Englishmen — allows me to take it into serious consideration.

A vocabulary without phonetic transcription seems to me an extre-

mely useless thing. I cannot accept for an excuse that the pronounciation should be carefully exercised by the master before the words are learnt. Can we take for granted that every master knows how to do it successfully? And if he does, has he got sufficient time to spend over it? In the hand of a good teacher any book will prove successful; thus the ideal of a schoolbook is that it proves good in spite of a bad master. — And at all events, why should not the memory of the pupils be supported?

I tried to find some literary value in the biographies, but gave it up. They are of the conventional schoolreader-kind, which represents the great men as inhuman paragons, at any time of the day and in any situation ready to swell the lists of flying words with bombastic sentences. Somebody told me children could not otherwise be brought to cherish ideals. In that case I for one think children all the happier for not being taught to cherish ideals. Yet it is hard to see, why a description of say the death of Nelson made up after the fashion of tasteless newspaper-interviewers, should be more seducing, than a simple statement of the real facts. Nelson surely did not lye on a *lit de parade* pronouncing sentences for tractates. When he had been carried down into his cabin, and the cannonade prevented him from finding any rest, he in agonies of pain continually groaned: 'Oh Victory, how thy cannons torment me.' And yet at moments he had energy enough to regain mastery over himself, to follow the action and give orders. When Hardy told him that fifteen French ships had been laken he exclaimed: 'That's good, but I bargained for twenty'. His last words were: 'Thank God, I have done my duty', in the moment when the victory was secured. — Is there anything more pathetic to be imagined?

Mr. Wershovens edition of selected speeches proves a greater success than the biographies. The scheme in itself to adapt for tuition examples of eloquence, which represent the direct living language and thought, is highly commendable, not only from a literary, but also from a practically philological point of view. The exterior of the book is faultless, the speeches, with some exceptions, are carefully and judiciously selected, the remarks useful, and, as far as I have been able to controle, correct. Only the wordlist seems to me somewhat objectionable. The phonetic transcription lacks shades: why should the different vowels in p*i*t*y* be denoted by the same sign? It encourages a general mistake with foreigners. Mr. Wershoven further transcribes the vowel in h*a*t, th*e*re, and h*a*re with the same sign, which I think worse than no transcription at all, as it muddles up the difference between the low- (or mid-) front-narrow sound in th*e*re and the low-front-wide in hat. I further think it prudent to denote with different signs the mid-mixed-wide vowel in father and the low-mixed-wide-round vowel in f*i*rst, b*u*rn. If Mr. Wershoven writes the long vowels in n*a*me with e^{i}, and in n*o*: o^{u}, the dipthongs in t*i*me, and b*oy* on the other hand with ai and ɔi, why then should the dipthong in h*ou*se be written a^{u}, namely with the sign of a long vowel? — Among he words for which transcription has been considered superfluous are

those beginning with *all?* If the pupil follows the general rule he will pronounce all, allay, allegation, alliance, almighty with the same beginning vowel. The same will be the case with examine and example, etc. — I have noticed a few mistakes in the transcription: e in penal is not pronounced ī, the first vowel in poverty is rendered with the sign of the vowel in but, for contents' con'tents should be preferred, etc.

Helsingfors. H. Lindberg.

The Cricket on the Hearth, ed. Prof. Dr. Hans Heim. Leipzig, G. Freytag, 1898.

Professor Heims edition of the Cricket on the Hearth puts me in mind an answer by President Jackson to somebody, who in a debate tried to lessen his authority by arguing that the President once used to make his trousers. 'Did I not do them well, Sir?' Jackson immediately replied.

So Mr. Heim worked up only a schoolbook, but with satisfaction he might ask: 'Did I not do it well?'

The text is revised in a way which reveals the man of scientific method, a kind of critical text being worked up on the first two editions. Even the interpunctuation, which Dickens after no generally accepted rules introduced to denote pauses and voice shades in reading, is marked in the beginning. The prefaced biography of Dickens and the remarks are useful and correct, sometimes rather dry for want of details. The boy Dickens had such a lively imagination, says Professor Heim, that he saw the persons he read about in story-books living before him. Professor Heim might have made a greater impression of the fact upon the young readers, by mentioning that Dickens used to walk about with a cabbage on his arm, imagining himself to be Robinson Crusoe with a green parrot, or that he for many days made the house uncertain, rushing upon its peaceful inmates from all sorts of hiding-places brandishing a bootjack, heartily convinced that he was a shipwrecked captain, who killed the savages sneaking about his hut. — Some unessential remarks might be made against the notes.

As a whole the book is a pattern of its kind, even in the exterior, which is as dainty as is compatible with its practical purpose.

Helsingfors. H. Lindberg.

Dr. W. Scott Dalgleish, Life of Queen Victoria. Rechtmäfsige Ausgabe. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Clemens Klöpper. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1897. Reihe C, Band XXVI der von Dickmann herausgegebenen Schulbibliothek.

Vorliegendes Bändchen soll der Lektüre in den oberen Klassen höherer Mädchenschulen dienen. Für diesen Zweck dürfte sich in der That kaum ein geeigneteres Werk finden. Das Leben der unserem Herrscherhause so nahe verwandten Königin Viktoria, deren lange Regierung, wie die

Engländer sich auszudrücken belieben, unter allen bisherigen englischen Regierungen den höchsten Record erzielt hat, wird von Dalgleish in einer sehr fesselnden, für den jugendlichen Standpunkt bestimmten Weise geschildert. Mancherlei Anekdoten, Auszüge aus den Aufzeichnungen hervorragender Zeitgenossen, sowie aus den Briefen und Tagebüchern der Königin tragen dazu bei, den an sich schon interessanten Gegenstand noch mehr zu beleben. Kapitel wie The Queen's Childhood, The Queen's Girlhood, The Queen's Accession, Early Acts and Coronation, The Queen's Marriage, Married Life, Widowhood, The Queen's Jubilee u. a. werden den Schülerinnen sicherlich viel Freude machen. Gleichzeitig gewährt das Buch einen Einblick in die gewaltige Entwickelung, die das britische Weltreich seit Viktorias Thronbesteigung genommen hat, und in die bedeutenden Kulturfortschritte, welche auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, vor allem der Technik, seither gemacht worden sind.

Da aus den angeführten Gründen das Werk des Dalgleish eine vortreffliche Lektüre für höhere Mädchenschulen bildet, so ist es um so mehr zu bedauern, dafs es von Klöpper in einer recht mangelhaften und wenig befriedigenden Weise herausgegeben worden ist. Störend wirkt es zunächst, dafs Text wie Anmerkungen durch eine grofse Zahl von Druckfehlern entstellt sind. Ich nenne die folgenden: S. 5 *Glouester* statt *Gloucester*; S. 26, 3 *beend* statt *been*; S. 34 *dovoted* statt *devoted*; S. 56, 3 *Melboure* statt *Melbourne*; S. 64, 7 *commons* statt *Commons*; S. 74, 25 *Pertshire* statt *Perthshire*; S. 76, 3 *Russel* statt *Russell*; S. 83, 21 *named* statt *name*; S. 105, 28 *not now less* statt *now not less*; S. 121, 11 *als* statt *as*; S. 138, 22 *wich* statt *which*; S. 146, 7 *impunse* statt *impune*; S. 147, 22 *des Ritters* statt *der Ritter*; S. 148, 23 *von* statt *vom*; S. 148, 31 *in Nähe* statt *in der Nähe*; S. 150, 36 *Maclead* statt *Macleod*; S. 152, 12 *Muray* statt *Murray*; S. 152, 15 *Australkontingent* statt *Australkontinent*; S. 152, 20 *Barret* statt *Barrett*; S. 152, 21 *Algernoon* statt *Algernon*; S. 152, 22 *Rosetti* statt *Rossetti*; S. 154, 29 *Linconshire* statt *Lincolnshire*; S. 156 *anthem national* statt *National Anthem*; S. 157 *circumstance* statt *circumstances*, *gekleided* statt *gekleidet*; S. 158 *betäubend* statt *betäuben*; S. 161 *vorherwähnen* statt *vorhererwähnen* oder *vorerwähnen*; *rivel* statt *rivet*; *stamp* statt *stamp out* (vgl. S. 133, 7); S. 152, 39 *Frederik* statt *Frederick*; S. 155, Z. 5 v. u. *dem letzteren* statt *den letzteren*; S. 63, 2 *self* statt *herself*. — Ein Komma fehlt: S. 132, 2 vor *do;* S. 147, 2 hinter *Halle*. Ein unberechtigtes Komma steht: S. 32, 18 vor *which*; S. 38, 8 vor *that*; S. 46, 29 vor *which*; S. 140, 17 vor *Prince of Wales*; S. 141, 25 hinter *befiel*. S. 144, 9 hinter *Sutherland* mufs kein Punkt, sondern ein Komma stehen. Die ersten drei Anmerkungen von VII auf S. 146 gehören noch zu VI, desgleichen die ersten beiden von XII auf S. 151 noch zu XI. Die Anmerkung zu 126, 33 hätte schon zu 117, 23 gegeben werden müssen. — Ganz besonders viele Fehler finden sich in den fast zu reichhaltigen Zahlenangaben der Anmerkungen. Hat es an und für sich schon wenig Wert, wenn zu einem im Text erwähnten Personennamen als einzige erklärende Anmerkung nur gesagt wird, wann die Person geboren und gestorben sei (vgl. z. B. S. 152 f.),

so sind solche Anmerkungen ganz unnütz und sogar schädlich, wenn sie, wie dies hier der Fall ist, von Fehlern und Irrtümern wimmeln, die wohl nur zum Teil dem Setzer zur Last zu legen sind. Ich habe, trotzdem ich bei weitem nicht alle Zahlenangaben auf ihre Richtigkeit hin geprüft habe, folgende Ausstellungen zu machen: Zu S. 11, 20 wird S. 140 bemerkt, *Moses Montefiore* habe 1787—1885 gelebt, während es doch S. 48 im Texte von ihm heifst: '*He lived to see his one hundred and first year.*' 1787 ist in 1784 zu ändern. Ebenso ist bei folgenden Personen entweder das Geburtsjahr oder Todesjahr oder beides falsch angegeben: S. 141, 16 *Sir Walter Scott* geb. 1741 statt 1771; S. 143 *Lord Normanby, Constantin Henry Philipps* 1767—1863 statt 1797—1863, auch mufs es *Phipps* statt *Philipps* heifsen; S. 143 *Sir Robert Peel* 1788—1852 statt 1788—1850; S. 146, 32 steht 58, 4 für 57, 27; zudem ist diese Anmerkung überflüssig, da sie nur eine Wiederholung der Anmerkung zu 35, 24 ist. Eine Lücke ist S. 154, 16 dadurch entstanden, dafs hinter *Lord Ashbourne* der erklärende Zusatz, vermutlich zwei Jahreszahlen, versehentlich weggeblieben ist. — S. 152 lese man *Wordsworth, William* 1770—1850 anstatt *Wordsworth, Christopher* 1774—1846 (!). Unrichtig ist ferner S. 152, 22 zu dem im Texte vorkommenden Namen *Lytton* die kurze Anmerkung: *Lytton, Lord* (1805—1873) statt 1803—1873; auch durfte in dieser Anmerkung der uns Deutschen viel geläufigere Name *Bulwer* nicht unerwähnt bleiben; S. 152, 23 *Dickens* 1812—1872 statt 1812—1870; S. 152, 31 *Buckle* 1822—1862 statt 1821—1862; S. 152, 18 *Felicia Hemans* 1794—1835 statt 1793—1835; S. 152, 37 *Mauriee, Frederick Denison* 1805—1812 statt 1805—1872; S. 152, 39 *Herschel, Sir John Frederick William* 1782—1871 statt 1792—1871; S. 152, 40 *Brewster, Sir David* 1771—1868 statt 1781—1868; S. 153, 10 *Landseer, John*, Kupferstecher 1768—1880 (!) statt 1769—1852 (aufserdem ist an dieser Stelle wohl weniger an *John Landseer* zu denken als vielmehr an den jüngsten seiner drei als Maler, bezw. Kupferstecher, berühmten Söhne, den Tiermaler und Bildhauer *Edwin Landseer* (1802—1873), der besonders durch die kolossalen Löwen am Fufse der Nelsonsäule zu London populär geworden ist); S. 154, 14 *Oliver Cromwell* 1519—1858 (!) statt 1599—1658; S. 143, 24 *Elizabeth Barrett Browning*, geb. 1806 statt 1809; S. 140, 26 *Hannah More* 1742 geb. statt 1745; S. 155, Z. 2 v. u. steht 'Seite 1 Zeile 7' statt 'Seite 5 Zeile 7'. — Während der Herausgeber bei verstorbenen Personen sonst immer neben dem Geburts- auch das Todesjahr angiebt, fehlt das letztere S. 152 bei *William Morris* (geb. 1834), *Mrs. Margaret Oliphant* (geb. um 1828), *Dante Gabriel Rossetti* (geb. 1828); S. 153 bei *John Millais* (geb. 1829), *John Bright* (geb. 1811), wodurch der Anschein erweckt wird, als seien diese Personen noch am Leben. Ebenso inkonsequent und irreführend sind die Angaben S. 140, 7: Wilhelm I. von Württemberg 1781—1864; S. 143, 8: George I. (1660—1727), George II. (1683—1760); S. 147, 34: King Louis Philippe, König der Franzosen (1773—1850), da der Herausgeber in allen anderen Fällen mit den beiden einem Regentennamen ohne weitere Angabe nachgestellten Jahreszahlen dem allgemeinen Gebrauche gemäfs die Regierungszeit

und nicht, wie hier, die Lebensdauer bezeichnet, z. B. S. 141, 24. Georg III. (1760—1820); S. 141, 18: George the Fourth, 1820-1830 S. 143, 21: Georg I. (1714—1727); S. 145: Heinrich III., König von England (1216—1272).

Auch sonst liefse sich manches gegen die Anmerkungen im einzelnen sagen. Der Herzog von Kent, der Vater der Königin Victoria, war nicht der Sohn Georgs IV., wie S. 139 angegeben wird, sondern der Sohn Georgs III. und der Bruder Georgs IV. und Wilhelms IV. — Zu *Harriet Martineau* S. 52 wird S. 146 bemerkt: *Harriet Martineau*, engl. Schriftsteller(!) 1802—1876 statt Schriftstellerin. — Der Ort *Nuneham* bei Oxford ist mir nur in dieser Schreibung, nicht als *Nunham* (S. 70, 25 und S. 147, 14) bekannt. — Überflüssig und anfechtbar ist die Anmerkung zu 14, 15: '*Diary*, Tagebuch. Die bekanntesten(?) Diaries sind die von Madame d'Arblay, John Evelyn, Thomas Moore, Pepys, Crabb, Robinson und Walter Scott.' — Zu S. 118, 12: '*the children of the London Board Schools*' heifst es S. 154 ungenau '*London Board Schools*, Londoner Schulbehörde'(!) anstatt: 'die den Londoner Schulbehörden, den *School Boards*, unterstellten Elementarschulen.' — Zu S. 55: '*She remains at table the usual time, but does not suffer the men to sit long after her*' und S. 66: '*The bride was given away by her uncle*' wäre eine Anmerkung über die einschlägigen englischen Gebräuche wohl am Platze. — Ferner vermifst man in den Anmerkungen einige Worte über Land's End, John o'Groats, Malvern Hills (S. 117). — Zu S. 57, 3: '*In a note to the Early Years of the Prince Consort, she says:*' wäre eine Anmerkung über dies von Grey verfafste Buch oder wenigstens ein Hinweis auf S. 94, 1 nötig.

Ganz unbrauchbar ist das Wörterverzeichnis (S. 156—162). Es ist sehr knapp (6 ½ S.) und willkürlich und läfst daher in der Mehrzahl der Fälle im Stich. Während es so manches ganz alltägliche Wort enthält (z. B. *business, circumstance, effect, formal, procession, gallery, ground, interesting, journal, lesson, maid, loyal, offer* u. a.), vermifst man, wie es bei solcher Kürze nicht anders sein kann, selbst seltenere, den meisten Schülerinnen sicher unbekannte Ausdrücke (z. B. *seclusion, chalice, bashful, to ordain, evince, quote, dingy, to anoint, quadrangle, to blare, to coil, to contrive, dowager, betrothal, to back, insane, cradle, pit, raid, preconcerted, shaggy, to mar, to drizzle, sequel, aisle, shooting lodge* u. v. a.). Da das Wörterverzeichnis also den Gebrauch eines Wörterbuches nicht entbehrlich macht, so ist es schon aus diesem Grunde überflüssig. — Pädagogisch nicht zu billigen ist es, dafs in so vielen Fällen die Grundbedeutung des Wortes ausgelassen wird. So finden wir z. B.: *civil* als Bürger; *coming* Geburt; *commit* blofsstellen(?); *drown*: *to* — betäuben; *event*: *in the* — *of* für den Eintritt von(?); *fright*: *to take* — scheu werden; *official*: *to become official governess* zur Erzieherin ernannt werden (weifs man nun, was *official* heifst?); *subject*: *on the* — darüber u. s. w. — Vielfach passen die hinten angegebenen Bedeutungen gar nicht zu den Stellen des Textes. Wie soll beispielsweise eine Schülerin die Stellen: '*I proposed to Prince Albert*' (S. 63) oder '*The loved remains were transported to this, their last*

resting-place' (S. 92) verstehen können, wenn sie im Wörterverzeichnis findet: *to propose* beantragen, *to transport* aus dem Lande verweisen?

Geradezu falsch aber sind folgende Angaben, die teils auf Flüchtigkeit, teils auf einer verkehrten Auffassung des Textes beruhen: *desirability* Begehren; *constituency* Wahlmann; *interesting* wichtig. — Von den Leuten, welche die Königin incognito besucht hatte, heifst es S. 83: '*When they heard who it was, they were ready to drop with astonishment and fright.*' Das Wörterverzeichnis übersetzt: *drop with* sich freimachen von (!). — S. 28 steht: '*After she had taken and signed the oath administered by the Archbishop of Canterbury,*' S. 50: '*The coronation oath was then administered to the Queen by the archbishop,*' und im Wörterverzeichnis S. 156: *administer an oath* einen Eid schwören (!!); *administered by* unter Beistand von (!!). — S. 17 erfahren wir, dafs Mr. Davys der 'tutor' der Prinzessin war. S. 20 heifst es dann weiter: '*At this time, the Duchess of Northumberland became official governess to the young princess ... Dr. Davys was retained as tutor;*' hierzu bietet das Wörterbuch: '*to retain* in seine Dienste nehmen' statt 'behalten, im Amte belassen'. — S. 132, 1 wird von den Policemen gesagt, sie achten darauf '*that no wrong is done, no law is broken, and that no one is cruel to woman, or child, or brute beast*'. Klöpper giebt für diese Stelle die unglaubliche Übersetzung: '*brute beast* ungefüger, roher Mensch' (!!). — S. 138 lesen wir: '*It was her wish that whatever was done to commemorate the Record Reign should be done, not for her, but for the poor.*' Das Wörterverzeichnis erklärt: '*Record-Reign* die Regierungszeit, die nun der Geschichte angehört (!). Vielmehr ist es die Regierungszeit, die alle früheren an Dauer übertroffen und dadurch einen neuen 'Record' geschaffen hat. Der Ausdruck ist gleichbedeutend mit 'the longest reign on record' und wäre etwa zu übersetzen: 'die (an Länge) unerreicht dastehende Regierung'.

Endlich mufs ich den im Archiv XCV, 459 bereits von anderer Seite gegen Klöpper erhobenen Vorwurf, dafs nicht einmal sein Deutsch korrekt sei, bestätigen. Folgende Beispiele mögen die Berechtigung dieses Vorwurfes darthun: S. 148, 8: Marquis of Lorne, Sohn des vorigen, Gemahl der Prinzessin Louise, vierte Tochter der Königin Viktoria. — S. 152, 8: Hanning entdeckte den Victoria Njansa, einer der Nilseen in Äquatorial-Afrika. — S. 149, 41: Die Königskrone, unterhalb derer sich die Inschrift befindet. — S. 140, 9: Tochter des König Georg IV. (oder sollte dies ein Druckfehler sein?). — S. 141, 4: Kensington Gardens, bekannt wegen seiner langen Alleen. — S. 144, Z. 2 v. u.: Der Lord Mayor zieht nach dem Courts of Justice. Albert Herrmann.

Anna Brückner, Talks about English Literature from the Earliest Times to the Present Day. Appendix: Three Little Plays. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1898.

In dem vorliegenden Werke bietet die Verfasserin des '*Life in an English Boarding-School*' (vgl. Archiv XCVI, 423 f.) eine Fortsetzung, die

für die ersten Klassen und namentlich für Seminarabteilungen höherer Mädchenschulen bestimmt ist. Die benutzten Quellen (British Authors, Collier's English Literature, Buckland, Stopford Brooke, Dowden, Lamb, Seymour u. a.) sind von der Verfasserin gewissenhaft und doch mit selbständigem Urteil benutzt und bearbeitet worden. Das Ganze ist, wie schon der Titel sagt, in Gesprächsform gehalten, wodurch der Stoff an Wirkung und Frische gewonnen hat. So dürfte das im Manuskript von englischen Fachleuten sorgfältig durchgeprüfte Buch seinem Zwecke vollauf genügen. Einen besonderen Vorzug bilden die zahlreichen Inhaltsangaben der wichtigsten Litteraturwerke. Als eine willkommene Zugabe erscheinen die im Appendix enthaltenen drei Theaterstücke (*A Modern Play or English Proverbs*, *Anything for a Tennis-Match*, *A Telegram*), welche sich trefflich zur Aufführung an Mädchenschulen eignen.

Nach diesem allgemeinen Urteil möchte ich mir noch folgende Bemerkungen über einige Einzelheiten des Buches erlauben. Die Kapitel-Einteilung ist zum Teil nicht glücklich gewählt; z. B. I. *Anglo-Saxon Poetry* mit den Unterabteilungen 1. *Irish Poetry*, 2. *Scotch Poetry*, 3. *Beowulf*. II. *Christian Poetry:* 1. *Cædmon*, 2. *Bede*, 3. *King Alfred*. Die unter I 1 und I 2 aufgeführten keltischen Dichtungen *The Psalter of Cashel*, *Ossian-Macpherson's Fingal* und *Temora* haben mit *Anglo-Saxon Poetry* nichts zu thun, während die unter II genannten Werke noch als Unterabteilung zu I gehören. Ebenso wäre es besser, Seite V bei Lesson VIII *The Faerie Queen:* 1. *The opening Stanzas*, 2. *The adventures*, 3. *The Spenserian Stanzas*, im letzten Fall den Singular *The Spenserian Stanza* als Überschrift zu wählen, um dem Irrtum vorzubeugen, als seien die Eingangsstrophen keine Spenserstrophen. — Der Umstand, dafs das Buch nur für höhere Mädchenschulen bestimmt ist, mag es rechtfertigen, dafs der altenglische und der mittelenglische Teil äufserst knapp und dürftig gehalten sind. Aus der altenglischen Zeit werden nur Beowulf, Cædmon, Beda und Alfred, aus der mittelenglischen Periode Le Brut, das Ormulum, The Vision of Piers the Ploughman, Wiclif und Chaucer genannt. Mit der Art, wie die Verfasserin das wenige, was sie hier giebt, behandelt, kann man wohl einverstanden sein. Besonders brauchbar und gelungen sind die mit Recht sehr ausführlichen Kapitel über Chaucer S. 9—19. Die Litteratur zur Zeit der Elisabeth, in welcher natürlich Shakspere einen besonders breiten Raum (S. 26—47) einnimmt, ist ebenfalls recht ansprechend dargestellt. Unter den Vorläufern und Zeitgenossen Shaksperes hätte neben Lyly, Peele, Greene, Marlowe wohl auch Kyd genannt werden können. — Wenn es S. 27 heifst: '*William Shakespeare was born in 1564, probably on the 23rd of April, as he was baptised on April 26th, at Stratford-on-Avon in Warwickshire*', so ist damit die Annahme des 23. April als seines Geburtstages noch nicht begründet; es hätte auf die damalige Sitte hingewiesen werden müssen, die Kinder schon wenige Tage nach der Geburt zu taufen, sowie auf die Tradition, dafs des Dichters Tod (23. April 1616) an seinem Geburtstage stattgefunden habe. Die S. 28 erwähnten '*pageants at Kenilworth*' fanden 1575, nicht 1577 statt. Der

Sohn Shaksperes hiefs nicht Hammet (S. 29), sondern Hamnet; auch war die Reihenfolge der Kinder nicht Hamnet, Susanna, Judith (S. 29), sondern erst Susanna, dann die Zwillinge Hamnet und Judith. — Befindet sich des Dichters Testament im British Museum, wie die Verfasserin S. 31 angiebt? Meines Wissens wird es im Somerset House aufbewahrt, wie auch in Baedeker's Handbook for London, 1894, S. 147 zu lesen ist. — In Lesson XXVI, S. 71 f. hätten Edward Young und Thomas Gray, in XXIX S. 79 f. The Siege of Corinth und Mazeppa nicht fehlen dürfen. — Besser fortgeblieben wäre das der Edith in der Mund gelegte Urteil über Wordsworths '*We are Seven*', welches Gedicht als '*a stupid little piece of poetry*' bezeichnet wird.

Aufser den im Buche selbst S. VIII aufgezählten Druckfehlern sind noch die folgenden zu nennen: S. VI 1 und 26, 18 *Green* statt *Greene*. — S. 34 *Philipp* statt *Philip*. — S. 35, 4 *as* statt *us*. — S. 60, 4 *at* statt *as*. — S. 61, Zeile 2 v. u. ist *Miss Stevens* zu streichen. — S. 62, 4 *Defoe was born in 1631* (statt *1661*). — S. 63 *Addison was born in 1767* (statt *1672*). — S. 67, 4 *te* statt *to*. — S. 71, 13 *Sheridans* statt *Sheridan's*. — S. 93, 9 *Bulwer was born in 1805* (statt *1803*). — S. 94, 1 *Pompei* statt *Pompeii*. — S. 100, Zeile 3 v. u. *there* statt *they*. — S. 124, 7 *is* statt *in*. — Zu diesen Druckfehlern kommen noch etwa zwanzig Interpunktionsfehler.

Berlin. Albert Herrmann.

Meraugis von Portlesguez, altfranzösischer Abenteuerroman von Raoul von Houdenc, zum ersten Mal nach allen Handschriften herausgegeben von Dr. Mathias Friedwagner. Mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle, Max Niemeyer, 1897.

So haben wir denn auch von dem Meraugis des von Huon de Méry in einer berühmt gewordenen Stelle des Tornoiement Antechrist dem Chrestien an die Seite gestellten Raoul de Houdenc eine kritische, prächtig gedruckte Ausgabe durch Mathias Friedwagner. Sie ist Adolf Mussafia gewidmet. Für eine solche hatten schon vor vielen Jahren Ferdinand Wolf, dann Konrad Hofmann Materialien gesammelt. 1869 hatte Michelant nach der Wiener und der Turiner Hs. eine wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügende Ausgabe veranstaltet. 1870 hatte Tobler in seinen Mitteilungen die Sinnvarianten der Berliner Handschrift zu dieser Ausgabe veröffentlicht. Dann ging W. v. Zingerle mit der Absicht einer kritischen Ausgabe um, der, als ich ihn im Sommer 1895 in Innsbruck besuchte, noch keine Ahnung davon hatte, dafs Friedwagners Text bereits gedruckt war.

Der Darlegung des Verhältnisses der Hss. zu einander (drei vollständige Hss., Vatikan, Wien, Turin; ein grofses Bruchstück Berlin und ein kleines in P. Meyers Besitz) folgt ein Kapitel über die Sprache des Dichters, die der Hg. als fast rein franzisch bezeichnet mit einigen wenigen Pikardismen, dann die Beschreibung der orthographischen Eigentümlichkeiten der vier Hss. In dem vierten Abschnitt erörtert er das wenige,

was sich über Heimat (wahrscheinlich Houdan in Seine-et-Oise) und Leben des Dichters ermitteln läfst, und setzt die Dichtung an das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts. Am Schlusse der Einleitung spricht Fr. über den Inhalt und die Quellen des Meraugis (keltische Elemente und starke Benutzung von Chrestien in Inhalt und Stil). In Bezug auf den Durmart nimmt er Abhängigkeit desselben von Raoul an, während er die des Fergus und des Beaudous von ihm dahingestellt sein läfst. Es folgt der Text (5938 V.) mit den Sinnvarianten, getrennt davon die orthographischen, die man sonst wegzulassen pflegt, 30 S. Anmerkungen, die sich fast ausschliefslich mit der Begründung des Textes beschäftigen, ein reichhaltiges Glossar und gesondert ein Verzeichnis der Eigennamen.

Friedwagner hat jahrelang das Beste seiner geistigen Kraft dem Texte gewidmet. Und der Ausgabe merkt man auch überall die Sorgfalt und die liebevolle Vertiefung in die Sache an. Es macht Freude, der gewissenhaften Arbeit zu folgen und nachzudenken, wie der Hg. gedacht, wie er sich entschieden hat. Das soll rühmend anerkannt werden. Leider aber kann ich den Text — die Kritik mufs unerbittlich sein — nicht als einen definitiven bezeichnen. Das Verhältnis der Hss. zu einander, wie der Hg. es sich denkt, ist nicht überzeugend dargelegt, und die beste Hs. ist verkannt. Dadurch gewinnt der Text an sehr vielen Stellen ein anderes Aussehen, als ihm zukommt. Aber auch abgesehen davon bin ich mit dem, was Fr. in den Text setzt, wiederholt nicht einverstanden, mufs vielmehr das in den Varianten Stehende für das Richtige halten. Dabei laufen hier und da auch elementare Fehler mit unter, wie z. B. mehr als einmal erst durch die Bemühung oder Deutung des Hgs. das tonlose Pronomen oder das Hilfsverbum an die Spitze des Aussagesatzes gerückt worden ist, was man heute keinem Herausgeber mehr verzeihen kann (1812, 1950 Anm., 2336 Anm., 2417 nach Anm. zu 5288). Auch gegen das in den Anmerkungen Vorgetragene mufs ich öfter Einspruch erheben, als mir lieb ist; z. B. was hat sich der Hg. in der Anmerkung zu 4656 gedacht, wenn er sagt, *Espinogrés* sei hier und 4743 (zu Anfang des Verses!) aus metrischen Gründen Oxytonon, obgleich 3825 der Reim mit *Lógres* paroxytone Aussprache fordere! Und im Glossar befriedigt manche Deutung nicht. Aber trotz alledem möchte ich die Leistung im ganzen doch als eine tüchtige bezeichnen. Und die Aufgabe war nicht leicht. Das Französisch, das Raoul schreibt, ist eigenartig, manieriert. Durch ihn lernt man Chrestien erst recht schätzen. So schönes Altfranzösisch, so flüssiges, so graziöses wie er hat doch kein anderer geschrieben.

Im einzelnen bemerke ich folgendes:

S. XXI. Die Behauptung, dafs B anglonormannisch ist, wird S. LVII erheblich eingeschränkt. — Bekker im Fierabr. LIII hat die Hs. B nur genannt, nicht beschrieben. (S. XXIII Z. 5 v. u. 5752/3 scheint nicht zu stimmen.)

Das Verhältnis der Handschriften.

Der Hg. hält V für die beste Hs. und fafst die drei andern BTW zu einer Gruppe zusammen, wobei nach seiner Meinung BT noch wieder

näher zusammengehen. Ich habe das wiederholt und lange geprüft: ich bin nicht überzeugt. Man kann manchmal im Zweifel sein, welches die beste Hs. ist. Hier ist ein Zweifel nicht möglich. T ist unbedingt die beste, wie sich denn der Hg., obwohl er V zu Grunde legt, in den kritischen Anmerkungen wiederholt an diese Hs. hat halten müssen. Und zweitens halte ich eine Gruppierung der drei anderen Hss. auf Grund des in der Einleitung vorgelegten Materials und der in den Anmerkungen besprochenen Stellen nicht für erwiesen.

1. TB. — Die Stellen, welche S. XXVI für TB angeführt werden, stehen entweder im Texte, kommen also überhaupt nicht in Betracht oder sie sind nicht bedeutend genug oder sie sind für mich = Text. Besonderes Gewicht wird auf 2576, 3264, 3617 gelegt. Aber die zweite Stelle ist unbedeutend. Die dritte beweist schon darum nichts, weil V und W verschieden abweichen. Hier würde ich *Si comence la* (illac) *la bataille* für das Ursprüngliche halten, woraus sich die Abweichungen der Hss. ungezwungen erklärten, indem die allen gemeinsame Vorlage aus Versehen nur ein *la* geschrieben hatte, also — 1, was B bewahrt hat, während T oder seine Vorlage *une* statt *la* einsetzte, wodurch acht Silben, aber nur mit Hiat zu stande kommen, während V und W, jedes verschieden und ganz abweichend, den Vers auf die richtige Silbenzahl brachten. Und die erste, 2576, wo W hinzutritt, ist für mich = Text. Wenn Fr. in der Anmerkung die Lesart von BT(W) mit der Bemerkung ablehnt, daſs man mit einem Auge das andere überhaupt nicht sehen und daſs ein ausgeschlagenes ‚nach gewöhnlichen Begriffen‘ nicht mehr weinen kann, so sind beide Behauptungen an sich allerdings richtig, aber sagen denn die Hss. das? Ich verstehe vielmehr: ‘Er erblickt ihn vor sich, welchen er (Meraugis) mit dem einen Auge das andere beweinen sah’; der Relativsatz ist prädikativ, vgl. 4868 und Tobler Verm. Beitr. III 63 ff. Auch 2952 ist für mich = Text; ebenso 2714/5 (B)TW, der Reim ist beachtenswert, aber in der Sprache des Dichters möglich, s. zu dem Kapitel über die Sprache. Über 3383/8 spreche ich am Schluſs, für TB beweist die Stelle nichts. — Damit fällt die Gruppe TB.

2. TW. — Auch was für TW S. XXV f. und S. XXXI als beweisend angenommen wird, kann ich nicht gelten lassen. Auch 1422/3, 1756, 1760, 4086 haben diese Hss. meines Erachtens nur das Ursprüngliche bewahrt. Ebenso bleibe ich 4523/4 bei TW und belasse 4522 *des* ‘mehrere’ dieser beiden Hss. Wenn Fr. das in keiner Hs. stehende, von Mussafia vorgeschlagene *dis* annimmt und durch 4599 bestätigt findet, so spricht gerade diese Stelle dagegen, weil die Helden dann nach dem ersten Ausruhen überhaupt keine Wunde mehr erhalten hätten, vgl. 4529. Auch die von dem Hg. als direkte gemeinsame Fehler bezeichneten Stellen 258 (vgl. meine Bemerkung), 2714, 2411/2 (2410 in T(W) ist nicht ‘sinnlos’, wie der Hg. in der Anm. sagt, sondern tadellos, indem *Que que ce soit* zum Vorhergehenden gehört!), 5514 sind für mich = Text, beweisen also nichts. Selbst 2474[ab] halte ich für echt. Und an einer ganzen Reihe von Stellen, die Fr. hier nicht namhaft macht, wo er V vor TW den Vorzug gegeben,

kann ich ihm nicht folgen. Ich habe die ersten zweitausend Verse daraufhin durchgenommen, kann aber nirgends eine wirklich entscheidende Stelle entdecken. Wegen 824 s. meine Anmerkung. — Die Gruppe TW fällt.

3. WB. — Die für WB S. XXVII angeführten Stellen sieht sich der Hg. selbst genötigt, für zufällige Übereinstimmungen zu erklären, weil sich ja sonst nicht begreifen liefse, wie T die La. von V haben konnte. Beachtenswert ist 3762 .. *li Lǫis* (!) *Qui a le front plus dur que bǫis* in TV gegenüber *plus noir que poiz* in BW. Ich möchte annehmen, dafs die ursprüngliche Lesart aus den beiden vorliegenden versehentlich[1] oder absichtlich gemischt war, *plus dur que poiz* 'härter als Pech', da ja auch Pech sehr widerstandsfähig ist. Dafür haben dann BW die schon im Rol. 1635 begegnende Wendung 'schwärzer als Pech' eingeführt, während TV den anderen naheliegenden Ausweg einschlugen (*s* : *z* kommt hier, wenn auch selten, vor). Doch wäre es auch möglich, dafs B und W unabhängig voneinander die mit VT identische Vorlage, weil es sich eben um einen häfslichen Menschen handelt, um einen Zug von Häfslichkeit noch vermehrt hätten.

4. TWB. — Die S. XXV und XXVIII für ein Zusammengehen von TWB angeführten Stellen stehen zum gröfsten Teil im Texte, fallen also schon darum fort, teils sehe ich mich genötigt, sie für ursprünglich zu halten gegen die Entscheidung des Herausgebers. Und was etwa noch übrig bleiben sollte, wäre nicht beweisend genug. 2807/8 wäre wichtig. Aber in der Anmerkung sagt der Hg. selbst, dafs die zwei Verse wohl nicht ursprünglich sind. 2806 ist die Interpunktion im Innern zu beseitigen und am Ende ein Punkt zu setzen. Dafs ich 2714/5 bei (B)TW bleibe, habe ich schon gesagt. 3121 wäre wiederum entscheidend, aber ich setze auch hier BTW in den Text. *la navie* in V ist ja schon darum unmöglich, weil das Schiff (2992/3) bereits abgefahren ist. Auch 2824/5 rechnet Fr., da er es fett gedruckt hat, zu den Stellen, auf Grund welcher 'mit Sicherheit' eine Gruppe TWB angenommen werden mufs; aber in der Anmerkung ist er anderen Sinnes geworden. Hier sieht er in der Fassung dieser drei Hss. und besonders in T ("aller Wahrscheinlichkeit nach") das Ursprüngliche, wenn man nur, wie schon Mussafia gethan, zwei kleine Änderungen vornehme. Allein an T ist überhaupt nichts zu ändern; *pour ce fu bien assise* ist als Zwischensatz in Gedankenstriche zu setzen 'darum hatte sie eine so gute Lage'. Die Gruppe TWB fällt.

Damit fällt auch, womit der Hg. hier und da mehr oder weniger sicher gerechnet hat, die immer mifsliche Annahme, dafs B und W, obwohl sie nach Fr. zur Gruppe TWB gehören, doch eine Hs. der Gruppe V benutzt haben.

So mufs ich das ganze, hier aufgeführte Gebäude als in seiner Grundlage nicht solide genug begründet bezeichnen. Und gerade für mich hat es etwas sehr Betrübendes, Niederdrückendes zu wissen, dafs sich jemand

---

[1] Dass die allen gemeinsame Vorlage schon fehlerhaft war, ist nicht zu bezweifeln.

lange Jahre mit der Textgeschichte einer Dichtung beschäftigt hat, und nun doch sagen zu müssen, dafs die Resultate nicht annehmbar sind, dafs der ganze Text umgearbeitet werden mufs.

Es scheinen mir nun mehrere der S. XXV angeführten Übereinstimmungen von VB nicht so unbedeutend, wie der Hg. meint, wobei noch zu beachten ist, dafs B ja nur ein Fragment von 1665 Versen ist. Und auch VW zeigen Übereinstimmungen, über die ich nicht so leicht hinwegkomme, von denen Fr. S. XXIV zu wenig genannt hat. Er erwähnt als wichtig nur 1767, 2952, 3385 ff. Ersteres ist immerhin merkwürdig. 2952 möchte ich dagegen keine Bedeutung beimessen. Das Fehlen eines Verses ist auch sonst mehrfach bei Hss. konstatiert worden, die nichts miteinander gemein haben. Die letzte Stelle bespreche ich, wie gesagt, am Schlusse. Aber ich vermisse hier die allerdings S. XXX zum Teil angeführten Stellen, z. B. 956, 1350(!), 1956, 4592, wo ich VW nicht in den Text setze, 5332, 5349. Auch 4287 hätte für den Hg. nach dem, was er in der Anmerkung sagt, auffällig sein müssen. Doch könnte *por qoi les dote?* ja heifsen 'warum hat er sie zu fürchten?' d. h. er braucht sie ja nicht zu fürchten, und könnte als *lectio difficilior* den Vorzug verdienen. Zu 116 vgl. meine Bemerkung; und andere.

Nach dem in der Einleitung vorgelegten Materiale würde es sich daher fragen, ob nicht VB näher zusammenzufassen wären, deren Vorlage wieder mit W eine Gruppe bildete, welcher dann T gegenüberstünde. Dazu würde auch 2817/20 stimmen, welche Verse in T fehlen. Wenn auch 2817/8 echt sein könnten, so bieten doch die beiden folgenden Verse eine sprachliche Eigentümlichkeit, welche dem Dichter gewifs nicht zugehört; denn *nel* = *ne la* kommt in unserem Texte sonst nirgends vor (3375 kann *le* neutral sein) und pafst nicht zu seinem Dialekt. Doch möchte ich damit mehr eine Vermutung als eine sichere Überzeugung ausgesprochen haben. Es wäre daraufhin der ganze Apparat bis in alle Einzelheiten durchzuarbeiten, und wenn man das thut — die ersten zweitausend Verse habe ich vorgenommen — und sich für jede Stelle seinen Text entwirft, so hat man auch das Recht, schon als Lohn für die unsägliche Mühe, diese *recensio* als seinen Text mit seinem eigenen Namen herauszugeben, wobei man ja auf dem Titelblatt bemerken kann, dafs er nach Frs. Material gemacht ist.

Aufgespart habe ich mir 3385 f., die bei meiner Auffassung des Handschriftenverhältnisses keine grofse Schwierigkeit machten. T hat auch hier, denke ich, das Richtige bewahrt (= Frs. Text). In diese Lesart hat dann die Vorlage von VBW, wenn meine Vermutung zutrifft, zwei Verse interpoliert, wie das in Hss. häufig geschieht, hatte also: *Riens qui vos plese a comander. Or comandez sans demander Riens qui vos plese. — Est il einsi? — Oïl. — Donc (m')esloigniez de ci.* Das kam zur Vorlage von VB. V behielt die beiden ersten und den vierten Vers und ersetzte den dritten, um den gleichen Wortlaut mit V. 1 zu vermeiden, durch einen neuen, der sich schon durch den fehlenden Reim als Flickvers verrät. B dagegen strich oder übersprang durch Zufall, was sich bei dem gleichen

Anfang leicht begreifen läfst, die beiden ersten, die ja auch überflüssig sind. W endlich wich am meisten ab, wie es seine Art ist. Es hat alle vier Verse, aber getrennt. Die Übereinstimmung mit V in Bezug auf *Ferons vostre pleisir* kann sehr wohl zufällig sein; *pleisir* war durch *plese* (3385) gegeben. Das konnte jedem Schreiber selbständig in die 'Feder' kommen, da es eine ungemein häufig begegnende Wendung ist. So wäre es wenigstens möglich, die Varianten aller vier Hss. unter einen Hut zu bringen, während Fr. S. XXIV f. und in der Anm. zur Stelle Kontamination annimmt. Über M hält es bei dem geringen Umfange schwer, zu einer sicheren Überzeugung zu kommen. Die S. XXXII für TV und VTW angeführten Lesarten, die der Hg. als unannehmbar bezeichnet, sind zum grofsen Teil für mich = Text.

Näher gehe ich auf die Varianten hier nicht ein, obwohl ich mir am Rande meines Exemplars noch eine ganze Reihe von der Besprechung bedürftigen Stellen notiert habe. Das würde zuviel Raum beanspruchen. Den möchte ich lieber für Bemerkungen zum Texte verwenden; denn es ist leider eine nicht zu leugnende Thatsache, dafs von der jüngeren Generation wohl der eine oder der andere auch altfranzösische Ausgaben bespricht, aber fast durchweg, ohne auch nur eine einzige philologische Bemerkung zum Texte selbst zu machen. Die Aufgaben der Kritik und Hermeneutik der Texte werden von den Jüngeren nicht genügend gewürdigt. Das ist nicht recht. Gerade die Ubung im Interpretieren und in der Textkritik bildet die Grundlage für alle philologische Thätigkeit überhaupt. Wer nicht interpretieren kann, der ist kein rechter Philologe. Wenn mehr interpretiert würde, dann würde auch besser interpretiert, dann würden manche Zeugnisse nicht so falsch verwertet werden.

S. XXXII ff. Die Sprache des Dichters.

XXXIII. Erwähnung hätte *vex me ci* 1403, 3367 u. s. w. verdient, in welchem ich die zweite Plur. sehe (*veex*), die in der partikelhaften Verwendung früher Kontraktion erfuhr als sonst. — *quis* 4289 scheidet nach der Anmerkung aus.

XXXIV. Dafs *quis* = *qui les* bei Chrestien nicht vorkomme, ist unrichtig, übrigens LXIV Anm. 3 zurückgenommen. — Die Elision des Artikels *li* vor Vokal ist in 1234 (*L'esgarx*) erst durch den Hg. eingeführt gegen alle Hss. Es ist mit TW *L'esgart* als Acc. zu lesen, s. meine Bemerkung. — Die Elision des Artikels vor *Outredotex* ist doch nicht ganz ausnahmslos, vgl. 2521, 3680, 5884. — Zu *qui est* 18 vgl. meine Bemerkung. — *com* und *come* sind nicht so unterschiedslos, wie Vising in den Tobler-Abhandl. 113 ff. 119 ff. wieder hervorgehoben hat.

XXXV. *arrier* 228 bleibt zweifelhaft. — Zu *amors : tox* 371 f. s. meine Bemerkung. — Anm. 2. Zu *seürs : artus*, wo Hippeau *arturs* hat, sei soviel bemerkt, dafs die Nebenform *arturs* thatsächlich hier und da begegnet: Atre per. 1171 (*: aseür*), 1855, 3231, 6599 ebenso; 2182 (*: dur*); 3813, 5127 (: *sëur*); (5869 *artus : sëurs*); SSag. 2868; *ceinturs : arturs* Erec 1991, s. auch Foersters Anm., Clig. LXXII, wo weitere Stellen, und zu Chlyon 1.

XXXVI Anm. 1. Der vereinzelte Reim *set*(sapit) : *ait* 4497 ist zu streichen, da mit TW *fet* (*fait*) an erster Stelle zu lesen ist. — Wenn Raoul *ant* : *ent* nicht reimen läfst mit alleiniger Ausnahme von *neporquant* : *hardement* 1869, so trage ich kein Bedenken, auch hier mit der Hs. T *nequedent* für ersteres einzuführen, hinter das der Hg. merkwürdigerweise ein Ausrufungszeichen setzt. Das Wort ist doch wohl bekannt; Diez II 488 erwähnt es, auch schon in der ersten Auflage (1838) II 411, belegt Burguy II 385 mehrfach u. s. w. Dafs übrigens *-dent* aus *-dont* abgeändert sei, wie Burguy sagt und Diez anzunehmen scheint, glaube ich nicht.

XXXVII Anm. 1. Zu *estrine* vergleiche auch meine Bemerkung zu Auberee 655.

XXXVIII. Der Reim *emplie* : *mie* 1871 hätte Erwähnung verdient. — 1903 hat aber die Hs. *seul*, nicht *sol*! Zudem ist der Hinweis auf Chrestien in Bezug auf *sol*, aber *seuls* nicht ganz zutreffend. — 2893 '*pro* : *fro* nach VB' nicht völlig korrekt, da B *pou* : *frou* und V *prou* hat.

XXXIX. Der Reim *oés* (opus) : *remuëz* 5331 scheint dem Hg. selbst verdächtig. Den mildernden Hinweis aber auf *alés* : *aprés* Octav. 3445 kann ich nicht gelten lassen. Die Stelle lautet: ... *oés* (:) *Or est ses talenz remuëz De veoir la com li estoit. Ne sai quel jor en tel destroit Est por s'amie.* In der Anmerkung äufsert der Hg. selbst Bedenken, weifs aber nicht zu helfen. Ich halte die Lesart des Textes für nicht annehmbar. *oés* : *remuëz* ist nicht möglich; zudem pafst *com li estoit* 'wie es ihr ginge' nicht in den Zusammenhang. Endlich kann *Ne sai quel jor* unmöglich zum Folgenden gehören. Auch hier würde der Hg., wenn er T zu Grunde gelegt hätte, zu besserem Texte gekommen sein. T hat tadelloses *Or est li talenz aussy noes* (nŏvus) und in der folgenden Zeile *com il estoit*, welch letzteres keineswegs unverständlich ist, wie Fr. meint; der Punkt ist nach *estoit* zu tilgen und nach *jor* zu setzen: 'Nun ist das Verlangen, sie zu sehen, so neu, wie es einst — denn das heifst hier *Ne sai quel jor* — war.' — Was über *lieu*, bez. *leu* gesagt ist, scheint mir nicht ganz sauber herausgearbeitet zu sein. Wenn neben einer Reihe von indifferenten Reimen sich auch *teus* : *l(i)eus* 1013 findet, so spricht das doch eben für *leu* als Form des Dichters. Dieser Reim wird gestützt durch 1783/4, wo ich die in den Varianten gegebene Fassung von T (siehe meine Anm.) für die ursprüngliche halten möchte, *veu* (vōtum) : *leu* (lŏcum). Wenn Fr. am Schlusse seiner Darlegung die Möglichkeit der Form *leu* auch erwägt, sie aber damit ablehnt, dafs er Bedenken getragen habe, der späten Hs. T, die nämlich fast durchweg *leu* schreibt, in formaler Beziehung etwas zu entlehnen, so verstehe ich das nicht. Ob T *leu* schreibt oder nicht, ist bei der Entscheidung der Frage ganz gleichgültig. Die Form *leu* würde auch dann einzuführen sein, wenn T gar nicht vorhanden wäre, weil eben der Reim *teus* : *leus* 1013 beweisend ist. Zudem ergiebt sich aus *teus* : *Deus* 5729 neben *lieu* : *Dieu* 4471 noch keineswegs die Möglichkeit von Doppelformen, da man im zweiten Falle *leu* : *Deu* einführen kann, wie auch T hat. Auch in *feu* : *lieu* 4999 kann man ja *leu* einsetzen.

XL. Verstehe ich recht, so meint Fr., die Aussprache *loẹs* für *lois* (luscum), also *oi* = *oẹ* sei nur pikardisch üblich, was den Thatsachen nicht entspricht, vgl. Auberee Einl. S. 147. — Ich wäre fast geneigt, auch *esplumeoer* (= *-ëoir*) : *joer* (jocare) 2713, wie WT bieten, dem Dichter zuzuschreiben, also *oẹ* : *e* aus a.

XLI. Wegen *peril* : *cil* verweise ich auf Auberee Einl. S. 153. — Der Reim *joï* : *esjoï* 2906 beweist nicht, was er beweisen soll.

XLII. Von den Reimen *s* : *z* dürften mehrere wegfallen, so *raempliz* : *espris* 505, s. meine Anm. zur Stelle. In *crucefiz* liefse sich *z* allenfalls begreifen. *ades* : *desconfez* 3382 ist ein stärkeres Versehen, indem letzteres im Glossar als Pc. von *desconfire* gefafst wird, da *desconfes* vielmehr 'ungebeichtet' heifst und *s* : *s* tadellos reimt; ist auch zum Glück, wie ich sehe, in den Berichtigungen S. 294 zurückgenommen. *annieus* : *ieux* 3769 fällt nach der Anm. fort. Dafs *oés* (opus) : *remuëz* 5331 nicht dem Dichter zugehört, habe ich vorhin bemerkt. Bei *druz* : *Cadrus* 3885 ist zu bedenken, dafs wir ja nicht wissen, ob nicht *Cadruz* die eigentliche Form des Namens ist. Dafs V *Cadrus* schreibt, ist natürlich kein Beweis dagegen. Und wäre es auch der Fall, so handelt es sich ja um einen Eigennamen, und die haben von jeher, schon im alten Griechenland, eine Sonderstellung in der Metrik eingenommen. So bleibt nur sehr wenig übrig, und bei *preux* : *veus* (du willst) 1829 darf man vielleicht noch dazu berücksichtigen, dafs *veus* die zweite Person zu der ersten *vueil* ist, mit mouilliertem *l*, hinter welchem sich ja ein hinzutretendes *s* in *x* wandelt, *vieil* + *s* = *vieux*. Dafs *secorx* (succurris) : *corx* 5149 ein auch im Franzischen üblicher Reim sei, ist nicht richtig. Dergleichen begegnet bei guten Dichtern nur ganz vereinzelt.

Deklination. — Die Bemerkung, dafs die Deklinationsregeln bis auf wenige Ausnahmen streng beobachtet seien, stimmt mit dem thatsächlichen Verhalten nicht überein. Fr. giebt S. XLIII Anm. 2 eine ganze Reihe von Obliquen in Funktion des Nominativs — *l'ost* 5646 als weiblich ist nicht sicher — und andere Ausnahmen kommen hinzu. Wegen 88 und 715 s. meine Bemerkung; *aumaire* : *saintuaire* 4793; *petit (: dit)* 18, wenn der nur in W überlieferte Prolog vom Dichter herrührt. 406 behalte ich die Flexionsverletzung mit TW bei; *vengié* : *detrenchié* 2143, wo das Pc. des reflexiven Verbums nach afrz. Brauche mit dem Subjekt übereinstimmen sollte, ist allerdings durch die Lesart von TW zu ersetzen, vgl. aber 4610. Ferner *est* .. *sailli* 3308; *li granz dieus* .. *fu* .. *atorné* 5819; *n'iert plus deffet Son cors* 224; .. *fu bien seant* 4265; .. *le proverai desloians* 1046 (vgl. meine Anm.) u. a. m. Unter diesen Umständen kann es fraglich erscheinen, ob der Hg., wo es sich gerade so macht, berechtigt ist, die regelrechten Nominative einzuführen. So würde ich 4954 bei WT bleiben. Warum steht 4391 *Avril* im Inneren als Nominativ, wo WT *-s(z)* haben? — Dafs *dëable* 2086 Vokativ Sing. ist, ist nicht ausgemacht.

XLIII Anm. 2. *orage* 3216 bleibt mir zweifelhaft, weil ich *o rage* lesen möchte. Dafs die *rage* tötet, ergiebt sich u. a. aus Beispielen bei Littré.

XLIV. 4343 ist *autre* Nom. Sing. ohne *s* erst durch Konjektur vom

Hg. eingeführt. Ich hätte die Formen mit und ohne *s* bei den Adjektiven wie *nostre* u. s. w. zugelassen. — Mit 2971 *desirant* als Nom. Plur. fem. hat es eine eigene Bewandtnis. Darüber und über *seant* 4467 wird übrigens in der Anmerkung zu 5181 anderes vorgetragen. — Die weibliche Form *baucende* (610 in T) begegnet auch Elie 1938 (*bauchande*). — 5640 hätte ich *tele* statt *tel* mit allen Hss. belassen, ebenso 978 *quele*. Nach seinem Princip hätte der Hg. 5039 *Teus* (statt *Tel*) *paor* schreiben müssen. Zu 42 kommt 525 hinzu. — Davon, dafs das Neutrum gern mit dem *s* des Nominativs erscheint, sollte nicht geredet werden. Ein Neutrum kann kein Flexions-*s* annehmen. Es handelt sich um wirkliche Substantiva. *c'est voirs* z. B. 616 heifst nicht 'das ist wahr', sondern 'das ist Wahrheit'. Dagegen wählt das auf ein Neutrum bezügliche Prädikatsnomen die neutrale Form 3693.

Pronomen. Darf man *gié* 4440 im Inneren des Verses ohne Pause belassen? Doch liegt darauf vielleicht ein gewisser Nachdruck. An *fors moi* 97 ist nichts Besonderes, *fors* ist hier die den Accusativ regierende Präposition. Zu *lui* 1121 als Nominativ s. meine Anm. zur Stelle. Erwähnung hätte auf alle Fälle 4888 *c'est moi meïsmes* verdient, das sehr zu denken giebt, auf dessen Erklärung ich aber hier nicht eingehe. — Die drei für *el* angeführten Stellen fallen für mich fort. — In 2336 *Sire, eles sont a marïer* hält Fr., weil V *el* statt *eles* hat, *eus(els)* für möglich, in der Anm. zur Stelle dagegen für unannehmbar. Hier möchte er, weil alle Hs. *vox* nach *sont* haben, das auch nicht gut fehlen kann, *eles* streichen. Aber dann würde *sont* im Aussagesatz an der Spitze stehen — denn die Anrede rechnet ja nicht mit — was bekanntlich nicht angeht. Ich würde *Sire, et sont vos a m.* in den Text gesetzt haben. — 185 ist *li* durchaus nicht als Nominativ verwendet, s. meine Bemerkung. — *lui* als Reflexivum 5345 hat doch nichts Auffälliges. — 430 lese ich mit T *ele*. — *nel* = *ne la* 2819 (?) hätte schon hier erwähnt werden können, s. LXI.

831. *cestui* als Nominativ nur in V, s. m. Anm. — Übersehen ist *celui* 529 als nachgestellter Nominativ, dagegen fällt 353 für mich fort. — Ich erwähne *Par cui que soit* 3884 (Attraktion), freilich nicht unbedingt sicher, weil *cui* umgekehrte Schreibung für *qui* sein könnte, s. Tobler, Verm. Beitr. I, 202. Ähnlich *Dou quel que soit* 4465. — *cestes* als Nom. Plur. fem. 1971 s. meine Anm.

Vom Possessiv erwähne ich *moie* (mēa) : *diroie* 1454; 901 im Inneren *soe* (sua) in V.

Auf Grund von *ou chascun Esgardent Lidoine* 364; *nos metron chascun Tot contre tot* 4587; *Li sorcil .. estoient si bel chascun* 60 stellt der Hg. die Behauptung auf, dafs *chascun* als Nom. das Verbum im Plural habe. Ich vermag in *chascun* in diesen Fällen nur die oblique Form in Funktion des Nominativs zu sehen, die in der Dichtung, wie gesagt, nicht selten anzutreffen ist, und die in *Ilueques s'oblioit chascun* 4342 ja vorliegen mufs. — 155 *nului* als Nom. wird wiederum von T nicht geboten. Bei 5548 *nului* als Nom. könnte man an *nul ui* (= *hui*) denken. — In 1178 *il n'i faut riens* ist letzteres nicht der Obliquus; denn, wie Tobler gelehrt

hat, steht bei *faut* afrz. das, was nötig ist, im Gegensatz zum Neufranzösischen im Nominativ, s. Verm. Beitr. I, 178. — Wenn *l'en* gegenüber *en* vom Hg. in seinem Texte 'der gröſseren Deutlichkeit' halber bevorzugt ist, so kann ich mich mit dem auch sonst wiederholt geäuſserten Motive nicht befreunden.

XLVI. Konjugation. Ich erwähne 5174, wo alle Hss. *aïde* (adjuto) haben, wofür der Hg. *aiu* einführt, vielleicht mit Recht, und *il m'estet* (: *sorfet*) 443, 4926. — *let* (er läſst) : *ait* 3581. *torne* 794 könnte vielleicht der Indikativ sein, s. meine Bem. — *sachoix* ist nicht Imperativ, sondern Konjunktiv. *sachiex* : *veigniex* 3514 beweist nichts für *-iex*, da man beide Male *-oix* einführen könnte, *viegnoix* steht z. B. in Hs. E der Auberee 482.

XLVII. Zu den drei Plur. auf *ont* s. jetzt auch Risop in Vollmöllers Jb. IV 1, 216 ff., der S. 218 auch willkommene Beispiele für diese Endung beim Präsens giebt, deren vorher aber auch schon Meyer-Lübke II, § 139 gegeben hatte. — *voist* 399 im Inneren der Zeile fällt fort, da ich *ost* lese. — Formen, wie *cheï* : *escheï* 152 setzen noch keinen Infinitiv *cheïr* mit Notwendigkeit voraus. Hat man doch von *croire* ein *creï*, das kein *creïr* zur Grundlage hat. — *puist* oder *puisse* 927?

Daſs *di* 5928, 4039 Perfekt sei, glaube ich nicht. Ich kann darin nur Präsentia sehen. Auch sonst bin ich mit der Auffassung des Hgs. von *dit*, *dist* als Präsens oder Perfekt nicht überall einverstanden. Ich möchte in ersterem auch hier nur Präs., in dem zweiten nur Perf. sehen. Ein mit einem Präsens auf Linie stehendes *dist* ist darum noch nicht Präsens, da die alten Franzosen beide Tempora ohne Bedenken kopulativ sehr oft verbinden, und man daher unrecht thut, weil wir heute sagen 'er kam und sagte' oder aber 'er kommt und sagt', auch vom alten Frankreich Gleichförmigkeit zu verlangen. — *errot* : *portot* 1955 wäre nicht beweisend, da man ja *erroit* : *portoit* einsetzen könnte, wie T thatsächlich hat. — Wegen *amoit* : *conjoioit* 396 vgl. meine Anmerkung.

XLVIII. *vost* : *tost* 1407. Ersteres weder in V noch in T; V: *volt*, T: *vot*, so daſs man auch *vot* : *tost* lesen kann, indem *s* vor *t* schon verstummt war (XLVII). — Futur I. *torra* = *tornera*, *durrai* = *durerai*, *donrai* v. *doner* u. s. w. sind nicht gleichartig. *donrai* (auch wohl *menrai*) heiſst es so gut wie immer, s. Auberee Einl. S. 158; dagegen begegnet *torra* neben *tornera*, *durrai* neben der längeren Form u. s. w. im Verhältnis seltener. Wenn Fr. in der Anm. sagt, daſs Fälle wie *cuideroit*, *porterex* zeigen, daſs nicht bloſs lautphysiologische Gründe, sondern auch metrische dabei mitsprechen, so vermag ich nicht zu folgen. Die Synkope des *e* tritt regelmäſsig bei *doner* (*mener*) und öfters nach *r* ein. Aber auf diese beiden Fälle beschränkt sie sich auch bei guten Dichtern. — Ich erwähne noch *ferré* 4518 (1815) von *ferir*; *gerrai* von *gesir* 1635 (1787); *leras* 4580 (s. Glossar). — Das Futur von *estre*, das in der Hs. bald *ert*, bald *iert* lautet, schreibt der Hg. stets *iert* (aber 4134!) 'der Differenzierung halber', wieder ein Motiv, das mir fern liegt.

Unter den Pc. perf. ist *desconfës* 3382, wie schon gesagt, zu streichen. — *seü* 3681 ist allerdings Pc. von *siure* (sequi), dagegen ist 4540 *seüe* hier

und im Glossar unter *siure* mifsdeutet. Es ist vielmehr Pc. von *savoir* : *Ja par nos n'iert avant seüe* 4540 'die Schlacht wird durch uns nicht erfahren werden', d. h. von diesem gewaltigen Kampfe wird niemand Kunde bekommen, weil wir uns beide selbst getötet haben und die Kenntnis desselben mit uns ins Grab nehmen.

4609 ist das Pc. des mit *avoir* verbundenen Verbums allerdings auch mit dem vorhergehenden Objekt übereingestimmt, allein in der folgenden Zeile steht das Pc. eines reflexiven Verbums im Accusativ statt des sich gehörenden Nominativs, ohne dafs der Hg. ändert, während er 4087 die Überlieferung anders behandelt hat. Endlich erwähne ich ... *li ont remise* 4735, d. h. das Pc. ist verändert, obwohl das pronominale Objekt gar nicht dasteht, vgl. weitere Beispiele zu Auberee 655 S. 139 und hier meine Bemerkung zu 1929.

XLIX. Dafs die Perfecta auf *ọe, ọi* dialektisch nicht sicher zu verwerten sind, habe ich Auberee Einl. S. 160 gesagt. — Die Fälle von *s* : *z* schrumpfen nach dem vorher Gesagten fast auf ein Nichts zusammen. — *ọi* : *ọi* 3762 bleibt fraglich, und *nel* = *ne* + *la* 2819 wird vielleicht auch nicht dem Dichter zugehören (T fehlt). Zum Schlusse führe ich auch hier wieder den für die Dialektbestimmung wichtigen Reim *esplumeoer* (= *eoir*) : *joer* (jocare) 2718 in TW an, den ich für ursprünglich halten möchte: *oę* : *e* aus *a*. Unter diesen Umständen erklärt sich das Abweichen von B einerseits und V andererseits sehr leicht.

Die sprachliche Einkleidung. Vgl. dazu auch S. IX f. Für diese ist V zu Grunde gelegt. — Gewifs mit Recht. Die Schreibung ist uniformiert. — Gewifs mit Unrecht. Hat etwa V auch nur einigermafsen gleichmäfsige Graphie? — Keineswegs. Ist etwa eine der anderen Handschriften konsequent? — Keineswegs. Warum also uniformieren? — *mistero*! Oder vielmehr: der schwerwiegende, entscheidende Grund kann nur der sein, dafs zufällig wir Modernen heute im 19. Jahrhundert uniformieren! Nun hat der Verf. die Auberee in den Anmerkungen öfter benutzt, hat auf sie auch in der Einleitung wiederholt verwiesen. Daher ist es unmöglich, dafs er meine Äufserung über diese Frage (Einl. S. 161 f.) nicht kennt.[1] Er hat sie aber ganz ignoriert. Hielt er sie nicht für richtig, dann hätte er sich angelegen sein lassen sollen, sie mit stichhaltigen Gründen zu widerlegen. Und ich wäre für die Belehrung herzlich dankbar gewesen, da mir nie daran liegt, dafs ich selbst recht habe. So bin ich 'so klug als wie zuvor'. So mufs ich wiederholen, was ich damals sagte: 'Die hartnäckige Freude an uniformierten Texten ist mir unbegreiflich'. Man kann über die Etymologie von *aler* verschiedener Meinung sein — wenn mir auch völlig sicher ist trotz jedes neuen Heftes von Groebers Zeitschrift, dafs *ambulare* afrz., wenn es mit rechten Dingen zugehen soll, niemals *aler* ergeben kann — darüber aber, dafs Raoul in seiner Dichtung nicht uniformiert hat, ist für mich ein Zweifel nicht möglich. S. X be-

[1] Dagegen kannte ich seinen kurz vor meiner Ausgabe erschienenen Vortrag 'Über schwierige Fragen bei der Textgestaltung afrz. Dichterwerke' nicht.

merkt der Hg. in diesem Zusammenhang: 'Der Einwurf, dafs jede, wie immer geartete Uniformierung ein Unding sei, ist doch wohl nicht ganz zutreffend,' und begründet das damit, dafs W (die Wiener Hs.) nach Einheitlichkeit strebe. Gesetzt, W wäre wirklich einheitlich, so wäre es unmethodisch, wenn man V, das keineswegs uniformierte Schreibung zeigt, zu Grunde legt, die Uniformierung darum durchzuführen, weil eine andere Hs., um die man sich in der Beziehung überhaupt nicht zu kümmern hat, Uniformierung zeigt. Der Text des Meraugis hätte nur in dem Falle Uniform zu tragen, dafs W — die Einheitlichkeit vorausgesetzt — allein erhalten oder von den Hss. die beste und dem Dialekt des Dichters am nächsten stehende wäre. Aber auch in diesem theoretisch angenommenen Falle würde man noch nicht von einer Uniformierung sprechen dürfen, sondern man würde nur schon uniformierte Schreibung wiedergeben. W ist nun aber thatsächlich keineswegs einheitlich, vgl. die Beschreibung S. LIII f., giebt vielmehr für denselben Laut wiederholt verschiedene Schreibung. Man hätte also selbst, wenn man W zu Grunde legte, keine Berechtigung, einheitliche Schreibweise durchzuführen. Wenn der Hg. dann auf derselben Seite fragt 'Angenommen aber, es bestände wirklich im Altfr. nirgends das Streben nach Gleichförmigkeit: wie soll der Herausgeber einzelne Wörter drucken, die er aus einer mundartlich verschiedenen oder bedeutend jüngeren Hs. herüberzunehmen genötigt ist? Soll er anglonormannische oder um ein Jahrhundert jüngere Formen in einen französischen Text einführen?', so ist die Antwort sehr leicht zu geben: Gewifs nicht. Steht für ein paar Verse die zu Grunde gelegte Hs. nicht zur Verfügung, so ist man verpflichtet, in der Lücke, wenn die zu Grunde gelegte Hs. für denselben Laut willkürlich bald diese, bald jene Schreibung aufweist, willkürlich für denselben Laut bald die eine, bald die andere Schreibung einzuführen. Eine Nötigung zur Uniformierung ergiebt sich also, wie Fr. meint, in dem Falle keineswegs. (Zu S. XI bemerke ich hier: dafs noch niemand auf diakritische Zeichen und Accente hat verzichten wollen, ist nicht ganz richtig; so sind Mätzners altfranzösische Lieder (Berlin 1853) gedruckt, und Wackernagels afrz. Lieder (Basel 1846) haben sogar nicht einmal Interpunktion.)

Ich weifs nun, dafs Foerster principiell auf meinem Standpunkt steht, dafs er nur aus äufseren Gründen im Chrestien uniformiert hat. Suchier hat mir Litteraturblatt 1897, Sp. 196 zugestimmt, ebenso noch kürzlich Stengel in Vollmöllers Jb. IV, 1, 258. Ich weifs, dafs Appel meiner Ansicht ist und auch in seiner provenzalischen Chrestomathie nicht uniformiert hat. Auch Schultz-Gora ist Gegner der Uniformierung. So gebe ich mich der frohen Hoffnung hin, dafs meine Auffassung doch allmählich ganz allgemein durchdringen und dafs eine Zeit kommen wird, wo man es überhaupt nicht wird begreifen können, dafs man einst anders verfuhr. Die mittelalterlichen Hss. kennen eben keine konsequente Schreibung.

Dabei ist diese Uniformierung hier und da unterlassen, wo keine genügende Veranlassung dazu vorlag. So kann ich wenigstens es nicht

billigen, wenn der Hg. *ai* zwar durch *e* wiedergiebt, aber, weil *et* 'und' und *et* (= *ait*) verwechselt werden könnte, letzteres *ait* schreibt. Fr. druckt *Deus ne veut mie Que je l'aie, ainz veut qu'autre l'ait. Bien la doit perdre qui la let!* 3582, also *l'ait* : *let*! An wen wendet sich denn die Ausgabe? Giebt es wirklich einen von uns, der in *(l')et* die Konjunktion *et* 'und' sehen könnte? Dem wäre dann zu raten, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Ein solches Verfahren mag in einer für Anfänger bestimmten Ausgabe seine Berechtigung haben, in einer die höchsten Ziele philologischer Kritik erstrebenden mufs ich es als unwissenschaftlich bezeichnen. Auch sonst bin ich hier und da mit den Abweichungen von V nicht einverstanden. Wenn Fr. (L) in der Schreibung mit *a* vor *-mbl*, *samble, tramble* u. s. w., welche Schreibungen ja auch da auftreten, wo *en* und *an* reinlich auseinandergehalten werden, und in dem oft begegnenden *e* von *mengier* eine Eigenart des Schreibers sieht, die dem Dichter abzusprechen sei, so frage ich mich vergebens: Mit welchem Rechte? u. s. w. — Auslautendes *ñ* giebt die Hs. — hier sogar regelmäfsig — durch *-g* wieder, *poig, loig* u. s. w. Das wird ebenso regelmäfsig in *poing* abgeändert. Weifs der Hg. wirklich ganz genau, dafs Raoul ersteres nicht geschrieben hat? Und hier war die Hs. noch dazu uniform! — Wenn 4179, 4329 *deffendre*, 4187 *deffendirent* in *desfendre* u. s. w. geändert wurde, so kann das nur auf einem Versehen beruhen. Ein *s* kommt dem Verbum ja überhaupt nicht zu. S. LIV kehrt das Versehen wieder. — Warum wird *ostel* 844, 1649 u. s. w. in *hostel* geändert? Warum *ostes* 1638 in *hostes*? Wie läfst sich beweisen, dafs *roine* 887, 920, 956 u. s. w. nicht vom Dichter herrühre, der vielmehr *reïne* gesagt habe? Warum *oëz* 1768 für *oiez*? Auch *obscure* VT 1689 hätte ich nicht durch *oscure* ersetzt, weil mir die Mittel fehlen, festzustellen, was der Dichter geschrieben hat. — 1184 ist *poior* (= pejorem) zwar beibehalten, aber das danebenstehende Substantiv *sarmon* in *sermon* geändert. Nicht konsequent will es mir scheinen, wenn 1647 *Non ferai je* im Innern, wo V *gie* hat, gedruckt wird, während 4440 *Or n'i voi gié*, wiederum im Innern, die bekannte Form des Pronomens belassen wird. — 905 ist *ceenz* : *leenz* gedruckt, während die zu Grunde gelegte Hs. *caienz* : *laiens* hat; 1289 ist *çaienz* : *noienz* der Hs. beibehalten, und in der Anmerkung dazu heifst es, dafs, wo das Wort sich im Reim finde, die Schreibung *ceenz* vorgezogen wurde, wozu 905 nicht stimmt u. s. w. Das Bild, das der so zurecht gemachte Text von der mittelalterlichen Orthographie giebt, ist nicht zutreffend.

LIII. *oi* = *ai* begegnet nicht nur im Centrum, sondern auch im Osten, s. Auberee, Einl. S. 147. Also beweist diese Erscheinung noch nicht, dafs die Hs. W aus Paris stammt.

LIV. 245, 274 liegt nicht tonloses, sondern betontes *li* vor, wie die vorhergehende Präposition zeigt.

LV. Erwähnung hätte *loch* (laudo) 870 verdient, weil hier *ch* nach Vokal eingetreten ist, was bedeutend seltener geschieht, vgl. Foerster zu Aiol 509, Einl. LI und Meyer-Lübke II, 172.

LVI. *file* (= *fille*) steht nicht im richtigen Zusammenhang. — *lais*

wird in T nicht für *lois* (luscus) stehen, da in streng pikardischen Denkmälern *ai* für *oi*, soviel ich weiſs, nicht vorkommt, sondern entweder hat T in seiner Vorlage, die dann nicht pikardisch gewesen wäre, *lais* (luscus) bereits vorgefunden, oder aber der Schreiber hat *lois* der Vorlage irrtümlich als *laix* (häſslich) gefaſst. — B. Die Schreibung *eis* (illos) ist auffällig. Es ist wohl nur, wie häufig in den Hss., ein Balken geschrieben statt deren zwei: *eus* für *eus*.

LVII. Die Angabe über die Verbreitung der 3. Plur. auf *-ont* stimmt nicht zu dem Anm. 3007 Gesagten, ist auch nicht ganz richtig. — *lię* (= *li*) begegnet auch in der Berliner Hs. der Auberee 30, 315 und oft in der bei Joly abgedruckten Hs. des Romanz de Troie.

LX ff. Entscheidet sich Fr. auf Grund der Reime, wohl mit Recht, für Houdan in Seine-et-Oise als Heimat des Dichters. Die entgegenstehenden Reime, die er selbst anführt, deren Beweiskraft er aber mit Glück entkräftet, kommen nach dem von mir zu XLIX Bemerkten zum gröſseren Teile nicht in Betracht.

LXIV. Daſs die Deklination keineswegs besonders sorgfältig ist, habe ich schon oben gesagt. — Fr. setzt, wie G. Paris, den Roman an das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts und dürfte damit das Richtige getroffen haben. Dazu stimmt auch Gröbers Ansicht in seiner Litteraturgeschichte Grundr. II, 1, 511, der den Dichter 'längere Zeit vor 1226' thätig sein läſst. Für die Vengeance Raguidel nimmt er S. 512 einen anderen Vf. an, darüber s. auch v. Zingerle in Vollmöllers Jb. I, 428 f.

LXVI (Schluſsverse in V). *Que* würde ich nicht mit 'so aber', sondern mit 'denn' übersetzen. Es ist die Begründung zu *Se ce ne fust vilains pechiez*.

LXVIII Anm. 2. Dagegen reiht Gröber a. a. O. den Meraugis unter die Artusromane.

LXX. *de son sens* Prolog 18 faſst der Hg. hier, in der Anm. und im Glossar als 'aus eigener Erfindung'. Aber dazu paſst, wenn man auch von anderen Stellen absehen will, 4334/5 nicht: *Raous qui romance le conte Trueve qu'onques n'en remua De caroler*, wo ich der Auffassung des Hgs. in der Anmerkung nicht beipflichten kann, schon wegen *trueve* nicht. Es heiſst doch: 'R., der die Erzählung in Verse bringt, findet, daſs ..'. Damit wird thatsächlich auf eine wirkliche oder angebliche Quelle hingewiesen. Zudem ist in *de son sens* zu viel hineingelegt. Es heiſst nur 'mit seinem Verstande'. Der Dichter sagt, daſs er einen Stoff, eine *matiere* nach seiner Weise, mit seinem Kopfe gestalten wolle. So scheint auch Groeber a. a. O. 512 zu verstehen, wenn er sagt, R. biete eine Geschichte *de son sens*, aber stofflich bleibe er beim litterarisch Überlieferten.

LXXII. *esplumeor Merlin*. In der Anm. zu 2703 ist Fr. mit meiner Auffassung zu Auberee 202 nicht einverstanden und mag recht haben. Daſs aber *fist son esplumeor* nicht mit *et entra dedenz* in Einklang zu bringen ist, kann ich nicht zugeben. Ich verstand: 'Er spielte den Zauberer, der er war, d. h. er baute ein Zauberschloſs, *et entra dedenz*, und

trat ein'. Zur rechten Klarheit ist aber auf Grund der wenigen Stellen für *esplumeor* nicht zu gelangen.

LXXV. Zur Bildung des Namens *Lidoine* vgl. Schultz-Gora in Tobler-Abhandlungen 205 f. Das Adjektiv *idoine* weist Fœrster zu Rich. 3140 öfter aus GCoincy nach.

LXXVII. Daſs V. 17 durch Chlyon 33 beeinfluſst sei, glaube ich nicht, vgl. LXXXV.

LXXXII. Mer. 429 wird anders zu lesen sein, s. meine Bemerkung.

LXXXIII. Würde ich Mer. 5185 *'Et gié!' — 'Et gié!'* mit TW eingesetzt haben, was vielleicht auch V mit *et ge* gemeint hat. In Clig. 4679 ist mit Toblers Änderung der Interpunktion *Ne gié — ne gié* zu schreiben, Verm. Beitr. I, 3 Anm. — Die unten auf der Seite angeführten Stellen sind nicht alle Sprichwörter.

LXXXIV. Für die Wiederholung desselben Wortes zu Anfang mehrerer aufeinander folgender Zeilen hätte auf Tobler, Versbau[3] S. 152 Anm. 1 verwiesen werden können, wo schon ein paar von den Beispielen angeführt waren. Ein provenzalisches wäre Jaufré bei Appel, Chr. 3, 625 ff., *Vos est*, viele Verse hintereinander, was sich mit Mer. 4877 ff. inhaltlich berührt. — Auch Gröber S. 516 setzt Durmart später als Meraugis.

LXXXV. Dem Anklange *Si com tesmoigne li escrix* messe ich keine Bedeutung bei.

LXXXIX. Ob 'andere' in 'und stiftete andere Reigentänze' richtig verstanden ist, ob nicht vielmehr die bekannte Verwendung von *autre*, Diez III, 84, Tobler, Verm. Beitr. III, 72 f., vorliegt, vermag ich nicht zu sagen, da mir das in Betracht kommende Heft von Gröbers Zeitschrift im Augenblick nicht zur Hand ist.

Zum Texte. Ich hatte für diese Zeitschrift die Besprechung der ersten 2000 Verse druckfertig gemacht. Da aber die Anzeige so schon umfangreich geworden ist, beschränke ich mich hier auf die ersten 300 und bringe das andere bei Gröber.

2. *i met* wäre besser. Da aber im Vorhergehenden *de rimoiier* steht, so ist *i* nicht unbedingt nötig. — 3. *quan que* würde ich lieber zusammendrucken. — 4. Doch wohl *tel.* — 11. würde ich als Frage fassen. — 13. *lor mot qu'il dient.* Zum Pleonasmus vgl. Diez III, 74 oder hier 3496; *sum seignur qu'ele a* MFce Mil. 499; italienisch: *trasse fuori questa sua borsa de' fiorini che aveva* Bocc. Dec. II, 5 F I, 109, wo der Relativsatz doch wohl zu *borsa* gehört; ein paar spanische und portugiesische giebt Lang zu Denis' Liederbuch 1550. In der Übersetzung von Gregor v. Tours (1, 31) S. 29 lese ich: 'sollte mein Haus, das ich bei der Stadt besitze'; um wenigstens einiges anzuführen.

14. *Contrediseor*, etwas merkwürdig. Im Glossar läſst der Hg. noch eine andere Deutung zu. Vielleicht kann man *C. noient dient Point* u. s. w. lesen 'sie sagen in keiner Weise etwas von ihrem Verstande', *noient* adverbial kommt vor, auch wird es ohne Negation verwendet. Zum Fehlen des Artikels vgl. Tobler, Verm. Beitr. II, 110. — 18. Bezüglich der Verwendung von *que* = id quod wäre 557 in der That nicht analog,

vgl. dafür zu Auberee 422. Dafs aber der Dichter hier einem Gedanken 'was ein Kleines ist' habe Ausdruck geben wollen, glaube ich nicht. Andererseits sind sichere Beispiele für die Verschleifung von *qui est* bei guten Dichtern recht selten, vgl. Tobler, Versbau³ 60 und 67. Da der Meraugis (vgl. XXXIV) keinen zweiten Beleg bietet, so kann ich mich nicht entschliefsen, auf Grund der einen, keineswegs guten Hs. W hier dergleichen dem Dichter zuzuschreiben. Also *qui est petit* 4 Silben, und eine andere mufs dafür fallen. So meine ich, dafs 17 nach der Hs. zu belassen, in 18 aber statt *de son sens* zu setzen ist *des or* — vgl. *Des or, que que j'aie targié ... Voudré je un fabliau ja fere* Grue Mont.-Rayn. V, 151 — mit Satzverschränkung, indem *qui est petit* von seinem Beziehungswort *sens* getrennt ist, vgl. Tobler, Verm. Beitr. II, 28. Im Meraugis begegnen dafür viele Beispiele. Der Schreiber von W oder der der Vorlage nahm aus Unachtsamkeit, oder weil er das Beziehungswort von *qui* vermifste, statt des ganz ähnlich lautenden *des or* aus der vorhergehenden Zeile *de son sens* herüber und strich dann unbedenklich das *i* von *qui*. Wie frei dieser Schreiber mit dem Text umgeht, zeigen gleich die ersten Verse der eigentlichen Erzählung; *petit* statt *petiz* s. zu XLII.

Die Echtheit des Prologs scheint mir nicht ausgemacht. — Wegen der Quelle vgl. zu LXX. — Die Unsterblichkeit, von der der Dichter 20 ff. redet, gilt vielleicht mehr dem interessanten Stoff als gerade seiner Darstellung durch Raoul. Von hohem Selbstbewufstsein des Dichters zu reden, giebt, meine ich, der Prolog keine Veranlassung. Auch ist mir nicht wahrscheinlich, dafs in 26 ff. auf schlechte Erfahrung früherer Zeiten hingewiesen ist, wie Fr. meint, vgl. S. 232 oben und die Anm. zu 27. Man findet auch sonst zu Anfang altfranzösischer Dichtungen angegeben, dafs in ihnen kein *mot de vilonie* vorkomme (dafs Fr. sich durch die Hs. W, die 27 *vilainie* bietet, veranlafst gesehen hat, das überall einzuführen, kann ich nicht billigen), vgl. z. B. (Anfang des Lai Aristote Mont-Rayn. V, 244) *oevre ou vilonie cort Ne doit estre noncie a cort; Ne jor que vive en mon ovrer Ne quier vilonie conter* u. s. w. oder auch *ma cortoisie s'aeuvre A faire aucune plesant euvre Ou il n'ait ramposne ne lait* Ombre 9; *Mos sans vilonnie Vous veil recorder A fin qu'en s'en rie D'un franc savetier* MR II, 24. Dem steht gegenüber *Puis me firent* (die drei Frauen) .. *autre dit Commencier par comandement Qui parlast plus parfondement De paroles crasses et doilles 'Si que de risees nous moilles'* eb. III, 137 und sonst.

37. Ob man nicht doch *Escavalon* an den Stellen, wo es die beiden besten Hss. bieten, ruhig beläfst? — 38. Der schöne Absalon z. B. auch Fl. u. Bl. 2839; *Abselon le beaus meschin* Rom. XXVI, 95, 88. Erec 2266 hat Fr. selbst LXXIX. — 44. Ich würde mit T den Plural einsetzen. — 45. Hält man sich an die beste Hs., solange es irgend geht, dann wird man auch hier mit T lesen. — 48. Wegen *en* vgl. zu 4580, mit Bezug auf eine Person, wie *i* 664. — 51. Für *Ou Deus meïst onques nature* hätte ich gern einen zweiten Beleg (?). 80. stimmt dazu nicht ganz. — 53. T steht den beiden anderen Hss. gegenüber, kann aber als unanstöfsig beibehalten

werden. — 55. *assise* ist mit 'Form, Beschaffenheit' wohl nicht ganz zutreffend wiedergegeben — *li chevuel*] die Verwendung des Singulars kommt doch vor: *Clar ab lo vult, beyn figurad, Saur lo cabeyl recercelad* Alex. 66, oft lateinisch s. Georges. Danach könnte man hier *le ch.* lesen. Wie aber aus einem vorhergehenden *avoir* als Hilfsverbum bei einem koordinierten Particip *estre* ergänzt werden kann, Tobler, Verm. Beitr. I, 89 und Haase, Syntax fürs 17. Jahrhundert — auch italienisch kommt dergleichen vor —, so halte ich es hier nicht für unmöglich, aus dem vorhergehenden *avoir*, wenn es auch nicht mehr Hilfsverb ist, *estre* zu entnehmen. Daſs gleich im folgenden (57) wieder *ot* steht, hat nichts zu sagen. Dagegen möchte ich mich auf 68 nicht berufen. — 56. *penne* mit T. — 57. l. mit T, wenn anders *ot* nur in W steht. — 58. *pas* mit T. — 59. T kann bleiben. Die braune Farbe der Augenbrauen wird fast regelmäſsig bei Schilderung männlicher oder weiblicher Schönheit erwähnt, Fl. u. Bl. 2853, 2879 u. s. w. — 60. Wegen *chascun* s. meine Bemerkung zu XLV. T hat *a c.* Könnte das heiſsen 'bei jedem (Auge)' oder 'auf jeder Seite'?

63. *larget entrueil*] Letzteres faſst der Hg. im Glossar als Adverb 'zwischen den Augen', also *larget* wohl als nähere Bestimmung zu *sorcil.* Aber dazu paſst diese nicht, da die Augenbrauen dünn sein müssen, vgl. Tobler zu Chev. as II esp. 12203; provenzalisch *Els uelhs vairs, e·ls cilhs* (Augenbrauen) *delgatz* GMontanhagol II, 43. Und zudem müſste es doch *entre eus* heiſsen oder *entre deus eus,* wie Auc. 24, 17 und Tobler, Verm. Beitr. II, 98 Anm. *entrueil* ist vielmehr Substantiv, wie noch heute 'der Raum zwischen den beiden Augen'. Ursprüngliches *entre eus,* das neben *entre piex* 'zwischen den Füſsen' und *entre mains* 'zwischen den Händen' nichts Auffälliges hat, ist zum Substantiv erhoben und sollte seiner Herkunft nach unverändert sein. Mit Verkennung des ursprünglichen Sachverhalts hat man aus dem Nominativ *entreus* einen Accusativ *entrueil* abgezogen, als wäre es ein Kompositum von *ueil* (vgl. auch Meyer-Lübke II, § 537). *larget entrueil* steht trotz des Zwischensatzes 58/63 auf Linie mit 57. Daſs der Körperteil einmal mit dem Artikel, das andere Mal ohne ihn erscheint, läſst sich mit vielen Beispielen belegen, vgl. 82/3.

67. *parmi*] steht nicht, wie die Anmerkung sagt, auf Linie mit *de lex, de sus* u. s. w., die man ja nach ihrer verschiedenen Bedeutung zu trennen oder zusammenzuschreiben hat, sondern ist stets als ein Wort zu drucken, weil *mi* nicht mehr flektiert, wie Tobler schon 1874 G. G. A. S. 1038 gefordert hat. Unrichtig ist es daher auch, wenn Darmesteter, Syntaxe (1897) S. 39 sagt, das Altfranzösische setze den Artikel zwischen *mi,* welches Adjektiv sei, und seinem Substantiv. Daſs *mi* nicht Adjektiv ist, zeigt sein zweites Beispiel *par mi la boche.*

68. *rendist matex et vaincux Le cuer*] kann ich unmöglich für richtig halten. Allerdings sind die Participia durch die Überlieferung gesichert. Aber *Le cuer* steht nur in V. W weicht ab. Und T, die beste Hs., hat unanstöſsiges *Les cuers qui sont,* was also in den Text zu setzen ist. — 71. *se,* weil TW. — Zum Verständnis von *il se fet bon garder* und von 1854 vgl. Tobler, Verm. Beitr. I, 179 f. (so auch *Pour ce se fait bon aviser*

Cleom. 2501, *Meis le comandemant saint Pol Feit buen garder et retenir* Cliges 5324), s. auch Gebhardt, Zs. XX, 44. Die richtige Auffassung der Erscheinung fehlt noch bei Darmesteter, Syntaxe 110. So provenzalisch: *Seiner, bon gazainar vos fa* Jaufré bei Appel, Chr. 3, 599, *Las cadeiras vos dic per ver ... Fe trop bel vezer e mirar* GBarre 492 und, wo ein Pronomen hinzutritt, *per l'amistat qu'ieu vos dey, Crezi quels fes trop bel vezer* GBarre 30; s. auch Stimming zu BBorn[1] 6, 52, der mit Recht wegen der Auffassung auf die Fälle hinweist, wo statt *bon* der Komparativ steht: *Porc qu'om regarda milhargos, Fai melhor escoutar que vos* 24, 12, s. auch Appels Glossar unter *faire*; doch liegt in der von ihm zuletzt angeführten Stelle *Greu partir si fai d'amor, qui la trob' a son talen* 59, 6 nicht reflexives *faire* vor, wie er will, sondern das Reflexivum gehört dem Sinne nach zu *partir*. Auch altitalienisch: *le parolle sun bone et bon othir le faxe* Fram. Pass. Zs. XV, 489; *che in onferno sì fae malo andare* Dod. conti morali 114. Bemerkenswert ist, daſs man heute im Katalanischen sagt: *Al estiu hi fa de bon estar per lo regalat y fonts abundants que'l rodejan* Bosch Cullita 144.

75. *reconter* mit T. — 78. *atempré* mit T, das zugleich volleren Reim giebt. — 81. *a droit* ist mit 'sicherlich' vielleicht richtig wiedergegeben. Verstehe ich den Sinn der Wendung recht, dann wird damit in Fällen, wie dem vorliegenden, ausgedrückt, daſs die gethane Behauptung als 'zu recht' bestehend bezeichnet wird.

83. Belege für weibliches *dent* s. zu Auberee 119, wo auch ein Beispiel für *cler* von Zähnen. Ist übrigens in T *serrés* gemeint, dann würde das Geschlecht von *denz* nicht wechseln.

85. *Li* (T *Sy*) *dent resembloient d'argent* stellt sich wohl zu dem Verm. Beitr. I, 92 angeführten afrz. Beispiel. Man hat nach dem, was Tobler dort angiebt, auch hier vor dem präpositionalen Ausdruck *dent* wiederholt zu denken. Anscheinend gleiche Fälle im älteren Italienisch, z. B. *con bicchieri che d'ariento parevano* Bocc. Dec. Introd. F I, 26; *la sua carne che parea di lacte* Figluola Mercatante ed. Varnhagen in Ital. Kleinigkeiten S. 17, 107; *Poi la mattina si li venne a mano Un chamici che parea d'un piovano* Calonaco Siena (Ed. 1863) S. 14. Dem von Tobler angeführten neufranzösischen Beispiel entspricht im Italienischen: (Der Sturm fährt durch die Bäume) *schiantandone i rami con lunghi gemiti che parevano di persona viva* Neera L'Amuleto 119, während in *Il suo volto pareva quello di una condannata* Memini Vita mondana 20 das voraufgehende Substantiv durch ein Pronomen ersetzt ist. Und andererseits: *Disse la cameriera: Madonna, ella pare la nave di quel giovane che ci arrivò* Pecorone IV, 1, 84, wo es mit anderer Ausdrucksweise hätte heiſsen können *quella nave pare di quel g.* Die Verwendung fehlt bei Rigutini-Bulle.

88. Wegen der Accusative s. die Vorbemerkung. T und W haben *que nois ne cristal,* wo man ja sehr schnell *noif* einführen kann. Allein da nach *que* 'als' wie nach *com* sowohl der Nominativ als auch der Accusativ zulässig ist (vgl. zu 715), so ist auch die Paarung beider nach altfranzösischem Sprachgebrauch durchaus zuzulassen. Ich halte es nicht

für unmöglich, dafs auch Chlyon 2827 so seine Rechtfertigung findet: *conversa el boschage Com hon forsenez et sauvage.* Vgl. zum Wechsel *Ja nel sara fors lui et tu* Barl. u. Jos. 32, 1, das Tobler, Beitr. I, 223 anführt. Dazu kann man stellen, wenn sich im älteren Deutsch nach 'zwischen' verschiedene Kasus finden, *zwischen iu unde sîn, zwischen in und unser, zwischen mir und dein*; und so bei *wan*: *wan got unde mîn,* was JGrimm, Gramm. IV, 1132 (neuer Abdruck 1898) beibringt, s. auch Paul, Mhd. Gramm. § 253 Anm. 1.

92. l. mit TW. Von den drei in der Anmerkung angeführten Stellen beweisen die erste (weil nur in V) und die zweite das nicht, was sie belegen sollen, vielleicht auch die dritte nicht. — 96. Ist *mieux* richtig, was der Fall sein mag, wenn sich auch 97 nicht ganz glatt anschliefst, dann braucht *nuls* in TW noch nicht für gemeinsame Vorlage zu zeugen, da man ja leicht auch *mils* mit umgekehrter Schreibung für *mius* = *mieus* herauslesen kann. — 101. Da die Hss. den Eigennamen alle verschieden wiedergeben, mufs ich bei T bleiben.

104. (Die Hände) *ne coroient pas dou mains Por doner* hätte eine Anmerkung verdient. Das Glossar sagt für unsere Stelle zu wenig. Bekannt ist die Wendung *estre dou mains,* die 3185 vorliegt, *que ma force soit dou m.* 'gesetzt, dafs meine Kraft zum Geringeren gehört', d. h. unzulänglich ist, wie Tobler zu Prov. vil. 88, 3 unter Angabe von Belegen erklärt, so hier in W. Ist die hier vorliegende Wendung richtig und verstehe ich sie recht, so wird mit *coroient* eine Strecke, ein Mafs des Laufens (*corre une sente*) vorausgesetzt, und mit *ne coroient pas dou mains,* eigentlich 'sie liefen nicht von dem Geringeren', wird angedeutet, dafs die durchlaufene Strecke nicht zu dem Geringeren gehörte, d. h. nicht hinter einem sich aus dem Zusammenhang von selbst ergebenden Mafse zurückblieb. Hier also: 'ihre Hände waren sehr bereit zu schenken, wenn es der Ort dazu war'. (Oder ist *toloient* zu lesen? 'sie nahmen nicht von dem Unzulänglichen, um zu geben'. Dafs die Vorlage aller Hss. schon fehlerhaft war, ergiebt sich aus mehreren Stellen mit Sicherheit.) T, die beste Hs., hat *de main,* wo *de* wohl mit der Negation zusammenhängt, 'welche nicht weniger rührig waren, wenn es sich um das Geben handelte', nämlich als sonst. Da es, wie ich glaube, einen annehmbaren Sinn ergiebt, möchte ich es beibehalten. — 105. *estoit* : *estoit* ist um so mehr zulässig, als es in dem ersten Falle nicht Hilfsverb ist.

106. *La damoisele ... Qui une foiz fust acolez De ses braz ...,* wozu der Hg. bemerkt 'Anakoluthie. Der Dichter setzt mit dem Subjekt ein und fällt dann in eine andere Konstruktion' ist eine echt volkstümliche Ausdrucksweise. Das Substantiv steht absolut voran und wird nachher durch ein Possessivum aufgenommen. So: *Et cil, qui mout de barat sot, .I. mois et plus estoit remese Sa barbe qu'ele ne fu rese* Boivin MR V. 52; doch wäre es hier auch möglich, dafs der mit *Et cil* beginnende Satz durch den später folgenden Vers *.I. aguillon prist en sa main* zu Ende geführt würde, so dafs *.I. mois — rese* Zwischensatz wäre. Ein Beispiel aus der Berte kann ich im Augenblick nicht wiederfinden; ein altfranzö-

sisches (Joinville) und ein provenzalisches bei Tobler, Verm. Beitr. I 202. So heute: *Ah! les autres, vous ne courtisiez que leur influence, il y a toujours un intérêt dans vos galanteries* Pailleron Cabotins III, 10 S. 173; Vaneuse: *tu n'as pas de foyer. Tu en as même moins que moi.* Chambray: *D'abord ce n'est pas sûr. Et puis, moi, ce n'est pas ma faute* Lemaître L'âge difficile I, 6 S. 23. Italienisch: *K'eo spero en quel ke naco* (= nacque) *de casto e de vergen parto, Ke l'om ke semplament la entendo en bona parto, C'ancor l'anema soa si n'à far un tal salto K'el n'ascendrà l'odor al Creator da alto* Mon. ant. A 21 *(l'om. — l'anema soa)*; *Quelor ke en quell'afar se trova* (so Mussafia) *li plu rei En meço la città fi poste li soi sei* eb. B. 201; Mussafia hebt es in der Anmerkung zur ersten Stelle hervor und verweist auf *Ancora li fruiti de li albori e de li prai, .. A lo so gustamento se sana li amalai* eb. A. 101; gar nicht selten; Diez III, 462 hat auch ein spanisches. Deutsch: *Herr Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, Ein Birnbaum in seinem Garten stand* im Anfange eines Gedichtes von Fontane. In anderen Fällen wird das Substantiv oder Pronomen vorangestellt und die Beziehung im Satze erst an dem folgenden Fürwort zum Ausdruck gebracht, wie in der in der Anmerkung zur Vergleichung herangezogenen Stelle 470 ff., welche schon Tobler a. a. O. mit mehreren anderen altfranzösischen angeführt hatte; hier auch 1003 oder *La suer au duc, qui si ert bele, Nos n'en poons öir novele* Ille 3852; *Ille, c'aiment sor tote rien, Mout le verroient volentiers* eb. 2970, was Foerster abändern möchte; oft, wie ja noch heute. Provenzalisch: *E om que pretz ni do met en soan, Ges de bon loc no·lh mou, al mieu semblan* G. Montanhagol 4, 8; *G. Barra, que vic tirar Lo noble carr a gran honor, En re nol mudec la color* G. Barre 516; *Tox hom c'altrui enseigna E si gardar non deigna D'enoi e de foldat, Leu l'es a mal tornat* Appel Poésies provençales S. 11, 145; *Ricx hom que per aver traire Sec tornejamens plevitz Per penre sos vasvassors, Non l'es honors ni arditz* B. Born 38, 71, das ich bei Diez a. a. O. wiederfinde. Italienisch sehr häufig, was darum hervorgehoben und belegt sei, weil Diez III, 462 die Erscheinung hier als 'seltener' bezeichnet (er hat nur ein Beispiel aus Machiavelli): *Quel peccator c'avrá en ciel tesauriçadho, Per ladro ni per fuiro no li serà envoladho* Uguçon 403; *Quili c'onfende a deu, questo i'e destinadho* eb. 446; ... *io da che so partuto uno passo Da voi, mia donna, dolemi ongni giunta* Giac. d. Lent. Monaci Crest. 55 X, 3; *E io frate Guidotto da Bolongna, cercando le sue* (Ciceros) *magne vertudi, sì mmi mosse talento di volere alquanti membri del fiore di rethorica volgarizare di latino in nostra lingua* Guidotto d. Bol. eb. 154, 21; *Agostino, sentendo questo, viengli grandissimo dolore* Buov. d'Antona 90; *Quello romito, che Dio serviva, la notte, quando elli si dormiva, li venne una voce* Dod. conti morali 78; *lo onore e lo disinore della Tavola a voi ne procede la maggior parte* Tavola ritonda 381; *la mala ventura quellor ke sen perçaça Endarno s'afaiga* Mon. ant. B. 251; *E quilli demonij, chi sano aquistare Più suoçi e più terribele peccadi, Che l'abia cometù e fato fare, Molto glie fa gran festa Lucifero E intra gli altri ie fa molto apriziare* Margarete in Tobler-Abh. 123 ff.; *Calandrino, se la prima gli era paruta amara, questa*

gli parve amarissima Bocc. Dec. VIII, 6 F. II, 224; man denke auch an *io mi ricorda* eb. I, 1, das Fanfani gegen die Ausgaben I, 88, 3 verteidigt, s. auch Mussafia in seinen leider nicht mehr zugänglichen Osservazioni sul testo del Decamerone 387; *Farinello, avendo la ventura ritta, gli parve tempo di dare le mosse alla giumenta* Sacchetti Novelle CCVI II, 205; *E'l tristo del marito non gli bastava che* u. s. w. eb. II, 209; *Il lodar poi e il biasimar la Favola, Se ne dà a ciascun licenza all'ultimo* Cecchi Diamante Prolog I, 64 und oft. Noch heute lese ich: *Uno* (ein Schullehrer) *che conosco che s'è ammalato, i contadini gli hanno portato ogni sorta d'erbe medicinali* De Amicis Maestro 297. Mehrere spanische und portugiesische giebt Diez a. a. O. Auch katalanisch habe ich mir Beispiele notiert. So schon lateinisch: *Epidamniensis ille, quem dudum dixeram ... Ei liberorum, nisi divitiae, nil erat* Plautus Menaechmi 57 ff; *Nam unum conclave, concubinae quod dedit Miles, ... In eo conclavi ego perfodi parietem* Miles glor. 140, wo auch das Substantiv wiederholt wird, s. Lorenz dazu, der weitere Stellen beibringt. Deutsch: *Bewunderung von Kindern und Affen, Wenn euch darnach der Gaumen steht* Goethe im Faust.

110. Zu *la gole el flane* vgl. zu Auberee 167. — 113. *de tot* mit T, da W abweicht. — 116. Der Anfang der Lesart von VW kann nicht wohl von zwei verschiedenen Schreibern selbständig gemacht sein. Setzt man sie nicht in den Text, wie Fr. thut, dann ergiebt sich daraus entweder eine Gruppe VW, oder aber man mufs, was man immer ungern thut, Kontamination annehmen, während bei meiner Auffassung des Handschriftenverhältnisses die Sache keine Schwierigkeit macht. Vielleicht hat aber doch W das Richtige bewahrt.

118. Da TW in der Stellung übereinstimmen, mufs ich die Lesart in den Text setzen, also *L'en* (oder *On*) *pëust environ li pr.*

122. ... *La venoient par non requerre] par non* fafst der Hg. als 'in Wahrheit, fürwahr' und verweist auf 186, 316. Ich verstehe es an allen drei Stellen als 'namentlich, ausdrücklich', wie lat. *nominatim* s. Georges oder *his consulentibus nominatim Pythia praecepit, ut Miltiadem imperatorem sibi sumerent* Nepos Milt. 1, 3. Die Mädchen suchten sie ausdrücklich (ausgesprochenermafsen) auf, um sie zu sehen und sprechen zu hören (316 'mit Namen, mit Angabe des Namens'). Die Bedeutung entwickelt sich aus der eigentlichen Verwendung, wie sie z. B. vorliegt in *sa moller, ques era nobla donna e devota a tot ben, per nom madonna Sansa* bei Appel Chr. 119, 80 (im Glossar citiert).

124. *soloit* pafst nicht recht zum Vorhergehenden. Die beiden anderen Hss. haben *devoir*. Also *i devroit a.* Wegen *i* vgl. zu 4580. — 126. Ich bleibe unbedenklich bei *Et* (VT), vorher Punkt. — 127. *i parlast* vgl. zu Auberee 98; ferner Auc. 4, 11; Po. mor. 494d; 580b; 534c; *parler à* noch bei Molière s. Hamel Molière-Syntax S. 17. — 128. *Que* wegen TW.

130. *sicut]* s. zu 5105 und zu Auberee 88, wo ich nicht hätte unterlassen sollen, auf Webers Dissertation zu verweisen. Das Präsens belegt zwar Mätzner Afrz. Lieder S. 178, 19 schon mehrfach, ohne aber zu erkennen, worin das Beachtenswerte liegt. Fürs Provenzalische s. Gisi zu

Anelier I, 4, Levy zu Figueira 3, 20, Mahn Gramm. § 408, Appel Glossar. Dafs dergleichen auch im älteren Italienisch begegnet, hat schon Gaspary Sicilianische Dichterschule S. 226 gezeigt. Hier ein paar weitere italienische Beispiele, von denen vielleicht eines oder zwei schon bei Gaspary stehen, der mir augenblicklich nicht zur Hand ist: *Ma bene credo savere e valere tanto, Poi la solglio avanzare, c'a danagio La saveria trattare* J. Mostacci in Monaci Crest. S. 58, 24; *noll' agio in mia balglia Sì com avere solglio* Odo Colonna eb. S. 75, 8; *Ed io perciò nom lasso D'amarla, oi me lasso, tale mi mena orgolglio, Asai più che non solglio* mit Änderung der Interpunktion; etwas verschränkte Wortstellung Percivalle Doria eb. S. 80, 14; *La giente mi riguardano parlando S'io sono quello ch'esere solglio* Folcacchiero eb. 81, 14; *Chè m'ài tolto la gioja e l'alegranza ch'avere solglio* Giacomino P. eb. 92, 9; *elle crederrebbono che voi fossi* (zweite Plur.) *ancora così enfiato come voi solete essere* Sette Savj (ed. D'Ancona) S. 38; *Da oggi indrieto non ve lo soglio vedere* Buov. d'Antona 80; *Tutora sono quello ch'io solglio* eb. S. 100, 43; bei Boccaccio *Donna, ancor se'tu quel che tu suogli* Dec. IX, 9 F. II, 330; bei Tasso, *non sì tosto il fero Tiranno a l'ira, come suol, trascorre* II, 22 'wie er pflegte'. Ein Beispiel aus Dante giebt Tobler bei Weber S. 2, mehrere weitere bringt Casini zu Inferno XXVII, 48 bei, darunter eins aus Petrarca. Blanc dagegen im Wörterbuch zu Dante und Tommaseo-Bellini erwähnen die Eigentümlichkeit nicht. In Bezug auf die Formen *sòt, sout* bleibe ich jetzt um so mehr bei meiner Ansicht, dafs das Perfecta sind, als kürzlich auch im Provenzalischen das Perfect *solc* nachgewiesen ist, durch Levy Zs XXII, 254 zu 34.

133. *Parmi tot ce]* vgl. 5286 in T. — l. mit T.

134. *qui de li veoir se digne* bleibt mir fraglich. Das Glossar erklärt refl. *digner* als 'sich würdig zeigen'. Selbst wenn das hier in gelehrter Form mit *i* auftretende Wort — sonst *daignier, degnier, deignier,* prov. *denhar* — diese Bedeutung hätte, würde sie in den Zusammenhang doch nicht recht passen. 134 ff. Der Gedanke erinnert an mehrere Stellen bei den Trobadors, z. B. *Qu'om no pot lo jorn mal traire Qu'aja de leis sovinensa* PVidal 17, 15 und an Dante. — 136. *se il* mit TW. Die in der Anmerkung zu 137 vorgeschlagene Interpunktion scheint auch mir die richtige.

140. *a veüe* nicht 'aus eigener Erfahrung', so Glossar, sondern 'offenkundig, augenscheinlich', 188, *Cligés an la tor veït et vient Hardiemant, tot a veüe* Clig. 6320; *Autrui que toi n'an doi blasmer, Que tu le m'anbles a veüe* Chlyon 1212.

142. *La pucele, c'est veritez Avint que* ... in VT brauchte nicht geändert zu werden. *La pucele* kann ja im Sinne des Dativs stehen, 'dem Mädchen begegnete es, dafs sein Vater starb', vgl. 649 *Einsi Gorvain Cadruz avint,* auch 1355, *Et dame Auberee raporte Son sorcot* Auberee 654 in EC 'Der Auberee ..', Diez III, 127. Dann im vorhergehenden Verse *granz dignitez* mit Plural, wie von Abstrakten afrz. häufig; vgl. 5883 f.

143. *ses pere fu morz]* 'starb', hier recht deutlich, s. dazu Mätzner Altfranz. Lieder S. 134, 20. — 146 *c'onques* mit T, da W abweicht. — 147.

Dou bien fasse ich allgemein, nicht als die 'Sorge um das Volk'. In der Anmerkung l. bewahrt statt abgehalten. — 149. *il* mit T. — 150. *plus oir(s)* in TW gegenüber V *plus d'oirs* 'mehr Erben' ist beachtenswert. Diez III, 151 behauptet, dafs prov. und afrz. nach *plus* stets *de* stehe, vgl. dagegen *Se n'avoie d'amours plus courtoisie Fors seul l'espoir* ... Mätzner Altfranz. Lieder XVII, 9 'mehr Freundlichkeit'; provenzalische Stellen für *mais* giebt Appel Chr.

151. *escheï]* Da alle Hss. *a* vor *i* haben, würde ich das belassen. In der folgenden Zeile haben VW *a*. — 153 ff. Bei der abweichenden, unanstöfsigen Fassung — *avoir garde* 'sich zu hüten haben' Prov. vil. 190, 1 — von T, die, da nach meiner Ansicht VW zusammengehören, wohl ursprünglich sein kann, fällt *nului* (155) als Nominativ fort, *celui* in W ist in dem Zusammenhang schon an sich nicht annehmbar. — 157. Auch hier wird man dann T folgen.

160. *Et tant que* hätte eine Anmerkung verdient, mindestens war es im Glossar zu verzeichnen. Hier öfter, und (das dauerte) so lange, bis, 886 in T, 2462, 2678 (T), (2930), 3412, 3415, 3669 (5264), 5912; *Ensi passa li tens et vint, Et tant qu'a un quaresme avint Tout droit au jor du bon devendres* Chbarisel (ed. Schultz-Gora) 59 (nach dem letzten Verse würde ich Kolon setzen), zu welcher Stelle ich in meiner Recension der Ausgabe bei Gröber weitere Belege gebe. Auch provenzalisch und altitalienisch drückte man sich so aus. — 162. Beachte die Form des Namens in T.

180. Die Wiedergabe von *par veüe* durch 'aus eigener Erfahrung' scheint mir nicht richtig. Warum nicht 'durch den Augenschein'? — *lor* hat grammatisch keine direkte Beziehung, obwohl es sofort verständlich ist.

182 ff. Zum Verständnis dieser Konstruktion, *se* = 'auch wenn', die in dieser Dichtung noch öfter begegnet, verweise ich auf Tobler Verm. Beitr. II, 92 ff., ferner z. B. 537 ff. Ich komme darauf anderswo aus Anlafs des Italienischen zurück. — *sa robe* mit TW.

184 f. *N'i avra il ja damoiselė Qui ait l'espervier se li non.* Fr. S. XLV sieht in *li* den Obliquus in Funktion des Nominativs. Dazu liegt keine Veranlassung vor. Man kann *se li non* zu *n'i avra* ziehen, so dafs der Accusativ ganz berechtigt ist 'es wird nicht geben, wenn nicht sie'. Da aber TW *s'elė non* haben, was übrigens nicht unter die orthographischen Varianten gehört, so setze ich dieses in den Text, vgl. zu 1121.

187. *celi* mit T, da W stark abändert.

191. Der Singular *amaine* in TW ist sprachlich richtig, also für mich = Text; dann auch *La* mit T. *Li bacheler* steht absolut voran. 'Die Knappen, von Liebe ergriffen, dort führt jeder seine Freundin hin', vgl. zu 106. So auch italienisch: *Questi figliuoli, chiaschuno preghava il padre che alla sua fine gli lasciasse questo anello* Cento Novelle antiche CXI, 106, *i figliuoli, ciò siamo noi, ciascuno la* (den Stein) *si crede avere buona* eb. CXI, 107, um wenigstens zwei Stellen anzuführen.

199. *poi* mit TW. — *C'on* in T gefällt mir besser.

200. Da TW *elle* haben, könnte man *el* in den Text setzen. — *cuide*

estre encontree]. Der Sinn ist im allgemeinen wohl, 'sie glaubte, für die schönste erklärt zu werden.' Aber wie hat man es grammatisch aufzufassen? Geht die Verwendung von der unpersönlichen aus, *bien vos est encontré*, wie z. B. *Mal nous est encontré* Aiol 9768, oder von einem intrans. *encontrer*, absolut gebraucht, wie nfrz. *il rencontre* 'er trifft es gut, trifft das Richtige', s. Littré, oder ist es endlich passivisch, 'sie wähnt getroffen zu werden', nämlich von dem Urteilsspruche?

201. .. *Les fist atorner*. Also die Fräulein. Dann würde aber 203/4 noch einmal in ziemlich überflüssiger Weise dasselbe gesagt. Daher scheint *Se fist* in T angemessener, und das paſst nun auch viel besser zu 200. Also T wiederum = Text. — 202. *a* mit T kann bleiben, da der Artikel wohl nicht notwendig ist und W abweicht.

203. Die Hss. weichen voneinander ab, wenn auch VW etwas näher zusammengehen, vgl. aber 207! Da nun T *Ains mis* (d. i. *mist*, T läſst öfter so das End-*t* fort) *ses pucelles vestir* die *lectio difficilior* ist und sprachlich unanstöſsig, wie ich glaube, so sehe ich sie für ursprünglich an. Auch *Ains* läſst sich zur Not halten, sonst etwa *Et*; *metre* im eigentlichen Sinne mit dem Infinitiv begegnet, wie heute, *mettre sécher du linge* (s. Littré *mettre* 24), so in alter Zeit: *Tout son accat fait mettre cuire* Rich. 4603; *de .III. bues et de .V. pors Ay fait mettre cuire les cors* eb. 4617; *Et met an une broche an rost Son lardé cuire au feu mout tost* Chlyon 3465; hier also eigentlich 'sie stellte die Mädchen hin zum Ankleiden', d. h. sie lieſs sie ankleiden.

204. V *pailes de Tir*, W *samitz d. T.*, was keine Schwierigkeit macht. Aber T *tyres de rir* ist nicht so sinnlos, wie Fr. meint, nur muſs man statt *rir* lesen *tir*. *tire*, ein kostbarer Stoff aus Tyrus, begegnet ja oft, s. Diez IIc *tire;* Belege geben A. Schultz Höf. Leben I[1] 265 Anm. und Foerster zu Aiol 9857. Provenzalisch stellt es Suchier Denkmäler S. 310, 28 her, (die Höfischste) *C'anc vestis porpra ne tiri* (statt *tirs* der Hs.) *ni cendat*. Indem man sich nun der eigentlichen Bedeutung des Wortes nicht mehr recht bewuſst war, bildete man auch *tire de Tir*, so hier — was also in den Text gehört — so in der von Foerster zu Aiol a. a. O. beigebrachten Stelle, und noch an einer dritten glaube ich es gelesen zu haben.

208. Man könnte auch *a conter* lesen, *savoir* mit *a*, wie oft.

213. *come de l'assambler*. Zur Verwendung von *come* (hier öfter 2917, 3452, 3468, 4848, 5079, 5447, 5807, 5895) vgl. Tobler Verm. Beitr. I, 15, I, 86, wo unsere Stelle angeführt ist, und zu Auberee 95. Ein paar Beispiele für *com de* mit folgendem Infinitiv hat auch schon Mätzner a. a. O. S. 289, 58 gegeben, ohne zur Erklärung vorzudringen. Dieselbe Verwendung von *com* auch prov. ... *s'en vay A sidons servir lialmen, Que l'ac garit d'aital turmen, Com de fals' amor per tostemps* RVidal So fo 691; *com per* mit Inf., *anem dreit a las tendas com per batalha dar* Crois. Albig. bei Bartsch Chr. 186, 1. Die Ergänzung steht dabei in *mot voluntiers Josta si li fes bel estatie, Com a donzela d'aut paratie Deu hom far, cant es rica e bela*, RVidal So fo 207. Italienisch, einmal: *Leggesi di Senecha che fu maestro di Nerone Imperadore, et batteala si come iscolaio* Cento

novelle antiche LXXIX, 82, 'wie man einen Schüler eben schlägt'; *Adomandoe loro che llo rimetteseno sulle processioni, si come padre et singnore* eb. LXXXI, 84, der so spricht, ist der Vater selbst; also: 'wie man einen Vater eben zu behandeln pflegt.' Und so auch *come di* mit Inf. (sie sagte) *che egli altra maniera trovasse a sodisfare all' ira sua, si come di fargli imprigionare* Bocc. Dec. II, 6, F I, 130, eigentlich, 'wie es eine Befriedigung des Zornes ist, sie ins Gefängnis werfen zu lassen'. Wir könnten *si come* hier wiederum mit 'etwa' übersetzen; *faccendo cotali pruove fanciullesche si come di correre e di saltare, Perotto s'incominciò con loro a mescolare* eb. II, 8, F I, 169, 'wie es kindliche Spiele sind, zu laufen und zu springen'. Fornaciari spricht in seiner sonst brauchbaren Schulausgabe ausgewählter Novellen des Decamerone in Bezug auf *cotali* (bei ihm S. 133, 9) unrichtig von elliptischen Demonstrativausdrücken, zu denen der Relativsatz fehle. *cotali* weist vielmehr auf *si come* hin. So kann auch der Rumäne sein *ca* (= quam) 'wie' verwenden: *După ce se cununară fiiĭ împĕratuluĭ cu logodnicele ce-şĭ aleseseră fie-care, se prinseră în horă şi jucară, ca la nunta unuĭ împĕratŭ* Ispirescu Basme 39, nicht 'sie tanzten, wie auf der Hochzeit eines Kaisers', was wir wiederum ganz anders verstehen würden, sondern 'wie man eben auf der Hochzeit eines Kaisers tanzt'; denn es ist thatsächlich eine Kaiserhochzeit.

215. *Si virent pres d'un estandart .I. hiraut* giebt allerdings einen glatten Text, aber alle Hss. haben *venir*, V *uindrent*, T *vidrent*, was natürlich dasselbe meint, wie 229, W *vienent*. Da T 216/7 einen völlig korrekten Text bietet, so ist man berechtigt, ihm auch hier zu folgen. Also 215 *vindrent* (auch *vers* [VW] hätte der Hg. beibehalten können), und am Ende des Verses ein Punkt, und dann *.I. hiraut qui tenoit un dart* Virent [mout trenchant et d'acier]* mit angedeuteter Satzverschränkung, die heute, nachdem Tobler Verm. Beitr. II, 28 ff. darauf aufmerksam gemacht hat, jedem bekannt ist. Beispiele stehen auch zu Auberee 399/400. Vielleicht könnte man sogar unter Berücksichtigung davon, daſs VW auffälligerweise beide den Nominativ *hiraus* haben, dieses einführen, indem der Kasus des Substantivs durch das folgende Relativum bestimmt wird, Verm. Beitr. I, 199, wenn auch diese Attraktion gewöhnlicher bei *cil* begegnet. 218. *lecherie* ist mit 'Amt, Beschäftigung' zu unbestimmt wiedergegeben. Und wie versteht der Hg. *lancier*?

222. *beslonc* würde ich lieber mit 'übermäſsig lang' übersetzen. — 224. *deffet* mit VT gehört nicht, wie in den Berichtigungen S. 293 gesagt wird, wegen des Wortspieles mit *fere* in den Text, sondern weil es von den beiden besten Hss. geboten wird. — 225. *Son cors* ist keine orthographische Variante. Beide Hss. haben hier schon die Accusativform! — 226. *Et* mit T kann bleiben. 'Und wenn ich es auch wollte, so könnte ich es nicht'. 227. Die Schreibung *hisdor*, die auch sonst vorkommt, ein Beispiel bei Littré, hätte ich, wenn man einmal V zu Grunde legt, bewahrt.

228. Möglicherweise hat die allen gemeinsame Vorlage schon gehabt, wie in T steht, mit Hiat hinter *regarde*, den W zu vermeiden suchte, wobei es aber eine Silbe zuviel zu stande brachte, während V *arrier* ein-

führte, das bei *soi regarder* ja häufig begegnet. Letzteres hätte also nur den Wert einer Konjektur des Schreibers. Und man könnte dann ebenso gut etwa *regarda* in den Text setzen, mit Tempuswechsel, der zu häufig begegnet, als daſs ich den Mut hätte, ihn abzuändern, weil wir heute den Wechsel nicht lieben. — 234. *fait* TW statt *faite* beweist natürlich nichts für ein Zusammengehen beider Hss.

235. *Et si li dit: «Dame» fet il* ... Wie im Griechischen neben εἶπεν vor der direkten Rede noch, in diese eingeschoben, ἔφη sehr häufig begegnet, s. z. B. Pape unter φημί, und wie im Lateinischen *dixit* : ... *inquit* vorkommt, so in dem von Georges (unter *inquit*) aus Livius angeführten, *exclamat* : «*Adspice, imperator*», *inquit*, so auch im Romanischen. Altfranzösische Beispiele sind, glaube ich, noch nicht gegeben, obwohl die Erscheinung nicht selten begegnet. So hier und so 3873/6, wo ich 3874/5 als Einschub zwischen Gedankenstriche gesetzt haben würde: *et dist* ... «*Voi» fet ele*; *Delez le jougleor s'assist* (der heilige Petrus) *Tout coiement, et se li dist* : »*Amis», fait il, «veus tu jouer!»* Pierre et jougl. MR. V, 69; *il fu mout liés si le traist d'une part se li demanda* : *Biax dous amis, fait Aucassins* ... Auc. 40, I; *Lors li disent sans contredit: «Lerres» font il, »qu'avez vous dit?»* Chbarisel 75; *Par mout grant duel li prist a dire: «Lerres, lerres», dist li hermites* eb. 752; *Dist la duchoise al duc Gefroi: 'Sire, fait ele, en tel effroi Ne doit proudom tant demorer* Julian (ed. Tobler) 451; *La contesse* ... *Dist al conte molt sagement: 'Sire, fait ele, se j'osoie* ... eb. 2667; *Sa feme apele, se li dit: 'Dame, fait il, sans nul respit Voil* ... eb. 2899; oft ebenso in den Schwestersprachen. So erzählt der Mann aus dem Volke, *und da hat er gesagt: 'Komm mit,' hat er gesagt.*

240. *Et jou* mit T, *fet* mit TW. — 242. Bei den Worten *c'est la pucele,* hinter die ich ein Komma setzen würde, weist der Herold wohl mit der Hand oder mit einem Blicke auf Lidoine hin. — 243. Zu *d'Escavalon* VT vgl. zu 37. — 246. *Lidoine, sor cui riens ne faut]* Da *sor* durch die Überlieferung (TW) geboten wird, so wird man daran doch festhalten müssen, vgl. 522. Ich bin nicht grundsätzlich gegen die Annahme eines Hiats in afrz. Dichtungen. Aber ihn unter den Umständen hier erst durch Änderung in den Text hineinzubringen, um mit V lesen zu können, kann ich mich nicht verstehen. In Bezug auf das in der Anmerkung über *sox* Gesagte bemerke ich, daſs *sor* und *sox* in vielen Hss. auf Schritt und Tritt verwechselt werden. — 247. *couree* in T meint vielleicht *tornee* 'anrechnen als'. — 254. *Diex vous saut et vostre merci* stehen zwar nur in T, als Antwort aber auf das freundliche Anerbieten der Herrin des Turniers könnten die Worte, weil sie individueller sind, doch ursprünglich sein.

258. *Sel retieng* in V wiederholt 256 in nicht einmal angemessener Weise, paſst auch nicht recht zu *Comunaument.* TW dagegen haben unanstöſsiges *Si le prendrons,* nur daſs man des Verses wegen *Sel* lesen muſs, mit Inklination vgl. XXXIII, 'ich mit meinen Damen und Ihr mit Euren Damen, wir werden sie gemeinsam besetzen.'

259. *Communement* TW, das ich in den Text setze, ist keine ortho-

graphische Variante von *Comunaument*. Ersteres von *comun*, letzteres von *comunal*. — 262. Beachte *faudestuef* in V. — 267. Die Schreibung *osi* für *ausi* T ist hervorzuheben, vgl. 534 V *erroment*, 1460; *vorra* (= *valra*) Rich. 4864, *ossi* eb. 1261. Dieses letztere (mit anderen Beispielen) führt auch Suchier, Afrz. Gramm. § 56 an. — 268. *tel* mit T, da W abweicht. — 269. *Que ele* und kein zweites *i* mit T. — 272. l. *Itant* mit T. — 277. *primes* in TW konnte bleiben. Es heifst nicht nur 'zuerst, anfangs', sondern wird auch im Sinne von 'als der erste' gebraucht, *Cui en avez choisit, cil comencerat primes* KReise 691.

284 ff. Derjenige, der Lidoine erblickt hat, war nicht *laniers, Ainz a l'oevre si esmeüe, Par les rens a sovent outré.* Hat der Hg. mit seiner Entscheidung recht, dann würde sich hier allerdings unzweifelhaft eine Gruppe TW ergeben. Aber ich kann ihm nicht beistimmen. Bei seiner Auffassung erscheint *puis* (286), das doch nicht 'gleich' heifst, wie Fr. übersetzt, nicht recht angemessen. TW geben eine durchaus brauchbare Fassung. (Derjenige, der Lidoine erblickt hat, war nicht *laniers*, 'träge'.) *Ainz a la novele esmeüe Par les rens et partout conté* 'vielmehr hat er die Nachricht durch die Reihen verbreitet und überall hin erzählt'; *laniers* hier also nicht 'feige', sondern 'träge im Nacherzählen'. Darauf weisen 286/7 in epischer Weise auf den späteren Verlauf des Turniers hin, 'infolge wovon hernach mancher Ritter aufgesucht und niedergeschlagen wurde', *il ot* unpersönlich 'es gab' mit Particip, wie bekannt. Und zu dieser Fassung pafst dann 288 ff. gut. Daran aber, dafs das erste von zwei koordinierten Participien flektiert ist, das zweite nicht, *esmeüe* ... *conté* ist kein Anstofs zu nehmen. Zwei gleichartige Beispiele habe ich in den Tobler-Abhandlungen S. 352 Nr. 17 gegeben, vgl. auch *Et lor at comandet qu'aient broignes vesties Et chapes afublees, ceint espees brunies*, wie der Hg. KReise 6357 lauten läfst. Die Mischung steht, wenn auch in anderer Weise, schon in der Hs. *Mort m'ad mes humes, ma terre deguastee E mes citez fraites e violees* Rol. 2756; *il samble qu'Euriaus ait point Cheli dou coutiel et occise* RViol. 193, 6, in welchen drei Stellen allerdings die verschiedene Stellung des Objektes zu beachten ist. So noch heute im Italienischen: *Precisamente, tornò a dire Santafusca col tono semplice e naturale di chi ha veduto e quasi toccate le cose che afferma* De Marchi Cappello 302. Und was den reichen Reim betrifft, auf den der Hg. Gewicht legt, so giebt *conté* : *encontré*, da *r* nicht ganz selten bei der Bindung vernachlässigt wird, vgl. auch XXXV f., einen mehr als reichen.

288. Mit T *De joie furent esbatu*, das sich gut anschliefst.

290. *veraiement* mit TW; bei *savoir*, wie in *Vraiement Sai bien k'en li amer ne puis mesfaire* Mätzner Altfrz. Lied. XXXIII, 5 und sonst, s. auch Littré unter *vraiment*.

292. Zu *agu de beaus cous fere* vgl. *De bon mangier sont aigre* Prov. vil. 50, 3, wozu Tobler zwei Stellen aus dem Renart beibringt, vgl. auch span. *aguisado* Alex. 2040 c, das ich mir einmal notiert habe, jetzt aber leider nicht nachprüfen kann; ital. *Li miei compagni fec'io sì acuti, Con questa orazion piccola, al cammino Che* ... Dante Inf. XXVI, 121; deutsch '*ich*

bin ganz scharf darauf'. — *destroit* hier nicht 'besorgt', wie das Gloss. lehrt, sondern 'eifrig'.

294. *Qu'il* mit T in den Text zu setzen, macht bei meiner Auffassung des Verhältnisses der Hss. keine Schwierigkeit. — Zur Stellung von *entre* in *s'entraloient encontrer* gegenüber *s'aloient entrencontrer* in W vgl. zu Auberee 432, die dort aus Meraugis angeführten Stellen bedürfen jetzt nach Frs. Ausgabe kleiner Änderungen. Doppeltes *entre* auch *Si s'entresont entrassailli As espees* 708, was hätte hervorgehoben werden können. Bildung mit *entre* noch heute *La femme miaule, le chas griffe, tous deux s'entre-dévorent pendant que la peau se racornit* Daudet Sapho 335. Auch provenzalisch kommt dergleichen, wenn auch selten, vor: *Frances e Sarrazi si son entrescridat* Ferabr. 262, so zu lesen, wie auch in der Anmerkung angegeben, wo noch angeführt wird *Ab aquestas paraulas si son entreferut* 1609. Die Stelle aus Nicodemus bei Suchier Denkm. S. 30, 1043 *Entreparaulo: So que es? Escapatz es be nostre pres!* kann ich nicht für richtig halten. Es muſs heiſsen *Entreparaulo's*; beachte, daſs das folgende Wort mit *s* anfängt. Das Provenzalische fehlt bei Meyer-Lübke II, § 610, der aber drei portugiesische Beispiele hat.

300. *por le bruit des lances semblent Que dui ost soient assemblé.* Ich verstehe: die Ritter machen solchen Lärm, daſs sie zwei Heere zu sein scheinen, die aneinander geraten sind; *dui ost* prädikativ zu *soient*, und *assemblé* attributiv zu *ost*. *sembler* mit folgendem Satze mit *que* beim gleichen Subjekt begegnet auch in *si semblerent Qu'il fussent pris* 3362 'sie scheinen gefangen genommen zu sein'; ferner 522/3; vgl. die umständliche Ausdrucksweise mit *que* nach Verben des Wünschens, Wollens u. dgl. beim gleichen Subjekt in den Tobler-Abhandlungen 351 und zu Auberee 529; *prez sui que* auch in *Si li reis voelt, prez sui pur vus le face* Rol. 316; *Jo sui tos pres que jo l'ament* Julian 540. Zur Annahme einer Mischung aus 1) *semble que dui ost soient assemblé*, 2) *semblent dui ost qui soient assemblé* (so W), woran man denken könnte, liegt also keine zwingende Veranlassung vor.

Ich breche ab. Während ich den Text durchnahm, sind, wie mir bekannt ist, mehrere Besprechungen erschienen. Ich habe sie noch nicht gelesen, also für das Vorstehende und das noch Ausstehende nicht verwertet, um mir die Selbständigkeit des Urteils zu wahren. Sollte ich im allgemeinen und in Einzelheiten mit den anderen Recensenten übereinstimmen, so würde es mich freuen.

Charlottenburg. Georg Ebeling.

Le Curial par Alain Chartier. Texte français du XV[e] siècle avec l'original latin, publiés d'après les manuscrits par F. Heuckenkamp. Halle, M. Niemeyer, 1899. XLV, 54 S.

Der Herausgeber plant eine kritische Gesamtausgabe der Werke Alain Chartiers, ein schwieriges und mühevolles Unternehmen, da die bisherigen Ausgaben, vom Standpunkt der Textkritik betrachtet, wertlos sind und

nicht weniger als 125 weit verstreute Handschriften verglichen werden müssen.

Die vorliegende Arbeit, die das Curial enthält und als Vorarbeit der Gesamtausgabe anzusehen ist, beweist, dafs der Herausgeber den Schwierigkeiten seiner Aufgabe durchaus gewachsen ist. Er hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um das für die Feststellung des lateinischen und des französischen Textes des Curials — je 5 und 13 Handschriften — erforderliche Material zusammenzubringen. Dessen Verarbeitung läfst einen sorgfältigen und umsichtigen Forscher erkennen.

Der lateinische Text war bisher so gut wie unbekannt, da er nur in der 1724 erschienenen *Amplissima Collectio* veröffentlicht ist. Er ist die formgewandte Arbeit eines feingebildeten und geschmackvollen Humanisten, der zur Warnung eines Freundes die Leiden und Fährlichkeiten des Hoflebens nach eigener Erfahrung eindringlich schildert. Als Verfasser nennt die *Amplissima Collectio* den sonst ziemlich unbekannten italienischen Humanisten Ambrosius de Miliis (um 1400), eine Angabe, die Heuckenkamp für glaubwürdig hält; mir scheint die durch keine andere Autorität gestützte Notiz einer späten Ausgabe die Urheberschaft des Ambrosius kaum wahrscheinlich, geschweige denn sicher zu machen. Hingegen halte ich es mit Heuckenkamp für unzweifelhaft, dafs in dem lat. Text das Original vorliegt, aus dem der franz. Text übertragen ist, und dafs wir als Übersetzer Alain Chartier anzusehen haben. Auffallend ist, dafs eine Stelle in Chartiers Schrift *L'Espérance* (S. 267 ff. Duchesne), wo genau derselbe Gegenstand wie im Curial behandelt wird, nur wenig Übereinstimmung im Ausdruck zeigt: *office publicque* (Curial 3, 9), *vie curiale* (3, 3; 23, 31), *eschever* (5, 28 ö.), *meschant* = *malheureux* (5, 4 ö.), *ingerer* (19, 14), *allecher* (7, 7; 25, 9). Sonst liefse sich aus Chartiers Prosaschriften manches anführen, was an die Schreibweise im Curial anklingt, z. B. S. 271 *les hommes curiaulx*, 316 *curiaulx* substantivisch, 275 *mescheance* (Curial 5, 12), 305 u. ö. *mystere* = ministerium (7, 1), *toutesvoies* oft (17, 3; 19, 2), 358 u. ö. *souffise toy* (5, 10; 27, 10), 404 *asseichez* (3, 17), 414 *se ingerer* (s. oben), 415 *faintise* (11, 23; 17, 4), 416 *temporiser* 'verweilen' (7, 25), 421 u. 428 *le populaire* 'der Mann aus dem Volke' (9, 26), 423 *evader* qch. (3, 26), 427 f. *Les nobles hommes, qui mieulx aimassent vivre en leurs maisons comme seigneurs, qu'estre herbergiez à regret et comme hostes en autruy dangier* (13, 10 f.), 430 *il meschet à qn.* (11, 1), *souffisance* = contentement (19, 19), schliefslich häufiges *comme* c. coni. (25, 27) und *combien que* (17, 1; 19, 11).

Die französische Übersetzung steht zwar dem lateinischen Original an Frische und Kraft des Ausdrucks nach, mufs aber gleichwohl als eine sehr anerkennenswerte Leistung bezeichnet werden; sicherlich ist sie bei ihrer grofsen Beliebtheit von grofsem Einflufs auf die Ausbildung der französischen Prosa gewesen. Mifsverstanden hat der Übersetzer 17, 1; 19, 26 (*les mieulx vestus*); 19, 29; 21, 16 f. (das lateinische *tibi comparabas* bedeutet 'du gedachtest dir zu verschaffen'); 23, 18 ff.; 25, 15 (im lateinischen Text gehört *oblita* zu *corda*, nicht zu *curia*).

*

Heuckenkamp giebt den französischen Text zum erstenmal in vollständigem Umfang; alle früheren Ausgaben und die meisten Handschriften zeigen eine gröfsere, bisher unbemerkt gebliebene Lücke. Beiden Texten ist der gesamte, sehr umfangreiche kritische Apparat beigegeben. Voraus geht eine Einleitung, die sich hauptsächlich mit der Überlieferung der Texte beschäftigt und das Verhältnis der Handschriften untereinander scharfsinnig und fast überall überzeugend nachweist. — Der Herausgeber bedient sich, wohl um dem Buch eine gröfsere Verbreitung zu sichern, der französischen Sprache; die Korrektheit des Ausdrucks läfst nichts zu wünschen.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: S. XI, Z. 2: Die Angabe, dafs der Titel *Comme le curial etc.* sich nicht mehr in der Ausgabe des Galiot de Pré vom Jahre 1529 findet, ist irrig; er steht dort fol. 89 v°. — S. XVII: Heuckenkamp giebt der Hs. B des französischen Textes den Vorzug vor V, weil B 19, 2 nicht wie V die falsche Lesart seiner Vorlage wiedergiebt, sondern das Wort ausläfst. Mir scheint vielmehr bei einem Abschreiber Genauigkeit und Treue verdienstlicher zu sein als selbständige Überlegung. Im übrigen sind B und V, wenn ich nicht irre, gleichwertig. — S. XIX: Aus der Thatsache, dafs 10, 16 alle Hss. das lat. *oportune* fälschlich durch *importunement* u. s. w. wiedergeben, schliefst Heuckenkamp, dafs zwischen der französischen Urschrift und der gemeinsamen Quelle aller unserer Hss. noch ein Zwischenglied bestanden haben mufs. Ist es denn aber undenkbar, dafs auch die französische Urschrift hier und da Schreibfehler enthielt? Von gröfserer Bedeutung, aber auch nicht entscheidend, ist eine von Heuckenkamp nicht beanstandete Stelle, 9, 23 f., wo alle Hss. die Worte *apres leur desapointement* an falschem Platz bringen; sie gehören vor *se treuvent* Z. 25, will man nicht dem Übersetzer ein sehr grobes Mifsverständnis des lateinischen Textes zutrauen. Was 5, 21 anbetrifft, so halte ich Heuckenkamps Vermutung, dafs *c'est* vor *par l'erreur* ausgefallen ist, durchaus nicht für sicher; vielmehr führt mich die Beobachtung, dafs ein hervorhebendes *c'est ... que* im Curial sonst nicht vorkommt, sowie die Übereinstimmung der Hss. der Φ-Klasse in der an sich unverständlichen Lesart *que tu en as acquis* zu der Annahme, dafs zu lesen ist *et par l'erreur du mesprisement que tu en as quiers* etc. Das pron. pers. *tu* fehlt auch 21, 13, 17; 23, 21, 30; 25, 23. — S. XXVI: 1) Der Satz (Z. 21 f.) *Ce passage n'est pas la seule leçon fautive etc.* ist mir unverständlich; der Zusammenhang verlangt einen Satz folgenden Inhalts: 'Gegenüber dieser Stelle, wo P^1 mit dem der französischen Übersetzung zu Grunde liegenden lateinischen Text übereinstimmt, finden sich andere Stellen, wo P^1 eine falsche Lesart zeigt, auf welcher die richtige Lesart des franz. Textes unmöglich beruhen kann.' 2) Wenn Heuckenkamp recht hat mit seiner Annahme, dafs die Urschrift der franz. Übersetzung, O, nicht aus der lat. Urschrift, Ω, geflossen ist, so kann doch die Quelle nicht δ (die A und P^1 zunächst zu Grunde liegende Hs.) gewesen sein, weil sich 18, 12 der Fehler *dilecte* nicht blofs in P^1, sondern auch in A findet, also auf δ zurückgeht; vgl. 2, 8. Es müfste

also zwischen x und δ noch ein Zwischenglied bestanden haben. 3) Nach meiner Meinung kann *O* sehr wohl aus *Ω* stammen; denn an der einzigen Stelle, die Heuckenkamp dagegen anführt, 10, 5, halte ich *fugit* für das Ursprüngliche; es scheint mir viel besser in den Zusammenhang zu passen als *frangit*; ebenso 6, 17 die Lesart von P[1] (zum Teil = A), wenn man interpungiert *si vindices iniuriam, vindicanti crescit iniuria, dissimulanti gravitas dignitasque rarescit curialis.* (Unverständlich ist mir Heuckenkamps Bemerkung S. XXIX, dafs an dieser Stelle gerade die Lesart von P[1] Schwierigkeiten mache.) Desgleichen ist 8, 2 mit AP[1] *incoinquinatum* für *coinquinatum* und 20, 2 *quos* für *quod* einzusetzen. So nehme ich auch 4, 5 die zu der franz. Übersetzung stimmende Lesart von P[1] *privatus singularisque* (A hat wenigstens das *que* erhalten) für den Urtext in Anspruch; wahrscheinlich ferner ist 14, 9 und 20, 1 *enim* mit AP[1] zu streichen. Sicherlich giebt auch 18, 14 — wieder in Übereinstimmung mit der Übersetzung — P[1] das richtige, indem es *et* ausläfst; dafs hier *et* zugleich in A (?) und in den Hss. der anderen Klasse zugesetzt ist, kann ein Zufall sein. Schliefslich möchte ich auch 8, 7 und 12, 16 der Überlieferung von AP[1] den Vorzug geben. — S. 16, 20 *Irridet hoc Iuvenalis satira quarta.* Welche Stelle ist gemeint? Zwar beschäftigt sich die vierte Satire mit unwürdigen Hofbeamten, doch findet sich darin kein Vers, auf den sich die Worte *miraturque viros foris tituli præconium non erubescere* beziehen könnten. Vermutlich hat der Verfasser schon hier die achte Satire im Auge, die ihm offenbar die folgenden Worte eingegeben hat (vgl. Heuckenkamp S. 48), und zwar V. 30 f.: *quis enim generosum dixerit hunc qui Indignus genere et præclaro nomine tantum Insignis.* — 20, 6 var. lectio soll wohl heifsen 'ac A', da ja die Hss. P[2]CLP die Stelle auslassen. — 22, 20 ist die Lesart von P[1] *opulenta miseria* 'ein glänzendes Elend' besser und mehr im Einklang mit dem franz. Text als die aus A aufgenommene. — 24, 8 ist für das zweite *retinet* mit P[1]P[2]C *vendicat* zu setzen = franz. *advoue auctorité et seigneurie sur* etc. Übrigens wäre es sonderbar, wenn hier A mit L gegen die übrigen Hss. übereinstimmte. — 5, 23: Für *pas* ist wohl sicher mit mehreren Hss. *par* zu lesen. — 7, 28 f. *Car vertu qui est de tant de manieres avironnee*: da die Stelle im übrigen durchaus wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt ist, liegt die Vermutung nahe, dafs zwischen *de* und *tant* ausgefallen ist *vices de.* — 17, 14: Hinter *donner* fehlt *garde*; vgl. 7, 3 und die var. lectio zu beiden Stellen. — 23, 10: *Leurs rentes* entspricht dem lat. *annonam*; es fehlt — gegen die Gewohnheit des Übersetzers, der lieber zu viel als zu wenig giebt — eine Wiedergabe des lat. *pectora, metallum*; diese findet sich in der Lesart der *Δ*-Hs., die hier den Vorzug verdient: *leurs armes* (= âmes), *aulcunesfois leurs finanches et aulcunesfois leurs rentes.* — 25, 26: Vor *bieneuré* ist *plus* einzusetzen, das in allen Hss. aufser P und W (?) steht und dem lateinischen Vorbild genau entspricht.

Zu dem kurzen französischen Glossar am Ende des Buches möchte ich nur bemerken, dafs *meschet* nicht von *meschever*, sondern von *mescheoir* herzuleiten ist.

Ausstattung und Druck des Werkes sind zu loben. An Druckversehen sind mir nur folgende aufgefallen: S. IV, Z. 3 v. u. l. *offraient*, S. V, Z. 10 l. 1617, S. XXIII, Z. 7 v. u. l. *deusses*, S. XXXIII, Z. 1 v. u. l. *païenne*, S. 38, Z. 8 und 10 l. *quelles* und *son*.

Zum Schlusse sei dem verdienstlichen Unternehmen ein dem wohlgelungenen Anfang entsprechender glücklicher Fortgang gewünscht.

Steglitz-Berlin. A. Krause.

Li livres du gouvernement des rois, a XIIIth century french version of Egidio Colonna's treatise 'de regimine principum' now first published from the Kerr Ms. together with introduction and notes and full-page facsimile by Samuel Paul Molenaer, A. M., Ph. D., instructor in the University of Pennsylvania, somtime fellow of Columbia University. New York, Macmillan Company; London, Macmillan & Co., 1899. XLII, 461 S. 8.

Man kann mit dem Herausgeber über Egidio Colonnas Verdienste im allgemeinen und über den Wert von dessen 'Fürstenschule' insbesondere durchaus gleich günstiger Meinung sein und doch daran zweifeln, dafs es wohlgethan sei, von der französischen Übersetzung, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts Henri de Gauchy von dem lateinischen Werke des gelehrten Augustiners anfertigte, eine Ausgabe solcher Art zu veranstalten, wie sie uns jetzt — übrigens auf sehr schönem Papier sehr klar gedruckt — vorliegt. Wem darum zu thun ist, zu sehen, wie Aristoteles' Gedanken über Haushalt und Staat und wie Vegetius' Kriegskunst, spärlich durchsetzt von Hochschätzung offenbarten Sittengesetzes und von Ehrfurcht vor dem Cölibat, sich bei einem ziemlich weltfremden Scholastiker ausnehmen, der wird sich lieber an dessen eigene, lateinische Worte halten; wer dagegen an einem weiteren Beispiel eine Anschauung davon gewinnen will, wie die Volkssprache im Ringen mit den in der Schule gewonnenen Gedanken Gewandtheit und eine neue Art von Reichtum erwirbt, der würde eine Leistung wie die Henris de Gauchy doch lieber möglichst in der Gestalt auf sich wirken lassen, die sie durch ihn selbst erhalten haben könnte, als in einer Sprachform, die sicher hundert Jahre jünger, dem Lande des Entstehens aller Wahrscheinlichkeit nach fremd ist, und lieber nicht nach einer Handschrift gegeben sehen, die, wie die hier einzig zu Grunde gelegte, durch zahllose Versehen, Lücken, Wiederholungen den Herausgeber zu immerwährendem Eingreifen nötigt und bei dem Leser Vertrauen nur in ganz geringem Mafse aufkommen läfst. Die Handschrift des Herrn John Edward Kerr junior in New York City mag freilich die einzige dem Herausgeber leicht zugängliche gewesen und mag die einzige in der neuen Welt vorhandene des Textes sein; aber dafs Europa ihrer eine ansehnliche Zahl besitzt, darunter mehrere entschieden ältere und (den mitgeteilten Proben nach zu schliefsen) sorgfältiger geschriebene, war ja auch Herrn Molenaer aus dem eingehenden Artikel bekannt, den Lajard

im dreifsigsten Bande der Histoire littéraire de la France dem 'Gille de Rome' widmet, und dem er seine Einleitung gröfstenteils entnimmt. Die Beschreibung der Kerrschen Handschrift, von der eine Seite in verkleinernder photographischer Wiedergabe dem Titel voransteht, sollte etwas eingehender sein; es wäre z. B. von Interesse, zu erfahren, ob alle 104 Blätter von der nämlichen Hand geschrieben, und ob die ziemlich zahlreichen lateinischen, englischen, französischen Glossen, die den Text begleiten, gleichen Ursprungs mit der Schrift des Textes und untereinander sind. Der Buchstabe der Handschrift scheint im ganzen sorgfältig wiedergegeben; doch mag es an kleinen Abweichungen nicht ganz fehlen, wie denn z. B. 2, 28 im Drucke *aucun* zu lesen steht, wo die Photographie *acun* giebt, oder 3, 34 *ceste livre*, wo das Faksimile *cest liure* zeigt. Ganz unzulänglich ist die in der Einleitung versuchte Charakteristik der (angeblich picardischen) Sprache des Schreibers, die freilich die widersprechendsten Züge gleichzeitig aufweist. Mehr befriedigen die ziemlich spärlichen Anmerkungen hinter dem Texte, die die bereits erwähnten Glossen kennen lehren, bisweilen auch einzelne Stellen der lateinischen Vorlage oder der italienischen Übertragung beibringen. Änderungen am Überlieferten mufsten bei der Beschaffenheit der Handschrift reichlich vorgenommen werden; man wird die vollzogenen in der Mehrheit der Fälle gut heifsen müssen. Doch bleibt noch manches zu berichtigen. Folgendes wenigstens sei hier angegeben: 5, 39 *et* zu tilgen; 7, 23 *et* zu tilgen; 7, 16 l. *convers[at]ion* nach 8, 39; 9, 41 giebt keinen Sinn; 12, 24 *nul* [*ne*] *doit*; 12, 37 ist eine Lücke unbemerkt geblieben; ebenso 13, 18 ff.; 18, 40 l. *lequel fil si*, womit die Einschaltung von *le* in 19, 1 unnötig wird; 19, 6 und 23, 22 schreibe *uvelement* für *vuelement*; 20, 12 Lücke; 20, 20 schr. *que en la*; 20, 24 l. *decevance* statt *detenance*; 23, 1 nach *quant* ist *l'en les a* ausgefallen; 24, 25 statt *qu'il apreigne* etwa *qu'il apeire*; 24, 40 für *mestre* schr. *menistre*; 26, 10 schr. *se il entendent*; 26, 19 das erste *bien* zu tilgen; 31, 21 schr. *norriroient*; 32, 36 schr. *contreester*; 36, 38 *ne set* zu schreiben für *ne fet*; 37, 9 schr. *il truisse*; 37, 14 schr. *a son propos avoir*; 37, 29 schr. *commencer* (nach 37, 20); 47, 23 schr. *destoille* für *decoille*; 48, 2 das handschriftliche *devoie* ist in *denoie* zu ändern; 51, 14 mit *destreseure* ist *destruiseüre* 'Zerstörung' gemeint; 51, 37 das erste Wort der Zeile ist *set*; 53, 10 l. *de leix* (= *laix*) *fex*; 55, 37 Lücke; 56, 38 schr. *c'est chose plus*; 57, 18 schr. *plus fet li hons*; 60, 1 für *meins* schr. *meiens*, wozu 65, 17 zu vergleichen; 63, 26 schr. *de tout*; 64, 18 unverständlich; 66, 13 schr. *entre sa comuneté*; 66, 28 schr. *avienent*; 70, 38 *applicement* ist unmöglich; 74, 12 für *soustrere* schr. *soufrete*; 74, 16 schr. *Seneque dist*; 76, 20 schr. *soit* für *sont*; 77, 22 unverständlich; 78, 5 schr. *retret mie*; 82, 33 schr. *il nen a la maniere*; 86, 33 das *ne* vor *veuille* ist vor das *doit* der nächsten Zeile zu setzen; 91, 17 schr. *de trop que de pou du*; 97, 35 für *vient* l. *meut*; 105, 2 *demore* der Hs. ist richtig; 111, 9 schr. *le son de celi*; 125, 14 für *familians* schr. *simillans*; 128, 38 für *mal courage* schr. *mençonge*; 134, 8 schr. *mieudres* für *meindres*; 136, 15 schr. *hables* für *nobles*; 137, 39 schr. *mauveses*; 229, 17 schr. *en enfance* für *en fiance*; 233, 29 schr. *fonder*;

239, 31 schr. *soigneus* für *seigneurs*; 267, 9 schr. *as bones costumes*; 272, 12 *le* der Hs. war allein richtig; 273, 20 *ne* zu tilgen; 311, 25 *mauvesturiers* ist ein ganz undenkbares Gebilde; 342, 20 schr. *traitereit* (vgl. 343, 23); 394, 2 und 403, 8 l. *par ont*; 403, 10, 14 und 404, 32 l. *escovient*; 410, 30 mit *mar* ist *mare* 'Sumpf' gemeint, und so wird auch zu schreiben sein; 420, 33 schr. *mol savon* 'nasse Seife'.

Noch würden einige Stellen zu erwähnen sein, wo die Interpunktion, andere, wo die Verwendung der Accente nicht befriedigt; ich unterdrücke die hierauf bezüglichen Bemerkungen. Auch im Gebrauche des Tremas verrät sich eine gewisse Unsicherheit der grammatischen Anschauungen des Herausgebers: in *haine, trainer* setzt er es nicht, giebt es dagegen oft dem *u* des Stammes *rieul* (= *regul-*), dem *i* von *oient* (= *audiant*), von *estreix* (= *extractos*), regelmäſsig auch dem zweiten von zwei im Wortinnern nebeneinander stehenden *e*, wo es sicher überflüssig ist.

Berlin. Adolf Tobler.

Professor Dr. E. Pariselle, Sieben Erzählungen von Ludovic Halévy, Guy de Maupassant, François Coppée, Alphonse Daudet, André Theuriet, Emile Zola, Masson-Forestier. Für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Teil: Einleitung und Text, XII, 106 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis, 25, 70 S. Leipzig, G. Freytag, 1899.

Ein sehr geschätzter Beurteiler französischer Schullekture verlangt mit Recht für die Oberstufe, 'es sollte nichts zugelassen werden, was ein gebildeter Franzose nicht zweimal zu lesen vermöchte. Und dazu gehört das wenigste von dem, was unseren Schülern heute vorgesetzt wird'. Dieses anscheinend strenge Urteil hat sicher seine Berechtigung. Denn die Zahl derer ist in Deutschland noch nicht groſs, die nächst einer genügenden Herrschaft über die Sprache eine so umfassende Kenntnis der französischen modernen Litteratur haben, daſs sie aus dem Vorhandenen wirklich Geeignetes auszuwählen im Stande sind. Fleiſsige Umschau und fortgesetzte sorgfältige Sichtung sind eben auf dem Gebiet älterer wie neuester Litteratur für die Auswahl angemessener Jugendlekture unerläſslich. Es genügt also nicht, auf Empfehlung eines Herausgebers, von einem nicht gerade tödlich langweiligen und in usum Delphini einwandfreien Schriftsteller, den man nicht einmal genauer durchforscht hat, sofort einen Band zur Schullektüre zu kommentieren, weil ihm das in irgend einer Sammlung noch nicht widerfahren, und er im Reklameverzeichnis der Konkurrenten noch nicht zu finden ist, sondern das Buch muſs in allen Beziehungen zufrieden stellen; allen pädagogischen Anforderungen hinsichtlich der Qualität wie der Quantität des Lesestoffes wie des Kommentars muſs reichste Genüge geschehen. Laxe Innehaltung dieser Forderungen öffnet dem breiten Strome der Mittelmäſsigkeit die Bahn, wie an manchem Bändchen neusprachlicher Schulbibliotheken zu bemerken.

Darum ist es mit doppelter Freude zu begrüſsen, wenn man dieser

Mittelmäßsigkeit einmal nicht begegnet; Parisellea Bändchen scheint mir vor vielen ähnlichen der Beachtung und des Studiums wert. Hinsichtlich des Stoffes ist Folgendes zu bemerken:

Die Auswahl sollte modern frz. Prosa geben, geeignet den reiferen Schüler in einer Anzahl von Stücken mit neuester Litteratur bekannt zu machen. Diese, ausschliefslich Erzählungen, mufsten auf ihren künstlerischen Wert und ihre stilistische Mustergültigkeit für junge deutsche Leser geprüft sein; dabei sollen sie Dokumente französischen Geistes sein, aktuell, ausgewählt nach intimer Beobachtung von Land und Leuten. Für den Franzosen, der hier für deutsche Schüler auswählt, war eine Klippe zu meiden, nämlich nicht das frz. Element einseitig zu bevorzugen, vielmehr nur das aufzunehmen, was gleichmäfsig von gebildeten Lesern beider Nationen als wertvoll anerkannt werden darf. Um vielseitig zu sein, führt Pariselle den Leser in einen Pariser Salon, in das Treiben auf den Strafsen der Grofsstadt, in das einsame Landleben, in die Langeweile einer kleinen Provinzialstadt, in die Wohnstube eines südfrz. Bauern, in das Seemannsleben auf dem Ocean. Überall charakteristische Typen mit dem Parfum der Wirklichkeit, beobachtet in eigenartigen Vorgängen mit dem Auge des Künstlers, dargestellt in abgeschlossenen Skizzen oder fertigen Bildern. So erhielt und behielt die kleine Sammlung ein eminent französisches Gepräge, in dem die Deutschen bei den geschilderten Vorgängen nicht immer gut wegkommen, die Billigkeit der Beurteilung aber für den französischen Erzähler einnimmt. Der junge Leser mufs eben den Schritt in die Wirklichkeit thun, kennen zu lernen, dafs man in Frankreich über manches anders denkt als in Deutschland. Nationale Verschiedenheiten sind da; und weil das einmal feststeht, sollen sie weder ängstlich gemieden, noch kleinlich gefürchtet werden: man mufs sie durchmachen. Gerade in dieser Beziehung lassen 'L'Enfant espion' (Daudet) und 'La Jambe coupée' (Masson-Forestier) nur mein anerkennendes Urteil zu. Im ersteren nehmen die zum Teil unsympathisch geschilderten Belagerer von Paris die Dienste eines jungen Spions an, im letzteren vollbringt ein Deutscher für einen Franzosen eine That opferwilliger Dienstfertigkeit. 'La Mère Sauvage' (Maupassant) und 'Le Noël de M. de Maroise' (Theuriet) sind schon öfter kommentiert und besprochen worden; es sind lesenswerte Stücke. 'Les Vices du Capitaine' (Coppée) schildert eine andere Species von Junggesellen, als der Dr. de Maroise ist, führt aber unter ähnlichen Umständen zu einem gleichen Ende. Bleiben 'Le Cheval du Trompette' (Halévy) und 'L'Inondation' (Zola) zu erwähnen. Gegen beide Stücke liefse sich, was die künstlerische Darstellung des Gegenstandes und die Sprache betrifft, kaum etwas einwenden, die Vorgänge sind mustergültig erzählt. Aber der Stoff des ersteren ist zu nichtig, der des anderen zu grausig, um den Leser wochenlang zu beschäftigen. Die im Rauchzimmer eines vornehmen Hauses nach Tische erzählte Geschichte des 'Cheval du Trompette' schildert umständlich, wie durch das Verhalten seines Pferdes Herr de la Roche-Targé seine spätere Frau kennen lernt. Die 'Inondation' schildert in meisterhafter Ausführung, wie,

einer nach dem anderen, eine ganze Familie bei einer Überschwemmung der Garonne ertrinkt. Neun Wasserleichen! Nur der Vater, der Erzähler, kommt davon. Nur reifere Leser werden solche Stücke, und dann im gröſseren Zusammenhange, im Buch, lesen. Trotzdem begreift man vollkommen, daſs das Bestreben, vielseitige Proben zu geben, die Wahl auch auf solche Gegenstände lenkte.

Kommentar und Wörterbuch sind sehr sorgfältig gearbeitet. Die Stücke sind nach ihrer sprachlichen Seite ein treffliches Arbeitsmaterial für den Schüler und frischweg zur Verwendung im Denken, Schreiben und Sprechen geeignet, mit Ausnahme vielleicht der schon erwähnten zwei letzten Stücke, von denen das eine viel Specielles vom Pferde enthält, was sicher wissenswert, aber zum praktischen Gebrauch des Schülers nicht in erster Reihe nötig ist, das andere zu reich an ausführlichen Todesschilderungen scheint. Der Kommentar enthält nur nützliche Dinge und Hilfe für wirkliche Schwierigkeiten. Abgesehen von den Realien, z. B. topographischen und historischen Bemerkungen zu Paris, die in genügender Breite und einwandfreier Zuverlässigkeit erscheinen, finde ich Anmerkungen nur da, wo für den Übersetzer eine Unterstützung angebracht ist; keine einzige überflüssige oder nichtssagende Note, keine Eselsbrücken. Vielmehr scheint manches, worauf nur der aufmerksame Leser achtet, was jeder selbst aus dem Zusammenhang oder durch Ableitung, Wortbildung u. s. f. erschlieſsen lernen muſs, absichtlich fortgelassen zu sein. So bekomme ich auf Schritt und Tritt den Eindruck nicht bloſs der sorgfältigen Durcharbeitung des Stoffes durch den Herausgeber, sondern auch den einer recht geeigneten Auswahl des Zweckmäſsigen für die Anmerkungen, so in der Erklärung frz. Wörter, die keine Übersetzung zulassen, und in der Entwickelung von Bedeutungen aus einfachen Hauptbegriffen. Dazu verhilft auch die anschauliche, fein nuancierte Verdeutschung vieler Vokabeln im Wörterbuch, eine wirkliche Hilfe für den deutschsprechenden Schüler und eine Befreiung von wortreichen Erklärungen.

Zu dem vorangestellten Particip oder Prädikatsnomen S. 40, 9: *'passée' la tranchée,* wie S. 22, 16: *quand elle jugea 'suffisants' ses préparatifs* oder S. 106, 14: *Oh! — ‚Braves' les marins* ist nichts angemerkt. — Die Note S. 114 zu S. 10, 26—27 ist nicht ganz richtig. *'Beau'* erscheint dem Deutschen freilich in manchen Wendungen überflüssig gesetzt, ist es doch aber nicht, und muſs sich also übersetzen lassen. Ich meine: *'Une belle perpétuelle bataille'* = 'Eine gehörige Dauerfeindschaft (bestand zwischen uns seit Jahren)'. So sagt, der Bedeutung nach, dem Gebrauch von *'beau'* entsprechend, bei Schiller, Wallenstein V, 2, 72—73, Deveroux: 'Ist's des Kaisers Will'? Sein netter, runder Will'?' — Zu *'feu de veuve'* S. 39, 29 und *'donner la goutte'* S. 39, 32 geben die zugehörigen Sätze hinreichende Erklärung; aber nicht zu *'filer à plat'* S. 38, 15, wo auch das Wörterbuch nicht ausreicht. — Bei S. 33, 20: *les gâteaux qu'elle 'réussirait' si bien,* giebt das Verzeichnis richtig an: *'réussir qc.'* = 'etwas fertig bringen'. Für den deutschen Schüler, der meistens nur *'je réussis à qc.'* kennt, wäre

hier eine Note am Platze. — Zu S. 34, 19 '*un pâté*' enthält das Verzeichnis nur '*pâte f*'.

In dem sorgfältig revidierten Text habe ich nur zu bessern gefunden S. 8, 20: *pièlinement*, lies *piétinement*. S. 44, 28 ist der Punkt hinter '*poche*' zu tilgen.

Solche Kommentare und Wörterbücher sind noch lange nicht in ausreichender Menge für die Schule vorhanden.

Charlottenburg. George Carel.

G. Rydberg, Zur Geschichte des französischen ə. II. Übersicht der geschichtlichen Entwickelung des ə in alt- und neufranzösischer Zeit. 1. Polysyllaba auf ə + Vokal, 2. Die vorlitterarische Entwickelung der frz. Monosyllaba. Upsala, Almquist u. Wicksells Buchdr.-Akt.-Ges., 1897/8. 408 S. 8.

Umsichtig und gründlich, dabei in klarer und reinlicher Darstellung setzt der Verfasser seine Studien über das französische stumme *e*, deren erster Teil in dieser Zeitschrift Bd. C, S. 460 besprochen worden ist, fort. In den vorliegenden Heften beschäftigt ihn das auslautende *e*, und zwar zunächst die Erscheinung des Schwundes eines solchen *e* vor folgendem vokalischem Anlaut. Bei mehrsilbigen Wörtern kommt also der Hiatus in Betracht, und in der That erhalten wir eine Geschichte des metrischen Hiatus von den ältesten Zeiten bis gegen Malherbe hin, mit manchen wichtigen, für die Beurteilung der dichterischen Technik einzelner Dichter wesentlichen Beobachtungen. Gestützt auf das reiche Material ist der Verfasser in der Annahme von handschriftlichen Versehen, wenn ein Hiatus vorliegt, wesentlich vorsichtiger als manche Herausgeber; so nimmt er keinen Anstofs an *dient alquant, que diable i meinent* (Rol. 983), während Gautier, Boehmer, Foerster (Zs. II, 115) ändern. Freilich ist gerade dieser Vers auch sonst anstöfsig, da *meinent* von *mener* keinen Sinn giebt, *mainent* von *manoir* nicht in die Assonanz geht, so dafs also jedenfalls geändert werden mufs.[1] Wenn Hiatus nach Kons. + *r, l, m, n,* aber nicht nach *mm, nn* vorkommt, so ist das wohl begreiflich, dagegen wüfste ich nicht, weshalb, wenn nach *comme* erst in späterer Zeit Hiatus geduldet wird, in älterer nicht, dadurch für die ältere die Aussprache *cõme* ausgeschlossen sein soll, meine vielmehr, dafs, wo begrifflich *com* und *comme* geschieden wird, ein *comme* mit vollerem, also fakultativ elidiertem *e* ganz natürlich ist.

Ist die Hiatusfrage so weit geführt, als der Verfasser seine Untersuchungen in diesem zweiten Teile überhaupt führen will, so ist dagegen die Frage, wie sich die auslautenden *e* einsilbiger, also proklitischer Wörter

[1] W. Foersters Verbesserung *(que) diable les i meinent* giebt keinen Sinn, da man nicht sieht, auf wen sich *les* beziehen soll. Die geringfügigste Änderung wäre *veillent* statt *meinent*, wobei man für *veillier* den prägnanten Sinn 'Wache halten, beaufsichtigen, die Aufsicht führen' annehmen müfste.

verhalten, nur für die vorhistorische Periode behandelt. Gestützt auf sehr reiches, den lateinischen Texten Galliens bis in die Merowinger- und Karolingerzeit hinab entnommenes Material werden die Schicksale von *de*, *non*, *nec*, *si*, *sic*, *ego*, *me* (*mihi*), *te*, *se*, *ille*, *ipse*, *iste*, *cui*, die Bedeutung und Verwendung von *ecce*, die Pronomina *qui*, *quem*, *quod*, *cui*, *quis*, *quid*, die Konjunktionen *quod*, *quia*, *quam* untersucht.

Hervorgehoben mag werden, daſs *se* für *si* seit dem 7. Jahrhundert für Nordfrankreich gesichert scheint, vor Vokalen übrigens später auftritt als vor Konsonanten; daſs vor Vokalen seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts *illi*, *isti*, *ipsi* statt *ille* u. s. w. verwendet werden, welche Formen dann verallgemeinert die afr. *il* und *li* u. s. w. ergaben; daſs *id ipsum* bis in die späteste lateinische Zeit hinab sehr häufig war, also offenbar die Grundlage von ital. *desso* bildet.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Untersuchung über die Relativa und die Konjunktionen. An einzelnen Beispielen wird gezeigt, wie *quid* an die Stelle von *quod* gerückt und wie *quem* zu *que* geworden ist, so daſs also nun masc. acc. *que*, ntr. nom., acc. *qued* neben nom. masc. *qui* bestanden. Schwieriger und von dem Verfasser kaum berührt ist der Ersatz von fem. *quæ* durch *qui*, doch hängt er wohl sicher mit dem Eintritt von *quid* für *quod* zusammen. Auch über das interrogative *que* vermiſst man in der sonst so umsichtigen Arbeit eine genauere Auskunft, ferner wäre beim relativen *que* neben dem lautlichen Zusammenfall von *quem*, *quæ* (nom. sing. fem., nom., acc. plur. neutr.), *quid* auch auf die allgemeine Neigung, sich mit relativem Adverbium zu begnügen (*l'homme que je lui ai donné vingt francs* u. dgl.), hinzuweisen. — Endlich für die Konjunktion *que*, die allmählich *quod* verdrängt, wird in Erweiterung von Jeanjaquets Annahme *quia* allein vorausgesetzt, und zwar in der Art, daſs *qui* ursprünglich die vorvokalische, *qua* die vorkonsonantische Form gewesen sei. In der That findet sich *qui* so oft vor Vokalen, daſs diese Auffassung vieles für sich hat, und jedenfalls ist *quid* dadurch als Vorstufe der romanischen K o n j u n k t i o n *que* abgewiesen oder doch stark beschränkt. Zugleich freilich auch Jeanjaquets *que(m)*. Zwar könnte man annehmen, jenes *qui* vor Vokalen verhalte sich zu *que* wie *illi* zu *ille*, allein wenn dem so wäre, so müſste man auch beim Relativum derartige Doppelformen antreffen, man findet sie aber wenigstens in dem von Rydberg beigebrachten Materiale nicht. So bleibt also die Annahme, daſs *qui* aus *quia* entstanden sei, wobei es natürlich ganz gleichgültig ist, ob das *i* auf lat. *ĭ* oder *ī* beruhe. Erklärt sich so die namentlich im älteren Romanischen sehr verbreitete Bedeutung von *que* als 'weil, denn' auf sehr einfache Weise, so bleiben doch mancherlei andere begriffliche und formale Schwierigkeiten, während die andere Frage, weshalb in Süditalien *ca* fast ganz an Stelle von *que* tritt, bleibt, ob man dieses *que* nun so oder so erklärt. Ich will hier nur einen formalen Punkt besprechen. Wenn *quia* offenes *ę* hat, also *que* denselben Laut wie *(il)le*, weshalb erscheint jenes im Romanischen als *e*, dieses als *i*? Der Verfasser hat diesen Einwand vorausgesehen und ihn mit Hinweis auf *sę* 'wenn' aus *sī*

zu entkräften gesucht. Allein warum wird *sī* zu *sį*? Dafs die blofse syntaktische Tonlosigkeit genüge, will mir nicht einleuchten, da zwar frz. *se* wohl als Reduktionsprodukt denkbar wäre, nicht aber ital. *se*, das man doch vom französischen Worte kaum trennen mag. Ebenso schwer kann man sich entschliefsen, frz. *que* und ital. *che* voneinander zu trennen, und doch wäre dies bei Rydbergs Annahme fast nötig. Ital. *che* nämlich dehnt folgenden anlautenden Konsonanten: *nota che nnon l'ho mmai visto*, ebenso *se*: *se nnon è vvero, è bben trovato*. Wer mit D'Ovidio (Gröbers Grundrifs I, 508) annimmt, *sī nón* sei zu *sĭ nnon* geworden, hat freilich leichtes Spiel, wer sich aber zu dieser Annahme nicht verstehen kann, wird, da man *se nnon* nicht mit *già nnon è nnulla* auf eine Stufe stellen darf, die Dehnung von *se* auf Kosten von *che* setzen, bei diesem aber doch an Einflufs von *quid* denken. Oder hat *che nnon* ein älteres **co nnon* aus *quod non* abgelöst, so dafs also die Dehnung geblieben wäre, als **co* durch ein Wort abgelöst wurde, bei dem eine solche Dehnung eigentlich nicht berechtigt ist? Da sich in Italien dialektisch *quod* bis heute gehalten hat, so kann man ein ziemlich langes Verharren der lateinischen Konjunktion voraussetzen, andererseits aber darf nicht verschwiegen werden, dafs, soweit meine Informationen reichen, *ca* im Sinne von *che* keine Dehnung zeigt. Die Frage betrifft allerdings das Italienische, nicht das Französische, aber man sieht sofort, dafs ihre Lösung auch für die Beurteilung von frz. *que* nicht gleichgültig ist.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Alfred Westholm, Étude historique sur la construction du type 'li filz le rei' en français, thèse pour le doctorat. Vesterås, imprim. A. F. Bergh. 52 S. 4.

Die auf Grund verständig gewählter Texte mit sorgfältiger Beobachtung, besonnenem Erwägen der Thatsachen und gewecktem Sinn für deren psychologischen Hintergrund ausgeführte Arbeit giebt über die Schicksale der im Titel angegebenen Konstruktion bemerkenswerte Aufschlüsse, handelt von ihrem ersten Auftreten, ihrem nachmaligen Zurücktreten gegenüber anderen gleichbedeutenden und von ihrem begrenzten Fortbestehen in der heutigen Sprache. Der Umfang ihrer Üblichkeit auch in älterer Zeit wird genauer, als bisher geschehen war, bestimmt, und von der nebenher gehenden Verwendung der zum Substantivum oder dem dieses vertretenden Determinativum in possessivem Sinne hinzugefügten Bestimmungen mit *à* und *de* wird mit guter Sonderung der Sprachepochen und einleuchtender Darlegung der Gründe des Wechsels im Gebrauche gehandelt. Nur selten und fast nur solchen Äufserungen gegenüber, die neben dem Hauptgegenstande von wenig Belang sind, wird man etwas auszusetzen finden: man wird einige Belegstellen beanstanden, die aus schlechten oder aus guten Ausgaben nicht ohne vorgängige Berichtigung herübergenommen werden durften, wie *Mes le servise al rei en nul liu n'eut oblie*, SThom. 285 (S. 26), wo man zu schreiben hat *n'entroblie*, oder

Ke nus ne leur äide ne lur devum faillir, eb. 809 (S. 27), wo *de lur äide* erfordert wird, oder *Or at perdut don Dieu parler*, SLeger 27 (S. 16), was mindestens eine Erklärung fordert, oder *fill avoier*, Cor. Loöis bei Bartsch-Horning 131, 3 (S. 13), wo man mit Langlois *a veier* oder *a voier* lesen mufs, da es ein *avoier* gar nicht giebt, oder *poet sa char li verm mangier*, SThom. 1449 (S. 11), wo *pöent* erforderlich ist, oder *Quant la dame öi les noveles Del roi qui vient, a mout grant joie*, Yvain 2320 (S. 29), wo schon Foersters zweite Ausgabe das Komma nach *noveles* statt nach *vient* setzt (womit die Stelle das zu beweisen aufhört, wofür sie zeugen soll). Man wird ein paar andere Belegstellen tilgen müssen, weil sie bei genauerem Zusehen sich als nicht dahin gehörig erweisen, wo sie untergebracht sind: so ist in *dame de Noroison* (S. 32) nicht ein Verwandtschaftsverhältnis durch *de* zum Ausdrucke gebracht, da *Noroison* ein Ort ist, und aus gleichem Grunde darf *en l'ostel de Joinville* S. 34 nicht angeführt werden, als hätte in dieser Verbindung auch der blofse Casus obliquus oder *à* angewandt werden können. Der Ansicht gegenüber, in den Denkmälern aus Ostfrankreich trete früher als anderswo der Gebrauch von *de* zum Ausdrucke des possessiven Verhältnisses entgegen, möchte ich zu bedenken geben, dafs die Texte, an denen solche Beobachtung gemacht ist, samt und sonders Übersetzungen aus dem Lateinischen sind; leicht könnte hier eine gewisse Abweichung vom unbefangenen sonstigen Sprachgebrauch darum eingetreten sein, weil die lateinischen Genitive partitiven, objektiven, kurz nicht possessiven Charakters mittels *de* wiedergegeben werden mufsten, und darin eine gewisse Versuchung lag, für jenen Casus den Ersatz in *de* immer zu suchen.

Berlin. Adolf Tobler.

Schöningh, Dr. phil. Theodor, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen. In: Neuphilologische Studien herausgegeben von Dr. Gustav Körting, VII. Heft. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. 64 S. 8.

Das Kapitel aus der frz. Wortstellungslehre, welches die Stellung des attributiven Adjektivs behandelt, bildet trotz oder gerade wegen seiner Schwierigkeit andauernd den Gegenstand interessanter Einzeluntersuchungen, deren letzte uns in der Schrift von Schöningh, die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen, vorliegt. Es wäre zu wünschen, dafs der Mühe Preis die endgültige Lösung dieses Rätsels wäre und dafs die hartnäckige 'Sphinx', von der Zwecklosigkeit ihres Daseins überzeugt, sich vom Felsen stürzte! Sehen wir zu, inwieweit es der neuen Behandlung gelungen ist, uns dem erstrebten Ziele näher zu bringen.

Das Werkchen kennzeichnet deutlich die rückläufige Bewegung, in die die Forschung im Gegensatz zu dem einige Zeit mafsgebenden Resultat von Crons Dissertation: Die Stellung des attrib. Adj. im Altfrz. (Strafsburg, 1891) heute glücklicherweise eingetreten ist. Crons Schrift bedeutet den Höhepunkt derjenigen Richtung, welche die Doppelstellung des frz. Adj.

aus einem durchgreifenden Princip — Voranstellung mit affektischer Hervorhebung, Nachstellung mit logischer Unterscheidung — zu erklären sucht; Schöningh ist der neueste Vertreter derjenigen Entwicklung, welche die Forschung seitdem genommen hat, ausgehend von der Thatsache, dafs mit dem Einheitsprincip eine ganze Reihe von Fällen unerledigt bleibt oder gekünstelter Deutung anheimfällt, und die in der Annahme auch anderer Einflüsse gipfelt, welche neben Logik und Affekt wirksam sind.

Naturgemäfs wendet sich Verf. zunächst gegen die Cronschen Ausführungen. Als die schwachen Punkte von dessen Arbeit werden (S. 8 u. 9) bezeichnet:

'1) die allzu enge Fassung des nfrz. (bei Sch. steht verdruckt *a*frz.) Stellungsprincips und dessen — auf Grund mangelhafter Berücksichtigung der historischen Entwicklung vorgenommene — Übertragung auch auf das Lateinische und das Altfranzösische,

2) die allein mit affektischer Hervorhebung begründete Voranstellung und mit logischer Distinguierung begründete Nachstellung des Adjektivs,

3) die Verneinung des Einflusses ästhetischer Momente auf die Wortfolge im allgemeinen und auf die Stellung des Adjektivs im besonderen.'

In der Absicht, diese Mängel zu beseitigen, kommt Verf. zu folgenden Erwägungen und Feststellungen: Die drei die Wortstellung beherrschenden Faktoren sind Logik, Affekt und Ästhetik; (S. 13) 'je nachdem nun eine Sprache vorwiegend von Logik, Affekt oder Ästhetik beherrscht oder beeinflufst wird, steht das Adjektiv nach, voran oder bald vor und bald nach dem Substantiv.' Abgesehen von der Annahme ästhetischer d. h. rhetorisch-stilistischer (vgl. S. 22) Einwirkungen sähen wir uns also wieder auf die Stichworte Crons, Logik und Affekt, hingewiesen, wenn Verf. den Einflufs dieser beiden Faktoren nicht wesentlich abweichend bestimmte. Nach ihm (S. 30) besteht nämlich das Verhältnis, 'dafs eine von logischer Anschauungsweise beherrschte Sprache sowohl an sich affektische als auch distinguierende Adjektive logisch attribuiert, d. h. nachstellt, und dafs eine Sprache von affektischem Charakter sowohl an sich affektische als auch distinguierende Adjektive voranstellt.' 'Bei der Voranstellung ist daher zwischen einer schlechthinigen, unbeabsichtigten und einer nachdrucksvollen, beabsichtigten Voranstellung zu unterscheiden.'

Als wirksame Momente ästhetischer Natur hebt Verf. (S. 50—53) besonders hervor das Princip der Abwechslung in der Wortfolge, wozu vor allem auch der Chiasmus gehöre, und zweitens die Erscheinung, dafs der am Schlufs eines Satzes oder Sprechtaktes befindliche, sogenannte oratorische Hochton gern zur Hervorhebung von Adjektiven verwendet werde, wodurch das nachgesetzte Adj. eine oft ebenso grofse affektische Hervorhebung erhalte wie das vorangehende. Damit erklärt Verf. die häufige Nachstellung von Adj. in Ausrufen (Bossuet: *O nuit désastreuse! o nuit effroyable!*).

Indem wir vorläufig unerörtert lassen, ob Verf. das Wesen des Chiasmus ganz erfafst hat, und ob die zweite Erscheinung überhaupt in das

Gebiet der Ästhetik gehört, teilen wir das Endergebnis der Untersuchung mit. Danach ergiebt sich (S. 60) als Stellungsprincip:

'a) für das Latein:

Die ursprüngliche logische Attribuierung wird von der affektischen überwuchert und von der ästhetischen durchkreuzt.

b) für das Volkslatein:

Das Adj. wird vorwiegend affektisch attribuiert; eine Durchkreuzung dieser Stellung durch die konkurrierenden Faktoren der Ästhetik und der Logik tritt selten ein.

c) für das Altfranzösische:

Die affektische Attribuierung der Adj. im Afrz. wird in der ältesten Zeit selten, in späterer Zeit öfters von der — anfangs gleichsam als Unterströmung fortbestehenden, später zur Nebenströmung sich entwickelnden — logischen Wortfolge durchbrochen.

d) für das Neufranzösische:

Neben der vorwiegend logischen Wortfolge besteht die affektische fort; beide Arten der Wortfolge werden zuweilen von ästhetischen Faktoren durchkreuzt.'

So führt uns Verf. ein abgerundetes, in sich geschlossenes System vor und giebt uns einen Schlüssel in die Hand, der es ermöglicht, das Geheimnis jedes dunklen Falles zu erschliefsen, wofern es ihm gelungen ist, uns jeden Anlafs zu Zweifeln zu nehmen.

Das ist nun allerdings nicht durchgehends der Fall. Zunächst will uns scheinen, dafs es der Schrift nicht gelingt, die auffälligen Übergänge aus der Anschauungsweise einer Periode zu der oft entgegengesetzten der folgenden überzeugend zu begründen. Das Afrz. z. B. mit affektischer Attribuierung steht dem Nfrz. mit vorwiegend logischer Wortfolge scharf gegenüber: diese Thatsache zu erklären, genügt nun meines Erachtens nicht der Hinweis darauf, dafs die für das Nfrz. charakteristische Tendenz nach logischer Gestaltung des Satzbaues zu erklären sei aus der im Ausgange des Mittelalters erfolgten Kräftigung des romanischen und der Zurückdrängung des germanischen Elementes (vgl. S. 47, Citat nach Körtings Encykl. II, 286). Aus dem Material, das Verf. angiebt, ist für das Nfrz. auf eine logische Tendenz, die durch Besiegung des germanischen Elementes lebenskräftig geworden wäre, nicht im geringsten zu schliefsen. Das Kennzeichen des Afrz. ist Affekt, des Volkslateins, seiner Quelle, — Affekt; im klassischen Latein hat die affektische Attribuierung die ursprünglich logische[1] überwuchert; woher also nimmt das Nfrz. seine Tendenz zur logischen Anschauungsweise (Zurückromanisierung S. 45)? Wenn ästhetischen (d. i. rhetorisch-stilistischen) Momenten aus der klassisch-lateinischen Periode nebenher ein gewisser Einflufs auf die litterarischen Produkte der Renaissance und weiterhin eingeräumt wird, so können wir

[1] Übrigens könnte man auch die Frage aufwerfen, wieso das klassische Latein ursprünglich logisch attribuiert habe, da es doch auf dem Volkslatein mit affektischer Attrib. fufst.

hierin dem Verf. folgen; aber die Herausbildung der allerdings thatsächlich bestehenden logischen Tendenz des Nfrz. läſst sich aus den gegebenen Bemerkungen nicht wohl begreifen; sie ist, wie sie Verf. giebt, einfach ohne Beweismaterial supponiert und hätte sehr gewichtiger Argumente bedurft, und zwar nicht allein bezüglich der Verbindung Subst. u. Adj., sondern noch mehr im allgemeinen auf anderen Gebieten der Wortstellung.

Ahnlich steht es mit der Annahme starken germanischen Einflusses und der späteren Entgermanisierung (S. 45). Auch hier vermiſst man umfassendere, auch andere Gebiete der Wortstellung in Betracht ziehende Forschung, zumal ja der Einwand (vgl. This, Beiträge zur frz. Syntax, in: Zeitschrift für frz. Sprache und Litteratur, B. XVI, H. 1—3, S. 112) schon vorlag, daſs schwerlich für die eine Wortgruppe S. u. A. germanischer Einfluſs anzunehmen sei, während sonst nirgends eine Spur germ. Einwirkung auf anderen Gebieten der Worstellung nachweisbar wäre, und ferner, wie aus der neuen Schrift von Hellwig: Die Stellung des attrib. Adj. im Deutschen (Halle 1898) hervorgeht, zu jener Zeit die Voranstellung des Adj. keineswegs so gefestigt war, wie Verf. anzunehmen scheint.[1]

Noch mehr stutzig aber werden wir, wenn wir an der Hand des Buches und im Sinne des Verf. weitere Schlüsse ziehen bez. des modernsten Frz. Verf. bemerkt richtig, daſs das moderne Frz. die Tendenz aufweise (S. 60), 'die Adj. öfter als in der klassischen Periode dem Subst. voranzustellen'; nur möchten wir, auf eigene Beobachtungen gestützt, dieser auffälligen Erscheinung bereits einen gröſseren Raum zumessen, als es Verf. (vgl. S. 59) thut. Es müſste also nach Sch. die Regel für das modernste Frz. etwa so formuliert werden: Im heutigen Frz. beginnt die affektische Wortstellung die früher vorwiegend logische zurückzudrängen. Wie deutet aber Verf. mit seinen Beweismitteln diesen Umschwung?

Wo steckt nun der Fehler in Sch.s System? — Gehen wir aus von dem Satze (S. 61): 'Es folgt daraus, daſs die logische Attribuierung oft fast ebenso oder gar noch mehr affektisch wirkt als die affektische Attribuierung.' Klingt es nicht geradezu widersinnig zu hören, log. Attrib. wirkt affektisch? In diesem Falle ist doch das Gefühl, daſs Nachstellung ursprünglich logisch wirkt, gänzlich zurückgetreten und hat ein anderes entschieden Platz gegriffen, nämlich das Gefühl für die Tonverhältnisse (so daſs also von log. Attrib. im Dienste des Aff. nicht eigentlich geredet werden kann). Für Fälle wie die aus Bossuet: *o nuit désastreuse* etc. hat Verf. dies Moment ganz richtig verwertet (vgl. S. 52); warum nicht bei allen anderen? Verf. wäre dann zur Überzeugung gekommen, daſs bei den konkurrierenden Faktoren die Betonung eine eminente Rolle spielt. Schon Diez sagt (Gramm. der rom. Spr. Bd. III, S. 450) bez. der Stellung des attrib. Adj.: 'rhetorischer Accent und rhythmischer Ausdruck entschei-

---

[1] Ref. ist übrigens von der seiner Zeit im Litteraturblatt für germ. u. rom. Phil. 1893, Nr. 4, bez. der Farbenadj. geäuſserten Meinung unterdessen zurückgekommen. Vgl. unten S. 449.

den im ganzen, wiewohl die Neigung waltet, das Adj. gleich anderen Attributiven dem Subst. nachzusetzen. Den ersten Einfluſs übt der Accent'.[1] Wie denn auch von der Gabelentz (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben etc. S. 360) nachdrücklich darauf hinweist, daſs die richtige Beurteilung einer sprachlichen Erscheinung nur möglich ist bei gebührender Berücksichtigung der Betonungsverhältnisse.

Wir stehen somit vor der Aufgabe, das gegenseitige Verhältnis von Wortstellung und Betonung zu untersuchen, — ein systematisch noch nicht durchgeführtes Problem! Die Lösung dieser Aufgabe kann an dieser Stelle selbstverständlich nicht ausführlich gegeben werden; wir müssen uns begnügen mit einigen grundlegenden Gesichtspunkten und wegleitenden Bemerkungen, deren Zweck erfüllt ist, wenn sie zur weiteren Verfolgung dieses anziehenden Themas anregen.

Voraussetzung zum ersprieſslichen Erfolg dieser Arbeit ist natürlich genaue Kenntnis des Wesens der Betonung, wie sie sich darstellt als exspiratorischer und als musikalischer Accent (Tonstärke und Tonhöhe), ferner wie sie zur Geltung kommt im Einzelwort, in der Wortgruppe und im Satzganzen. In hohem Grade fördernd wäre hier das Studium des tief eindringenden Buches von Pierson: *Métrique naturelle du langage* (Paris, 1884). Vgl. Beyer, Frz. Phonetik, S. 142.

Folgende Gedankenreihen werden sich aufdrängen: Bez. der Gruppe S. u. A. erscheint die Fähigkeit, durch Stellung und Betonung zugleich zu wirken, und zwar in Übereinstimmung mit dem psychologischen Vorgang (affektische Voranstellung mit Empfindungston, logische Nachstellung mit logischer Betonung), in den einzelnen Sprachen mehr oder minder modifiziert und eingeschränkt. Es zeigt sich, daſs die Stellung sich fixieren kann (im Deutschen z. B. in der Voranstellung, die hier also auch das logische Verhältnis vertritt), ferner daſs Wortstellung und Betonung in Widerspruch zum Grundverhältnis treten können (z. B. frz.: *o nuit désastreuse!*).

Diese Abweichungen erweisen sich aber keineswegs als verursacht durch Veränderung in der Anschauungsweise eines Volkes oder einer Zeitperiode,[2] das oder die zwischen logischer und affektischer Betrachtungsweise sozusagen hin und her pendelt, sondern sind lediglich als Folgeerscheinungen der Entwicklung der Betonungsverhältnisse in den einzelnen

---

[1] Nach Fertigstellung vorliegender Besprechung kam uns das eben erschienene Schulbuch von Ehrhart-Planck, Syntax d. frz. Spr. für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, zu Gesicht, in welchem in richtiger Erkenntnis des Sachverhalts bei Besprechung der Stellung des Adj. (S. 108, § 42) zum erstenmal von der Betonung ausgegangen wird.

[2] Die Möglichkeit in einzelnen Fällen soll nicht ganz geleugnet werden, bedarf aber freilich jedesmal eines überzeugenden Nachweises. Daſs die Sprache zugleich als Gebilde und Bildnerin des Volksgeistes auftritt, wissen wir wohl (vgl. v. d. Gabelentz a. a. O. S. 356); doch hat der Deutsche, wenn er sagt *ein französischer Soldat* eine andere Vorstellung als der Franzose bei *un soldat français,* der Altfranzose, wenn er sagt *une reonde table* eine andere als der Neufranzose, der *une table ronde* ordnet?

Idiomen anzusehen. Bei tieferem Eindringen wird hier wohl kaum ein inniger Kausalnexus weggeleugnet werden können. Eine Sprache z. B., die wie das Deutsche ihre Sprechtakte vorwiegend mit absteigender Betonung unter Beibehaltung des Wurzeltons bildet[1] (vgl. Vietor, Elemente der Phonetik, S. 202), wird das stärker betonte Element — und das ist das Adj. als urspr. psychologisches Prädikat anfangs stets gewesen (vgl. Hirt, Der indogerm. Akzent, § 355)[2] — gern voranstellen und schliefslich nach dem Princip, dafs die häufigere Verbindung, wenn keine Gegenwirkungen eintreten, zur herrschenden wird, sich in der Voranstellung fixieren; dann erscheint die Stellung gebunden und für den gewollten Sinn bedeutungslos, die Betonung dagegen als das einzige Ausdrucksmittel. Oder umgekehrt: das Nfrz., welches die Endsilben betont, bildet seine Sprechtakte vorwiegend mit aufsteigender Betonung; dann wird das Adj. gern hinter das Subst. treten. Der Wortgruppenton besitzt hier aber viel weniger Beharrungsvermögen und geht fast ganz im Satztone unter (vgl. Beyer a. a. O. S. 121). Da aber ferner der frz. Satzton wesentlich anderer Natur ist als der deutsche und wegen seiner geringeren Exspirationsenergie und gröfseren Mannigfaltigkeit weniger nach einer Richtung hin gebieterisch durchgreifen kann, so entstehen Hemmungsmomente, die eine ausschliefsliche Nachstellung nicht aufkommen lassen. Der Satzton giebt hier die letzte Entscheidung, nach ihm richtet sich der Wortgruppenton, nach diesem — und dies Verhältnis mufs ganz besonders betont werden — die Wortfolge, sodafs man also sieht, dafs leicht falsche Vorstellungen geweckt werden, wenn man wie Sch. von logischer Nachstellung redet, die affektisch wirkt, und umgekehrt, während doch auf die urspr. Bedeutung der Stellung Verzicht geleistet ist und nicht ein logisches, sondern ein phonetisches Gesetz herrscht.

Doch nicht für alle Fälle gilt diese Verzichtleistung! Es zeigt sich, dafs die Urbedeutung der Doppelstellung jederzeit in ihrer alten Kraft eintreten kann, wenn der Redende die Voranstellung als wirklich affektisch empfindet und so wirken will; wenn seine Gedankenreihe sich also thatsächlich im Augenblick des Sprechens selbst affektisch entwickelt, d. h. der Begriffsinhalt des Adj. in der Vorstellung dem des Subst. vorauseilt; und umgekehrt für die wirklich logische Nachstellung (im Deutschen behilft man sich hier mit einem Relativsatz oder appositiven Zusätzen mit: und zwar u. dergl.). Und um das Verhältnis der selbständigen (freien) Stellung einerseits und der unselbständigen (gebundenen) andererseits zu charakterisieren, werden wir etwa sagen können: während der Redende in dem ersten Falle als Sprachbildner auftritt, wird er in dem zweiten von der Sprache gemeistert; d. h. wenn es nicht aus-

[1] Wir setzen voraus, dafs allgemein zugestanden wird, dafs der Betonung des Sprechtaktes die des Einzelwortes urspr. als Vorbild gedient habe.

[2] Wenn Reichel (Sprachpsychologische Studien, Halle, 1897, S. 107) trotzdem für die heutige deutsche Sprache behauptet (so auch Vietor, a. a. O. S. 203), dafs das Adj. gewöhnlich etwas schwächer betont sei als das Subst., so müssen wir hierin bereits eine weitere Phase der Entwicklung erblicken.

drücklich auf die Auflösung des Gedankens in seine einzelnen Momente ankommt, wird die Gruppe SA gleichsam als schon abgeschlossene, einheitliche Vorstellungsreihe eingeführt — sei es auf Grund des Zusammenhanges oder infolge der Ablenkung des Bewuſstseins auf einen anderen Punkt oder auch infolge subjektiv geringerer Kraft der bewuſsten Gedankenentwicklung des Redenden und weiterer, oft kaum nachzuempfindender psychologischer Momente — und so paſst sie sich der Betonung des Satzes und der Gruppierung seiner Teile an (vgl. Wunderlichs Auseinandersetzungen bez. der Wortstellung im deutschen Haupt- und Nebensatz [Der deutsche Satzbau, Stuttgart 1892, S. 91]). Wir werden also für die fragliche Gruppe den wichtigen Satz aufstellen können, daſs, je kraftvoller und bewuſster die Gedankenentwicklung sich vollzieht, Stellung und Betonung um so entschiedener dem Urverhältnis zustreben werden; umgekehrt, daſs, mit je weniger Nachdruck und Vorstellungskraft die Gruppe auftritt, sie umsomehr der Einwirkung der in den einzelnen Sprachen verschiedenartig ausgebildeten Satzbetonung unterliegt.

Auch wem unsere Aufstellungen, die an dieser Stelle natürlich ohne ausführlichen Beweisapparat bleiben müssen, der überzeugenden Kraft zu entbehren scheinen, der wird sich doch dem Eindruck nicht wohl entziehen können, welchen die augenfällige Bestätigung auf ihn macht, die sie in ihrer Anwendung auf die Vorgänge in der heutigen französischen Sprache erhalten.

Es besteht nämlich unverkennbar ein innerer Zusammenhang zwischen der bereits angedeuteten Tendenz nach Voranstellung des Adj. im modernen Frz. einerseits und andererseits einer in der Entwicklung begriffenen Umwälzung der frz. Betonungsverhältnisse, die nach dem Zeugnis gewichtiger frz. Phonetiker, wie Pierson (a. a. O. S. 246, 249 und mehreren anderen Stellen), Bourdon (*L'expression des émotions et des tendances dans le langage*, Paris 1892) und anderer Forscher nicht gut angezweifelt werden kann. Bourdon (S. 134) faſst diese merkwürdige Erscheinung kurz und bündig in die Worte: '*ces langues* (das Frz. u. ihre Schwestern), *sous l'influence de l'accent oratoire, doivent tendre à s'accentuer comme l'allemand;*' und daher denn auch, so schlieſsen wir weiter, die Angleichung der Wortstellung an die veränderte Tongebung, in unserem Falle die Tendenz zur Voranstellung des Adj. Natürlich ist, um überzeugend zu wirken, der Nachweis des Zusammenhangs beider Phänomene auch auf anderen Gebieten der Wortfolge zu führen.

Diese dem Verständnis des Forschers in greifbare Nähe gerückten Erscheinungen aus der Sprache des Tages dürften auch untrügliche Wegweiser sein für die einstigen Vorgänge im Afrz. Die Sprache ging damals ungefähr den umgekehrten Weg. Während in vorhistorischer Zeit der Ton im Lat. möglichst weit vom Wortende zurückgezogen wurde, bildete sich im Hochlatein das sogenannte Dreisilbengesetz heraus und, indem beim Durchgang durch das Afrz. der Accent immer mehr dem Wortende zustrebte, wurde daraus beim Übergang zum Nfrz. das Endsilbenbetonungsgesetz. Von diesen Wandlungen blieb die Wortstellung im allgemeinen

und auch die Gruppe SA nicht unberührt. Nach der Periode der auf historischer Entwicklung der Betonung fufsenden vorwiegenden Voranstellung des Adj., die ohne Betonungswandel wohl wie im Deutschen zur Fixierung in dieser Stellung geführt hätte, kommt eine Zeit des Schwankens beim Übergang aus der absteigenden zur aufsteigenden Betonung: dasselbe Adj. findet sich bei demselben Subst. in beiden Stellungen, oft ohne dafs ein Unterschied des Sinnes entdeckt werden könnte (*une ronde table, une table ronde*). Weiter dann gelangt die Sprache endgültig zur aufsteigenden Betonung (Endsilbengesetz); das betonte Adj. tritt vorwiegend hinter das Subst. Hier ist besonders anziehend zu beobachten, wie nicht alle Adj. diese Bewegung mitzumachen im stande sind; die bekannte Gruppe *bon, beau, grand* etc. versucht es (vgl. *mère grand* u. ähnl.), steht aber bald davon ab, da ihre bereits abgeblafste Bedeutung dem Nachdruck dieser neuen Tongebung widerstrebt; sie sind als Residuen der alten Zeit in der Voranstellung bis heute üblich. Wohl aber thun es die vielbehandelten Farbenadjektive, deren Sinn Tonverlust nicht verträgt.

In das Licht unserer Betrachtungsweise gerückt, gewinnt nun auch das Wesen des Chiasmus gröfsere Klarheit. Mag diese Erscheinung immerhin auf das ästhetische (rhetorisch-stilistische) Gebiet verwiesen werden, sie wirkt ästhetisch doch nicht nur darum, weil sie dem Bedürfnis nach Abwechslung Rechnung trägt, sondern weil sie die dem Wesen der Betonung innewohnenden Eigenschaften künstlerisch (rhetorisch-stilistisch) verwertet. Dabei mufs — was bisher zu wenig beachtet scheint — meines Erachtens ein wesentlicher Unterschied gemacht werden zwischen den beiden Figuren SA, AS und umgekehrt AS, SA. Im ersten Fall haben wir die Betonungsart aufsteigend-absteigend (<>), im zweiten absteigend-aufsteigend (><); erstere trägt den Charakter der Verbindung (vgl. Beyer a. a. O. S. 132, § 92, 3) und beabsichtigt, durch Kreuzstellung den Eindruck eines Gesamtbildes hervorzurufen; letzterer haftet umgekehrt der Charakter der Trennung an, sie will zwei Vorstellungen in Gegensätzlichkeit erhalten. Beispiele aus Anatole France, l'Orme du Mail, Paris, 1897: a) S. 113, *Le catéchisme joint la métaphysique la plus savante à la plus efficace simplicité;* S. 212, *sa vie étroite dans son étroit logis;* S. 82, *devant la gravité douce et la chaste roideur du chef.* b) S. 222, *L'Église fut placée avec perfidie entre une impossible abdication et une révolte coupable;* S. 176, *ni nouvelles idées, ni hommes nouveaux.* Vgl. auch das Beispiel bei Ehrhart-Planck a. a. O. S. 112, *les merveilleuses combinaisons du chef romain, ou le courage héroïque de ses adversaires.*

Und endlich möchten wir darauf hinweisen, dafs es eine weitere höchst interessante Aufgabe wäre, zu untersuchen, ob bei der von Sch. S. 57/58, § 23 zwar richtig gekennzeichneten, aber keineswegs erklärten auffälligen Erscheinung, dafs neuerdings häufig das Adjektiv durch einen substantivischen Genetiv ersetzt wird, nicht wiederum die Betonung, wie sie infolge des angedeuteten Wandels wirken mufs, zum Teil die treibende

Kraft ist. Stellen die aus Daudet und Bourget citierten Verbindungen wie *les idées d'humanité* (= *les idées humanitaires*), *une allure d'exception* (= *une allure exceptionnelle*) nicht vielleicht das erste Stadium auf dem Wege dar, den die Sprache geht, um der in der Entwickelung begriffenen neuen Tongebung (natürlich ganz unbewufst) Rechnung zu tragen? Jedenfalls wird nicht zu leugnen sein, dafs mit Anwendung des Genetivs zunächst eine gleichmäfsigere Verteilung des Tondruckes auf beide Worte erzielt wird, während bei der früheren Verbindung das Adj. den Hauptton trug. Die zweite Stufe fände ihre Darstellung in Ausdrücken wie *le bariolage des toilettes* (= *toilettes bariolées*) (Daudet) und des *blancheurs de colonnes, d'un vague de songe* (Zola), bei denen durch die sinnentsprechende Betonung des ersten Teiles bereits absteigende Betonung vorliegt zugleich mit Voranstellung des das Adj. ersetzenden Subst. Dieser Ersatz wird aber als notwendig empfunden besonders bei Adjektiven, deren Voranstellung vorläufig dem Sprachgefühl noch zu sehr widerstrebt. Auf der Schlufsstufe und damit am Ende der Entwicklung stehen drittens Verbindungen wie *leurs portatives bibliothèques* (Silvestre), *la sauvage terre, le légitime mariage, la bourgeoise démocratie, une diplomatique bienveillance* (Zola), bei denen mit dem besten Willen in der Voranstellung affektische Absicht nicht hineingedeutet werden kann, wiewohl nicht geleugnet werden soll, dafs oft alter Stand und neue Entwicklung schwer auseinanderzuhalten sind und in dem Bewufstsein des Schriftstellers selbst sich vermengen mögen. Unsere Behauptung zu stützen und die Anschaulichkeit bez. der stufenweise fortschreitenden Entwicklung zu fördern, dienen hier ähnliche Vorgänge auf dem Gebiete der deutschen Sprache. Hellwig (a. a. O. S. 114) führt aus dem 15. Jahrhundert Verbindungen an wie *ein starker man in kreften; ein grosser, gerader man von lib und person* etc. mit dem Bemerken, dafs 'sie die Zwischenstufe darstellen für die Entwicklung von der im Mhd. üblichen Nachstellung des Attributs mit dem ergänzenden Subst. zu der im späteren Nhd. auftretenden Vorsetzung.'

Als letzte lehrreiche Bestätigung unserer Ausführungen und als Ergänzung zu dem oben über den Chiasmus Gesagten möge hier noch auf chiastische Verbindungen folgender Art hingewiesen werden: (*par sa haine*) *des besognes colossales et du génial décor*; *la vision chimérique de fabuleuses richesses*; *un malaise invincible, une lointaine terreur; cette indifférence tranquille des ordinaires convenances; l'odeur pure et la caressante tendresse; en bravoure folle et en désordonné amour* — ein Typus, der sich bei Zola meist ohne nachweisbare Spur von Affekt oder sonstige erkennbare Bedeutung hundertfach vorfindet und fast zur Manier wird. Es besteht für uns kaum ein Zweifel, dafs derartige Verbindungen ihre Häufigkeit dem latent wirkenden Triebe nach Zurückziehung des Hauptaccentes in das Innere der Gruppe verdanken, der hier einen Stützpunkt findet in der Anlehnung an den durch den ersten Teil der Gruppe (S A) bereits gebotenen Mittelpunkt der Betonung. —

Wir brechen hier ab, da der einer Besprechung zugemessene Raum

zu dem einer Abhandlung, die wir noch zu leisten haben, anzuschwellen droht. Stellen wir nochmals den Stand der Frage fest, wie er sich nach dem Erscheinen von Schöninghs Schrift und unseren begleitenden Bemerkungen — sofern letztere beachtenswert erscheinen — darstellt: Schöningh hat endgültig den von Cron angelegten Hemmschuh entfernt, dadurch daſs er mit dem einheitlichen Stellungsprincip gebrochen hat. Er führt als weitere wirksame Kräfte ästhetische (rhetorisch-stilistische) Momente ein, in einem Falle auch die Betonung. Doch auch damit finden nicht alle Fälle ihre befriedigende Erledigung. Der Fehler ist darin zu suchen, daſs die Betonung, insbesondere die Satzbetonung bisher zu wenig als ein die Wortfolge hervorragend beherrschender Faktor erkannt, zu sehr als eine erst in zweiter Linie zu beachtende Begleiterscheinung aufgefaſst wurde, während sie im Gegenteil dazu berufen ist, in unserer Frage das letzte entscheidende Wort zu sprechen. Ein zur Zeit auf dem Gebiete der frz. Betonungsgesetze sich abspielender Wandlungsprozeſs ermöglicht ein eindringendes Studium der Wechselbeziehungen von Betonung und Wortstellung, welch letztere im heutigen Frz. auffällige Erscheinungen darbietet. Die auf diesem Wege in überzeugender Weise gewonnenen Ergebnisse, angewandt auf das Afrz., dürften auch über die Vorgänge einer abgeschlossenen Sprachperiode Licht verbreiten und dazu beitragen, das vielbehandelte Problem einer endgültigen Lösung näher zu bringen.

Colmar i. Els. Karl Buck.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 .. publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. VI. Dix-huitième siècle. Paris, Colin et Cie, 1898. 900 S. 8.

Mit einer Pünktlichkeit, die man nicht überall da zu rühmen Anlaſs findet, wo dem Publikum das Erscheinen zahlreicher starker Bände in kurzen Zwischenräumen verheiſsen ist, sind dem in Band XCVIII dieses Archivs S. 457 ff. besprochenen ersten Teile des groſsen Sammelwerkes weitere und immer wieder neue gefolgt, so rasch, daſs der (auch sonst nicht ganz beschäftigungslose) Berichterstatter mit dem Verleger Schritt zu halten nicht vermocht hat. Er greift aus den bisher erschienenen Bänden einen heraus, dem inzwischen schon wieder soviel nachgefolgt ist, daſs man um einen vor dem Ende des Jahrhunderts zu erreichenden Abschluſs des Ganzen sich keine Sorge zu machen braucht. Titel und Verfasser der sechzehn Abschnitte, die den Band ausmachen, aufzuzählen ist hier nicht mehr nötig; Bd. CII, S. 238 des Archivs giebt hierüber den nötigen Aufschluſs.

Wenn an der oben erwähnten Stelle auf gewisse Übelstände hingewiesen wurde, die bei der Anlage des Werkes nicht würden ausbleiben können — die sechzehn Kapitel des vorliegenden Bandes haben vierzehn Verfasser! —, so hat sich diese Besorgnis zwar bewahrheitet, doch nicht

in so störendem Maſse, wie es leicht hätte der Fall sein können. Auf eine einheitliche Darstellung des gesamten Verlaufes des litterarischen Lebens der Nation ist von vornherein verzichtet; die verschiedenen Richtungen, in denen es sich offenbart, werden gesondert betrachtet, und das bringt mit sich, daſs die zeitliche Aufeinanderfolge der Erscheinungen vielfach miſsachtet bleibt, daſs z. B. der Hof von Sceaux nach den Encyklopädisten, Lesage nach den unmittelbaren Vorbereitern der Revolution, Buvat nach Choderlos de Laclos zur Sprache kommt, der um fast hundert Jahre jünger ist. Aber es wird kaum zu bestreiten sein, daſs die Behandlung, welche das nach Gattung und Richtung Verwandte, das in kausalem Zusammenhang Stehende, das zur Vergleichung Einladende zusammenfaſst, neben einer bloſs ängstlich chronologischen ihr gutes Recht ebenfalls hat. Überwiegt hier im allgemeinen die Charakteristik des einzelnen Mannes und seiner Leistung, so fehlt es doch auch nicht an Kapiteln, die den Schicksalen bestimmter Gattungen gewidmet sind, so daſs Schriftsteller, denen breitere Schilderung bereits geworden ist, nachträglich ein zweites oder auch ein drittes Mal von einem besonderen Gesichtspunkte aus ihre erneute Würdigung erfahren, wie Voltaire, der unter den Erzählern und wieder unter den Bühnendichtern erscheint, Rousseau, der in der Geschichte des Romans die gebührende Stelle erhält, nachdem jeder von ihnen sein biographisches Sonderkapitel bereits bekommen hat. Dabei kann es freilich begegnen, daſs verschiedene Abschnitte des nämlichen Buches im Urteil über eine und dieselbe Sache etwas auseinander gehen, wie denn *Paul et Virginie* durch die Herren Maury und Morillot nichts weniger als gleich hoch geschätzt wird, Voltaire als Geschichtschreiber hier ziemlich abschätzig gewertet, dort (und mit mehr Recht) als epochemachend hingestellt ist.

Auch in anderen Dingen wird spürbar, daſs verschiedene Bearbeiter angesichts gleichartiger Aufgaben doch verschieden zu Werke gehen, und daſs auch eine gemeinsame Oberleitung, der sie sich unterstellen, völlige Übereinstimmung des Verfahrens nicht herbeiführt. Wenn der eine fleiſsig Gewährsmänner und deren Aussagen anführt (Herr Brunel über Diderot), so läſst ein anderer kaum erkennen, ob und wo er sich fremdes Urteil aneignet, oder begnügt er sich, durch bloſse Anführungszeichen anzudeuten, daſs er denkt, wie vor ihm gedacht worden. Auch die Hinweise auf Litteratur des Gegenstandes, mit denen die einzelnen Kapitel löblicherweise schlieſsen, werden sehr ungleich zugemessen. Der Darsteller Lesages hält für nötig, von Gilblas den Inhalt ziemlich eingehend anzugeben, der Rousseaus setzt die Kenntnis der Neuen Heloïse voraus. Letzterer handelt von den Lebensschicksalen seines Helden, so merkwürdig sie sind, in gröſster Kürze; die Voltaires erfährt man dagegen weit genauer, wie billig, da seine Beziehungen zu seiner jeweiligen Umgebung die engeren sind, seine Schriftstellerei unter stärkerer Wirkung der augenblicklichen Verhältnisse steht und hinwieder unmittelbarer auf sie zu wirken bestimmt ist als die Rousseaus, dessen Blick auf weitere Fernen sich hinausrichtet. Es kommt dazu die unvermeidliche Verschiedenheit der Begabung und

der inneren Teilnahme der Darsteller für ihren Gegenstand, sowie die der Arbeiten, die ihnen den Weg gebahnt hatten. Daguesseau z. B. und Rollin, die übrigens als völlig auf dem Boden des 17. Jahrhunderts stehend, nicht ganz passend hinter den *précurseurs* untergebracht sind, erfahren eine recht kümmerliche Behandlung (die Biographie des ersteren erweckt sogar die unzutreffende Vorstellung, als ob er nach seiner zweiten Kanzlerschaft in der Zurückgezogenheit geblieben wäre); den gröſseren Gestalten dagegen fehlt es nicht an Leben, Bewegung und kräftiger Beleuchtung der unterscheidenden Züge. Es wird aber kaum jemand an einer gewissen Ungleichmäſsigkeit des Verfahrens, die leicht auch in der ausgedehnten Arbeit eines einzelnen Darstellers sich einstellen kann, oder an dem Halbdunkel, in dem gewisse Teile des Gesamtbildes bleiben müssen, wenn dieses als Ganzes erfaſsbar werden soll, ernsten Anstoſs nehmen; es mag im Gegenteil bei zusammenhängender Lektüre ein hier und da wechselnder Ton des Vortrags eine Steigerung des Reizes bilden und Ermüdung fern halten. Daſs da oder dort eine einzelne Behauptung richtig zu stellen ist oder Lücken sich bemerkbar machen, konnte kaum ausbleiben. Ich rechne es dahin, wenn auch hier von Einfluſs der Ninon de Lenclos auf Voltaire die Rede ist, einem Einfluſs, der doch durch das Alter der beiden Persönlichkeiten und die Kürze ihres gleichzeitigen Lebens völlig ausgeschlossen ist. Es ist ferner zu bestreiten, daſs Voltaire in der Epistel an den Regenten diesen mit Heinrich IV. vergleiche (S. 92); jener soll bloſs am Beispiel des groſsen Königs lernen, wie wenig die böswillige Schmähsucht verdientem Ruhm Eintrag zu thun vermöge. In der Behandlung Bayles vermiſst der Leser eine Charakteristik der *Nouvelles de la République des lettres*, wie denn überhaupt der periodischen Litteratur mehr Beachtung zu gönnen war. Lesages Guzman de Alfarache und Estebanillo werden so erwähnt, als ob es Originalwerke wären. Dem Streite zwischen den Gönnern der 'Alten' und den Verfechtern der Gröſse der 'Neuen' sähe man gern eine zusammenhängende Darstellung gegönnt ähnlicher Art, wie sie, freilich knapp genug, aus Anlaſs Bayles dem Aufkommen der Freigeisterei oder bei Gelegenheit von Montesquieus *Considérations* dem der philosophischen Geschichtsbetrachtung gewidmet ist. Solche kleine Ausstellungen können nicht hindern, den besprochenen Band als eine schön gelungene Arbeit zu bezeichnen, von der man mit groſsem Genuſs und vielfältiger Belehrung Kenntnis nehmen wird, und die nicht verfehlen kann, zu erneuter Beschäftigung mit der hier dargestellten Geschichte kräftig anzuregen. Noch sei besonders des von Herrn Brunot geschriebenen Kapitels über die Entwickelung der Sprache im 18. Jahrhundert gedacht. Wer diesen Abschnitt, für den es Vorarbeiten kaum noch gab, liest, wird mit Überraschung sehen, wieviel, bei allem Fehlen tief greifender Erneuerung, im einzelnen doch für Befestigung eines 'vernünftiger' scheinenden Sprachgebrauchs, für Durchführung strenger Zucht, für jene Achtsamkeit auf das sprachliche Gebahren gewirkt worden ist, in der die Franzosen lange Zeit als Muster haben gelten dürfen.

Berlin. A. Tobler.

E. Løseth, Observations sur le Polyeucte de Corneille. (Videnskabsselskabets Skrifter. II. Historisk-filosofisk Klasse. 1899. No. 4.) Christiania, Dybwad, 1899. 18 S. 8.

Prüfung des Stückes von ästhetischen Gesichtspunkten aus unter Bezugnahme auf viele (doch nicht alle) früheren Kritiker. Manches wird wohl jederzeit einer unbedingten Hochschätzung des Werkes im Wege stehen auch bei denen, die es wie billig mit dem Maſsstabe der Zeit seiner Entstehung messen: so die Thatsache, daſs der Übertritt zum Christentum dem inneren Leben des Helden weder neue Ziele noch neuen Inhalt giebt, kaum anderem Raum läſst als einem thörichten Eifern gegen die Götter, die eben noch die seinen waren, und einem ungestümen Langen nach der Krone des Blutzeugen; dann die andere, daſs seine Gattin zunächst nur durch Pflichtgefühl und Kindesgehorsam an ihn gebunden erscheint, so daſs auch des Zuschauers Teilnahme sich eher dem Severus zuzuwenden geneigt wird; die Bekehrung des Felix, die er allerdings dem unmittelbaren Eingreifen der ‘Gnade’ zuschreibt, die der Zuschauer aber auch menschlich sollte begreifen können; das fast komisch wirkende Schwanken des Bekehrers Nearchus, der so gewichtige Gründe hat am Leben zu bleiben und doch zuletzt durch den jungen Bekehrten sich in den Tod reiſsen läſst. Wenn das französische Publikum, ‘lequel pour le goût surpasse sans conteste tous les publics de l’univers’ (! S. 7), bis heute das Stück günstig aufgenommen hat, so würde auch diese Thatsache zunächst etwas genauer zu untersuchen sein; es würde sich fragen, was für Zuschauer vorzugsweise sich zu den Aufführungen einfinden, und welcher Art die Befriedigung ist, die ihnen gewährt wird. — Hat wirklich Boileau über das Stück sich nie geäuſsert (S. 3)? Man findet öfter, z. B. bei Geruzez, Théâtre choisi de Corneille, S. XXXII, angeführt, daſs er es ganz besonders hochgestellt habe; doch weiſs ich im Augenblick nicht zu sagen, wo das geschehen sein mag. In der Vorrede zur letzten Ausgabe seines Longinus hat er bekanntlich die ersten drei Akte des Horace als das Beste bezeichnet, was Corneille gelungen sei; in der siebenten seiner Reflexionen spricht er von ihm nur im allgemeinen.

Berlin. Adolf Tobler.

Charles Carlton Ayer, The tragic heroines of Pierre Corneille. A study in French literature of the seventeenth century. (Dissertation.) Straſsburg. Printed by J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 1898. 8°. 141 pp.

Mr. Ayer, associate professor of Romance languages an der Staatsuniversität Boulder, Colorado, versucht in seiner auf Professor Gröber’s Anregung unternommenen Abhandlung über die tragischen Heldinnen Corneilles die Frage zu beantworten: warum sind Corneilles Frauengestalten mit wenigen Ausnahmen heutzutage vergessen? Die Antwort des Verfassers, um dies gleich vorwegzunehmen, lautet: weil sie psycho-

logisch unwahr, weil sie mechanisch, nach einem bestimmten System, nach Regeln und Formeln geschaffen sind. Corneille, so meint Ayer, mufs im Laufe seiner langen dramatischen Laufbahn zu einer ziemlich bestimmten Auffassung über die wesentlichen Eigenschaften einer tragischen Heldin gelangt sein, und welcher Art diese Auffassung war, läfst sich feststellen einerseits durch Schlüsse aus gewissen Bemerkungen in seinen *Discours, Avertissements* und *Examens*, andererseits durch Zusammenstellung der einzelnen Züge, die der Dichter mehr oder weniger unbewufst, geleitet durch Gefühl und Geschmack, seinen weiblichen Charakteren verliehen hat. Der erste Teil der Untersuchung beschäftigt sich demgemäfs mit Corneilles Äufserungen zur Theorie des Dramas. Da sich indessen aus ihnen allein nicht allzuviel über seine Auffassung des Charakters der tragischen Heldin schliefsen läfst, so nimmt schon hier Ayer häufig Bezug auf die von Corneille geschaffenen Charaktere selbst, die ihm dann ausschliefslich den Stoff für den zweiten Teil der Abhandlung bieten. Ayer zeichnet das Bild der Corneilleschen Heldin folgendermafsen (I. Nach Corneilles theoretischen Äufserungen): Sie ist von aristokratischer Geburt und besitzt einen vornehmen, wohlklingenden Namen. Sie ist von einer Vertrauten begleitet, die ihr Anlafs und Gelegenheit zur Aussprache bietet, und sie begegnet einer Rivalin, der sie oft in grofsen Scenen und Wortkämpfen gegenübertritt. Sie ist von irgend einem grofsen Interesse, Vaterlandsliebe, Politik, Ehrgeiz oder Rache beseelt, dem sie die Liebe unterordnet; sie besitzt politische Einsicht, soll unsere Bewunderung erwecken und (nach Ayers Auffassung) die Verkörperung einer abstrakten Eigenschaft oder eines historischen Gedankens sein. Ihren Racheplan versucht sie entweder ohne fremde Hülfe zu verwirklichen oder dadurch, dafs sie verspricht, ihren Rächer zu heiraten. Selten übrigens kommt es in Corneilles Tragödien zur Ausführung ihrer Rache und Drohungen. (II. Nach Corneilles Tragödien:) Corneilles Heldin besitzt, wie der Dichter, der sie geschaffen, ein grofses Selbstbewufstsein, das sich in verschiedener Weise äufsert: einmal in dem beständigen Betonen ihrer 'gloire' (und zwar nicht nur wenn ein Zeilenausgang wie *victoire, croire, mémoire* dazu einlädt), dann wieder in ihrer Gewohnheit, von sich selbst mit Nennung ihres Namens zu sprechen. Trotz grofser Geneigtheit zum Seufzen und Vergiefsen von Thränen versteht sie es doch wohl, gleich den Damen der vornehmen Gesellschaft zu Corneilles Zeit, sich zu beherrschen, ihren Schmerz zu verbergen oder zurückzudrängen, selbst in Augenblicken der Erregtheit zu argumentieren und die Formen der feinen Lebensart zu beobachten. Mit den Preziösen des siebzehnten Jahrhunderts hat sie die Neigung zur Selbstbetrachtung und Analyse ihrer Gefühle gemein, und Worte und Zeichen der Zärtlichkeit und Vertraulichkeit zwischen ihr und ihrem Liebhaber sind verpönt. Bei aller gesuchten Feinheit verrät die Sprache der Corneilleschen Heldin doch hier und da das gallische Temperament des Dichters, ihr Witz streift sogar gelegentlich ans Burleske, doch artet er niemals in Roheit aus. Was die äussere Erscheinung von Corneilles Heldinnen betrifft, so kommen in seinen Tragödien nur unbe-

stimmte Hinweise auf ihre Schönheit, insbesondere ihre schönen Augen vor. Ihr Alter ist meist unbestimmt gelassen, und wo es etwa angegeben ist oder sich ungefähr berechnen läſst (wie bei Pulchérie in *Pulchérie*, Rodogune, Viriate), hat es keinen wahrnehmbaren Einfluſs auf ihr Benehmen.

Seine wohl überlegten und gewandt geschriebenen Darlegungen hat Ayer meist durch reichliche, gelegentlich durch überreichliche Belege gestützt. Was man in seiner Abhandlung zu finden gewünscht hätte, sind häufigere Erwägungen, ob und wieweit Corneille in seiner Darstellung der tragischen Heldinnen von früheren oder zeitgenössischen Dichtern beeinfluſst ist oder von ihnen abweicht. Ayer sagt selbst von Corneille: *he owed much, especially in the matter of minor details, to his literary ancestors and contemporaries*, und gelegentlich (wie S. 51) weist er auch auf die Quelle gewisser Charakterzüge der Corneilleschen Heldinnen hin. Aber mir scheint, daſs zum Beispiel der Einfluſs der Senecaschen Medea und der Castroschen Ximena, der beiden von Corneille zuerst nachgebildeten tragischen Heldinnen, auf die Entwicklung seines Heldinnentypus noch stärker hätte hervorgehoben werden müssen: Stolz, Verfolgung von Racheplänen, starkes Ehr- und Pflichtgefühl sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser beiden und der meisten späteren Corneilleschen Heldinnen.

Aus Seneca stammt wohl auch die Neigung der Heldinnen, von sich mit Nennung des eigenen Namens zu sprechen. Senecas Medea (vgl. *Medea* vv. 8, 166, 516, 524), Hercules (im *Hercules furiens*), Tantalus, Atreus und Thyestes (im *Thyestes)*, Oedipus (in den *Phoenissae)*, Jocasta (im *Oedipus)* sprechen in gleicher Weise von sich.

Die häufige Verwendung kurzer Rede und Widerrede bei Corneille nennt Ayer einen nationalen Charakterzug, und er glaubt ihren Ursprung in den Anfängen der französischen Dichtung nachweisen zu können. In den beiden altfranzösischen Beispielen, die er citiert, und in vielen anderen begegnet sie in der That, mir scheint aber, daſs es nützlicher gewesen wäre, auf die unmittelbaren Quellen hinzuweisen, aus denen Corneille diesen stilistischen Kunstgriff geschöpft hat. Da er schon in *Mélite* vorkommt (vgl. I. 2, IV. 1, V. 5), so wird man an Hardy[1] als Quelle denken, der ihn gleichfalls kennt (vgl. z. B. *Dorise* I. 1, II. 1, V. 1); andererseits ist der zugespitzte Dialog in Corneilles *Médée* zweifellos auf den Einfluſs Senecas zurückzuführen (vgl. *Medea* vv. 155—175, 193—200, 290—297, 490—530).

Noch ferner liegt es, den Gebrauch des Wortes 'gloire' = 'Ehre, guter Ruf' seitens der Corneilleschen Heldinnen mit dem Gebrauch desselben Wortes im altfranzösischen *Mystère d'Adam*, wo es die Bedeutung 'himmlische Herrlichkeit' hat, zu vergleichen. Dagegen wäre es von Interesse gewesen, zu hören, seit wann das Wort 'gloire' in dem Sinne, den es bei

[1] Vgl. *Examen de Mélite:* Cette pièce fut mon coup d'essai ... Je n'avois pour guide qu'un peu de sens commun, avec les exemples de feu Hardy ... et de quelques modernes qui commençoient à se produire.

Corneille hat, gebraucht ist, ob das so häufige Betonen der 'gloire' der Frau eine Besonderheit der Corneilleschen Tragödie ist oder sich schon bei Corneilles Vorgängern findet. Bei den letzteren ist jedenfalls *honneur* das üblichere Wort, doch kommt auch *gloire* als Synonym bei ihnen schon vor: Hardy (*Félismène* v. 478) und Mairet (*Sophonisbe* v. 370) gebrauchen es gelegentlich so. Wenn Corneille Chimène so häufig von ihrer 'gloire' reden läfst, so folgt er darin nur G. de Castro, dessen Ximena ebenfalls beständig auf ihre Ehre bedacht ist (vgl. *Las Mocedades del Cid*, Com. I, vv. 1176, 1197, 2060, 2092, 2117, 2937, auch 1940, 2642).

Die Neigung der Heldinnen Corneilles zum Vergiefsen von Thränen hält Ayer wieder für ‚durchaus national', und er verweist dabei auf die provenzalische und altfranzösische Litteratur, auf die Klagen der Gräfin von Die und das Weinen der Ritter im Rolandslied. Aber auch Senecas Medea weint (*Medea* v. 293), Castros Ximena und Doña Urraca vergiefsen manche Thräne (vgl. *Las Mocedades del Cid*, Com. I, vv. 1779, 1825, 1893, 1944, 2721), und gleich dem alten Horace weinen nicht nur Karl der Grofse und Roland im Rolandslied, das Corneille nicht kannte, sondern auch Diego Laynez in den *Mocedades* (vv. 2043—4), die er kannte. Das Weinen in den Corneilleschen Tragödien wird daher nicht aus dem nationalen Charakter zu erklären sein, sondern ist rein menschlich, und der Dichter scheute sich nicht, seine Heldinnen Thränen vergiefsen zu lassen, weil seine Vorgänger Seneca, G. de Castro, Montchrestien (vgl. *La Cartaginoise* in Petit de Jullevilles Ausgabe S. 120, v. 2 von unten), Hardy (vgl. *Panthée* vv. 702, 798), Mairet (vgl. *Sophonisbe* v. 892) sich nicht davor gescheut hatten.

Für die häufige Erwähnung der schönen Augen seiner Heldinnen in Corneilles Tragödien hält Ayer wieder eine Erklärung aus der mittelalterlichen Dichtung für möglich: 'If we care to examine the sentimental poetry of the middle Ages, we shall find that they are a favorite theme of the old troubadours' (S. 125) und er citiert Bernart de Ventadorn. Mir scheint eine solche Erklärung entschieden abgelehnt werden zu müssen. Dagegen wäre es in diesem Zusammenhang erwähnenswert gewesen, dafs Kinne in seiner Dissertation 'Formulas in the language of the French poet-dramatists of the seventeenth century' S. 27 die sprichwörtlichen 'beaux yeux' im französischen Drama bis auf Garnier zurückverfolgt hat. Der Unbestimmtheit in den Hinweisen auf die Schönheit der Corneilleschen Heldinnen stellt Ayer wieder die ausführlichere Schilderung weiblicher Schönheit bei altfranzösischen Dichtern gegenüber. Lehrreicher wäre es gewesen, Corneille in dieser Beziehung mit Hardy zu vergleichen: der spätere Dichter weicht hier durchaus von dem Verfahren seines Vorgängers ab.

S. 24—5 bespricht der Verfasser gewisse Änderungen, die Corneille mit den Namen seiner Personen vornahm, z. B. die Änderung des Namens Hildécone in Ildione (im *Attila*), und erklärt die letztere Änderung folgendermafsen: ‚Corneille, however, was quite right in softening down the name of his heroine, and above all in banishing the harsh guttural from

it. The year 1667 had come, a new era had dawned. Racine was already in full competition with Corneille and had set a new fashion with his melodious Greek names.' Aber Corneille selbst hatte doch schon lange vorher selbst melodische griechische Namen gebraucht: man sehe nur Ayers eigene Abhandlung S. 17—19.

Ayers Ansicht, Corneille sei in der Entwicklung seiner Charaktere beeinflufst worden durch das Bestreben, in ihnen eine abstrakte Eigenschaft oder einen historischen Gedanken zu verkörpern, halte ich nicht für hinreichend gestützt. Corneille selbst sagt einmal (im *Examen de Nicomède):* 'Mon principal but a été de peindre la politique des Romains au dehors, et comme ils agissoient impérieusement avec les rois leurs alliés; leurs maximes pour les empêcher de s'accroître, et les soins qu'ils prenoient de traverser leur grandeur quand elle commençoit à leur devenir suspecte à force de s'augmenter et de se rendre considérable par de nouvelles conquêtes. C'est le caractère que j'ai donné à leur république en la personne de son ambassadeur Flaminius', und Balzac erzählt (in einem Brief an Corneille vom 17. Januar 1643) von einem seiner Nachbaren, der, nicht ohne Grund, gesagt habe, Corneilles Émilie (im *Cinna*) sei 'la rivale de Caton et de Brutus dans la passion de la liberté'. Diese Äufserungen Corneilles und Balzacs reichen doch aber nicht aus, um die Aufstellung zu begründen, dafs nach Corneilles Anschauung die tragische Heldin 'must have an abstract or historical signification, apart from representing merely a being of flesh and blood' (S. 41).

Ayer sagt ferner (S. 40), dafs die tragische Heldin nach Corneilles Plan Bewunderung hervorrufen soll. Dies ist wahrscheinlich durchaus richtig, aber aus der angezogenen Stelle aus dem *Examen de Nicomède* geht es nicht hervor. Vielmehr hätte der Verfasser sich auf die Stelle des ersten *Discours* berufen sollen, wo Corneille die Bedeutung des aristotelischen Ausdrucks χρηστὰ ἤθη bespricht: 's'il m'est permis de dire mes conjectures sur ce qu'Aristote nous demande par là, je crois que c'est le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. Cléopâtre, dans Rodogune, est très-méchante ... mais tous ses crimes sont accompagnés d'une grandeur d'âme qui a quelque chose de si haut, qu'en même temps qu'on déteste ses actions on admire la source dont elles partent.'

Auf S. 61 scheint mir Ayer eine Stelle aus Corneilles *Discours* in nicht zutreffender Weise zu verwerten. Corneille spricht sowohl im ersten wie im zweiten *Discours* von Lösungen des dramatischen Knotens, die durch einen neuen Entschlufs der Personen herbeigeführt werden. Ein solcher neuer Entschlufs mufs indessen nach Corneille nicht bewirkt werden 'par un simple changement de volonté, mais par un événement qui en fournisse l'occasion'. Man darf daher offenbar nicht von Corneille sagen: The heroine's bloody threat he purposely averted 'par un simple changement de volonté.'

Ich will meine Besprechung nicht durch eine Aufzählung der ziemlich

zahlreichen Druckfehler des Buches, die sich meist leicht verbessern lassen, verlängern, doch möchte ich mein Bedauern darüber nicht zurückhalten, dafs in ein wissenschaftliches Buch zur französischen Litteraturgeschichte der von englischen Journalisten oft gebrauchte, pseudofranzösische Ausdruck 'double entendre' im Sinne von 'Doppelsinn' Eingang gefunden hat (S. 116).

Hoffentlich werden die kleinen Ausstellungen, bei denen ich mich vielleicht reichlich lange aufgehalten habe, nicht den Eindruck hervorrufen, als ob ich die Zuverlässigkeit von Ayers Untersuchung herabsetzen wolle. Im grofsen und ganzen scheint mir vielmehr der Verfasser seine Aufgabe gut und gewissenhaft gelöst zu haben, und sein Buch bildet einen schätzenswerten Beitrag zur Poetik der französischen Tragiker.

Cambridge (England). E. Braunholtz.

Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam. Lateinischer Text und provenzalische Übersetzung mit Einleitung von Dr. F. Ed. Schneegans, Privatdozenten an der Universität Heidelberg. Halle a. S., Niemeyer, 1898. 75, 270 S. kl. 8. (Romanische Bibliothek, herausgeg. von W. Foerster, Nr. 15.)

Die lateinische Erzählung des XIII. Jahrhunderts, die unter dem (nicht ganz zutreffenden) Namen Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam geht, auch häufig als Chronik des Pseudo-Philomena bezeichnet wird, enthält in den umfangreichsten, mit besonderer Liebe ausgearbeiteten Abschnitten, welche von der auf Karl den Grofsen zurückgeführten Gründung des Klosters La Grasse (Aude) berichten, nur Legenden von geringem geschichtlichem oder poetischem Wert. Von gröfserer Bedeutung ist sie für die Kenntnis der französischen Heldensage, aus der sie eine Anzahl früher und später Bestandteile, wie die Siege des Kaisers über die Sarazenen und die Eroberung Narbonnes, aufgenommen und um den frommen Kern gelagert hat. Herr F. Ed. Schneegans, dem wir schon eine vortreffliche Untersuchung dieser Quellen[1] verdanken, legt nunmehr eine neue Ausgabe des Werkes selbst vor, welche die ältere von Sebastiano Ciampi (Florenz 1823) zu ersetzen bestimmt ist, und einen kritischen Text der provenzalischen Übertragung, von der bisher nur Bruchstücke gedruckt worden waren,[2] die aber als wertvolles Sprachdenkmal wie als Zeugnis fortdauernder Beschäftigung mit dem epischen Stoffe eine vollständige Veröffentlichung verdiente.

Der litterarhistorische Teil der Einleitung schliefst sich zunächst (S. 1—32) an die bereits erwähnte Schrift an, deren wichtigste Ergebnisse er nochmals vorführt, gelegentlich berichtigt. In klarer und ansprechender Form wird auseinandergesetzt, wie der geistliche Verfasser der Gesta

---

[1] Die Quellen des sogenannten Pseudo-Philomena und des Officiums von Gerona zu Ehren Karls d. Gr. Strafsburger Dissertation 1891.

[2] Von Du Mège in der Hist. gén. de Languedoc, t. II (add.), S. 16 ff.

sich mit den Angaben über den Bau der Abtei und die Schicksale ihrer ersten Bewohner auf urkundliche Zeugnisse und lokale Überlieferung stützt, aber kritiklos Zustände der Gegenwart in die Vergangenheit hineinträgt und zahlreiche Entlehnungen aus Heiligenleben einflicht. Bei der Zergliederung der weltlichen Elemente wird der Nachweis versucht, dafs der doppelten Schilderung von den vergeblichen Angriffen der Ungläubigen auf La Grasse eine Aufzeichnung über dessen Schicksale nach der berühmten Schlacht am Orbieu zu Grunde liegen kann. Weiterhin bespricht Schneegans den Zusammenhang des Werkes mit dem lateinischen 'Officium von Gerona zu Ehren Karls des Grofsen' (XIV. Jahrh.), das auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht, die von einem Zuge des Kaisers über die Ostpyrenäen nach Spanien wufste; die engen Beziehungen zur chanson de geste 'Aymeri de Narbonne', welche die Einnahme dieser Stadt in ähnlichem Sinne, wenn auch mit gröfserer Kunst berichtet und in ihrer ursprünglichen Gestalt dem Inhalt unserer Chronik noch näher gestanden haben wird; endlich einige Berührungen mit anderen Sagenmotiven. Die folgenden Ausführungen (S. 32—40) über die unmittelbare Vorlage jenes sonst unbekannten Mönches, der sich Guillermus Paduanus nennt und, wie ziemlich sicher nachgewiesen wird, seine Arbeit in den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts vollendet hat, scheinen mir nicht unanfechtbar. Die *ystoria* des angeblichen Filomena, die er am Anfang wie am Schlusse als seine Quelle bezeichnet, soll bald eine 'Kompilation der Lokalgeschichte Südfrankreichs in der Zeit der Kämpfe gegen die Sarazenen' (S. 34), bald gar eine 'Sammlung vorlitterarischer Epen' (S. 39) in provenzalischer Mundart gewesen sein. Damit geschieht ihr wohl zu viel Ehre. Sie braucht nicht an Umfang und Inhalt die Gesta erheblich übertroffen zu haben, da sich Wilhelm nur zu unwesentlichen Kürzungen bekennt, für die ihm seine Leser gewifs zu Dank verpflichtet sind; sie braucht nicht in einer anderen als der lateinischen Sprache abgefafst zu sein, da *translatare* (Z. 29) nicht immer 'übersetzen', sondern auch 'abschreiben' bedeutet (s. Du Cange); sie braucht nicht provenzalisch gewesen zu sein, da sich die wenigen (nicht einwandfreien) Provenzalismen, die Schneegans (S. 37) im lateinischen Texte auftreibt, bei einem Südfranzosen auch ohne eine solche Voraussetzung erklären.

Der Sprache der provenzalischen Übertragung ist ein eigener Abschnitt (S. 50—75) gewidmet. Alle wichtigeren Punkte der Laut- und Formenlehre, auch Einzelheiten der Syntax werden kurz, aber völlig ausreichend erörtert, Übereinstimmungen und Abweichungen in der Schreibung der beiden Hss. sorgfältig angegeben. Zum Vergleich zieht der Verfasser eine Anzahl Urkunden aus Mahuls Cartulaire de Carcassonne mit Vorteil heran; auch einige Patoistexte müssen bei der Dialektbestimmung Aushilfe leisten, werden aber nicht immer mit der Vorsicht verwandt, die nötig ist, wo die Zwischenstufen vom Alten zum Neuen nicht klar sind (s. z. B. das über den Artikel Gesagte, S. 69). Diese Untersuchungen, die durch eine eingehendere Benutzung der grammatischen Litteratur noch hätten gewinnen können, bestätigen die naheliegende Vermutung, dafs die

Gesta in La Grasse selbst oder doch in der Umgegend übersetzt, auch die Mss. dort angefertigt worden sind. Über die Entstehungszeit der Übertragung wird dagegen nichts Genaueres ermittelt, was kaum anders zu erwarten war; man mufs sich daher mit der paläographischen Feststellung begnügen, dafs die Hss. aus dem XIV. Jahrhundert stammen. Unter diesen Umständen war es angezeigt, die Hs. B, welche als die ältere und zuverlässigere mit Recht dem Texte zu Grunde gelegt worden ist, auch orthographisch fast unverändert wiederzugeben. Wenn dagegen Schneegans in wesentlichen Punkten ihre Schreibung zu normalisieren sucht, sogar in einzelnen Fällen von ihr abweicht und dann teils die mehr mundartlich gefärbte Hs. P berücksichtigt, teils dem Bilde folgt, das er sich von der Sprache des in Betracht kommenden Gebietes macht (man fragt sich nur, um welche Zeit?), so sind die Grundlagen dieses Verfahrens im allmeinen nicht fest genug, um der Hoffnung Raum zu geben, man sei dem Zustande der Urschrift hiermit erheblich näher gekommen. Was z. B. über die verschiedenen Gestalten des Suffixes *-aria* auf S. 54 vorgetragen wird, rechtfertigt kaum die Bevorzugung von *-ieyra* vor *-iera* und *-eyra*. Eine strengere Scheidung von Aussprache und Orthographie bei den Erörterungen über auslautendes *nt* würde davon abgehalten haben, durchweg ein *-ns* durch *-ntz* zu ersetzen (S. 62). Die interessanten Beobachtungen über das Nominativ *-s* beim Prädikatsnomen (S. 68) sind nicht ohne Gewalt auf den Text anzuwenden. Dafs die 3. plur. auf *-an* (= lat. *ant)*, die meistens der analogischen Form auf *-on* gewichen sind, stets wiederhergestellt werden, wird schlecht mit der vagen Behauptung begründet, *-on* sei 'spät (wenn auch vor dem XV. Jahrh.)' durchgedrungen (S. 70); man versteht dann nicht, wie die Hs. P, die 1325 geschrieben, und die Hs. B, die noch älter sein soll, fast nur *-on* zeigen können.[1] Bewegt sich die Erklärung der sprachlichen Thatsachen gewöhnlich in ziemlich engen Grenzen, so geht der Verfasser bei seinem Bestreben, auf Schritt und Tritt Katalanismen aufzuspüren, oft für mein Gefühl zu weit, zumal wenn solche Erscheinungen auch sonst auf prov. Boden gefunden worden sind, wie die Inchoativbildungen auf *-esc*, conj. *-esca* bei Verben auf *-ir* (S. 72) von Levy, Lit.-Bl. 1898, Sp. 292, oder die enklitische Verwendung von *ls* als dat. pl. des Pronomens (S. 69) zuletzt von Tobler, Arch. Bd. CI, S. 466.[2]

[1] Warum u. a. *feses* statt *fes* 'überall durchzuführen' war (S. 73), erfährt der Leser nicht; doch kann er sich hier wie anderswo mit der Wahrnehmung trösten, dafs es keineswegs 'überall' geschehen ist. War schon bei der Auswahl der Punkte, in denen die Orthographie vereinheitlicht werden sollte, eine gewisse Willkür schwer zu vermeiden (*s* und *c*, *s* und *z* sind z. B. nicht unterschieden worden), so scheint sich der Herausgeber auch nicht immer über seine Grundsätze klar gewesen zu sein: z. B. werden anfänglich *stec* 35, *Spanha* 96 in *estec, Espanha* geändert, aber später ein solches *e* auch nach konsonantischem Wortauslaut nicht mehr ergänzt; *Dieus* als acc. wird 226, 337 verbessert, aber 707, 1055 mit Recht behalten u. dgl. Wurde statt *i* mit kons. Wert meist *j* geschrieben, so war auch für *j* mit vok. Wert *i* einzusetzen.

[2] Diese beiden Aufsätze konnte Herr S. noch nicht kennen. Über *ivas* (s. Gloss.) und über Ableitungen von *genuculum* mit anlautendem *d* (S. 58, A. 1) hat

Im einzelnen bemerke ich noch: In *morteudat* (S. 54) ist *eu* nicht aus *al* vor Kons. entstanden, sondern durch Suffixvertauschung zu erklären. — Die Fassung der Regel: '*n* ebenso *r*, *s* vor Kons. werden sporadisch zu *y*' (S. 62), ist nicht besonders glücklich. Für *n*>*i* sehe ich kein sicheres Beispiel, da *vey(t'en)* 1327 meines Erachtens nicht auf *ven* zurückgeht, sondern auf *vai*, wo *ai* dasselbe Schicksal erlitten hat wie in den (allerdings nicht ganz gleichartigen) Formen *ey*, *adomplirey* (S. 72) und *sey* 2216 (nicht erwähnt) — s. P. Meyer, Rom. XXVI, 255. Unter *r*>*i* sind verschiedene Vorgänge in einen Topf geworfen worden; keinesfalls gehörte *vays* aus *vas* (Praepos.) hierher, das den beginnenden Übergang von auslautendem *s* zu *i* zeigt wie *eis* (S. 72). — *pane* 1261 ist nicht 3. sg. conj. praes. von *penre* (!), wie man S. 73 lesen kann, sondern von *panar* (lat. Text: *furari*).[1]

Den besonnenen Ausführungen (S. 40—50) über das Verhältnis der lat. und der prov. Hss., neben denen noch eine anderwärts gedruckte frz. Übertragung (XVIII. Jahrh.) berücksichtigt wird, darf man zustimmen und die Anwendung der sich hieraus ergebenden Grundsätze für die Gestaltung der Texte geschickt und glücklich nennen. Bei abweichender Auffassung, die oft genug festzustellen war, hat Schneegans meistens zwischen den beiden Versionen zu vermitteln gesucht, aber stets mit der Möglichkeit von Mifsverständnissen und Versehen des Übersetzers gerechnet, besonders bei der Behandlung von Namen und Zahlen.[2] Z. 263 des lat. Textes ist die Lesart von LC *portavit ei vas quoddam plenum vino et ciphum*, die zu dem prov. *de vi et enap* pafste, ohne Not in *ciphum plenum vino* geändert, da *vas quoddam* nicht Glosse zu *ciphum* ist, wie die Anm. zu S. 35 behauptet, sondern zu einem ausgefallenen Worte, etwa dem Namen eines Gefäfses, aus dem der Wein in den Becher gegossen wurde — 716 *comite egevensi*, l. *angevensi* (oder *engevensi)* wie 384, bez. 2778 — 745 Fragezeichen hinter *venerunt* — 833 *quum*, l. *quoniam* — 992 *fuit*, l. *fecit* — 1984 füge *christiani* ein — 2147 l. *et in commemorationem eorum et gloriam* — 2228 *tum*, l. *tantum (= solament)*.[3] Im prov. Texte

---

inzwischen Jeanroy gehandelt (Vie provençale de sainte Marguerite, Toulouse 1899, S. 8; Auszug aus Annales du Midi, Bd. XI).

[1] Erwähnt hätte werden sollen, dafs *ss* nach *i* bald *sh*, bald *sx* geschrieben wird (*conoysshia* 258 — *conoysxem* 477); *siretz* 2510, *tinem* 2353 mit *i;* die Verbindung *soy avutz* 1270 (Meyer-Lübke II, 385).

[2] Auch dafür verdient der Herausgeber Dank, dafs er beide Texte Zeile für Zeile nebeneinander abgedruckt hat. Nur hätte eine genaue Übereinstimmung zwischen ihnen immer auch durch gleiche Interpunktion hervortreten sollen, soweit es die Natur der beiden Sprachen erlaubte. Fast auf jeder Seite findet man aber Beispiele von dem Gegenteil, wodurch Vergleiche unnötig erschwert werden. Die Zeichensetzung ist überhaupt ziemlich willkürlich und dürftig; freilich habe ich trotz redlichen Bemühens nicht ersehen, welche anderen Grundsätze Schneegans in diesem Punkte hat aufser dem S. 50 ausgesprochenen, möglichst wenig zu interpungieren.

[3] An blofsen Druckfehlern habe ich notiert: 1616 l. consolationem, 1908 redderetis, 2136 Germanum, 2917 necessarium, 3065 pretiosissimi, 3129 monasterium.

korrigiere *liuran* 171 — *vengutz* 181 war zu behalten — 731 *mostesia,* l. *mostesa*[1] (= *madefacta)* — 735 korr. *l'endema* — 788 setze Semikolon hinter *Niela* — 895 Aus der arg verderbten Stelle hat Schneegans zu Unrecht geschlossen, dafs Ganelon in den Gesta als Schwager Karls d. Gr. angesehen werde; denn *cuiat (e'l cuiat de Karles Gaynes)* brauchte nicht in *cueinhat* geändert zu werden, da sich *privat* bietet (das Original bleibt mir trotz der S. 37, Anm. 2 versuchten Erklärung unverständlich) — 908 Komma hinter *Lerida* — 1067 *dentz,* l. *detz* (= *digitos),* da dieses Versehen eher dem Schreiber zur Last fällt — 1136 Komma hinter *corsses,* Semikolon hinter *vida* — 1208 streiche *et* nach *Chartres* — 1785 *totz,* l. *tost* (= *velociter)* — 1834 *nos,* l. *vos* — 2212 korr. *car vendrey* — 2250 l. *e, que pus val, huey* — 2360 l. *acosselham* — 2478 Komma hinter *donar* — 2540 streiche *et* — 2687 *maiti* ist mir verdächtig — 2763 korr. *que's* — 2843 l. *E Tornabelh can fo dressatz ni Falco, e T.* — 2916 korr. *pus que* und 2932 *per que't* — 2916 *Ayssi so avia endevenir* ist kaum zulässig (= *Ita erat necessarium evenire)*; ergänze *obs* — 3041 korr. *l'autre* — 3083 ist B mit Hilfe von P zu verbessern: l. etwa *e l'autre, so es un sauteri, am postz de cipres.*

Die Anmerkungen geben aufser Berichtigungen und Erläuterungen des Textes auch zu Personen und Thatsachen interessante Nachweise aus Geschichte und Dichtung; leider sind nicht alle Ortsnamen in ihnen identifiziert worden. Das Glossar ist mit Umsicht und Sorgfalt gearbeitet. *acorre* wird auch transitiv gebraucht 2664 *(fon acorregutz = habuit succursum).* Für *armar* 'ruhen, rasten' (?) ist wohl *alenar* einzuführen. *aura* (= *hora)* 2546, 2994 fehlt. *escondir* heifst auch 2834 nicht 'vorgeben', sondern 'zur Rechtfertigung sagen'. *espessejar* kann nicht mit 'zertrümmern' übersetzt werden, wo es von Menschen gebraucht wird. *pleiar de* mit Inf. 1840 heifst nicht 'können', sondern 'eine Gewohnheit annehmen'. Ein zuverlässiges Verzeichnis der Eigennamen[2] beschliefst die treffliche Ausgabe, zu deren Aufnahme man der Romanischen Bibliothek Glück wünschen darf.

Breslau. Alfred Pillet.

Grundrifs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch von Gio. Meli. 4. Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1897. VI, 157 S. 8.

Das vorliegende elementare Lehrbuch empfiehlt sich äufserlich durch die Kürze und den klaren Druck, innerlich durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und sprachliche Korrektheit des Textes. In der Auswahl des

---

[1] Diese Form kann allerdings nicht auf **müscidus* zurückgehen, aus dem das Dictionnaire Général jetzt frz. *moite* erklärt, sondern auf ein **müstidus,* zu dem limous. *móusti* bei Mistral passen würde.

[2] Der Robertus de Rossilione, der Z. 1155 genannt wird (von dem Übersetzer mifsverstanden), hätte nicht mit dem Baumeister von La Grasse verwechselt werden sollen.

grammatikalischen Materials sowie in der Darstellung desselben wird es jedoch berechtigten Ansprüchen keineswegs gerecht. Unentbehrliches fehlt (z. B. die Liste der Verben auf *ire* mit den nicht inchoativen Präsensformen; die Angabe, dafs Adjektive wie *asiatico, sardegnuolo, bergamasco, leopardiano* u. dgl. stets hinter das Hauptwort treten; die Verkürzung von *grande* u. a.). Unter dem Bestreben des Verfassers, die Regeln 'so kurz und bündig als möglich zu geben', leidet öfters bedenklich ihre Genauigkeit (z. B. bei der Bildung einer weiblichen Mehrzahl auf *a* zu männlicher Einzahl), während andererseits die Fassung mancher Regel bedeutend straffer sein könnte, wie z. B. die hier auf sechs Paragraphen ausgedehnte Hauptregel von der Pluralbildung, die doch den kurzen Wortlaut haben könnte: das *a* der Feminina wird in der Mehrzahl zu *e*; in allen anderen Fällen wird der Endvokal zu *i*! Unrichtig ist es, zu sagen: *che ora fa*, wie auch *ci abbiamo rovinata la salute*, ferner z. B. zu behaupten, das unbetonte persönliche Fürwort würde nur dem bejahten Gerundium angehängt, und weiter, *se, ove, quando* hätten den Konjunktiv nur nach sich, wenn im Aussagesatz ein Condizionale steht!

Unerhört oberflächlich ist das Kapitel der Aussprache vom Verfasser behandelt worden. Er betrachtet nämlich den doppelten Lautwert von *e* und *o* (den von *s* und *z* scheint er gar nicht zu kennen!) als eine 'durchaus müfsige Frage'. Wahrlich, ein ebenso eigenartiger wie bequemer Standpunkt! Ich meine, es läfst sich mit ihm darüber nicht einmal ernsthaft rechten. Aber selbst die paar dürftigen Regeln, zu denen er sich wirklich herbeiläfst, sind nicht einwandfrei aufgestellt. So soll z. B. in Wörtern wie *dieci* und *scuola* 'jeder Vokal nach seinem Werte' gesprochen werden. Eine gründliche Umarbeitung dieses ganzen Kapitels würde dem Buche ohne Zweifel aufserordentlich zu statten kommen.

Berlin. Oskar Hecker.

L'Italiano parlato. Frasi usuali giornaliere con trascrizione fonetica di Federico Kürschner. Leipzig, Reisland, 1898. X, 73 S. 8.

Da dieses Werkchen sich in seinem Inhalt auf das engste an die Felix Frankeschen 'Phrases de tous les jours' anschliefst, ist hier nur zu untersuchen, wie der Bearbeiter seine sprachliche und seine phonetische Aufgabe gelöst hat.

Alles in allem bringt er entschieden idiomatisches Italienisch der ungezwungenen Umgangssprache und bietet daher ein brauchbares Mittel zur ersten Einführung in die Konversation. Im einzelnen ist aber noch manches zu verbessern (z. B. mufs es im Untertitel entweder *usuali* oder *giornaliere* heifsen, denn *frasi giornaliere* sind doch notgedrungen *usuali*! Unrichtig sind Formen wie *stammattina* und *stassera*, sowie im Imperativ *non sedetevi*). Viele steife oder schiefe Wendungen müssen ausgemerzt werden. Mir ist besonders aufgefallen § 3 *ho paura di raffreddarmi* (statt *d'infreddare*), 4 *Che! Lei s'è levato il soprabito?* (statt *Come? Lei s'è levato*

il cappotto?), 5 *Una passeggiata in ordine* (statt *buona pass.*), 6 *Al minimo strepito* (statt *rumore*), 9 *Oh, che puzza di rinchiuso qui!* (statt *Che puzzo di rinchiuso che c'è qui!*), 13 *Abbiamo parlato di quanto è possibile* (statt *un po' di tutto*); dem Frankeschen *on dirait qu'il se moque de nous* entspricht nicht *fa come se volesse canzonarci*, sondern genau so *si direbbe che ci vuole canzonare*, 16 *Egli vuole rimaritarsi* (statt *riprender moglie*), 21 *Cela s'oublie facilement* (sc. *de fermer la porte à clef*) heifst auf italienisch *È facile dimenticarsene*, nicht *ciò si dimentica presto*, 27 *Fa si bene il potersi riposare un momento!* (statt *Bene, potersi rip.* u. s. w.), 30 *Non paga la fatica* (statt *non merita il conto*), 48 *È già capace di camminare il suo bambino?* (statt *Va già ritto il s. b.?*), 49 *Se la disturbo il meno possibile* (statt *Se le reco il minimo disturbo*), 51 *il tuo cappello è in terra, levalo subito* (statt *raccattalo subito*), 53 *on ne peut s'en passer* heifst italienisch nicht *'senza di esso non è conveniente'*, sondern *non se ne può fare a meno*. — Äufserst unangenehm berühren die zahlreichen Druckfehler im Texte[1] und die völlige Unkenntnis der Silbentrennungsregeln, wie sie sich in den folgenden typischen Verstöfsen offenbart: 3 *bag-nato*, 10 *riconos-cente*, 16 *pensi-amo*, 18 *sbag-liato*, 23 *procur-armi*, 32 *Gu-ardi*, 41 *gi-orno*.

Und nun zu der phonetischen Seite dieser Arbeit. Vor dem Texte befindet sich eine 'Chiave della pronunzia', welche die Zeichen der Lautumschrift erklärt und ein paar Winke für die Aussprache erteilt. Einzelnes fehlt, und nicht alles Gebotene erscheint mir einwandfrei. So sagt z. B. der Verfasser von den Doppelkonsonanten: *'sono suoni veramente raddioppiati, benchè non siano pronunziati separatamente.'* Die beiden Bestandteile werden doch aber in der Aussprache deutlich voneinander getrennt, indem die Stimme den ersten dehnt und auf ihm ruht. Weiter lehrt der Verfasser — und das ist immerhin ein Fortschritt unseren Grammatiken gegenüber, welche sich noch immer blutwenig um die Feinheiten der Aussprache kümmern —: *'Sono lunghe le vocali accentuate, quando segue una consonante sola ovvero un' esplosiva con r* (*b, p; d, t; g, c + r*).' Danach müfste also der betonte Vokal k u r z sein in Wörtern wie *bagno, pattuglia, cifra, sovra, Eraclito, duplice, vispo* u. dgl. In allen diesen Beispielen ist nun aber der betonte Vokal ganz zweifellos l a n g! Die Regel mufs also anders gefafst werden und mufs erweitert und doch kürzer und genauer folgendermafsen heifsen: Der betonte Vokal in o f f e n e r Silbe ist stets lang, er mag seiner Natur nach geschlossen oder offen sein. Das sogenannte Verdoppelungsgesetz (vgl. die Vorrede zu meiner 'Italienische Umgangssprache') ist nach seinem wahren Wesen und vollen Umfange vom Verfasser nicht erkannt worden, wenn er von demselben sagt: *'Esiste nella pronunzia un raddoppiamento, cioè quello della conso-*

[1] Z. B. VI *dissopra* 3 *mi dollo*; *piutosto*, 7 *sara*, 12 *de basta*, 14 *accadduto*, 19 *familia*, 23 und öfters *batello*; *dinnanzi*, 28 *altremodo*, 29 *arrabiato*; *corucciati*, 37 *molto lezioni*, 49 *se ne andato*, 50 *alberto*, 52 *demanda*. Aufserdem fehlt der Accent jeden Augenblick auf *si*, *cosi*, *E*!

nante iniziale di una parola preceduta dalla vocale finale di un' altra parola che nel sènso si collega colla prima.' In der Lautumschrift wird dieses Gesetz unbegreiflicherweise nicht berücksichtigt. Da der Verfasser aber nur ein nebelhaftes und verzerrtes Bild davon hatte, ist diese Unterlassung allerdings als ein Glück zu betrachten. Doch darf eine phonetische Transskription auf die richtige Darstellung der Verdoppelung unter keinen Umständen verzichten.

Was nun bei einer Prüfung der Lautumschrift unseres Werkchens sofort gerechten Unwillen erregen mufs, sind auch hier wieder die Druckfehler, deren ich — ohne zu suchen — auf 36 weitgedruckten Seiten einige 90 gezählt habe! Eine derartige Unachtsamkeit mufs auf das ernsteste gerügt werden! Daneben bedarf jedoch noch eine längere Reihe von Aussprachefehlern der Richtigstellung. Mit offenem *e* statt mit geschlossenem sind dargestellt: *nei* 'in den' (4); *rincresce* (7), *partecipano* (14); *ma che* (15); *nè* (17); *scherzo* (25); *intiera* (34); *parecchie* (51). Geschlossenes *e* giebt der Verfasser statt des offenen den Wörtern *rovescio* (3); *meta* (52); *America* (54); *ripetermi* (55). Das *o* in *non* läfst er fälschlicherweise offen sein, während er bei *suoi* und *nord* den umgekehrten Fehler begeht. Nach ihm wäre das *i* vor Vokal = *j* auch in den folgenden Wörtern: *viaggio* (1); *Marietta* (5); *riuscita* (9); *quietare* (54), und ähnlich das *u* halbkonsonantisch in *continuo* (14); *annuo* (37), wie etwa in *guanto* oder *qui*. Beides ist unzutreffend. Mit stimmhaftem *s* ist zu sprechen *sposalizio*, dagegen mit stimmlosem: *riposo* (1); *naso* (7); *posa* (14); *imprese* (16); *presa* (18); *intesi* (23); *desidererei* (31)! Und schliefslich ist das *z* stimmlos in *s'innalza* (3) und in *zuppa* (16), stimmhaft dagegen in *gazosa* (5) und in *Zurigo* (46). Aufserdem ist dem Verfasser unbekannt — unsere Grammatiken wissen natürlich auch hiervon nichts —, dafs bei zusammengesetzten Wörtern der etwaige offene Vokal des ersten Bestandteils trotz Verlegung des Haupttons seinen Lautwert behält und demgemäfs zu sprechen ist, z. B. *fęrrovia* (34), *complętamente* (54) und *pǫrtalettere* (41), *prǫpriamente* (12). Näher auf diese wenig oder gar nicht beachtete Erscheinung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Eine sonderbare Inkonsequenz weist die Behandlung des Diphthongs *uo* auf, indem ganz willkürlich das *u* hie und da eingeklammert steht, wogegen es unrichtigerweise vom Verfasser auch dann gesetzt wird, wenn das dazu gehörige *o* den Ton nicht trägt (z. B. *suonata* (22); *suonato* (33); *suonato* (49). Ebenso wird die Bindung einzelner Wörter durch Verschluckung tonloser Endvokale bald dargestellt, bald nicht. Hier hätte auch darauf hingewiesen werden können, dafs eng zusammengehörige Wörter bei der Aussprache als ein Wortganzes empfunden werden und daher die Konsonanten nach den Gesetzen der Silbentrennung hinüberzuziehen sind, z. B. *u-norecchio, quelluomo, que-stoggi, i-nautunno, pe-raltri* u. dgl. Anerkennend hervorzuheben ist die Darstellung des richtig erkannten Lautwandels von *n* zu *m* vor Labialen (also *um bagno, im mente, bem presto*), nur ist sie lange nicht sorgsam genug durchgeführt worden, und diesen Wandel auch vor Reibelauten eintreten zu lassen (*um filo* [32]; *imfuori* [51]; *imverno* [43]), ist

geradezu falsch! Beifall verdient auch die Kennzeichnung des nasalierten *n* vor Gutturalen, z. B. in *franco, un gruppo, con questo.*

Wir sehen im ganzen also, wie der Verfasser eine gute Aussprache anzugeben bestrebt war, aber hier wie im Texte es an der unerläſslichen Genauigkeit bedauerlicherweise hat fehlen lassen. Da sein Werkchen gefällig ausgestattet, klar gedruckt und billig ist, wird es ja wohl bald eine neue Auflage erleben, für welche dann dem Verfasser eine peinliche Durchsicht nicht dringlich genug ans Herz gelegt werden kann.

Berlin. Oskar Hecker.

Gramática histórico-comparada de la Lengua castellana por el P. Torres. Madrid 1899. 8º mayor. XVI y 490 pág^{s}. 7 pesetas.

Esta obra, estimable como ensayo, promete mucho en el título, pero adolece de dos capitales defectos: 1º el de hacer caso omiso de una publicación tan importante como la Gramática de Meyer-Lübke, de la que viene á ser una reducción; 2º el de no aducir datos textuales, defecto este comun á otras obras españolas anteriores, así como el de carecer de buen método. Ya lo dice el mismo prologuista: 'el tratado cuarto es el de la Fonética, y en él es donde verdaderamente empieza la Gramática.' El orden de materias es el siguiente: 'De las lenguas en general. — Resumen histórico de la lengua y literatura castellana. — Signos gráficos. — Fonética histórico-comparada. — Etimología. — Morfología. — Apéndices.' El punto más flaco es el de las etimologías, como ocurre generalmente, no solo en mi país, sino aquí mismo, en Alemania. Especialmente el árabe constituye un magnífico cajón de sastre, al cual van á parar infinidad de vocablos que empiezan por al.

Hay un dejo de antiguo, á lo Mayans y Siscar, en toda la obra. Por ejemplo, se leen afirmaciones como estas: 'los otros idiomas ... hablados en nuestra Península ... el gallego, el catalán, el valenciano, el basco' (pág. 17), lo cual está en contradicción con la nota de la pág. 131, referente al gallego; 'el italiano conserva cierto tinte latino' (pág. 131); 'no puede asegurarse de una manera absoluta que el castellano sea hijo del latin, ni del árabe ...' (pág. 26), etc. En etimologías, hay varias contradicciones, v. gr. Darro, árabe (pág. 37) y lat. Daurus (pág. 128); y las referentes á verbos son falsas á veces, v. gr. deduzca, de deducat. No se hace mérito de la pronunciación antigua francesa, v. gr. en Burdeos (Bordëaus), que el autor cree se debe incluir entre las voces mal pronunciadas (pág. 178). Ni se tiene en cuenta el eufemismo, v. gr. bleu por Dieu, como nuestro diez, pardiez, rediez, etc. (pág. 178).

En suma: si en España se leyese, sería cosa de hacer un examen del libro. Pero resultaría un trabajo inútil para los romanistas alemanes, quienes se saben al dedillo cuanto la obra contiene, y mucho más que debería contener.

En España, donde se observa ahora un aplanamiento moral, un vacío

de ideas, un marasmo increíbles, esta obra puede servir para los futuros estudiantes de la nueva cátedra de la universidad de Madrid, áun no provista.

Berlin. P. de Mugica.

Dr. Heinrich Schröder, Der höhere Lehrerstand in Preufsen, seine Arbeit und sein Lohn. Neue Untersuchungen insbesondere über die Sterblichkeitsverhältnisse der höheren Lehrer. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1899. 94 S. 8. M. 1.

Das 'Archiv' kann über Schriften, die so weiter Kreise Teilnahme in Anspruch nehmen, wie die des Dr. Schröder, nicht so rasch Bericht erstatten, dafs ihm nicht die Tagesblätter mit Inhaltsangaben und Beurteilungen zuvorkämen. Es soll aber auch hier dem Verfasser, der schon in seinen Schriften 'Oberlehrer, Richter, Offiziere' (1896) und 'Ausgleichende Gerechtigkeit' (1897) für gute Sache kraftvoll eingetreten ist, Dank gesagt sein für die gewissenhafte Sorgfalt und die Umsicht, womit er wahrhaft erschreckende Thatsachen unseres Schullebens zu kaum anfechtbarer Evidenz gebracht und auf ihre Ursachen zurückgeführt hat, und für den mannhaften Nachdruck, mit dem er den zu bessern Befähigten, Berufenen, Verpflichteten ins Gewissen redet. Dafs sein Mahnen augenblickliche Wirkung übe, hofft er wohl selbst nicht und werden bei den gegenwärtigen Zeitläuften auch andere sich schwerlich versprechen. Vielleicht aber tritt doch einmal der Zeitpunkt ein, wo die Überzeugung, dafs hier schwere Übelstände vorliegen, nicht allein bei dem darunter leidenden Stande selbst, sondern auch bei denen, die von ihm freudig hingebende Arbeit verlangen, so allgemein und so zweifellos wird, dafs vollberechtigte Forderungen endlich ihre Erfüllung finden. Möge der Verfasser den Dank erleben, den man seinem mutvollen Vorgehen dannzumal aufs neue zollen wird. Er steht ja noch im kräftigsten Mannesalter.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis
der vom 27. Juli bis zum 10. Dezember 1899 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. Vol. XX, 1, 2; whole nos. 77, 78 [W. P. Mustard, Tennyson and Virgil].

The modern quarterly of language and literature. No. 5. August. [W. Tilley, Prof. W. Vietor. — L. Wiener, Spanish studies in England in the 16. and 17. cent. — W. W. G., Pre-Malorian romances. — W. W. Grey, Engl. translations of Lenore. — F. E. Sandbach, Otto von Diemeringen's German translation of Mandeville's Travels. — F. V. Dickins, Sketch-portraitures of far Eastern languages. Japanese. — Observations. — J. Boïelle, Sursum corda. — Modern language teaching. — Correspondence. — A classified list of recent publications.]

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau. XIII, 2 u. 3 [H. Tardel, Vergleichende Studien zu Chamissos Gedichten. E. Elster, Das sechzehnte und siebzehnte Kapitel in Lessings Laokoon. M. Oeftering, Die Geschichte von der schönen Irene in der französischen und deutschen Litteratur, III—IV. A. Wünsche, Das Wasser des Lebens in den Märchen der Völker. H. Roetteken, Studien zur Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. I. Aus der philosophischen Reflexion der ersten Jahrzehnte. — W. Creizenach, Die älteste deutsche Übersetzung von Corneilles Cid. M. Koch, Ein geistliches Gutachten gegen Komödien von 1582. — F. Arnold, Tadeusz Kościuszko in der deutschen Litteratur. — K. J. Goodwin, Wielands 'Oberon' und der griechische Roman des Achilles Tatius. Besprechungen].

Ohlert, Arnold, Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen, II, 7). Berlin, Reuther & Reichard, 1899. 50 S. 8. M. 1,20.

Rousselot, l'abbé, Historique des applications pratiques de la phonétique expérimentale (Extrait de 'La Parole' 1899 No. 6). 19 S. 8.

Otia Merseiana the publication of the Arts Faculty of University College Liverpool. Volume one 1899. London, Wohlleben. 152 S.

Rajna, Pio, Per le origini della novella proemiale delle 'Mille e una notte' (Estratto dal 'Giornale della Società asiatica italiana, vol. XII, Firenze, 1899). S. 171—196.

Chandler, F. W., Romances of roguery an episode in the history of the novel. In two parts. I: The Picaresque novel in Spain. New York, printed for the Columbia University Press by the Macmillan Co., 1899. VII, 483 S.

Maydorn, B., Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Avenarius, 1900. 115 S.

Castle, E., Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Berlin, Duncker, 1899. 76 S.

Spitzner, Alfred, Psychogene Störungen der Schulkinder. Leipzig, Ungleich, 1899. 45 S. M. 1.

Butler, Pierce, Legenda aurea — Légende Dorée — Golden legend (Dissertation). Baltimore, John Murphy, 1899. VI, 154 S.

Justi, Ferd., Leben des Professors Catharinus Dulcis, von ihm selbst beschrieben. Mit Dulcis' Bildnis. Marburg, Elwert, 1899. 46 S. M. 1.

Wülker, R. P., Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf (Abdruck aus den Berichten der philol.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzung vom 4. Febr. 1899). S. 77—139. M. 1,60.

Literaturblatt für germ. und roman. Philologie. XX. Jahrg. Nr. 8 bis 11, Aug.—Nov.

Modern language notes. Vol. XIV, no. 7. November [C. Furst, Concerning Sidney Lanier. — W. P. Shepard, The dimensions of Malebolge. — J. B. Segal, An estimate of Béranger by Goethe. — P. Allen, Martin Opitz and Wilhelm Müller. — Reviews. — Correspondence].

Die neueren Sprachen .. herausgeg. von Wilhelm Vietor. VII, 5 [H. Hoffmann, Die schlesische Mundart, I. Ph. Aronstein, Samuel Pepys und seine Zeit, IV. E. Oswald, Goethe in England and America, bibliography. Berichte. Vermischtes]. 6 [G. Reichel, Die neusprachlichen Lehrbücher an den höheren Lehranstalten Preufsens. E. Oswald, Goethe in England and America, bibliography (Schlufs). — Berichte über Ferienkurse. Besprechungen. Vermischtes, darunter ein 'Neusprachliches Reformgesuch' an das preufs. Unterrichtsministerium um Gestattung des Ersatzes der vorgeschriebenen Übersetzung durch eine freie Arbeit in den Reife- und Abschlufsprüfungen].

Soames, L., Introduction to English, French and German phonetics with reading lessons and exercises. New ed., revised and enlarged by W. Vietor. London, Swan Sonnenschein & Co., 1899. XXVII, 89 S.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. Bd. 43, Heft 3 [Lunzer, Über Dietrichs erste Ausfahrt. — Schröder, Zu Moriz von Craon. — Gruhn, Erek und Lanzelet. — Schröder, Wülpenwert und Wülpensand. — Anzeigen].

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 32, Heft 4 [W. Braun, Die Mailänder Blätter der Skeireins. — F. Kauffmann, Zur deutschen Altertumskunde. — A. L. Plumhoff, Beiträge zu den Quellen Otfrieds. — Miscellen und Litteratur].

The Journal of Germanic philology. Vol. II, no. 2 [C. H. Whitman, The birds of O. E. Literature. — A. S. Napier, A fragment of the Ancren riwle. — J. B. Fletcher, Huon of Bordeux and the Fairie queen. — F. A. Wood, Etymologies. — G. Hempl, Skækja, Karl, Kerl, Kegel etc. — Reviews]. No. 3 [P. S. Allen, Wilhelm Müller and the German Volkslied. — F. J. Carpenter, Thomas Watson's 'Italian madrigals Englished' 1520. — A. S. Napier, On some O. E. ghost-words. — O. F. Emerson, The letters of E. Gibbon. — G. Hempl, The origin of the runes. — Reviews].

Deutsche Mundarten, Zeitschr. f. Bearbeitung des mundartl. Materials. Bd. I, Heft 3 [H. Gradl, Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart (Schlufs). — F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung 1896—97. — A. Landau, Register zur Bibliographie des Jüdisch-Deutschen. — J. Nagl, Zu den zwei Stufen des Umlauts von a. — Ders., J. Schatz, 'Die Mundart von Imst' und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. iu. — A. Hölder, W. Horn, V. Hintner, Etymologisches. — J. Nagl, Rundschau].

Holthausen, F., Altsächsisches Elementarbuch (Sammlung von Elementarbüchern der altgerm. Dialekte). Heidelberg, Winter, 1899. XVIII, 283 S. M. 5.

Pachaly, Paul, Die Variationen im Heliand und in der Genesis (Schriften zur germ. Phil., IX). Berlin, Weidmann, 1899. 118 S. M. 4.

Sütterlin, L., Die deutsche Sprache der Gegenwart, ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Leipzig, Voigtländer, 1899. XXIII, 381 S. M. 5,40.

Liebich, Br., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. I. Band, 6. Lief. Breslau, Preufs, 1899. 120 S. M. 1,20.

Uhl, W., Das deutsche Lied. Leipzig, Avenarius, 1900. VIII, 314 S.

Brunier, J. W., Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt). Leipzig, Teubner, 1899. 155 S. Geb. M. 1,15.

Kopp, A., Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit. Berlin, Hertz, 1899. 286 S. M. 6.

Der Schulkreis Offenburg. Heimatkunde. Auf Anregung und unter Leitung des Grofsh. Kreisschulrats P. Schenk nach Beiträgen sämtlicher Lehrer des Schulkreises bearbeitet von J. J. Hoffmann. Lahr in Baden, Schömperlen, 1898. 384, 176 S.

Kistner, Kunz, Die Jakobsbrüder. Herausgeg. von K. Euling (Germ. Abhandlungen, XVI). Breslau, Marcus, 1899. VIII, 130 S. M. 5.

Consentius, E., 'Freygeister, Naturalisten, Atheisten' — ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Leipzig, Avenarius, 1899. 86 S.

Pniower, O., Goethes Faust. Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin, Weidmann, 1899. X, 308 S. M. 7.

Huch, R., Mehr Goethe. Leipzig, G. N. Meyer, 1899. 171 S.

Gaede, U., Schillers Abhandlung 'Über naive und sentimentale Dichtung'. Studien zur Entstehungsgeschichte. Berlin, Duncker, 1899. 72 S.

Ranftl, Joh., Ludwig Tiecks Genoveva. Als romantische Dichtung betrachtet (Grazer Studien f. deutsche Phil., H. VI). Graz, Styria, 1899. XII, 258 S.

Richter, K., Freiligrath als Übersetzer (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgeg. von F. Muncker, XI). Berlin, Duncker, 1899. 106 S. M. 2,70 (Subskriptionspreis M. 2,25).

Bankwitz, A., Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philol., XX, Germ. Abt. 9). Berlin, Ebering, 1899. 96 S.

Arnold, R. F., Geschichte der deutschen Polenlitteratur. Halle, Niemeyer, 1900. Erster Band. X, 298 S. M. 8.

Vogel, Th., Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterklassen der Dreikönigsschule (Realgymn. Dresden-N.), als Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht in den Unterklassen der Reform-Anstalten und Realschulen. Leipzig, Teubner, 1899. VIII, 83 S. M. 2.

Alge, S., Hamburger, S., und Rippmann, W., Leitfaden für den ersten Unterricht im Deutschen. Unter Benutzung von 'Hölzel's Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht'. Zum Gebrauche für Schüler aller Nationalitäten. I. Teil 185 S. II. Teil 143 S. 2. Aufage. St. Gallen, Fehr, 1899.

Branky, F., Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache (Lehrbuch der speziellen Methodik für die österr. Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten, redig. von W. Zenz, 2). 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Hölder, 1899. 90 S.

Simonsen, M. D., Lehrbuch der dänischen Sprache für die Schule und den Selbstunterricht. Zweite, umgearb. Aufl. Flensburg, Westphalen, 1899. VII, 259 S. M. 2,25.

Englische Studien. XXVI. Band, 3. Heft [G. L. Kittredge, Chaucer and Froissart, with a discussion of the date of the Méliador. — A. L. Stiefel, Lemercier als Plagiator Shaksperes. — R. Boyle, Daborne's share

in the Beaumont and Fletcher plays. — J. Koch, Die Wendtschen Thesen, II. — Litteratur. — Miscellen]. XXVII. Bd., 1. Heft [J. Koch, Kritische Bemerkungen zur Globe-Edition von Chaucers Werken. — K. D. Bülbring, Zur alt- und mittelengl. Grammatik. — K. Luick, Der Ursprung der ne. ai- und au-Diphthonge. — E. Koeppel, Über die Echtheit der E. Spenser zugeschriebenen 'Visions of Petrarch' und 'Visions of Bellay'. — J. Ellinger, Die Wendtschen Thesen, III. — Rezensionen].

Anglia. XXII. Bd., 2. u. 3. Heft [H. Kraeger, Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur. — W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhistorische Untersuchung, II. — E. P. Hammond, Lydgate's mumming at Hertford. — G. Hempl, Old Engl. č, čġ etc. — K. Luick, Zur Textkritik der Spiele von York].

Anglia Beiblatt. X. Bd., Nr. 3—6 (Juli—Oktober).

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 35. Jahrgang. Mit einem Bilde Leos. Berlin, Langenscheidt, 1899. M. 12 (für Mitgl. M. 10) [Jahresberichte. — A. Brandl, Shakespeares Vorgänger. — Richard II. erster Teil, herausgeg. von W. Keller. — E. Koeppel, War Shakespeare in Italien? — G. Sarrazin, Die Abfassungszeit von 'Viel Lärm um Nichts'. — A. Schröer, Neuere und neueste Hamlet-Erklärung. — R. Garnett, Die Entstehung und Veranlassung von Shakespeares Sturm. — A. L. Stiefel, Georg Chapman und das italienische Drama. I. — W. v. Wurzbach, Philip Massinger, I. — W. Oechelhäuser, Zwei neue Bühnenbearbeitungen der bezähmten Widerspenstigen. — Kleinere Mitteilungen. — A. Cohn, Nekrolog: Fr. A. Leo. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau. — Theaterschau. — Mitglieder-Verzeichnis. — Wort- und Sachverzeichnis zu Bd. XXXV].

Roeder, F., Die Familie bei den Angelsachsen. Eine kultur- und litterarhistorische Studie auf Grund gleichzeitiger Quellen. Erste Hälfte: Mann und Frau. Mit 1 Abbildung. (Studien zur engl. Philol., herausgeg. von L. Morsbach, IV.) Halle, Niemeyer, 1899. XX, 183 S.

Padelford, F. Morgan, Old English musical terms (Bonner Beiträge, H. IV). Bonn, Hanstein, 1899. XII, 112 S.

Wertheim, Karl, Wörterbuch des Englischen Rechts. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1899. XVI, 575 S. M. 10.

Simons, R., Cynewulfs Wortschatz oder vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft III). Bonn, Hanstein, 1899. IV, 163 S. M. 6.

Sykes, F. Henry, French elements in Middle English. Chapters illustrative of the origin and growth of Romance influence on the phrasal power of standard English in its formative period. Oxford, Hart, 1899. 64 S.

Tardel, H., Das englische Fremdwort in der modernen franz. Sprache (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 60 S.

Grieb, Ch. F., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt von A. Schröer. 31. Lieferung. Beweis—einflechten. M. 0,50.

Sattler, W., Proben eines deutsch-englischen Wörterbuchs (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 54 S.

Gebert, Bemerkungen zum Gebrauch der Imperfektformen could, might, must, would, should, ought, need (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen). Bremen, Winter, 1899. 20 S.

Lewin, H., Zur englischen Realienkunde. Familien- und Gesellschaftsleben (Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Biebrich, Ostern 1899). Biebrich 1899. 50 S.

Underhill, J. G., Spanish literature in the England of the Tudors. New York, publ. for the Columbia University Press by the Macmillan Co., 1899. VII, 438 S.

Behmer, C. A., Lawrence Sterne und C. M. Wieland (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgeg. von F. Muncker, IX). Berlin, Duncker, 1899. 63 S. M. 1.

Pesta, H., George Crabbe, eine Würdigung seiner Werke (Wiener Beiträge zur engl. Philol., X). Wien, Braumüller, 1899. 71 S. M. 2.

Escott, Th. H. S., Social transformations of the Victorian age. Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebr. herausgeg. von E. Regel (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, Abt. II, 36. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 104 S.

Ruskin, John, Chapters on art, a selection from the works of J. R. Für den Schulgebr. bearbeitet, erklärt und eingeleitet von S. Saenger (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, Abt. II, 35. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1899. XII, 83 S.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3365. Wells, H. G., When the sleeper wakes.
3366/67. Mrs. Alexander, The cost of her pride.
3368. Francis, M. E., The Duenna of a genius.
3369. Hornung, E. W., The amateur cracksman.
3370/71. Hichens, R., Flames.
3372. Vizetelly, E. A., With Zola in England.
3373/74. Mrs. M. Caffyn ('Jota'), Anne Mauleverer.
3375. Hopkins, T., An idler in old France.
3376/77. Fowler, E. T., A double thread.
3378. Atherton, G., American wives and English husbands.
3379/80. Parker, G., The battle of the strong.
3381. Mrs. Alexander, Brown, V. C.
3382. Norris, W. E., Giles Ingilby.
3383. Whitman, S., Reminscenses of the king of Roumania.
3384. D'Esterre-Keeling, E., The queen's serf.
3385/86. Buller, F. T., The cruise of the 'Cachalot'.
3387. Atherson, The Californians.
3388/89. Besant, W., The orange girl.
3390. Morrison, A., To London town.
3391. Kipling, R., Stalky & Co.
3392. Phillpots, E., The human Boy.
3393. Betham-Edwards, M., The lord of the harvest.
3394/95. Hope, A., The king's mirror.

(Cochrane R.), Recent travel and adventure: Livingstone, Stanley, Emin Pascha, Gordon, Greely, Nordenskiöld. Für den Schulgebrauch herausg. von J. Klapperich. Mit Karten von Mittelafrika und dem Nordpolargebiet. (Franz. u. Engl. Schulbibliothek, herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXX.) Leipzig, Renger, 1900. 80 S.

Everett-Green, E., The secret of the old house. Für den Schulgebrauch bearbeitet von E. Taubenspeck. (Franz. u. Engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C: Prosa und Poesie. Bd. XXX, Stufe III.) Leipzig, Renger, 1899. 118 S.

Hope, A. R., An emigrant boy's story für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Klapperich. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 6 Abbildungen. Leipzig, Freytag, 1899. XII, 100, 180 S. M. 1.50.

Hope, A. R., Stories of English girlhood für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Klapperich. (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C: Prosa und Poesie. Band XXIX, Stufe III.) Leipzig, Renger, 1899. 133 S.

Barnstorff, E. H., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. 3. verb. Aufl. Flensburg, Westfalen, 1899. VII, 295 S. M. 1,80.

Dammholz, Rudolf, Englisches Lehr- und Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Mittelschulen. Zweiter Teil: Oberstufe Band II b:

Lesebuch für Oberkl., Fortbildungsanst. u. Sem. (G. Ebner's Engl. Leseb. f. Schulen u. Erziehungsanst.) Hannover u. Berlin, Meyer, 1899. XVI. 472 S. M. 4.

Dickhuth, W., Übungsstoff und Grammatik für den engl. Anfangsunterricht. 2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Aufl. Magdeburg, Leichtenberg, 1899. V, 137 S.

Dubislav, G., und Bock, P., Lese- und Übungsbuch der englischen Sprache für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Mit 1 Karte von England und 1 Plan von London. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 219 S.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausg. B. Völlig neu bearb. von E. Regel. Unterstufe. Halle, Gesenius, 1900. IV, 182 S.

Kares, O., Kurzer Lehrgang der engl. Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Konversation. I. Teil: Grundlegende Einführung in die Sprache mit einer Karte von Grofsbritannien und Irland. Leipzig, Etlermann, 1900. XII, 260.

Kasten, W., Erläuterung der Hölzelschen Bilder 'Die Wohnung' und 'View of London' in engl. Sprache nebst Wörterverzeichnissen und Fragen zur Einleitung einer Besprechung im Unterricht. Hannover, Carl Meyer, 1899. 24 S., 2 Abbildungen, 1 Plan.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Englisches Lesebuch zur Geschichte und Länderkunde Grofsbritanniens für die Oberstufe des Gymnasiums. Mit Karte von England, Plan von London, dem Tower und dem engl. Parlamentsgebäude. Hannover, Goedel, 1899. VIII, 160 S. Geb. 2 M.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Lese- und Lehrbuch der engl. Sprache für Realgymnasien und lateinlose höhere Schulen. III. Teil. Untersekunda. Mit Karte von England, Plan von London, dem Tower und dem englischen Parlamentsgebäude. Hannover, Goedel, 1899. VIII, 188 S. Geb. 2 M.

Meier, K., und Afsmann, B., Hilfsbüchlein für den Unterricht in der englischen Sprache. Teil I: Englische Schulgrammatik von K. Meier. IX, 213 S. — Teil II: Englisches Lese- und Übungsbuch von K. Meier und B. Afsmann. A: Unter- und Mittelstufe. VI, 188 S. — Leipzig, Seele, 1899.

Norman, F. B., English grammar with numerous exercises and an appendix containing a list of homonyms, a few synonyms and the figures of speech. Vienna, Pichler, 1899. V, 242 S.

Thiergen, O., English lessons. Kurze praktische Anleitung zur raschen und sicheren Erlernung der englischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Mit 3 Ansichten und 1 Plan von London, sowie einer Münztafel. Leipzig, Teubner, 1900. 229 S.

Walter, M., Englisch in der Untersekunda nach dem Frankfurter Reformplan. (Abhdl. z. Jahresber. der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1897/98.) Frankfurt a. M., 1898. 52 S.

---

v. Marnitz, L., Russisches Übungsbuch im Anschlufs an seine Grammatik. Leipzig, Gerhard, 1899. 71 S. M. 1.

Romania .. p. p. P. Meyer et G. Paris. 1899. Juillet. 111 [F. Lot, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien (suite). G. Huet, Sur l'origine de *Floire et Blanchefleur*. S. Berger, Les bibles castillanes. C. Salvioni, Ancora dei Gallo-Italici di Sicilia. — Mélanges: A. G. Krüger, Les manuscrits de la *Chanson du Chevalier au cygne et de Godefroi de Bouillon*. P. M., La Plainte de Notre-Dame; L'*Avé Maria* paraphrasé; Trope de Saint Etienne en provençal. G. P., *abrier*, *abri*. G. Doncieux, Les verbes latins en -ulare et les noms latins en -ulus, -ula en pro-

vençal. G. Doncieux, *roucouler*. — Comptes rendus: V. Crescini, Il cantare di Fiorio e Biancifore (G. P.). A. J. Botermans, Die hystorie van die seuen wijse manen van Romen; H. P. B. Plomp, De middelnederlandsche bewerking van het gedicht von den VII vroeden van binnen Rome (G. P.). W. Cloetta, Die *Enfances Vivien* (R. Weeks). — Périodiques. Chronique]. Octobre. 112 [L. Brandin, Le manuscrit de Hanovre de la *Destruction de Rome* et de *Fierabras*. S. Berger, Les bibles castillanes (fin). M[me] C. Michaëlis de Vasconcellos et S. Berger, Notes sur les bibles portugaises. F. Lot, Caradoc et Saint Patern. J. Vising et H. Andersson, L'amuïssement de l'*r* finale en français. J. Leite de Vasconcellos, Phonologia mirandesa. — Comptes rendus: Gio. Mari, I trattati medievali di ritmica latina (G. P.). E. Stengel, Die altprov. Liedersammlung der Laurenziana. M. Pelaez, Il canzoniere prov. *c* Laurenziano (L. Brandin). E. Moore, Studies in Dante, second series (P. Toynbee). — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes XLII, 3—4 [A. Blanc, Narbonensia: Changement de *i* provencal en *ie;* Passage de *g* et *j* en *y;* Mystères narbonnais. Neuprovenzalische Gelegenheitsgedichte. L. Lambert, Contes populaires de Languedoc (suite). F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie. Chronique].

N a z a r i, Oreste, I dialetti italici, grammatica, iscrizioni, versione, lessico. Milano, Hoepli, 1900. XVI, 364 S. kl. 8 (Manuali Hoepli). Geb. l. 3.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. B e h r e n s. XXI, 3. [W. Horn, Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen. G. Körting, Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte. W. Wetz, Über Taine aus Anlafs neuerer Schriften]. 5 u. 7. [W. Wetz, Über Taine aus Anlafs neuerer Schriften. J. Bethge, Zur Technik Molières].

Revue de philologie française et de littérature .. p. p. L é o n C l é d a t. XIII, 2 [Enquête sur les patois. Questionnaire II. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; le pronom sujet de la 2e personne du singulier. Nédey, patois de Sancey, Doubs (suite). L. Clédat, 'c'est son moindre défaut.' L. C., Remarques sur l'emploi de n u l. — Comptes rendus. Chronique (réforme orthographique)]. XIII. 3 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; les pronoms de la 1re et de la 2e personne du pluriel. A. Dauzat, Contribution à la phonétique de l'O dans Flamenca. L. Clédat, Sur les emplois de 'même'. Chronique].

Schulbibliothek französischer und engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. B a h l s e n und J. H e n g e s b a c h. I. Französische Schriften. Berlin, Gärtner, 1899/1900. 8. (Wörterbücher zu einzelnen Bänden sind gesondert erschienen.)

35. Contes et nouvelles modernes. Für die Schule bearbeitet und erklärt von J. D o r r. 119 S. Geb. M. 1,20 (Wörterb. M. 0,40).
36. Les trois petits mousquetaires par Émile Desbeaux. Auswahl. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. R. K r o n, Oberlehrer. VIII, 116 S. Geb. M. 1 (Wörterbuch in Vorbereitung).
37. Histoire de la révolution française. Herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. F. J. W e r s h o v e n. Mit 6 Abbildungen und einem Plan von Paris. VII, 156 S. Geb. M. 1,50.
38. La vie de collège en France. Erzählungen aus dem französischen Schulleben. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. W e r s h o v e n und Oberlehrer Dr. K e e s e b i t e r. 109 S. Geb. M. 1,20.

Siepmann's Advanced french series, London, Macmillan and Co., 1899. 8.
Le roi des montagnes par Edmond About, adapted and edited by E r n e s t W e e k l e y, M. A. XVII, 177 S. Geb. 2 s. 6 d.

Cœurs russes par le Vte E.-M. de Vogüé, edited by Eugène Pellissier. XVI, 161 S. Geb. 2 s. 6 d.

Contes choisis par François Coppée, edited by Margaret F. Skeat. X, 176 S. Geb. 2 s. 6 d.

Siepman's french series, elementary, London, Macmillan and Co., 1899, 8.

Le tour du monde en quatre-vingts jours par Jules Verne, adapted and edited by Louis A. Barbé, B. A., head master of the modern language department in the Glasgow Academy. XI, 193 S. Geb. 2 s. 6 d.

Französische und englische Schulbibliothek herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1899. 8.

B. 27. Le verre d'eau, comédie en cinq actes et en prose par Eugène Scribe. Für den Schulgebrauch bearbeitet von L. E Rolfs. XIV, 101 S.

. A 121. Molière et le théâtre en France. Zum Schulgebrauch herausgegeben von F. J. Wershoven. Mit einem Bildnis Molières. 93 S.

Spielmanns-Buch, Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1900. VI, 466 S. 8.

Probe der neuen Rolandsliedausgabe von E. Stengel. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.) Der neuphilologischen Sektion der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner überreicht vom Herausgeber und Verleger. (Bg. 11, S. 171—176, Z. 1515 bis 1672 mit Varianten.)

Rajna, Pio, A Roncisvalle. Alcune osservazioni topografiche in servizio della Chanson de Roland. (Extracto del Homenaje á Menéndez y Pelayo en el año vigésimo de su profesorado. Estudios de erudición española. Madrid, Suárez, 1899.) 13 S. 8.

Christian von Troyes, Der Karrenritter (Lancelot) und das Wilhelmsleben (Guillaume d'Angleterre) herausgegeben von Wendelin Foerster. Halle, Niemeyer, 1899. (Christian von Troyes sämtliche erhaltene Werke, vierter Band.) CLXXXIV, 499 S. M. 20.

Der anglonormannische Boeve de Haumtone zum ersten Male herausgegeben von Albert Stimming. Halle, Niemeyer, 1899. (Bibliotheca normannica .. herausgeg. von H. Suchier. Bd. VII.) VIII, CXCVI, 279 S. 8. M. 12.

Péan Gatineau, Das altfranzösische Martinsleben, neue nach der Handschrift revidierte Ausgabe von Werner Söderhjelm. Helsingfors, Hagelstam, 1899. III, 136 S. 8. (Der Text, den Söderhjelm 1896 für den Stuttgarter Litterarischen Verein herausgegeben hatte, erscheint hier in wesentlich besser befriedigender Gestalt, indem die einzige bekannte Handschrift neu verglichen und von den Besserungsvorschlägen G. Paris', Toblers und Mussafias reichlich Gebrauch gemacht ist.)

Wiese, Dr. Leo, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor. Mit einem Anhang: Sermo de sapientia und Moralium in Job Fragmenta. Von der hohen philosophischen Fakultät der Universität Bonn preisgekrönte Arbeit. Halle a. S., Niemeyer, 1900. 194 S. 8.

Berger, Rudolf, Canchons und Partures des altfranzösischen Trouvere Adan de le Hale le bochu d'Aras. I. Canchons. Inaugural-Dissertation aus Halle. Halle, Druck von E. Karras, 1899. 47 S. Kl. 8. (Einleitung und ein Stück einer kritischen Ausgabe, die in Foersters Romanischer Bibliothek erscheinen soll.)

La Terre de promission (das Land der Verheifsung), altfranzösische Übersetzung des Eugesippus-Fretellus nach der Maihinger Hs. 730 und der Pariser Hs. 1036 mit lateinischem Original nach der Münchener Hs. 5307 zum ersten Male herausgegeben von M. Roesle, K. Professor. Beilage zum Jahresbericht der Kgl. Realschule Landshut, Schuljahr 1898/99. Landshut 1899. VIII, 44 S. 8.

Der Springer unserer lieben Frau. Mit Einleitung und Anmerkungen

kritisch herausgeg. von Hermann Wächter. (Separatabdruck aus 'Romanische Forschungen'. XI. Band, 1. Heft.) Erlangen, Junge, 1899. 68 S. 8.

Sagan om Rosen after den af prof. Gaston Paris i Paris den 24 november 1893 till prof. Adolf Tobler's i Berlin silfverbröllop utgifna fornfranska dikten le conte de la rose i originalets versmått öfversatt af Carl Wahlund, illustrerad af Carl Larsson till den 9 augusti 1899. Tryck och reproduktion från kungl. Hofboktryckeriet iduns tryckeri aktiebolag, Stockholm 1899. 4°, zwei farbige Kunstblätter. Das Gedicht, das W. in dem Prachtdruck schwedisch wiedergiebt, steht auch in der Romania XXIII, 78; s. dazu Gröbers Ztschr. XVIII, 556.

Paul, Léon, En Terre sainte. Nach des Verfassers 'Journal de voyage' für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Michaelis, Rektor und Ortsschulinspektor zu Biebrich am Rhein. Zweites Tausend. Dessau u. Leipzig, Kahle, 1899. XIII, 95 S. 8. M. 1,20.

Bihler, Heinrich, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B., Die historische Sprachforschung im französischen Unterrichte der Gymnasien. (Beilage zum Jahresberichte des Grofsherzoglichen Gymnasiums zu Freiburg i. B.) Freiburg i. B., 1898. Progr. Nr. 636: 17 S. 4. (Was im zweiten Teile der Abhandlung vorgetragen wird, um die notwendig zu erlernenden Thatsachen dem Schüler aus der Geschichte der Sprache zu erklären, bedarf an sehr vielen Punkten der Richtigstellung. Die Absicht des Verfassers kann man nur billigen.)

Zimmerli, Dr. J., Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. III. Teil. Die Sprachgrenze im Wallis. Nebst 17 Lauttabellen und 3 Karten. Basel und Genf, Georg, 1899. 154 S. 8.

Fetter, Johann, K. K. Direktor der Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke in Wien, Lehrgang der französischen Sprache. I. und II. Theil. Achte, unveränderte Auflage. Wien, Pichlers Witwe und Sohn, 1899. V, 211 S. 8. Geb. 2 K. 30 h. III. Theil. Vierte unveränderte Auflage. II, 126 S. 8. Geb. 1 K. 64 h. IV Theil. Übungs- und Lesebuch. Mit einer Karte. Vierte, unveränderte Auflage. VII, 202 S. 8. Geb. 2 K. 50 h.

Weifs, Meta, Französische Grammatik für Mädchen. II. Teil. Oberstufe. Dritte Auflage. Neu bearbeitet nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Paderborn, Schöningh, 1900. VIII, 355 S. 8. M. 3.

Nonnenmacher, Dr. E., Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben [o. J.]. VIII, 182 S. Geb. M. 2.

Koken, Dr. W., Oberlehrer an der Realschule II zu Hannover, Französische Sprechübungen an Realanstalten. Anleitung zu deren nach Stufen geordnetem, planmäfsigem Betriebe. Nach den neuen Lehrplänen zusammengestellt. (Erweiterter Sonderabdruck aus der Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.) Leipzig, Teubner, 1899. 55 S. 8.

Alge, S., Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen. Unter Benützung von 'Hölzel's Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht'. Erster Teil. Mit 4 Bildern. Sechste, verbesserte Auflage. Lehrer-Ausgabe. St. Gallen, Fehr, 1898. XXVI, 172 S. 8. Geb. M. 1,20.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. Zweite unveränderte Auflage. III. L'été. Leipzig u. Wien, Gerhard, 1899. 16 S. 8. M. 0,30.

Kasten, Prof. Dr. Wilhelm, Erläuterung der Hölzelschen Bilder 'Die Wohnung' und 'Vue de Paris' in französischer Sprache nebst Wörterverzeichnissen und Fragen zur Einleitung einer Besprechung im Unterricht. Mit zwei Abbildungen und einem Plane. Berlin, Hannover, Carl Meyer, 1900. 33 S. 8. M. 0,60.

Theisz, Jules. Cours élémentaire de langue française. Budapest, Eggenberger, 1893. X, 64. Dazu ein Supplément gratuit: 'Textes phonétiques à l'usage des commençants', 16 S., und besonders geheftet 'Voca-

bulaire et exercices pratiques' S. 67—160. (Für magyarische Schüler.) Geb. Fl. 1,20.

Hille, A., System der logischen Beziehungen des französischen Verbs. Konjugationstafel. Ein Lehrmittel zur Uebung der Verbalformen. Das ganze Gebiet umfassend. Handtafel für die Schüler und den Privatgebrauch zur methodischen Uebung der Formen und Redeweisen und für häusliche Aufgaben. Bremen, Winter, 1899. Gefaltete Tafel von 4 Oktavseiten, dazu 16 S. Gebrauchsanweisung und 6 S. Quart Ergänzungsblatt. Hand-Tafel M. 0,50. Begleitschrift M. 0,30.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch für Anfänger. Mit einem grammatischen Elementar-Kursus als Anhang. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899. XLVIII, 128 S. 8. Geb. M. 1,50.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch. Unterstufe. Siebente Auflage. Mit einer Karte von Frankreich und einem Kärtchen der Umgebung von Paris. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. XXIV, 218 S. 8. Geb. M. 2.

Kühn, Karl, Französisches Lesebuch. Mittel- und Oberstufe. Mit fünfunddreifsig Illustrationen, einer Ansicht und einem Plan von Paris, sowie einem Kärtchen der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. XIV, 348 S. 8. Geb. M. 3. Wörterbuch dazu 88 S. 8. Geb. M. 0,80.

Alge, S., Lectures et exercices, manuel pour l'enseignement du français. Troisième année de français. Deuxième édition entièrement refondue. St. Gallen, Fehr, 1899. 211 S. 8. Geb. M. 2.

Ohlert, Arnold, Oberlehrer der städtischen Höheren Mädchenschule in Königsberg i. Pr., Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. Vierte Auflage. Hannover und Berlin, Meyer, 1899. VIII, 245 S. 8. M. 2. Geb. 2,40.

Johannesson, Max, Französisches Übungsbuch für die Unterstufe im Anschlufs an das Lesebuch, Berlin, Mittler, 1899. XI, 127 S. 8 M. 1,80. Geb. 2,20.

Diehl, Dr. R., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden, Französisches Übungsbuch im Anschlufs an Kühns Lesebücher. I. Teil. Unterstufe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. VI, 82 S. 8. Geb. M. 1,10.

Ehrhart, Oberstudienrat C., und Planck, Prof. Dr. H., Syntax der französischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Ausgabe für lateinlose Schulen von Otto Günther, Professor an der Kgl. Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart. Stuttgart, Neff, 1899. XII, 211 S. M. 1,60. (S. über die erste Ausgabe Arch. XCIX, 464.)

Hofer, Karl, Kgl. Gymnasiallehrer, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Programm des Kgl. humanistischen Gymnasiums Zweibrücken am Schlusse des Schuljahres 1898/99. Zweibrücken 1899. 42 S. 8. (Leipzig, Fock, M. 1.)

Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, Dictionnaire général de la langue française .., 26. fasc. Paris, Delagrave. (*ruine — soulever.*)

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 13. u. 14. Lieferung (Électre — Gambon). Leipzig, Renger, 1899.

Stavenhagen, W., Kleines Militär-Wörterbuch, Französisch-Deutsch und Deutsch-Französisch. Zweiter Theil: Deutsch-Französisch. Berlin, Eisenschmidt, 1898. X, 764 S. 16. M. 5,50.

Schlessinger, Gustav, Die altfranzösischen Wörter im Machsor Vitry, nach der Ausgabe des Vereines 'Mekize Nirdamim'. Würzburger Dissertation. Mainz, 1899. 104 S. 8.

Tardel, Dr. Hermann, Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache. (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Ver-

sammlung deutscher Philologen und Schulmänner.) Bremen, Winter, 1899. 60 S. 8.

Paris, Gaston, La littérature normande avant l'annexion (912—1204), discours lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie le 1er décembre 1898. Paris, Bouillon, 1899. 57 S. 8.

Draeger, Richard, Molière's Dom Juan historisch-genetisch neu beleuchtet. Inaugural-Dissertation von Halle-Wittenberg. Halle, Buchdruck. von J. Schlesinger, 1899. 35 S. 8.

Giraud, Victor, Pascal, l'homme, l'œuvre, l'influence, notes d'un cours professé à l'Université de Fribourg (Suisse) durant le semestre d'été 1898. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Fontemoing, 1900. X, 252 S. 8. fr. 3,50.

Ritter, Eugène, professeur à l'Université de Genève, Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance. Genève, Georg, 1899. 110 S. 8.

Karénine, Wladimir, George Sand, sa vie et ses œuvres 1804—1876. Paris, Ollendorff, 1899. T. I. 1804—1833. III, 450 S. 8. fr. 7,50. T. II. 1833—1838. 460 S. 8. fr. 7,50.

Die altprovenzalische Liedersammlung c der Laurenzinna in Florenz nach einer in seinem Besitz befindlichen alten Abschrift herausgegeben von E. Stengel. (Wissenschaftliche Beilage zum Vorlesungsverzeichnis der Universität Greifswald, Winter 1899/1900.) Greifswald, Druck von J. Abel, 1899. 76 S. 8.

Suchier, Hermann, Fünf neue Handschriften des provenzalischen Rechtsbuchs 'lo Codi'. Halle, Niemeyer, 1899. (Auch als Hallisches Universitätsprogramm ausgegeben.) 11 S. 4 und 5 Tafeln in Phototypie.

Welter, Nicolaus, Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Mit Mistrals Bildnis. Marburg, Elwert, 1899. 356 S. 8. M. 4, geb. M. 5.

Archivio glottologico italiano diretto da G. J. Ascoli. XV 1, 2 [Parodi, Studj liguri; Zingarelli, Il dialetto di Cerignola; Nigra, Note etimologiche e lessicali; froge; Salvioni, pazzo; Pieri, Gli omeótropi italiani; Note etimologiche; Ascoli, Appendice all'articolo 'Un problema di sintassi comparata dialettale'; Zingarelli, Il dialetto di Cerignola; Pieri, Intorno a un articolo di toponomastica elbana].

Studj di filologia romanza pubbl. da Ernesto Monaci. Fasc. 20, Torino, Ermanno Loescher, 1899. [M. Pelaez, Il canzoniere provenzale c. A. Restori, Appunti teatrali spagnoli.]

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. IV, 3—4. [N. Zingarelli, L'epistola di Dante a Moroello Malaspina. E. Proto, Per una fonte dei 'Cinque Canti'. E. Filippini, Per lo svolgimento drammatico della leggenda dongiovannesca. — Recensioni, Bollettino ecc.]

D'Ovidio, Francesco, L'epistola a Cangrande (Estratto dalla 'Rivista d'Italia', fasc. 9). Roma, Società editrice 'Dante Alighieri'. 1899. 31 S. 8.

Scarano, Nicola, L'apparizione dei beati nel Paradiso dantesco. Napoli 1899. (Estratto dagli 'Studi di letteratura italiana' I, fasc. 2.) 29 S. 8.

Tasso, Torquato, Le rime, edizione critica su i manoscritti e le antiche stampe a cura di Angelo Solerti. Volume III: Rime d'occasione o d'encomio. Bologna, Romagnoli-Dall'Acqua, 1899. 533 S. 8. l. 14 (Collezione di opere inedite o rare).

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, ediz. curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati. Milano, Hoepli, 1899. (fasc. 19—26, pag. 433—576.) S. Archiv CI, S. 479.

Scanferlato, A., Lezioni italiane. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den münd-

lichen und schriftlichen freien Gebrauch. Leipzig, Teubner, 1899. IV, 220 S. 8.

Hecker, Dr. O., Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Il Piccolo Italiano. Ein Handbuch zur Fortbildung in der italienischen Umgangssprache und zur Einführung in italienische Verhältnisse und Gebräuche verfaſst und mit Aussprachehilfen versehen. Karlsruhe, Bielefeld, 1900. VIII, 164 S. 8. Geb. M. 2,40.

Subak, Dr. Julius, Das Zeitwort in der Mundart von Tarent. Aus dem Jahresberichte 1898/99 der Kaiser Franz Joseph-Höheren Handelsschule in Brünn. Brünn, Selbstverlag der Anstalt, 1899. 23 S. 8.

Rigutini, Gius. e Bulle, O., Nuovo dizionario ecc., fasc. 16. Leipzig, Tauchnitz, 1899 [Knickbeinig-nachfärben].

Hecker, Dr. O., Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil I: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, Westermann, 1900. X, 436 S. 8. Geb. M. 3.

Salvioni, Carlo, Noterelle di toponomastica lombarda. Serie seconda. (Estratto dal 'Bollettino storico della Svizzera italiana', vol. XXI, anno 1899.) Bellinzona, Stabilimento Colombi e C., 1899. 15 S. 8.

Salvioni, Carlo, Dei nomi locali leventinesi in *-éngo*, e d'altro ancora. Bellinzona, 1899. (Estratto dal 'Bollettino storico della Svizzera italiana', vol. XXI.) 10 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 100—101 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga, II. R. Murari, Il 'De causis' e la sua fortuna letteraria nel medio evo. — Varietà: G. Bertoni, Il complemento del canzoniere provenzale di Bernart Amoros. F. Foffano, Postille inedite di G. Baretti al 'Bacco in Toscana' del Redi. — Rassegna bibliografica: Il primo centenario di G. Leopardi (M. Losacco). L. Franceschini, Fra Simone da Cascia e il Cavalca; Nicola Mattioli, Il beato Simone Fidati da Cascia (A. Gallatti). A. Borzelli, Il cav. G. B. Marino (G. F. Damiani). Bollettino. Annunzi analitici ecc.].

Wiese, Dr. Berthold, und Pèrcopo, Prof. Dr. Erasmo, Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. X, 639 S. gr. 8. Geb. M. 16.

Landau, Dr. Marcus, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin, Felber, 1899. XI, 709 S. 8. M. 12.

Sicardi, Enrico, Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per madonna Laura de Sade. Con un'appendice e un facsimile. Milano, Hoepli, 1900. XIII, 280 S. 8. l. 4.

Vossler, Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. Berlin, Felber, 1900. 88 S. 8. (Der philos. Fakultät in Heidelberg als Habilitationsschrift vorgelegt.)

Lope de Vega, Los Guzmanes de Toral ó como ha de usarse del bien y ha de prevenirse el mal. Commedie Spagnuole del secolo XVII sconosciute, inedite o rare, pubblicate dal Dr. Antonio Restori. Halle a. S., Niemeyer, 1899. (Romanische Bibliothek Nr. 16.) XX, 100 S. kl. 8., 1 Bl. Phototypie. M. 3,60.

Tiktin, Dr. H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. Lieferung 5. Bukarest, Staatsdruckerei, 1899. (căĭmăcăne'sc—cé'la.) M. 1,60.

Beilagen:

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LIV. JAHRGANG, CIV. BAND,
DER NEUEN SERIE IV. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1900.



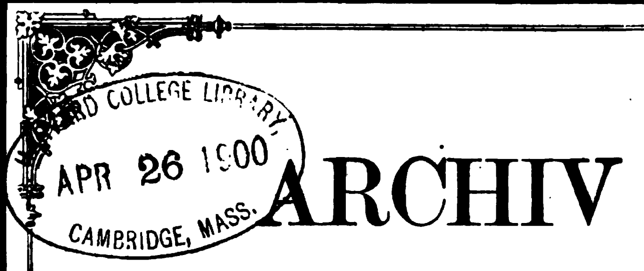
Inhalts-Verzeichnis des CIV. Bandes,

der neuen Serie IV. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIV. BAND, DER NEUEN SERIE IV. BAND,
1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalt.

CIV. Band, der neuen Serie IV. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 22. März 1900.

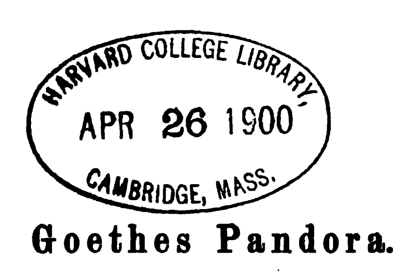
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Goethes Pandora.

I.

Wir sind in den Anfängen der Menschen. Prometheus hat sie geschaffen und ihnen das Feuer gebracht. Nun hat er sich eine Schar starker Männer herangezogen, die er schmieden lehrt und über denen er wie ein großer Fabrikherr waltet. Von Zeus' Feindschaft und Rache ist nicht die Rede. Die Berufe haben sich schon gesondert. In der Landschaft treiben Hirten, Ackerbauer, Winzer, Fischer und Handelsleute ihr Wesen. Schon wohnen die Menschen zu dicht aufeinander, und den Überschuß der gedrängten Volkskraft läßt Prometheus ausziehen, damit er, andere verdrängend, sich gewaltsam Raum schaffe. 'Arbeit und Nahrung!' ist das Losungswort in Prometheus' Herrschaftsbezirk. Man wohnt in Felshöhlen, die, wie das Bedürfnis es mit sich bringt, mit Felsstücken zugesetzt oder mit Thoren und Gattern verschlossen sind.

Auf Epimetheus' Seite erscheint dagegen ein ernstes Holzgebäude nach ältester Art mit Säulen von Baumstämmen — die Hausform, aus welcher der griechische Tempel hervorgegangen ist. Auch Fruchtbäume und wohlbestellte Gärten zeigen sich — hier regt sich ein primitiver Schönheitstrieb, ein künstlerischer Sinn, der aber nicht die Kraft hat, zu beglücken. Epimetheus lebt als ein trüber, alternder Mann in der Erinnerung eines entschwundenen Glücks. Zu ihm hat sich einst ein schönes Frauenbild — Pandora — vom Himmel herniedergelassen und ihm der Seligkeit Fülle gewährt. Dann entschwand sie wieder und nahm die eine Tochter, Elpore, mit sich; die andere, Epimeleia, ließ sie ihm zurück. Nur in kurzen Morgenträumen, die dem ruhelos sich Verzehrenden gegönnt sind, besucht ihn Elpore. Aber wenn

er sie sehnsüchtig zu sich ruft und sie sich nähert, erscheint sie ihm fremd, unkenntlich.

Die beiden Brüder leben entfremdet nebeneinander. Prometheus' Sohn Phileros, in dem des Vaters hart-verständige Art durch Jugend und Schönheit veredelt erscheint, hat Epimeleia erblickt und liebt sie, ohne sie zu kennen. Er geht in dämmernder Morgenfrühe, die Geliebte zu sehen, findet bei ihr einen Hirten, der dort gewaltsam eingedrungen ist, erschlägt den vermeinten begünstigten Nebenbuhler, wendet sich dann rasend gegen Epimeleia, die zu ihrem Vater flüchtet, verfolgt und verwundet sie in ihres Vaters Armen. Durch den Hilferuf Epimeleias herbeigezogen erscheint Prometheus und verbannt den Sohn aus der menschlichen Gesellschaft. Der stürzt sich, den Tod suchend, vom Felsen ins Meer. Inzwischen sind die Genossen des erschlagenen Hirten, ihn zu rächen, in Epimetheus' Bezirk eingedrungen, der in Flammen aufgeht. Epimeleia stürzt sich in den Feuertod. Epimetheus eilt ihr nach, sie zu retten, und Prometheus sendet seine Krieger zu Hilfe gegen die Hirten. Eos steigt aus dem Meere herauf und kündet, wie Phileros nicht in den Wellen, Epimeleia nicht im Feuer untergeht, sondern beide durch Götterwillen erhalten bleiben. Hier schliefst der erste Akt und zugleich der ausgeführte Teil des auf zwei Akte angelegten Dramas. Wir folgen nun dem Schema der Fortsetzung.

Phileros erscheint, erfrischt, erneut, verschönt, von Eos' Strahlen rosig umhaucht.

> Und den Thyrsus in den Händen
> Schreitet er heran, ein Gott.

Um ihn drängen sich jubelnd Fischer und Winzer, natürlich-gesunde Menschenbilder, von seiner Schönheit hingerissen, mehr noch von dem geheimnisvollen Zauber der festlichen Stunde erregt.

> Hörst du jubeln, Erz ertönen?
> Ja, des Tages hohe Feier,
> Allgemeines Fest beginnt.

Ohne Panther, Satyrn und Mänaden, nur aus jugendlichen, festlich erregten Menschen schafft sich Goethe hier einen bakchischen Zug. 'Jugend ist Trunkenheit ohne Wein'. Aber auch an Wein fehlt es nicht. Ein bärtiger Alter dient dem Dichter statt des Silen.

Die geschmückte
Schönste Schale reicht ein Alter,
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm dem Bacchus Ähnlichen.

Goethe hätte hier antike Basreliefs von dionysischen Aufzügen in Poesie übersetzt. Jauchzende Chorgesänge erschallen; der festliche Tumult füllt die ganze Scene. Da erscheint am östlichen Horizont ein geheimnisvolles Meteor und deckt den eben hervortretenden Wagen des Helios. Der Dichter wird nicht müde, die Vorgänge des hohen Schicksalstages in immer neuen, sinnlich angeschauten Prachtbildern zu malen. Wenn die Kypsele den Wagen des Helios deckt, so erscheint sie gewifs von einer goldstrahlenden Aureole umflossen.

Nieder senkt sich Würdiges und Schönes.

Das geheimnisvolle Gebilde senkt sich also nieder zu der staunenden Menge. Gewifs hätte der Dichter dafür gesorgt, dafs nicht durch scheinbare Aufhebung der Gesetze der Schwere eine bängliche Empfindung entstehen konnte. Wie die Kypsele sich langsam feierlich niedersenkte, war sie vielleicht von tragenden Wolken umgeben, wie es in der Malerei bei allem üblich ist, was ohne Flügel vom Himmel herniederschwebt oder zu ihm emporgetragen wird.

Phileros und Prometheus — nur diese beiden sind aufser dem bakchischen Volke der Winzer und Fischer auf der Scene anwesend — stehen der Gabe von oben verschieden gegenüber. Prometheus hat schon auf die Ankündigung der Kypsele durch Eos erwidert:

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.

Ihm genügt der mit Arbeit erfüllte Menschentag und Behagen und Wohlstand, wie sie durch Menschenarbeit zu erreichen sind. Er ist irdisch im guten und üblen Sinne des Wortes, und so lehnt er Eingreifen und Gabe von oben ab. Phileros, durch seine Liebe im Innersten erregt, von verzweifeltem Todessprung zu neuem, frischem Leben aufgerufen und durch den dionysischen Schwung der festlichen Stunde für das Ungemeine, Grofse gestimmt, ahnt in der Kypsele die heilige Gottesgabe. Er überwindet in sich selbst den starren Realismus seines Vaters und

wird so der hohen Weihe würdig, zu der ihn die Dichtung weiterhin beruft. In den Wechselreden des Prometheus und Phileros gelangt die Gestalt der Kypsele im allgemeinen zum Ausdruck, sie ist mit bedeutsamen Reliefdarstellungen geschmückt.

Nun kommen Prometheus' Krieger siegreich von der Expedition zurück und bringen die Hirten gefangen mit sich. Prometheus giebt sie frei. Er sollte in den Versen, die das Schema — nach v. Wilamowitz irrtümlich — als ithyphallisch anmerkt, die Hirten wohl darauf hinweisen, in Zukunft friedlich ihrem Berufe nachzugehen und der heiligen Ordnung nicht zu widerstreben, die alle Glieder eines Gemeinwesens bändigt. Nach diesem Zwischenfall nimmt der Streit um die Kypsele seinen Fortgang. Prometheus will sie vergraben und verstürzt wissen, die Krieger wollen sie zerschlagen und den Inhalt rauben, die Schmiede das Gefäſs schützen und es stückweise auseinandernehmen, um daran zu lernen. Prometheus aber insistiert auf unbedingtes Beseitigen. So geht das Reden, Bewundern und Gaffen des Volkes weiter. Der einzelne kann, wie Prometheus, in seinen klaren und entschiedenen Grundsätzen die Kraft finden, die Göttergabe abzulehnen. Ihm ist dieses Geschlecht 'ausgestattet genugsam zur Erde', er kennt kein höchstes Gut, das von oben kommt, ihm dünken alle Güter gleich. Aber die Menge kennt weder die dankbare, selbstlose Hingabe an das Höhere, noch den kühnen Menschentrotz, der sich auf sich selbst stellt.

Epimeleia erscheint, aus dem Feuer gerettet; ihr folgt Epimetheus. Wie Epimeleia im ausgeführten Drama, während Prometheus und Epimetheus auf sie eindringen:

Bist du beschämt? Gestehst du, wessen er dich zeiht?

wie vom Gott ergriffen in einen Hymnus ausbricht auf alles Unendliche, was das Menschenherz heilig durchschauert, und dann erst von der Klage über die Endlichkeit des Glücks zu einem Bericht des Vorgefallenen gelangt, so öffnet sie nun hier die Lippen zu einer 'Weissagung', einer erhabenen Deutung der geheimnisvollen Göttergabe.

'Auslegung der Kypsele. Vergangenes in ein Bild verwandeln. Poetische Reue. Gerechtigkeit.'

Daſs Epimeleia Reue empfindet, sagt sie selber:

Lieb und Reu treibt
Mich zur Flamm' hin

und

Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.

Sie bereut nicht etwa ihre Liebe, denn die besteht neben ihrer Reue: Liebe und Reue treiben sie zur Flamme hin. So bliebe nur ihr Verhalten gegenüber Phileros' Anklagen, ihr Schweigen, ihre Flucht, die dem Verdachte des Liebenden Nahrung gaben, das Geheimnis, in das sie ihre Liebe vor dem Vater gehüllt hat. Aber das alles wäre klein im Zusammenhange der grofsen Dinge, um die es sich hier handelt. Sie selbst deutet auf ihre Verschuldung hin, nennt sie aber nicht:

Jene Schuld ragt!
Auge droht mir,
Braue winkt mir
Ins Gericht hin.

Ist es etwa die Liebe der Göttertochter zu dem irdischen Jüngling? Epimeleia ist die halb unirdische Schwester der ganz unirdischen Elpore. Die Ausführung würde hier Klarheit geschafft haben.

Nun löst sich diese Reue poetisch, das Vergangene verwandelt sich ihr in ein Bild. Wir kennen diesen Prozefs aus Goethes Dichtung: Die Laune des Verliebten, die Gretchentragödie im Faust, Werther, der Triumph der Empfindsamkeit, die Wahlverwandtschaften sind nichts anderes als poetische Reue und Verwandlung des Vergangenen in ein Bild. Die Schwierigkeit liegt nur darin, die Verbindung von Epimeleias poetischer Reue mit der Auslegung der Kypsele zu finden und anzugeben, in welches Bild sich ihr das Vergangene verwandelt.[1] War dieses 'Bild' zugleich auf der Kypsele dargestellt? Denn um eine Auslegung der symbolisch bedeutsamen getriebenen Bildwerke der Kypsele handelt es sich hier. Die anlangende Kypsele wird in den Wechselreden des Phileros und Prometheus 'im allgemeinen beschrieben'. Dann erfreuen sich die Schmiede an der technischen

[1] Ebenso heifst es in dem ältesten Schema zu Dichtung und Wahrheit von 1809 (Weim. Ausg. 26, 357): Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild. Umgekehrt in einem anderen Schema (29, 252) auf Liebhabertheater und Aufzüge sich beziehend: Verwandeln des Bildes in die Wirklichkeit.

Vollendung des reichen Bilderschmucks, und nachdem so die Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, erfolgt die 'Auslegung der Kypsele' durch Epimeleia. Zuletzt deutet Pandora den 'würdigen Inhalt der Kypsele'. So hat Goethe die stufenweise fortschreitende Aufklärung über die Kypsele sorgsam über die Handlung verteilt. Von ihrem 'würdigen Inhalt' wird weiterhin die Rede sein, und danach wird man dann auch wenigstens von ferne ahnen können, was auf ihr dargestellt sein sollte — jedenfalls nicht die mannigfachen Gegenstände aus der griechischen Mythologie, die nach Pausanias auf der wirklichen Kypsele zu schauen waren.

Epimeleia verbindet also in ihrer 'Weissagung' die Auslegung der Kypsele mit der poetischen Reue, die das Vergangene in ein Bild verwandelt. Der menschliche Eigenwille, dem sie ebenso wie Phileros, Epimetheus und Prometheus gefolgt ist, hat sich der Gerechtigkeit von oben zu beugen, der Titanentrotz, der den grofsen Beginn des Menschenwesens geschaffen hat, wird nun die Götter gewähren lassen.

Nach Epimeleia spricht Epimetheus. Auch er will die Kypsele heilig halten. Die Parteiungen über das Schicksal der Kypsele arten in Tumult aus, das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben wird wieder leidenschaftlich erörtert. Dem Dichter hat unter dem Einflufs der Vorgänge in Frankreich lange das Bild einer Volksscene vorgeschwebt, in der die Parteien heftig aufeinander platzen und der Unverstand der Masse sich malen sollte. In den Plänen zu den Aufgeregten, zum zweiten Teile der natürlichen Tochter und nun auch zu Pandora findet sich eine solche Scene, die aber nie zu stande gekommen ist. In dem Momente des höchsten Tumults erscheint Pandora und 'paralysiert die Gewaltsamen'. Nach diesem Ausdruck dürfen wir uns wohl vorstellen, dafs die Menge Hand an das heilige Gefäfs zu legen Miene macht, während Epimetheus, Phileros und Epimeleia sich den Gewaltsamen schützend entgegenstellen. Diesen Moment höchster Erregung arbeitet der Künstler bewufst heraus, damit Pandoras Erscheinen um so wunderbarer wirke. Das Schema zum dritten Aufzug des zweiten Teils der natürlichen Tochter läfst noch erkennen, dafs ihm dort eine ähnliche Wirkung vorschwebte. Auch dort erscheint Eugenie im Moment leidenschaftlichster Volksaufregung. Wie das Eingreifen eines höheren Gei-

stes, einer stärkeren Persönlichkeit erregte Menschenmassen bändigt und beruhigt, ist dem durchaus aristokratischen Dichter immer eine Lieblingsvorstellung gewesen. Mit Behagen erzählt er, wie ihm selber Ähnliches glückte: beim Turme von Malcesine, wo er als Spion gefangen gesetzt werden sollte, auf dem Schiffe, das an den Felsen von Capri zu scheitern drohte, und bei der Belagerung von Mainz (Werke 33, 312). Also Pandora erscheint, und unter dem Zauber des schönen Frauenbildes, das vom Himmel herniedersteigt, legt sich der Tumult. Die Winzer, Fischer, Feldleute und Hirten, alle natürlichen, einfachen Menschen fallen ihr zu. Sie spricht es in holden und lieblichen Worten aus, dafs sie mit sich bringt, was ein jeder sich wünscht, Glück und Bequemlichkeit. In ihr stellt sich symbolisch die Fülle der Gaben dar. Das eignet sich ein jeder zu. Den Höhergesinnten aber bringt sie, wonach diese sich auf Erden vergeblich sehnen: Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, die Sabbathstimmung des Gemütes. In dieser heiligen Befriedung der Seele sah Goethe die höchste Wirkung des Weiblichen auf Erden. 'Tropftest Mäfsigung dem heifsen Blute.' — 'Das Ewig Weibliche zieht uns hinan.' Hingerissen von der hohen Erscheinung sind Phileros, Epimeleia und Epimetheus ihrem Dienste, ihrer Anbetung hingegeben. Die kurzen Worte des Schemas 'Epimetheus für sie' lassen nicht ahnen, welche Töne Goethe für Epimetheus gefunden hätte, jetzt, da Erfüllung, die schönste Tochter des gröfsten Vaters, endlich zu ihm niedersteigt. Nur Prometheus verharrt unbeugsam auf seiner Gesinnung. Er will mit den eigenen menschlichen Kräften das auf Erden Mögliche erreichen und lehnt alles ab, was von oben kommt. Für die Menge aber ist der Streit um die Kypsele beendet. Jeder will nach seiner irdischen Art für sie sorgen. Die Winzer wollen sie mit Reben umpflanzen, die Schmiede eine eherne Umzäunung um sie herstellen, die Handelsleute sehen in dem hehren Schmuckstück den Mittelpunkt, der Schaulustige in Mengen anziehen und so zu einem Jahrmarkt Veranlassung geben wird, die Krieger wollen mit ihren Waffen das heilige Werk vor Zerstörung schützen. Das alles ist die Art der gutmütig Rohen, Irdischen dem Heiligen gegenüber. Pandora hat gelassen dem Treiben zugeschaut und spricht nun in grofsen, heiligen Worten das Höhere aus, worauf die Kypsele deutet.

'An die Götter. An die Erdensöhne. Würdiger Inhalt der Kypsele.' Es kann hier nicht die Aufgabe sein, in unzulänglichen Prosaworten den möglichen Inhalt von Pandoras Anrufung der Götter und Anrede an die Erdensöhne wiederzugeben. Solche hohen Dinge haben nur im Dichterwort ihre Existenz. Es wäre eine Ausführung von Eos' Worten geworden:

Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es.
Was zu geben sei, die wissens droben.
Grofs beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lafst gewähren.

Und nun sind wir vorbereitet, zu schauen, was das heilige Gefäfs verbirgt. Die Kypsele schlägt sich auf; ihr Inneres stellt einen Tempel dar mit sitzenden Dämonen der Kunst und Wissenschaft. Nachdem die Dämonen in wenigen erhabenen Worten ihr Wesen kundgegeben haben, schiebt sich ein Vorhang vor, und der Einblick in ein Heiligstes ist beendet. Dafs die Dämonen die Lippen öffnen, ergiebt sich aus der Thatsache, dafs sie im Personenverzeichnis aufgeführt sind. Der Vorhang verbirgt sie wieder nach kurzem Einblick, denn Eos sagt:

Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.

Über das Wesen der Dämonen und über diesen ganzen für den Augenblick vielleicht befremdenden Teil der Erfindung wird sich weiterhin Näheres ergeben. Für einen Augenblick ist das Unsichtbare, Höchste, Heilige in sichtbaren Formen zur Anschauung gekommen. Hingerissen weihen sich Phileros und Epimeleia zur Priesterschaft in diesem Tempel. Die hochgesteigerte Stimmung kommt in Wechselreden der Gegenwärtigen zum Ausdruck, die sich zum Wechselgesang steigert, anfangs an Pandora, weiterhin in einen gewaltigen Hymnus des Erhabenen austönend.

In diesem festlich höchsten Augenblicke verklärt ein herrlicher Glanz die Gesamtgruppe. Es ist Helios, der auf seinem Sonnenwagen am östlichen Himmel allen sichtbar hervortritt. Auch er ist im Personenverzeichnis aufgeführt und spricht also. Was er spricht, kann man wohl ahnen, fühlen; es hier in Worte zu fassen, würde unzulänglich sein. Unter den Strahlen und

Worten des Gottes geht mit Epimetheus eine Umwandlung vor sich; der Sehnende, Trübe, Gealterte erscheint verjüngt und erneut. An Pandorens Hand schwebt er verklärt empor und entschwindet den Augen im goldigen Glanze des östlichen Himmels. Phileros und Epimeleia werden zu Priestern des Tempels, der nun auf Erden steht, eingeweiht — gewiſs durch die Dämonen, deren Segensworte hinter dem Vorhange ertönen. In einen erhabenen Schluſschor aller Gegenwärtigen tönt die Feier aus; man meint etwas wie Orgelklang aus dem Schluſswort 'Chöre' herauszuhören.

Die gewaltige Dichtung ist verklungen. Die Zuschauer sitzen in schweigender Ergriffenheit. Da begiebt sich noch ein Nachspiel. Hinter dem Vorhange des Tempels tritt Elpore hervor; nicht mehr das luftige, zerflieſsende Gebilde des morgendlichen Wahntraums, sondern *Elpore thraseia,* die freudige, zuversichtliche Hoffnung, und wie sie früher den Liebenden unter den Zuschauern Erfüllung ihrer Wünsche verheiſsen hat, so wendet sie sich auch jetzt *ad spectatores.* Was sie ihnen zu sagen hat, werden wir weiterhin sehen. —

Es ist überflüssig auszusprechen, daſs diese Handlung mehr bedeutet als nur sich selbst, ihren eigenen Fabelgehalt. Bei dem Versuche, die im Hintergrunde verborgene Meinung der Dichtung aufzudecken, werden wir uns vorsichtig an Goethes eigene Andeutungen zu halten haben.

'Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, daſs ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll; beide, von litterarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien heraus zu fördern; er sollte den Titel Pandora führen, und da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück, so weit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag' (Tag- u. Jahreshefte 1807).

Danach hätte also der Titel des Almanachs Goethe, dem der Stoff immer bereit und gegenwärtig war, zu der Dichtung angeregt. Das mag wohl sein, wenn wir unter der Anregung den Entschluſs verstehen, den lange gehegten Plan jetzt und für dieses Taschenbuch auszuführen. Denn daſs der Dichter über-

haupt zu seinem Plane durch ein so äufserliches Moment bestimmt worden wäre, ist an sich unwahrscheinlich, und es wird sich weiterhin zeigen lassen, dafs der Plan zu Pandora entgegen den bisherigen Anschauungen mindestens bis 1802 zurückliegt. Goethe sagt ja auch nur, dafs er das Drama den beiden Herausgebern zuliebe zu bearbeiten anfing. Die Dichtung stellt Pandorens Wiederkunft vor und heifst auch so. Die Wiederkunft ist Goethes eigene und freie Erfindung; die Überlieferung weifs nichts davon. Hier also, bei dieser Abänderung des Sagenstoffes, können wir am ehesten erwarten, Goethes eigene Intention, seine Dichtung, seine geheime Meinung aufzufinden. Zunächst wer oder was ist Goethes Pandora? Sie kommt geheimnisvoll von oben. 'Glück und Bequemlichkeit, die sie bringt. Symbolische Fülle. Jeder eignet sichs zu.' Aber für die Höhergesinnten ist sie mehr. 'Schönheit. Frömmigkeit. Ruhe. Sabbath. Moria.'[1] Sie ist also die Erfüllung dessen, wonach jeder sich

---

[1] v. Wilamowitz (Goethe-Jahrbuch 1898) schiebt die bisherige Auffassung des Wortes Moria = Morija, Jerusalem beiseite und versteht darunter μορία, den heiligen Ölbaum der Athener. Es ist mir bei ernstlichem Bemühen nicht gelungen, mich in diese Auffassung hineinzudenken. Die beiden Stellen, an denen das Wort bei den griechischen Dramatikern erscheint, sind nicht von der Art, dafs Goethe daraus die Anregung schöpfen konnte, die Moria hier als Merkwort zu verwenden. Ich lasse sie folgen. Sophokles, Ödipus auf Kolonos 705:

Mein sprofsnährender, blauschimmernder Ölbaum,
Den kein bejahrter, kein junger Heerfürst
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert.

Aristophanes, Wolken 1005:

vielmehr wegflüchten zur Akademie
Und vergnügt Wettlauf anstellen daselbst in der hehren
Olivenumschattung.

v. Wilamowitz verweist weiter darauf, dafs vor dem Haupthore von Athen, auf dem Grundstücke der Akademie, da wo Plato lehrte, ein Altar des Prometheus stand. 'Der Gott,' erzählte man (Apollodor, Bibl. II, 5, 11), 'trug zum Zeichen seiner Versöhnung mit Zeus den Ölkranz.' Auch daran soll Goethe anknüpfen. Pandora bringe dem Prometheus die μορία, den Ölzweig, mit dem er versöhnt sich kränzen wird. So gewinne Goethe die Anknüpfung an Platos Akademie. Nun ist aber die Stelle bei Apollodor schwierig und läfst sich ohne Zwang nicht konstruieren. Moser läfst sie in seiner Übersetzung (Stuttgart 1828) als unverständlich beiseite. Es ist an sich unwahrscheinlich, dafs Goethe zur Gewinnung eines bequemen Merkworts an eine den Philologen seiner Zeit unverständliche Stelle an-

sehnt; für den einfachen, natürlichen Menschen Glück und Bequemlichkeit, für den höher Veranlagten alles, was der Mensch

---

knüpft. Zur Durchführung seiner Vermutung mufs v. Wilamowitz dann auch noch die stillschweigende Annahme machen, dafs Goethe den angeführten Stellen bei Sophokles und Aristophanes die Wortform *μορία* entnommen und sie gleichzeitig mit der an die *ἐλαίη* des Apollodor geknüpften Vorstellungsreihe verbunden hätte. Und wenn Goethe so die Anknüpfung an Platos Akademie gewinnen soll, so mufs zu alledem noch eine Stelle aus Pausanias I, 30 hineinspielen: 'In der Akademie befindet sich ein Altar des Prometheus.' Also drei oder vier zerstreute Stellen, die an sich gar nichts miteinander zu thun haben, hätte Goethe in dem einen Worte Moria zusammengeschlungen. Das ist doch wohl nicht seine Art. Und selbst mit diesen künstlichen Annahmen wird noch nicht deutlich, weshalb Pandora dem Prometheus die *μορία* bringt; denn sie kommt ja nicht zu ihm, der sie früher abgewiesen hat und jetzt abweist, sondern zu Epimetheus.

Es mufs also doch wohl bei Moria = Jerusalem bleiben, nur dürfen wir darunter nicht das irdische Jerusalem verstehen, sondern das neue Jerusalem der Apokalypse. Wie der Sabbath der auf Erden für eine kurze Zeit sich verwirklichende Zustand von Friede, Schönheit und Heiligkeit ist, so schaut Johannes ein solches vollkommenes Glück als eine in die Zukunft verlegte Vision in seinem neuen Jerusalem. Das Drama von Pandoras Wiederkunft ist eine verwandte Vision, und so können Sabbath und Moria dem Dichter hier als Merkworte dienen, die natürlich in der Dichtung selbst nicht genannt worden wären. Die Verwandtschaft der beiden Glücksvisionen zeigt sich deutlich in Johannes 21, 2: 'Und ich Johannes sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann.' Dafs dem Bibelkenner Goethe der Begriff des neuen Jerusalem vertraut war, ist selbstverständlich, und es ist eigentlich überflüssig, anzumerken, dafs Goethe in dem Briefe an Heinrich von Kleist (1. Februar 1808, also während der Arbeit an Pandora) das neue Jerusalem erwähnt.

Moria ist ursprünglich nur der Name des Berges, auf dem David den Tempel erbaute. Aber die Stelle I. Mose 22 giebt dem Worte schon einen nicht blofs lokalen, sondern auf Offenbarung hindeutenden Sinn, und dafs in der Folgezeit eine solche Erweiterung des mit 'Moria' zu verbindenden Begriffes sich noch stärker ausgebildet hat, zeigt eine Stelle in Zedlers Universal-Lexikon von 1738, auf die mich Dr. Rubensohn hinweist: 'Morijah, Moriah, Moria ... die Gelehrten haben viel Streites vom Berg M., woher er komme und was er eigentlich bedeute. Die beste und gelehrteste Meinung ist die Fulleri, es sei soviel wie der geoffenbarte Gott, *Deus conspicuus*.' — Eine solche Erweiterung des Begriffes Moria würde also auch für sich schon zum Verständnisse des Merkwortes im Schema hinreichen, wenn man die besondere Beziehung auf das neue Jerusalem nicht annehmen will.

in seinen Erdenschranken mit hohen und heiligen Namen nennt. Diese Pandora, die alle Gaben in sich vereinigt, jede Sehnsucht stillt, die himmlische Seligkeit selbst, steigt an dem hohen, festlichen Schicksalstage hernieder. Das auf Erden Unmögliche — hier geschieht es. Es ist keine neue Erfindung, die hier in Goethes Seele in Flufs kommt, nur eine neue Ausbildung einer altvertrauten Urconception,[1] deren erste Gestaltung wir in Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit haben. In beiden Dramen nimmt der Dichter, schmerzlich erschüttert durch die unbefriedigende Ehe seines Fürstenpaares, einmal poetisch an, dafs alles schwindet und sich auflöst, was die beiden ihm so nahe stehenden Menschen trennt. Am Schlusse beider Dichtungen beginnt ein neues, schöneres Leben. Eine weitere Ausgestaltung erfährt diese Dichtervision in dem Ballett Amor und im Märchen der Unterhaltungen. In Amor wird der Zauberer und die Zauberin (Goethe und Frau von Stein) in Eintracht wieder vereint, alles, was gelegentlich sie trennen mochte, soll vergessen sein, als spülten Meereswellen drüber her. 'Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir für uns und viele ein feierliches Glück bereiten können, und wiederkehrend wird die Schönheit mit der Freude den leichten Tanz um unsere Häupter führen. .... Sie kommen, sie eilen, sie bringen, sie theilen uns allen das Glück. .... Im Augenblick verwandelt sich alles, das ganze Theater stellt einen prächtigen Saal vor, der Zauberer und die Zauberin, alle tanzenden Personen des Stückes werden verjüngt und verwandelt.' Dasselbe Phantasma eines vollkommenen Glücks stellt das Märchen in den Unterhaltungen vor. Eine kunstvoll in Gang gesetzte Handlung mündet dahin, dafs die Dargestellten — Goethe und die ihm Nahestehenden unter Masken — sämtlich beglückt, verjüngt, verschönt werden; ein heiliger Tempel, der in den Tiefen der Erde verborgen steckte, steht nun frei am hellen Tageslicht und wird den Mittelpunkt des neuen, beglückenden Zustandes bilden. Allen diesen Dichtungen liegt die Urconception zu Grunde, dafs das ersehnte Unmögliche geschieht. Dieses altvertraute *Aperçu* kommt nun in der Dichterseele mit der Flutwelle der poetischen Erinnerung und Gestaltung herauf. Eine

[1] Morris, Goethe-Studien Bd. II, S. 61 ff.

zweite Welle führt ihm die alte, wohlbekannte Gruppe der Japetiden herauf. Wo die beiden poetischen Komplexe zusammenkommen und die Japetiden im Lichte des alten Glückstraumbildes erscheinen, da ist der Punkt, an dem die Conception von Pandorens Wiederkunft stattfindet. Ein vollkommenes Glück, diesmal in einem holden Frauenbilde, Pandora, sich darstellend, steigt zur Erde hernieder, und alles Verwirrte, Trübe und Quälende löst sich für alle in Freude und Schönheit auf. In Amor klingt schon vernehmlich das Motiv von Pandorens Wiederkunft an: 'Wiederkehrend wird die Schönheit mit der Freude einen leichten Tanz um unsere Häupter führen.' Ferner Pandora:

> Ja, des Tages hohe Feier,
> Allgemeines Fest beginnt ...
> Manches Gute ward gemein den Stunden;
> Doch die gottgewählte, festlich werde diese!

Amor: 'Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir für uns und viele ein feierliches Glück bereiten können.'

Aber welchen persönlichen Anteil hat nun Goethe hier an diesem Glückstraum? In den früheren Visionen war es sein eigenes Leid und das der ihm Nahestehenden, das er kraft seines Dichtervorrechts poetisch auslöschte. Weshalb dieses höchst persönliche Motiv in Verbindung mit dem Prometheusstoffe?

Es ist längst beobachtet, dafs durch Goethes gesamte Dichtung eine Doppelgestalt schreitet, die unter den verschiedensten Formen immer wieder zwei Pole menschlichen Wesens kontrastiert darstellt: Weislingen — Götz, Werther — Albert, Clavigo — Carlos, Egmont — Oranien, Faust — Mephisto, Orest — Pylades, Tasso — Antonio, Eduard — der Hauptmann. Des Dichters eigener Anteil an dieser Doppelfigur fällt immer vorzugsweise der weichen, sensiblen, bestimmbaren Gestalt zu. Für die harte, verstandesscharfe, schneidende Gegengestalt stehen ihm Merck, Herder, Fritsch Modell, aber fast immer erhält auch diese einen geringeren oder gröfseren Zusatz von seinem eigenen Wesen. Nur einmal hat er den harten, thätigen, unerschütterlich auf sich selbst stehenden Menschen ohne ein bedeutendes Gegenbild dargestellt und das Beste dazu aus sich selbst geschöpft: in seinem Jugenddrama Prometheus. Hier nun in der Pandora lenkt er auch für die Darstellung dieser Figur in das vertraute Geleise ein. Ihm steht

die Kontrastfigur des sensiblen, künstlerisch empfindenden, sehnsuchtsvollen Hungerleiders nach dem Unerreichlichen entgegen. In diese Figur fliefsen die belebenden Säfte der Selbstdarstellung ein, und damit schrumpft nun die Gestalt des Prometheus zusammen. Der himmelstürmende Titan des Jugenddramas ist hier ein harter und kalter Realist, ein grofser Fabrikherr und Condottiere, der alles von sich weist, was sich nicht mit Händen greifen läfst. Er bäumt sich nicht gegen den Himmel auf wie der frühere Prometheus, er ignoriert ihn.

Die besondere Form, welche die Doppelfigur hier annimmt — Darstellung der *vita contemplativa* und *activa* — war dem Dichter seit lange vertraut. In Tasso und Antonio war sie schon einmal zur Gestaltung gelangt. Auch an sich selbst empfand er gelegentlich den Wechsel der beiden Zustände mit Behagen. Ital. Reise d. 14. 9. 86: ‘ich mufs mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt dafs ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.’ Aber ganz kürzlich war ihm die Erscheinung eines solchen Feindes aller Ideologie, wie hier Prometheus, auch in der Aufsenwelt an einem überwältigenden Beispiele nahe getreten, und die gewaltige Gestalt des gröfsten Realisten der Zeit ist auf die Dichtung nicht ohne Einflufs geblieben. Prometheus spricht:

> Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward, ...
> Dafs Eins dem Andern, einzeln oder auch geschaart,
> Sich widersetzt, sich hassend an einander drängt,
> Bis Eins dem Andern Übermacht bethätigte.
> Drum fafst Euch wacker, eines Vaters Kinder Ihr!
> Wer falle, stehe, kann ihm wenig Sorge sein.
> Ihm ruht zu Hause vielgewaltiger ein Stamm,
> Der stets fernaus und weit und breit umher gesinnt;
> Zu enge wohnt er, auf einander dichtgedrängt.
> Nun ziehn sie aus, und alle Welt verdrängen sie.

Und nun hören wir Prometheus’ Krieger:

> Geboren sind
> Wir All’ zum Streit
> Wie Schall und Wind
> Zum Weg bereit ...
>
> So geht es kühn
> Zur Welt hinein,

Was wir beziehn,
Wird unser sein;
Will Einer das,
Verwehren wirs;
Hat Einer was,
Verzehren wirs.
Hat Einer gnug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht Alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

Das alles konnte Goethe 1807 nicht ohne Hinblick auf das verwandte riesenhafte Bild der Zeitgeschichte sagen, das ihm selbst so bedrängend nahe getreten war. Für Prometheus' Krieger trifft das Bild der plündernd und sengend und doch als ein ungeheurer, geordneter Gewaltapparat die Welt beziehenden Masse gar nicht zu; denn diese haben ja solche Erfahrungen noch gar nicht gemacht. Sie stellen im Drama den von Prometheus fortgesandten Überschufs der Volkskraft vor, der sich gewaltsam neuen Raum suchen soll. Und auch das hat Goethe nur hineingeschrieben, um den Kriegerchor notdürftig legitimieren zu können, und es will sich gar nicht recht zum Übrigen fügen. Wir sind ja doch in den Anfängen des Menschengeschlechts. Wie sollte es nun in dieser jungen Welt schon an Raum mangeln? Und wo sollten überhaupt von Prometheus unabhängige Menschen herkommen, die verdrängt werden könnten? Sie sind ja alle seine Geschöpfe oder Abkömmlinge von solchen! Die mannigfachen Widersprüche verraten, wie des Dichters Phantasie hier abschweift. Das Phänomen des Krieges drängt sich vor seine Seele; er nimmt es hier in grofsartig umfassender Anschauung als ein animalisches Erbgut. Der nicht aus dem Drama organisch erwachsene, sondern etwas gewaltsam hineingefügte Kriegerchor verhält sich zu dem im Faust wie bittere Erfahrung zu harmloser Illusion. So wird nun auch deutlich, weshalb Goethe in des Epimenides Erwachen diesen selben Kriegerchor den Scharen Napoleons in den Mund gelegt hat. Der stets fernaus und weit und breit umher gesinnte Stamm ist also im Neben- und Hintersinn der Worte der gal-

lische, dessen Wesen sich hier treffend malt, und den Besten, der Wahn und Bahn brach — und der sich wieder aus den Verhältnissen des Dramas allein nicht verstehen läfst, da Prometheus ja gar nicht mitzieht — kann man getrost mit Namen benennen. Prometheus ist deshalb noch nicht Napoleon; er ist eben Prometheus, der Menschenschöpfer, wie Epimetheus nicht völlig Goethe ist. Und doch hat die Dichtung hier die bedeutsame Gegenüberstellung der beiden vorweggenommen, die am 2. Oktober 1808 in der Wirklichkeit stattfand. Die in Goethes Dichtung herangewachsene und so oft in den verschiedensten Formen ausgebildete Gestalt des harten kritischen Realisten ist diesmal von dem Dichter bewufst mit Hinblick auf diesen gewaltigen Antipoden seines eigenen Wesens geformt. Was Napoleon und seine Heerscharen mit dem Drama von Pandoras Wiederkunft zu thun haben, wird sich weiterhin ergeben.

Ähnlich wie hier von dem Besten, der Wahn und Bahn brach, und dem an und an der letzte nachkommt, heifst es in des Epimenides Erwachen von einem anderen Kriegshelden, dem Fürsten Blücher:

Denn so Einer vorwärts rufet,
Gleich sind alle hinterdrein,
Und so geht es abgestufet,
Stark und schwach und grofs und klein. —

Charlottenburg. Max Morris.

(Schlufs folgt.)

———— ——— —

Matrosenstellung aus Landgütern der Kirche London,
um 1000.

Der Erfolg der nordischen Wikinger in Britannien im 9. bis 11. Jahrhundert erklärt sich zum Teil aus dem Mangel einer englischen Seemacht. Der Kentische Seesieg 851 war vereinzelt und provinziell. Auch unter Ælfred blieb die Zahl der für ihn kämpfenden oder der erbeuteten Schiffe so klein, daſs seine Flotte höchstens die Macht des Königshofes, nicht der Nation darstellt. Sein Schiffsbau von 897 bedurfte ausländischer Hilfe, erschien als etwas Neues, als eine Ausnahme, und zeigt keine Spur einer Herstellung auf allgemein nationaler Grundlage; und vom damaligen kleinen Erfolge seiner neun Schiffe reden die Zeitgenossen so viel, daſs es eine Volksflotte[1] daneben offenbar nicht gab.[2] Die dreifache Staatslast des angelsächsischen Landguts forderte wohl Landwehr, Straſsen- und Festungsbau, aber nicht Seewehr. Nur zu Lande überwanden im ersten Menschenalter nach Ælfred seine Kinder und Enkel die unabhängige Macht auf der Insel. Jedoch 933 *for Æþelstan cyning in on Scotland ægþer ge mid landhere ge mid scyphere;* und er lieſs eine *classis Anglorum* 939[3] an der Boulogner Küste, für Frankreichs König, kriegerisch auftreten. Da der letztere Zug in den englischen Annalen fehlt, hatte das Land wohl keinen Anteil daran. Erst unter

[1] 'Königlich' nur erscheint sie auch Steenstrup *Danelag* 154—8, der die kritischste Darstellung liefert; Nachrichten sammelt Nicholas *Hist. of navy* I 33 ff. Nichts Neues bis 1100 bei Wm Laird Clowes *Royal navy* (1897).

[2] Ann. Anglosaxon. 885, vom Sieg des *sciphere* über 16 *scipu wicenga,* und Asser zu 877 beweisen einen Anteil des Landes nicht. Die Nachricht bei Green *Conquest of Engl.* (1899) I 155, letzte Z., ist nicht belegt.

[3] Flodoard, Ann.; Richer.

Eadgar erhob sich die Flotte deutlich zu einem Machtmittel von nationalem Ursprunge und Ziele, das demgemäſs, neben der Landwehr (*fyrd*), 972 *scipfyrd*[1] genannt wird. Laut eines (mindestens fast) zeitgenössischen Anonymus[2] zählte sie eine Riesenmenge Schiffe — seine Zahlen, jedenfalls unglaublich, sind vielleicht nur Typen mittelalterlicher Phrase für hohe Beträge —; sie zerfiel in ein Nord-, West- und Ostgeschwader, deren jedes jährlich einige Wochen übte und zwar von Ostern ab. Schon hieraus folgt, daſs sie nicht, oder doch nicht wesentlich, aus Seekriegern bestand, die der König etwa, wie später Æthelred II. und die drei dänischen Könige thaten, in Sold nahm. Die regelmäſsigen Einkünfte eines Angelsachsenherrschers gestatteten das nicht. Auch rühmte Ælfric[3] bald nachher Eadgars Regierung, da kein *scyphere wære buton agenre leode, þe ðis land heoldon.* Laut einer verfälschten Urkunde[4], die aber echte Einrichtungen der Angelsachsen, wenn nicht Eadgars, meldet, erhielt die Domkirche Worcester das Vorrecht, *de tribus hundredis unam naucupletionem, Anglice scypfylleð*[5] *oððe scypsocne,* zu stellen, welche Leute nicht *cum regis ministris aut eius hundredes exactoribus naumachiae expeditionem, quae ex tota Anglia regi invenitur, faciant, sed cum suo archiductore.* Der Urkundenschreiber kannte also die Seewehr als eine Staatslast ganz Englands; sie unterstand, auſser wo der Pflichtige Exemtionsprivileg genoſs, den öffentlichen Behörden, zunächst im untersten Verwaltungsbezirk, der Hundertschaft, und zerfiel in Glieder technischen Namens. Die Vereinigung jener dreier Hunderte zu einer Hundertschaft schon vor 1066 ist auch sonst sicher bezeugt; und *Edricus fuit stermannus navis episcopi et ductor exercitus eius ad servitium regis.*[6] Doch abgesehen von den eben erwähnten Nachrichten folgt das Bestehen einer aus dem Volke aufgebotenen See-

---

[1] Ann. Anglosaxon.

[2] Ihm folgen die wörtlich stimmenden Florenz und Wilhelm von Malmesbury.

[3] *Saints* ed. Skeat 468.

[4] Birch *Cartul.* 1135; auſser dort Citiertem Hickes *Dissert. epist.* 86; Thorpe *Dipl.* XXII, 211; Hale *Register of Worcester* XXX; Poole *Histor. mss. commis.*, 14. *report, app.* VIII, 171. Vgl. Maitland *Domesday* 268.

[5] Diese Wörter sind nordisch nach Steenstrup 157. Vigfusson erklärt aus *scegdþing* (Schiffs[stellung]-Ding) heutiges *sheading* (Gerichtsbezirk) auf Man; *Engl. hist. rev.* 1888 p. 501.

[6] Vgl. Maitland 308.

wehr wenigstens einige Zeit vor 991 auch aus dem Annalisten. Damals nämlich stellte, nach seinem Bericht, England unter Mitwirken der *Witan scypfyrd* neben der Landwehr, wobei *þæt earme folc on đam scipon læg.* Weder dies erschien als Neuerung, noch vollends die Verordnung von 1008,[1] die, hinter dem Befehle über Landwehr, Brücken- und Festungsbau, einschärfte: *ymbe scipfyrđunga,*[2] *þæt æghwylc geset sy ofer eastran.* Noch vor 1011 drang man wiederholt auf *scipfyrdunga, þæt man sona æfter eastron fyrdscipa gearwige,* und drohte Strafe an, *gyf hwa folces fyrdscip awyrde*; die Seewehr ist also nationales, nicht königliches Gut. Wie diese ganze Einrichtung, so stammte wohl im besonderen der Ostertermin aus Eadgars Vorgang. Allein, wenn sich auch 1009 eine Seewehr größser als *on nanes cyninges dæge* versammelte — zu jährlichem Aufgebot, wie nach jenem Anonymus unter Eadgar, kam es nicht wirklich. Schon jenes zweite Gesetz macht die Sammlung der Seewehr, wie die der Landwehr, vom 'Beschlusse wegen gemeinsamer Notwendigkeit', also vom Witena gemot, abhängig; die gleiche beschränkende Bedingung interpoliert ein Abschreiber auch ins erste Gesetz; und Cnuts Codex wiederholt das zweite Gesetz mit weiterer Abschwächung. Der Verfall der nationalen Seewehr erklärt sich unter der dänischen Dynastie leicht: erstens war diese von nordischen Wikingern weniger bedroht; zweitens hatte sie ihre stammverwandte seegeübte Flotte in Sold. Aber den Ausweg, das Land durch den bisherigen Erzfeind statt, wie Ælfric von Eadgar gerühmt hatte, durch Engländer verteidigen zu lassen, beschritt schon Æthelred 991 und wiederum 1012.[3] Als ihn 1014 die Witan zurückberiefen, sagt der Annalist: *se flota eal gecuron Cnut;* die stehende Flotte dachte also dänisch. Wohl[4] nur ein Gefolge der Vasallen meint der Annalist 1028: *Her for Cnut to Norđwegum mid L scipum Engliscra þegena.* Mit Eadward III. erfolgte eine Wiederbelebung von Eadgars nationaler See-

---

[1] V Atr 27; VI Atr 32, 3 ff.

[2] Ursprünglich *-fyrdu.*, aber von beiden Hss. ist *r* eingefügt. Vielleicht ist *fyrdu.* zu bessern, jedenfalls nicht mit Toller *scipfyrdrung* anzusetzen: die Hs. B von II Cnut 10, die er dafür citiert, hat *-fordu.* und erst spät *o* in *y* geändert.

[3] Vertrag mit Olaf (II Atr 1, 1); Ann. Anglosax.

[4] Fraglich durch Parallele mit 1048: *cining 7 þa eorlas mid heora scypum.*

wehr: in den 22 Jahren nach 1044 trat sie wenigstens viermal und zwar am altgewohnten Hafen zu Sandwich zusammen. Im *mycclan sciphere,* das Heinrichs III. Zug gegen Flandern unterstützen sollte, unterschied der Annalist 1049[1] zwischen *þes cynges II scipum* und *landesmanna scipa XLII.* Neben dem kleinen stehenden Geschwader, das der König[2] besoldete, war das Land gewohnt, eine grofse Flotte aufzubringen, jedoch nur auf Reichstagsbeschlufs: als Dänemark 1048 gegen Norwegen fünfzig englische Schiffe — eine Parallele zu 1028 — erbat, *hit þuhte unræd eallum folce; 7 hit wearđ þa gelet.* Die normannische Regierung brach mit der alten Verfassung auch in der Seewehr nicht gleich anfangs: in nationaler Form heifst es 1072, dafs Wilhelm I. *bead ut scypfyrde,* und 1073 *lædde scypfyrde to Scotlande.*

Die Seewehr lastete auf dem Grundbesitz je nach der Zahl der Hufen, zu denen er eingeschätzt war. Mit Æthelreds erstem Gesetz zu verbinden ist Annal 1008: *Her bebead se cyng, þæt man sceolde ofer eall Angelcyn scypu wyrcan, of 310 hidum ænne scegđ.* Fast genau stimmt dies zur obigen Marinepflicht Worcesters, denn dessen drei Hundertschaften, die ein Schiff stellen sollten, rechneten als dreihundert Hiden. Die Stadt Exeter war vor 1066 für fünf Hiden pflichtig, *quando expeditio ibat per terram aut per mare,* ebenso *serviebat Barnestapla, Lideford, Totenais;* und *Bedeford pro dimidio hundredo se defendebat, et modo* (1086) *facit in expeditione et in navibus.*[3] Aber zwischen der Centralregierung und der Hundertschaft oder dem grofsen Adelsgut stand die Grafschaft. Eine jede haftete der Krone für eine bestimmte Zahl von Schiffen, die vermutlich der Ealdorman, später Eorl,[4] befehligte. Nur so erklärt sich das Vermächtnis je eines Schiffes an Wiltshire und Kent, vor 1005[5]. Neben oder statt dieser landrechtlichen Verpflichtung stellte mancher Magnat, kraft besonderer Abmachung mit der Krone, ohne Rücksicht auf seine Gütereinschätzung, ein ganzes Schiff oder mehrere für sich; so testiert Ende des 10. Jahrhunderts Ælfhelm Polga: *ic gean minre*

[1] Aufserdem meine ich a. 1044; 1052; Mitte 1066.

[2] Ann. Anglosax. 1049 ff.

[3] *Domesday* I 100; 100, 2; 209.

[4] Vgl. 1048: *þa eorlas mid heora scypum,* was freilich auch Hausgut oder besoldetes Gefolge dieser Magnaten bezeichnen kann.

[5] Earle *Landcha.* 222.

scæðe into Hramesege, healfe þan abbode 7 healue þam hirede.[1] Nicht etwa gemäfs Æthelreds Recht, sondern laut Abmachung mit der Krone galt in Dover vor 1066:[2] *Burgenses dederunt pro sacca et soca* 20 *naves regi in anno ad* 15 *dies,* zu 21 Mann; Sandwich stand Dover gleich. Nur durch Sonderverträge erklärt sich auch die Verschiedenheit in den Marinepflichten der Städte: Gloucester entrichtete Eisen *ad clavos navium;* Lewes zahlte, *si rex ad mare custodiendum sine se mittere suos voluisset XX sol., et hos habebant qui in navibus arma custodiebant:* — bei Anwesenheit des Königs auf der Marine galt also vielleicht Æthelreds Recht —; in Colchester steuerte jedes Haus 6 *den. ad victum soldariorum regis vel ad expeditionem terrae vel maris.*[3] Den Seedienst hatte, aufser in jenen Häfen, also schon vor 1066 Geldzahlung verdrängt; nur noch in Warwick war *consuetudo: si per mare contra hostes suos ibat rex, vel IIII batsweins vel IIII libras ei mittebant;*[4] nur noch eine Steuer meinte 1086 das Domesday unter der vor 1066 gültigen Grundlast *navigium.*[5] Cnut soll, nach einem Fälscher noch des 11. Jhs., gesprochen haben von der Pflicht des *tunscipe* St. Edmund's, *fela syðe to scipgylde* beizusteuern.[6] Das Aufgebot der Seewehr 'had disappeared before the Domesday survey'.[7]

Die folgende Liste von Dörfern mit Angabe einer Zahl von *scipmen* zu jedem, vielleicht das einzige uns erhaltene Denkmal dieser Art und eine der frühesten Urkunden der englischen Marine, datiert also schon aus Gründen der Verfassungsgeschichte vor 1086. Vergleicht man diese archaisch voll bewahrten Ortsnamen mit den abgeschliffenen Formen des Domesday, so mufs man sie zum Anfang des XI. Jhs. hinaufrücken. Da nur eine Abschrift des XII. Jhs. vorliegt, kann die Sprache des Originals noch älter gewesen sein. Aus der Geschichte des Güterbesitzes folgt Abfassung nach 997.

Von den 33 Namen bleiben nur vier mir[8] dunkel. Die anderen

---

[1] Birch n. 1306. Derselbe erscheint 1305. 1050. 1062; Thorpe *Dipl.* p. 296; Liber Eli. ed. Stewart p. 120. 190. Searle *Onomast.* 12 hat dafür fünf Personen.

[2] Domesday I, 1; 3. [3] Dom. I, 162; 26; II, 107. [4] Dom. I, 238.

[5] I, 336b, 2; 173; *adiutorium ad navem faciendam* II, 48.

[6] Thorpe *Dipl.* 307. [7] Stubbs *Constit. hist.* I, 592.

[8] Ich habe keine Lokallitteratur zur Hand; Verderbnis der Hs. steht in anderen Namen fest.

29 liegen zerstreut durch vier Grafschaften, zeigen keinen Grundsatz der Auswahl, etwa nach Leistungsfähigkeit oder Nähe zur Küste, konnten also nicht eine staatliche Lokalbehörde, etwa eine Shire, angehen. Sie dienten also dem Grundherrn verstreuter Besitzungen. Im Domesday gehören nun 21 dem *Episcopus Lundoniensis* oder den *Canonici S. Pauli,* ebenso ferner Dunmow und Neasdon laut angelsächsischer Urkunden,[1] sowie Chiswick[2] und Bromley[3] laut späterer Archivalien. Clapham und Hadley liegen London nahe; sie mochten, ebenso wie Tolleshunt und Holland in Essex, die ein Bischof von London um 1250 ankaufte,[4] den Schutz des heiligen Paulus, dem ihre Nachbarn dienten, für ihre Seedienstpflicht angerufen haben. Erst der etwa 952 verstorbene Bischof Theodred hatte *Tid* (lies *Cic*), *Tilingham, Dunmow into Seinte Poules Kirke*[5] und der 997 verstorbene Ætheric das hier genannte Copford[6] vermacht. Die Geschichte des Kirchenvermögens gewinnt hier einige Einzelheiten; für die Abscheidung des Kapitelbesitzes,[7] wie sie unter Lanfranc durchdrang, zeigt eine frühe Spur der Name *Hina*[8]*-Wicum.* Von mehreren Dörfern steht hier die früheste Erwähnung; die Liste besitzt daher Wert für die Lokalgeschichte von Essex, Surrey, Hertfordshire, Middlesex und namentlich London, das jetzt mehrere der Orte verschlungen hat. Mit West-Orset erscheint uns ein frühes Tochterdorf.

Die 45 Matrosen der Liste genügten für ein bis zwei Schiffe.[9] Der Bischof von London war, wie die Kathedrale von Worcester, aus der Aufsicht des Hundred-Beamten jedenfalls eximiert und stellte, vermutlich auch von den Grafschaften hierin frei, deren ja vier durch unsere Liste berührt worden wären, wie Worcester nur ein Schiff.

Dafs ein Magnat, besonders ein geistlicher, die staatliche Wehrpflicht auf Hintersassen repartierte, fällt nicht auf. Aber man sollte meinen, leistungsfähigere Dörfer hätten mehr Matrosen gestellt als

---

[1] Birch 737. 1008. [2] Hale *Domesday of St. Paul's* 184.

[3] Dort stiftete Bischof Wilhelm (1051—75) ein Kloster.

[4] *Catal. of anc. deeds* I, A 508. 514.

[5] Birch 1008; die Sprache ist um 1200 modernisiert.

[6] *ge wudas ge feldas Ælfstane bisceope into Coppanforda;* Earle p. 215. Bisher verstand man den Bischof von Elmham; aber der Londoner († 995/6) ist in dem stilistisch hiermit verbundenen vorigen Satze genannt.

[7] Vgl. über Ramsey oben S. 21, Z. 1. [8] D. i. *canonicorum.*

[9] Über die Zahl der Bemannung vgl. Steenstrup 155. 161.

kleine. Aus dem Domesdaybuch und Londoner Archivalien kennt man nun zwar bei mehreren Dörfern die Zahl der Hideneinschätzung. Es läfst sich aber zwischen ihr und dieser Matrosenzahl kein Verhältnis erkennen. Vermutlich also walteten bestimmte uns dunkle Sonderabmachungen ob; so war anderwärts[1] damals gewisses Land *þam scipwealan to gafole gesett.* Nicht 'Welsh navigators'[2], sondern Ruderknechte werden diese sein: *nautae* übersetzt der Angelsachse durch *nydlingas*[3] *and scipmen* oder *nédlingas* allein.

Die Liste steht auf dem letzten Schmutzblatte (S. 107) der Hs. 383 des Corpus College zu Cambridge, einer der reichsten Sammlungen angelsächsischer Gesetze, die Anfang des 12. Jhs. geschrieben ist, hinter dem *Gerefa,*[4] in anderer Hand des 12. Jhs. Ihr Schreiber fügt die Genealogie[5] angelsächsischer Könige an; aber schon mit *Centwine* bricht der Codex S. 108 ab. Die Handschrift gehörte also kurz nach ihrer Entstehung und, wie aus den Randnoten erhellt, noch im 16. Jh. dem Dome zu London. Während man bisher die Erhaltung angelsächsischer Gesetze fast allein den Mönchen an den Kathedralen Canterbury, Rochester und Worcester verdankte, dürfen einen Ruhmesteil nunmehr auch die Domherren von Saint Paul's beanspruchen.

[S]cipmen:[a] of Ticc[b][6] IIII; of Tillingaha*m*[7] II; of Dunmæwan[c][8] 7 of Tollesfuntan[9] I; of Næsingstoce[10] 7 of Neosdune[11] IIII; of Hinawicun[12] 7 of Tollandune[13] II; of Gnutungadune 7 of Bræmbelege[14]

a) cipmen, *Raum für farbige Initiale frei.* b) *bessere* Cicc; *vgl. vor. S.* c) Dunmow *am Rande im* 16. *Jh.*

---

[1] Zu Tiddenham (Glouc.); Birch 928. Dieser Anhang einer Urkunde von 956 datiert eher um 1050; Maitland 330.

[2] So Kemble *Saxons* I, 320; Earle *Landcha.* 502.

[3] Toller 718. [4] Ed. Anglia IX, 251; Kluge *Agsä. Leseb.*[2] 45.

[5] Andere Hss. drucken Sweet *Oldest texts* 179; Plummer *Two Saxon chron.* I p. 7; vgl. II 1; Stevenson *Engl. hist. rev.* 1899, 34; ungedruckt: Textus Roffensis f. 7b. [6] St. Osyth, Chich (Essex); Domesday II, 11.

[7] Tillingham (Essex); Birch 8. 1008; Dom. II, 13.

[8] Dunmow (Essex); Birch 1008. [9] Tolleshunt (Essex).

[10] Navestock (Essex); Dom. II, 13. 13b.

[11] Neasdon (Middles.); Birch 737; Le Neve-Hardy *Fasti eccl. Angl.* II, 414.

[12] Wickham St. Paul (Essex); Dom. II, 13 (im Gegensatz zu Bishop's Wickham II, 10b); Birch 737: *Bylcham cum Wicham.*

[13] *Tolentone* Dom. I, 130b 2 in Ossulston hundred im nördl. London.

[14] Bromley in London; vgl. *Catal. of anc. deeds* I, 205 ff.

I; of þottanheale[1] I; of Clopham[2] II; of Bærnun[3] 7 of Ceswican[4] I; of Drægtune[5] I; of Caddandune[d 6] I; of Sandune[7] I; of Ceaddingtune I; of Fullanhamme[8] V; of Forþtune III; of Stybbanhyþe[e] 7 of Gislandune[10] II; of Orseaþun[f 11] I; of Ligeandune[12] I; of Seopinglande 7 of þam westrum Orseaþum[11] I; of Bylcham[13] I; of Coppanforda[14] 7 Holande[15] I; of Suđmynster[16] V; of Claccingtune[17] II; of Hæþlege[18] 7 of Codanham[19] I.

d) pertinet Sancto Paulo *am Rande im 16. Jh.* e) nunc, puto, Stepney *am Rande im 16. Jh.* f) þ *geänd. aus* n.

---

[1] *Totenele* Dom. I, 128; Totenhall (Middles.) Hardy 438.

[2] Clapham (Surrey). [3] Barnes (Surrey); Birch 737; Dom. I, 34.

[4] Chiswick (Middles.); Hardy 377.

[5] Drayton (Middles.); Birch 737; Dom. I, 128, 2.

[6] Caddington Major und Minor (Herts. und Beds.); Dom. I, 136, 2. 211; Hardy 368. 371.

[7] Sandon (Herts.); Birch 737; Dom. I, 136, 2.

[8] Fulham (Middles.); Birch 1008; Dom. I, 127b.

[9] Stepney (östl. London); Dom. I, 127, 2.

[10] Islington (nördl. London); Dom. I, 128.

[11] Orsett (Essex); Dom. II, 9b.

[12] Low Leyton (am Fl. Lea, Essex) Dom. II, 9b. 12.

[13] Beauchamp (Essex); Dom. II, 12b. 13; vgl. Anm. 12 vor S.

[14] Copford (Essex); Dom. II, 10. 10b; vgl. o. S. 6.

[15] Holland (Essex). [16] Southminster (Essex); Dom. II, 10.

[17] Clackton (Essex); Dom. II, 11.

[18] Kemble VI, 294 erklärt *Hedleáh* als 'Hadleigh, Essex', wo (Birch 1289) vielmehr (laut der Nähe von Kersey) Suffolk gemeint ist. Auch hier scheint dies gemeint wegen des nur zwei Meilen nö. davon liegenden Coddenham. Sonst läge näher Hadleigh (Essex, n. von Leigh) oder Hadley (nördliches Middlesex).

[19] Coddenham (Suffolk)?

Berlin. F. Liebermann.

Zur englischen Wortbildungslehre.

Englische Neubildungen des Nominativs von den flektierten Formen aus.

Aus einem Paradigma der urindogermanischen Deklination haben sich im Germanischen vielfach Doppelparadigmen entwickelt, je nach dem Wechsel des Accentes in dem ursprünglichen Paradigma. Vorgermanisch **kaso(n)* ergab im Germanischen infolge des alten Accentwechsels innerhalb des Paradigmas die Doppelformen **hasan-* und **hazan-*, welche uns entgegentreten in ahd. *haso* einerseits und, indem germ. *z* zu *r* wurde, in ae. *hara* andererseits (vgl. die reichhaltigen Materialsammlungen bei Kluge, Vorg. d. altgerm. Dialekte, 2. Aufl., § 218; Noreen, Abr. d. urgerm. Lautlehre § 38; Hirt, Indóg. Accent § 224 ff.; Streitberg, Urgerm. Gramm. § 124, 2). Eine genaue Bestimmung der Casus, auf welche diese germanischen Doppelformen zurückzuführen sind, ist uns bei unserer Unkenntnis der Accentverhältnisse des ursprünglichen Paradigmas nicht möglich.

Gewiſs ist nur, daſs im Germanischen bald die stimmlose, bald die stimmhafte Spirans durch das ganze Paradigma durchgeführt wurde und durch diese Ausgleichung verschiedene Formen desselben Wortes entstanden.

Durch Neubildung des Nominativs von den flektierten Formen aus erklärt man sich nach der jetzt herrschenden Ansicht ae. *synn* gegenüber as. *sundea,* ahd. *suntea,* indem man als ursprüngliches Paradigma des Germanischen ansetzt: nom. **sundi* gen. **suniōz* aus **sundiōz* (vgl. Noreen l. c. S. 173; Streitberg l. c. § 129, 6 c).

Auch innerhalb der einzelnen germanischen Dialekte lassen sich solche Doppelformen reichlich nachweisen, wie uns einige Beispiele zeigen sollen. Im Altnordischen 'sollten die *i*-Stämme lautgesetzlich im nom. acc. pl., die mit langer Wurzelsilbe auch im nom. acc. sg. *i*-Umlaut des Wurzelvokals aufweisen. Aber bei sämtlichen Wörtern ist Ausgleichung eingetreten, entweder zu gunsten des nicht umgelauteten Vokals, wie in m. *staðr* Stätte etc., oder zu gunsten des umgelauteten Vokals, wie in m. *gestr* Gast etc., oder es sind Doppelformen entstanden, wie m. *burr* (selt. *byrr*) Sohn etc. etc.' (vgl. Noreen, Altnord. Gramm. I, § 327 und ebenda § 67, 79, 330 Anm. 2).

Auf hochdeutschem Gebiete bemerken wir die gleichen Schwankungen. Von Doppelformen, welche auf lautliche Verschiedenheiten zurückzuführen sind, vergleiche man z. B. nhd. *Beet* (got. n. sg. *badi*) : *Bett* (got. gen. *badjis,* dat. *badja* etc.); *Rabe* : *Rappe, Knabe* : *Knappe* etc. (vgl. Kluge, Et. Wb.[6] unter Beet; Kauffmann, PBB. XII, 538 ff.; Kluge, Vorgesch. § 158). Auch für die Verschiedenheit der nhd. Quantität in Wörtern wie *hart* und *zart* ist die Erklärung in der Flexion gesucht worden: 'ursprünglich habe es *hărt, hărte, zărt, zărte* geheiſsen; in *hărt* habe der Vokal der unflektierten, in *zărt* der der flektierten Formen gesiegt' (vgl. Paul, PBB. IX, 106 ff.; anders Wilmanns, Deutsche Gramm. I[2], § 247). Oft ist der Nominativ ganz zweifellos von den flektierten Formen beeinfluſst worden: sehr häufig haben die Nomina in den unflektierten Formen dieselbe Quantität angenommen wie in den flektierten. Aus mhd. *sĭges, sĭge* wird nhd. *Sieges, Siege,* und danach bildet man auch mhd. *sic* zu nhd. *Sieg* um' (Dehnung durch Systemzwang vgl. Wilmanns l. c. § 245). Oder der nom. sg. hat den Umlaut des Plurals angenommen: ahd. *mana* mhd. *mane, man* pl. *mene* nhd. *Mähne,* mhd. *bluot* pl. *blüete* nhd. *Blüte,* vgl. nhd. *Fährte, Hüfte* (Kluge, Et. Wb.), *Thräne,*

Zähre, Esche, Espe, Föhre, Möhre (vgl. Wilmanns l. c. § 199 Anm. 2, § 203); oder das flexivische *n* der schwachen Deklination: mhd. *bir, birn* nhd. *Birne*; ahd. *bîa* und daneben mit dem *n* der schwachen Deklination die Ableitung *bini* nhd. *Biene*; oder die vokalische Endung des Plurals: mhd. *binez, binz* nhd. *die Binse,* ndl. *abrikoos* nhd. *die Aprikose* (vgl. Horn, PBB. XXIII, 254). Auch bei den deutschen Lehnwörtern aus dem Lateinischen läſst sich wiederholt Entwicklung von den flektierten Formen aus feststellen: lat. *abbas, abbatem* nhd. *Abt* (ae. *abbod* ne. *abbot*), lat. *crux, crucem* nhd. *Kreuz* (ae. *crûc* ne. *crouchmas*), vgl. noch Kluge, Et. Wb. bei *Orden* (*ordinem*), *Pech* (*picem*).

Die Doppelformen des Altenglischen, die sich durch verschiedene Entwicklung vom Casus rectus oder obliquus aus erklären lassen, treten uns in folgenden Gruppen entgegen:

1) Konsonantische Stämme, deren Auslaut in dem suffixlosen nom. sg. lautgesetzlich verloren ging, mit späterer Neubildung des nom. von den flektierten Formen aus:

a) Dental-Stamm **halêþ* > ae. nom. *hæle* gen. *hæleđes* > Neubildung nom. **hæleđ**;

b) Stämme auf *-os, -es* (germ. *-az, -iz*), deren *s* (*z*) im nom. abfiel, vor den Flexionsendungen aber als *r* erhalten blieb: germ. Stamm **lambaz* > ae. *lomb* nom. pl. *lombru* > Neubildung nom. sg. **lombor**; vgl. *siȝe* : **siȝor,** *sæl* : **salor,** *hǣl* : **hâlor,** *dǣȝ* : **dôȝor** (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 289 f.).

2) Vokalische Stämme:

a) Kurzsilbige *i*-Stämme, welche in der Flexion durch Anschluſs an die *jo*-Deklination Verdoppelung des stammhaften Konsonanten zeigen, mit entsprechender Neubildung des nom.: *mete* gen. *metes,* aber auch *mettes* > nom. **mett**; vgl. *dyne* : **dynn,** *ȝewile* : **ȝewill** (vgl. Sievers l. c. § 263 Anm. 3; Kauffmann, PBB. XII, 538);

b) *-wo*-(germ. *-wa*-)Stämme, deren *w* im nom. mit dem Tonvokal verschmolzen wurde, in der Flexion aber erhalten blieb und entsprechende Neubildung des nom. veranlaſste: Stamm **þëwa* > **þew* > **þeu* > ae. *đêo,* aber gen. *đĕowes* > Neubildung nom. **đêow**, vgl. *cnêo* : **cnêow,** *trêo* : **trêow,** *hlêo* : **hlêow**; [Stamm **strawa* > **straw* > **strau* > ae. **strêa* gen. **strawes* > Neubildung nom. **strêaw**, vgl. adj. **hrêa* : **hrêaw**]. Nach Konsonanten wird das in den Auslaut tretende *w* zu *u* vokalisiert: Stamm **barwa* > ae. *bearu,* aber gen.

bearwes. In späten Texten dringt das *w* auch in die endungslosen Formen: *smeoru, smeorwes* > nom. **smeoruw**, *meolu, meolwes* > **meluw**, adj. *ȝearu* > **ȝearuw**, *cylu* : **cylew**.

c) *-wâ*-(germ. *-wô-*)Stämme, deren *w* im nom. in vorhistorischer Zeit vor dem *u* des Stammsuffixes ausgefallen ist, worauf Kontraktion eintrat, während es in der Flexion erhalten blieb und eine entsprechende Neubildung des nom. veranlaſste: Stamm **klawô* > **kla(w)u* > ae. *clêa,* aber gen. *clawe* > Neubildung des nom. **clawu**. Auch nach Konsonanten wurde *w* im nom. von dem *u* absorbiert: Stamm **mǣdwô* > *mǣd(w)u* > **mǣdu* > ae. *mǣd* gen. *mǣdwe*. Aber auch in diesem Falle läſst sich Neubildung vom Obliquus aus feststellen: *blôdlǣs* gen. *blôdlǣswe* > Neubildung nom. **blôdlǣswu**. Andererseits ist vielleicht die kontrahierte Form **pêa** gegenüber *pâwa* lat. *pāvo* aus den flektierten Formen abzuleiten (vgl. über die *-wo-*, *-wâ*-Stämme Luick, Anglia Beibl. IV, 105 ff.; Sievers l. c. § 73, 2; 110 Anm. 2; 111; 113, 1; 174; 249 Anm. 2; 250, 2; 259 Anm.; 260 Anm. 3; 300).

3) Nomina mit langer Stammsilbe, die im nom. *w* lautgesetzlich verloren, in der Flexion bewahrt haben. Die Neubildungen des nom. mit *w* sind durchaus die herrschenden Formen geworden. Doppelformen erscheinen bei *snâ* : **snâw**, *hrâ* : **hrâw** (*hrǣ* : **hrǣw**), *sêa* : **sêaw**, *ǣ* : **ǣw** (vgl. Sievers l. c. § 118; 174, 3; 250; 269 Anm. 3).

4) Nomina, deren stammauslautender Konsonant in der Flexion durch die unmittelbar folgenden Liquidä *r* oder *l* verdoppelt wurde. Die Verdoppelung drang auch in den nom.: got. *baitrs,* ae. mit Ablaut und silbenbildender Liquida *bitor* gen. *bittres* > Neubildung **bittor**, vgl. *snotor* : **snottor** und mit Wandel des Tonvokals in geschlossener Silbe *wacor* : **wæccer** (vgl. Sievers l. c. § 228). In späterer Zeit trat diese Verdoppelung auch nach langem Tonvokal ein, der vermutlich gekürzt wurde: *âttor* gen. *âtres, attres* > **attor**, vgl. *fôdor* : **foddor**, *môdor* : **moddor**, *tûdor* : **tuddor**, adj. *hlûtor* : **hluttor** (vgl. Sievers l. c. § 229).

5) Nomina, deren im nom. intervokalisches *h* ausfallen muſste, während es in der Flexion vor *r* verdoppelt wurde: **ahur* > *êar* gen. *æhhres* > Neubildung **æhher**, vgl. *têar* : **tæhher** (vgl. Sievers l. c. § 228).

6) Nomina mit *h* im Auslaut, welches sie in der Flexion verloren mit späterer Neubildung des nom. ohne *h*: *sulh* gen. *sules* >

Neubildung **sul**, vgl. *Wealh* : **Weal**, *mearh* : **mear** (vgl. Sievers l. c. § 223; 242 Anm. 1; 284 Anm. 3).

7) Bei der geringen Ausdehnung des *u*-Umlautes im Strengwestsächsischen ist wohl anzunehmen, daſs die herrschenden Formen **bealu, bearu, searu, nearu, fealu** neben *balu, falu* etc. ihren Diphthong den flektierten Formen verdanken, wo er regelrecht durch Brechung entstanden war, z. B. *falu* gen. *fealwes* > Neubildung **fealu** (vgl. Sievers § 103 Anm. 1).

8) Über durch Vokalsynkope der Flexion hervorgerufene Neubildungen einsilbiger Nominative vgl. S. 63.

Unsicher ist die Annahme einer Neubildung des Nominativs innerhalb des Altenglischen bei *earh,* Pfeil, woneben schon in spätaltenglischer Zeit[1] die Form *arwe* erscheint. Noreen citiert *earh* : *earwe* unter seinen Beispielen für den Schwund von *ʒ* in der Verbindung *ʒu* (UL. p. 180) und scheint **earwe* (in dieser Form in der ae. Überlieferung nicht belegt) als neugebildeten Nominativ zu betrachten, da er sonst die flektierten Formen genau zu bezeichnen pflegt. Bei Kluge (Vorg.[2] § 46) ist *earwe* in der Gruppe *earh-earwe* als Genitiv aufzufassen, wie die parallelstehenden Beispiele und der Verweis auf Sievers, PBB. 9, 232 (wo übrigens unser Wort selbst nicht erwähnt ist, ebensowenig wie in der Ags. Gr.[3]) beweisen. Das spät-altenglische *arwe, arewe* aber erklären Sweet (HES. p. 281), Kluge (Gesch. d. engl. Spr., Pauls Grundr. I, p. 786, Kluge-Lutz s. v. *arrow*) allerdings auch als eine Neubildung von der Flexion aus, aber nicht als eine echt englische, sondern als eine Entlehnung aus an. *ǫrvar* n. a. pl. von *ǫr*. Bei dem Mangel von Belegen für **earwe* und dem späten Auftreten des Wortes hat die Annahme der Entlehnung jedenfalls die Wahrscheinlichkeit für sich. Die Entwicklung des Wortes im Englischen ging nur von den *w*-Formen aus: me. *arwe, arewe, arowe* ne. *arrow.*

Der Betrachtung ähnlicher Neubildungen innerhalb des Englischen sind die folgenden Abschnitte gewidmet. Sie beruhen natürlich auf längerem Sammeln, werden jedoch, bei dem Mangel jeder früheren Zusammenstellung, gewiſs noch viele Ergänzungen zulassen.

---

[1] Zu den spärlichen ae. Belegen für dieses Wort bei Bosworth-Toller und im NED. vergleiche man noch die Aldhelm-Glosse: *catapultas, arwan, gafelucas* (Z. f. d. A. IX, 505), auf welche schon Sweet, HES. p. 281 hingewiesen hat.

Für die Gliederung des Stoffes ergeben sich uns zwei Hauptgruppen, je nachdem die Neubildung des Nominativs veranlaſst wurde durch eine konsonantische oder eine vokalische (qualitative oder quantitative) Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

I. Neubildungen, veranlafst durch eine konsonantische Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

§ 1. Germ. *-wa-, -wô*-Stämme.

a) Ne. Doppelformen:

	ae.	me.	ne.
nom.	*mǣd*	*mēde*	*mead*
gen.	*mǣdwe*	medwe, medewe	meadow
nom.	*sceadu*	*shāde*	*shade*
gen.	*sceadwe*	shadwe, shadewe	shadow

b) Sieg der flektierten Formen:

nom.	*pylu*	gen.	**pilwes*[1]	pilwe, pilewe	pillow
„	*sinu, sionu*	„	*sinwe*	sinwe, senewe, senuwe	sinnow, sinew[2]
„	*calu*	„	*calwes*	calewe	callow
„	*fealu*	„	*fealwes*	falwe, falewe	fallow
„	*nearu*	„	*nearwes*	narwe, narowe	narrow
„	*salu*	„	*salwes*	salwe, salowe	sallow
„	*ȝeolu*	„	*ȝeolwes*	yelwe, yelowe	yellow.

Von *ȝearu, ȝearwes* finden sich me. die Doppelformen *ȝāre* und ȝarow (*Ich am ȝarow*), doch wurde bei diesem Wort die Form des nom. gestützt durch das häufige me. Adverb *ȝare, yare,* so daſs im Neuenglischen nur die Form *yare* erscheint.

§ 2. Nomina mit *h* im Auslaut, welches sie in der Flexion verloren. Bei verschiedenen dieser Wörter sind schon im Alt-

---

[1] Cf. Napier, Modern Language Quarterly, Novbr. 1897, No. 2, p. 52.

[2] Gegen eine bei Kluge-Lutz angesetzte Form me. *sinę́we* < ae. *sionę́owe* pl. von *sionu* sprechen die häufigen zweisilbigen Formen des Me. Ist das zu erwartende, im älteren Ne. erscheinende *sinnow* vielleicht durch Angleichung an das ne. sinnverwandte *thews,* etwa in einer Formel wie *thews and sinnows,* in *sinew* (*sinjū*) verwandelt worden? Vgl. über solche Angleichungen bedeutungsverwandter Wörter Holthausen, PBB. XI, 533, XIII, 367, 590.

englischen neue Nominativformen ohne *h* belegt (vgl. oben S. 28 f.), welche Neubildungen das Mittelenglische begünstigt und fortsetzt.

a) Kontraktionsfälle:

nom.	*feoh*[1]	*feh, feih*	—
gen.	*fêos* dat. *fêo* > nom. fêo	fē, fee	fee
nom.	*lêah* 'Feld'	—	—
gen.	*lêa* > nom. lêa[2]	*lę̄ (nicht belegt)	lea
nom.	*scôh* gen. *scôs*	shō, shoo	shoe.

Neben *flêah* 'Floh' gen. *flêas* steht schon ae. die häufigere schwache Form *flêa* gen. *flêan,* fortgesetzt in me. *flę̄* ne. *flea.*

Das Hauptwort me. *foo* ne. *foe* 'Feind' braucht nicht auf die kontrahierten Flexionsformen des ae. Adjektivs *fâh* zurückgeführt zu werden, da schon ae. das Hauptwort *ȝefâ* (aus **ȝifâha,* cf. Sievers l. c. § 118) erscheint.

Ne. *shy* < ae. *scêoh* ist nicht von den flektierten, *h*-losen Formen abzuleiten, sondern von dem nom. ae. *scêoh* > me. **scēh,* **scēih, schēi, shȳ* > ne. *shy.*

b) Schwund des *h* nach einem Konsonanten vor dem Vokal der Flexion, mit Ersatzdehnung des Tonvokals, welche jedoch häufig durch den Einfluſs der Kürze des nom. wieder aufgehoben wurde. Schon im Ae. findet man neue nom. ohne *h* (vgl. oben S. 28 f.). Die Entwicklung ins Me. ging in der Mehrzahl der Fälle von Formen mit kurzem Vokal oder Diphthongen aus[3]: ae. *seolh* 'Seehund' gen. *sêoles, seoles,* wozu schon ae. der neue nom. seol erscheint, > me. sę̄le > ne. seal. Ae. *mearh* 'Roſs' gen. *mêares, meares* > ae. nom. mear; me. finden wir von den zweisilbigen flektierten Formen mit Kürze ausgehend: māre 'Mähre' (vgl. *ealu* > *āle, bealu* > *bāle,* ae. *healh* 'Versteck' pl. *hêalas, healas* > me. hāle und den Landesnamen me. ne. Wales von ae. *Wealas,* plur. von *Wealh* gen. *Wêales, Weales*). Neben me. *māre* steht etwas weniger reichlich belegt die Form *mę̄re* < ae. *mêre, mŷre* 'Mähre'. Dieselbe Bedeutung hat auch me. *māre* angenommen, während *hors* für das männliche Pferd immer üblicher wurde. Ne. *mare* entspricht genau der me. Form *māre,* nicht *mę̄re,*

---

[1] Beruhend auf germ. **feha* mit Apokope und Brechung vor *h* im Auslaut, gegenüber idg. **péku* germ. *fĕhu* got. *faíhu,* welches ae. mit Schwund des intervokalischen *h* und Kontraktion **fêo* hätte geben müssen.

[2] Vgl. Sievers l. c. § 255 Anm. 3.

[3] Vgl. auch Holthausen, Mitteil. d. Anglia III, 238 Anm.

wie bei Kluge-Lutz angesetzt ist. Lautlich wäre die Entwicklung von me. *mę́re* zu ne. (*mę̄ə*) zwar nicht unmöglich, wenn auch ungewöhnlich, die ne. Orthographie spricht jedoch entschieden gegen diese Verbindung.

Gegenüber ae. *snearh* 'Saite'? (in dieser Form in unseren Wörterbüchern nicht belegt) gen. *snêare, sneare* steht me. ne. *snare,* ziemlich allgemein als me. Lehnwort aus dem Skandinavischen, vgl. an. *snara,* angesehen, obschon die Entwicklung von den flektierten Formen des ae. Wortes aus nicht unmöglich wäre. Denn auch von ae. *fearh* 'Ferkel' pl. *fêaras, fearas* erscheint me. in Fortsetzung der *h*-losen Formen mit Kürze: **făre**, nach dem NED. noch in ne. Dialekten gebräuchlich mit der Bedeutung *a litter of pigs,* wie ja auch ne. *farrow* die Bedeutungen 'Ferkel' und 'Wurf von Ferkeln' in sich vereinigt. Die Fälle *mearh* : **mare**, *snearh* : **snare**, *fearh* : **fare**, *healh* > me. **hāle** entsprechen sich vollkommen und stützen sich wechselseitig. Damit soll die Möglichkeit skandinavischen Einflusses für *snare* nicht abgelehnt sein, es würde sich darum handeln, festzustellen, in welchen Gegenden diese Form aufkam.

Noch bei einem anderen *rh*-Wort ist im Me. die Fortsetzung der flektierten Formen ohne *h* nachzuweisen, aber nicht bis ins Ne. gedrungen: zu ae. *furh* 'Furche' lautet der gen. *fyrh, fûre, fŭre* > me. **fure**, **fore** ne. †.

§ 3. Nomina mit *g* im Auslaut nach den Liquiden *r, l.* Bei diesen Wörtern tritt noch in altenglischer Zeit ziemlich allgemein die Schreibung *h* ein, während in den flektierten Formen das alte *g* bewahrt blieb: *beorh* 'Berg' gen. *beorȝes.* Im Me. zeigt diese Gruppe eine grofse Mannigfaltigkeit der Formen. Wir finden

a) Entwicklung vom nom. aus, wobei sich zwischen der Liquida und dem gutturalen Reibelaut ein neuer Vokal, zumeist *u,* bildete, nach welchem der Reibelaut verklang: ae. *beorh* > me. *beoruh, beruh* > ne. dialektisch *barugh* (cf. English Dialect Dictionary [= EDD] s. v. *bargh*), worauf die im 17. Jahrhundert vereinzelt erscheinende Schreibung *barrough* beruht;

b) Entwicklung vom nom. aus, wobei sich nach palatalem, hellem Tonvokal zwischen der Liquida und dem palatalen Reibelaut ein *i* bildete, nach welchem der Reibelaut verklang: ae. *beorȝ(h)* anglisch *berȝ* > me. *berȝ, berȝh, beryhe* > ne. *berye, berry,* im 17. Jahrhundert belegt und nach dem NED. heute noch Dialekt-

wort, obwohl EDD. diese Form des Wortes nicht erwähnt. Das NED. geht für diese Entwicklung von dem dat. sg. aus: *The dat. beorȝe with palatalized ȝ, gave berȝe, beryhe, berye* — schwerlich mit Recht. Es ist immer bedenklich, von einer isolierten Form der Flexion auszugehen, und man wird die Entwicklung *berȝ* > *beryhe* kaum anders beurteilen dürfen als die reichlich vorhandenen ae. Parallelfälle wie z. B. *byrȝ* > *byriȝ*, *myrȝđ* > *miriȝđ*, *merȝen* > *meriȝen* (vgl. Sievers l. c. § 213 Anm.), *belȝ* > *beliȝ*.

c) Entwicklung von den mehrsilbigen flektierten Formen aus, deren *g* zu *w* wurde, mit späterer Bildung eines Gleitelauts zwischen der Liquida und dem Halbvokal: ae. *beorȝes, beorȝe* > me. nom. **berwe** > ne. **barrow**.

d) Entwicklung von den flektierten Formen aus, deren me. *w* aus *g* in bestimmten Gegenden (nach dem EDD. besonders in Yorkshire und Lincolnshire) mit starker Reibung gesprochen, aus einem bilabialen Laut in die stimmlose labiodentale Spirans verwandelt wurde — ähnlich wie im Hochdeutschen in Mittel- und Süddeutschland *w* bilabial, in Norddeutschland aber mit mehr oder minder starker Reibung als zumeist stimmhafter labiodentaler Laut gesprochen wird —: ae. *beorȝes, beorȝe* > me. **berwe**, ***berfe** (in der Überlieferung, soweit ich sie überschaue, nicht belegt, vgl. aber die häufigen me. Formen **dwerfe, dwerf** von ae. *dweorȝ(h)* 'Zwerg') > ne. **barf**, häufiges Dialektwort (vgl. EDD. s. v. *bargh*).

Ob wir mit ten Brink (Chaucers Sprache etc. § 103 β) den Wandel des *w* zu *f* von seiner Stellung im Auslaut abhängig zu machen haben, ist fraglich; jedenfalls ist zweisilbiges *dwerffe, dwarfe* metrisch gesichert (vgl. in Mätzners Wörterbuch die beiden Stellen aus 'Ipomydon').

Von allen Entwicklungsmöglichkeiten des Paradigmas dieser Nomina finden sich im Ne. Spuren, ihrer Mehrzahl nach sind die ne. Formen jedoch nach c) auf die flektierten Formen mit me. *w* zurückzuführen, welche *w*-Formen von der zahlreichen und festen Gruppe der ae. *w*-Stämme gestützt wurden. Die Überlieferung bleibt uns übrigens manches Glied der verschiedenen Entwicklungen schuldig. Von dem oben behandelten *beorȝ* abgesehen finden wir:

ae. *bearȝ(h)* 'verschnittener Eber' > me. *bæruh, baruh* > ne. +
" fl. *bearȝes, bearȝe* > me. ***barwe, barowe** > ne. **barrow**
ae. *borȝ(h)* 'Bürgschaft, Bürge' > me. *boru* > ne. +

ae. fl. *borʒes, borʒe* > me. **borwe, borewe, borowe** > ne. **borrow**

ae. *burʒ(h),* auch schon *buruh* 'Burg' me. *buruh, borough* > ne. *burrough,* jetzt *borough* 'Stadt, Wahlflecken'

" fl. (*byrʒ, byriʒ*) *burʒe* > me. **burwe, borow** > ne. **burrow** 'Bau, Höhle'

ae. *dweorʒ(h)* 'Zwerg' > me. **dweoruh, dweruh, dweruʒ* > ne. +

" *dweorʒ(h)* anglisch *dwerʒ* > *dwerʒ,* **dwerih, dwerye, dwery* > ne. +

" fl. *dweorʒes, dweorʒe* > me. **dwerwe, dwerowe, dwarwe, dwarrow** > ne. +

Das NED. geht für diese Formen, in welchen *w* nach dem durch me. Monophthongierung erscheinenden palatalen Tonvokal auftritt, von dem ae. plur. *dweorʒas* aus. Es ist jedoch sehr fraglich, ob zur Zeit der Wandlung des *g* zu *w* noch die gutturalen Vokale der Pluralendungen gesprochen wurden, ob nicht bereits die Abschwächung zu *e* stattgefunden hatte.

ae. fl. *dweorʒes* etc. > me. **dwerwe, dwerfe, dwarfe** > ne. **dwarf**

ae. *mearʒ(h)* 'Mark' > me. *marʒ, maruh* > ne. +

" *mearʒ* anglisch *merʒ* > *merʒ, merʒh,* **meriʒ, meri,* und mit Antritt dieses neugebildeten Suffixes an die *a*-Form des Wortes: *mari* < ne. +

ae. fl. *mearʒes* etc. > me. **marwe, marewe, marowe** }
" " *merʒes* etc. > me. **merwe, merowe, merow** } > ne. **marrow**

ae. *sorʒ* fl. gen. dat. etc. *sorʒe* > me. **sorwe, sorowe** > ne. **sorrow**

ae. *belʒ, beliʒ* > me. *bĕly* > ne. **belly** (vgl. S. 59)

" fl. *belʒes, belʒe* > me. **belwe, bellowe** > ne. pl. **bellows**

ae. *felʒ* 'Felge' > me. *fĕly* > ne. **felly** (vgl. S. 59)

" fl. *felʒe* > me. **felwe, felowe** > ne. **felloe.**

Die ungewöhnliche ne. Schreibung wurde vielleicht durch das Bestreben veranlaſst, das Wort von *fellow* zu unterscheiden. Die Ableitung von den flektierten Formen von *felʒ* ist übrigens nicht unbedingt nötig, man kann auch auf die ae. schwache Nebenform *felʒe* fl. *felʒan* zurückgehen.

ae. **tealʒ,* **tealh* 'Talg' > me. *talʒh, taluh, taluʒh* > ne. +

" fl. **tealʒes* > me. ***talwe** (vgl. adj. *talwi* 'talgig') > ne. **tallow**

ae. *weliʒ, wyliʒ* 'Weide', vgl. ne. dialektisches *willy*

" fl. *wyliʒes, wyliʒe* > me. mit Synkope **wilghe, wilwe, wilowe** > ne. **willow.**

§ 4. Bei einigen Hauptwörtern mit echtem altem *h* im Auslaut nach den Liquiden *r, l* bemerken wir Neubildung des nom. sowohl von den lautgesetzlichen *h*-losen Formen der Flexion aus (vgl. oben S. 31 f. § 2 b), als auch nach dem Muster des soeben unter § 3 c besprochenen Typus *beorh, beorȝes* > **berwe** > **barrow**: ae. *fearh* 'Ferkel' pl. *fēaras* (ein bei Hall und Sweet theoretisch angesetzter neuer nom. *fēar* ist nicht belegt) > me. **fāre** > ne. Dialektwort **fare** (vgl. oben S. 32). Neben *fearh, fĕares* müssen aber auch analogisch gebildete flektierte Formen **fearȝes*, **fearȝe* etc. im Umlauf gewesen sein, zu welchen me. mit bekannter Entwicklung ein neuer nom. ***ferwe**, ***farwe** gebildet wurde, worauf ne. **farrow** (im NED. erst 1577 belegt) beruht. Die für das Hauptwort versagende Überlieferung können wir uns für das Mittelenglische aus dem von jenem abgeleiteten Zeitwort ergänzen: iveruwe Ancr. R., yvarȝe Ayen. (NED.).

Ae. *furh* 'Furche' gen. *fŭre* > me. **fure, fore** > ne. + (vgl. oben S. 32)

„ fl. **furȝe* (vgl. *burh, burȝe*) > me. **furghe, forwe** > ne. **furrow.** Die aus dem 15. Jahrhundert überlieferte Form *foroughe* ist wohl als Fortsetzung des ae. nom. zu betrachten mit derselben Entwicklung wie *borough* (vgl. oben S. 34).

Ae. *holh* 'Loch'; ein bei Noreen (UL. p. 180) und Kluge (Vorg.[2] § 46, Kluge-Lutz s. v. *hollow*) angesetzter gen. *holwes* mit grammatischem Wechsel liegt in der Überlieferung nicht vor. Die ae. Form *hol* pl. *holu* ist nicht als eine Neubildung von den flektierten, *h*-losen Formen von *holh* aus zu betrachten, sondern als Substantivierung eines auch in anderen germanischen Dialekten vorhandenen, auf got. **hula-* zurückweisenden Adjektivs ae. *hol* (vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. *hohl*). Me. finden wir den nom. *holh* entwickelt zu *holouȝ*, und von einer analogischen Flexion **holȝes* etc. ausgehend die Neubildung **holȝe, holwe** > ne. **hollow** adj. und subst.

Ae. *sealh* 'Weide, Salweide' fl. *sĕales* etc., wozu schon ae. der neue nom. **seal** erscheint (vgl. oben S. 28 f.). Bei diesem Worte finden wir auch in der Überlieferung eine Form, welche unsere Annahme des Eindringens der Spirans in die Flexion stützt: den Plural *sealhas*, wozu me. der neue nom. **salghe, salwe** > ne. **sallow.**

§ 5. Bei einigen Wörtern mit echtem altem *g* im Auslaut nach dem Tonvokal ist ebenfalls eine doppelte Entwicklung festzustellen. Infolge der verschiedenen Wandlung des Gaumenreibelautes je nach

seiner Stellung im Auslaut oder im Inlaut ergab sich me. die Möglichkeit der Fortsetzung der unflektierten Form sowohl, als auch einer Neubildung des nom. von den flektierten Formen aus:

ae. *lêaȝ*, oder *lêah* mit der häufigen Schreibung im Auslaut nach langem gutturalem Vokal, 'Lauge' > me. *lēih* > ne. +

ae. fl. *lêaȝe* > me. Neubildung des nom. lēȝe, leie, lie > ne. lye.

Merkwürdig ist, daſs nach dem Muster der zahlreichen Paradigmen wie *lêah lêaȝe, bêah bêaȝes* etc. auch Wörter mit echtem altem *h* in den flektierten Formen *ȝ* angenommen haben, wodurch auch für sie Entwicklung von den *ȝ*-Formen aus möglich wurde. So erscheint zu dem bereits erwähnten Worte *lêah* 'Feld' (vgl. oben S. 31) ein gen. *lêaȝe* (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 255 Anm. 3) und von diesen Formen aus me. ein neuer nom. leye, laye 'Brachland', in den ne. Dialekten als ley, lay fortlebend.

Bei einem Worte mit echtem altem *g* läſst sich die Doppelentwicklung von den unflektierten und flektierten Formen aus bis in die Schriftsprache verfolgen:

ae. *dâȝ, dâh* 'Teig' > me. *dōgh, dough,* gespr. (*dūχ*) durch Angleichung an die zahlreichen Wörter mit altem *ôȝ, ôh,* > ne. (*dɒf*), in der Schreibung *duff* eine auch von der Schriftsprache angenommene Form (Beispiele im NED.);

ae. fl. *dâȝes* etc. > me. Neubildung des nom. dowe, dow > ne. mit lautlicher Fortsetzung dieser Form, aber mit Bewahrung des Schriftbildes der unflektierten Form: dough (dōᵘ).

Auf der ganzen Linie, in Laut- und Schriftbild, haben die flektierten Formen gesiegt bei einem alten Lehnwort aus dem skandinavischen Sprachschatz, bei dem Adjektiv:

an. *lágr,* nach Kluge-Lutz schon spät-ae. *lâȝ* > me. *lāh, lōh, louh, lough* ne. +;

fl. Form me. *laȝe, lowe,* davon Neubildung der unflektierten Form lowe, low > ne. low.

Eine interessante Wechselwirkung der unflektierten und der flektierten Formen läſst sich bei folgendem Worte beobachten: ae. *ȝenôȝ* adj., pl. *ȝenôȝe* > me. *inough, inowe.* Die für die unflektierte Form eintretende Monophthongierung von *ou* zu (*ū*) muſs aber auch in der Flexion zur Geltung gekommen, im ganzen Paradigma muſs (*u*) gesprochen worden sein, wie uns die ne. Lautung des Plurals erkennen läſst: *enow,* gesprochen (*ᵉinau*). Dieser Plural wurde bis in unser

Jahrhundert hinein von dem lautlich verschieden entwickelten Singular geschieden[1] (Beispiele im NED.), wird jedoch jetzt von den archaisierenden Dichtern manchmal auch für den Singular und als Adverbium verwendet.

Die verschiedene Entwicklung dieses Wortes von den unflektierten und flektierten Formen aus, welche sich bis in die lebende Sprache verfolgen läßt, giebt uns wohl auch den Schlüssel zur Erklärung einer Spaltung, die bis jetzt noch nicht in befriedigender Weise aufgehellt worden ist, verschafft uns Antwort auf die Frage, warum ae. *ȝenôȝ* ergab ne. (*ᵉ̆invf*), ae. *bôȝ* 'Zweig' hingegen ne. (*bau*)? Wir finden

1) ae. *bôȝ, bôh* > me. *bough* (*bu̅χ*) [> ne. *(*bvf*) nicht vorhanden],

2) ae. fl. gen. *bôȝes* pl. *bôȝas* > me. neuer Nominativ bowe, von welcher Form im Ne. entweder die Lautung (*boᵘ*) oder, mit der von Luick (U. z. e. Lautg. § 140 f.) besprochenen und als dialektisch bezeichneten Entwicklung, (*bu̅*) zu erwarten war — Lautungen, von welchen die erste nach den von Sweet (HES. p. 371) und Luick (Anglia XVI, 494) erwähnten Angaben älterer ne. Grammatiker auch wirklich vorhanden war, während die zweite noch in den lebenden Dialekten zu finden ist (vgl. Bruggers Zusammenstellung der Dialektformen Anglia XV, 334, wo WML. 745 zu lesen ist). Daneben muſs aber auch me. wie für *inowe*, so auch für *bowe* in weiterer Verbreitung der Monophthong (*u*) des nom. auch in der Flexion gesprochen worden sein, auf welche Aussprache der ne. Laut (bau) zurückweist. Wie *bough* sind ferner zu beurteilen:

ae. *plôȝ, plôh* 'Pflugland' (in seiner Begriffsentwicklung zu 'Pflug' vermutlich von an. *plógr* beeinfluſst) > me. *plough* (*plu̅χ*) [> ne. *(*plvf*) nicht vorhanden, wohl aber dialektisch (*pluf*), vgl. Bruggers Liste, Anglia XV, 334],

ae. fl. **plôȝes*, **plôȝe* etc. (in der Überlieferung nicht belegt) > me. Neubildg. des nom. plowe, gespr. (*pluə, plu*) > ne. plough (plau);

ae. *slôh* 'Pfütze' > me. *slough* (*sluχ*) [> ne. *(*slvf*) nicht vorhanden, bestand aber im 18. Jahrhundert, vgl. Sweet l. c. p. 371],

---

[1] Dialektisch, wie es scheint, zum Teil noch heutzutage, vgl. Ellis V, pp. 266, 718. An erster Stelle, in seiner *East Eastern Division*, notiert Ellis für den pl. denselben diphthongischen Laut, welcher in diesem Dialekt der alten Länge, ae. me. *ū*, entspricht.

ae. fl. dat. *slô, slôe,* keine *ȝ*-Formen: **slôȝes* etc., überliefert, wohl aber me. die entsprechende Form **slowe**, gespr. (*sluə, slu*) > ne. **slough** (**slau**).

Bei einem in der Schriftsprache wenig üblichen, in den Dialekten aber noch vollkommen lebensfähigen Wort läfst sich nach dem Zeugnis des NED. die Doppelentwicklung bis in die gesprochene Sprache verfolgen. Leider versagt bei diesem Worte die ae. Überlieferung:

ae. **clôh* 'Schlucht' > me. *clough* (*kluχ*) > ne. *clough* (*klʋf*),

ae. fl. **clôȝes* etc. > me. Neubildung des nom. **clowe**, gespr. (*klūə, klu*) > ne. **clough** (**klau**).

Von *tôh* adj. 'zäh' mit altem *h* sind in der Flexion nur kontrahierte *h*-lose Formen überliefert, und im Ne. lebt nur die Fortsetzung des nom. > me. *tough* (*tūχ*) > ne. (*tʋf*). Im Me. sind aber auch bei diesem Wort einige *w*-Formen (*towe*) belegt, und die alten Orthoepisten verzeichnen schwankende Lautung (cf. Sweet, HES. p. 370; Luick, Anglia XVI, 494).

Dafs sich bei den Wörtern *dough, bough, plough, slough, clough* trotz der Entwicklung von den *ow*-Formen *dowe* etc. aus nach vielem Schwanken doch das traditionelle Schriftbild des Nominativs behauptet hat, ist nicht auffälliger als z. B. die Beibehaltung der traditionellen Schreibungen *eye, height* im Widerspruch zu dem auf den me. *ī*-Formen beruhenden Laute.

§ 6. Stand *g* hinter dem Tonvokal im Auslaut des nom. sg. und ergab sich im ae. Paradigma ein Wechsel der Qualität dieses Vokals, wie bei *dæȝ* : *daȝas,* so waren Einzahl und Mehrzahl me. in der Form wesentlich verschieden: *dai* : *dawes.* Me. und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei dem Schotten Douglas z. B. erscheint in bestimmten Formeln eine Form *dawe, daw*: *douchtie in his daw; He was … brocht of daw,* schreibt Douglas. Diese Form sah aus wie ein Singular, und dafs sie den Schreibenden und Sprechenden auch als solcher galt, wird dadurch bewiesen, dafs in derselben Formel neben *dawe* auch ein Plural *dawes* erscheint: *alle done of dawez* citiert NED. aus dem stabreimenden Morte Arth. Historisch betrachtet ist *daw* aber nur ein erstarrter Rest des ae. dat. pl. aus der Formel *on đǽm daȝum* me. *on đam daȝen, dawen.* Losgelöst von bestimmten Formeln, als selbständiger Singular neben *day,* scheint *daw* nicht gebraucht worden zu sein; das Dialektwort *daw* 'Dämmerung' (EDD.) ist eine Neubildung von dem Verbum *to daw* aus.

Vielleicht hat auch bei dem Worte *wǽg* 'Woge' eine ähnliche lautliche Trennung des sg. und pl. Anlaſs zu einer Neubildung gegeben. Wie zu *mǽʒ* der pl. gewöhnlich *mâʒas,* seltener *mǽʒas* lautet, wie neben *wǽʒon* steht *wâʒon* etc., scheint neben *wǽʒas* die Form *wâʒas* möglich, obschon sich bei Bosworth-Toller nur ein Beleg für die *â*-Form des pl. findet, die Glosse *wâʒa, gurgites.* Ein pl. *wâʒas* ergab me. im Norden *wāʒes, wawes,* eine in nördlichen Denkmälern, z. B. im Tristrem, belegte Form, die aber bald nach dem Süden gedrungen sein müſste. Eine Fortsetzung des ae. sg. *wǽʒ* > me. *wei* ist nur ganz schwach belegt, Stratmann-Bradley verweisen nur auf das Kompositum *halewei* 'Balsam'. Um so nötiger wurde die Neuschöpfung des sg.: wawe, welche Form sich rasch verbreitete und uns auch bei Chaucer mehrmals begegnet, während sie ne. in der Schriftsprache auſser bei Spenser kaum mehr zu finden sein wird. Andere Erklärungsversuche von me. *wawe* bei Skeat, Et. Dict. s. v. *wave*; Sweet, HES. p. 346.

§ 7. In einer gröſseren Anzahl von einsilbigen Wörtern ist der konsonantische Auslaut des nom. von dem Lautstand der flektierten Formen beeinfluſst, ihm angeglichen worden. Auf einen ähnlichen Wandel im Ae. hat kürzlich Bülbring (Anglia, Beibl. IX, 291) aufmerksam gemacht: 'Das *k* in ċīken ist aus den flektierten Casus (*ċīknes, ċīkne* < urengl. *ċiuċnæ(s)* < *ċiuċinæ(s)* u. s. w.) entlehnt, wo es ... erhalten blieb, weil das *i* vor der Assibilation des *ċ* synkopiert worden war.'

In der historischen Zeit des Englischen sind besonders die mit der stimmlosen labiodentalen Spirans auslautenden Nomina von diesem Wandel betroffen worden, indem der einsilbige nom. von den zweisilbigen flektierten Formen mit intervokalischer stimmhafter Spirans verdrängt wurde. Vereinzelt weist noch die lebende Sprache Doppelformen desselben Wortes auf, mit stimmloser und stimmhafter Spirans:

ae. *stæf, stæfes* > { me. *staf* > ne. *staff* 'Stab'
" pl. *stāves* > ne. stave 'Faſsdaube'; 'Vers'. }

Zumeist hat sich jedoch die Schriftsprache für die eine oder die andere Form entschieden, während dialektisch auch noch die Scheideform vorhanden ist, wie z. B. bei

ae. *græf, græfes* 'Grab' > { me. *graf* > ne. schottisch *graff*
" grāve > " grave, }

ae. *clif* 'Klippe' > me. *clif* > ne. *cliff*

„ gen. *clifes* > me. clive > ne. clive pl. clives (im Reim mit *drives* NED.) 16. Jahrhundert

„ pl. *clifu, cleofu* > me. clę̄ve > ne. Dialektwort cleve, cleeve, selten *cleave.*

NED. und EDD. legen dieser Form den ae. pl. *cleofu* zu Grunde, während Luick (Unters. z. engl. Lautgesch. S. 281 f.) me. ę̄ annimmt auf Grund der häufigen Schreibung mit *ee,* und deshalb von *clifu* mit nordenglischer Dehnung des *ĭ* in offener Silbe ausgeht. Nach den Belegen des EDD., dessen betreffende Lieferung Luick noch nicht vorlag, ist *cleve, cleeve* jedoch ausschliefslich in südenglischen Mundarten gebräuchlich.

Gesiegt hat der neue nom. mit der stimmhaften Spirans bei folgenden Wörtern:

ae. *lêaf* 'Erlaubnis' fl. *leafe* > me. *lę̄f,* lę̄ve > ne. leave

„ *fîf* fl. *fîfe* > me. *fīf,* fīve > ne. five

„ *hŷf* 'Bienenkorb' fl. *hŷfe* > me. hīve > hive

„ *drâf* 'Zug' fl. *drâfe* > me. drǭve > ne. drove

„ *grâf* 'Wald' fl. *grâfes* > me. grǭve > ne. grove

„ *glôf* 'Handschuh' fl. *glôfe* > me. glǭve > ne. glove,

und bei einem Worte nach der Liquida *l*:

ae. *twelf* fl. *twelfe* > me. *twelf,* twelve > ne. twelve.

Bei der Mehrzahl der in Frage kommenden Wörter hat sich jedoch die Form des nom. behauptet, vgl. z. B. *chaff, deaf, leaf, sheaf, thief, life, wife, knife, midriff, stiff, loaf, hoof, roof, woof*; *calf, half, elf, shelf, wolf, turf.* Irgendwelche Gesetzmäfsigkeit läfst sich bei dieser Scheidung nirgends erkennen, der Sprachgebrauch hat eine ganz willkürliche Auswahl getroffen. Bei dem Schwanken des me. Bestandes dieser Gruppe zwischen den Endungen *-ve* und *-f* konnte sich leicht bei einigen Wörtern für die historisch berechtigte Endung *-ve* die stimmlose labiodentale Spirans festsetzen, gleichsam als Nominativform der flektierten *-ve*-Formen. Bei den von der Schriftsprache acceptierten Wörtern dieser Art ist jedoch allerdings auch die Annahme romanischen Einflusses, einer Angleichung an Lehnwörter aus dem Französischen, zulässig: ae. *ȝelêafa* > me. mit Präfixwechsel *bileeve, belyefe* (15. Jahrhundert) > ne. *belief* (NED.: *by form-analogy with pairs like 'grieve grief, prove proof',* aber die me. Substantive *preef, proof* selbst werden uns wieder am verständlichsten als neue Nominativbildungen

mit der stimmlosen Spirans zu den scheinbar flektierten, historisch richtigen Formen *prẹ̄ve, prǭve*); ae. *scîrȝerêfa* > me. *shirrẹ̄ve,* schottisch bei Barbour *schirreff* > ne. *sheriff* (Morsbach, Me. Gr. § 27: 'mit Anlehnung an Bildungen wie *bailiff, plaintiff, caitiff',* von welchen Wörtern hinwieder neue Nominative mit der stimmhaften Spirans der Flexion erscheinen: Chaucer reimt z. B. *caytyves* : *lyves* Kn. T. 859, und so finden sich nach NED. noch in der Schriftsprache des 17. Jahrhunderts die Singulare *bailive, caitive*).

Dasselbe Schwanken zwischen stimmlosem und stimmhaftem Reibelaut ergab sich bei Wörtern mit den stimmlosen Spiranten *s, þ* im Auslaut. Das Neuenglische weist jedoch nur wenige Spuren dieser Differenzierung auf, überwiegend hat sich der stimmlose alte Auslaut des nom. behauptet.

Für stimmloses *s* finden wir den in stimmhafter Umgebung stimmhaften Laut (*z*) der flektierten Formen auch im nom. bei

ae. *fyrs* 'Ginster' gen. *fyrses* > me. *furs, firs,* furse, firse > ne. furze
„ *wôs* 'Schlamm' gen. *wôses* > me. wǭse > ne. ooze
„ *wîs* adj. > me. *wi̇̄s* fl. *wīse* > ne. wise (waiz).

An einen Einfluſs von *wisdom,* den Sweet (HES. § 909) nebenbei für möglich hält, ist gewiſs nicht zu denken. Der stimmlose Auslaut hingegen hat sich erhalten z. B. in *brass, glass, grass, fleece, goose, house, louse, mouse*; *horse.*

Von der stimmhaften dentalen Spirans habe ich im Ne. bis jetzt nur eine Spur gefunden, in einem Wort, welches nahezu ausgestorben ist:

ae. *hýđ* 'Hafen' gen. *hýđe* > me. hi̇̄the > ne. hythe, hithe (haiđ).

Sonst sprechen wir heute noch (von *booth* 'Bude' fraglicher Herkunft abgesehen) überall die alte stimmlose Spirans der unflektierten Form, vgl. z. B. *bath, path, breath, death, cloth, ruth, truth.*

Daſs die Neuschöpfung eines nom. mit stimmhaftem Laut gerade auf dem Gebiete der labiodentalen Spirans am weitesten um sich gegriffen und sich in einer gröſseren Anzahl von Wörtern behauptet hat, findet meines Erachtens seine Erklärung in einer me. Neuerung, welche für die beiden anderen Spiranten nicht eintrat: in der Einführung eines neuen Schriftzeichens (*u, v*) für den stimmhaften Laut. Während bei *hus, huses* die Spirans in derselben Gestalt erschien und auch die verschiedenen für die Darstellung der dentalen Spirans zur Verfügung stehenden Zeichen *þ, đ, th* von den Schreibern keines-

wegs für eine systematische Trennung des stimmlosen und stimmhaften Lautes ausgenutzt wurden, waren *fif* : *fiue five* auch in der Schrift deutlich geschieden, wodurch die Neubildung eines entsprechenden nom. zweifellos begünstigt wurde.

§ 8. Noreen hat die Verschiedenheit des Konsonantismus in Wörtern wie aisl. *orre* (urgerm. **urzēn* , gr. *ἄρσην*) : nschwed. *orne*, got. *qinō* : aschwed. *kwinna*, aisl. *hane* : agutn. *hanni*, got. *mana-(seds)* : *manna* damit erklärt, daſs ‘das stammschlieſsende *n* jener Formen in diesen von den synkopierten Casus (wie z. B. got. gen. pl. *abnē*, *watnē* u. dgl.) aus durch das ganze Paradigma gedrungen’ sei (UL. p. 159). Auch im Englischen ist betreffs *n* derselbe Vorgang zu beobachten. Kluge hat das Gesetz aufgestellt: ‘Im Me. verschwinden die auslautenden ae. *-n* in Suffixsilben ... Am wesentlichsten gestaltet um 1200 der Verlust von auslautendem *n* die Endungen um ... Dieses Gesetz ist so bedeutsam, weil es die Vorbedingung zu dem späteren Verklingen des Endungs-*e* in solchen Worten ist’ (Gesch. d. e. Spr., Pauls Grundriſs I, S. 864, 896). Die erhaltenen *n* hat er a. a. O. S. 864 aus der Flexion erklärt. Auſserdem wurde die reine Wirkung dieses Auslautsgesetzes im Me. durch dialektische Einflüsse durchkreuzt: daſs sich in der Gruppe der starken Part. praet. das auslautende *n* vielfach behauptet hat (ne. *written, born, forsaken* etc.), wird mit der Vorliebe der nördlichen und nordmittelländischen Dialekte für die vollen *n*-Formen dieser Kategorie zu erklären sein, während sich das auslautende flexivische *n* von Pluralformen wie *oxen, hosen, eien* gerade im Süden, wo diese Pluralbildung weit verbreitet war und viele analogische Neubildungen wie *brethren, children, kine* ins Leben gerufen hat, stets behauptet zu haben scheint. Jedenfalls hat das von Kluge erkannte Gesetz nicht in allen Gegenden und nicht für alle Wortkategorien mit gleicher, keine Ausnahme zulassender Energie und Schärfe gewirkt.

Einige Nomina erscheinen noch im Ne. in doppelter Gestalt, in der Form des nom. mit gesetzmäſsig verklungenem *n* und in der Neubildung von der Flexion aus:

ae. *mæʒden* > me. *maide* > ne. *maid*
„ fl. *mæʒdnes* > me. *maidenes* > **maiden** > ne. **maiden**,
ae. *ǽfen* ‘Abend’ > me. *ēve* > ne. *eve*
„ gen. *ǽfennes, ǽfenes* > me. **ēven** (eine Mischform mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom.) > ne. **even**;

ae. *cîcen* 'Küchlein' > me. *chike* > ne. *chick*
„ gen. *cîcnes* > **chiken** > ne. **chicken**
ae. *gamen* > me. *gāmen, gāme* > ne. *game* 'Spiel'
„ gen. *gamenes* > me. pl. *gămnes* > **gămne** > ne. **gammon** 'Puff-spiel'.

Bei einer grofsen Anzahl von Wörtern hat sich nur die *n*-Form bis ins Ne. erhalten. Wenn nicht besonders hervorgehoben, bietet uns die natürlich lückenhafte Überlieferung überhaupt keine Formen ohne *n*. Wir finden ne. nur *n*-Formen von den Hauptwörtern:

ae. *byrđen* gen. *byrđenne* > me. **burthen** > ne. **burthen, burden**
„ *fyxen* gen. *fyxenne* > me. ne. **vixen**
„ *heofon* gen. *heofones* > me. **hĕvene, hĕvne** (bei diesem Worte kann man aber, wie schon Sachse in seiner Doktorschrift 'Das unorganische e im Orrmulum' S. 7 bei der Erwähnung von Orrms *heoffne* bemerkte, auch an Fortsetzung von ae. *heofone* — schwache Analogiebildung zu *eorđe* — denken) > ne. **heaven**
„ *ofen* 'Ofen' > me. *ǭve*
„ gen. *ofenes, ofnes* > me. fl. *ŏfne* > **ŏven** > ne. **oven** (vgl. S. 56).
„ *wolcen* gen. *wolcnes* > me. **wolkne, weolkne, welkne** > ne. **welkin** (mit Suffixangleichung an die Wörter auf *-kin*, wie *napkin* etc.)
„ *wǽpen* gen. *wǽpnes* > me. **wĕpne** > ne. **weapon.**

Bei einigen anderen Substantiven bemerken wir me. Mischformen mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom. (vgl. even S. 42):

ae. *hræfn* gen. *hræfnes* > me. **rẹ̄ven, rāven** > ne. **raven**
„ *bêacen* > me. *bẹ̄ke(n)* }
„ gen. *bêacnes* > me. *bĕkne* } > **bẹ̄ken** > ne. **beacon**
ae. *diacon, dêacon* > me. *dẹ̄ke(n)* }
„ gen. *dêacnes* > me. *dĕkne* } > **dẹ̄ken** > ne. **deacon**
ae. *tâcen* > me. *tǭke(n)* }
„ gen. *tâcnes* > me. *tăkne* } > **tǭken** > ne. **token**
ae. *îren* > me. *īre* }
„ gen. *îrenes* > me. pl. *ĭrnes* } > **īren** > ne. **iron.**

Bei Wörtern wie ae. *mæȝen* > me. ne. *main,* vgl. ne. *rain, wain, thane,* ist das *n* des Suffixes stammhaft geworden und nie verklungen.

Ferner gehören hierher die Adjektiva:

ae. *efn, efen* > me. **efne, ẹ̄ven** (eine Mischform mit dem *n* der Flexion und der Länge des nom., welche siegt) > ne. **even**

ae. *bræsen* > me. **brāsen** (Mischform) > ne. **brazen**

„ *hǽđen* > me. **hę̄then** (Mischform) > ne. **heathen** adj. und subst.

„ *lînen, linnen* > me. **linen, linnen** (Stratmann-Bradley verzeichnen mehrmals *line* als Hauptwort) > ne. **linen** adj. und subst.

ae. *open* > me. *ǭpe* > ne. *ope*, Dichterform, bei Browning z. B. sehr häufig

„ fl. *openes* etc. > me. **ǭpen** (Mischform) > ne. **open**

ae. *âȝen* > me. *āȝe, ǭwe*

„ fl. *âȝnes, âȝenes* etc. > me. **ǭwene, owen, owne** > ne. **own**

„ *faȝen* > me. *fawe*, während bei *fæȝen* > me. ne. *fain* der Nasal frühzeitig stammhaft wurde und nie verklang.

Sehr zahlreich sind in der alten Sprache die mit dem Suffix *îno* gebildeten Stoffadjektiva wie obige *bræsen, lînen* und z. B. *sylfren, leđern, ǽcen, gylden, stǽnen, wyllen* etc. (einiges weitere Material in Kluges Stammbildungslehre § 198 und in Sohrauers 'Kleinen Beitr. z. Ae. Gr.' S. 37). Die meisten dieser ae. Stoffadjektiva sind verloren gegangen: *Of the many words of this formation which existed in Oe. scarcely any survive in modern use,* bemerkt das NED. bei der Besprechung des Suffixes *-en* (S. 138). Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daſs der Untergang der alten Stoffadjektiva herbeigeführt und begünstigt wurde durch das zeitweilige Verklingen des sie kenntlich machenden Nasalsuffixes. Das Suffix-*en* selbst aber blieb lebenskräftig, noch im Me. und im Ne. entstanden viele Neubildungen, die sich schon durch den Mangel des *i*-Umlautes als solche verraten, vgl. z. B. *golden, oaken, wooden, woollen* etc. Nahe läge auch der Gedanke, daſs die groſse Vorliebe des Englischen für den Ersatz des Stoffadjektivs durch die attributive Verwendung des stammhaften Nomens in Ausdrücken wie *a gold watch, a silver button* etc. veranlaſst worden sei durch den Verlust der alten Stoffadjektiva, mittelbar demnach durch das Verklingen des Nasals. Doch soll diese Tendenz der Sprache, diese Einführung des Hauptworts für das Beiwort, nach dem NED. erst nach dem 16. Jahrhundert zu bemerken sein.

Schlieſslich kommen noch in Betracht die Zahlwörter

ae. *seofon* > me. *seove, sove*

„ fl. *seofone* > me. **seovene, sĕvene, sĕven** > ne. **seven**

ae. *niȝon, niȝen* > me. *niȝe, nīe*

„ fl. *niȝene* > me. **nīne** > ne. **nine**

ae. *endleofan* > me. *endlēve, ellēve*
„ fl. *ællefne* > me. **ellĕvene, ellĕvin** > ne. **eleven.**

Aufser den oben verzeichneten und wohl noch anderen, in gleicher Weise zu beurteilenden Wörtern finden wir ne. noch viele echtenglische Wörter mit auslautendem *n*. Entweder stand bei solchen Fällen der Nasal zur Zeit der Wirkung des Auslautsgesetzes noch nicht im Auslaut (*cycene* : *kitchen, fæstnian* : *fasten*), oder wir haben es mit Neubildungen zu thun, vor allem vermittelst des in der nominalen und verbalen Ableitung sehr produktiven Suffixes *-en,* über welches NED. a. a. O. zu vergleichen ist.

§ 9. Konsonantenzuwachs. In einigen Hauptwörtern erscheint zwischen Nasal und Liquida ein jüngerer, dem Nasal homorganer Zwischenlaut, zu dessen Erklärung wir wohl von den synkopierten Formen der Flexion auszugehen haben:

ae. *sceamol* 'Schemel' fl. pl. *sceamelas* > me. *shămel,* aber auch **schămbylle** > ne. **shamble, shambles** (daneben *shammel,* vgl. S. 46);

ae. *brêmel* fl. pl. *brêmlas* und auch *brêmblas,* wozu schon ae. neuer Nominativ **brêmbel** > me. **brembel, brimbel** (nach NED. keine *a*-Form) > ne. **bramble,** dessen auffälliges *a* wohl durch Analogiewirkung zu erklären ist, vermutlich durch mechanische Angleichung an *shamble.* Denn an eine Fortsetzung der einmal in einer späten Handschrift als Variante von *bremel* erscheinenden Form *bræmbel,* auf welche neuerdings Hempl (Journal of Germ. Phil. I, 474) unter Berufung auf Sievers' Gr. § 89 Anm. 5 die ne. Form zurückgeführt hat,[1] ist bei dem Mangel jedes me. Zeugnisses für eine *a*-Form kaum zu denken;

ae. *ðýmel* 'Fingerhut' gen. *ðýmles* me. *thēmyl, themelle, thy̆mle* > **thymbyl, thimbil** > ne. **thimble;**

ae. *ðunor* 'Donner' gen. *ðunores,* häufig *ðunres* > me. *thoner, thunre* > **thundre** > ne. **thunder.**

Nicht immer hat die Schriftsprache die Formen mit diesen neuentwickelten Zwischenlauten aufgenommen, nach längerem Schwanken

---

[1] Dem Versuche Hempls, die überlieferte Form des dat. pl. *brembrum,* mit springender Assimilation, für einen Schreibfehler zu erklären (l. c. I, 474 Anm.), kann ich nicht beistimmen, in Erinnerung an Chaucers Sir Thopas, von dem es heifst, dafs er war *sweet as is the brembre flour* (Morris III, 132, 35).

hat sie sich in einigen Fällen schliefslich für die ältere Gestalt des Wortes entschieden. Manchmal ohne ersichtlichen Grund: neben ae. *hymlice, hymlic, hemlic* (bei Kluge-Lutz neuerdings mit langem Tonvokal angesetzt, mit einem fragenden Hinweis auf einen germanischen Stamm **haumi-*) erscheint schon im Epinaler Glossar die Form *hymblicae,* später, um 1400, taucht in der Überlieferung die Form **humblok** auf, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts, 1589, schreibt Robert Greene in seiner Erzählung 'Tullies Love': *And shall Terentia offer perfumes to Vesta and* Hemblocke *to Venus* ... (vgl. Grosarts Ausgabe vol. VII, p. 109) — ein nicht ganz überflüssiges Citat, da im NED. an der Spitze des Artikels zwar *hemblock* als eine Form des 17. Jahrhunderts erwähnt, aber kein Beleg für sie gebracht ist. Jetzt hat sich die Form *hemlock* festgesetzt — *usus tyrannus.* Begreiflicher ist, wenn für die im 16. Jahrhundert in England herrschende Namensform *Tamberlaine, Tamburlaine* schliefslich nach gelehrter Korrektur wieder die aufser England gültige Form ohne *b*: *Tamerlane,* zur Herrschaft gelangt ist. Vollkommen begreiflich ist es, wenn bei Hauptwörtern, die den Zwischenlaut erst in den flektierten Formen entwickelten, bei dem Kampf ums Dasein schliefslich doch die Form des Nominativs siegte. Bei einem in Frage kommenden Wort können wir neuerdings, dank dem Material des NED., dieses Schwanken genau beobachten: ae. *hamor, homer* fl. gen. pl. *homera, homra* > me. *hāmer,* **hămer**, und daneben sind vom 15. Jahrhundert an bis ins 17. Jahrhundert *b*-Formen: **hămbir, hămbyr, hămber**, reichlich belegt. In der Schriftsprache aber finden wir eine Kompromifsform ohne *b,* aber mit dem kurzen Vokal der Flexion: *hammer* (*hämə*). Ebenso zu beurteilen ist die neben *shambles* als technischer Ausdruck des Bergbaus bewahrte Form *shammel* 'der Wechsel, die Ruhebühne'.

In diesem Abschnitt werden am besten noch einige andere Wörter unterzubringen sein, deren schriftgemäfse Form einen aus der Flexion stammenden Konsonantenzuwachs aufweist. Der an erster Stelle zu erwähnende Fall ist freilich sehr fraglicher Art: es handelt sich um das vielbesprochene me. *horse* ne. *hoarse* 'heiser' gegenüber me. *hoos* ae. *hâs.* Kluge glaubt auch hier an einen Einflufs der Flexion: 'In me. *hǫrse* (aus ae. *hás*) rührt das innere *r* durch Metathese aus der Flexionsform ae. *hásre*' (Pauls Grundrifs S. 861) — eine Erklärung, die bei Kluge-Lutz in fragender Form wieder-

holt ist. Ae. *hâsre* hätte me. mit Kürze *hăsre* gegeben, wir müſsten also, um die *ǭ*-Form zu gewinnen, annehmen, daſs unter dem Einfluſs der anderen Formen des Paradigmas die Länge auch vor mehrfacher Konsonanz gesprochen wurde. Aber es ist immer miſslich, für eine derartige Wandlung der Wortgestalt von isolierten Formen des Paradigmas auszugehen, in diesem Falle von dem gen. dat. fem. der starken Flexion des Adjektivs (*mid hâsre stefne,* erwähnen Kluge-Lutz) und allenfalls vom gen. pl. *hâsra.* Wenn wir nun noch das Ungewöhnliche einer Metathese der Lautfolge *sr* zu *rs* erwägen und das neuerdings vom NED. bekundete, verhältnismäſsig späte Auftauchen der *r*-Form in der Überlieferung (um 1400), so ergeben sich für mich groſse Zweifel an der Richtigkeit des Klugeschen Erklärungsversuches.

Sweet betrachtet *r* als eine onomatopoetische Einfügung: *The* (*r*) *is imitative as in Dutch 'heersch'* (HES. p. 337). Das NED. geht von einer hypothetischen ae. Nebenform **hârs* aus, deren me. Fortsetzung aber doch **hărs* mit entschiedener Kürze hätte sein müssen. Ich glaube nicht, daſs wir für das späte *r* nach einer etymologischen Erklärung suchen dürfen, wir haben es gewiſs mit einer rein phonetischen Erscheinung zu thun. Denn bei anderen mit me. *hǫs* lautlich nahezu identischen Wörtern hat nach dem Zeugnis des NED. wesentlich später und nur sporadisch dieselbe Einschiebung stattgefunden, ohne daſs jedoch bei diesen Wörtern das *r* in die schriftsprachliche Form aufgenommen wurde:

neben *hawse* 'Klüse' erscheint im 18. Jahrhundert *harse,*

neben *hawser* 'Kabeltau' im 17. Jahrhundert *haurser, harser.*

Andererseits ist neben dem um 1300 in Nordengland erscheinenden *harsk* (später *hars, harsh*) vom 15. Jahrhundert an die Nebenform *hask* belegt, ein weiterer Beweis der lautlichen Unsicherheit dieser Wortgruppe. Daſs sich in *harsh* 'rauh' das alte *r* aber doch behauptete und daſs in *hoarse* 'rauh, heiser' das junge *r* schriftsprachlich wurde, können wir uns ohne Kühnheit wohl mit den lautnachahmenden Neigungen der Sprache erklären (vgl. noch die Nachträge).

Durchsichtig sind die Fälle, in welchen der alte nom. sing. von der Form der Mehrzahl verdrängt worden ist:

ae. *bodiȝ* > me. *bŏdi, bŏdis* > ne. *a pair of bodies* 'Mieder' > sing. *a* **bodice**

ae. *ʒealʒa* > me. *galwe, galwes* > ne. *a pair of gallows* > sing. *a* **gallows**
„ *pocc* 'Pocke' > me. *pokke* > ne. *pock*
„ pl. *poccas* > me. *pokkes* > ne. *pocks* > **pox** sing. 'Lustseuche'; *the small*-**pox** sing. 'Blatternkrankheit'
„ *trêow* 'Vertrag' > me. *trewe, trewes* > ne. *a* **truce.**

Manchmal ist die Entwicklung auf halbem Wege stehen geblieben: Shakespeare sprach von *a shambles,* während jetzt wieder Pluralkonstruktion die Regel ist; neben *the bellows* 'Blasebalg', gewöhnlich als Plural verwendet, gebraucht z. B. Keats den Singular *a bellows.*

§ **10.** Konsonantenschwund. Viel seltener läßt sich der dem Konsonantenzuwachs des Nominativs entgegengesetzte Vorgang nachweisen: die Neubildung des Nominativs von in ihrem Konsonantismus reduzierten flektierten Formen aus:

ae. pl. t. *hîwan, hîʒan* 'Hausgesinde, Familie' gen. *hîʒna* und mit dem häufigen Schwund des palatalen Reibelauts nach *î*: *hîna.* Dieser Genitiv erscheint in der ae. Übersetzungslitteratur häufig in der festen Formel *hîna fæder* oder, mit Schwächung des flexivischen *a*: *hîne fæder,* als Übersetzung der lateinischen Formel *pater familias.* Aus dieser häufigen Formel hat sich noch in ae. Zeit, indem, nach der mir sehr wahrscheinlichen Vermutung Bosworth-Tollers, *hîne* als unflektiertes, selbständiges Glied einer Zusammensetzung betrachtet wurde, der neue nom. pl. **hîne** losgelöst, der schon in ae. Glossen als gleichberechtigte Form neben *hîʒu, hîwen* erscheint. Im Me. wurde der alte Plural frühzeitig als Singular aufgefaßt und mit neuen Pluralbildungen *hīnen, hīnes* versehen. Seit dem 15. Jahrhundert ist die jetzt gültige Form mit jungem *d* > *hind* belegt. — Bei diesem Worte ist die Entwicklung somit allerdings von einer isolierten Form des Paradigmas ausgegangen, aber unter ganz besonderen Umständen, unter dem Schutze einer festgeprägten Formel.

ae. *morʒen* > me. *morwe* > ne. *morrow*
„ fl. *morʒnes, morʒne,* aber auch häufig mit Schwund des *ʒ* zwischen Liquida und Nasal: *mornes, morne* > me. neuer nom. **morne, morn** (vereinzelt auch mit Entwicklung eines Gleitelauts: *moroun, moron,* und selten mit verklungenem *n*: *more*) > ne. **morn.**

Sehr fraglich ist hingegen, ob wir me. *gēre* ne. *gear* sg. 'Rüstung, Gerät' mit ten Brink (Chaucers Sprache § 210 Anm.) auf das 'ae. Plurale tantum *ʒearwe,* genauer wohl auf den dat. *ʒearwum, ʒearum*'

zurückführen dürfen. Zu dem principiellen Bedenken gegen das Ausgehen von einer einzigen Flexionsform des Paradigmas kommt die Erwägung, daſs Dativformen wie *smerum* für *smerwum* nach Sievers, Ags. Gr.[3] § 249 Anm. 2 der alten Zeit angehören. Der Verschluſslaut *g* in me. *gere* macht altnordischen Einfluſs wahrscheinlich, das entsprechende an. pl. t. *gǫrvi, gervi* ist verglichen worden. Zu dem Verlust des *w* bemerkt NED.: *There was apparently in Me. a disposition to reduce* rw *to* r *after a stressed palatal vowel.* Die historisch verständlichen Doppelformen des Ae. wie *smierwan* : *smirian* etc. sind bekannt, für eine erst mittelenglische Reduktion der Gruppe *rw* > *r* fehlen mir sichere Parallelen. Da sich in der me. Überlieferung keine Spur einer *w*-Form findet, werden wir wohl besser voraussetzen, daſs das Wort in das Englische bereits ohne *w* aufgenommen wurde, daſs der Verlust des *w* schon im Munde der skandinavischen Bevölkerung erfolgte, wobei man sowohl an Beeinflussung durch das Verbum *gǫra, gera* (für älter *gǫrva*) > me. *gere,* als auch durch die zahlreichen *w*-losen Formen des Paradigmas des Adjektivs *gǫrr, gerr* denken kann. Kluge-Lutz bieten einen innerhalb des Englischen bleibenden Erklärungsversuch, der me. *gęre* über ein hypothetisches ae. **gǽre,* **gǽro* mit *gár* verbinden möchte. Mir selbst scheint die Annahme eines an. Einflusses die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

II. Neubildungen, veranlaſst durch eine vokalische Verschiedenheit zwischen dem Nominativ und den flektierten Formen.

A. Verschiedenheit der Qualität.

Ae. *burȝ* (über die Entwicklung des nom. und der nicht umgelauteten Flexionsformen vgl. oben S. 34), fl. gen. dat. sg., nom. acc. pl. *byrȝ, byriȝ,* welche Form als zweites Glied von Ortsnamen schon in ae. Zeit als nom. sg. erscheint: *Cantwara* byriȝ *forbarn* (Bosw.-T.) > ne. *Canterbury.* Alleinstehend funktioniert die Form **buri** im Me. nur selten als nom. sg., und ne. erscheinen die Formen **bury, berry** mit der Bedeutung *A Manor-house or large farm* nur noch als Provinzialismus (NED.) oder als bewuſster Archaismus.

Ae. **brôc* 'Hose' (nicht belegt), fl. gen. dat. sg., nom. acc. pl. *brêc* > me. Neubildung der Einzahl: **breech** > ne. im 16. Jahrhundert noch **breech,** jetzt neuer pl. *breeches* 'Hose'.

Sehr fraglich ist, ob me. *welkne* 'Himmel' als Neuschöpfung von umgelauteten flektierten Formen von ae. *wolcen* aus zu betrachten ist. Bei Bosworth-Toller ist keine umgelautete Form des Wortes verzeichnet, Sievers (A. Gr. § 243 Anm.) betont, dafs ein umgelauteter pl. *welcnu* nur unsicher belegt ist. Morsbach (Me. Gr. § 120 Anm. 1) erklärt den erst im Me. erscheinenden Wechsel von *o* mit *e* in *Wŏdnesday* und *Wĕdnesday, wolken* und *welken* durch alte Vokalabstufung in den Suffixen. Ich mufs gestehen, dafs mir die Erklärung so spät, erst me., deutlich werdender Vokalwandlungen durch uralte Suffixabstufung in den meisten Fällen bedenklich erscheint, und das in noch erhöhtem Mafse, wenn die ae. Gruppe *wo* im Wortanlaut in Frage kommt. Bei der Gruppe ae. *weo* < germ. *we* schwankt im Ae. die Lautgebung fortwährend, es stehen sich gegenüber: *weorold* : *worold* (bei welchem Wort Sievers, Beitr. 22, 255 eine dialektische Scheidung der beiden Formen verfolgt hat, vgl. noch Hempls Nachtrag, Journ. of Germ. Phil. I, 30), *weolcenrêad* : *wolcenrêad, weorc* : *worc, weorpan* : *worpan, weorđiȝ* : *worđiȝ, weorđ* : *worđ, weorod* : *worod* — es ist nicht zu verwundern, dafs auch Wörter mit altem *wo* von dieser Unsicherheit ergriffen wurden, dafs uns auch für *wolcen* aus ae. Zeit eine *eo*-Form überliefert ist: *Bletsiađ weolcnu Drihtne* (B.-T.). Diese *eo*-Form des Wortes mufs weit verbreitet gewesen sein, denn in den früh-me. Belegen ist sie neben *wolkne* die herrschende. So häufig finden wir die Form *weolkne,* dafs wir es bei diesem Worte nicht nur mit einer auch sonst in früh-me. Handschriften vorkommenden Schreibung *eo* für *e* zu thun haben können (vgl. über vereinzelte solche Schreibungen neuerdings die Göttinger Dissertation H. Stodtes 'Über Sprache und Heimath der Katherine-Gruppe', 1896, S. 18) — der häufigen Schreibung wird auch lautlich *eo* entsprochen haben. Diese häufige Form *weolkne* ergab mit regelrechter Monophthongierung *welkne, welken,* welche Form die *o*-Form gänzlich verdrängte und in ne. *welkin* (mit Suffixangleichung, vgl. oben S. 43) fortlebt. Vermutlich ist auch neben *Wŏdnesday* in gleicher Weise **Weodnesday* gestanden, welche Form zu *Wĕdnesday* überleitete, doch versagt bei diesem in unseren Wörterbüchern spärlich belegten Worte die Überlieferung.

Eine Neubildung des Singulars nach dem Muster der Pluralform mit Gutturalumlaut von *ĭ* zu *io, eo* haben wir oben (S. 40) in dem Dialektwort cleeve 'Klippe' erkannt. Bei anderen ähnlichen

Fällen ist die Entwicklung im Me. stehen geblieben: zu ae. *lim* 'Glied' pl. *liomu, leomu* tritt me. ein nach dem pl. gebildeter sg. lę̄me auf, der sich jedoch der herrschenden Form me. *lim* ne. *limb* gegenüber nicht behaupten konnte, von ihr wieder verdrängt wurde.

Verbindung einer konsonantischen und vokalischen Verschiedenheit des pl. vom sg., wie bei *cleeve,* ergab sich uns aufserdem bereits bei *daw* und dem fraglichen *wawe* (vgl. oben S. 38 f.).

B. Verschiedenheit der Quantität.

§ 1. Kürzung altenglischer Längen. Bei zweisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe trat ae. vor vokalischer Endung Synkope des nicht durch Position geschützten Mittelvokals ein, und me. wurde in diesen flektierten Formen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz gekürzt. Zu diesen gekürzten Formen wurde bei mehreren Wörtern ein neuer Nominativ mit Vokalkürze gebildet, der die Fortsetzung der langen Form in der Schriftsprache verdrängte, doch sind auch einige Spuren doppelter Entwicklung zu bemerken:

ae. *brêmel* fl. pl. *brêmlas, brêmblas* > nom. **brêmbel** > me. **brĕmbel, brimbel** > ne. **bramble** (vgl. oben S. 45);

ae. *cîcen* gen. *cîcnes* > me. **chĭken** > ne. **chicken** (vgl. S. 39, 43);

ae. *dêofol* > me. *dēvel* > ne. dialektisch (*dīvl*) EED.;

" fl. *dêofles* etc. > me. *dĕvel* > ne. **devil.** Über me. Schwanken bei diesem Worte und bei anderen vgl. Morsbach, Me. Gr. § 60 Anm. 1 a;

ae. *fôdor* 'Futter' gen. *fôdres,* aber auch mit der oben S. 28 erwähnten Gemination vor der Liquida: *foddres,* wozu Neubildung des nom.: **foddor**; me. deuten Schreibungen wie *foodyr* auf Fortsetzung des langen nom. hin, aber die synkopierten Formen wie **fŏdre, fŏddre** überwiegen durchaus > ne. **fodder;**

ae. *fôðer* 'Fuder' > me. *fōther, fōder, foodir* > ne. *fooder* und mit der durch viele Beispiele zu erhärtenden, erst ne. Kürzung von ne. (*ū*) aus me. *ô* zu (*u*) > (*v*), wie sie z. B. auch in dem gleichgestaltigen Nomen ae. *rôðer* > ne. *rudder* (*rvdə*) erfolgt ist: *fudder* (*fvdə*), eine Dialektform;

ae. gen. *fôðres* > me. *fōthres* > **fŏther** > ne. **fother** (fǫðə);

ae. *lêaðor* dat. *lêaðre* > me. **lĕthre,* **lăthre,* **lăther** > ne. **lather** (**lăðə**) 'Seifenschaum';

ae. *wǣpen* gen. *wǣpnes* > me. **wĕpne** > ne. **weapon** (vgl. S. 43);

ae. *ðŷmel* gen. *ðŷmles* > me. *thy̆mle,* **thĭmbil** > ne. **thimble** (vgl. S. 45);

ae. *lŷtel* adj. gen. *lŷtles* etc. > me. **lĭttel** > ne. **little.**

Von ae. *lînen* adj. 'leinen' bietet die Überlieferung keine synkopierten Formen, wohl aber reichlich Formen mit Verdoppelung des stammhaften Nasals und vermutlicher Kürze des Tonvokals: *linnin, linninum, linnenne.* Wahrscheinlich ist die Form *linnen* als alte Neubildung von den synkopierten Formen des Paradigmas aus aufzufassen: das Wort flektierte *lînen* gen. **linnes* etc., wodurch eine Neubildung der unflektierten Form entstand: **lĭnnen,** wie neben *âtor* von *ăttres* aus die Form **ăttor** trat (vgl. oben S. 28). Me. ist das Wort in den alten Doppelformen *linen* und *linnen* reichlich belegt, mit Bewahrung des suffixalen *n* von den flektierten Formen aus (vgl. S. 44); als Hauptwort ist jedoch bei Stratmann-Bradley mehrmals die Form *line* belegt, mit verklungenem *n.* In die Schriftsprache ging das Wort über mit dem Schriftbild der alten langen Form, aber mit vokalischer Kürze: *linen* (*linən*).

Bei diesen Wörtern mit Kürze + Liquida oder Nasal in der Endsilbe ist zweifellos die alte Synkope die Ursache der Kürzung des Tonvokals und der Neubildung. In neuerer Zeit hat aber Luick (Anglia XX, 342 f.) auch die Kürzung in verschiedenen zweisilbigen Wörtern, deren Endsilbe keine Synkope zuläſst, aus den flektierten Formen erklärt, auf Grund des von ihm aufgestellten Quantitätsgesetzes, nach welchem bei dreisilbigen Wörtern kurzer Vokal in offener Silbe das Normalmaſs für die betonte erste Silbe sei. Bisher haben wir bei solchen Wörtern die Kürzung nach der zuletzt von Morsbach (Me. Gr. § 53 a) gegebenen Regel erklärt: Wenn eine oder mehrere schwere nebentonige Silben folgen, kann Kürzung des langen Tonvokals eintreten — Luick hingegen sieht den Grund der Kürzung in der Dreisilbigkeit der flektierten Formen. Eine kräftige Stütze der Luickschen Annahme würden wir darin finden, wenn sich auch bei solchen Wörtern Doppelentwicklung, Fortsetzung der Länge der unflektierten Formen und Neubildung von den flektierten Formen mit Kürze nach Luicks Gesetz, feststellen lassen würde. In der That läſst sich bei einigen Wörtern eine derartige Polymorphie erkennen, wobei sich die Schriftsprache bald für die alte Länge, bald für die jüngere Kürze entschieden hat:

ae. *hǣring* > me. *heeryng* mit deutlicher Bezeichnung der Länge,

welche auch ne. in der Form *hearing* (16. Jahrh.) gegolten hat und nach NED. noch jetzt in verschiedenen ne. Dialekten gesprochen werden soll;

ae. fl. pl. *hǽringas* > me. **hĕring, herryng** > ne. **herring**;

ae. *îfiȝ* > me. *ī̇vy* > ne. *ivy* (*aiv^ei*)

„ fl. gen. *îfiȝes, îfies* > me. *ĭvies* > **ĭvy** > ne. Dialektform (**ĭvi**).

Kürze hat die Schriftsprache vor altem *-iȝ*-Suffix in *sorry, any,* für welche Wörter aber allerdings auch andere Erklärungen der Kürzung möglich erscheinen (vgl. Morsbach l. c. § 53 Anm. 1), und in der erst me. Bildung *ready*.

ae. *stiȝrâp, stîrâp* pl. *stîrâpas* > me. **stĭrop, stĕrop, styrrop** > ne. **stirrup.**

Luick, der übrigens die *-iȝ*-Gruppe nicht anführt, erwähnt aufserdem das etymologisch unsichere *linnet* (Kluge-Lutz haben sich für die französische Herkunft entschieden) und *shepherd,* welches Wort aber seine Kürze nach Luicks Gesetz nicht den flektierten Formen entlehnt zu haben braucht, da es ja auch im nom. schon ae. dreisilbig (*scêphyrde*) war.

Man könnte daran denken, auch die Erklärung der Kürze von me. *stiffe* ne. *stiff* gegenüber ae. *stîf* in den vier Formen des ae. Paradigmas (*stîfne, stîfre* g. d. s. f., *stîfra*) zu suchen, in welchen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz stand und somit in früh-me. oder, wohl richtiger, schon in spät-ae. Zeit kurz gesprochen wurde. Auf diese an und für sich möglich erscheinende Erklärung wird man aber verzichten, wenn man das Material überblickt, welches Morsbach in seiner Grammatik § 54 Anm. 1 für die me. Kürzung ae. Längen vor einfachem auslautendem Konsonanten gesammelt hat.

Neuerdings hat Sarrazin (Archiv CI, S. 83 ff.) die Hypothese aufgestellt, dafs die neuenglische oder frühestens spätmittelenglische Diphthongierung der Länge *î* bei einsilbigen Wörtern zuerst in den flektierten zweisilbigen Formen eingetreten und erst von ihnen auf die unflektierten einsilbigen Formen übertragen worden sei. Er ist deshalb geneigt, in ne. *stiff* eine Fortsetzung der einsilbigen, nicht diphthongierten Form des Wortes zu erkennen. An gleicher Stelle (S. 85 f.) hat Sarrazin ferner auch die zahlreichen ne. Kürzungen alter Längen wie (*gud*) gegenüber ae. *gôd* von der einsilbigen Form aus zu erklären gesucht. Für das Mittelenglische werde man 'ursprünglich verschiedene Aussprache des Stammsilbenvokals annehmen müssen, je

nachdem die Formen ein- oder zweisilbig waren', z. B. *gōd* (einfache Länge, die leicht gekürzt werden konnte, bei auslautender Konsonanz) — *goode* (cirkumflektierte [überlange?], stabile Länge in offener Silbe). Bei *good* sei die gekürzte, prädikative Form die allgemein übliche geworden, während z. B. bei *mood* (*mud*) die lange Form durch die zweisilbigen Casus begünstigt worden sei. Unklar ist mir geblieben, wie sich Sarrazin bei dieser Hypothese die neuenglische Spaltung der Aussprache von *blōd* zu (*blɒd*) und von *gōd* zu (*gŭd*) erklärt hat.

Allen diesen mir selbst durchaus unwahrscheinlichen Hypothesen gehen wir aus dem Wege, wenn wir in dem von Morsbach formulierten Gesetze von der Kürzung alter Längen vor einfachem auslautendem Konsonanten eine Tendenz der englischen Aussprache erkennen, die seit früh-me. Zeit in allen Perioden zur Wirkung gekommen ist und sich noch jetzt in der lebenden Sprache Geltung verschafft. Die Kürzung von (*blud*) zu (*blŭd*) trat im 16. Jahrhundert ein, die Kürzung von (*gud*) zu (*gud*) erst erheblich später, erst nachdem (*blŭd*) zu (*blɒd*) modifiziert worden war, für *mood, food* gilt vorläufig noch die Länge. Wörter wie *spoon, hoof, room* schwanken nach Sweets Beobachtung (HES. p. 239) in der heutigen Umgangssprache zwischen Länge und Kürze, bei *room* scheint mir die Kürze schon wesentlich vorzuherrschen.[1]

---

[1] In England, nicht in Amerika, wo nach Whitney die *oom*-Wörter noch alle mit Länge (*ū*) gesprochen werden. Über die allgemeine Tendenz bemerkt dieser Forscher in seinem kurzen, aber sehr beachtenswerten Aufsatz 'Examples of sporadic and partial phonetic change in English' (Indogerm. Forsch. IV, 32 ff.), dessen Kenntnis ich Morsbach (Me. Gr. S. 68) verdanke: *The* ŭ-*sound is perhaps spreading; but, if so, it is by a slow and halting process, a word or two at a time* (S. 34). Whitney weist auf eine analoge, in seiner eigenen Aussprache auftretende Kürzung von (*ōu*) zu (*ŏ*) vor einfachem auslautendem Konsonanten hin, in Wörtern wie *whole, home, stone, smoke, coat,* während er in *bone, hope, boat* noch durchaus die Länge spricht, und bemerkt schliefslich über solche sporadische Lautwandlungen im Englischen im allgemeinen: *These* [*examples*] *are sufficient to show that in this living language ... vowel-mutations are not at present effecting themselves with an all-involving sweep, but partially and by gradual extension ... that, in a class of phonetically similar words, one or a few may change without carrying the rest with them: in short, that phonetic change is not invariable here, but honey-combed with inconsistencies and anomalies, while yet doubtless the leading tendencies are working themselves out to ultimate uniformity* (S. 35).

Demselben Kürzungsprozeſs wurde im Me. auch ae. *stîf* unterworfen. Belegt, schriftlich gesichert ist die Kürze in der Form *stiffe* erst seit dem 15. Jahrhundert (vgl. Morsbach a. a. O.), in der Aussprache wird sie schon geraume Zeit vorher üblich gewesen sein.

Die bisher besprochenen Wörter hatten alte etymologische Länge des Tonvokals. Aber auch bei einigen Wörtern mit speciell englischer, wenn auch schon altenglischer Dehnung des Tonvokals vor bestimmten Konsonantengruppen erscheinen me. unter dem Einfluſs flektierter Formen Neubildungen mit Kürze, die von der Schriftsprache acceptiert wurden:

ae. *wūndor* > me. *woundir*
„ fl. *wundres* > me. *wŭndres* > **wunnderr** (Orrm) > ne. **wonder** (**wʌndə**) (vgl. Morsbach, Me. Gr. § 57c);
ae. *lāmb* pl. *lāmbru* > me. *lămbren* > **lămb** > ne. **lamb** (**lăm**), Holthausens Erklärung.

Auch bei der me. Kürzung von ae. *dumb* 'stumm' könnte man an Nachwirkung derjenigen Formen des alten Paradigmas denken, in welchen der Tonvokal vor mehrfacher Konsonanz stand (*dumbne* etc.). Bei dem frühzeitigen Auftreten der assimilierten Form *domme* aber wird man die neben *doumb, doum* me. geltende Kürze *domme, dom* und mit Angleichung an das Schriftbild der langen Form *domb* > ne. *dumb* (*dʌm*) richtiger mit der kürzenden Wirkung der Doppelkonsonanz erklären.

§ 2. Aufhebung mittelenglischer Dehnungen. Bei einer gröſseren Anzahl von zweisilbigen Wörtern mit alter Kürze in offener Tonsilbe und kurzem Vokal + Liquida oder Nasal in der Endsilbe ist in me. Zeit von den zumeist erst me. synkopierten Formen der Flexion aus Neubildung mit der Kürze dieser Formen erfolgt, während sich bei anderen Wörtern derselben Beschaffenheit die me. Dehnung der alten Kürze in offener Silbe bis in die Schriftsprache behauptet hat, ohne daſs sich ein Grund der von der Schriftsprache getroffenen Auswahl erkennen lieſse.

a) Nomina mit kurzem Vokal + *l* in der Endsilbe:

ae. *cetel* + an. *ketill* > me. **chĕtel, kĕtel** (keine auch schriftlich synkopierte Form in der Überlieferung) > ne. **kettle**
„ *sadol* me. fl. *sadles* > **sădle** > ne. **saddle**
„ *sceacel* fl. *sceacelas* > me. **schăkkyl** > ne. **shackle**
„ *sceofl* fl. *sceofle* > ne. **shovel** (**šʌvl**), von ae. ***sćufl**? Luick, Archiv CII, 76.

ae. *setl, setel* fl. *setles* > me. *setil,* **sĕtle** > ne. **settle** 'Sessel'
„ *swedel, swædel* fl. *swedelas* > me. *swethel,* ***swăthel** > ne. **swaddle** 'Wickelband'
„ *watel* fl. *watelas* > me. **wătel** > ne. **wattle.**

Bei den dreisilbigen Wörtern ae. *adela* 'Schmutz', *netele* trat die Synkope natürlich auch im nom. ein, schon ae. finden wir *netle* (vgl. für diese Synkopierungen dreisilbiger Wörter auch Morsbachs Beispiele Me. Gr. § 71).

b) Nomina mit kurzem Vokal + *r* in der Endsilbe:

ae. *copor, coper* fl. *copores* > me. *coper,* **cŏpre** > ne. **copper**
„ *feder* pl. *federa, fedra, fedre* > me. **fĕther, fĕdder** > ne. **feather**
„ *feter, feotor* fl. *feterum, feotrum* > me. *feter,* **fĕtre, fĕttre** > ne. **fetter**
„ *leder* fl. *lederes* > me. **lĕther** > ne. **leather**
„ *oter* fl. *oteres* > me. **ŏter** > ne. **otter**
? me. **tĕther, tĕder** > ne. **tether**
„ *teter* fl. *teteres* > me. fl. *tetres* > **tĕtre** > ne. **tetter** 'Aussatz'
„ *weder* fl. *wederes, wedres* > me. **wĕder** > ne. **weather**
„ *weder* fl. *wederas, wedras* > me. *wethres* > **wĕther** > ne. **wether.**

Bei dem dreisilbigen Adjektiv ae. *neodera* trat die Synkope im nom. ein und ist schon ae. in vielen Formen des Wortes belegt. Auch neben *mædere* (*mǣdre*?) steht bereits ae. *mæddre.*

c) Nomina mit kurzem Vokal + *n* in der Endsilbe. Bei einem Worte dieser Abteilung läſst sich die me. Spaltung bis in die lebende Sprache verfolgen:

ae. *gamen* > me. *gămen, găme* > ne. *game* 'Spiel'
„ fl. *gamenes* > me. pl. *gămnes* > **gămne** (auch assimiliert zu *gamme*) > ne. **gammon** 'Puffspiel' (vgl. S. 43).

Die Kürze der synkopierten Flexionsformen hat gesiegt bei:

ae. *heofon, heofones* > me. fl. *heoffness* (Orrm), **hĕvne** > ne. **heaven** (vgl. aber oben S. 43 und Kluge, Pauls Grundr. I, S. 894, wo me. *hĕvne* ebenfalls mit spät-ae. *heofone* verbunden ist)
„ *ofen* fl. *ofenes, ofnes* > me. fl. *ŏfne* > **ŏven** > ne. **oven** (**ʊvn**) von ae. **ufen*? (vgl. Luick, ULG. § 438)
„ *seofon* fl. *seofone* > me. **sĕvene** > ne. **seven** (vgl. S. 44).

Zweifelhaft ist, bei dem frühen vollständigen Verfall der Flexion in dieser Wortklasse, die Ableitung der Kürze aus den flektierten Formen bei den Part. praet. *gotten, sodden, shotten, trodden.* Bei diesen

Worten scheinen in der That, wie Morsbach, Me. Gr. § 66 b bemerkt, ‘die mit gleichartigem Verschlufs gebildeten Konsonanten *d, t* + *n* die Synkope und mithin die Kürze’ so begünstigt zu haben, dafs sie auch in der unflektierten Form zur Geltung kamen.

Bei einigen Wörtern hat der Kampf zwischen den unflektierten und flektierten Formen zu einem Ausgleich der Art geführt, dafs schliefslich das Schriftbild der unflektierten Form gesiegt hat, der Tonvokal aber die Kürze der flektierten, synkopierten Formen zeigt. Bei einem uns bereits bekannten Wort läfst sich die Doppelentwicklung bis in die Gegenwart verfolgen:

ae. *sceamol* > me. *shămel* }
„ fl. *sceamelas* > me. schămbylle } ne. shammel ‘Wechsel, Ruhebühne’ (Bergbau), mit dem Schriftbild des nom. und der Kürze der Flexion, während ne. shamble(s) ganz auf den flektierten Formen beruht. Bei einem anderen Worte ähnlicher Beschaffenheit hat sich nur die Bildung des nom. mit der Kürze der Flexion behauptet:

ae. *hamer* > me. *hămer* }
„ fl. *homera, homra* > me. hămber } > ne. hammer.

Durch eine ähnliche Mischung haben wir uns wohl mit Holthausen (Lgrph. ’97 col. 160) auch den Vokalismus von ne. *water* zu erklären:

ae. *wæter* me. *wāter* > ne. *(*wę̄tə*)
„ gen. *wæteres, wætres, wættres* > me. *wătres* > wăter, wattir > ne. *(wǫ̆tə).

Eine Mischung dieser früh-ne. Formen ergab, indem erstere die Quantität, letztere die Qualität des Tonvokals bestimmte, das heutige (wå̄tə).

In ne. *father* (und in dem Adverbium *rather*) wird der ne. Lautstand (*fāđə*) (*rāđə*) gewöhnlich durch spätere ne. Dehnung der me. Kürze vor der dentalen Spirans erklärt, ganz wie die Dehnung von me. *păth* zu ne. (*pāþ*), vgl. Brugger, Anglia XV, 289, Holthausen, Lgrph. ’97 col. 161 und Luick, Archiv XCVIII, 444 gegen Morsbach, der diese Erklärung vorsichtig durch ‘wahrscheinlich’ eingeschränkt hatte (Me. Gr. § 66 a Anm. und c). In der That kenne ich keine weiteren Fälle, die uns berechtigen könnten, das Gesetz von der ne. Dehnung der Vokale (*ă*), *o* vor den stimmlosen Spiranten[1] auf dieselben Laute

[1] Das älteste Grammatiker-Zeugnis für diese ne. Dehnung findet sich nach Sweet (HES. § 780, 807) bei Cooper (1685). Dafs die Dehnung in

vor stimmhaften Spiranten auszudehnen. Im Gegenteil herrscht bei den (ă)-Wörtern ähnlicher Bildung durchaus die Kürze: *gather* (*găđə*), *lather* (*lăđə*), auch der Eigenname *Mather* wird überwiegend (*măđə*) gesprochen; für die Kürze der *o*-Wörter vgl. *bother* (*bǫđə*), *fother* (*fǫđə*), *pother* (*pǫđə*). Wir müssen deshalb meines Erachtens für die Länge in *father, rather* eine andere Erklärung suchen, die wir in einer ähnlichen Mischung wie bei *water* finden können:

ae. *fæder* > me. *fāder, fāther* > ne. Dialektform (*fę̄đə*)

„ fl. gen. *fæderes, fædres* > me. **fădre** > ne. Dialektform (**fădə**), welche Formen im NED. als lebend verzeichnet sind und aus welchen sich, indem die erstere die Quantität, die zweite die Qualität des Tonvokals bestimmte, die in der gebildeten Umgangssprache herrschende Mischform (**fādə**) ergab. In gleicher Weise hat sich das indeklinable Adv. *rather* unter dem Einfluſs des Satzaccents, je nach der Stärke des das Wort im Satz treffenden Tones, in die Formen (*rę̄đə*) und (*răđə*) gespalten, deren gegenseitige Beeinflussung die gebildete Mischform (*rāđə*) erzeugte.

Bei allen oben besprochenen Wörtern fand die Vokalkürze ihre vollkommen ausreichende Erklärung in der Synkope der flektierten Formen. Daſs uns die so lückenhafte Überlieferung bei einigen keine auch schriftlich synkopierten Formen zeigt, hat gar nichts auf sich: in der Aussprache der flektierten Formen war die Synkope jedenfalls eingetreten, wenn sie auch graphisch durch Angleichung an das Schriftbild der unflektierten Formen zum Teil wieder verwischt wurde (vgl. auch Morsbach, Me. Gr. § 70 Anm. 4). Aber es giebt noch eine gröſsere Anzahl von zweisilbigen Wörtern, in welchen der Mangel der me. Dehnung des kurzen Tonvokals nicht aus der Synkope der Flexion erklärt werden kann, weil ihre Gestalt eine solche nicht zuläſst: Wörter wie ne. *body*, bei denen man bisher die Erklärung der scheinbar erhaltenen alten Kürze in dem Nebenton der folgenden Silbe gesucht hat. Neuerdings hat aber Luick (Anglia XX, 340) auch in diesen Wörtern die Kürze auf me. Neubildungen

der Londoner Umgangssprache schon viel früher gesprochen wurde, dafür ist uns ein klassischer Zeuge der Cockney Philip Henslowe, der in phonetischen Schreibungen excellierte. Den als Titel einer zugkräftigen Tragödie erscheinenden deutschen Namen *Hoffman* hörte er mit Dehnung (*hå̄fman*) gesprochen und schrieb deshalb 1602: *Hawghman* (vgl. das Citat aus seinem 'Diary' in Ackermanns Ausgabe der Tragödie S. XII).

zurückgeführt, entstanden unter dem Einfluſs der dreisilbigen flektierten Formen, in welchen nach seinem Quantitätsgesetz die betonte erste Silbe kurzen Vokal in offener Silbe zeigen muſste (vgl. oben S. 52). Sichere Spuren einer Doppelentwicklung, einer Fortsetzung der regelrecht gedehnten Form des nom., lassen sich jedoch bei den Wörtern dieser Gruppe nicht nachweisen, durchgehends hat die Kürze die Oberhand gewonnen und behalten:

ae. *belȝ, beliȝ* > me. *bę̄li, bĕlies* > **bĕli** > ne. **belly**
„ *bodiȝ* > me. *bǭdi, bŏdies* > **bŏdi** > ne. **body**
„ *felȝ* > me. *fę̄li, fĕlies* > **fĕli** > ne. **felly**
„ *pening, peniȝ* > me. *pę̄ni, pĕnies* > **pĕni** > ne. **penny**
„ *popiȝ* > me. *pǭpi, pŏpies* > **pŏpi** > ne. **poppy**
„ *holeȝn* > me. *hōlin, hōli, hŏlies* > **hŏli** > ne. **holly**
„ *hefiȝ* > me. *hę̄vi* fl. *hĕvie* > **hĕvi** > ne. **heavy**
„ *stediȝ* > me. *stę̄di* fl. *stĕdie* > **stĕdi** > ne. **steady**

(für die me. -*i*-Adjektiva beachte man die Thatsache, daſs sich bei den kurzsilbigen im Süden die Flexion länger behauptet hat, vgl. Morsbach, Me. Gr. § 72 Anm. 2);

ae. *profost* gen. *profostes* > me. *prǭvost, prŏvostes* > **prŏvost** > ne. **provost**
„ *ganot* gen. *ganotes* > me. *gānet, gănetes* > **gănette** 15. Jahrh. > ne. **gannet**.

Für dieses Wort, dessen Gestalt Synkope zuläſst, ist aber im 15. Jahrhundert die Form **gănte** überliefert, welche die Kürze begünstigt haben kann. Schwerlich wird man diese einsilbige Form als eine Entlehnung aus dem Französischen zu betrachten haben, wie im NED. vermutet wird, denn analoge Doppelformen lassen sich noch bei einem anderen echtenglischen Worte feststellen:

ae. *beonat, beonet* > me. **bēnet,* **bĕnetes* > ne. **bennet** 'Grashalm'.

Auch von diesem Worte erscheint me. eine synkopierte Form **bent** > ne. **bent** 'Windhalm, Gras' (vgl. S. 64).

§ 3. Bewahrung alter Länge vor der Konsonantengruppe *st*. Das Problem der verschiedenen Entwicklung von Wörtern wie ae. *fȳst, Crīst* zu ne. (*fist*), (*kraist*) hat in jüngster Vergangenheit Morsbach (Me. Gr. § 62) trefflich gelöst, indem er das Bestehen der alten Länge vor der mehrfachen Konsonanz *st* erklärt hat durch Übertragung der Länge aus den flektierten Formen, in welchen die Lautgruppe *st* zur folgenden Silbe gesprochen werden konnte, so daſs

die Länge in offener Silbe bewahrt blieb. Wörter wie (*fist*) zeigen die gesetzmäſsige Kürze vor auslautender mehrfacher Konsonanz, während in der von (*kraist*) vertretenen Gruppe die flektierten Formen mit intakter Länge am Silbenschluſs Neubildung eines entsprechenden nom. veranlaſst haben. Die me. Schreibungen geben deutlich Zeugnis von dem Schwanken der Entwicklung (vgl. Doppelformen wie *doust* : *dŭst, roust* : *rŭst* etc.); die ne. Schriftsprache hat sich, ohne ersichtliche Gründe für die von ihr getroffene Auswahl, zumeist für die Kürzen entschieden, doch kommt auch der Einfluſs der flektierten Formen noch zur Geltung bei den Wörtern:

ae. *Crîst* > me. *Crĭst, Crī-stess* (Orrm) > Crīst > ne. Christ
„ *êast* > me. *ĕst, ē-stes* > ēst > ne. east
„ *prêost* > me. *prĕst, prē-stes* > prēst > ne. priest
„ *gâst* > me. *găst, gā-stess* (Orrm), *gǭ-stes* > gǭst > ne. ghost
„ *hrôst* > me. *rŏst, rō-stes* > rōst > ne. roost
„ *mâst* > me. *măst* fl. *mā-ste, mǭ-ste* > mǭst > ne. most
„ *lǣst* > me. *lĕst* fl. *lē-ste* > lēst > ne. least.[1]

§ 4. Dehnung alter Kürzen. Im Me. sind viele einsilbige Nomina durch Antreten eines analogischen *e* zweisilbig geworden. Stand im nom. kurzer Vokal vor einfachem Konsonanten, also in geschlossener Silbe, so wurde durch das Antreten eines *e* die Silbe geöffnet, und der Tonvokal erfuhr im Me. die gesetzmäſsige Dehnung. Daſs dieses neue me. *e* auf dem Gebiet der Nomina durch die Wirkung der zweisilbigen Flexionsformen erzeugt wurde, welche Neubildung eines zweisilbigen nom. veranlaſsten, ist zweifellos. Für eine bestimmte Klasse von Wörtern hat man die für diese Neuschöpfung des nom. maſsgebenden Casus genauer bezeichnet, für die einsilbigen Neutra der *a*-Deklination, welche im nom. acc. pl. die Endung ae. *-u* > me. *-e* haben. Mit einem Hinweis auf die romanische Gleichung *gaudia* > *joie* hat Zupitza (Afda II, 11 f.) die These aufgestellt, daſs der Singular aus dem neutralen Nominativ des Plurals entstanden sei. Folgende Wörter dieser Gruppe tragen noch im Ne. das Gepräge der me. zweisilbigen und gedehnten Neuschöpfung des Nominativs:

---

[1] Auch für Orrms Länge in *flæsh* denkt Morsbach l. c. § 63 an den Einfluſs der 'casus obliqui, in denen *sh* zur folgenden Silbe gezogen werden konnte: *flæ-shess* etc.'.

ae. *ʒe-bed, ʒebedu* > me. bę̄de > ne. bead

„ *ʒe-bod, ʒebodu* > me. bǭde > ne. bode 'Befehl' (veraltet)

„ *blæd, bladu* > me. blāde > ne. blade

„ *dæl, dalu* > me. dāle > ne. dale

„ *græf, grafu* > me. grāve > ne. grave

„ *ʒeat, ʒeatu* > me. yāte, (+ an. *gata*) gāte > ne. gate

„ *col, colu* > me. cǭle > ne. coal

„ *hol, holu* > me. hǭle > ne. hole

„ *mot, motu* > me. mǭte > ne. mote 'Stäubchen'

„ *ʒeoc, ʒeocu* > me. *ʒocc* (Orrm), yǭke > ne. yoke.

Einige weitere me. Beispiele solcher Neubildungen bei Robert von Gloucester verzeichnet Pabst, Anglia XIII, 242, welcher Zupitzas Erklärung angenommen hat, wie vor ihm Sachse, 'Das unorganische e im Orrmulum' S. 22, ten Brink, Chaucer § 203, 5. Mir scheint Kluge das Richtige getroffen zu haben mit der erweiternden Bemerkung: 'Wahrscheinlich liegt hier Einfluſs der obliquen Casus und des Plurals vor' (Pauls Grundr. S. 894). Lautlich gezwungen sind wir zu Zupitzas Beschränkung in keinem Falle, denn daſs me. *gāte* zurückzuführen sei auf den ae. pl. *gatu* mit spät-ae. Verschluſslaut, ist bei der Menge der Belege für die *yāte*-Form unwahrscheinlich — wir werden uns das me. Auftauchen des stimmhaften Verschluſslautes gewiſs auch in diesem Falle mit dem starken Einfluſs der dänischen Ansiedler auf die englische Volkssprache zu erklären haben, mit der Wirkung des begrifflich und lautlich naheliegenden an. *gata*. Südliche Pluralformen wie *deales* 'Thäler' zeigen den gedehnten Vokal des sg. ae. *dæl, dæles*.

Neben dem principiellen Bedenken gegen die Ableitung eines solchen Wandels von isolierten Casusformen sprechen meines Erachtens noch folgende Gründe gegen Zupitzas Annahme:

1) Die me. Zweisilbigkeit und Dehnung ist nach dem Zeugnis der ne. Schriftsprache keineswegs auf die kurzsilbigen Neutra mit *u*-Pluralen beschränkt gewesen, sie findet sich auch bei einigen Maskulinis mit gleichen Lautverhältnissen:

ae. *hwæl, hwalas* > me. whāle > ne. whale

„ *seolh,* seol pl. *sěolas* > me. sę̄le > ne. seal

„ *stæf, stafas* > me. *staf, stāves* > stāve > ne. stave

an. *bolr* masc. > me. *bǫle* > ne. *bole* 'Baumstamm'.

2) Bei der Menge der langsilbigen Wörter wie *sinne, dēde, lōre* u. s. w. (vgl. das Material bei Sachse l. c. § 1 ff., ten Brink l. c.

§ 199 ff., Kluge, Grundr. I, S. 894), bei welchen das neue *e* keinen Einflufs auf die Lautentwicklung des Wortes ausübte, kann die me. Zweisilbigkeit der unflektierten Form nur unter dem Einflufs der flektierten Formen im allgemeinen entstanden sein, da bei diesen Wörtern im Ae. keine Formen mit *u*-Endung existierten. Es liegt aber kein Grund vor, für das neue *e* der kurzsilbigen Wörter an eine andere Entstehungsweise zu denken, als bei den langsilbigen. Für die langsilbigen Feminina deutete Kluge (Grundr. I, 894) allerdings eine andere Erklärungsmöglichkeit an: 'Wahrscheinlich liegt diesem jungen Endungs-*e* nicht sowohl die Form der obliquen Casus der Feminina zu Grunde; eher vermittelt zwischen ae. *scǫl* und me. *scǫle* ein spät-ae. *scǫlu* etc.', aber er scheint diese fernliegende Vermutung selbst wieder aufgegeben zu haben, denn bei Kluge-Lutz sind nach me. *scǫle, lǫre* die flektierten Formen des Altenglischen hervorgehoben. Besonders beweiskräftig für die Ableitung der me. -*e*-Formen von der Flexion sind noch solche Wörter, deren ganze Gestalt auf den flektierten Formen des Altenglischen beruht, vgl. z. B. ae. *sâwol* gen. *sâwle, sâule* > me. sǫule; ae. *tâcen* gen. *tâcnes* > me. tǫkne (vgl. oben S. 43). Einige weitere me. Nominative dieser Gattung verzeichnet Morsbach, Me. Gr. § 71 Anm. 2.

Auch gleichartige adjektivische Neuschöpfungen der unflektierten Form sind im Me. in gröfserer Anzahl vorhanden (einiges Material bei Sachse l. c. § 49, ten Brink l. c. § 231, Kluge, Grundr. S. 894). Die einsilbigen *o*-Stämme mit kurzem Vokal vor einfachem, auslautendem Konsonanten, welche ne. noch vorhanden sind, zeigen keine einheitliche Entwicklung. Bei einigen hat schliefslich doch die unflektierte einsilbige Form gesiegt: ae. *blæc* > ne. *black,* ae. *glæd* > ne. *glad,* ae. *smæl* > ne. *small*; bei anderen durch den vereinten Einflufs der flektierten starken und der schwachen Formen die zweisilbige gedehnte Form: ae. *wær* > me. *war* fl. *wāre* > ne. ware, ein veraltetes Wort, vgl. aber Flügels und Websters ne. Beispiele. Fraglich ist mir, ob das ne. prädikativ auftretende Adjektivum *aware* als eine unmittelbare Fortsetzung von ae. *ʒewær* zu betrachten ist, mit Präfixwechsel, wie im NED. angenommen ist. Ich halte das Anlauts-*a* dieses Wortes vielmehr für eine der in präpositionalen Ausdrücken so überaus zahlreichen Schwächungen der Präposition *on* (vgl. die Menge der im NED. p. 2 f. verzeichneten Schwächungen dieser Art) und komme dadurch zu der häufigen ae. Formel *on wære,*

on ware, dat. sg. von *waru,* mit der Bedeutung 'auf der Hut' zurück. Dieser präpositionale Ausdruck ist in dem ältesten Beispiel des NED. (ca. 1280) noch getrennt geschrieben: *Be a ware,* später erfolgte graphische Bindung — die alte Formel wurde zum prädikativen Adjektiv, ganz wie im Neuhochdeutschen alte präpositionale Ausdrücke zu den in allen Stellungen verwendbaren Adjektiven *zufrieden, zuwider, behende* verschmolzen sind. Me. *aware* übernahm alle Bedeutungsnuancen des von ihm verdrängten *iwar, iwāre.*

Ae. *bær* > me. *bar* fl. *bāre* > ne. **bare**
" *læt* > me. *lat* fl. *lāte* > ne. **late**
" *tom, tam* > me. *tam* fl. *tāme* > ne. **tame.**

§ 5. Silbenverlust durch Vokal-Synkope der flektierten Formen. Schon ae. stehen neben zweisilbigen, konsonantisch auslautenden Hauptwörtern einsilbige Formen, die als Neuschöpfungen nach dem Muster der synkopierten Flexionsformen zu betrachten sind. Wir bemerken solche Neuschöpfungen nicht nur bei Wörtern mit langer Wurzelsilbe wie:

sâwol fl. *sâwle* > nom. **sâwl, sâul**
mônađ fl. *mônđes, mônđe, mônđas* > nom. **mônđ,**

sondern auch bei kurzer Wurzelsilbe:

heorot fl. *heorotes, heortes* > nom. **heort**
meoloc fl. *meolce, miolcum* > nom. **meolc, milc.**

Durch Position werden Mittelvokale im allgemeinen gegen die Synkope geschützt: *worold* gen. *worolde.* Doch finden sich von diesem Wort sowohl in poetischen wie prosaischen Texten häufig synkopierte Formen der Flexion: *worlde,* wozu der reichlich belegte einsilbige nom. **world** neu gebildet wurde.

Im Me. setzten sich die synkopierten Formen dieser Nomina fort, welche von der ne. Schriftsprache aufgenommen wurden: me. **sǫule** > ne. **soul**; me. **hert** > ne. **hart**; me. ne. **milk**; me. **werld, world** (*wŭrld*) > ne. **world.** Neben me. **mŏnthe, mŏnth** setzte sich aber auch die volle Form me. *mōneth* fort, deren Länge wieder auf die synkopierte Form übertragen wurde: die Existenz einer Form *mōnth* wird durch den ne. Lautstand des Wortes bewiesen. Denn das heutige (*mʌnþ*) setzt früh-ne. (*munþ*) voraus, dessen (*u*) die gleichen Wandlungen durchgemacht hat wie das auf me. ǭ beruhende früh-ne. (*u*) der Wörter *Monday, blood, flood, stud, glove, done, gum, other, brother, mother, rudder.*

Für die Schriftsprache werden aufserdem noch folgende erst mittelenglische Synkopierungen der Flexion mit entsprechenden Neubildungen mafsgebend:

ae. *beonot, beonet* > me. **bent** > ne. **bent** 'Windhalm, Gras' (vgl. S. 59);

„ *hænep, henep* > me. **hempe, hemp** > ne. **hemp**

„ *munuc* gen. *muneces* > me. *munek* pl. *munekes, monkes* > **monk** > ne. **monk.**

Nach Morsbach (Me. Gr. § 74) sollen auch die Nominative *lōrd, heed* durch Angleichung an die synkopierten casus obliqui entstanden sein, ein Umweg der Erklärung, der mir in diesem Falle nicht nötig scheint. Meines Erachtens beruhen die Formen *lǭrd, heed* auf den unflektierten Formen *lǭverd, hẹ̄ved* mit Konsonantensynkope und folgender Kontraktion, ganz wie me. neben *ever, never, over, whether* mit Konsonantensynkope und Kontraktion stehen die Formen *er, ner, or, wher,* ne. geschrieben *e'er, ne'er, o'er,* gesprochen (*ę̄ə, ę̄r, å̄ə* etc.). Die im Früh-Me. erscheinenden synkopierten Formen von ae. *hêafod,* wie **heafd, hefde, hefd, hevd, hafd** (**hafed** mit Sekundärvokal), sind, wie schon die *a*-Form deutlich erkennen läfst, Fortsetzungen der ae. regelrecht synkopierten Flexionsformen *hêafdes, hêafde* pl. *hêafdu* mit regelrechter me. Kürzung des Tonvokals und Neubildung eines entsprechenden Nominativs. Diese gekürzten Formen **heafd, hefd, hevd** ergaben, ganz so wie neben früh-me. *hæfde, hefde, hafde* die assimilierten Formen *hedde, hadde* auftreten, mit gleicher regressiver Assimilation den nom. ***hedd,** der in der früh-me. Form **hĕd** zu erkennen ist. Daneben stand von Anfang an die Entwicklung vom casus rectus aus, so dafs sich uns folgende me. Doppelentwicklung des Wortes ergiebt:

ae. *hêafod* > me. *hẹ̄ved, hẹ̄ẹd*

„ fl. *hêafdes* etc. > me. *hĕfdes* > neuer nom. **hĕfde, hĕfd, *hedd, hĕd.**

In Dialekten hat sich nach NED. die Länge des alten nom. fortgesetzt mit der diphthongischen Aussprache (*hī̇əd*), und auch die in der gebildeten Sprache geltende Kürze (*hẹd*) wird auf die in der späteren Überlieferung vorherrschende Form *hẹ̄ẹd* zurückzuführen sein, mit neuer Kürzung der alten Länge vor dem einfachen auslautenden Dental, eine Kürzung, die schon im 15. Jahrhundert durch die Schreibung *hedd* bewiesen wird.

Die vorstehenden Betrachtungen haben sich nahezu ausschliefslich auf das echtenglische Sprachgut beschränkt, vermutlich werden sich auch bei einer genauen Prüfung des romanischen Wortschatzes der englischen Sprache einige ähnliche Beobachtungen machen lassen (vgl. S. 41 die nom. **bailive, caitive**). Einige moderne Neubildungen der Umgangssprache von fremden, gelehrten Pluralformen aus hat Sweet in seiner 'New Engl. Grammar' § 1008 f. erwähnt:

stratum, strata > sg. **strata** pl. **stratas**;

animalculum, animalcula > sg. **animalcula** mit dem falschen Plural **animalculæ** nach Typen wie *formula, formulæ*;

stamen, stamina > sg. **stamina**.

Den Schlufs möge zur Erleichterung des Überblicks eine alphabetische Liste aller in diesem Aufsatz genannten englischen Neuschöpfungen von den flektierten Formen aus bilden. Alt- und mittelenglische Wörter sind kursiv gedruckt, und von den mittelenglischen Neubildungen sind nur diejenigen angeführt, welche nicht bis in das Neuenglische gedrungen sind. Mischformen, die meines Erachtens durch eine Verschmelzung der unflektierten und der flektierten Formen entstanden, sind mit einem Sternchen versehen.

Wortverzeichnis.

Strafsburg i. E. E. Koeppel.

Scenerie und Staffage im 'Sommernachtstraum'.

Da Shakespeares Elfenlustspiel allem Anschein nach für eine vornehme Hochzeit gedichtet wurde, die am 2. Mai 1594 stattfand (vgl. Archiv für das Studium der neueren Sprachen Band XCV, S. 291 ff.), so liegt es nahe, dem Umstand, daſs die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta, wie es scheint, in eine Neumondzeit, und zwar auf einen Maineumond, verlegt ist (Mids. I, 1, 10; I, 1, 83), eine aktuelle Bedeutung beizumessen.

Nach dem, was ich jetzt, mit gütiger Hilfe von Herrn Professor Harzer, Direktor der Königlichen Sternwarte in Kiel, darüber ermittelt habe, trifft dieser Umstand nach der gewöhnlichen Auffassung allerdings nicht auf das Jahr 1594 zu. Aus den Syzygientafeln für den Mond von Th. von Oppolzer (Publikation der Astronomischen Gesellschaft XVI, Leipzig 1881) geht hervor, daſs der Maineumond (nach Gregorianischem Kalender) stattfand:

1592	Mai 11	1 h 26 m Nachmitt.	mittl.	Zt.	Greenw.
1593	Mai 1	5 h 17 m Morgens	"	"	"
1594	Mai 20	3 h 36 m Morgens	"	"	"

Da nun aber damals in England noch der Julianische Kalender galt, der hinter dem Gregorianischen um 10 Tage zurück war, so müssen wir 10 Tage abrechnen; es fiele also nach damaliger englischer Zeitrechnung der Neumond:

1592 Mai 1
1593 April 21
1594 Mai 10

Danach würde allerdings das Jahr 1592 in dieser Beziehung scheinbar etwas besser zu den dargestellten Verhältnissen stimmen als 1594, worauf schon W. A. Wright in der Einleitung zur Clarendon Press Edition des Sommernachtstraums (p. XXIII) aufmerksam machte. Indessen Wright selbst legte nicht viel Gewicht auf diesen Umstand, und ich glaube, wir brauchen uns gleichfalls dadurch nicht beirren zu lassen. Das Jahr 1592 paſst in anderer Beziehung gar nicht, insbesondere weil es einen auſsergewöhnlich trockenen Sommer hatte (während unser Lustspiel auf einen sehr regnerischen anspielt). Der Dichter braucht sich in Bezug auf den Mondwechsel nicht genau an den Kalender des Jahres 1594 gehalten zu haben, und er kann in den bekannten Worten des Theseus in der ersten Scene nur den Monats-, nicht den Mondwechsel gemeint haben; 'moon' wird ja auch sonst bei Sh. gleichbedeutend mit 'month' angewendet. Daſs der Neumond für die Scenerie des Stückes nicht zu urgieren ist, erhellt übrigens aus zahlreichen Stellen, in denen der Mondschein geradezu hervorgehoben wird.

I, 1, 209 To-morrow night, when Phoebe doth behold
Her silver visage in the watery glass — — —

II, 1, 60 Ill met by moonlight, proud Titania.

III, 1, 52 Doth the moon shine that night, we play our play?
— — — Yes it doth shine that night.

III, 1, 203 The moon methinks looks with a watery eye.

V, 1, 378 Now the hungry lion roars
And the wolf behowls the moon.

Vgl. I, 2, 104, II, 1, 141, III, 1, 176.

Am 1. oder 2. Mai 1594 hätten die Schauspieler bei (abnehmendem) Halbmond gespielt. Die Worte des Theseus: *'O methinks how slow this old moon wanes!'* haben also gewiſs höchstens insofern aktuelle Bedeutung, als sie anzeigen, daſs zur Zeit der ersten Aufführung der Mond im letzten Viertel stand.

Die fast durchgehend nächtliche Scenerie des Lustspiels, welche auch im Titel ausgedrückt ist, deutet wohl ebenso wie manches andere Anzeichen darauf hin, dafs es ursprünglich für eine Festvorstellung gedichtet ist, die abends stattfand (vgl. Mids. V, 34, V, 373); gewöhnliche Theateraufführungen fielen bekanntlich in die Nachmittagsstunden. Die Scenerie und Staffage ist auch sonst wohl der Zeit und dem Ort der ersten Aufführung angepafst worden. Den Palast des Theseus hat sich der Dichter jedenfalls nicht im griechischen Stil gedacht, sondern eher wie ein altes englisches Schlofs, etwa das Schlofs von Windsor. Den Wald bei Athen malte er sich in seiner Phantasie wohl ähnlich aus wie den grofsen Park von Windsor, in welchem es ja ebenfalls nicht recht geheuer war; ja man kann bei der 'Eiche des Herzogs' 'eine Meile aufserhalb der Stadt' vielleicht geradezu an 'Herne's Eiche' denken, die in den 'Lustigen Weibern von Windsor' den Mittelpunkt ähnlicher Scenen bildet.

Sicher hat der Dichter die Handlung des Stückes in den Frühling verlegt: Veilchen und Schlüsselblumen blühen, Lerche und Nachtigall singen.

Auffallend ist daher die Zeitangabe in II, 1, 82:

> And never, since the middle summer's spring
> Met we on hill, in dale, forest or mead,
> By paved fountain or by rushy brook
> — — — — — — — — — — — — —
> But with thy brawls thou hast disturb'd our sport.

Denn diese Verse und die nachfolgende Schilderung des regnerischen Sommers deuten allerdings eher auf eine Sommer- oder Herbstzeit. Daher ist wohl die ganze Stelle als nachträglich eingeschaltet aufzufassen.

Wäre indessen, wie Fleay vermutete, Sidney Lee (Life of Shakespeare p. 161) und E. K. Chambers (Midsummer Night's Dream, Warwick Shakespeare p. 14) wenigstens geneigt sind anzunehmen, das Lustspiel erst im Winter 1594/5 zur Vermählung von William Stanley, Grafen Derby, 26. Januar 1595 verfafst, so würde jene Stelle kaum zu erklären sein. Denn nicht nur wären die Klagen über sommerliches Regenwetter mitten

im Winter 1594/5 oder später sehr unangebracht gewesen, sie wären auch geradezu in Widerspruch mit den Thatsachen geraten. Die Befürchtung einer schlechten Ernte, die in V. 90 ff. ausgesprochen ist:

> The ox hath therefore stretch'd his yoke in vain,
> The ploughman lost his sweat, and the green corn
> Hath rotted ere his youth attain'd a beard —

obwohl in Anbetracht des regnerischen Wetters durchaus gerechtfertigt, ging ja im Jahre 1594 nicht in Erfüllung: Stowe berichtet ausdrücklich, daſs trotzdem im August eine gute Ernte (a fair harvest) folgte und infolge von Kornausfuhr die Preise sehr in die Höhe gingen, so daſs die Farmer wohl zufrieden sein konnten.

Für Fleays Vermutung fehlt indessen jeder Anhalt. Persönliche Beziehungen Shakespeares zu William Stanley oder seiner Braut sind nicht zu erweisen, auſser daſs Shakespeares Truppe unter dem Patronat seines verstorbenen Bruders Ferdinand Stanley gestanden hatte. Shakespeare, der Günstling des Grafen Southampton, wäre der Braut, Lady Elizabeth Vere, als Festdichter sicher nicht sehr genehm gewesen, da sie ja ursprünglich dem Grafen Southampton zugedacht war und dieser sich zurückgezogen hatte — wie Demetrius von Helena (vgl. Sidney Lee, Life of Shakespeare p. 378).

Von einer Verbindung zwischen William Stanley, dem späteren Grafen Derby, und Lady Elizabeth muſs nun aber schon im Frühjahr 1594 die Rede gewesen sein; sonst hätte nicht im Sommer dieses Jahres das verleumderische Gerücht auftauchen können, daſs Lord Burleigh, der Groſsvater der Lady Elizabeth Vere, den Grafen Ferdinando Stanley († 16. April 1594) habe vergiften lassen, damit seine Enkeltochter, als Gemahlin des jüngeren Bruders, Gräfin Derby würde (Calendar of State Papers, Dom. Ser. 1591—94 p. 545).

Die neunzehnjährige Lady Elizabeth Vere kann also damals in demselben Dilemma sich befunden haben wie Helena im III. Akt des Sommernachtstraums: verschmäht von dem Einen, umworben von dem Anderen.

Andererseits scheint der flatterhafte junge Graf Southampton

damals (1594) der Lady Bridget Manners etwas den Hof gemacht zu haben, die aber ihrerseits von ihm nichts wissen wollte (Sidney Lee p. 378) — von Elizabeth Vernon dürfte damals noch nicht die Rede gewesen sein.

Es ist also möglich, daſs der Dichter bei den Wirrungen und Irrungen der athenischen Liebespaare wirkliche Liebesverhältnisse, die sich in seinem vornehmen Bekanntenkreise im Frühjahre 1594 abspielten, im Auge hatte.

Aber nötig ist dies nicht anzunehmen, da die ganze Fabel des Stückes sich ungezwungen als eine freie Variation des gegebenen Themas von der Zaubergewalt der Liebe erklärt, ausgehend von den für die Festvorstellung gebotenen Voraussetzungen, beeinfluſst durch die Tradition der Maskenspiele und durch naheliegende litterarische Reminiscenzen.

Gegeben war das Thema der ruhig-sicheren Liebe des gereiften Mannes zur vollreifen Frau (da ja die Neuvermählten beide über die Jugendjahre längst hinaus waren).

Es lag nahe, als Kontrast dazu den Wankelmut eines jugendlichen Liebespaares darzustellen, welches sich naturgemäſs verdoppelte. Durch die Tradition und Mode geboten oder wenigstens nahegelegt war ferner das antike Kostüm und die Einflechtung der Elfen-Maske.

Ein Hochzeits-Festspiel, am 1. oder 2. Mai aufgeführt, in einem prächtigen, wahrscheinlich waldumgebenen Schlosse — da durfte natürlich auch die Feenkönigin mit ihrem Gefolge nicht fehlen. Wenn, wie anzunehmen, Königin Elisabeth selbst als Hochzeitsgast erwartet wurde, welche als Feenkönigin von Spenser allegorisch gefeiert worden war, so lag es nahe, Titania auch im Sommernachtstraum höfisch-allegorisch zu deuten. Vielleicht hat das der Dichter ursprünglich nach dem Muster Lylys auch beabsichtigt: der Zwist Oberons und Titanias, der sonst aus der Luft gegriffen zu sein scheint (Brandl in Schlegel-Tiecks Shakespeare VII, 267), erinnert sehr an das damals schon gespannte Verhältnis der Königin zu ihrem Günstling Essex; und die eifersüchtige Neigung beider zu einem schönen Pagen lieſse sich auf den bildschönen jungen Grafen Southampton (= Adonis) beziehen, der damals bei der Königin in hoher Gunst stand und zugleich der intime Freund des Grafen Essex war. Auch

Essex war vielleicht ein Hochzeitsgast. Der Name Titania konnte bei Ovid geradezu Diana bedeuten; und als keusche Diana war Elisabeth bis zum Überdrufs gepriesen worden.[1]

Aber der Dichter war vorsichtig genug, solche höfisch-allegorische Auslegung, die doch ihr Gefährliches hatte, wieder zu verwischen, indem er Titania und Oberon deutlich als Elfen zeichnete und im Hintergrunde die königliche Vestalin als ein von Titania ganz verschiedenes Wesen auftauchen liefs. Shakespeares Geschmack und poetischer Instinkt liefs ihn ja von der Allegorie überhaupt nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen.

So malte er denn das Treiben seiner Elfen mehr nach volkstümlichem Aberglauben aus, indem er nur einige Züge einfügte, die, wie es scheint, aus antiken, ovidischen Vorstellungen entsprungen sind: Circe (= Titania), Diana (= Titania) und Actaeon, Midas' Eselsohren. Dafs damals den Elfen und Kobolden, überhaupt den Elementargeistern, auch von gebildeten Leuten noch die Macht zugeschrieben wurde, sinnverwirrende Träume zu erregen, ist aus des gelehrten Thomas Nash Schrift 'Schrecken der Nacht' (1594) zu ersehen, welche Shakespeare gewifs gelesen haben wird.

Im übrigen sind die meisten litterarischen Anregungen bekannt, welche wahrscheinlich des Dichters Phantasie beeinflufst haben: Chaucers Erzählung des Ritters und vielleicht die Erzählung des Kaufmanns, Plutarchs Theseus, Ovids Metamorphosen (Pyramus und Thisbe), Lylys 'Sapho und Phao' und 'Endymion', Montemayors Diana, Shakespeares kurz vorher gedichtetes Lustspiel von den beiden Veronesern (oder dessen Vorstufe) — der Einflufs der alten, ungedruckt gebliebenen Dramen von 'Palamon and Arcite' und von 'Huon of Bordeaux' läfst sich nur vermuten, nicht feststellen —, endlich, wie ich glaube,

---

[1] Auch ist vielleicht eine Anspielung auf Essex' heimliche Vermählung in dem Vorwurf, welchen Titania dem Oberon macht, enthalten:

Mids. II, 2, 5: — — — I know
When thou hast shol'n away from Fairy Land
And in the shape of Corin sat all day
Playing on pipes of corn, and versing love
To amorous Phillida.

auch das Vorspiel des alten Lustspiels von der Zähmung der Widerspenstigen.

Der Einfluſs Chaucers scheint sich nicht nur in dem Rahmen der Handlung und in einzelnen Motiven geltend zu machen, sondern auch im Gesamtcharakter des Lustspiels, in der phantastischen Mainacht-Stimmung und in der ironisch-humoristischen Färbung. In keiner anderen Dichtung ist Shakespeare dem Geist Chaucers so nahe gekommen. In Chaucers Canterbury-Geschichten zeigt sich ein ganz ähnliches buntes und barockes Durcheinander würdig-pathetischer, graziös-phantastischer und burlesker Figuren: da haben wir nicht nur Ritter und Edelfrauen und schmachtende Liebende, sondern auch die Elfen, mit König und Königin, und plumpe Handwerker. Für die Situation des Zusammentreffens der Elfenkönigin mit dem Weber Zettel könnte auch Chaucers Prolog zur Legende von den guten Frauen eine Anregung gegeben haben. Wahrscheinlich malte Shakespeare die Erscheinung der Elfenkönigin und des Elfenkönigs sich ähnlich aus, wie dort Alceste und der Liebesgott geschildert wurden (grüne, blumengeschmückte Gewänder, Blumenkränze auf den Haaren).

Ob indessen jener Scene, in der Titania den Eselskopf des Webers und Schauspielers Zettel herzt, nicht doch eine tiefere, satirische Deutung zu geben ist? Spenser, der Dichter der Feenkönigin, hatte ja in den 'Thränen der Musen' verächtlich der unwissenden, plumpen Schauspieler gedacht, die die göttliche Muse Thalia entweihten; und Robert Greene hatte in dem bekannten Ausfall gegen Shakespeare von 'rohen Burschen' gesprochen. Und nun wagt solch ein ungebildeter Komödiant, solch ein 'Johannes Factotum' gar in das Reich der Elfenkönigin einzudringen! Zur Strafe wird er von 'Robin Goodfellow' mit einem Eselskopf bedacht; aber die Gunst Titanias wird ihm doch zu teil, wenn auch nur für die kurze Dauer dieses 'Sommernachtstraums'. Könnte nicht in dem Auftreten des Webers und seiner Genossen überhaupt etwas Selbst-Persiflage beabsichtigt sein? (Vgl. Brandl a. a. O. S. 269.)

Auch Zettel ist ein 'Johannes Factotum', und die komische Tragödie von 'Pyramus und Thisbe' sieht ganz aus wie eine Selbst-Parodie auf 'Romeo und Julia'.

So läßt sich der Sommernachtstraum als echte Gelegenheitsdichtung deuten, die nicht nur in der Scenerie, sondern auch in ihren Figuren die umgebende Wirklichkeit, allerdings in phantastischer Färbung und Umgestaltung, widerspiegelt. Wüßten wir Näheres über die festliche Veranstaltung, für die das Lustspiel gedichtet war, über die Personen, welche das ursprüngliche Publikum bildeten, so würden wir wahrscheinlich das Gewebe der Dichtung noch besser durchschauen und den tieferen Sinn des lustigen Mummenschanzes noch deutlicher erkennen.

Kiel. G. Sarrazin.

Le courtisan dans la littérature française

et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

Mon enfant, disait le roi René dans son *Abuzé en court,* en l'ordre et reigle de la court y peult avoir a foison gens saiges et bien morigines et qui a leur saulvement ont bon commancement d'entendre. Mais toutefois ceulx qui en la court sont en servitude et subieccion et fault par contraincte que d'icelle vivent et se veullent soubz elle eslever ... sont a ung dangier merveilleux. Et ce n'était pas seulement le bon roi de Sicile qui considérait la cour comme un lieu de corruption morale en s'écriant avec mélancolie:

Plus se fie l'ōme en la court,
Moins en amende au temps qui court.
Plus prent lomme paine a servir,
Moins prent paine au revenir

donnant ensuite des règles de *feintise* comme indispensables aux courtisans:

Tost ragarder e faindre riens ne veoir,
Tost escouter monstrans riens ne savoir,
Mot ne sonner des cas qu'on voit e scait.

Dans la *Doctrine des princes et des servans en court* du XVe siècle, on renchérit sur les ennuis et les vices de cette vie malheureuse:

Tant de perilz sont à poursuyvre (la) court
Qu'à grant peine s'en pourroit nulz garder.
Qui grace y a, envie sur luy court;
Qui grant y est, en doubte est de verser;
Là convient il tant de maulz endurer,
Dont, quant à moy, je tien que c'est grant sens
D'avoir à court ung pyé hors et l'autre ens.

L'auteur anonyme de cette doctrine continue en répétant, à peu près, les conseils du roi de Sicile:

> En grans cours fault souvent faire le sourt,
> Qu'on ne voit riens et qu'on ne scet parler
> Aultruy servir et qu'on face du hourt,
> Faire plaisir, soffrir, dissimuler ...
> Trop parler nuist, aussi fait mal trop taire.

Un développement plus considérable de ces idées paraît dans *Le Curial* de M. Alain Chartier secretaire du roy Charles septieme, où il est amplement traité de la vie et mœurs des courtisans (éd. de Daniel Chartier, Paris, 1582). Pour lui aussi la cour ne peut convenir qu'à des hommes sans foi et sans vertu.

Les cours des haux princes ne sont jamais desgarnies de gens desloyaux: de langage decevans, par menaces espouventans, par envie contendans, par force de dons corrompens, par flaterie blandissans et par delices alaictans. Rien ne saurait convenir moins à un honnête homme que la vie auprès des rois parce que ceux qui sçavent dissimuler sont prisez ... ès cours plus que les autres gens. Les abus de la cour et la maniere des gens curiaux sont tels, que jamais homme n'y est souffert soy eslever s'il n'est corrompable. Car vertu qui est en tant de manieres troublee s'elle ne s'orgueillist, elle est mesprisee, s'elle ne fleschist, elle est par force ravalee, ou dehors chassee. La prudence la plus absolue n'arrive pas toujours à sauver l'homme de cour; c'est là, où l'on voit un commerce honteux des emplois et des charges publics, c'est là le nid du mensonge et de la flatterie. La court rit au commencement à ceux qui entrent, et puis les rechine, et aucunes fois les mort. Et l'auteur finit son *Curial* par un hymne à la vie libre des champs: O bienheureuse maisonnette en laquelle regne vertu sans fraude ne barat et qui est honnestement gouvernee en crainte de Dieu et bonne moderation de vie! Pierre Michault secrétaire de monseigneur de Charrolois, fils du duc de Bourgogne, dans son *doctrinal de Court* (éd. 1522) avait déjà développé des idées pareilles.

Les malheurs de la cour forment un des sujets chéris des poètes de cette époque. Ronsard se plaint de vivre entre les courtizans, de fraude et de mensonge impudens artizans. Vauquelin de la Fresnaye, d'après des modèles italiens, plaint ceux qui renoncent à la liberté pour végéter dans l'esclavage du Louvre, Régnier le suit de près et certaines compositions poétiques prennent pour titre le *satyrique de la court,* le *Pasquil de la*

court, où l'on se moque de la vie courtisane et des modes, les *visions de la cour,* où la peinture est très vive et acérée, et rien n'est plus commun chez les poètes du XVI[e] et du XVII[e] siècle que le tableau de la vie champêtre opposé à celui de la vie agitée des artistes et des gentilshommes renfermés dans les palais des rois. Du Bellay, pour choisir, au milieu de la foule souvent au-dessous de la médiocrité, un poète de beaucoup de mérite, peint ainsi la courtisanerie à son ami Dilliers et lui donne des conseils pour pouvoir naviguer sur cette mer orageuse:

> Si tu veux vivre en court (Dilliers), souvienne-toy
> De t'accoster toujours des mignons de ton maistre,
> Si tu n'es favori, faire semblant de l'estre,
> Et de t'accommoder aux passetemps du Roy.
> Souvienne-toy encor' de ne prester ta foy
> Au parler d'un chascun: mais surtout sois adextre
> A t'aider de la gauche, autant que de la dextre,
> Et par les mœurs d'autruy à tes mœurs donne loy ...

Il lui recommande surtout de ne pas se montrer trop *ennemy du vice;* ailleurs il ajoute ce conseil

> Mais surtout garde toy d'estre trop veritable

et à Belleau, qui veut vivre à la cour, il rappelle que

> Ces beaux noms de vertu, ce n'est rien que du vent.
> Donques si tu es sage, embrasse la feintise,
> L'ignorance, l'envie, avec la convoitise.

Malgré ce dédain qu'ils font sonner si haut, les poètes de la Pléiade, aussi bien que leurs successeurs, s'empressaient d'obtenir des charges à la cour, et c'est là sans contredit l'époque où la poésie courtisane fut le plus à la mode. Ces poètes, blâmant les vices des puissants et soupirant après la solitude, ont rempli leurs volumes de flatteries à la louange des grands et de tous ceux qui tenaient en quelque manière au pouvoir. Charles IX et Henri III ont été prônés comme des modèles de toute vertu, et des favoris ignobles ont été de même couverts de fleurs, quitte à être traînés dans la boue, lorsque la fortune leur tournait le dos. La flatterie de ces poètes à gages n'oubliait pas les dames jouissant de quelque crédit; elle s'étendait aux favorites des princes, jouait souvent le rôle complaisant d'entremetteuse, corrigeait ou composait les vers amoureux des souverains, sans oublier les mignons et n'oubliait pas non plus les favoris des favoris, y compris les

petits chiens, les serins et les moineaux des dames galantes, qui firent répandre des flots d'encre. On rencontre, il est vrai, par ci par là quelques exemples de fierté, quelques protestations assez vives, mais ce sont des esprits solitaires, vivant loin de la cour ou s'en retirant avec dédain, tels que d'Aubigné, ou des bourgeois prudents, cachant leur personnalité sous le voile de l'anonyme. D'ailleurs ces protestations sont dictées, le plus souvent, par des ressentiments personnels, par l'envie du pouvoir, ou, sous le titre vague de peinture *du temps qui court,* embrassent tous les états et tous les vices et perdent, dans leur étendue, toute profondeur de satire.

Ce caractère de la poésie de cour n'est pas d'ailleurs particulier seulement à la France seule. Tout le monde connaît que les esprits même les plus éclairés de l'Italie avaient dû payer leur tribut aux princes chez qui ils vivaient, tout en devant souvent s'en plaindre, ainsi que l'Ariost et le Tasse, pour citer les plus illustres. La vie supérieure de ce temps, la vie intellectuelle et artistique, surtout pour les écrivains qui n'ont pas assez de fortune pour pouvoir se passer de quelque appui, est nécessairement asservie à la fortune des souverains et l'art d'en gagner la faveur doit former le fonds de l'éducation, non seulement des écrivains mais de tout gentilhomme renonçant à la vie indépendante mais ennuyeuse et monotone de son château. Ainsi depuis les cours de Ferrare et d'Urbin jusqu'à celle de Louis XIV, cette chasse au sourire du maître devient une sorte de science de la vie pour les classes élevées. C'est là un des traits les plus caractéristiques de l'époque et qui révèle, au plus haut point, la différence entre la société du passé et celle de nos jours.

La manière de former un courtisan parfait devient donc un des sujets les plus répandus des littératures du midi de l'Europe. En Italie, en France et en Espagne, nombre d'écrivains, ayant vécu plus ou moins en contact avec les princes composent des traités sur ce sujet, quelques-uns l'envisageant d'une manière pratique et sans cacher les vices et les sacrifices de cet état, d'autres au contraire planant dans une sorte d'idéalité et de perfection morale. Le *Corteqiano* du Castiglione exerça sans doute une influence remarquable sur cette sorte de littérature et dès son apparition, il fut traduit, lu, cité et considéré comme le

code du parfait gentilhomme.[1] *Savoir le courtisan* était une sorte d'expression proverbiale, comme on le voit dans le 70e des *Devis* de Bonaventure des Périers, et à la cour de François Ier et auprès de sa sœur, Marguerite de Navarre, l'ouvrage du gentilhomme italien eut un succès vraiment remarquable. Le *Courtisan retiré* de Jean de la Taille s'écrie:

> Je sceus dissimuler et sceus bien mettre en œuvre
> Tout ce que Baltazar de Chastilon descœuvre
> En son *Courtisan feint.*

Ce qui démontre d'ailleurs une connaissance imparfaite du caractère moral du *Cortegiano*. L'influence du Castiglione sur les nouvelles de Marguerite m'a paru toujours évidente, et je crois l'avoir démontrée ailleurs;[2] elle s'étend de même à la plupart des traités se proposant le même but que le *Cortegiano*. Quelquefois cette imitation est presque servile; en d'autres cas elle s'élargit, en acquérant une certaine originalité, et il y des cas aussi où l'originalité est évidente et il ne s'agit que de quelques rencontres de pensée, peut-être dues au hasard. Le *Cortegiano* n'est pas d'ailleurs une production isolée. Il est entouré et suivi d'autres ouvrages italiens bien connus au delà des Alpes, tels que le *Galateo* de Monsignor Della Casa,[3] la *Civil conversatione* du Guazzo,[4] le *Malpiglio ovvero della Corte* de Torquato Tasso, les *dialogues* de Ludovic Domenichi (de la Noblesse, de la Cour), l'ouvrage de Matteo Peregrini[5] sur *le sage en cour* et d'autres livres italiens, qui n'ont

[1] Le courtisan du Castiglione parut en 1528 et fut traduit en français, en 1537, par Jacques Colin d'Auxerre, secrétaire de François Ier. Melin de Saint Gelais revit et corrigea cette traduction (Lyon 1538, Paris 1549), qui fut suivie par celle de Gabriel Chapuis: *Le parfait courtisan* en deux langues, Lyon, 1580 et ensuite Paris, 1588. Cfr. là-dessus la thèse de Mr Joly: *De Balthassaris Castilionis opere cui titulus* etc. Cadomi, Hardel 1856, pp. 99—100.

[2] Cfr. mon *Contributo allo studio della Novella francese del XV° e XVI° sec.* (Roma, Loescher, 1895) p. 41 et sqq.

[3] Le Galatee premierement composé en Italie par J. de la Casa depuis mis en françois, latin, allemand et espagnol etc. A Montbeliard par Jaques Fevillet, 1615.

[4] La civile conversation du seigneur Estienne Guazzo trad. par F. de Belleforest Commingeois, Paris, 1582. Le même ouvrage traduit par Gabriel Chapuys Tourangeau, Lion 1580.

[5] Matteo Peregrini: Le sage en cour, traduction par Pierre de Marcassus, Paris, 1638.

pas été tous traduits, mais qui ont pu être connus, tels que, pour nous borner aux plus célèbres, le *Gentiluomo* de Fausto da Longiano (Venise, 1544), le *Gentiluomo* du Mutio Justinopolitano, les discours sur les gentilshommes *ne' servigi de' lor signori* de messer Pelegro de'Grimaldi (Venise, 1544), le Trattato del debito del cavaliero de Pomponio Torello (Parme, 1596), les *discours* du comte Annibale Romei (Venise, 1586), parmi lesquels celui sur la noblesse, et surtout les *Ricordi ovvero ammaestramenti* de Monsignor Sabba Castiglione (1535) traduits en français en 1554.[1] Que l'on ajoute l'influence de certains ouvrages espagnols sur le même sujet, le *Mespris de la Court* de Guevare, traduit par Alaigre en 1543, le *Reveille-Matin des Courtisans* du même, rendu français par Sebastian Hardy (Paris, 1622), la lettre célèbre d'Antoine Perez au duc de Lerme, commentée, entre autres, par le docteur Camillo Baldi de Bologne et publiée par G. F. Grillenzoni de Carpi (Bologne, 1625) et le *Desengaño de cortesanos* par Alonso de Barros traduit par le même Hardy (Paris, 1617), sorte de recueil de sentences, qui pourraient fort bien s'appliquer à toutes les classes sociales. Je laisse de côté l'*Homme de Cour* de Baltazar Gracian, mis en français par le sieur Amelot de la Houssaie (Paris, 1684), qui ne se rapporte point au courtisan proprement dit, nonobstant le titre français, qui n'a, à son tour, aucun rapport avec celui de oraculo manual y arte de Prudencia de l'original espagnol. L'influence de tous ces livres italiens et espagnols est dans son ensemble, bien inférieure à celle du seul *Cortegiano,* et entre celui-ci et les *Courtisans français,* il y a aussi une différence commune et, à mon avis, très caractéristique. Tandis que l'ouvrage du Castiglione vise à la formation du gentilhomme accompli, sous le rapport physique et intellectuel, de sorte que la faveur dont il jouira auprès de son prince ne sera que la récompense due à ses mérites, les écrivains français se préoccupent surtout de la manière de s'emparer de cette faveur, persuadés d'avance que la perfection idéale du Castiglione ne suffit pas à atteindre ce but. Messer Pelegro de' Grimaldi écrivait en 1544, dans son courtisan déjà cité: Egli (le Castiglione) ha voluto formare un Cortegiano sì fatto ch'è impossibile, ch'altri ne divenga mai tale et

[1] N'oublions pas non plus l'abrégé qu'on donna du Cortegiano sous le titre *Opera singularissima del Cortegiano in brevità ridotta* per Scipio Claudio, 1539.

pour compléter et en partie pour corriger, ce qu'il y avait de trop peu pratique, dans l'ouvrage du Castiglione, il compose son traité, où la vie de cour est envisagée telle qu'elle est et l'idéalité morale est bafouée ou négligée. Les écrivains français ont suivi à peu près la même méthode.

L'examen qui va suivre aura peut-être le défaut de paraître trop minutieux, mais comme il s'agit de productions, en partie, presque inconnues, j'ai cru nécessaire d'en donner une idée assez nette et précise. Je commence donc par une composition en vers, le *Discours de la Court* de M. Claude Chappuys. L'ouvrage porte la date de 1543 (édition de Paris) et exalte la gloire de François I[er] et de sa cour. Nous nous trouvons donc en présence d'une sorte d'apologie et, qui pis est, de nombreuses personnifications, qui lui donnent presque l'air d'une *moralité,* ou d'une page du *Roman de la Rose.* Au milieu de ces personnifications, qui rappellent encore le moyen âge, Claude Chappuys nous donne aussi quelques conseils touchant la vie courtisane. Après avoir été longtemps en doute

> Si je debvois choisir la vie active
> On m'arrester à la contemplative,

précédé par le *Franc Arbitre,* qui lui sert de guide, et conseillé par Dame *Esperance* honnestement parée, le poète entre dans

> ung chemin grand et large
> Tant frequenté et tant battu de gentz
> De tous endroictz, de riches, d'indigentz
> Qu'il n'en est point ailleurs telle affluence,

et l'Esperance lui dit de suivre courageusement cette route, si de rien veulx estre quelque chose. Chemin faisant il rencontre l'Arétin et Pasquin, qui par leurs moqueries semblent vouloir s'opposer à sa marche:

> Mais y allant rencontray l'Aretin,
> Avec Pasquil, l'ung me parloit latin,
> L'autre tuscan, et m'estoient incongneuz
> Fors de renom, car ilz estoient venuz
> En leurs habitz tissuz de mocquerie.

En s'approchant de la cour du roi, *Labour, Diligence* et *Bon Vouloir* viennent à sa rencontre, pour l'aider dans son entreprise, mais il voit aussi une foule de pages et d'autres courtisans, jouant et riant aux éclats, qui voudraient le faire passer pour

leur dupe, et qui lui adressent des questions d'un genre qui rappelle de près certaines plaisanteries de Rabelais:

> Si j'ay point veu ung baston sans deulx boutz,
> Si je cognoys quant les chatz ont la toux.

Ils vantent aussi leur importance et leur crédit auprès du souverain:

> L'ung dict: je suis des favoritz du Roy,
> Car ce matin il a crasché sur moy.
> Et l'autre crye ung peu en plus bas ton:
> Il m'a chargé l'espaulle d'ung baston,
> Et m'a esté tant doulx et tant humain
> Que jè suys faict chevalier de sa main.

Enfin notre poète réussit à atteindre le palais de François Ier, dont il décrit la splendeur:

> Où nul ne doibt entrer s'il n'est loyal.
> Et le portail d'ouvraige sumptueulx
> N'est point ouvert sinon aux vertueux!

Devant le portail se promène l'*Occasion,* qui joue le rôle de concierge et il voit la fontaine de civilité

> Ou plus l'on puyse et tant plus elle est plaine,

et à laquelle il faut puiser beaucoup pour être digne d'entrer dans la gloire du Louvre.

> Puyser se peult parfaicte honnesteté,
> Grace agreable, ung maintien asseuré,
> Ung attraict doulz, discret et mesuré.

C'est elle qui apprend à bien parler, à se faire des amis, à faire son profit des ennemis même, enfin à

> S'accommoder aux temps et aux personnes,
> Dissimuler par prudence, et se taire,
> Quant est besoing, bien mener son affaire,
> Se bien cognoistre et bien se mesurer,
> Esperer tout, en rien ne s'asseurer.

Le poète ne se laisse pas échapper l'occasion d'adresser les plus grands éloges à François Ier, à sa sœur Marguerite et à tous les personnages de quelque importance, et il esquisse une sorte de tableau des différents types de courtisans. On voit ceux qui s'y rendent, sans le sou, pour tenter la fortune, d'autres

> Qui n'y font rien qu'importuner le Roy

de poil ardent comme il les appelle et âpres à la curée.

> D'aultres y vont pour estre myeulx venus
> En leurs pays et estre soubstenuz
> De quelque prince et seigneur de crédit;

ils n'y font qu'une rapide apparition. L'auteur rappelle à ce propos que pour faire sa fortune à la cour de France, il ne faut pas avoir l'air de se moquer de tout le monde et, chose étrange, il parle des Italiens vivant auprès du Roi sans en médire ainsi que les autres poètes de l'époque:

> Il y a gentz de toutes nations,
> Italiens tous pleins d'inventions.
> Venise riche y meine grand practique
> Pour conserver tousiours sa Republique.
> Rome la saincte y envoye dispenses,
> Bulles, indultz, pardons et indulgences.
> Plusieurs Lombardz y haulsent les espaulles ...
> En attendant de Millan l'entreprise.
> Les Florentins y crient sans fainctise
> Leur seigneurie a tort estre usurpee.

Nous sommes bien loin d'avoir ici un traité de la vie de la cour, et il ne s'agit à tout prendre que d'un tableau assez fidèle de l'époque. Il ne faut toutefois pas oublier certaines maximes de prudence, de dissimulation, de silence, qui recevront bientôt un développement plus important. N'oublions pas non plus que la vie de la cour nous est représentée comme une sorte de mer agitée, où il faut invoquer l'appui de *Labour, Diligence* et *Bon Vouloir,* et que pour pouvoir y faire sa fortune, il faut saisir l'*Occasion* et faire un véritable cours d'apprentissage à l'école de *Civilité.* On constate, en d'autres termes, la nécessité d'une préparation pour la vie du courtisan, et l'on commence à recommander cette éducation sociale dont le Castiglione avait déjà constaté le défaut en France.

Philibert de Vienne Champenois, dans son *Philosophe de Court* (Lyon 1547) aborde plus franchement la question et se demande quelles sont les qualités morales dont un courtisan ne saurait se passer. Dans un sonnet qu'il met en tête de son ouvrage, écrit en prose et de proportions d'ailleurs assez modestes, il déclare que

> ... entre tous celuy est seurement
> Vray philosophe et tres bon Courtisan,
> Qui se compose au fil du temps qui court,

ce qu'il répète ailleurs où il parle de La congnoissance de vivre à la mode de Court en ajoutant que Un homme ne peult estre bon courtisan, s'il ne sçait ce qui plait et est trouvé bon à la court: et ne suffit pas qu'il sache baiser la main, donner l'accolade, faire bon visage, et autres telles choses, mais il nous fault avoir la congnoissance des opinions de la Court et des vertus d'icelle. Enfin ce que l'auteur recommande à son courtisan c'est une certaine facilité de caractère, qui lui permette de suivre le penchant de son prince et de ne pas choquer les mœurs et les coûtumes du pays où il se trouve, mais cette sorte de complaisance doit se borner aux choses externes et indifferentes, car il faut que le courtisan de Philibert de Vienne soit doué des vertus les plus solides. Ce sont là des idées qui se trouvent à peu près dans l'œuvre du Castiglione (IV livre, IX ch.) où l'on conseille au *Cortegiano* de gagner la bienveillance de son prince, d'en étudier le caractère et les habitudes pour le servir quasi adorare il principe (II, 18) et enfin de savoir accommodarsi ai costumi delle nazioni ove si ritrova (II, 22), mais toujours dans un but noble et généreux, toujours pour faire le bien, comme répète Philibert. De même que le Castiglione, l'écrivain français invite son disciple à fuir toute sorte d'affectation soit dans les habits, soit dans le langage, soit encore dans le maintien, et il tourne en ridicule les *muquets de court* qui font la petite bouche, marchent en pas de grue, crachent à côté, parlent à fretiz, respondent à echantillons, portent ganz parfumez à la ceinture, la petite botine decoupee, la cape courte, le petit bonnet, les cheveux recrespeliz à la Cesarienne, aucunefois le petit toupet en forme de passefillon entre le front et l'oreille, et venans en cest équipage avec le petit mot d'Italien et d'Espagnol. Castiglione s'était déjà moqué des courtisans ayant l'affectation de portar il capo così fermo per paura di non guastarsi la zazzera, o tener nel fondo della berretta lo specchio, e 'l pettine nella manica (I, 27) ou de ceux che non solamente si crespano i capegli e spelano le ciglia, ma si strisciano con tutti que' modi che si faccian le più lascive e disoneste femine (I, 19). La *prudence,* la *justice,* la *magnanimité* et la *temperance* sont les quatre vertus que l'écrivain français recommande à son courtisan, et il donne à ces mots un sens très étendu. La prudence consiste dans la connaissance de la vérité, c'est-à-dire des sciences, des lettres et des arts. Ici certaines idées du Castiglione paraissent suivies de près, car le gentilhomme de Philibert de Vienne doit se connaître à toute sorte d'exercices che-

valeresques, l'art d'escrimer et voltiger, de jouer à la paulme, à la balle, danser de toute manière, défendre son honneur à tout prix, tellement que pour un desmentir, il est permis et peult on justement tuer un homme. Il doit avoir quelque congnoissance des estats comme du fait de guerre, savoir composer des vers dizains, rondeaux, ballades, élégies, chansons et jouer de toute sorte d'instruments, le jeu de luth, de guytare, de harpe, de psalterion, d'espinette, de viole, de lyre, de flustes. Enfin il doit connaître aussi plusieurs langues telles que l'espagnol, l'italien, l'allemand, savoir débiter force hystoires et il doit posséder la science de quelques lieux communs des artz liberaux meslez et fricassez ensemble, dont on puisse s'aider en tout propos et à fin d'avoir matiere pour remontrer et diviser de toute chose. Le Castiglione avait déjà appris à son Cortegiano à défendre son honneur les armes à la main (I, 17. 21), sans cependant se donner des airs de bravache et évitant les duels inutiles; il lui avait inculqué la nécessité de savoir manier toute sorte d'armes, il correr lance e 'l giostrare voltiger, sauter, courir, lutter, nager et surtout il gioco di palla (2. 22 passim) et exalté parmi les qualités de son gentilhomme sa connaissance de la musique (I, 47. 48) étant la musica non solamente ornamento, ma necessaria al Cortegiano. Quant à son culte pour les lettres, tout le monde connaît la dispute qui s'élève entre le Canossa et le Bembo, mais il va sans dire que le comte italien ne se serait pas peut-être déclaré fort satisfait de ces artz liberaux meslez et fricassez ensemble, qui rappellent de près la cuisine. Le Castiglione avait recommandé aussi à son élève d'être esercitato nel scriver versi (I, 44) et de connaître varii istrumenti de musique (I, 47) et de la même manière, il voudrait que son gentilhomme eût connaissance de diverse lingue ... e massimamente della spagnola e franzese (II, 37), bien qu'il n'oublie pas, pour elles, le latin et le grec (I, 44). C'était là évidemment une culture encore trop étendue pour le courtisan français, qui d'ailleurs ne méritait déjà plus le reproche du même Castiglione, de mépriser les études et de ne se soucier que des armes (I, 42).

Philibert de Vienne n'oublie pas de faire mention de la libéralité nécessaire aussi bien à un gentilhomme qu'à un prince, mais il n'a pas une idée très élevée de la dignité humaine, car il ajoute que (les) gentilzhommes braves, civils, qui ont tousiours la main au bonnet, un genouil à terre, tant bien accordans, tant bien obéis-

sans, mile caresses, mile reverences ... sont dignes de la liberalité des Princes et il en exclut les courtisans rigides, qui prônent leur vertu et disent la vérité au visage de tout le monde. Cette respectueuse franchise recommandée par l'écrivain italien ne sourit donc pas trop à notre Philibert. Le gentilhomme courtisan — dit celui-ci — n'est point subject à soy; s'il fault rire, il rit; s'il fault se contrister, il pleure; s'il fault menger, il menge; s'il fault jeuner, il jeune; bref il est prest à tout faire selon le plaisir des hommes. En d'autres termes, son courtisan est une sorte d'*esclave* de la cour et de son prince et on doit reconnaître que, sous ce rapport, le personnage idéal qu'il forme est bien loin de la perfection du modèle italien. Philibert ne dissimule point sa vive admiration pour les courtisans d'Italie. Regardons, s'écrie-t-il, l'Italie si civile et courtisane; les italiens sont, à son avis, les plus grands courtisans du monde, et il ajoute: L'Italien en ses actes ne semble point précipitant, ains froidement et attemprement semble considérer toutes les circonstances et comme taster le gué, qui est de prudence. ... Touchant le grand cœur et magnanime, y ha il gens au monde qui le representent mieux que ceux-là? Ils ne s'estonnent, ils ne s'esbahissent de rien; cuydez les espouvanter, ilz feront bonne mine; cuydez les faire rire, ilz ne changent de chere. Mais ce qui forme le plus grand sujet d'admiration pour lui c'est leur habileté dans la dissimulation, car la dissimulation est la qualité principale de son courtisan. C'est là aussi l'avis de l'auteur du *Misaule,*[1] Gabriel Chappuis (Paris, 1585) lequel par un dialogisme et confabulation fort agreable et plaisante demonstre serieusement l'estat des courtisans et autres suivans la court des princes, avec la maniere, coustumes et mœurs des courtisans allemands, prinses de la court d'Ulrich Hutene chevalier Allemand, traduite à la fin

[1] Nous ne comprenons point dans notre examen les ouvrages suivants, qui n'ont aucun rapport direct à notre sujet:

L'Académie françoise par Pierre de la Primaudaye, dédiée à Henri III, Paris, 1581, où il est question seulement (1re partie) des qualités morales nécessaires à un homme de bien.

Les *Desseins des professions nobles et publiques,* ouvrage dédié à Henri IV, Paris, 1605, où il y a seulement quelques allusions à la vie du courtisan. (Cfr. 3 leçon, où l'auteur combat l'ignorance de la cour de France et discute si les armes seules sont le seul exercice des nobles.)

Le *Courtisan parfait* ouvrage anonyme (je suis l'édition d'Amsterdam de 1640) sorte de recueil de lettres, dialogues, *complimens* etc. renfermant p. ex. (petit discours) pour faire la reverence au roy et luy offrir son service ... (dialogue) pour inviter à dîner, pour faire amitié etc.

par l'autheur du misaule G. C. D. T. Pour Chappuis, un honnête homme ne saurait vivre à la cour, laquelle ruine le corps et l'âme. Que celuy donc qui veut suivre la Court se cognoisse soy mesme, et prenne garde s'il est plus grand que Platon, s'il a plus de force que luy, pour resister à la mauvaise coustume. Il faut obeir à tous à la court, communiquer ce que vous avez, aller selon le temps, couvrir vostre naturel, et en changer quand il est besoin. Il vous faut tordre et flechir vous mesmes deçà delà; il vous faut vivre avec les tristes severement, avec les remis gaiment, avec les vieillards gravement, avec les jeunes gracieusement, avec les mauvais audacieusement, et avec les luxurieux luxurieusement. Ce pessimisme l'auteur déclare l'avoir puisé au Piccolomini dans son livre latin des courtisans et surtout à une des lettres du père de Pie II paraphrasée par Chappuis, où il est dit entre autres choses: que tous les hommes sont fols lesquels, pouvant mener autre vie que celle que nous appelons courtisane, suivent affectueusement les cours des Princes et vivent en icelles. ... Je vous advise seulement de laisser moissonner ce champ aux bouffons, flatteurs et vaut-riens qui changent le noir en blanc. Les gens de bien n'ont aucune place en la maison des princes. Chappuis n'a pas tort de de se demander ensuite comment le Piccolomini pouvait vivre à la cour après l'avoir jugée si sévèrement, mais il conclut toujours à la louange du célèbre pontife. Bien que l'ouvrage soit écrit en bonne partie d'après Piccolomini des ecrits duquel pour la plus-part ce dialogue est composé, Chappuis n'oublie pas le Castiglione, dont il traduit le nom d'une manière assez étrange Castillonois, et il assure que son *Cortegiano* représente un idéal de perfection qu'on ne saurait atteindre, quelques efforts qu'on fasse. Il rappelle avec beaucoup de complaisance les éloges que l'écrivain italien adresse à la cour de France, éloges qui sont d'autant plus mérités, ajoute-t-il, depuis qu'Henri III est monté sur le trône, car ce grand prince aime naturellement la vertu et courtoisie et pourtant est suivi de courtisans vertueux de naturel du tout symbolisans à luy. On voit que l'auteur du *Misaule,* malgré ses airs de dédain, connaissait assez bien l'art de la flatterie, et si l'on ne savait à quoi s'en tenir dans cette sorte de littérature, on pourrait bien croire qu'il y avait dans ces paroles une pointe d'ironie. Les règles que Chappuis donne pour la conduite de son gentilhomme sont tirées directement de l'œuvre italienne, et il rapporte aussi l'anecdote insérée dans le Cortegiano (I, 17) où l'on

tourne en ridicule ceux qui ne savent parler que de combats. Il ne faut pas, dit-il, que notre gentilhomme les prenne pour modèles de peur qu'à bon droict on ne luy die ce qu'une honneste dame en une compagnie notable dist à un quidam, lequel estant honnestement semons à danser, à ouyr chanter, en fit refus et de plusieurs entretenemens qui luy furent offerts, disant tousiours que telles choses n'estoient pas de son mestier, de maniere que finalement la dame luy demanda: Quel est donc vostre mestier? et il respondit avec un visage rebarbatif: Mon mestier est de combatre. Je penserois, dist incontinent la Dame, que maintenant que vous n'estes point à la guerre ny en termes de combatre, il fust bon de vous faire tres-bien gresser, pour vous serrer en une armoire avec tous vos harnois de guerre jusque à ce qu'il en fust besoin, de peur que vous ne deveniez plus enrouillé que vous estes: et ainsi avec une grande risee des assistans on le laissa avec un pied de nez, en sa folle presomption. Ce qui est traduit à peu près à la lettre. Chappuis fait aussi l'éloge de quelques courtisans de son temps, dont il rappelle les mérites, et ici encore l'inspiration du Castiglione paraît évidente. La traduction de l'allemand d'Ulrich Hutène ne regarde pas de près notre sujet. Il suffit de dire qu'il y a là un tableau des habitudes encore rudes de ces gentilshommes. Dans les cours de l'Allemagne, dit l'auteur, l'on y boit, l'on gourmande, l'on y vomit. Davantage il faut supporter non seulement la puanteur des hommes, mais aussi des bestes. La Court est pleine et farcie des excremens des chiens, et de boucher le nais pour ne les sentir est une chose tant incivile et de mauvaise grace que rien plus. Et faut que pour supporter cela vous vous accoustumiez à ces parfums et ailleurs et mesmes en la sale pendant vostre repas. Et l'auteur continue, représentant la saleté de la nappe, des lits et des mœurs de ces courtisans. On voit que le temps du grand Frédéric est encore bien loin.

La méthode d'exposer des maximes sous forme de dialogue, qui rappelle de près celle du Castiglione, continue dans le *Bonheur de la Cour* de Pierre de Dampmartin (Envers, 1592), où l'on reproduit les entretiens de l'auteur avec le célèbre courtisan de Bussy, un type de guerrier rempli d'audace, vivant au milieu de la corruption des mignons d'Henri III, qui ne sont pas épargnés par lui. L'ouvrage commence par une sorte de débat entre les deux interlocuteurs, touchant le bonheur qu'on peut trouver à la cour et sur la nécessité pour un gentilhomme de vivre ou, au moins, de se rendre de temps en temps auprès

du roi, pour avoir le moyen de profiter à ses amis et nuire à ses ennemis. La maxime, on le voit, n'est pas trop charitable. Le bonheur de la cour consiste d'après l'avis du seigneur de Bussy à avoir des commoditez pour estre bien vestus, bien montez et bien suyvis, acquerir reputation entre les Dames, estre bien recen et caressé d'elles, et par leur bouche estre mis en la bonne grace du Roy, puis parvenir aux honneurs, accroistre ses moyens, se desmesler bravement d'une querelle, et se rendre redoutable aux plus mauvais et en fin devenir compagnon du prince. L'autre interlocuteur combat l'opinion de Bussy par des lieux communs et il oppose à la vie agitée de la cour, où l'on est toujours exposé à l'envie de tout le monde et aux caprices du Roi, la vie tranquille d'un gentilhomme de province libre de tout souci et maître chez lui. Les courtisans, ajoute-t-il, ne sont que des *esclaves dorés*. Cette sorte de prologue est suivie de la description de la vie du courtisan parfait, où il y a évidemment quelques traits qui rappellent le *Cortegiano* du Castiglione, mais que l'auteur peut bien avoir puisés à son esprit. C'est plutôt dans la division des vertus de son gentilhomme en *justice, prudence, temperance* et *magnanimité,* division conforme à celle de Philibert de Vienne, qu'on pourrait retrouver, pour les deux auteurs, une sorte d'inspiration venue du *Gentiluomo* de Fausto da Longiano (Venise, 1544), qui nous offre une division presque analogue en prudenza, giustizia, temperanza e fortezza, où le mot de *fortezza* sert à désigner ce que les écrivains français comprennent sous celui de *magnanimité.* La magnanimité, dit Dampmartin, est une vertu qui nous fait mettre sous le pied tout ce que le vulgaire craint ou admire et nous donne la force de tout oser. Le courtisan parfait, dit notre auteur, est bon en toutes saisons et occurences, il fait dignement sa cour, il se rend assidu aux affaires, sçait bien obeyr et bien commander; et encore plus fidelement et courageusement s'aquiter d'une charge: il discerne chaque chose proprement et se desveloppe accortement d'une difficulté, mais au reste il soustient toujours la bonne cause, asseuré à ses amis, courtois à tout le monde, discret et veritable en ses propos, advisé en ses responses et promesses ... chacun luy veut bien et l'honore, ses ennemis le redoutent, son maistre mesmes l'espargne. Il faut que le courtisan brave la mauvaise fortune, sans se laisser éblouir lorsque celle-ci lui sourit; il ne doit point exagérer sa dépense pour échapper à la médisance et aux soupçons du Prince, et en outre il faut ... rendre nostre aparence

agreable, soit que nous soyons debout ou assis et que nous parlions ou escoutions un autre: en un mot il est besoing de gaigner ce point, que nostre regard et visage, avec le reste de l'assiette du corps, soit tousiours accompagné de ceste bienseance qui est le vray indice d'un esprit doux, remis et moderé. L'auteur tourne en ridicule les delicatesses que je voy auiourd'huy à la cour, et ces façons de s'habiller aussi curieusement que les femmes. Il croit que le véritable courage ne consiste pas à prendre bravement une querelle pour l'amour des dames et au partir de là se couper la gorge avecques son corrival et adversaire; car l'honneur requiert bien d'autres choses et il consiste plutôt dans la vertu, à dompter ses passions et à endurer les souffrances. La critique des courtisans habillés et vivant en femmes, et celle de la passion excessive pour les duels, les préceptes della integrità di fede e dell'animo invitto et toujours égal à tout moment de la vie, la nécessité d'une certa dolcezza et de graziosi costumi, l'art de schivar la invidia e ... intertenersi piacevolmente con ognuno ... non s'allontanando però mai dai laudevoli atti, la bonne habitude de compagnar l'operazion sue, i gesti, gli abiti, in somma ogni suo movimento con la grazia, les movimenti di tutto 'l corpo, non affettati nè violenti, ma temperati con un volto accomodato, e con un mover d'occhi che dia grazia e s'accordi con le parole, la prudenzia, bontà, fortezza e temperanzia d'animo et d'autres recommandations pareilles, se retrouvent à foison dans l'œuvre du Castiglione (I, 19. 21. 17. 14. 22. 24. 33). D'autres maximes, telles que la constance dans les malheurs et la modestie dans le bonheur, la nécessité de la vertu, la conversation aimable avec tout le monde, forment le fond de plusieurs *ammaestramenti* de Sabba Castiglione, mais ces maximes ont été aussi développées par les philosophes de l'antiquité classique et constituent un patrimoine commun à tout le monde.

L'œuvre de Dampmartin ne manque pas d'un certain mérite; sa philosophie est, dans son ensemble, celle d'un homme de bien, sans manquer d'une certaine finesse, que la pratique de la vie de cour lui avait donnée, et la partie théorique, loin d'être ennuyeuse et pédantesque, est animée par une foule d'exemples et d'anecdotes tirées, en bonne partie, de l'histoire de son temps. Quiconque étudie l'époque d'Henri III, ne doit pas oublier *le bonheur de la cour*. Il faut remarquer toutefois que la plupart de ces raisonnements n'ont pas une application directe à la vie du courtisan, mais plutôt à celle du gentilhomme en général.

L'œuvre de Dampmartin fut remaniée par un anonyme, probablement La Neuville, Sieur des Isles, sous le titre de: La Fortune de la cour ou discours curieux sur le bonheur et malheur des Favoris entre les sieurs de Bussy d'Amboise et de la Neuville, tiré des memoires d'un des principaux conseillers du duc d'Alençon, frère du roi Henri III[1] (2me éd. revue et augmentée, Paris, 1644). L'ouvrage est enrichi d'un discours sur quelques particularitez, touchant les entretiens de la fortune de la Cour et sur les memoires de la reyne Marguerite, ausquels ils ont du rapport en plusieurs endroits.

Le sieur de la Neuville a en outre ajouté un troisième livre et remanié le texte en l'augmentant considérablement. Ce troisième livre renferme des conseils personnels au chevalier de Bussy, pour pouvoir vivre à la cour et y jouir de la protection du duc d'Alençon, dont il était le favori, sans froisser la jalousie d'Henri III, et ces conseils sont fondés sur l'intrigue et sur l'art de la fiction, prôné avec un sans-gêne admirable. Aux maximes du texte, La Neuville ajoute (p. 108) un éloge chaleureux de la conversation des dames: C'est parmy elles que l'esprit s'ayguise pour nous faire inventer des entretiens agreables; elles allument aussi le courage de ceux qui ont dessein de leur plaire, ce qui s'accorde avec ce que disent là-dessus le Castiglione (III. 3) et le Guazzo. Ailleurs La Neuville (p. 558) fait allusion aux petits jeux de conversation, dont la mode nous est venue d'Italie (où) chacun disoit d'un autre la plus grande verité qu'il pouvait, ce qui estoit un jeu fort dangereux pour la Cour, où l'on ne veut point que la verité paroisse, et ce sont là les jeux dont on parle au début du *Cortegiano.* Avant d'en finir avec le seizième siècle, rappelons au moins le nom de Montaigne. On trouvera dans ses *Essais* plusieurs règles de la vie de Cour.[2]

---

[1] Voyez là dessus Emile Roy: La vie et les œuvres de Charles Sorel, Paris, 1891, p. 412.

[2] Montaigne, qui, d'après sa confession, avait orné ses *Essais* de plusieurs fleurs estrangères (Essais, III, 12), paraît s'inspirer çà et là du Castiglione, lorsque comme celui-ci (Cort. II, 18, 22 et passim), il déclare qu'on ne doit servir son prince que dans le bien (I, 3), lorsqu'il combat toute sorte d'affectation (I, 25), lorsqu'il conseille l'étude des langues vivantes (I, 25), applaudit à l'amitié (I, 27), ou combat la société des méchants (I, 38), et la curiosité (II, 4). Montaigne loue aussi les plaisirs de la chasse (II, 11), expose les malheurs que la flatterie cause aux princes, conseille de leur dire toujours la vérité (II, 16; III, 13) et d'en garder les secrets (III, 1). Il loue aussi la noblesse (III, 5), l'importance des bons mots dans la conversation

Le *Gentilhomme* de Nicolas Pasquier conseiller et maistre dès Requestes ordinaire de l'hostel du roy (Paris, 1611) ressent, dans ses lignes générales, l'étude du Castiglione, qui n'est pas cependant nommé. Mais cette inspiration ne se rapporte qu'à certains points surtout du premier livre. Dans les trois autres, son auteur suit une route tout à fait différente pour ne revenir au *Cortegiano* que vers la fin de son œuvre. Le gentilhomme de Pasquier doit, de préférence, être noble; car Nature a mis et caché ès cœurs des braves et vaillans une occulte semence, qui donne une certaine force et proprieté dès son commencement et c'est là la semenza dont parle aussi le Castiglione. Mais de même que celui-ci, Pasquier reconnaît le mérite de celuy qui naist de soy mesme et dont la vertu surpasse parfois la gloire d'une illustre naissance. L'éducation de son gentilhomme occupe notablement notre Pasquier et cette éducation doit être confiée à un précepteur bien choisi et comprendre les exercices de l'esprit aussi bien que ceux du corps. Pour ce qui est des premiers, l'auteur rappelle que Le mespris des bonnes lettres a tenu longuement tel rang (chez le noble), qu'il tournoit à grand gloire de faire profession d'ignorance, encores que son bon heur l'eust guidé a apprendre quelque science. C'est l'accusation portée contre la noblesse française de n'aimer que les armes et dont le Castiglione aussi s'était fait l'écho. Mais maintenant il faut que le gentilhomme change d'avis, car les lettres lui apprendront le passé, orneront ses discours et pourront le conforter dans toute adversité. Mais Pasquier, en s'éloignant du Castiglione, ne veut pas que son jeune homme passe sa vie à étudier le grec,

(III, 8), la valeur morale de la beauté (III, 12) et ne nie pas aux vieillards les plaisirs de l'amour (Cort. IV, 54; Essais III, 5). Le grand écrivain n'a pas, bien entendu, une estime excessive de la vie de cour: Un pur courtisan, dit-il, ne peut avoir ny loy, ny volonté, de dire et penser que favorablement d'un maistre qui, parmy tant de milliers d'autres subiects, l'a choisi pour le nourrir et eslever de sa main. Cette faveur et utilité corrompent, non sans quelque raison, sa franchise et l'esblouissent. Pourtant void on coustumierement le langage de ces gens-là divers à tout autre langage, en un estat, et de peu de foy en telle matiere. Quant à l'affectation, il déclare qu'elle est mesadvenante au courtisan et qu'il aime mieux le naïf et mesprisant que tout artifice visible. Je n'ayme point de tissuré où les liaisons et les coustures paroissent ... Comme aux accoustremens c'est pusillanimité de se vouloir marquer par quelque façon particuliere et inusitée, de mesme au langage, la recherche des phrases nouvelles et des mots peu cogneus vient d'une ambition scholastique et puérile.

le latin ou les langues vivantes. La langue maternelle peut à suffisance luy communiquer toute doctrine, parce qu'il n'y a discipline propre au gentilhomme ... qui ne soit doctement et disertement traictée en nostre langue, livre Grec et Latin qui ne luy soit naturel et domestic en la traduction qui en a esté faite par maintes excellentes plumes, et par une digression rapide et efficace, il parle de l'importance de la langue française, qui est à même d'exprimer tous nos sentiments et de se prêter à toutes les exigences de la vie pratique. Nostre langue par je ne sçay quelle naturelle douceur née avec elle (voire au jugement des plus delicates oreilles) s'est rencontrée saine, robuste et propre à porter toutes sortes de conceptions ... n'escrivons plus qu'en nostre langue quelque science que ce soit, nous avons assez de paroles pour les descrire; les sciences furent premierement, puis apres les mots inventez pour les signifier: puisons toutes ces belles sentences dès Grecs qui les emprunterent des estrangers, et les rendons nostres en les transplantant chez nous: prenons le beau et le meilleur des Latins, transformons nous en eux et eux en nous, et apres les avoir bien digerez, convertissons les en sang et nourriture, qui ne soient autre chose que nous. C'est là en partie le manifeste de Du Bellay et de la Pléiade. Le jeune homme, laissant donc de côté l'étude des langues, s'appliquera à celle de la philosophie morale, aux mathématiques, surtout dans un but militaire, à l'histoire, et tout cela sans oublier que sa véritable doctrine doit être celle de la science d'état, ce qui touche le gouvernement de la chose publique, et que sa profession sera celle des armes, point où Pasquier tombe parfaitement d'accord avec le Castiglione. Il y a même un certain accord entre les deux écrivains à propos de l'habillement, qui ne doit jamais être trop pompeux, aussi bien que dans ce qu'ils disent des discours modestes, de l'affabilité avec tout le monde, du choix des sociétés et de l'importance de la conversation. En cette conversation il doit avoir un visage, une parolle et un maintien rassis, posé, doux et gratieux, une monstre ouverte et agreable, avec un geste galant et relevé, qui ne ressente son altier ny glorieux: sa langue doibt estre sobre et discrette, et luy plus libre à veoir et ouyr qu'à parler: à aprendre qu'à enseigner: et si sage qu'il ne choque à toute heure, ce qui ne sera à son goust. Danser, saulter, chanter, jouer du luth sont aussi des exercices agréables, mais surtout pour la jeunesse.

Pour ce qui est des exercices purement physiques, l'accord est encore plus parfait. Le gentilhomme de Pasquier doit sçavoir

bien manier toutes sortes d'armes, à pied et à cheval, comme la picque, la pertuisane, l'espee seule, et l'espee et le poignart; en outre il saura se servir de l'arquebuse et du pistolet. Il devra connaître enfin toute sorte d'armes, pour s'en servir soit à la guerre, soit dans les disputes, où il faut se défendre souventesfois avec les armes qui se trouvent à propos. Encore doit-il sçavoir luiter pour ce que cela accompagne toutes les armes qu'on manie à pied, et il doit maîtriser tellement son cheval qu'il puisse parer, troter, galoper etc. Il doit enfin bien courre la bague, jouster, combattre à la barriere, courir, danser, sauter, jetter la pierre, joüer à la paulme et nager, qui est une science tres-utile à l'usage de la guerre. On voit que l'accord avec le Castiglione ne saurait, à l'exception des armes à feu, être plus parfait.

Sous les titres de *vertu, honneur, parler, modestie, foy* etc. l'auteur passe ensuite en revue toutes les bonnes qualités morales dont son gentilhomme doit être doué, il lui recommande le travail, la sobriété, la justice, la libéralité et lui donne des règles touchant les affaires d'honneur. Ici nous nous trouvons dans un champ que les Italiens avaient fort exploité dans leurs traités touchant les duels, mais l'auteur français paraît plutôt s'inspirer à son pays et il rappelle les conseils qu'il avait donnés à son roi, pour réprimer l'abus des questions d'honneur et l'édit d'Henri IV de l'an mil six cent deux. Ses distinctions touchant les *seconds,* le combat, les *desmentis* etc., sont assez ennuyeuses et à propos de ces derniers il fait une distinction entre le vrai démenti et la simple négation qui est (celle) que practiquent encore les Italiens entre *non è vero,* et *mente per la gola* et les Espagnols entre *no es verdad,* et *miente,* et il illustre son raisonnement par un exemple tiré du Décaméron. Ainsi qu'il se veoit dans Boccace, quand Sigismonde dit à son pere Tancredi Prince de Salerne, qui luy avoit reproché qu'elle s'estoit abandonnée à un homme de vile et basse condition: *dirai dunque che io con huomo di bassa condizione mi sia posta? tu non dirai il vero,* paroles que ce bel esprit de Boccace, tres-estroict et rigoureux observateur de la bienseance, n'eust fait tomber en la bouche de la fille s'il eust pensé qu'elle eust offensé le pere.

Nous ne suivrons pas notre écrivain dans toutes les règles qu'il donne touchant l'art de la guerre, où l'on pourrait rechercher la trace d'un autre auteur de la Péninsule; nous laisserons aussi de côté ce qu'il dit sur la charge de surintendant des finances.

Rappelons seulement qu'il désire comme le Castiglione que son gentilhomme se distingue dans ses débuts militaires par la valeur, afin que l'entrée de ses actions soit claire et luisante, qu'il se fasse remarquer au milieu des combats, et lorsqu'il se trouve dans l'intimité de son prince, qu'il évite, autant que possible, d'en connaître les secrets. Là où je retrouve encore quelque ressemblance avec le *Cortegiano*, c'est lorsque Pasquier recommande à son gentilhomme de conseiller à son souverain toujours son bien: puis luy descouvre tousiours la verité de toutes choses qu'il luy convient sçavoir, sans crainte ou danger de luy desplaire, et s'il le veoit enclin à faire choses mal seantes, de bonne grace il lui contredie, pour luy faire perdre ce mauvais chemin. Ailleurs il combat ouvertement toute sorte de flatterie et veut que le mot de gentilhomme soit synonyme de celui d'honnête homme.

Un ouvrage anonyme d'une certaine étendue est celui qui porte pour titre *Le Courtisan françois* (Paris, Guillemot, 1612), et le titre ainsi conçu paraît vouloir faire opposition à celui de l'œuvre du Castiglione, considéré comme le courtisan en général, ou comme le courtisan italien en particulier. Malgré cela, l'ouvrage n'a pas un caractère qui lui soit propre, et les leçons qu'il renferme ont cette forme d'universalité commune en général aux compositions de ce genre. Le *Courtisan françois* se compose de vingt-sept chapitres, qui développent, la plupart, des maximes d'une moralité assez élevée. Le *Courtisan* tel que l'anonyme le conçoit, doit se former surtout à l'école de la vertu. La vertu est le flambeau des âmes, qui les conduit et leur donne entrée partout (2ᵉ Ch.), et c'est par ses bonnes qualités que son gentilhomme aura accès auprès de son prince. La noblesse du cœur paraît à notre auteur préférable à celle de la naissance, mais il va sans dire qu'il donne à celle-ci une part assez distinguée: nous ne considererons nostre courtisan s'il est gentil-homme qu'au prix qu'il en rendra tesmoignage par ses comportemens, et estimerons celui qui ne l'est pas le devoir estre, s'il fait si bien qu'il merite d'avoir ce que nature luy avait anciennement préparé. Tel est aussi l'avis de tous ceux qui en Italie traitèrent le sujet de la noblesse, le Castiglione y compris. Pour Mutio Justinopolitano (Venise, 1570) la véritable noblesse est celle de l'âme, et la noblesse de la naissance se perd, lorsque la splendeur de la vertu disparaît; et Fausto da Longiano (Venise,

1544) avait déjà déclaré que la philosophie morale a le pouvoir de donner la noblesse et que celle-ci ne saurait exister sans une certaine perfection. Si le Castiglione veut que son Courtisan soit noble, l'anonyme n'exprime pas d'ailleurs un avis différent; car il ajoute, autre part, qu'à juste occasion on preferera le Gentilhomme, pourveu qu'il soit de grace recevable (XI[e] chap.).

De même que le Castiglione, l'auteur anonyme demande pour son courtisan une beauté et une grâce naturelles et il ajoute le désir que sa fortune fust faite, ou que pour le moins il ne fust point necessiteux; car il n'est pas seant à celui qui cherche fortune de s'amuser à courtiser les graces, lesquelles veulent estre animées pour le moins de justes commoditez. En d'autres termes si la nature doit orner son courtisan de ses appas, il faut que la fortune lui assure à son tour une certaine indépendance, dont il ne pourrait jouir, s'il avait le besoin aux trousses. La science du Courtisan doit être formée déjà avant son entrée à la cour et doit se composer d'une certaine connaissance des armes et des lettres, et surtout il doit estre bon escuyer et semblablement bien entendu en ce qui concerne et regarde la condition des grands. Je ne luy veux pas proposer, dit-il à peu près comme le sieur de Dampmartin, une estude exacte de tout comme à celuy qui se dispose et contraint à suivre parfaictement une science pour en faire profit ou pour après l'enseigner. Car à cettuy-cy ne faut de science que pour sçavoir entendre les doctes et pour ne pas jouer le rôle d'un sot lors qu'il est question de paroistre ès beaux exercices. Mais là où il tombe d'accord avec le Castiglione c'est lorsqu'il invite son élève à éviter toute affectation et à faire de sorte qu'on ait toujours de lui la meilleure opinion possible (6[e] ch.). Comme nous ne pouvons réussir en toute chose, il est à propos que le Courtisan s'applique le plus à l'exercice, auquel il pourra exceller ... Toutesfois il est question d'user d'une exquise prudence, en demonstrant ce qu'on sçait bien ... Il doit laisser paraître, lorsqu'on l'invite à jouer d'un instrument quelconque ou à un exercice chevaleresque, une certaine timidité, qui relèvera son mérite, et ses entreprises doivent être accomplies non pas à la présence de tout le monde, mais devant des personnes de mérite; car il ne faut pas que le brave Courtisan perde une seule action. Il doit aussi se garder de feindre de connaître ce qu'il ne sait pas: cette apparence de modestie et cet aveu d'ignorance pourront engendrer dans l'esprit de ceux qui l'écoutent une haute opinion de lui. C'est, on le

voit, du *Cortegiano* tout pur. La profession principale du Courtisan, répète-t-il encore, est de suivre les armes ... (mais) nous entendons (qu'il) sçache les sciences qui excellent et par lesquelles la noblesse s'honore. Dans les exercices chevaleresques, comme dans ceux de l'esprit, il doit faire de manière qu'en toutes ses actions ... il semble que ses gestes et dicts ne luy coustent rien et que ce qu'il dit tombe toujours à propos, ayant égard aux personnes avec qui il parle, c'est à dire, en causant de guerre avec les guerriers et de douceurs avec les dames. L'auteur ne veut pas que son courtisan, tout en sachant bien jouer de plusieurs instruments, y acquière une telle perfection qu'il puisse estre estimé égal à ceux qui en font profession expresse et estre tenu de leur qualité; s'il a quelque geste agreable et qui plaise, il ne voudroit tant s'en esbatre en compagnie, qu'il entrast en reputation de parfaict boufon.

Le Castiglione aurait droit, avons-nous dit, de se plaindre de plusieurs emprunts ou mieux encore de se réjouir d'avoir formé un bon élève. Dans son premier livre (4, 15) l'auteur italien rappelle le bonheur de ceux qui naissent doués des biens de l'esprit et du corps; il déclare che la principale e vera professione del Cortegiano debba esser quella dell'arme (ibid. 17), mais il ne croit pas pour cela que son courtisan doive devenir un véritable capitaine et négliger les lettres et les arts. Il ajoute et confirme par un exemple que tout en étant bon soldat, il ne doit pas parler avec tout le monde et surtout avec des dames de combats et de coups (ibid.), mais considérer la profession et le caractère de ceux qui l'écoutent (II, 8). Il doit se montrer modeste (I, 27), éviter dans les jeux ceux che quasi hanno del giocolare, e poco sono a gentilomo convenienti (I, 22), ailleurs il ajoute qu'il ne doit pas imiter les *bouffons*, et faire de sorte que lorsqu'il accomplit cose segnalate ed ardite ce soit al cospetto di tutti i più nobili ed estimati omini (II, 8). Tous ses mouvements doivent révéler en outre une certaine grâce naturelle (I, 22), et una certa sprezzatura, che nasconda l'arte, e dimostri, ciò che si fa e dice, venir fatto senza fatica e quasi senza pensarvi (I, 25). Il ajoute encore Però si po' dir quella esser vera arte, che non appare esser arte; nè più in altro si ha da poner studio, che nel nasconderla: perchè se è scoperta, leva tutto il credito, e fa l'omo poco estimato (ibid.).

Le courtisan doit aussi se faire prier et paraître quasi sforzato lorsqu'on l'invite à danser, à faire de la musique ou autre

chose (II, 12). Qu'il soit timido più presto che audace (I, 44), qu'il avoue franchement ce qu'il ne sait pas (passim) considérant les arts, les sciences et les lettres comme des embellissements de sa principale profession, qui est celle des exercices chevaleresques.

Dans son septième chapitre, l'auteur anonyme français continue en faisant les plus grands éloges de la vie vertueuse. Son gentilhomme doit avoir soin de se rendre accomply en ses mœurs, pour suivre la vertu et fuir le vice et en revenant à cette modestie qui doit lui être habituelle, il ajoute, ainsi que le Castiglione, qu'il ne faut pas pourtant exagérer cette bonne qualité; car de se rendre abject, ou se croire du tout de neant, seroit un vil defaut de courage. Il est donc convenable de suivre un juste milieu, éloigné également de la présomption et de l'abjection, et la valeur personnelle, aussi bien que le courage, ne doit pas rendre notre courtisan bravache ou féroce. Le Castiglione avait déjà dit que non si dee pigliar mala opinion d'un omo valoroso che modestamente si laudi (I, 18) et que la modestie ne doit pas être exagérée. Il avait remarqué aussi que non volemo che si mostri tanto fiero, che sempre stia in su le brave parole (I, 17); mais l'anonyme ajoute d'autres considérations, un peu plus originales, sur le devoir qu'a un gentilhomme de résister bravement à ceux qui voudraient le gourmander. Il sera ferme et constant à maintenir la verité, et c'est là qu'il faut estre roide ... vaillant à contredire au mensonge, à quoy il s'opposera discrettement sans trop s'eslever de peur d'entrer en colere. C'est là une considération qui avait été déjà faite par Guazzo, dans son art de la conversation. L'auteur du *Courtisan François* ajoute aussi, fort à propos, que De tout temps on a remarqué que ceux qui sont lasches de courage et poltrons sont volontiers cruels surtout contre les gens valeureux (8e ch.), et il donne ensuite, dans le chapitre De l'effort des passions, du moyen de s'en corriger et de l'ordre de remonstrer aux autres, des conseils fort sensés, surtout touchant les relations du courtisan avec les dames. Que l'on ne soit pas trop rigide et sévère, lorsqu'il est question de juger les autres, et que l'on sache pardonner aux faiblesses humaines, ayant l'air de ne pas s'en apercevoir. C'est un point d'estat pour la conversation et practique de court d'avoir pour soy le party des Dames (dont) l'œil et l'esprit (sont) merveilleusement vifs. Cette considération, qui ne contraste point

avec le rôle très important que le Castiglione concède à la dame de cour, est suivie par une autre, déjà exprimée par l'écrivain italien (I, 16). Dès sa premiere entrée, dit l'anonyme, le Courtisan mettra peine de s'establir en bonne opinion; car les premiers pas sont les plus observés; et il ajoute de son crû Et pour ce qu'il est impossible de pouvoir plaire à tous, il se rendra complaisant à ses amis selon les lois de l'amitié; et les autres, il les attirera par bons offices, espiant de bien loin les occasions qui en pourront eschoir, car il arrive souvent que nous nous rendons antipathiques pour ne pas être connus ou pour ne pas connaître les autres. Le courtisan doit bannir de son âme tout sentiment d'envie, et s'il voit les autres exceller, que cela lui donne seulement la force de l'émulation.

Dans les chapitres qui suivent, où l'auteur du *Courtisan françois* parle *ex professo* de l'art de la conversation, on rencontre plusieurs idées que le Guazzo avait déjà exprimées, et d'autres qui appartiennent en propre au Castiglione. Dans la conversation, le courtisan doit se comporter avec beaucoup de tact, de discrétion et de respect: Et luy est convenable de ne s'avancer trop dès le commencement, car il seroit fort malseant à un gentilhomme de bonnes mœurs, de s'estre insinué en grace avec quelques uns pour puis après et comme d'un coup fausser compagnie. Il est donc nécessaire de connaître le caractère des personnes chez qui nous devons nous rendre, vivre avec ceux qui appartiennent à peu près à notre rang social, et lorsqu'on se trouve avec des gens de basse condition ou de peu ..., il est seant que (le gentilhomme) face juger que c'est comme par un peu de mesgarde ou necessité ou hazard, et cependant estant avec eux fera voir sa gentillesse. Et tout cela sans leur donner aucune familiarité, parce que les gens vulgaires sont fort souvent présomptueux. Le Castiglione combat de même toute relation avec la gente ignobile (II, 95 passim). La conversation que le courtisan doit préférer à toutes les autres, continue l'anonyme, est celle des dames, lesquelles sont la lumiere de la vie, l'occasion des belles actions et l'organe qui polit nostre conversation, joint que sans leur douce rencontre la vie est triste rude, fascheuse etc. Et le Castiglione: perchè come corte alcuna, per grande che ella sia, non po' aver ornamento o splendore in sè, nè allegria senza donne, nè Cortegiano alcuno essere aggraziato, piacevole o ardito, nè far mai opera leggiadra di cavalleria, se non mosso dalla pratica e dall'amore e piacer di donne: così ancore il ragionar del Cortegiano è sempre imperfettissimo, se le donne, inter-

ponendovisi, non danno lor parte di quella grazia, con la quale fanno perfetta ed adornano la Cortegiania (III, 3).

Le Courtisan, continue l'anonyme, doit se rappeler que la plus exquise addresse (dans la conversation), est de savoir et pouvoir bien parler, non seulement pour deduire au net ses conceptions, mais pour se servir de la parole, tellement que tout ce qui sera dit soit à édification. Avant de parler, répète-t-il avec monseigneur Della Casa (Galateo, éd. citée p. 224), il faut réflechir à ce que l'on dit et il faut aussi considerer les personnes avec lesquelles on est, et avoir cognoissance de leur capacité, à ce que les paroles ne soient perdues; selon cette election le courtisan aura la frase galante et assez relevée, non vaine, mais exquise, et sur tout se gardera de parler trop, car ordinairement ceux qui ont beaucoup de langage sont vains en leur esprit. ... Ayant esgard qu'il y ait de l'analogie des mots aux sujets, evitant les redites importunes et les improprietez ... et sur tout il faut diligemment se garder d'appliquer les paroles serieuses aux sujets risibles et *viceversa*. Tout en étant digniteux, il lui est permis d'égayer quelquefois la société de quelque beau propos de recreation, d'autant que la joie et le rire sont l'assaisonnement de nostre vie active: mais je veux qu'en telles délectations, il ne se face que ce qui est licite et honneste; et toujours comme Della Casa (Galateo, p. 218), il recommande surtout d'estre honneste dans ses propos surtout avec les dames, ce qui s'accorde aussi avec ce que disent le Castiglione et le Guazzo. Della Casa avait recommandé aussi d'approprier les termes et les mots au caractère du discours (p. 221) et comme notre anonyme, il veut qu'on laisse de côté les saints dans la conversation plaisante (ibid.). Il y a, continue l'écrivain français, qui s'y sont tellement adduits (à parler mal) qu'ils ne peuvent qu'incessamment ils n'ayent de la saleté en la bouche et leur plus grand plaisir est celui de faire rougir les dames. Le Castiglione à son tour: Nè io voglio che egli parli sempre in gravità, ma di cose piacevoli, ... del tutto però sensatamente (I, 34), non pas comme celui qui andando a confortar una madre, cui fosse morto il figliolo, cominciasse a dir piacevolezze (II, 6), et il insiste en maints passages sur le respect qu'on doit aux dames, dont il ne faut jamais offenser la pudeur. Il blâme aussi quelli che son osceni e sporchi nel parlare, e che in presenzia di donne non hanno rispetto alcuno, e pare che non piglino altro piacer che di farle arrossire di vergogna ou qui voglion mostrar di esser faceti con poca reverenzia di Dio (II, 68). Le Castiglione avait aussi critiqué ceux qui aiment mieux offenser les autres que de perdre un bon mot, et c'est d'après

le modèle italien que l'anonyme expose ses préceptes, touchant les occasions de gayeté, desseins joyeux et belles reparties et de l'ordre qu'il y faut observer. En suivant Della Casa (p. 212), l'anonyme veut que le courtisan, en faisant des contes plaisants, n'emploie pas la tierce personne, en changeant seulement les noms, de sorte qu'on puisse deviner de quoi et de qui il est question, et il s'oppose de même que le Guazzo à la conversation qui tourne à la médisance. Que les bons mots coulent de notre bouche avec grâce et naturel, qu'ils n'aient pas l'air d'avoir été étudiés d'avance; car il est de droit de demonstrer que l'on le fait plus pour son plaisir que pour celuy d'autruy, car de dire des facecies et contes pour rire, ou en faire estat pour la delectation des autres, on sembleroit courir au mestier de boufon, ce qui disparoistra quand le discret courtisan se retiendra au limite proposé. Nous aurons occasion de citer bientôt ce que le Castiglione dit des facéties et de l'art de les débiter; ici nous pouvons remarquer que lorsque l'anonyme enseigne à son Courtisan à mépriser les gestes ridicules qui excitent le rire du public, il ne fait que répéter une leçon du Castiglione que nous venons d'entendre et qu'il le suit de près lorsqu'il ajoute: Cettuy-là qui aura la grace de bien reciter un conte avec une façon de faire agreable et qui excite à rire, qu'il s'y addonne, mais avec une telle bride de retenue, qui n'eschappe pour rompre la barrière d'honneur. C'est aussi d'après le Castiglione qu'il excuse certains petits gestes mignons ... de pure naïveté et qu'il blâme ceux qui répètent toujours les mêmes facéties, ou qui passent leur temps à plaisanter, en offensant souvent les personnes (Cort. I, 33; II, 83, 50, 46 et passim). Toute flatterie est indigne d'un honnête homme, toutefois, selon l'avis de l'auteur du *Courtisan François,* celuy qui ne loue rien semble ne trouver rien bon; il faut donc louer quelquefois à temps et à propos et avec telle dexterité que l'on cognoisse que c'est par bonté de jugement ..., et non pour complaire ou par contrainte, et si l'on n'épargnera point les éloges que les autres méritent, il sera convenable, au contraire, que si d'avanture il avient ... qu'il faille qu'il parle de soymesme, c'est où il manifestera le revers de sa dexterité, car se donnant une deüe louange, il taschera d'en faire redonder la gloire à quelque personne de bonne et digne remarque et de grand merite. Ici, comme dans la critique des mensonges, l'utilité des études, l'importance qu'il attribue à la connaissance des langues vivantes, le *Cortegiano* paraît toujours présent à l'esprit de notre auteur, mais ce qu'il

y a de vraiment singulier dans son raisonnement, c'est que son courtisan, tout en comprenant les langues étrangères, ne fera point mine d'entendre autre langage que le sien, et par ainsi il ravira bravement l'intelligence du secret de ceux qui parleront, sans se douter de luy, maxime, qui après tant de leçons de vertu et de politesse, paraît, en vérité, sentir l'astuce.

Les exercices du corps du *courtisan François* rappellent de près ceux du *Cortegiano,* ou pour mieux dire, ce sont toujours les mêmes, y compris il gioco di palla (I, 22) et la chasse, qui est selon le Castiglione de' principali, perchè ha una certa similitudine di guerra; ed è veramente piacer da gran signori e conveniente ad uom di corte, ce que l'anonyme traduit à la lettre: image de guerre et vrai jeu des grands seigneurs. Il en est de même pour les autres jeux tel que celui des echecs, qui a pour l'auteur français le défaut d'être trop difficile, et messer Federico dans l'œuvre du Castiglione dit, à son tour: parmi che un sol diffetto vi si trovi; e questo è, che si pò saperne troppo, di modo che a cui vuol esser eccellente nel gioco de' scacchi credo bisogni consumarvi molto tempo (II, 31). Aussi dans les règles sur la manière de se comporter en jouant, l'anonyme répète les conseils du même Federico de ne pas se laisser emporter par la colère et de ne pas montrer l'avidité du gain (ibid.), en ajoutant cette considération originale que c'est là où l'on peut connaître le naturel et les passions de tout le monde. L'inspiration du 20e chapitre, où l'anonyme expose comment il faut se gouverner en masque, est tirée du onzième chapitre du deuxième livre du *Cortegiano,* où l'on parle aussi de la manière de danser en public, avec une certaine dignité. Se masquer, dit l'écrivain français, est une sorte de folie; mais les plus sages selon les temps et les occasions doivent un peu folier, et ce déguisement nous donne beaucoup de liberté, pourvu qu'on ne se fasse pas reconnaître. La dance est le plus beau de tous les jeux, où paroist l'esprit et l'industrie. En la dance tout est raisonnable; et ici l'auteur ajoute de son crû: en elle on verra le lourd païsan rencontré en sympathie avec la relevée demoiselle, le poly Gentil-homme menant une pesante villageoise. La danse masquée mêle toutes les conditions, mais le Courtisan aura soin de laisser paraître sa gentillesse du corps et de l'esprit, et on lui conseille de s'inspirer, idée bien étrange et fort peu pratique, à la danse et à l'harmonie des astres.

Je demande pardon au lecteur d'abuser de sa patience par cette analyse si minutieuse, mais il faut que je cite encore d'autres points de contact avec le Cortegiano. Le chapitre touchant le choix des amis et leur importance, rappelle certaines idées que le Castiglione développe à ce propos (II. livre, 29 et sqq.) Nous irons heureusement à la rencontre de celuy qui sera digne de nostre amitié, conquerant la sienne, pour ce que l'amitié est la convenance où tendent les volontés, qui se font une reciproque et mutuelle volonté, comme estant l'unité de plusieurs volontés, jeu de mots qui n'est pas trop heureux, mais qui reproduit le sens de ce qu'on lit dans le Cortegiano: di quelli che sono con stretta amicizia ed indissolubil compagnia congiunti, siano ancor le voluntà, gli animi, i giudicii e gl'ingegni conformi. S'il n'y a rien de meilleur que l'amitié, on doit, continue notre anonyme, considérer attentivement les personnes auxquelles nous nous lions, car l'amitié des vicieux nous serait de honte et ferait mal juger de nous. Que l'amitié se fonde donc sur la vertu et sur l'uniformité de mœurs, façons, desirs, et l'auteur combat l'opinion de ceux qui veulent que l'amitié soit prudente, qu'on n'ouvre pas trop son cœur à son ami, de peur de devoir un jour s'en repentir, et qu'on suive la sentence qu'il faut aimer, comme si on devoit haïr un jour, car une amitié si bornée, ne saurait mériter un nom qui indique une confiance complète. D'ailleurs il y a plusieurs degrés d'amitié, il y a le véritable ami, avec lequel tout est commun, et il y a aussi d'autres relations moins intimes et plus variables. Lorsqu'il s'agit de corriger un ami, il faut le faire en ménageant son amour-propre, et l'homme de bien ne délaisse pas celui qu'il aime, lorsque la fortune lui tourne le dos. Et le Castiglione: chi conversa con ignoranti o mali, è tenuto per ignorante o malo ... però gran riguardo credo che si convenga aver nel cominciar queste amicizie, perchè di dui stretti amici chi conosce l'uno, subito imagina l'altro esser della medesima condizione. L'amitié, ajoute-t-il, est constante, quando l'omo s'elegge amico a sè simile di costumi: e 'l tutto intendo che sia tra boni e virtuosi, perchè l'amicizia de' mali non è amicizia. ... Vorrei adunque che 'l nostro Cortegiano avesse un precipuo e cordial amico se possibil fosse, di quella sorte che detto avemo; poi secondo 'l valore e meriti, amasse, onorasse ed osservasse tutti gli altri ..., et l'opinion que l'anonyme combat est celle du Bembo, interlocuteur du *Cortegiano,* qui avait déclaré che sia ben non fidarsi mai di persona del

mondo, nè darsi così in preda ad un amico, per caro ed amato che sia, che senza riserva l'omo gli communichi tutti i suoi pensieri, come farebbe a sè stesso. Comme une conséquence des règles de l'amitié, l'auteur français passe à traiter un sujet qui a été développé, entre autres, par Sabba Castiglione (*Circa il promettere* dans ses *Ricordi*) des promesses, et il se moque de ceux qui trop prompts et à l'instant mesme qu'on les prie s'avanturent hardiment de promettre, et tout ainsi qu'ils ont promis à la volée, legerement ils oublient. Avant de répondre favorablement, il faut y penser deux fois, mais la parole donnée il faut la tenir coûte que coûte. Dans les règles sur la manière de se comporter à table, où l'on ne doit pas laisser paraître une coupable avidité ni faire du bruit ni se montrer mélancolique et ennuyé ni gêner les conviés, il y a, peut-être, plus d'un souvenir du *Galateo,* et pour ce qui est des habits, qu'il ne soit point excessif ny trop poupin aussi, ains selon son rang, on répète l'avis du Castiglione (II, 23—28).

Les deux dernières parties du *Courtisan françois* traitent de la dame de cour et des amours legitimes que peuvent practiquer le courtisan et la dame vertueuse, et il suffirait d'en indiquer le titre, pour faire comprendre ce qu'il y a de rapport intime entre cet ouvrage et le troisième livre du *Cortegiano.* J'indique en peu de mots le sujet de ces deux parties. L'auteur y examine les comportements de la Dame accomplie, sa beauté et autres proprietez, ses vertus et sciences; et s'écrie: Bien qu'en apparence nous n'ayons avisé que le Courtisan, soubs son ombre nous avons remarqué les vertus et actions de la Dame accomplie, de la Demoiselle parfaite ... Or nous avons recognu que la sage Dame est capable des mesmes affections, actions et habitudes que le sage Courtisan; parquoy celle qui voudra paroistre doit soigneusement se façonner à ce beau patron. Il y a, bien entendu, des différences naturelles ou physiques, qui en modifient les exercices et le caractère; mais ce qui importe le plus c'est que la dame de Cour ne soit pas superbe ni envieuse, sans effronterie ... ny riotteuse, ny contentieuse, ferme en ses bonnes opinions et non inconsiderement obstinée. En ce degré de modestie la Dame se maintiendra comme une belle colonne, ou tendent les parfaictes formes de la vie pour s'y appuïer; il n'est pas pourtant question qu'elle soit tant retirée qu'elle semble austère, il ne faut pas qu'elle soit si froide que l'on ne la puisse aborder; la bienseance veut que elle use de privauté honneste, et soit accostable; et sur tout entre les vertueux, avec lesquels elle vivra selon les occurrences. Se trouvant avec des gens du commun, la Dame de Cour doit se

montrer retenue et bien que son premier devoir soit celui de se montrer femme de bien, elle ne doit pas trop afficher sa vertu qu'elle prenne garde que l'on ne puisse parler mal d'elle, ou s'en mocquer, pour ce que ces deux fleaux sont les plus outrageuses traverses, qui puissent succeder aux femmes. Estant donc la Dame preparée en cette sorte evitera toute façon grossiere ou trop glorieuse, il est beau qu'elle soit mignonne, propre et gentille, avec une petite estincelle de douce presomption et de belle gloire. Pour la dame de cour la beauté est d'une importance capitale; partant je conseille à la Dame d'en estre soigneuse, il est vray qu'il n'est pas grand besoin de leur prescher cet article. Que la beauté ne soit pas un sujet d'orgueil pour la dame, mais qu'elle y reconnaisse l'œuvre de Dieu et qu'elle se souvienne que le ciel ne lui a pas été si favorable pour entrer ès lices du deshonneur, et pour cette cause la Dame se delectant en sa beauté ... l'ornera de toutes les vertus, et sur tout de la chasteté. C'est dans la conversation que la Dame jouera un rôle important; elle devra y laisser paraître toujours une humeur égale, et pour pouvoir donner des jugements raisonnables, il n'est que très bon qu'elle se cognoisse aux exercices des hommes, ainsi elle pourra comprendre et apprécier leurs mérites et les chevaliers seront fiers de ses éloges. Quant aux sciences, elle lui seront familières aussi bien qu'aux hommes, et ces sciences doivent consister surtout en la pourtraicture, l'escriture, la musique et les belles lettres. En causant elle évitera de faire paraître une érudition acquise par de graves lectures: elle démontrera plutôt que ce qu'elle sait, provient de la conversation d'hommes savants; elle prendra garde que ses paroles soient nettes et bien appropriées, selon les occasions. Elle pourra laisser paraître son bel esprit, dans la musique et dans la poésie, sans prétendre d'en faire un estat continuel, et pour le jeu pource que les Dames ne l'ont pas tant familier que les hommes, nous laisserons nostre belle Dame en user à sa discretion. Qu'elle soit prodigue à écouter et menagère à parler; car d'en estre trop chiche, on diroit que elle le feroit par un dessein trop artificiel, et aussi de se jetter à la volée à travers les longs discours, cela seroit indecent et ennuyeux. Que la médisance soit surtout bannie de chez elle et qu'elle ne se soucie jamais d'épier les amours d'autrui ou d'en médire. Enfin l'auteur parle des relations galantes et legitimes entre son courtisan et sa dame de cour, un amour où les théories platoniques sont prônées, aussi bien que dans les Asolani du Bembo et autres livres pareils. Aussi recognois-

sant la Dame, dont nous faisons estat, estre sans dissimulation, accorte et sage, nous croyons qu'elle aura fait chois d'un serviteur de merite, et qui aura la vertu pour fin de sa prétention, cette liaison de cœur mutuellement establie sous les regles de si bonne doctrine; il ne se passera en ceste belle accointance, que ce que l'honneur requiert... et le courtisan la servira avec tout respect. Je ne veux pas abuser de la patience du lecteur et je me passerai partant de citer ce que le Castiglione a dit de la Dame de Cour et de ses amours; il suffit de rappeler que le magnifico Giuliano, devant former ce type idéal de la femme (Cort. III. livre), commence par distinguer ses qualités de celles du courtisan, interdisant aux femmes les exercices chevaleresques qui sont propres à l'autre sexe (4), mais pour les vertus de l'âme il veut qu'elle ne soit d'aucune manière inférieure à l'homme. Le culte de sa beauté constitue pour la Dame une occupation sérieuse, perchè in vero molto manca a quella donna a cui manca la bellezza. Deve ancor esser più circonspetta ed aver più riguardo di non dar occasion che di sè si dica male, e far di modo che non solamente non sia macchiata di colpa, ma nè anco di sospizione. Elle doit aussi être douée dans la conversation d'una certa affabilità piacevole sans imiter celles che van sempre investigando gli amori delle altre. Que sa culture soit assez vaste: dico che voglio che ella abbia cognizion di ciò che questi signori han voluto che sappia il Cortegiano; e di quelli esercizi che avemo detto che a lei non si convengono, voglio che ella n'abbia almen quel giudicio che possono aver delle cose coloro che non le oprano; e questo per saper laudare ed apprezzare i cavalieri più o meno secondo i meriti ... voglio che questa Donna abbia notizie di lettere, di musica, di pittura, e sappia danzar e festeggiare (4. 5. 6. 9). Pour ce qui est de ses amours, elle doit être digne d'aimer le parfait courtisan, dont elle forme le complément, et le chevalier dovrà contentarsi d'ogni minima dimostrazione, ed apprezzar più in lei un sol sguardo con affetto d'amore, che l'esser in tutto signor d'ogni altra. Pour ce qui est des règles de l'amour platonique, on n'a qu'à continuer la lecture du quatrième livre, où l'on trouve ce mélange de galanterie et de chasteté que le Castiglione avait puisé dans le Bembo.

Monsieur de Refuge, conseiller d'état, publia à Paris, en 1616, en gardant l'anonyme, *Le nouveau traité de la Cour*, ou instruction des courtisans enseignant aux gentilshommes l'art de vivre à la Cour et de s'y maintenir, où il paraît s'inspirer directement aux pères de l'église et aux auteurs classiques, surtout à la *Repu-*

blique de Platon et au *De Oratore* de Cicéron. Son ouvrage se compose de deux parties bien distinctes. La première en laquelle est fort amplement deduit et traicté des advantages et principales parties requises et necessaires à un courtisan renferme la partie théorique, tandis que l'autre, où est traité comment le courtisan doit employer toutes les parties descrites en la premiere, pour se bien conduire à la Cour, en est l'application directe, ce qui rappelle la division des deux premiers livres du *Cortegiano* du Castiglione. Et en effet dans le premier le courtisan d'Urbin parle en général delle qualità del Cortegiano et dans la seconde journée messer Federico Fregoso intraprende il ragionamento proposto nel libro precedente, per dimostrare in qual modo e maniera e tempo debba il Cortegiano usare le sue bone condizioni ed operar quelle cose che già s'è detto convenirsegli. Ce n'est pas là le seul point de contact entre les deux ouvrages.

Dans le premier chapitre de l'œuvre de Refuge il est question de l'incertitude, varieté et diversité de la Cour, ce qui rappelle le début des *Discorsi* di messer Pelegro Grimaldi (Venezia, 1544).

Entre toutes les sortes de conversations la plus meslée et ensemble la plus difficile et espineuse est celle de la Cour. — Egli è sempre stato tenuta, per la gran diversità della complessione de gli huomini e per la varietà de' giudicii ... cosa fra le primiere difficile il saper conversar bene con molti. Ma molto più di lunghissima via, il saper ciò far nelle corti.

Et il ne faut pas croire à une simple rencontre, due au hasard. Les deux auteurs continuent de même à expliquer la lutte pour conquérir la faveur du prince, lutte parfois cruelle et violente, lutte de ruse et de dissimulation ... couverte, d'orgueil et de vanité, où la Fortune joue un rôle important, mais non absolu. De Refuge s'éloigne ensuite de son premier modèle pour fixer les Parties plus requises et necessaires à un Courtisan, savoir: la civilité ... la bienseance en la Parole ... la Contenance ... les accoustremens et ... le visage. Il faut que le courtisan sache obliger tout le monde et qu'il démontre en toute rencontre la Patience, l'Humilité, la Hardiesse, et la Suffisance ou Capacité. Pour ce qui est de la *parole* il faut que la voix soit nette, non enrouée, non trop haute, ny trop basse, non begue, mais distincte; les termes soient honnestes, ordinaires, intelligibles et communs, non vils toutefois ny affectez, mais propres à la chose. En la *Contenance* faut que la rencontre du visage soit douce et gracieuse, modeste, non affectée et sans grimaces; le port du corps bien seant, sans gestes extraordinaires ... Aux *vestemens* il faut estre propre, non superflu et selon les façons qui courent, sans trop affecter les nouvelles, ny s'opiniastrer

trop aux vieilles. Il faut surtout choisir un bon modèle parmi les gens en crédit et tâcher de l'imiter.

Dans sa *Civil Conversazione,* Stefano Guazzo avait déjà recommandé le ton de la voix et avait appris qu'on peut, par une bonne éducation, guérir des défauts de prononciation. Il avait combattu aussi toute sorte d'affectation dans le langage et dans le geste, et ses idées se retrouvaient déjà dans l'œuvre du Castiglione, où l'on dit que le Courtisan doit avoir una gentil e amabile maniera nel conversare cotidiano (II, 17) et qu'il doit de même compagnar l'operazion sue, i gesti, gli abiti, in somma ogni suo movimento con la grazia (I, 24), en suivant, dans la parole et dans l'action, la règle commune (I, 22 passim), et le Castiglione invite aussi à chercher de bons modèles, puisque giova molto veder diversi omini di tal professione, e governandosi con quel bon giudicio che sempre gli ha da esser guida, andar scegliendo or da un, or da un altro varie cose (I, 26). Fuir l'affectation en toute chose, voilà une des recommandations qui se rencontrent à tout moment dans le *Cortegiano* (ibid. passim); et la simplicité du langage, come la voce bona, non troppo sottile o molle come di femina, nè ancor tanto austera ed orrida, che abbia del rustico, ma sonora, chiara, soave e ben composta, con la pronunzia espedita, e coi modi e gesti convenienti (I, 33) est une des règles du Castiglione, qui se trouve répétée, à peu près, par tous les écrivains de la Péninsule qui s'occupent de l'art de la conversation. Le Castiglione détermine aussi (ibid.) de quelle manière doivent être les mouvements du corps non affettati nè violenti et la grâce naturelle du maintien et le volto accomodato à la situation et aux paroles. Quant au costume, le Castiglione veut de même qu'on s'éloigne de toute sorte d'affectation, et messer Federico s'écrie: Io in vero non saprei dar regula determinata circa il vestire, se non che l'uom s'accomodasse alla consuetudine dei più (II, 26).

De Refuge insiste bien plus que le Castiglione sur l'affabilité (III. chap.), qui est surtout nécessaire aux grands, et cette affabilité consiste à bien recevoir tout le monde: celuy qui n'escoute ne se peut nommer affable, ny celuy semblablement qui interrompt les discours d'autruy ou en contredisant ou en voulant deviner ce qu'un autre veut dire. Il faut écouter les autres avec la plus grande attention et il faut prendre garde de ne pas blesser l'amour propre de celui qui parle, par des reponses dures et désobligeantes. Ces préceptes se trouvent, entre autres, dans le Galatée

du De la Casa (cfr. édition de Milan, 1806), qui combat l'esprit de contradiction dans la société (p. 196), et veut qu'on cède, en partie au moins, aux opinions d'autrui (ibid.). Il nous recommande, de même, d'être attentifs aux discours des autres (p. 231), de ne pas les interrompre hors de propos (ibid.) et de ne pas imiter les poulets qui s'arrachent la pâtée, en arrachant la parole à celui qui nous parle (p. 230). Que toute réponse soit aimable, ajoute-t-il, et il n'est pas hors de propos de rappeler comment De la Casa donne les mêmes règles que le Castiglione sur la voix (p. 225), sur la langue à employer (p. 210 suiv.) et sur la manière de s'habiller (p. 248, 249), et comment Stefano Guazzo dans la *Civil Conversazione* répète les mêmes règles, leur donnant encore plus d'étendue (voyez surtout le 2me et le 3me livre). Guazzo insiste surtout sur le ton de la voix, la dignité du geste et du maintien, l'amabilité envers tout le monde et la courtoisie avec laquelle on doit écouter ceux qui parlent, sans les contredire et sans les interrompre.

Dans son IVe chap. De Refuge aborde un sujet auquel Della Casa et plus encore le Castiglione avaient déjà consacré des pages importantes, et ici encore l'écrivain français ne dit rien que les auteurs italiens cités n'aient déjà dit auparavant. Les distinctions entre les pointes, les plaisantes rencontres et les gausseries rappellent les trois sortes de facéties du Castiglione *festività, arguzie* et *burle*. Les pointes et plaisantes rencontres, dit l'écrivain français, font aussi part de l'affabilité et servent à assaisonner nostre parler, la nature ayant donné le ris à l'homme. Il ne faut pas toutefois franchir certaines bornes, et l'on ne doit pas s'en servir licencieusement et à tout propos parce que, dans ce cas au lieu d'estre tenus pour affables nous sommes tenus pour bouffons et plaisans. Il faut donc en user sobrement et les entrelasser comme un éclair, parmy l'obscurité d'un grave discours, en d'autres termes les facéties doivent être une sauce et non pas un mets et il faut prendre garde de ne pas blesser les personnes et de ne pas dire des *saletés*. Les équivoques doivent aussi se laisser de côté, mais surtout nous nous garderons d'accompagner nos rencontres de mines, grimaces, ou autre geste et contenance malseante, comme font ordinairement les bouffons. L'habileté de celui qui plaisante consiste, en bonne partie, à cacher son jeu, de sorte que ceux qui écoutent

soient persuadés qu'il n'y a rien d'étudié et que tout est bien naturel et conçu au moment où l'on parle. On fuira (les facéties) qui sont trop avantageuses, et qui tiennent de l'orgueil ou de la présomption; et ne faut mordre si asprement que l'on se fasse des ennemis. Ne gaussez les miserables et malheureux comme estant chose trop cruelle, non plus que les meschans, qui sont plustost dignes de haine que de gausseries, ny de nos amis et parens. Quand aux diverses sortes de rencontres, elles sont en grand nombre; les unes consistans en la rencontre d'un mot court; les autres en la conception et entente de celuy qui parle, les autres en certaine façon de respondre, comme quand nous respondons à ce que moins l'on attendoit de nous, ou que nous respondons froidement, sans nous esmouvoir à quelque demande faite avec ardeur et impatience. L'auteur se passe de ces exemples, qui abondent, comme tout le monde sait, dans l'œuvre du Castiglione, et je ne continue pas à citer ce qu'il dit à ce propos, parce que l'imitation paraîtra évidente, bien que De Refuge, de même que la pluralité des autres écrivains français, qui ont traité du courtisan, n'ait garde de citer le modèle italien auquel il avait pourtant recours. Cicéron, Platon, Aristote sont appelés, à tout moment, à son secours, mais les noms du Castiglione, du Della Casa et des autres écrivains de l'Italie sont laissés dans l'oubli le plus absolu. Malgré tout cela, les emprunts sautent aux yeux. On lit par exemple dans le *Galatée* comment on peut dire des plaisanteries sans pour cela tomber dans l'obscénité ou exciter le rire par des grimaces comme un bouffon (p. 203—210), et le Castiglione avait déjà recommandé dans ces jeux d'esprit la modestia e gravità aussi bien que le rispetto al tempo ed alle persone et le 'mot court' du De Refuge n'est que la facezia brevissima du Castiglione, qui ajoute che salso detto dee esser uscito ed aver dato in brocca, prima che colui che lo dice v'abbia dovuto pensare (II, 43). Le rire, remarque-t-il ensuite, tanto a noi è proprio, che per descriver l'omo, si sol dire che egli è un animal risibile (II, 25), mais il far rider sempre non si convien al Cortegiano, nè ancor di quel modo che fanno i pazzi e gl'imbriachi ed i sciocchi ed inetti e medesimamente i buffoni (II, 46). Il termine e misura di far ridere mordendo bisogna ancor esser diligentemente considerato, e chi sia quello che sì morde; perchè non s'induce riso col dileggiar un misero e calamitoso, nè ancora un ribaldo e scelerato publico: perchè questi par che meritino maggior castigo che l'esser burlati; e gli animi umani non sono inclinati a beffar i miseri, eccetto se quei tali, nella loro infelicità, non si vantassero e fossero superbi e prosuntuosi. Deesi

ancor aver rispetto a quei che sono universalmente grati ed amati da ognuno e potenti, perchè talor col dileggiar questi poria l'uom acquistarsi inimicizie pericolose (ibid.). Sur la dignité du maintien il ajoute (II, 50): Chè in vero ad un gentilomo non si converria fare i volti, piangere e ridere, far le voci ... come fa Berto; mais il faut toujours garder la dignità del gentiluomo, senza dir parole sporche o far atti men che onesti. Le Castiglione n'approuve pas toujours les *ambiguità,* perchè più presto sono laudate per ingeniose che per ridicule (II, 58), et il conseille de fuggir quelle che fanno il motto freddo, o che paia che siano tirate per i capelli (II, 59). Ce qu'il recommande surtout c'est le naturel, parce que toute plaisanterie qui a l'air d'avoir été étudiée d'avance, perd sa valeur et ennuie (passim).

Pour revenir à notre Refuge, je dirai qu'il continue son traité en donnant la définition des *compliments,* qui font partie de l'affabilité et qui ne doivent jamais être outrés, ce que dit aussi Della Casa dans son *Galateo.* Il parle encore de la promptitude à faire plaisir ou du bienfait, où il faut montrer une certaine bonté naturelle, bien qu'il avoue que si selon la philosophie le bienfait ne devroit estre mercenaire, ny fait sous esperance d'une pareille ... en la cour il ne s'en fait point autrement, mais ici il faut savoir cacher son jeu et ne pas demander, sur l'instant, un service à celui auquel on vient de le rendre. L'on se gardera aussi à la cour, en faisant plaisir à quelqu'un de nuire ou déplaire à autruy, de peur de perdre d'un costé, ce que l'on penserait gagner d'un autre. Tout en prônant les vertus morales, De Refuge ne perd jamais de vue le côté utilitaire de la vie de cour, et il faut reconnaître que, sous ce rapport, il peut donner bien des leçons à celui que Charles V appelait uno de los mejores caballeros del mundo. Vous vous jettez à la cour, dit l'écrivain français (p. 106), pour avoir richesses, honneurs, authorité de puissance, vous y avez de grandes entrées, force amis, plusieurs belles parties, qui peuvent vous rendre recommandable; mais ce n'est pas assez, il faut sçavoir si vous estes disposé de flatter les grands, et quelquefois les valets, faire la coür à un portier, après qu'il vous aura fait longtemps compter les chevilles d'une porte, souffrir d'estre calomnié et endurer des injures, sans oser vous plaindre, s'accommoder aux voluptez et passions d'autruy. Qu'on est loin de l'élévation d'esprit du Castiglione, qui, malgré un certain scepticisme en matière de religion et une certaine licence de langage, forme son parfait courtisan, afin qu'il puisse former à son tour un prince parfait, et veut qu'il lui dise toujours la vérité, sans jamais flatter ses passions, sans jamais oublier

le chemin de la vertu, en se bornant, tout au plus, à une certaine amabilité! Le Castiglione rappelle, à ce propos, une similitude de Lucrèce (De rerum natura I, 935), à laquelle le Tasse devait donner ensuite une forme poétique (Jérus. dél. 1. 3) come i cauti medici, li quali spesso, volendo dar a' fanciulli infermi e troppo delicati medicina di sapore amaro, circondano l'orificio del vaso di qualche dolce liquore (IV, 10). Mais notre De Refuge se garde bien de viser si haut. A la cour il faut, selon lui (p. 119), ne pas suivre la justice, mais se reduire à ce qui se pratique et selon cela former sa resolution et son jugement. En d'autres termes: selon le besoin faudra dissimuler, différer et obéir à la necessité (p. 151). Enfin la première considération est celle de la seureté, puis de la facilité, puis de l'honneur, puis de l'avantage ... et la fin de l'action estant honorable (c'est-à-dire d'arriver au pouvoir), elle rabille par son evenement la male-façon qui seroit aux moyens que l'on aura tenus pour y parvenir (30ᵉ ch.). Tel étant le but de ses théories, il forme son courtisan à l'école de la dissimulation (35ᵉ ch.), qui consiste, non seulement à cacher ses propres sentiments, mais aussi à deviner ceux des autres, pour s'en servir au besoin (ibid.), et il consacre un chapitre entier (le 36ᵉ) à la *dexterité*, parole très équivoque, et qui n'a pas certainement ici un sens vertueux. Il faut que son courtisan possède aussi des vertus, mais ce sont des vertus qui, par leur emploi, s'approchent du vice, ainsi que la patience, qui ne consiste pas seulement à supporter et dissimuler les injures, mais aussi ... les impertinences d'autrui. Le bon courtisan doit s'y rendre assidu (à la cour) et ne l'abandonner, quelque rebut ou disgrace qui adviennent, sans y tenir toujours un pied ... mais sur tout il se faut tenir le plus près de son maistre, non seulement pour éviter les calomnies, mais en outre pour saisir la balle au bond, l'heure du charretier (37ᵉ ch.). Si notre auteur invite son élève à ne pas vouloir corriger les autres et à n'en pas médire, c'est toujours en vue de l'utilité, et c'est toujours dans ce but qu'il lui conseille d'être humble et hardi selon les circonstances, car la hardiesse (est) necessaire à celuy qui hante la cour, où les honteux ... perdent (ch. 38, 39). Que le courtisan n'oublie pas non plus d'étudier, avec tout le soin possible, la nature particulière de la Cour où il se trouve, car selon que le roi est guerrier, religieux, vieux, malade, savant, domineront les gens d'armes, les prêtres, les médecins ou les gens de lettres, et il faudra que le courtisan acquière les connaissances

nécessaires et le caractère de l'entourage du prince. Dans la seconde partie de son ouvrage, l'auteur étudie plus particulièrement les moyens d'acquérir la grâce du souverain, ce qui doit former le but de tout courtisan, et ici il fait une distinction entre les nobles et les roturiers, qui en partie se trouve dans le Castiglione et en partie ne manque pas d'une certaine originalité. Les nobles ont la route ouverte devant eux et ils semblent plus indiqués pour la vie de Cour, mais ceux qui parviennent d'un état social inférieur sont en général plus affectionnés au souverain qui est la cause de leur fortune, et ils sont partant plus disposés à le servir en tout et partout, pouvant renoncer à cette personnalité que les nobles gardent presque toujours (12e ch.). Mais le chemin que le simple bourgeois doit suivre pour s'approcher du prince, est hérissé d'épines, et il ne saurait atteindre son but sans l'aide d'un puissant protecteur ou sans rendre des services éclatants. D'ailleurs, soit qu'il soit noble, soit qu'il soit roturier, le Courtisan doit se faire non seulement aux penchants de son maître, mais aussi à ceux des grands qui l'entourent et même de ses domestiques. Le Castiglione avait déclaré qu'un vrai gentilhomme ne saurait servir un prince vicieux; De Refuge cherche, au contraire, des accommodements avec le ciel; il déclare que: le rôle du Courtisan n'est pas celui de corriger son Seigneur et que lorsque celui-ci est fort corrompu, il faut laisser aux autres la charge d'en contenter les passions (10e ch.). Il pourra, tout au plus, tâcher d'adoucir les mœurs de son prince, mais ne s'opiniastrer inutilement contre la volonté du Prince et ne se laisser aller à une vile servitude (6 ch.), maxime élastique, qu'il ne veut pas trop approfondir en se bornant à une déclaration, dont le sens d'ailleurs ne nous paraît pas douteux: À la verité celuy qui veut mener une vie du tout innocente et eloignée du train ordinaire de vivre des hommes, lesquels sont fautiers et sujets à leurs passions, il fera beaucoup mieux de ne se point ietter à la Cour, qui est (s'il nous faut ainsi parler) une grande putain, laquelle corrompt aucunesfois les plus entiers et les plus chastes (5e ch.). Certainement il est fort utile que les personnes de bien vivent auprès du Prince; ceux-ci pourront en devenir meilleurs, mais, pour règle générale, il faut s'accommoder aux temps, aux lieux et aux circonstances, et bien que la flatterie soit indigne d'un gentilhomme, il n'y a remede, il faut quelquesfois se laisser aller

à la flatterie pour gagner advantage, tout en tâchant de ne pas tomber trop bas (7e ch.).

Un développement assez large est donné par l'auteur aux relations directes entre le courtisan et son prince. Il faut, tout d'abord, se garder de donner des conseils, car ils peuvent nuire à votre réputation et compromettre votre fortune. Même lorsque le prince vous serre de près, pour connaître votre avis sur une question délicate, il faut se tenir au large et laisser à son seigneur l'entière responsabilité de ses délibérations. En tout cas, on doit donner toujours des conseils de prudence et de modération, et quand le cas se présenterait de conseiller la paix ou la guerre, il faut indiquer plutôt la première, étant celle qui entraîne le moins de responsabilité pour le conseiller (ch. 9e et 24e). Un courtisan d'esprit doit comprendre en peu de temps le caractère de celui qu'il sert, et selon que son naturel est sanguin, colère, mélancolique, forger le sien, s'adaptant surtout à son âge et aux conditions particulières du moment. La recommandation du Castiglione de ne paraître jamais de mauvaise humeur devant son prince (II, 18): inanzi al principe non starà mai di malavoglia nè melanconico, se trouve répétée ici à la lettre (ch. 37) ainsi que l'autre de ne pas lui demander des faveurs, pour les autres: car la pluspart de ce que le Prince nous accorde pour autruy, il nous le met à compte et partant nous reserverons nostre credit pour nous, s'il n'est bien grand (34 ch.; cfr. Corteg. II, 18). C'est toujours d'après le Castiglione que De Refuge donne les conseils, touchant les louanges de soi-même et celles des autres (Corteg. I, 18 passim), l'art de schivar la invidia e ... intertenersi piacevolmente con ognuno (ibid. I, 12), le risguardo alla professíon di coloro con cui (si) parla (ibid. II, 8), la finesse de ne pas faire de la médisance (Cort. II, 18) et de contenter le prince, autant que possible, sachant secondar le voglie di quello a chi si serve (ibid.). La plus grande sagesse d'un courtisan, dit De Refuge, est de ne s'informer des secrets du prince, et ne s'engager à les entendre, qu'avec les autres, (24 ch.) et il faut aussi qu'il sache garder le secret, sans se montrer d'aucune manière curieux, et sans affecter aucune familiarité en public envers son Seigneur. C'est ce que le Castiglione avait déjà exprimé, en partie, en conseillant de ne pas chercher d'intromettersi in camera o nei lochi segreti col signor suo non essendo richiesto (II, 19) et se moquant de ceux qui quando poi il principe passa per

le piazze, chiese o altri lochi publici, a forza di cubiti si fanno far strada a tutti, tanto che gli si mettono al costato e se ben non han che dirgli, pur lor voglion parlare, e tengono lunga la diceria, e rideno, e batteno le mani e 'l capo, per mostrar ben aver faccende d'importanzia, acciò che 'l populo gli vegga in favore (II, 25).

De Refuge, aussi bien que le Castiglione, donne beaucoup d'importance à l'amitié, mais ici, comme dans les rapports avec les grands, qu'il faut toujours traiter avec beaucoup d'égard quand même ils n'auraient pas de puissance, parce qu'ils peuvent toujours nous nuire, et surtout dans la lutte contre les ennemis, il n'oublie jamais que le courtisan doit se servir de tout le monde pour atteindre le but auquel il vise. Notre auteur, qui avait lu sans doute le *Prince* de Machiavel, paraît s'y inspirer d'une manière générale, lorsqu'il dit, par exemple, qu'il faut choisir entre les partis qui divisent une cour, mais en même temps, conserver secretement l'amitié d'aucuns des principaux du party contraire, pour avoir un point d'appui, dans le cas où le parti auquel on sert, aurait le dessous (ch. 16[e]). Une bonne méthode est aussi celle de seconder son ennemi en ses mauvaises volontez pour le ruiner et d'aider son ennemi, ne le pouvant empescher, ny luy nuire (ibid.). Que l'on prenne garde, ajoute-t-il, de heurter contre celuy qui est plus en faveur que nous (23[e] ch.) et ailleurs: Nous ne devons refuser aucune commission ou commandement du prince, quelque petit qu'il soit; souvent peu de chose a servy d'ouverture à une grande fortune, et puis les Princes jugent la grandeur de leurs commandements non par l'importance, mais pour leur propre grandeur (34[e] ch.). Seulement il faut que les ordres que l'on reçoit ne soient tels qu'on puisse s'y méprendre et autant que possible, on devra se les faire donner par écrit. Estant près du Prince il faut estre tousjours en garde, de peur d'estre surpris; prevoir à peu près les affaires desquelles il nous peut parler, se preparer à celles qui sont sur le tapis, parler peu et seulement de ce que sçavons bien (ibid.). La plus grande précaution est aussi nécessaire, lorsque le prince est amoureux, pour ne pas froisser ses amours et l'orgueil de ses maîtresses (ch. 38[e]). En toute occasion le prudent Courtisan saura affecter une certaine infériorité à l'égard de son Prince, afin que celui-ci ne conçoive aucune sorte de jalousie, et lorsqu'on voit que la fortune nous quitte, on doit sans regrets et à temps, savoir faire ses adieux à la Cour (46[e] ch.). Incidemment, en parlant des

vices des princes, savoir de la *volupté, cruauté* et *avarice,* il rappelle, de même que Pierre de Dampmartin, le duc Valentin, devenu à cette époque l'exemple le plus achevé de la méchanceté des princes et que le jugement favorable de Machiavel rendait encore plus haïssable à la France.

Plusieurs idées du *Nouveau traité de la cour* se retrouvent, à quelque différence près, dans les *Discorsi* di messer Pelegro de' Grimaldi, et surtout la recommandation du secret et de la prudence, aussi bien que celle de se tenir, autant que possible et sans le déranger, auprès du prince, car c'est là, dit-il, le moyen le plus sûr pour trouver les occasions favorables. Lorsque le Prince parle à quelqu'un, il faut s'éloigner, pour ne pas connaître ses affaires, et lorsqu'il vous demande votre avis, tâchez de battre la campagne, ou devant répondre à propos, faites de sorte que la responsabilité de la délibération retombe entièrement sur lui. Messer Pelegro, suivant le Castiglione, conseille à son Courtisan de non star melanconico e triste davanti al signore, come certi filosofastri di nebbia, de ne pas demander pour les autres, parce qu'une demande refusée peut engendrer de la froideur, et en outre de ne pas affecter trop de familiarité avec son Seigneur, de crainte de le choquer. D'autres conseils, qui n'ont aucun rapport intime avec l'œuvre du Castiglione et qui en ont au contraire beaucoup avec celle de De Refuge, ce sont ceux que messer Pelegro ajoute touchant la prudence envers ses amis et ses ennemis et sur le respect pour tous ceux qui jouissent de la faveur du prince, de même que sur l'art de ne pas éveiller le soupçon ou la jalousie de son Seigneur en s'approchant trop de celles qu'il aime. Il faut, dit messer Pelegro, que l'adroit courtisan démontre, en toute occasion, son infériorité vis-à-vis du Prince et qu'il ne refuse aucun service que celui-ci lui demande, parce que tout service acquiert de la dignité lorsqu'il est rendu au prince, et les choses même les plus basses pouvent devenir une source de fortune pour l'homme intelligent.

Un livre qui n'a pas été composé dans le but de former un parfait courtisan, mais qui au milieu de différents sujets, donne toutefois plusieurs règles, touchant la conversation dans les hautes classes de la société, rappelant aussi dans certaines parties l'œuvre du Castiglione, c'est le *Juvenal François* composé

par Jacques le Gorlier escuyer, sieur de la Grand Court (Paris, 1624). Je n'interromprai pas, à tout moment, les maximes de haute philosophie de Le Gorlier, pour indiquer quels sont les passages du *Cortegiano* qui paraissent l'avoir inspiré; les citations précédentes suffisent pour s'en former une idée. Ce qu'il m'importe surtout de faire remarquer ici, c'est l'importance que l'auteur accorde aux railleries et gausseries dans la conversation, sujet que Le Gorlier explique, de même que l'auteur italien, par de nombreux exemples. Raillerie n'est autre chose qu'un reproche couvert, qui figure plaisamment les defauts de la nature et les actions imparfaites; on en trouve de deux sortes: l'une est insolente, sale, malicieuse, sans respect, sans honneur, sans modestie; l'autre élegante, civile, facetieuse, pleine d'esprit, de grace et de discretion ... Aussi faire éclater un ris indiscret pour quelques legeretés, et donner à son visage une forme bouffonne, comme si l'on avoit mangé de ceste herbe sardonique qui fait rire en mourant et mourir en riant, c'est publier une maladie d'esprit que les bonnes femmes appellent gayeté. Ce n'est pas que je défende de mesler quelque trait de gaillardise parmy les graves sentences d'un serieux discours; mais il se faut retenir dedans les regles de la raison, se resjouir sans faire tort à la verité, et gausser sans faire rougir le visage de la modestie. Un ris déreglé, entrecoupé comme celuy des femmes, ou qui retient de son enfance, dérobé, malin, superbe, éclatant, tiré de la misère de son prochain, témoigne la faiblesse d'un jugement vicieux; ferme donc les railleries dedans la dignité de la sagesse: que les facetes ne mordent point, que tes gausseries ne laissent point de mépris, que tes risées ne rident ton front et tes sourcils, que ta voix soit sans éclat, et tes postures sans querelle, sans injure et sans malice. C'est une chose merveilleusement difficile de railler et de plaire: comme peu de personnes s'offencent d'un brocard modéré, aussi n'y a-t-il villageois si insensible, qui ne perde patience et ne se dépite quand on le gausse outre mesure. Lors que l'on nous reproche la legereté de nostre cervelle, la maladie de nos yeux, les vices, apparens de nostre corps, nous en rions nous mesmes, pourveu que l'on n'en sonne mot, parmy ceux que nous ne frequentons pas avec toute liberté. Le Castiglione avait déjà admis che i vizii del corpo danno spesso bella materia di ridere a chi discretamente se ne vale, pourvu qu'on ne pousse pas à bout celui qui est en butte à vos plaisanteries (II, 50). Les exemples que Le Gorlier cite ont, la plupart au moins, beaucoup d'à-propos et démontrent une culture large et variée, car il ne se borne pas à ces récits tirés des anciennes légendes de la Grèce et de Rome ou de

l'antiquité orientale, devenus le patrimoine commun de toute modeste culture, mais il sait rappeler, lorsque l'occasion s'en présente, des anecdotes de son temps, qu'il expose avec beaucoup de grâce. Très rarement ses anecdotes rappelent celles du Castiglione. La facétie touchant ce châtelain qui avait perdu Saint Leo, il quale dopo l'aversi escusato il meglio che seppe, dando la colpa alla sua disgrazia, disse: Signor, non dubitate, che ancor mi basta l'animo di far di modo, che si potrà recuperar, et à qui le Duc répondit: Non ti affaticar più in questo; chè già il perderlo è stato un far di modo, che 'l si possa recuperare, est attribuée par Le Gorlier à Tite-Live, qui a été, en effet, la source directe de l'écrivain italien (cfr. la note de Mr Cian à ce passage, p. 222), de sorte qu'on peut dire que l'écrivain français ne doit rien, pour les exemples, à son devancier d'Italie. Malheureusement Le Gorlier démontre aussi que la gentillesse des mœurs n'est pas toujours son affaire et dans le *miracle d'un nez prodigieux* (p. 630) il s'amuse à un genre de plaisanteries, d'un goût fort douteux et que le *gentil cortigiano* n'aurait certainement pas approuvé. Un de mes amis, dit-il, dont l'humeur me revenoit fort ... se plaisoit à tenir bonne table, et faisoit venir ordinairement un bouffon, le plus fallot et le plus ridicule qu'on se puisse imaginer; c'estoit un homme de neant, agé de soixante ans ou environ, plein de rencontres et très bon yvrongne, au reste un nez gros, rouge, bossu, comme une moyenne grenade et le mieux boutonné que je vis jamais; mon follastre d'hôte (qui le faisoit boire d'autant pour en tirer du plaisir) se jettoit à corps perdu sur ceste trongne enluminée, et la pinçoit avec tant de violence que le sang en découloit dans un verre copieux qu'il tenoit au dessous, liqueur dont il faisoit estime comme d'une vineuse ambroise ce que l'auteur a l'air de considérer comme une aimable plaisanterie, de sorte qu'il compose des vers sur ce nez foulé, tiré, percé de poings, des doits et des ongles de mon hôte.

Je dois ajouter que les anecdotes que Le Gorlier cite, ne sont pas toutes dans ce goût. Il y en a même plusieurs que le Castiglione n'aurait certainement pas dédaignées, telles que celle de Louis XI raillant l'évêque de Chartres de ce qu'il se présente à lui, habillé fort richement et avec grande suite: Quoy, dit-il, les Evesques du temps passé se contentoient d'un asne avec un simple licol. Oui, Sire, repliqua le Pasteur, aussi estoit ce le temps que les Roys gardoient les brebis.

Pour revenir au sujet qui nous occupe, c'est à dire à la *formation* du courtisan français, je dois rappeler que, vers cette

époque, un des esprits les plus illustres de la France, le cardinal de Richelieu, composait lui aussi des règles de courtisanerie. La découverte heureuse de ce manuscrit due à Mr Armand Baschet (*Mémoire d'Armand du Plessis de Richelieu* etc., Paris, 1880, *autographe*) nous met à même de pénétrer dans cette âme ambitieuse, qui, dès sa première jeunesse, pensait au moyen de se frayer un chemin au pouvoir. Le titre du ms. ne laisse pas de doute à ce sujet! *Instructions et maximes que je me suis données pour me conduire à la cour,* et Mr Gabriel Hanotaux dans son histoire du Cardinal (Paris, 1893, 1er vol., ch. 6e) le considère comme une sorte de bréviaire portatif de l'ambitieux de Cour, qu'il écrivit pour son usage personnel. Ces instructions ont été composées dès le temps de Henri IV. Dans ces maximes il y a bien des choses que les *Discorsi* de messer Pelegro de Grimaldi et d'autres œuvres pareilles nous ont déjà fait connaître, ce qui, outre la lecture possible de quelqu'un de ces traités, démontre, à mon avis, la rencontre nécessaire de certaines maximes en tous ceux qui ayant vécu à la Cour, à peu près vers la même époque, en étudient les mœurs et les règles. Aux premiers jours de mon arrivée à la Cour, dit le futur cardinal, je me presenteray tous les jours (au roi) jusques à ce que je connaisse qu'il est content ou de m'avoir parlé ou escouté ... C'est là cette cour assidue au souverain, pour saisir l'occasion favorable, dont parle messer Pellegro, et Du Plessis insiste sur cette idée et il ajoute qu'il le visitera une fois par semaine à Paris et tous les deux jours à Fontainebleau. Il étudiera aussi les goûts de Henri IV, tâchant de connaître quel vent tire. Pour les autres seigneurs, il les faut visiter, mesmes ceux qui sont en credit et faveur envers le maistre, et se souvenir qu'il y a des sacrifices pour les Dieux nuisibles et favorables; à ceux-ci affin qu'ils aydent, à ceux-là affin qu'ils ne fassent point de mal, ce que messer Pellegro avait déjà dit. Une règle bien connue de l'art de se comporter dans la conversation, est encore la suivante: ... n'avoir point l'esprit distrait, ni les yeux égarés, ni l'air triste ou mélancolique, quand quelqu'un parle, et y apporter une vive attention, ainsi que beaucoup de grâce, mais plus par l'attention et le silence, que par la parole et l'applaudissement. Que l'on évite de conclure et de vouloir donner sur toute chose son avis, que l'on soit humble et respectueux envers les grands. Le silence ne gâte jamais, et s'il arrive qu'on doive parler aux tables des grands que les discours soient de choses indifferentes, comme d'his-

toires, de descriptions de païs, des villes, comme elles sont grandes, fortes, peuplées, enrichies de personnes illustres ... Quelques questions d'Estat, de commerce, d'astrologie, de fortifications, de musique, et autre science, où l'on ne peut ennuyer les présens ny interesser les absens, sont merveilleusement agreables, pourveu qu'elles soyent (dites) galamment sans pedanteries et sans descouvrir trop curieusement ce que l'on en sçait. Le futur cardinal avait soin de noter ce qu'il entendait des autres, lorsqu'il y trouvait quelque chose de remarquable, et dans ses rapports avec les grands, il évitait aussi de se montrer excessivement assidu, parce que cela les tient en contrainte et apporte outre le mespris, le blasme d'importunité. Pour ce qui est de garder le secret, il partage les idées de messer Pellegro: Des choses que les Roys et les Princes disent, il faut estre le dernier à les publier, et quand on les entendra des autres, y faut apporter la contenance que l'on fait aux choses nouvelles et ignorées. J'ai eu déjà l'occasion de citer un passage important du *Corteqiano* qu'il est utile de répéter ici, car la relation avec les idées du Cardinal me paraît bien intime. Domandando ... per altri, (le courtisan) ... assettarà talmente la petizion sua, levandone quelle parti che esso conoscerà poter dispiacere e facilitando con destrezza le difficultà, che 'l signor la concederà sempre, o se pur la negherà, non crederà offeso colui a chi non ha voluto compiacere; perchè spesso i signori, poi che hanno negato una grazia a chi con molta importunità la domanda, pensano che colui che l'ha domandata con tanta instanzia la desiderassc molto; onde, non avendo potuto ottenerla, debba voler male a chi glie l'ha negata; e per questa credenzia essi cominciano ad odiar quel tale, e mai più nol posson veder con bon occhio. Messer Pellegro, nous l'avons vu, se montre encore plus rigide, car il soutient qu'il ne faut jamais demander pour les autres, et si l'on demande, que cela se fasse de manière que le refus du Prince n'engendre aucune froideur. Cette maxime avait été développée aussi par De Refuge, qui y avait ajouté, comme nous venons de voir, que la pluspart de ce que le Prince nous accorde pour autruy, il nous le met à compte.

Or Armand du Plessis répète, à son tour, la même règle, avec une telle ressemblance de détails que j'ai bien de la peine à croire qu'il ne s'agisse que d'une simple rencontre d'idées. De s'employer vers les grands pour les amys, il y a de l'incivilité à ne le faire pas et du peril à le faire. Car si l'on obtient les choses pour lesquelles se fait l'intercession, les grands les mettent sur le compte de l'intercedant plus que sur le favorisé ou l'impétrant, et si elles sont refusées, ils

craignent qu'ils n'en soyent mal satisfaits, et cela refroidit l'affection, si non que celuy qui est refusé montre un grand contentement aux raisons du refus.

Nous nous trouvons aussi en pays de connaissance, lorsque le grand Armand dit qu'il faut y penser deux fois avant de promettre, mais qu'il faut bien tenir sa parole une fois qu'on l'a donnée, et lorsqu'il conseille d'éviter la médisance et de garder le silence, pour ne pas se compromettre. Une chose qui est bien à lui c'est le conseil qu'il ajoute, touchant la correspondance, qui demande un soin particulier, parce qu'on doit penser d'avance aux conséquences d'un mot écrit au hasard. Que cela n'empêche point de répondre à tout le monde, mais avec beaucoup de prudence, en tenant copie des lettres les plus importantes et en détruisant celles qui pourraient devenir dangereuses. La vraie science du courtisan est cette dissimulation sur laquelle nous venons d'entendre beaucoup de raisonnements. Pour notre jeune homme la dissimulation se pratique surtout par le silence, et il en donne les raisons. Pour toutes ces causes, de dissimuler avec le silence est necessaire et n'est pas reprehensible. Et bien qu'il soit dur de vivre en ceste sorte avec ses amis et de leur taire ce qui les regarde, neantmoins la raison veut que l'on jette toujours les yeux au plus grand respect et que nous ne facions mal ny prejudice à nous mesmes. Il y a une autre dissimulation, qui se faict par la parole et est bien plus malaisée, car elle conduit l'esprit entre deux escueils, le blasme de la menterye et le peril de la verité. On voit que Du Plessis devait sourire en lisant les maximes de la parfaite amitié dictées par le Castiglione, mais lui aussi eut, dans la suite, des conseillers fidèles et intimes, auxquels il ne cachait pas toujours les grands projets de son âme. De Richelieu passons à celui qui fut, au moins pendant quelque temps, un de ses admirateurs les plus illustres.

Torino. Pietro Toldo.

(Schlufs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges.

Der Zufall hat mir eine 'Geschichte des Dreyfsigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens. Zum Behuf der gegenwärtigen Staats-Begebenheiten. Franckfurt und Leipzig 1748. 4°' — ein Buch, das auch 1750 und 1760 neu herauskam — in die Hand gegeben. Ein näherer Vergleich dieser Geschichte mit Schillers Dreifsigjährigem Kriege zeigt, dafs wir es mit einer Quelle des Dichters zu thun haben. In einem der nächsten Hefte des Archiv werde ich darüber eingehend berichten.

Berlin. Ernst Consentius.

Das Rituale Dunelmense[1]

enthält von einer Hand des 10. Jahrhunderts, hinter vier Kollekten auf den hl. Cuthberht,[2] auf fol. 84[3] folgende Zeilen: *Be Suðan*[4] *Wudigan Gæte æt A'clee on Westsæxum on Laurentius mæssan dægi on Wodnesdægi Ælfsige ðæm biscópe in his getélde Aldred se profast ðæs*[5] *feower collectæ on fif næht áld*[6] *mona ær underne awrat.* Wie, vierzehn Blätter zuvor, den späterhin Durhamer Bischof die Randnote *Dominus saluet honoret amet Aldhunum antistitem*[7] bezeichnet, so ist hier sein unmittelbarer Vorgänger Ælfsige 968—90 gemeint, und nicht etwa ein fremder[8] Bischof. In diesen Jahren fiel[9] der Lorenztag (10. August) auf einen Mittwoch nur 970, 981 und 987. Die beiden letzteren Jahre sind nicht gemeint, weil damals am

---

[1] Vgl. Sievers *Gram.* § 2, Anm. 2; Sweet *Oldest texts* 175.

[2] Ed. Stevenson (Surtees soc. 1840) 185.

[3] So Wanley *Catal.* 297 f., der die Zeilen Stevenson gleich, nur ohne Accente, druckt.

[4] Beide Edd. schreiben *S W G A'* grofs, nicht gemäfs der Hs., laut Skeat *Transac. philolog. soc.* 1877/9, p. 52*.

[5] *So Skeat*; das *St.* [6] *Geänd.* áldne. [7] Ed. Stev. p. 143; vgl. p. X.

[8] Man dachte an Bischöfe von Winchester und Sherborn des 10. Jahrhunderts. [9] Grotefend *Handb. hist. Chronol.*

10. August bereits sechs, bezw. elf Tage seit Neumond vergangen waren. Dagegen ist allerdings a. 970, Mittwoch, 10. August fünf Tage nach Neumond. Und gerade in dieses Jahr fällt die einzige Urkunde[1] mit Ælfsiges Namen. Vermutlich der Lesefehler *Ælfrige* in den Chartularen hat verschuldet, daſs sie nicht für ihn citiert wird. Er bezeugt darin neben 12 Bischöfen, 12 Äbten, 5 *duces*, 29 Thegnas Eadgars Schenkung an Ely, also bei einem Witena gemot. Öfters tagte ein solches zu Ockley in Surrey,[2] wo nach jener Notiz des Durhamers Zelt stand. Mit Wahrscheinlichkeit folgt, daſs jener Freibrief für Ely zu Ockley erging, daſs dort ein Witena gemot war und zu diesem der Durhamer sich einfand. (Noch einmal soll er vor Eadgar erschienen sein, nach einer ebenfalls Durhamer, aber vielleicht fünf Menschenalter späteren Nachricht.[3] Dieser zufolge führte er nämlich den Schottenkönig Kenneth II. zum englischen Hofe, wo derselbe für Lothian huldigte. Kenneths Abhängigkeit kennt auch Forenz a. 973; aber die Vereinigung Lothians mit Schottland steht erst seit Cnuts Zeit fest.) — Jener Propst Ealdred schreibt eine andere Hand als die Glossatoren dieses Rituals. Und wiederum anders geschrieben sind im 10. Jahrhundert die Glossen im Lindisfarner Evangeliar,[4] die einem Aldred,[5] also einem anderen, gehören.

Berlin. F. Liebermann.

Eine angelsächsische Fieberbeschwörung

fand Schenkl[6] in Hs. des Doms Worcester Q 5, letzte Seite, vom 11. Jahrhundert. Sie beginnt *Ðis mæg wið gedrif: genim IX oflætan 7 gewrit on ælcere on*[7] *þas wisan.* Sie fehlt Cockayne's *Leechdoms.*

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Rubriken

in der *Unctio infirmorum* stehen in *The Missal of Robert of Jumièges*, ed. H. A. Wilson,[8] p. 287—94. Dieses Missale ist 1000—1025 geschrieben in der Art der Winchesterschen Schrift, wahrscheinlich zu

---

[1] Birch *Cart. Sax.* 565. Schon Lingard berechnet 970; Skeat p. 53*.

[2] Kemble *Saxons* II 249; der König urkundet dort a. 824 (Birch 377); vgl. auch Ann. Anglosax. a. 851. Wenn Stev. p. X (danach Wright Biog. Britann. I 427) 'near South Woodgate at Aclea' übersetzt, so ist mindestens der letztere Name nicht modern. Den ersteren finde ich nicht. Einen genügenden Sinn ergäbe 'südlich vom Waldgatter', ohne daſs ein Ortsname vorläge. Die Gegend war königlicher Wald; Domesday I 30 b. Skeat meint Church Oakley in Hampshire.

[3] Ed. Hinde hinter Symeo Dunelm. 212. Dorther erst schöpft St. Albans. Robertson *Scotl. under early kings* II 390 und die ihm folgen halten den Bericht mit Unrecht für jünger.

[4] Vgl. Athenæum 10 July 1897 p. 65.

[5] So gegen Wanley E M T[hompson], *Dict. nat. biogr.* Vgl. Birch *Cart.* 631.

[6] Bibl. patr. Britann. III, 2 (1898), p. 67. [7] *en* Schenkl.

[8] Henry Bradshaw soc. XI, 1896. Vgl. p. Lxxj.

Newminster.[1] Robert Bischof von London schenkte es seiner früheren Abtei Jumièges, wo er später, nachdem er Erzbischof von Canterbury gewesen, (nach Stubbs 1070) starb. [Ritualhss. von c. 975—1075 mit ungedruckten Agsächs. Worten sind auch Paris 943; Rouen 362; Cambridge Corpus 44; 146; 422.]

Berlin. F. Liebermann.

Verlorene angelsächsische Annalen

meint wohl der um 1160[2] gefertigte Katalog der Durhamer Dombücher. Sein Abschnitt *Libri Anglici* endet nämlich mit *Cronica duo Anglica.* Schon Wanley[3] erklärt: 'i. e. Annales Saxonici'. — Die sechs vorangehenden Titel lauten [1] *Omeliaria vetera duo*; [2] *unum novum*; [3] *Elfledes boc*; [4] *Historia Anglorum Anglice*; [5] *Liber Paulini Anglicus*, [6] *Liber de nativitate s. Mariae Anglicus.* Mit Recht sieht Wanley in 4 die Bæda-Übersetzung, in 2 Angelsächsisch der Normannenzeit. Dagegen wohl mit Unrecht vermutet er in 3 und 5 Viten der betreffenden Heiligen. Denn von solchen fehlt in angelsächsischer Sprache oder Zeit jede Spur;[4] und der Genetiv bezeichnet schwerlich je den Gegenstand, sondern manchmal den Verfasser, öfter den Schenker. Der letztere ist hier wohl gemeint. *Paulin* freilich heifst, aufser dem Bischof von York, nur ein Mann im Domesdaybuch;[5] *Ælflæd*[6] ist dagegen ein, auch unter northumbrischem Adel, häufiger[5] Frauenname. Also über den Inhalt von 3 und 5 will vielleicht gar nichts gesagt sein. [Dagegen heifst in diesem Zusammenhange *boc* nicht etwa, wie in Chartularen oder auf Rückseiten von Urkunden,[7] 'Landverschreibung'.] Als 'Protoevangelium s. Jacobi?' erklärt Wanley das sechste Buch; vielleicht aber begann nur Ælfrics Homilie[8] *ymbe Marian gebyrdtide*[8] diesen Band: sie ist in einer Hs.[9] *De nativitate scē Marie* überschrieben; jene apokryphe Schrift hat vielleicht nie im Altenglischen einen Übersetzer gefunden.

Berlin. F. Liebermann.

Angli caudati.

G. Neilson[10] findet die Beschimpfung aller Engländer als geschwänzt erst in der Historik um 1190. Jedoch schon ein früherer Gallolateiner läfst eine 'Streitsache des Königs von Frankreich gegen den von England' folgendermafsen entscheiden: *Iudices loquuntur:*

---

[1] Dies (aus *Athenæum* 31. Oct. 1896, 595) stimmt zu Warren *Leofric missal of Exeter* (1883), 275. Vgl. Plummer *Two Saxon chron.* II 240.

[2] *Bernardi epistolæ* kommen schon vor; aber um 1170 Erworbenes ist nur nachgetragen, und Besitz von c. 1200 fehlt; Rud, *Codd. mss. Dunelm.* 212, verglichen mit 204.

[3] *Catal.* p. 298. [4] Homilie über Paulinus: Wanley 8.

[5] Searle *Onomast.* [6] Über den Genetiv Sievers *Gram.* 252 Anm. 2.

[7] *Suidnodes bœc*; *Earkyteles bóc* Earle *Landchar.* 98. 240.

[8] Ed. Thorpe II 466. [9] Wanley 136.

[10] *Caudatus Anglicus* p. 7; vgl. diese Zs. 1898.

Singula rimamur: tu plenus es, Anglice, rimis.
Integra, Galle, tuo vernat in ore fides.
Numquam recta fuit, nunquam meruit sibi causa
Anglica vel potius Anglica cauda fidem.[1]

Zwar ist diese 'Streitsache' nicht datiert oder mit dem Namen ihres Dichters versehen. In der Handschrift, des 12. Jahrhunderts, steht sie zwischen Gedichten des Peter Riga. Dennoch legt sie H. Böhmer[1] 'vielleicht Matthæus von Vendôme' bei und jedenfalls mit Recht dem Dichter der vorausgehenden *Causa Octaviani et Alexandri*,[1] die schon um 1163 entstand.

Berlin. F. Liebermann.

Von der angelsächsischen Benediktinerregel

liegt eine Hs. (vom Ende des 11. Jahrhunderts) im Dome Durham B IV 24 f. 98 b.[2] Anders als die von Schröer[3] benutzten Hss. bringt sie die lateinische *Regula* im Zusammenhange, nicht kapitelweise, vor dem englischen Texte. Sie beginnt und endet wie Schröer (Varianten: p. $1,_3$ *mynegunge*; $133,_{18}$ *á gewurđe æce* .. *midwunungε* .. *regole fyliađ. Amen*).

Berlin. F. Liebermann.

Englisch und Französisch im 12. Jahrhundert.

Der *Libellus de vita s. Godrici de Finchale,* auctore Reginaldo monacho Dunelmensi,[4] geschrieben vor 1196, erzählt, wie ein Abt Durham und mit einem Durhamer Mönch den Eremiten Godric († 1170) besucht. Auf eine Frage des letzteren *abbas Francigena per interpretem respondit.* Godric, der englische Dichter,[5] konnte also nicht Französisch, und ein Abt in England nicht Englisch; auch reichte das Latein beider zur Unterhaltung nicht aus. Nur durch ein Wunder sprach Godric ein anderes Mal[6] zu Reginald *Francigena seu Romana lingua; ego verbis Anglicis respondi, quia lingua ipsa qua ille loquebatur non audebam eloqui; erat simpliciter lingua materna edoctus* und leugnete, daſs er Französisch etwa *aliquando in seculo didicisset.* Reginald kann beide Vulgarsprachen; aber das einfache Englisch scheint (auch p. 206) dem Pathos des Heiligen unangemessen und jedenfalls an Rang dem Französischen nachzustehen. — In der Namengebung siegte, im Gegensatz zur allgemeinen Entwickelung, *Godric* über das Normannische, als zwei *Willelm* und *Radulf* getaufte Knaben durch den Heiligen genesen schienen: sie wurden *Godric* umbenannt; ebd. 434 f.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] Monum. Germaniæ, Libelli de lite imp. et pont. III (1897) 548.
[2] Rud, *Codd. mss. Dunelm.* 209; Wanley *Catal.* 298.
[3] *Angelsä. Prosabearb. der Benedict.*
[4] Ed. Stevenson, Surtees soc. 1847, p. 352.
[5] Vgl. Zupitza in *Engl. Stud.* XI, 401. [6] A. a. O. 203; vgl. 206.

Queen's minstrels 1302.

Ein Londoner Barbier überläfst ein Londoner Grundstück vor der Londoner Stadtbehörde dem 'William *istrioni* of the queen of England', laut Catalogue of ancient deeds II (1894) A 2050. Dieser '*istrio* of the queen of England' giebt das Grundstück weiter (ebd. A 2076) und nennt sich in einer französischen Urkunde vom 7. August 1302 '*Guillot dou Salterium* minstrel of the queen of England'; ebd. A 2068.

Berlin. F. Liebermann.

Mittelenglisches in neuen Hss.-Katalogen der Cambridger Kollegien.

M. R. James publizierte 1895 zu Cambridge, in 4⁰, drei Bände, betitelt *A descriptive catalogue of the mss. in ... Jesus* (bezw. *King's*, bezw. *Sidney Sussex*) *College, Cambridge.* Danach enthält

Jesus 13, aus Durham, um 1400, Engl. Sätze; 6 Reime druckt James.
15, aus Durham, unter Palimpsest, Angelsächs. Homilien um 1100; einige Zeilen druckt James.
30 und 47 Wycliffes Evangelien, bezw. N. Testament; um 1400.
42 Engl. chronol. Notizen 1370—1443.
43 Medicinisches; 15. Jahrhundert.
46 Abbathia de Spiritu sancto, früher Alcock zugeschr., ed. Perry EETS 1867/89, nicht hieraus. Medicinisches; 15. Jahrh.
51 Speculum christiani von Joh. Watton 'contains a good deal of English'; 15. Jahrh.
56 Lydgates kleinere Gedichte, nicht hieraus gedruckt.

King's 8 Promptorium parvulorum, benutzt in Way's Edition.
13 William of Palerne (and the werwolf), hieraus edierte Madden. Dann in ders. Hd. 14. Jahrh. 66 Stücke in Reimpaaren über Heiligenfeste, beg.: Seint Marie dai in leinte among other daies gode. Daraus druckte Furnivall (Philolog. soc. 1862) den Judas, Pilatus, Dunstan. Englische Heilige sind noch Aldelme þe confessour und Austyn þat brougte (Christentum?).

Sidney Sussex 63 Gowers Confessio amantis; Cato; 15. Jahrh.
74 Predigten; 15. Jahrh.
80, aus Bristol, um 1450: Jhesu as thow madest me, von James gedruckt; Teil, aber abweichend, von Furnivall 'Hymns' (EETS 24) 15.
89 Psalter mit Paraphrase Richards von Hampole; um 1400 [vgl. James, 'Descr. cat. of mss. in Eton 1895': n. 10 R. Hampole on the psalms; 15. Jahrh.].
97 'His unwrowene breste bigan to lyne' 8 Sätze; 13. Jahrh.
99 Wycliffe, Neues Testament, um 1400.

Berlin. F. Liebermann.

Zur Frage der Dehnung von ae. ĭ- zu me. ę̄.

Bei der jetzt vielfach besprochenen Frage von der örtlichen Verbreitung der Dehnung von ae. ĭ- in offener Silbe zu me. ę̄- hat man bisher eine Wortgruppe aufser acht gelassen, von welcher doch die sicherste Auskunft zu erwarten wäre: die Ortsnamen. Finden wir in einem Ortsnamen gegenüber ae. ĭ- im Neuenglischen den Laut (ī) mit der Schreibung *ee*, so erhalten wir damit gewifs einen zuverlässigen Beweis dafür, dafs in dem betreffenden Landstrich die Dehnung von ae. ĭ- zu me. ę̄ stattgefunden hat.

In den von Napier und Stevenson unter dem Titel 'Anecdota Oxoniensa: The Crawford Collection of Early Charters and Documents' (Oxford 1895) herausgegebenen altenglischen Urkunden begegnet uns sehr häufig der Name eines die südwestliche Grafschaft Devonshire durchströmenden Flusses, des Flusses *Cridie*, fl. *Cridian*, bei dessen erstmaliger Erwähnung die Herausgeber bemerken: *The name is spelt in the same way in the Domesday Survey, I. 103, 114*[b]. *It is* Cridia *in the Exon Domesday, p. 24* (p. 45). Die Schreibung mit *i* in der Tonsilbe überwiegt in den Urkunden durchaus, neben 15 *i*-Fällen stehen nur 5 Schreibungen mit *y*. Auch in der Sachsenchronik erscheint der Name mit *i* (cf. Bosworth-Toller). Als Fortsetzung dieses ae. Namens wäre ohne die me. Dehnung des ĭ wohl eine Form wie **Cridy* **Criddy* (gesprochen *kridi*) zu erwarten gewesen: der Flufs heifst aber jetzt **Creedy** (*krīdi*), eine Lautung, die sich nur aus me. **Crę̄dy* erklären läfst. In diesem ursprünglich dreisilbigen Flufsnamen der südwestlichen Grafschaft ist somit zweifellos die Dehnung von ae. ĭ- zu me. ę̄- eingetreten.

Der an diesem Flusse gelegene Hauptort des Bezirkes heifst in den ae. Urkunden: *Cridian tûn*, jetzt *Crediton* (*krędítən*). Auch hier haben wir zur Erklärung des ne. Lautstandes wohl von der me. gedehnten Form des Flufsnamens auszugehen, mit späterer Kürzung unter dem Einflusse des nebentonigen Kompositionsgliedes. In den Urkunden erscheint wiederholt der Flufsname allein auch zur Bezeichnung des Ortes.

Wenn wir uns nun von dem Flufsnamen *Creedy*, dessen me. ę̄ im Neuenglischen die schriftsprachliche Erhöhung zu (ī) erfahren hat, zu den Proben wenden, welche uns Ellis (V, 157 ff.) von dem lebenden Dialekt der Grafschaft Devonshire bietet, so haben wir uns vor allen Dingen zu vergewissern, welcher Laut in diesem Dialekt heutzutage die alte geschlossene ę̄-Länge vertritt. Wir finden, dafs im Süden der Grafschaft der Laut heute noch unverändert gesprochen wird (ę̄ = *ee* bei Ellis). Ellis notiert (p. 164) für ae. *cêpan* > (keep), ae. *mêtan* > (meet), ae. *swête* > (zweet). Somit haben wir, falls in diesem Landstrich die Dehnung von ae. ĭ- zu me. ę̄- vor sich gegangen ist, auch für die alten ĭ-Wörter im lebenden Dialekt den

langen geschlossenen ẹ-Laut zu erwarten, und in der That verzeichnet Ellis (p. 165) für ae. *wicu* die Lautung (w*ee*k).

Der Dialekt des mehr nördlichen Teiles der Grafschaft hingegen ist stärker von der Schriftsprache beeinflufst. Er zeigt für altes ẹ die schriftsprachliche Erhöhung mit einer Neigung zur Kürzung der alten Länge. Ellis (p. 161) bietet mit Länge: ae. *grêne* > (griin), ae. *hêran* > (iiər), und mit Kürze: ae. *fêlan* > (vil), ae. *mêtan* > (mit), ae. *fêt* > (vit). Deshalb ist auch die Form (wik, p. 162) als eine Kürzung der schriftsprachlichen Form (*wīk*) zu betrachten. Aber auch diese nördliche Dialektprobe liefert uns ein altes ĭ-Wort mit me. Dehnung zu ẹ̄: für ae. *sife* notiert Ellis (z*ee*v).

Dafs es sich bei den Formen (w*ee*k) (z*ee*v) nicht etwa um Einsprengungen aus mittel- und nordenglischen Dialekten handeln kann, wird uns bewiesen durch den einheimischen Flufsnamen (*krīdi*), dessen Lautstand die schriftsprachliche Entsprechung der mittelenglischen und dialektischen ẹ-Länge zeigt. Wir sind somit zu dem Schlusse gezwungen, dafs auch in der südwestlichen Grafschaft Devonshire ae. ĭ- zu me. ẹ̄- gelängt wurde — eine Schlufsfolgerung, die sehr zu Gunsten der von Sarrazin (Archiv CI, 65 ff.) verteidigten und von Luick (ib. CIII, 77) bekämpften Annahme einer viel weiteren räumlichen Verbreitung dieser Dehnung spricht. Von einer sorgfältigen Prüfung der Ortsnamen ist für diese Frage und für die entsprechende Dehnung von ae. ŭ- zu me. ọ̄ vielleicht noch manche Aufklärung zu erwarten.

Der Luickschen Liste der ĭ-Wörter mit sicherer me. Dehnung zu ẹ (Archiv CII, 84) möchte ich noch folgende Beispiele anfügen:

an. *hisa* > mittelschottisch *heis, hẹse* > neusch. und nordengl. *hease, heeze, heize* (*hīz*) 'hissen' (NED);

ae. *hype* 'Hüfte' > me. *hẹpe,* im 14./15. Jahrhundert neben *hippe* belegt (NED);

ne. *twill* 'köpern, ins Kreuz weben', woneben schottisch *tweel* steht. Luick (Unters. § 557) hat die ne. Formen *to pill* : *to peel* von **pilian* abgeleitet — vielleicht sind wir berechtigt, zu dem belegten adj. *twili* 'mit doppeltem Zwirn gewoben' ein Zeitwort ae. **twilian* anzusetzen, aus welchem sich uns sowohl die schriftsprachliche Form *to twill,* als auch die nördliche *to tweel* < me. **twẹle(n)* ergeben würde.

Bei Kluge-Lutz p. 185 findet sich der Ansatz ae. *scrĭcian* > me. *schrĭke* > ne. *shriek* (*šrīk*). Diese ne. Form kann nicht die unmittelbare Fortsetzung von me. *schrĭke* mit kurzem Tonvokal sein — sie würde sich aber, falls das, soweit ich sehe, nicht belegte ae. Verbum mit ĭ- ein sicherer Ansatz ist, auf das beste erklären aus me. **shrẹ̄ke(n),* einer Form, die freilich in der Überlieferung nicht vorhanden zu sein scheint, obwohl auch die ne. Schreibung *ie* eine Vor-

stufe mit me. ę vermuten läßt. Luick, der von me. *schrīken* ausgeht, erklärt sich den ne. Vokal von *shriek* durch Übertragung aus *screech* (Anglia XVI, 507).

Strafsburg. E. Koeppel.

Zu Verm. Beitr. III, 14 ff., *nous chantions avec lui* = *nous chantions, moi et lui.*

In Groebers Zeitschrift XVIII, 410 ff. (wieder abgedruckt und vermehrt in Verm. Beitr. III, 14 ff.) hat Tobler gezeigt, dafs die von Siede in seiner hübschen Dissertation 43 f. beobachtete Erscheinung der französischen Volkssprache, die ich kurz mit *nous chantions avec lui* = *nous chantions, moi et lui* andeuten möchte, auch bei gebildeten Franzosen wiederholt anzutreffen ist. Er hat dort viele Beispiele für die erste Person und mehrere für die dritte gegeben. Das Beispiel aus Pouvillon Césette 77 und noch ein zweites daraus steht auch bei Caro, Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache im Roman champêtre S. 26, so dafs weitere anzuführen nicht nötig ist. Für die zweite Person giebt Tobler kein Beispiel. Siede bringt S. 44 dafür zwei Belege aus der Volkssprache (*vous avez projeté avec ton Boireau de dîner ensemble* und ... *vous ne vous étiez vues avec madame votre sœur*), und auch dieser Verwendung begegnet man in der Sprache der Gebildeten. So lese ich *Puis se tournant vers Roland père: — Au fond, qu'est-ce que c'était que ce Maréchal? Vous étiez donc bien intimes avec lui?* Maupassant, Pierre et Jean 91, wo das *s* von *intimes,* da ein einziger angeredet wird, zeigt, dafs es sich um die Erscheinung handelt, die uns hier beschäftigt.

Dafs sie auch italienisch ist, hat Tobler zuerst a. a. O. der Zs. S. 412 = Verm. Beitr. III, 17 unter Angabe von vier Belegen, sämtlich für die erste Person, dargethan. Hier werden weitere Belege nicht unwillkommen sein. So bei der ersten Person: *Ero tanto esaltato dalle bellezze dell'Orrido che, quando siamo giunti con mia cugina sotto il gran pietrone nero dell' ultima grotta, io ... salta! ...* (er wird unterbrochen) Fogazzaro, Malombra 268; *Verso la metà di novembre avevamo progettato una partita di campagna con Consoli e Pietro Abate* Verga, Peccatrice 3 (nur drei Teilnehmer); *Non avete visto che ci siamo abbracciati e baciati per la vita e per la morte con vostro marito?* Verga, Cavalleria rusticana 57. So auch dialektisch: *una vólta ǵerión kul puór mió on a sardéli* in den Reliquie muggesi Arch. glott. XII, 287. Auch, indem *in compagnia di* für *con* eintritt: *In compagnia del mio vecchietto andammo al banco* Farina, Amore bugiardo 41. Und so, was noch nicht nachgewiesen ist, auch bei der 3. Pluralis: *puoi credermi, in questa casa, per qualche settimana almeno, egli non verrà ... Desidero anch'io che non si rivedano cosi*

presto con la Fulvia Castelnuovo, Bottega del Cambiavalute 139; *Una volta, col barone istesso, durarono una mezza giornata a tira e molla. Il barone faceva l'amabile, e il Reverendo seduto in faccia a lui ... ad ogni offerta d'aumento gli presentava la tabacchiera d'argento* Verga, Novelle rusticane 11 (es handelt sich um eine Auktion, auf welcher Ehrwürden gegen den Baron bietet); *facevano i conti col marito, nel tempo che egli slacciava i calzeroni fradici, e nettava la zappa sull'erba del ciglione* eb. 164; *Tornato Francesco con la risposta, andarono insieme con Egidio a prendere i cavalli* Rosini, Monaca di Monza Cap. II, 31 (Bibliot. Nazionale Economica, Florenz, Le Monnier); *Sono amiche da gran tempo con mia moglie* eb. Cap. XV, 256; beachtenswert, indem die ursprüngliche Konstruktion aufgegeben wird: *Compare Turiddu, prima d'andar soldato ... si parlavano colla gna' Lola* Verga, Cavalleria rusticana S. 19 (Sc. 1). Es fragt sich, wie hoch dieser Brauch hinaufreicht. Ein Beleg aus dem 15. Jahrhundert dürfte sein: *Agostino prende il corno e suona; e vannone alla corte della donzella con ben dumila sergienti, e montano le scale* Buovo d'Antona No. 82 in Zs. XV, 82, wenn ich recht verstehe, 'er geht mit 2000 Dienern an den Hof des Mädchens'. Daneben natürlich das, was man zunächst erwartet: *Io e Delfina rimarremo a Siena probabilmente fino all'anno nuovo* D'Annunzio, Piacere 240; *Ne discorriamo qualche volta insieme, io e il cavaliere* De Marchi, Cappello 238; und bei der dritten Person: *Egli e il Paolin discorrevano sotto voce ma con gran calore* Fogazzaro, Piccolo mondo 482.

Wie steht es mit der Erscheinung im Deutschen? Tobler meinte, hier käme wohl nicht Entsprechendes vor. Eine Stelle in der deutschen Übersetzung eines russischen Werkes, die er mitteilt, stamme vielleicht, meint Tobler, aus dem Original. Ganz kürzlich hat nun Steinbart hier im Archiv CIII, 158 darauf aufmerksam gemacht, daſs man in Niederschlesien ganz gewöhnlich sage *'wir sind heute mit ihm spazieren gegangen'*, d. h. ich und er, wir sind heute spazieren gegangen. Ich selbst habe, bevor ich diese Notiz las, die Erscheinung ebenfalls wiederholt am lebenden Objekte beobachtet, und zwar an geborenen Berlinern, und teile die Belege genau in der Form, in der ich sie gehört habe, hier mit. Bei der ersten Person: 1) Ein Ratsherr aus Stralsund, aber aus Berlin gebürtig, sagte in der Unterhaltung zu mir: *'Wir aſsen 'mal in Thüringen Forellen mit meiner Frau'*. Ich fragte sofort, indem ich an die Stelle in den Beiträgen dachte, wer denn dabei gewesen wäre. Der Herr erwiderte, es wären nur seine Frau und er selbst gewesen. Dann wurde er betroffen und meinte, es wäre wohl nicht ganz 'korrekt'. Darüber beruhigte ich ihn. 2) Alfred Risop erzählte: *'Wir waren da im Harz mit meiner Frau'*, mit kleiner Pause vor den letzten drei Worten. Als ich ihm sagte, daſs er sich selbst der fraglichen Redeweise bedient habe, erklärte er, sie hätte sich ihm unbewuſst dargeboten.

3) Meine Mutter: *'Wir gehen ein bißchen aus mit Hannchen. Gretchen kommt wohl auch mit'*; drei sind es aber nur. Bei der dritten Person: 4) Eines Abends sagte meine Mutter: *'das essen sie ja mit ihrem Manne allein auf'*, ohne jegliche Pause. Äußerlich gleichgültig, innerlich gespannt fragte ich: 'Wer denn?' und erhielt zur Antwort: 'Na, die Aufwärterin und ihr Mann'. 5) Auch Georg Cohn habe ich ein Beispiel abgelauscht: *'sie haben ja ein halbes Jahr da unten gewohnt mit ihrer Mutter'*, d. h. die Tochter und die Mutter; wiederum mit kleiner Pause vor 'mit'. In diesen Fällen steht die präpositionale Bestimmung hinter dem Verbum. Aber auch im Deutschen, wie im Französischen und im Italienischen, kommt es vor, daß sie voransteht. 6) So sagte Mussafia, als ich ihn im vorigen Jahre in Wien besuchte — und auch bei Besuchen darf man doch auf syntaktische Erscheinungen achten — und ihn fragte, ob er nicht eine neue Ausgabe der vergriffenen katalanischen Version der sieben weisen Meister besorgen würde: *'Mit dem Boucherie wollten wir eine machen'*. Hier könnte man freilich einwenden, daß Mussafia Dalmatiner ist. Allein ich habe das wiederum auch bei meiner Mutter beobachtet: 7) *'Mit Gretchen gehen wir doch immer einen andern Weg'*, sagte sie auf einem Spaziergange zu mir. Gemeint sind hier nur meine Mutter und meine Schwester. Ich selbst habe mich mehr als einmal dabei ertappt, mich so ausgedrückt zu haben. Doch will ich darauf kein großes Gewicht legen. Wenn man sein Herz an die Syntax gehängt hat und überall auf neue Erscheinungen oder auf Belege für erst seit kurzem bekannte ausgeht, dann mag es einem unwillkürlich begegnen, daß man das, womit man sich theoretisch beschäftigt, gelegentlich auch in seiner eigenen Redeweise gebraucht.

Der Erscheinung begegnet man auch außerhalb dieser drei Sprachen. So im Neuprovenzalischen. Einmal das, was man zunächst erwartet: *esto niue ... t'avèn atrouva, iéu emé toun paire, un mestié galant e pas salissènt* Roumanille, Conte prouvençau 222; *Te languiras pas, car saren eici, iéu em'éu, au pica de sèt ouro* eb. 227 und sonst, wozu ich mir anmerkte, daß hoffentlich auch einmal *iéu* fortbleibe. Und in der That sagt derselbe Erzähler, der uns wiederholt zum Lachen bringt, *L'autre an, pèr sant Bourtoumiéu, erian en Aurenjo emé lou Menut, qu'es aqui, e que m'engardarié de menti* eb. 160; *Un an, pèr la fiero de Sant-Sifrèn, fuguerian de couchado, emé dous jardinié Sant-Roumieren, à l'aubergo dóu Lioun-d'Or* eb. 181. Man hat keinen Grund, anzunehmen, daß mehr als drei Personen überhaupt gemeint sind.

Ebenso im heutigen Katalanisch: *Tot just clarejava, sortírem del mas, en tartana, ab mon masover, en Mariano, pagés robust* Bosch, De ma Cullita 160, eine dritte Person ist nicht genannt; der Freund, der einladet (S. 159), erwartet die beiden S. 162. Und mit *en companyía de,* was ja keinen Unterschied macht: *Per fi, ... habentse*

trovat un dia cara á cara ab lo pilot Mahonés en companyía de qui habian portat tants cárrechs á bon salvament, li volgué confiar la gerencia del Ingenio Pin y Soler, Jaume 121, wo auch nur von zwei Personen die Rede ist. Selbstverständlich auch hier *ell y jo* u. dgl.: *Fa tres anys qu'ell y jo'ns despedirem de nostras regaladas montanyas* Bosch, De ma Cullita 132; *En Maspons y jo'ns separarem ab recansa de eixa verda y encantadora oásis* eb. 138. Und da man die Besonderheit in dieser Sprache antrifft, so zweifle ich keinen Augenblick, dafs sie sich auch im Spanischen findet, wenn ich auch kein sicheres Beispiel bisher gelesen habe. Wenn es bei Berceo, Silos 721 heifst (zu einem im Kerker Befindlichen kommt der heilige Dominikus, um ihm anzukündigen, dafs Gott ihn befreien werde): *El sennor qui te tiene por mas se gloriar, Quierete essi dia de la cueba sacar, Con otros dos cativos quierevos embiar, Mientre que ellos* (die Mauren) *yantan, que vayades cabar,* so könnte es sich um das handeln, was uns hier beschäftigt. Es kann aber auch der in alter Zeit so häufig stattfindende Wechsel von Singular und Plural vorliegen. Sogar eine dritte Möglichkeit ist zuzugeben. Diniz sagt in den Pupillas do snr. reitor 179 (Brockhaus), wo nichts vermifst wird: *estavamos nós aqui, eu, com o Daniel e a Clarita, a conversar,* aber ich meine, dafs das Wegbleiben von *eu* auch im Portugiesischen begegnen wird.

Ein rumänisches Beispiel, das ich glaubte notiert zu haben, kann ich leider nicht wiederfinden.

Nicht sicher ist, ob hierher gehört *Καὶ εὐθὺς ἐκ τῆς συναγωγῆς ἐξελθόντες ἦλθον εἰς τὴν οἰκίαν Σίμωνος καὶ Ἀνδρέου μετὰ Ἰακώβου καὶ Ἰωάννου* Marcus 1, 29, insofern nämlich gemeint sein könnte, 'Jesus, Simon und Andreas gingen mit Jakobus und Johannes in das Haus des S. und A.'. Vielleicht heifst es aber doch: 'er (Jesus) ging mit Jakobus und Johannes in das Haus des S. und A.'. —

Wenn ich sage: *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise, Frieda und ich'*, so ist das in schönster Ordnung. Es wäre nun denkbar, dafs die Sprache, wenn sie nur das unbedingt Nötige zum Ausdruck bringen will — unbekümmert darum, ob dann der Syntaktiker kommt und sagt, die sprachliche Analyse bereite Schwierigkeiten — da 'ich' schon in 'wir' enthalten ist, sich zu sagen begnügte, *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise und Frieda'*. Gewifs tritt keine Unklarheit irgendwelcher Art ein. Dafs 'ich' dabei bin, liegt ja eben in 'wir'. Und wenn die anderen Teilnehmer an dem Spaziergange dem Hörer bekannt wären, so brauchte ich sogar nur zu sagen, 'wir gingen an den Strand'. Da der Hörer aber noch nicht weifs, wer teilgenommen hat aufser mir, so ist die Angabe der anderen unbedingt nötig. Was ich so theoretisch angenommen habe, hat sich wenigstens romanische Rede mehr als einmal gestattet. Freilich, wenn es bei Daudet Sapho 28 heifst (es erzählt jemand von einem Ausfluge): *nous étions Ezano, Dejoie, toute la bande,* so könnte man

sagen, nachdem zwei Teilnehmer genannt sind, faſst der Erzählende mit *toute la bande* alle zusammen, worin denn auch *'et moi'* eingeschlossen ist. Aber ein Beispiel des eben gekennzeichneten Verfahrens ist es doch, wenn der Spanier Galdós sagt: *Día llegará en que Cecilio y su gente, y el tio Valentín, comamos reunidos* Halma 274, wo, wer gern von 'korrekt' spricht, sagen wird, es 'müsse' heiſsen: 'C. und seine Leute und der Onkel Valentin und ich'. Dieses 'und ich' bleibt fort, ohne daſs die Rede im mindesten unklar würde. Das liest sich so natürlich, daſs man, wenn man nicht sehr achtgiebt, überhaupt nicht merkt, daſs hier eine sprachliche Besonderheit vorliegt. Und ebenso im heutigen Katalanisch, *Sortírem donchs de Prats de Molló, lo 20 d'Agost, En Joan y Francesch Sunyol y mon fill Cárles, ab landau, fins al poble del Tech* Bosch, De ma Cullita 97, 'Herr Johann und Franz Sunyol und mein Sohn Karl und ich'.

Was bei einer Reihe von Seienden recht ist, sollte man meinen, müſste bei nur zwei Seienden billig sein. Wenn wenigstens der Spanier und der Katalane sagen können *'wir gingen an den Strand, Rudolf, Elise und Frieda'*, ohne 'und ich' hinzuzufügen, so müſsten sie, statt zu sagen *'wir haben uns einst geliebt, Franz und ich'*, auch sagen können *'wir haben uns einst geliebt, Franz'*. Indes ist es begreiflich, daſs die Sprache dazu nicht geschritten ist. Wenn es mehrere Seiende sind, so kann sich 'und ich' leichter wegstehlen. Tritt nun aber noch 'wir beide' hinzu, so kann wenigstens das Französische sagen *'wir haben uns geliebt, wir beide Franz'*. So verstehe ich die drei von Tobler noch nicht in der Zeitschrift a. a. O., sondern erst Verm. Beitr. III, 17 aus der Kindersprache angeführten Stellen, wie z. B. *C'est pus sournois qu'nous deux Paul* 'als wir beide, Paul und ich'. Daſs das aber auch auſserhalb der Kindersprache anzutreffen ist, zeigt *Le directeur faisait des façons pour le prendre, mais à nous deux Pégo, nous l'avons tant travaillé dans nos feuilles* (der Satz wird nicht zu Ende geführt) Pailleron Cabotins I, 6, S. 30 'wir beide, Pego und ich'.

Charlottenburg. Georg Ebeling.

Nachschrift. Ein Beispiel aus der heutigen toskanischen Volkssprache ist: *C'era un Re, ma nun c'era verso che lui fusse ma' contento ... con la moglie nun stevan d'accordo* Nerucci Sessanta Novelle pop. montalesi No XXIV, S. 223. G. E.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 14. März 1899.

Der zweite Vorsitzende, Herr Schmidt, machte Mitteilung von dem Ableben des Herrn Giovanoli, eines der ältesten und treuesten Mitglieder der Gesellschaft. Sein Andenken wurde durch Erheben von den Plätzen geehrt.

Herr v. Mauntz erklärte das symbolisierende Gedicht *'The Phœnix and the Turtle'* auf neuartige Weise. Durch Untersuchung vom heraldischen Standpunkt aus ließe sich feststellen, 1. daſs die Taube als Symbol eines litterarischen Princips angesehen werden könne; 2. daſs die Zeichnung dieser Taube der heraldischen Darstellung des Phönix sehr ähnlich sehe; 3. daſs *eagle* in Z. 11 auf das Wappen der Spensers, *treble dated crow* auf das Wappen der Nashs bezogen werden könne. Die Zeilen 5 u. 6 enthalten drei Anspielungen, welche auf Harvey gedeutet werden können. Harvey war das Haupt der litterarischen Richtung, welche die englische Sprache in antikisierendes Versmaſs und sklavische Nachahmung fremder Sprachen einzwängen wollte. Der Phönix (weiblich) bedeutet die Schönheit der Sprache, die Turteltaube (männlich) die Wahrheit der Sprache; *chaste wings* (Z. 4) sind Dichter, welche die Sprache keusch behandeln; *foul precurrer of the fiend* (Z. 6) ist unsicher; im *Precursor* äuſsert Harvey seine Freude darüber, daſs er die Unterstützung einer Edelfrau erworben habe. *Augur of the fever's end* (Z. 7) bezieht sich darauf, daſs Harvey das Aufhängen eines Hauptstreiters in der Marprelate Controversy vorausgesagt hat. Zeilen 13—16 sind unsicher. *Swan* wird in Gegensatz zu *harbinger* gestellt, ist also der litterarische Gegner Harveys, höchstwahrscheinlich Shakespeare selbst, der sich *death-divining* nennen durfte, weil er befürchten mochte, allein dastehend das natürliche Englisch nicht zur Geltung bringen zu können. Merkwürdige Parallelen dazu bilden die *stage directions* von Henry VI, Act I, 1. Das *anthem* (Z. 21—52) behandelt in den verschiedensten Variationen die Liebe zwischen Phönix und Turteltaube, d. h. die Vorteile, welche inniges Zusammenwirken von Schönheit und Wahrheit für die Sprache hat. Der *Threnos* (Z. 53—67) enthält die litterarische Klage über den Tod Marlowes. — Im Gedicht ist der Gegner Harveys der Schwan. Shakespeares Sonett 21 wird erst in allen Punkten verständlich, wenn die eigentümlichen Bedeutungen von *beauty* und *truth*, wie sie im Phönix erscheinen: also Schönheit der Sprache, wenn sie nicht eingezwängt ist durch fremde Regeln, und Wahrheit der Sprache, wenn sie so geschrieben wird, wie man sie spricht — auch in das Sonett eingepaſst werden. Das spricht dafür, daſs beide Gedichte denselben Verfasser haben, also: Shakespeare. — Der Phönix kann nicht früher geschrieben sein als der Precursor, auf den angespielt wird, also nicht vor dem 16. Juli 1593. Er dürfte aber schon geschrieben gewesen sein, als Harvey das Sonett Gorgon verfaſste, 16. September 1593. Die

Edelfrau, die von Harvey erwähnt wird, auf deren litterarische Protektion Shakespeare sehr grofsen Wert gelegt zu haben scheint, hiefs Lady Smith. Merkwürdig ist, dafs die Charakteristik, die Harvey von ihr giebt, in den Grundzügen übereinstimmt mit der Personalbeschreibung der schwarzen Frau der Sonette. Zum Schlufs führte der Herr Vortragende noch aus, dafs auch Shakespeares Sonett 86 mit diesen Verhältnissen im Zusammenhang zu stehen schiene.

In der Debatte, an welcher sich die Herren Lücking, Schmidt, Cohn, Brandl beteiligen, macht Herr Lücking darauf aufmerksam, dafs in einer Ausgabe der Shakespeareschen Gedichte von Grosart (1878) als Anhang alle Gedichte über 'Phœnix and Turtle' aus jener Zeit (z. B. von Marston und Ben Jonson) sich finden. Allen gemeinsam sei ein metaphysischer Zug. Shakespeare habe in seinem Gedicht das Verhältnis zwischen Elisabeth und Essex im Auge gehabt und dabei das theologische Problem einer Zwei-Einheit behandelt. Die im Gedicht erwähnten Vögel seien Allegorien für die Zeugen des Zerwürfnisses zwischen beiden. — Herr I. Schmidt macht geltend, jede Erörterung des Gedichtes 'The Phœnix and the Turtle' müsse von dem Inhalt des Chesterschen Werkes ausgehen. Er hob hervor, dafs Shakespeare zwar nach Lylys Vorgang *phœnix* bisweilen als Femininum, nie aber *turtle* als Maskulinum gebraucht habe; man könne ihm nicht zutrauen, dafs er die kleine Turteltaube zum Liebhaber des stattlichen Phönix gemacht habe.

Sitzung am 11. April 1899.

Herr Pariselle gab ein ausführliches Referat über Demolins' *Les Français d'aujourd'hui.* Vgl. Toblers Anzeige Archiv Bd. CI, S. 470.

Herr Aronstein sprach über 'Tennysons Welt- und Lebensanschauung'. Er begann damit, dafs von allen modernen Dichtern Tennyson allein als nationaler Dichter bezeichnet werden könne, und fand den Grund hierfür darin, dafs er dem Geiste seiner Epoche in Religion und Philosophie, socialem und politischem Leben den vollkommensten poetischen Ausdruck gegeben habe. Er gab dann eine kurze Charakteristik der Persönlichkeit Tennysons und seiner Kunst nach Stoff und Form, um darauf zu seinem eigentlichen Thema, der Darlegung des Ideengehaltes, überzugehen. Tennysons Kunst ist vor allen Dingen eine ethische. Kunst und Moral sind nach der Ansicht des Dichters unzertrennlich. Schon in zweien seiner frühesten Gedichte, der 'Dame von Shalott' und dem 'Palaste der Kunst', hat er diese seine Überzeugung niedergelegt. Was das Verhältnis der Kunst zum Leben angeht, so steht er auf idealistischem Standpunkte und verwirft entschieden den modernen Naturalismus.

Tennysons Stellung zu Religion und Philosophie ist besonders in dem Gedichtcyklus 'In Memoriam' ausgesprochen. Tennyson hält an den Grundlagen der christlichen Religion fest, aber nicht als wissenschaftlichen Wahrheiten, die bewiesen werden können, sondern als einem persönlichen Bedürfnisse des fühlenden, denkenden Menschen. Er weist dagegen alle Streitigkeiten über Dogmen und Formeln zurück und hofft auf eine die Welt umfassende, einheitliche Religion. Dies wird noch ausgesprochen in seinem letzten Gedichte: 'Akbars Traum'. Doch sieht er nicht auf die herab, die noch im Banne der Dogmen und Formen stehen, sondern ist duldsam auch gegen sie. Nur gegen den düsteren Calvinismus hat er eine heftige Abneigung. Der Wissenschaft gegenüber verhält sich Tennyson durchaus nicht feindlich. Er ist zwar der Ansicht, dafs unser Wissen beschränkt ist, aber doch ein begeisterter Anhänger wissenschaftlicher Forschung. Besonders die Entwickelungstheorie ist ein Grundgedanke seiner Poesie. Er hat sie vom naturwissenschaftlichen auf das ethische und religiöse Gebiet übertragen. Er ist ein Vermittler zwischen

Glauben und Wissen, und in dieser Wirksamkeit liegt seine Bedeutung und sein grofser Einflufs. Auch die von ihm gegründete sogenannte 'Metaphysische Gesellschaft' diente diesem Zwecke.

Darauf ging der Vortragende auf Tennysons Stellung zu Staat und Gesellschaft über. Tennyson ging vom Liberalismus aus, war aber von jeher allen Extremen abhold. Er verherrlicht die Freiheit, aber nur die historische englische Freiheit. Dabei ist er ein glühender Patriot und ist begeistert für die Gröfse seines Vaterlandes. Er träumt von einer goldenen Zeit der Völkerverbrüderung und des ewigen Friedens, aber in Zeiten nationaler Gefahr schreibt er auch kriegerische Gedichte. Er ist ein Feind der Verfechter des Friedens um jeden Preis und der utilitarischen Weltanschauung des Manchestertums und greift diese besonders in dem Monodrama 'Maud' an. Der Vortragende setzte dies im einzelnen auseinander.

Sitzung am 25. April 1899.

Herr Tobler sprach über Conrad Ferdinand Meyers Gedicht 'Mit zwei Worten'. Der Dichter hat den Stoff unverkennbar Augustin Thierry's Geschichte der normannischen Eroberung entnommen, einem Werke, dem er noch manche andere Anregung seiner Phantasie verdankt. Er hat in diesem Falle, anders als sonst öfter, zum Vorgefundenen kaum etwas hinzugethan, namentlich auch am Kern des Überlieferten nichts geändert. Thierry selbst ist der lateinischen Prosachronik gefolgt, die damals noch als Werk des Johannes Brompton galt, während wir jetzt durch Liebermann über die Zeit ihrer Entstehung besser unterrichtet sind, wenn wir gleich ihren Verfasser zu nennen nicht vermögen; Thierry hat aufserdem zwei Versionen einer englischen Ballade gekannt, die wir heute auch in Childs berühmter Sammlung neben zahlreichen weiteren Fassungen lesen können. Mit einer dem Dichter eher als dem Geschichtschreiber nachzusehenden Willkür hat der Franzose aus den Balladen, die ihren Helden zwar Beichan oder Beckie, doch nicht Gilbert Becket nennen, und der lateinischen Erzählung, die das merkwürdige Ereignis in der That dem Vater des Thomas Becket widerfahren läfst, eine Erzählung kombiniert, die auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch hat. Da erst hundert Jahre nach des Erzbischofs Tode die Geschichte von dem wunderbaren Zusammenkommen seiner Eltern auftaucht und zwar fast völlig übereinstimmend in der gereimten Legendensammlung von Gloucester und bei dem sogenannten Brompton, dagegen die zahlreichen älteren Biographen des Heiligen davon durchaus nichts wissen, so wenig sie sich vor Einflechtung wunderbarer Züge sonst scheuen, so wird man glauben dürfen, es sei eine volkstümliche Sage, wie sie uns heute noch in den englischen Balladen vorliegt, erst nachträglich und zwar durch Geistliche, die bei diesem Anlafs mehrfache kleine Änderungen anbrachten, um einiges, geistlichem Empfinden Bedenkliche zu beseitigen, an den Namen von Thomas' Vater geknüpft worden. Die Sage selbst zerlegt sich ohne Mühe in drei wesentliche Motive, die, wie der Vortragende zeigte, an zahlreichen anderen Stellen, vereinzelt oder verbunden, wiederkehren: Befreiung eines gefangenen Christen durch eine ihm in Liebe zugethane Heidin; mühsame Wanderung eines einzelnen Weibes, das den Geliebten oder den Gatten sucht; glückliche Vereinigung derer, die zusammengehören, im Augenblick, wo die Vermählung des einen sie für immer scheint trennen zu sollen.

Herr Adolf Müller spricht über den Anschlufs der Gesellschaft an den Verband der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft. Namentlich Prof. Hartmann wirke sehr eifrig für diesen Anschlufs. Die Bedenken, die bisher dagegen gesprochen hätten, dafs 1) die extremen Reformer zu scharf gegen die Universitäten aufgetreten wären, und dafs 2) die Pädagogik zu sehr der Wissenschaft gegenüber in den Vordergrund gestellt worden

wäre, kämen jetzt nicht mehr in Betracht; die bisherigen Gegensätze seien teilweise ausgeglichen, und es solle in Zukunft noch weiter auf ihre Ausgleichung hingearbeitet werden. Daraufhin empfiehlt Herr Müller den Anschlufs. In ähnlichem Sinne äufsern sich die Herren Hausknecht und Mackel. Dagegen sprechen die Herren Alfred Schulze, Schultz-Gora, Brandl, Tanger, Förster, Pariselle und Tobler ihre Bedenken gegen den korporativen Anschlufs aus. Man wisse noch in keiner Weise, welcher Gewinn der Gesellschaft aus ihrem Beitritt erwachsen könnte, und wisse namentlich nicht, wie sich der Abstimmungsmodus gestalten solle. Es sei die Gefahr vorhanden, dafs die extremen Elemente bei Festsetzung der Beratungs- und Vortragsgegenstände den Sieg davontrügen. Man thäte gut, die Sache zu vertagen, um so mehr, als vor September die Gesellschaft die gegebenenfalls nötige Statutenänderung gar nicht vornehmen könne. Die Gesellschaft beschliefst einstimmig Übergang zur Tagesordnung. Eine neue Beratung über den Gegenstand kann erst stattfinden, wenn eine Statutenänderung vorgeschlagen und beschlossen wird.

Es folgt dann eine Besprechung über die Thunlichkeit des Anschlusses an eine Petition gegen die Verlegung der Königl. Bibliothek. Herr Herzfeld und Herr Förster sprechen für den Anschlufs, die Herren Alfred Schulze, Brandl, Schultz-Gora, Tobler meinen aber, ein korporativer Anschlufs habe seine Bedenken. Die Ansichten über die Verlegung seien nicht gleich, und man kenne auch den Wortlaut der Petition nicht. Es bliebe ja jedem unbenommen, die Petition für sich zu unterschreiben. Herr Herzfeld verspricht, ein Exemplar der Petition zur nächsten Sitzung zur Stelle zu bringen. Die Gesellschaft beschliefst Vertagung der Besprechung bis dahin.

Sitzung am 9. Mai 1899.

Herr Aronstein setzt seinen Vortrag über 'Tennysons Welt- und Lebensanschauung' fort. Wie Tennyson ein Gegner des Manchestertums ist, so steht er in ausgesprochenem Gegensatze zu seiner Zeit in seiner Auffassung von dem Werte und der Bedeutung des Kolonialreiches für England. Er ist gleichsam der dichterische Herold der imperialistischen Politik der Gegenwart und zeigt den Weg, den die politische Entwickelung eingeschlagen hat.

Denselben prophetischen Blick zeigt er in der Behandlung der Frauenfrage in dem Gedichte 'The Princess', das zwar alle Auswüchse der Frauenbewegung entschieden zurückweist, aber wohl einer höheren Erziehung der Frau das Wort redet. Was Tennysons ethische Auffassung angeht, so liegt seinem ganzen Dichten und Denken die Idee zu Grunde, dafs das höchste Glück nur in Selbstaufopferung und Selbstverleugnung bestehen kann. Dies ist der Grundgedanke in den Dichtungen Enoch Arden, Lady Godiva, Dora, Sea-Dreams, Aylmers Field u. s. w. und vor allem in den Königsidyllen, an denen der Dichter während des gröfsten Teiles seines Lebens arbeitete. König Arthur ist der Vertreter der höchsten religiös-sittlichen Kultur und geht zu Grunde im Kampf gegen Cynismus und Unglauben, Selbstsucht und Sinnlichkeit, Untreue und Leidenschaft. Der Vortragende ist der Ansicht, dafs es dem Dichter nicht gelungen ist, die alte Legende für uns wieder lebendig zu machen, dafs es dem Werke bei allem sittlich-religiösen Idealismus an menschlichem Interesse fehlt.

Jedenfalls ist aber Tennysons Poesie der höchste poetische Ausdruck der Gedanken und Bestrebungen seiner Zeit, und der Dichter verdient als einer der hervorragendsten Vertreter jener Epoche der Aufklärung einen Platz neben Darwin, Carlyle, Dickens, Ruskin, Herbert Spencer und George Eliot.

Herr Immanuel Schmidt las einen ausführlichen Aufsatz über Wendell Holmes. Er ging von den Lehrjahren des Mannes aus und schilderte seine Reise nach Europa nach Beendigung der Universitätsjahre, sowie den Versuch ärztliche Praxis zu bekommen, bis zur Herausgabe des ersten Bändchens seiner Gedichte. Aus diesen wurde *Das letzte Blatt* mitgeteilt und eine kurze Charakteristik der ganzen Dichtungsart angeknüpft. Nachdem die Anstellung als Docent am Kolleg zu Dartmouth berührt, Wirksamkeit und Lehrweise gekennzeichnet und eine Beschreibung der äufseren Persönlichkeit, sowie eine Schilderung des Glückes, das Holmes in seiner Ehe fand, angeschlossen war, ging der Vortragende zu der Gründung des Journals *Atlantic Monthly* im Jahre 1857 über, bei dem Holmes als Mitarbeiter eine bedeutende Rolle spielte, besprach den gleichzeitig in Boston zusammengetretenen *Saturday Club* und erwähnte dessen Hauptmitglieder, lauter litterarisch oder politisch bekannte Persönlichkeiten. Das Leben des Schriftstellers wurde fortgeführt bis zu seinem Besuch Englands, Schottlands und Frankreichs mit dem Reisebericht *Our Hundred Days in Europe* und bis zu seinem nicht lange darauf erfolgten Tode im Jahre 1894. Es folgte eine Besprechung der Romane *Elsie Venner, des Schutzengels* und der *tödlichen Antipathie*, ferner der drei humoristischen Werke, die als Titel führen: *der Autokrat am Frühstückstische, der Professor am Frühstückstische* und *der Poet am Frühstückstische*, endlich der in ähnlichem Stil geschriebenen Folge: *bei den Theetassen*. Daran schlofs sich eine Charakteristik des Humoristen nebst Vorlesung verschiedener der zahlreich eingestreuten poetischen Skizzen. *Holmes'* Stil als Dichter wurde noch besonders hervorgehoben, indem mehrere Gedichte als Belege dienten.

Herr Schultz-Gora berichtet über das Buch von J. J. Jusserand *Shakespeare en France sous l'Ancien régime*, Paris 1898. Der Verfasser hat zwar seine Vorgänger nicht genügend benutzt und namentlich die von Deutschen herrührende einschlägige Litteratur nicht gekannt, doch verfährt er sonst nicht ungründlich, schreibt anregend und bringt auch einiges Neue bei, darunter die interessante Thatsache, dafs zwischen 1675 und 1684 Clément, der Bibliothekar Ludwigs XIV., auf einen Zettel, welcher sich auf die zweite Folioausgabe der Werke Shakespeares bezieht, folgendes Urteil schrieb: 'Ce poète anglois a l'imagination assés belle, il pense naturellement. il s'exprime avec finesse, mais ces belles qualitez sont obscurcies par les ordures qu'il mêle dans ses Comédies'. Die Darstellung des Verhältnisses von Voltaire zu Shakespeare hätte im ganzen lichtvoller sein können, besonders durfte nicht der Brief vergessen werden, den Voltaire am 28. Februar 1764 an Saurin schrieb, und in welchem er die grofsen tragischen Wirkungen, die Sh. hervorzubringen weifs, mit rückhaltloser Bewunderung anerkennt. Auch hätte Jusserand sich der Mühe unterziehen sollen, Cyranos de Bergerac *Agrippine* (1654) mit Shakespeareschen Dramen zu vergleichen, da schon Baron im *Athénæum français* von 1855 behauptet hatte, dafs sich in dieser Tragödie Anklänge an Shakespeare fänden; jetzt hat Jakob Engel im Shakespeare-Jahrbuch von 1898 recht wahrscheinlich gemacht, dafs Cyrano wenigstens den Hamlet gekannt und benutzt hat. Ein *Épilogue* betiteltes Schlufskapitel, welches die Schicksale Shakespeares in Frankreich von der Revolution bis auf die Gegenwart kurz berührt, befriedigt wenig und wäre besser ganz fortgeblieben, denn es enthält verschiedenes sehr leicht Hingeworfene und Schiefe, das den nicht genau unterrichteten Leser irreführen kann. Es mufste unter anderem gesagt werden, dafs Shakespeare noch jetzt auf der französischen Bühne ein Fremdling ist. Gründlich und mit zutreffendem Urteile hat nunmehr Jakob Engel (s. oben) über das Verhältnis der französischen Romantiker zu dem britischen Dramatiker gehandelt.

In der sich an den Vortrag schliefsenden Besprechung hebt Herr

Brandl hervor, dafs es sich wohl lohne, der interessanten Frage näher zu treten, warum Shakespeare, der doch dem französischen naturalistischen Drama näher stehe als Racine, trotzdem der französischen Bühne ein Fremder geblieben sei. Wir in Deutschland wüfsten seit Lessing, dafs Shakespeare ein ebenso grofses Genie sei wie ein grofser Künstler. In England sei das seit Coleridge und Wordsworth anerkannt. Herr Schultz-Gora meint, die Franzosen hielten sich trotz allem Realismus noch immer an die Regeln, so dafs für sie Shakespeare wohl ein wüstes Genie sei, aber kein Künstler. — Da Herr Herzfeld seinen Antrag, die Petition gegen die Verlegung der Königl. Bibliothek korporativ zu unterzeichnen, zurückzieht, fällt dieser Gegenstand der Tagesordnung. — Herr Knörk, der bereits früher Mitglied der Gesellschaft war, hat sich wieder zum Eintritt gemeldet; er wird ohne weitere Abstimmung wieder Mitglied.

Sitzung am 19. September 1899.

Der Vorsitzende machte zunächst einige Mitteilungen über Eingänge 1) vom Sächs. Neuphil. Verein, 2) von der Dresdener Gesellsch. f. neuere Philologie, 3) von Prof. Hartmann, Leipzig, betreffend den Entwurf einer Abänderung der Satzungen, 4) Probenummer von Le Réveil, einer zweisprachigen, in Dresden erscheinenden Zeitschrift, welche der Pflege der deutsch-französischen Beziehungen dienen möchte.

Herr Mackel behandelt einige Fragen aus der französischen Stilistik und Syntax. Er bespricht zunächst die französische Vertretung deutscher Sätze mit dreigliederigem Prädikate von der Form: die Beduinen plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die Wüste; macht dann einige Bemerkungen zu dem Toblerschen Aufsatze über die Formel *il a dû venir* = er mufs gekommen sein (Vermischte Beiträge zur franz. Gramm. II, S. 32 ff.) und erörtert schliefslich die französische Gestaltung von solchen Sätzen, in denen von einem Verbum cogit. oder dic. ein indirekter Fragesatz mit 'welcher' als Fragewort abhängt, d. h. von der Form: Wenn Sie wüfsten, welchen Schmerz Sie mir zufügen.

Herr Tobler bemerkte, dafs die Ausführungen des Vortragenden in der That Beiträge zur französischen Stilistik bildeten, während das von Herrn Mackel erwähnte Buch Edmund Frankes keine Stilistik, sondern nur eine Art Grammatik sei. Herr Tobler fügte hinzu, dafs man auch nach der Ursache der Bevorzugung solcher Konstruktionen im Französischen forschen sollte. Es ergebe sich dann z. B. in dem Falle des dreigliederigen Prädikats, wo im Französischen das mittlere Glied gern in Form eines Particips erscheine, während das Deutsche die drei Glieder koordiniere, hierfür der Grund, dafs das Deutsche solche Participialkonstruktion gar nicht zur Verfügung habe. Andererseits trete die Koordinierung der drei Prädikatsglieder auch im Französischen ein, wenn das zweite Glied nicht blofs als begleitender Umstand zum dritten erscheine. In manchen Fällen seien beide Konstruktionen ganz gleichwertig.

Herr Sabersky versuchte einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgegend von Madonna di Campiglio in Südtirol zu erklären. Einleitend gab er eine Übersicht der benachbarten rätoromanischen Dialekte und ging dann zur Aufzählung der Bestandteile über, aus denen die hier gesprochene judikarische Mundart gebildet ist.

Bei der Deutung von 'Malga', jetzt 'Sennhütte', führte er Urkunden an, aus denen hervorgeht, dafs im Mittelalter die Bedeutung 'Herde' vorgeherrscht habe. Die Erklärung von 'Campiglio' wurde durch eine gröfsere Anzahl ähnlicher Namen romanischen Ursprungs unterstützt, zu deren Bildung *campus* den Stoff geliefert hat. Bei den Berg- und Thalnamen,

die den Beinamen 'Nambino' führen, wies er auf einen Brief des Bischofs Konrad II. von Pisein (1188—1205) hin, worin der Ort, auf dem das Kloster gegründet wurde, 'Ambe' genannt wurde. Dieses Wort, das in späteren Urkunden noch in den Erweiterungen Ambeno und Ambino vorkommt, hat die Namengebung veranlafst. Der Ort mag ehemals etwa 'locus Ambani' (nach einem Mannesnamen 'Ambanus') geheifsen haben. — Der Bergname 'Pancúgolo' wurde als das Ergebnis einer Namenübertragung aufgefafst; es wäre die am 'Cúgolo' (Kogel) gelegene Weide 'Plan', 'Plan di Cúgolo', dann 'Plancúgolo' genannt worden und späterhin diese Bezeichnung auf den ganzen Berg übertragen worden. In dem neugebildeten Worte 'Plancugolo' sei das *l* der unbetonten Silbe geschwunden. — 'Pra maniam' hiefs früher 'Pra Romagnano' (nach einem Mannesnamen 'Romagno'). Die Aphärese gleicht der von judik. 'tunt' (Teller) aus *rotundum*. — Auf Grund dieser Erfahrung wurde vom Vortragenden angenommen, dafs die jetzt 'Campo di Carlo Magno' genannte, unfern davon gelegene Hochebene ehemals 'Campo Romagno' geheifsen hätte. Urkundlich kommt der Name 'Romagnino' (Kosename für 'Romagno') ganz in der Nähe vor. Die in der Gegend weit verbreitete Legende, Karl der Grofse sei mit einem Heereszuge über Campiglio in das Rendenathal gezogen, mag die Umformung zu 'Campo di Carlo Magno' veranlafst haben.

Im Anschlufs an diesen Vortrag weist Herr Werner auf den Unfug hin, der von unkundigen Touristen mit der Namengebung in jenen alpinen Gebieten getrieben werde.

Herr Tobler hält Untersuchungen, wie Herr Sabersky sie angestellt, für die schwierigsten, die in der Philologie vorkommen können, besonders wenn es sich dabei um Gegenden handle, die zu verschiedenen Zeiten von sehr verschiedenen Volksstämmen bewohnt worden sind. Mifsverständnisse und lautliche Mifshandlung können da zu argen Verstümmelungen der Namen führen. Er weist auf die treffliche Arbeit von Kübler: 'Ortsnamen in Graubündten' hin. Kübler sammle als Vorarbeit für die eigentliche Untersuchung alle (auch die scheinbaren) Suffixe, die im Rätoromanischen verwendet seien, und stelle ihre Bedeutung fest. Das sei auch unbedingt nötig, denn vorher lasse sich nichts mit Sicherheit entscheiden. Ebenso sei für Oberitalien auch Flechia verfahren. Die ganze Wortbildung sei in Betracht zu ziehen, sonst komme man leicht zu anfechtbaren Schlüssen. So findet Herr Tobler z. B. die Erklärung des *pan* in Pancugolo = *pian* = *planus* bedenklich, denn ganz in der Nähe komme *pian* vielfach vor. Auch wirke die Verbindung der Bezeichnungen für eine Ebene (*pian*) und einen Berg (*cugolo*) zu einem neuen Namen befremdlich.

In dem Namen *Nambino* sei das N möglicherweise so zu erklären, wie es Herr Sabersky gethan habe. Wenn dann für den Rest ein Personenname Ambanus zu Grunde gelegt werde, so müfste dieser Ambanus doch ein sehr bedeutender Mann gewesen sein, um seinen Namen so zahlreichen Örtlichkeiten zu hinterlassen. Die Geschichte wisse aber nichts davon.

Herr Oberl. Dr. Mann vom hiesigen Luisenstädt. Realgymn., der früher bereits einmal Mitglied war, meldet sich zum Wiedereintritt in die Gesellschaft.

Sitzung am 10. Oktober 1899.

Herr Kuttner sprach über die Pariser Ferienkurse. Er führte zunächst aus, was der neuphilologische Lehrer von einem Aufenthalt im Auslande erwartet. Er mufs den Schauplatz der Litteratur aus eigener Anschauung kennen. Das Verständnis für das klassische Theater nach Form und Inhalt reift erst, wenn man es auf der Bühne im Lande selbst hat aufleben sehen. Der Vers wird dort zugleich am besten studiert. Der Lehrer will eine Kontrolle haben und sich ein eigenes Urteil bilden über die ihm oft individuell einseitig überlieferte phonetische Darstellung der franzö-

sischen Umgangssprache. Auf syntaktischem und stilistischem Gebiete versagen oft zu Hause die Hilfsmittel, er sucht eine Ergänzung seiner Studien durch Beobachtung der Rede in den verschiedenen Gesellschaftsschichten. Er will einmal ganz untertauchen in das fremde Leben, die durch das Studium gewonnenen Kenntnisse in wirkliches Leben umsetzen.

Der Vortragende zeigt dann, wie wenig diesen verschiedenartigen Wünschen durch die Vorlesungen der Alliance française genügt wird, und er faſste sein Urteil dahin zusammen, daſs diese Ferienkurse wohl eine gut gemeinte, geschickt organisierte und von tüchtigen Männern geleitete Einrichtung sind, daſs sie aber für den deutschen Neuphilologen hauptsächlich deshalb an Wert verlieren, weil keine Scheidung der zu verschieden, teilweise gar nicht vorgebildeten Zuhörerschaft gemacht wird und weil für die rein praktischen Kurse mit Übungen nicht kleinere Gruppen gebildet werden.

Herr Lamprecht sprach über A. Theuriet und seine Romane. Für das Leben dieses Romanschriftstellers lassen sich die Angaben in dem Buche von Besson, 'A. Theuriet, Sa vie et ses œuvres', Paris 1890, in Bezug auf die Kindheit, die Gymnasialzeit und die Beamtenlaufbahn aus den Romanen ergänzen. Die Liebe zur Natur und die mannigfaltigen Kenntnisse darin verdankt er der Anregung einer Groſstante und dem Lehrer der Naturkunde in den mittleren Klassen des Gymnasiums. Das einsame Leben in Auberive bei Langres trug dazu bei, sie zu erweitern und zu vertiefen. Noch von Paris aus machte er stets kleine Ausflüge nach den so schön gelegenen Orten der näheren und weiteren Nachbarschaft. Seine Heimat Bar-le-Duc, die Gegenden um Langres und Tours haben ihm die Stoffe für die früheren Romane gegeben, Paris, die von ihm öfter besuchten Küsten der Normandie und der Bretagne, die Gegenden von Annecy und Nizza für die späteren. In diesen Romanen, deren Zahl seit 1874 auf etwa fünfzig gestiegen ist, schildert er meisterhaft die verschiedensten Stände, die Charaktere und den Wandel der Charaktere, sowie die Gegenden. Der Gang der Handlung ist spannend und doch nicht unwahrscheinlich, von entgegengesetzten Charakteren finden sich in demselben Roman ein, zwei oder mehrere Paare. In allen Romanen herrscht ein sittlich guter Ton, ausgenommen höchstens die Bände, welche *Tentation* und *Dorine* enthalten. Für die Kenntnis seiner Person ergiebt sich aus den Romanen: Er besitzt umfassende Belesenheit in der französischen Litteratur und schätzt am meisten La Fontaine und Balzac; er ist ein Verehrer der griechischen und römischen Litteratur; unter den Deutschen sind ihm besonders Goethe, J. P. Richter und Lenau lieb, unter den Engländern Shakespeare. Auch italienische und spanische Citate finden wir. Als begeisterter Verehrer der Natur hat er geschrieben *Nos oiseaux, les araignées, les papillons; Sous bois, le bouleau; Mycophiles.* Obgleich einige seiner Romane Bildhauern gewidmet sind, zieht er doch besonders Gemälde von italienischen, spanischen, französischen und deutschen Malern in seinen Schilderungen zum Vergleich heran. Er feiert Instrumental- und Vokalmusik und unter den Meistern Mozart und Schubert, Verdi und Gounod. Von praktischen Berufen kennt er aus eigener Anschauung genau und schildert anmutig die *verriers* des Dép. Meuse, die *charbonniers* und die *sabotiers* des Dép. Haute Marne. Da er die schwere Verwüstung des Landes nach dem Kriege gesehen hat, so ist er ein Mann der Rache gegen Deutschland, aber er verkennt auch nicht, daſs die Schandthaten der Francs-tireurs oft die Veranlassung zu der Härte der Deutschen gewesen sind. Nicht gesprächig von Natur, liebt er die Einfachheit, Offenheit und Natürlichkeit. Er will nichts von der Erziehung in den *congrégations* wissen, am wenigsten von der der Jesuiten, er ist in der Erziehung nicht ein *laudator temporis acti*, sondern läſst jeder Zeit ihre Verdienste. In den Romanen von 1885 (Gesetz Naquet) sehnte er die Ehescheidung als letzten

Ausweg aus einer unglücklichen Ehe herbei. Zwar ist er weit entfernt, ein gläubiger Christ zu sein, aber doch ein Gegner der Bestattung ohne kirchliches Geleit. Er ist Republikaner, doch ohne sich um Politik sonderlich zu kümmern. Er hält wenig von den Ärzten, aber desto mehr von verständigem Leben für den einzelnen und von öffentlicher Gesundheitspflege für die Gesamtheit. Unter den Personen, denen Romane gewidmet sind, sind wohl Frau Buloz (*Bigarreau*, 1886) und sein Hauptverleger Lemerre (*Deux sœurs*, 1889) bekannt. Wie A. Daudet in *Le petit chose* und *Trente ans de littérature* uns Beiträge zur Kenntnis seines Lebens gegeben hat, so Theuriet in *Le journal de Tristan*.

Mehrere seiner naturgeschichtlichen Beschreibungen und kleinen Erzählungen sind in die Sammlungen für deutsche Schulen aufgenommen worden, z. B. die reizende *La Saint-Nicolas*, während *La pipe* vielleicht besser durch eine andere ersetzt würde.

Herr Schultz-Gora sprach über provenzalische Liederhandschriften. Er gab zunächst eine Übersicht über diejenigen Handschriften, welche sich im Grundrisse von Bartsch nicht aufgeführt finden, und welche seitdem aufgetaucht sind. Das mit diesen Handschriften hinzugekommene Material ist neuerdings besonders vermehrt worden durch die Fortsetzung des cod. *a*, welche sich in Gestalt von drei Stücken auf der Estensischen Bibliothek in Modena gefunden hat, und über welche Bertoni im letzten Hefte des 'Giornale storico della letteratura italiana' berichtet. Dieser wichtige Fund bringt uns eine ganze Anzahl Unica von bekannten und unbekannten Trobadors; von deren Existenz wufste man zwar, wenigstens zum Teil, durch das in *a* erhaltene Register der Amoros'schen Sammlung, mufste sie aber bis dahin als verloren ansehen. Der Vortragende äufserte sich dann über die Nützlichkeit der in den letzten zwanzig Jahren erschienenen diplomatischen Abdrücke ganzer Liederhandschriften und sprach den Wunsch aus, dafs damit eifrig fortgefahren würde; erst wenn alle wichtigeren Codices so reproduciert vorlägen, könnte man daran gehen, das von Bartsch gebotene Liederverzeichnis, welches seinerzeit vortreffliche Dienste geleistet habe, neu zu bearbeiten.

Herr Waetzoldt ist wieder in die Gesellschaft eingetreten.

Sitzung am 24. Oktober 1899.

Herr Cornicelius sprach über Michelangelo als Dichter. Der Vortragende wies einleitend darauf hin, dafs Michelangelos Gedichte als dilettantische Nebenarbeit eines bildenden Künstlers anzusehen und zu beurteilen sind. Wohl zeigen die zahlreich erhaltenen Manuskripte, wie unablässig er nicht selten um den sprachlichen Ausdruck seiner Gedanken sich bemüht hat. Auch das Studium der gröfsten Vorbilder, Dantes und noch mehr Petrarcas, die Kenntnis der Poesien Lorenzos dei Medici und Polizians, der Einflufs besonders der religiösen Sonette Vittoria Colonnas lassen sich an Michelangelos Dichtungen nachweisen. Dennoch hat der Mangel einer schulmäfsigen sprachlichen und litterarischen Ausbildung des Dichtenden sie nur selten zu formeller Vollendung gelangen lassen; andererseits bricht in ihnen die individuelle Wahrhaftigkeit der dichterischen Aussprache immer wieder durch die konventionellen Formen und Wendungen hindurch. Der psychologische und biographische Wert der Gedichte ist gröfser als der ästhetische.

Der Vortragende zeigt nun zunächst an einigen Beispielen, dafs Michelangelos erotische Poesie in der Tradition des *dolce stil nuovo* bleibt. Charakteristisch für ihn aber ist die genaue Analogie seines erotischen und seines künstlerischen Ideals, und dafs er jenes wie dieses heftig abwehrend einer niedrig sinnlichen Auffassung entgegenstellt. Ferner dafs für ihn männliche und weibliche Schönheit den gleichen symbolischen

Wert haben. Von hieraus ergiebt sich die richtige Würdigung seines Verhältnisses zu Tommaso Cavalieri wie zu Vittoria Colonna.

Vittoria Colonnas Einfluſs aber drängt nun weiterhin diese mittelbare, künstlerisch religiöse Gottesverehrung Michelangelos gegen die rein religiöse, christliche immer mehr zurück; nach ihrem Tode überwiegen die religiösen Gedichte.

Neben den erotischen und religiösen finden sich eine Anzahl Gedichte, die Michelangelos Persönlichkeit, seine gutherzige, aber schroffe, miſstrauische, selbstquälerische Art, zum Teil in unmittelbarer Selbstcharakteristik vor Augen stellen. Man muſs sie, wie andere hierher gehörige biographische Zeugnisse, kennen, um bei Beurteilung seiner politischen Poesie deren stark subjektiven Charakter nicht zu übersehen. Der Vortragende ist der Ansicht, daſs sich bei Michelangelo hinter anscheinend erotischer mehr politische Dichtung versteckt, als bisher nachgewiesen ist. Er schlieſst seine Ausführungen mit dem Hinweis auf eine von dem Zweiundachzigjährigen gedichtete Stanzenfolge, welche Personificationen von Dante'scher Kühnheit enthält. Sie zeigen, welche Kraft plastischer Phantasie wenigstens der Künstler Michelangelo dem Dichter zubrachte, dessen technische Ausbildung er verkümmert hatte.

Herr I. Schmidt besprach das Buch Meyerfelds über R. Burns.

Herr Risop brachte den schon früher von Tobler, Beiträge II, 88 Anm., und Siede, Syntaktische Eigentümlichkeiten S. 15, berührten Fortschritt von *je m'en suis allé* zu *je me suis enallé* von neuem zur Sprache. Er glaubt, daſs der Anstoſs zu dieser Neuerung von den einfachen Zeiten ausgegangen sei. Die auf solche Weise vollzogene Schöpfung eines bisher unerhörten Kompositums *s'enaller* führt zur Vermischung des aus lat. *inde* hervorgegangenen *en* mit seinem lat. *in* entsprechenden Homonym und giebt weiterhin Anlaſs zur Einführung eines zweiten adverbiellen *en* an der ihm zukommenden Stelle neben dem ursprünglichen, zum bedeutungslosen Praefix herabgesunkenen *en*. Entsprechende Fügungen wie *je m'en suis enallé* weiſs der Vortragende aus zahlreichen modernen Mundarten und sogar, wenn auch spärlicher, aus der heutigen Schriftsprache beizubringen. An einer Auswahl geeigneter Beispiele wird gezeigt, daſs auſser *ensauver* auch *s'enfuir, s'envoler, s'envenir, s'en retourner* und *emmener* sich zum teil schon in älterer Zeit die gleiche seltsame Behandlung gefallen lassen müssen.

Der Vorsitzende macht auf eine Anregung der sächsischen neuphilologischen Vereine aufmerksam, die Neuphilologen der kleineren Orte zu den Vereinssitzungen einzuladen und auch andere als Lehrer für die Bestrebungen der Vereine zu gewinnen.

Seiner Aufforderung entsprechend erheben sich die Anwesenden zu Ehren des verstorbenen früheren Mitgliedes Herrn Direktor Benecke von den Sitzen.

Die Herren Speranza und Le Tourneau haben sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 14. November 1899.

Herr Münch hielt einen Vortrag über Sprache und Ethik. Er ging aus von dem innigen Zusammenhang der Sprache mit dem geistig seelischen Leben und somit auch dem sittlichen Empfinden des einzelnen, berührte die Unzulänglichkeit der Sprache zum Ausdruck aller wirklichen Nuancen des Inneren, ihr gegenüber aber auch die vielfach klärende und bildende Rückwirkung der Sprache auf das Bewuſstsein, ferner die sittliche Seite der Verwendung und Pflege der Sprache als eines Kunstmittels zur Einwirkung auf andere. Namentlich aber galt es zu verfolgen, wie die Art und Wirkung des sittlichen Fühlens der einzelnen in gewissen Vor-

gängen der allgemeinen Sprache ihre Spuren hinterlasse. Als bestimmtere Hauptfrage wurde aufgestellt: wie enthüllt — neben dem Bestand der vorhandenen und gebräuchlichen Wörter — namentlich die Wandlung der Wortbedeutungen ein Stück der sittlichen Natur der Menschen?

Zunächst ward auf die Erscheinung der Unselbständigkeit des einzelnen gegenüber allgemeinen Strömungen hingewiesen, die ja ebensowohl dem sittlichen wie dem intellektuellen Gebiet angehört; auch auf das Sichgenügenlassen am Halbklaren und Halbbewufsten und die Rückwirkung davon auf die weitere Entwickelung der allgemeinen Sprache. Dabei kam dann die allmähliche Entleerung der Ausdrücke von einem Teil ihres Bedeutungsinhalts zur Erörterung. Die Rolle der Mode im Leben der Sprache ward aufgezeigt. Namentlich aber hierauf die Wirkung der menschlichen Eitelkeit, der Ziererei, das so vielfach fühlbar werdende äufserliche Nobilitierungsstreben; weiterhin Hochmut, Servilität und Schmeichelei. Dann die Rolle des Affekts, das Bedürfnis Eindruck zu machen, mit der Überbietung, Steigerung, Übertreibung. — Wie alle diese Regungen den Gebrauch stärkerer Ausdrücke für schwächeren Inhalt bewirken, so wirkt andererseits eine andere Reihe sittlicher Regungen auf möglichste Abschwächung des Ausdrucks. So: sinnlich-ästhetisches Zartgefühl, menschlich persönliche Rücksicht und Schonung, Höflichkeit, Toleranz, aber auch angewöhnte Empfindlichkeit, auch sittliche Unklarheit und Gleichgültigkeit, Feigheit, endlich auch Aberglaube. An zahlreichen Beispielen des Bedeutungswandels im Deutschen, sowie in anderen Sprachen, wurde dies nachgewiesen.

Eine Reihe besonders interessanter Durchblicke in das kultur- und sittengeschichtliche Gebiet wurde angefügt. Darauf wendete sich die Betrachtung dem Verhältnis besonders des französischen National-Ethos zum deutschen zu, wie dasselbe in gewissen Erscheinungen des Wortschatzes zu Tage tritt.

Anhangsweise ward die Frage berührt, ob frühe Vielsprachigkeit eine Gefahr für die Entwickelung sittlicher Echtheit bedeute oder nicht, und diese (an sich keineswegs neue) Frage wurde als ein die Gegenwart interessierendes Problem von praktischer Wichtigkeit näherer Erwägung empfohlen.

Die Herren Speranza und Le Tourneau wurden in die Gesellschaft aufgenommen; zum Eintritt haben sich die Herren Dr. Wichmann (Eberswalde) und Dr. Nuck gemeldet.

Der diesjährige Vorstand wurde für das nächste Jahr wiedergewählt.

Herr Münch empfahl die *Causeries françaises* (André, Lausanne).

Sitzung am 27. November 1899.

Herr Risop stellt fest, dafs das heutige Französisch hinsichtlich der Aussetzung oder Unterdrückung des Reflexivpronomens vor einem an *faire* u. s. w. sich anschliefsenden Infinitiv an sichere Regeln nicht gebunden sei. Er bekämpft die von Alfred Johansson[1] zugelassene Möglichkeit, dafs das Aufkommen des pron. réfléchi an dieser Stelle dem Verlangen, Mifsverständnisse zu vermeiden, zu danken sei, und zeigt, dafs auch da, wo der Infinitiv Ausdruck einer reciproken Thätigkeit ist, die Sprache solches Fürwortes sehr wohl entraten kann. Der Vortragende glaubt, dafs der Grad von Lebendigkeit, mit der die Handlung dem Bewufstsein als eine reflexive vorschwebt, und im Zusammenhang damit das häufige Auftreten reflexiver Verba in anderweitiger Verwendung (*il se repent, il peut se repentir* u. dergl.) für das Verhalten des Redenden in

[1] s. Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund etc., Mâcon, Protat frères (1896), 102—7.

dem fraglichen Falle nunmehr bestimmend geworden sind. Er bringt die erst in neuerer Zeit (freilich recht selten) begegnende, von Johansson in ihrem Wesen nicht begriffene Fügung *faire se taire* zur Sprache und stellt fest, dafs dieselbe den Sinn von 'veranlassen, dafs ein Schweigender beim Schweigen verharre' in sich schliefse, 'während *faire taire*, das in der Schriftsprache des 16. und des 17. Jahrhunderts nachweislich in dem gleichen Sinne verwendet wurde, heute nur noch 'veranlassen, dafs ein Redender zum Schweigen übergehe' zu bedeuten scheine. Der Vortragende betont die logische Unzulänglichkeit der Verbindung *faire se taire* und empfiehlt dieselbe als ein durchaus einwandfreies Erzeugnis psychischer Sprachschöpfung der Beachtung der Grammatiker. — Herr Risop beleuchtet sodann den Einflufs synonymer oder antonymer Begriffe auf die Wortgestalt und die Femininbildung der Adjektive (*jambru, tenvre, rembranesque*; *genti(l) gentite, chéti(f) chétite, crainti(f) craintise;* als Adjektiv aufgefafstes *bonmarché bonmarchère* nach *ché(r) chère*) und zeigt, dafs die ihm auch aus dem Altitalienischen bekannt gewordene Verwendung von *(re)connaître* mit der Bedeutung und demgemäfs auch mit der Konstruktion von *distinguer* dem Französischen seit dem 13. Jahrhundert bis in die neueste Schriftsprache und die modernen Mundarten hinein geläufig sei, und dafs die Synonyma *savoir* und *entendre* sich hier und da die gleiche Behandlung gefallen lassen. Die Erörterung der in Anlehnung an die Konstruktion von *saluer, acoler, honorer* u. dergl. transitiv gebrauchten altfranzösischen Zeitwörter *encliner* und *conjoïr* giebt dem Vortragenden Gelegenheit, an neufranzösisches *saluer profondément, saluer jusqu'à terre* zu erinnern. Er berührt darauf die vulgäre Wiederholung der Präposition in *de d'même, de d'avec* und *de si de bonne heure* mit der auffälligen Stellung des *si* und knüpft daran eine Besprechung von Fügungen wie *jusqu'à aujourd'hui, jusqu'à ici, jusqu'à là, jusqu'à à cette heure (asteure)*. — Auf seinen Vortrag vom 24. Oktober dieses Jahres zurückgreifend, gelangt Herr Risop an der Hand der Wahrnehmung, dafs in *soi ensuivre* 'folgen aus, sich ergeben aus' in alter Zeit das *en* nie von *suivre* getrennt erscheine und schon sehr früh ein zweites adverbiales *en* neben sich dulde, zu dem Schlusse, dafs dieses Zeitwort von dem auf lat. *insequi* beruhendem *soi ensuivre* 'folgen auf' nicht zu trennen sei und nur eine eigentümliche Gebrauchsweise des letzteren darstelle, indem sich der Idee einer rein zeitlichen oder räumlichen Aufeinanderfolge die Vorstellung eines kausalen Verhältnisses beigemischt habe. Das Nebeneinander der beiden in ihrem Wesen durchaus verschiedenen Fügungen *s'en ensuivre* und *s'en enfuir,* die beide den Widerspruch der späteren Grammatiker hervorriefen, veranlafste, zumal *s'enfuir* mit einfachem *en* stets unvergessen weiterbestanden hatte, neues *s'ensuivre,* dessen *en* = *in* leicht als Adverbium aufgefafst werden konnte. Mit der graphischen Trennung dieses *en* von *suivre* und seiner im neuesten Französisch wohl allgemein üblich gewordenen Stellung vor dem Hilfszeitwort *être* erscheint die Schöpfung des von Littré für keine Periode der Sprache mit der in Rede stehenden Bedeutung anerkannten reflexiven Verbums *se suivre* in der That vollzogen. — Herr Tobler ist in Bezug auf *s'ensuivre* anderer Ansicht; *en* ist gleich *inde*; das Mifsverständnis ist dadurch sehr erleichtert worden, dafs ein dem lat. *insequi* entsprechendes französisches *ensuivre* existierte.

Herr Herzfeld spricht über J. C. Hüttner. Johann Christian Hüttner, einer der ersten Vermittler deutscher Litteratur in England (1765—1847), stammte aus Guben, studierte in Leipzig, kam nach London als Hauslehrer in das Haus eines Diplomaten, machte die Gesandtschaftsreise des Lord Macartney nach China mit, von der er zuerst 1797 einen Bericht gab. Er lebte dann längere Zeit als Journalist in England, von wo aus er u. a. für Wielands und Böttigers Deutschen Merkur, für Cottas

Allgemeine Zeitung und andere Blätter korrespondierte. Auch gab er von 1800—1806 eine besondere Zeitschrift, die 'Englischen Miscellen' heraus. 1808 wurde er als Übersetzer im englischen Ministerium des Auswärtigen angestellt, wobei er doch noch Zeit fand, für Karl August regelmäſsige Berichte über die Fortschritte von Wissenschaft und Kunst in England nach Weimar zu senden, wie er denn auch mit Goethe in Verbindung stand. Seine Thätigkeit und seine Verdienste wurden erst in neuerer Zeit gewürdigt.

Herr Engwer spricht über Zolas 'Fécondité'.

Zwischen dem Erscheinen des vorletzten Romans Zolas 'Paris' und dem des letzten 'Fécondité' liegen nur eineinhalb Jahre, eine ungemein kurze Zeit, besonders wenn man bedenkt, wie aufregende politische Kämpfe Zola auſserdem in dieser Zeit geführt hat.

Die Idee des Werkes und zum Teil die Vorarbeiten zu ihm stammen schon aus früherer Zeit. Niedergeschrieben ist der 750 Seiten starke Band vom August 1898 bis zum Mai 1899, während des Aufenthaltes Zolas in England.

'Fécondité' ist der erste Teil eines auf vier Bände berechneten Romancyklus, der den Gesamttitel 'Les quatre Evangiles' führt, und dessen spätere Teile sich 'Travail' — 'Vérité' — 'Justice' betiteln werden. Die Helden dieser vier Romane werden Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes heiſsen; alle vier sind Söhne des Pierre Froment in den 'Trois Villes'. 'Diese Namen,' so erklärt Zola, 'entsprechen denen der vier Evangelisten. Die Kinder meines Gedankens werden wie ihre Namensvettern die Neue Religion predigen, die der zukünftigen Gesellschaft, gegründet auf Arbeit, Wahrheit, Gerechtigkeit.' (Le Temps, 13. Oktober 1899.)

Wie in dem vorliegenden Bande die Fruchtbarkeit dem Malthusianismus entgegengestellt wird, den Zola für die verderblichste aller Lehren hält, so soll später die Arbeit dargestellt werden im Gegensatze zur Trägheit der Drohnen, die der Dichter aus der menschlichen Gesellschaft ausgerottet wissen will, dann die Wahrheit im Gegensatze zur Lüge, Heuchelei, Konvention und schlieſslich die Gerechtigkeit für einen und alle an Stelle von Barmherzigkeit dem einen, Unterdrückung dem anderen und Bevorzugung einzelner Stände. (Nach Vizetelly 'With Zola in England. A Story of Exile'.)

Zola wählt an Stelle der Abhandlung über sociologische Gegenstände den Roman, weil er sich von dieser Form gröſsere Wirkung auf die Massen verspricht. Das Werk ist also zunächst als Beitrag zur socialen Frage, dann erst als Kunstwerk zu betrachten.

I. Zola ist, wie jeder Patriot, über die beständige Abnahme der Bevölkerungsziffer in Frankreich entsetzt. Er sieht den Grund dafür zunächst in der künstlichen Beschränkung der Kinderzahl, den *fraudes*, die in allen Familien üblich sind. Die Familie Beauchêne will nur einen Sohn, um ihm ungeteilt das ganze Vermögen zu hinterlassen. Die Séguin du Hordel tragen einen blasierten Pessimismus zur Schau, der das Ende der Welt für das Beste hält und in gewissen Erzeugnissen moderner Litteratur seinen Ausdruck findet. Die Angelin fröhnen einem naiven Egoismus, die Morange denken, die einzige Tochter reich ausstatten und verheiraten und durch sie eine Stufe auf der socialen Leiter emporsteigen zu können. Und wie sie denken und handeln alle die kleinen Bourgeois, selbst die Arbeiter und Bauern, vertreten durch Lepailleur. Séraphine, die Schwester Beauchênes, ist der Typus der Tausende von vornehmen Damen, die, um ihrem Vergnügen leben und sich ungestraft der Wollust hingeben zu können, sich vom Dr. Gaude verstümmeln lassen.

Im Gegensatz zu dieser ganzen verfaulten Gesellschaft steht die Familie Froment, die allein der Natur folgt, arbeitet und sich vermehrt. Der Erfolg giebt ihr Recht; die Fruchtbarkeit giebt die Macht. Während

alle jene Familien zu Grunde gehen, dringen die Froment in alle von jenen verlassenen Stätten ein.

Aber nicht genug damit, daſs die Saat vergeudet wird, ebenso groſse Verluste entstehen beim Ernten, die *déchets*. Verbrecherische Anstalten, die gegen das keimende Leben wüten, sind überall in Thätigkeit. Und unter den Kindern, die trotzdem geboren werden, richten die Engelmacherinnen, die nachlässigen Ammen und Pflegerinnen noch unheimliche Verwüstungen an.

Zola glaubt, gegen dieses zum Verbluten der Nation führende Treiben wirken zu können, indem er 1) rückhaltlos die ganze Scheuſslichkeit desselben aufdeckt und 2) dazu beiträgt, ein neues ästhetisches Ideal, das der fruchtbaren Mutter anstatt der sterilen Jungfrau aufzustellen. Mit der Änderung des Schönheitsbegriffes wird auch eine Änderung der Lebensauffassung sich vollziehen. ('Göttliche Verehrung der nährenden Mutter'.)

Aber die Hauptsache sind doch die socialen Verhältnisse. In einem 'Lande der politischen Gleichheit und wirtschaftlichen Ungleichheit' wird stets ein wüstes Streben nach oben herrschen. Das kapitalistische System vermehrt und beschränkt gleichzeitig die Geburten, indem die Reichen in der Sorge um das einzige Kind beständig Güter anhäufen, die sorglose Fruchtbarkeit der Armen aber ihren geringen Erwerb noch beständig zerbröckelt. Typisch hierfür ist die Arbeiterfamilie Moineaud, deren Kinder nur die Reihen der hungernden Arbeiter und der Prostitution füllen. Das Bild der Familie Mathieu Froments ist ein Zukunftsbild, möglich nur bei gerechter Verteilung der Güter, die dann für eine ungemein vermehrte Menschenzahl ausreichen würden, und bei einer allgemeinen Schätzung der Arbeit. Wann wird diese gerechte Verteilung der Güter eintreten? Sie wird erzwungen werden, wenn die Zahl der Menschen, die der Erhaltung bedürfen, groſs genug ist, um sie zu erzwingen. Mathieu findet die Mittel, seine stets sich vermehrende Familie zu erhalten, durch Urbarmachung groſser Landstrecken. Die Erde kann, richtig benutzt, die zehnfache Zahl ihrer Bewohner ernähren. Aber bis diese gerechte Verteilung und diese richtige Ausnutzung der natürlichen Existenzmittel erreicht ist, wer will Kinder bloſs als Kämpfer für diese gewaltigen Aufgaben groſsziehen? Zola vergiſst, unter den Gründen für die Enthaltsamkeit der Eltern auch die berechtigte Fürsorge um das physische und geistige Wohl der Kinder aufzuzählen. Es ist unrecht, auch diese einfach als Lebensfeigheit abzuthun.

Zola wiederholt immer wieder den einen, gewiſs beherzigenswerten Gedanken: 'Die Fruchtbarkeit giebt die Macht.' Aber er führt dies im einzelnen nicht aus; wir sehen nur die Extreme, die Unfruchtbarkeit aus Egoismus und die gewaltige Fruchtbarkeit unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen. Die Nuancen wären lehrreich gewesen. Kampf und Sieg oder Niederlage, teilweiser Erfolg und Miſserfolg anderer Familien, die dem gewöhnlichen Mittelmaſs näher kommen und in normalere, dem gewöhnlichen Leben mehr entsprechende Verhältnisse gesetzt sind. An solchen fehlt es ganz in dem Roman.

Andererseits geht Zola aber auch in genauer, ja pedantischer Weise auf alle möglichen realen Verhältnisse ein. Er schildert uns alle Anstalten, die diese Verhältnisse ins Leben gerufen haben, in der ausführlichsten Weise. Er hofft, indem er aufs lebhafteste für die natürliche Ernährung des Kindes durch die Mutter eintritt, wie einst J.-J. Rousseau zu wirken.

Sitzung am 12. Dezember 1899.

Herr Engwer setzt seinen Vortrag über Zolas 'Fécondité' fort.

Was die ästhetische Würdigung des Romans 'Fécondité' anbetrifft, so hat Zola einen ernsten Gegenstand in durchaus ernster Weise, wenn-

gleich mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und oft brutaler Offenheit behandelt. Man kann ihm Einseitigkeit, Pedanterie, nicht aber Unsittlichkeit vorwerfen. — Der Roman ist ein Tendenzwerk in dem Sinne, daſs die künstlerische Gestaltung sich nicht Selbstzweck ist, sondern den Zweck socialer Belehrung hat. In diesem Sinne hat der Ausdruck 'Tendenzdichtung' nichts Tadelndes.

An künstlerischer Kraft aber, an zwingender dichterischer Wahrheit und an Gestaltungsvermögen steht Zola in 'Fécondité' nicht so hoch wie in früheren Werken. Die Handlung ist nicht natürlich, sondern dem angegebenen Zweck entsprechend konstruiert. Die Personen zeigen nicht das Leben früherer Gestalten Zolas, sie sind zum Teil bloſse Abstraktionen.

Trotz groſser Schönheiten, besonders in den Naturschilderungen, scheint dem Vortragenden der Roman doch eine der schwächeren Schöpfungen Zolas zu sein.

Herr Biltz spricht über Uhlands Tagebuch, das, der Schlichtheit und Einfachheit seines Wesens entsprechend, in völligem Gegensatze zu Platens Tagebuch stehe. Leider sind alle Notizen Uhlands nur knapp und bruchstückweise aufgeschrieben, so daſs sie oft unverständlich bleiben und vielfacher Ergänzung bedürfen. Das Tagebuch umfaſst die Zeit von 1810 bis 1820. Die Biographie seiner Witwe und ein Briefwechsel mit Justinus Kerner geben uns eine willkommene Ergänzung dazu. Der Herr Vortragende bespricht zunächst an der Hand des Tagebuches des Dichters Reise nach Paris im Jahre 1810, seine philologischen Studien auf den Pariser Bibliotheken und die Vernachlässigung seiner juristischen Studien. Von besonderer Bedeutung war für ihn die Bekanntschaft mit Immanuel Bekker, Varnhagen, Chamisso und Stoll geworden. Im Anfang des Jahres 1811 muſste der Dichter nach der Heimat zurückkehren, da der König ihm — trotzdem er nicht Staatsbeamter war und keine Unterstützung von der Regierung erhielt — die Erlaubnis zum ferneren Verweilen in Paris verweigerte. Im Jahre 1812 trat er in den Staatsdienst, nahm aber nach manchen Widerwärtigkeiten 1814 seinen Abschied, um sich ganz der Advokatur zu widmen. Bewerbungen um eine Professur in Basel oder Karlsruhe blieben ohne Erfolg; aber seine dichterische Schaffenskraft äuſserte sich aufs lebhafteste. Im Jahre 1816 lernte er Emilie Fischer (genannt Emma) kennen, verlobte sich 1820 mit ihr und führte sie am 29. Mai desselben Jahres als Gattin heim. Sein häusliches Glück wurde durch seine politische Thätigkeit nicht gestört, wenn sie ihm auch das Amt eines auſserordentlichen Professors in Tübingen kostete.

Die Gesellschaft beschlieſst, ihrem Ehrenmitglied Herrn Furnivall zu seinem 75. Geburtstage eine Glückwunschadresse zu übersenden.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1900.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ I. Schmidt.
Schriftführer:	„ Ernst Wetzel.
Stellvertretender Schriftführer:	„ E. Penner.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. *Ehrenmitglieder.*

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien VIII, Florianigasse 1.

„ Paris, Gaston, Mitglied der französischen Akademie. Paris, Collège de France.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

Se. Excellenz Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Rat. Potsdam.

B. *Ordentliche Mitglieder.*

Herr Dr. Arnheim, Joseph, Realschuldirektor a. D. Berlin W., Motzstraße 85 part.

„ Dr. Aronstein, Philipp, Hilfslehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin W., Potsdamerstraße 70 A II.

„ Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Hauffstraße 7 I.

Herr Dr. Benignus, Siegfried. Magdeburg, Breiter Weg 100 II.
" Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 31 III.
" Dr. Biltz, Karl. Groſs-Lichterfelde (P. B.), Karlstraſse 111.
" Blücher, Georg, Oberlehrer am Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Charlottenburg, Berliner Straſse 49.
" Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
" Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
" Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
" Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 62, Nettelbeckstraſse 23.
" Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.
" Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
" Dr. Cornicelius, Max, Lektor der deutschen Sprache an der Universität. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.
" Dr. Daffis, Anton. Berlin W. 62, Kalckreuthstraſse 17.
" Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Gr.-Lichterfelde, Steinäckerstraſse 15.
" Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Westend, Königin-Elisabethstraſse 1.
" Dr. Dürnhöfer, Max, Direktor einer Militär-Vorbildungsanstalt. Steglitz, Kurfürstenstraſse 4.
" Dr. Ebeling, Georg. Charlottenburg, Goethestraſse 56.
" Dr. Ebering, E. Berlin W. 9, Linkstraſse 16.
" Engel, H., Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 1 a.
" Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
" Dr. Flindt, Oberlehrer. Charlottenburg, Schlüterstr. 19.
" Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
" Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Schöneberg, Kaiser-Friedrich-Straſse 19.
" Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.
" Dr. Gropp, Ernst, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 16.
" Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Victoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
" Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.
" Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.
" Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin NW., Dorotheenstraſse 90 II.

Herr Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der XII. städt. Realschule. Berlin O., Rigaerstraſse 8.

„ Dr. Hecker, Oscar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W., Ansbacher Straſse 48.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berliner Straſse 87 b.

„ Dr. Hendreich, Otto, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Straſse 39.

„ Dr. Henze, W., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 68 III.

„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Straſse 44.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W., Keithstraſse 21.

„ Dr. Hirsch, Richard, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädt. Realgymnasium. Charlottenburg, Stuttgarter Platz 6.

„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstraſse 25.

„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.

„ Dr. Huot, P., Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51 II.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannisthal, Waldstraſse 5.

„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

„ Dr. Keesebiter, O., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Kurfürstendamm 132 a.

„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

„ Dr. Keller, Wolfgang, Lektor der englischen Sprache an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. Knörk, Otto, Oberlehrer an der Realschule in Groſs-Lichterfelde, Drakestraſse 48 I.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Lehrer am V. Kaiserl. Gymnasium. St. Petersburg, Sadowaja Uliça Nr. 80 II, Quartier 12.

„ Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Motzstraſse 76.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straſse 90 I.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Straſse 17 part.

„ Le Tourneau, Marcel. Berlin W., Lützowstraſse 42.

„ Liebau, Geheimer Rechnungsrat im Reichsamt des Inneren. Berlin SW., Dessauerstraſse 18 II.

Herr Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straße 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straße 8 a.
„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Kaiserallee 85.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW., Kleinbeerenstraße 5.
„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymnasium. Berlin SO., Melchiorstraße 31.
„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraße 6 III.
„ v. Mauntz, A., Oberstleut. a. D. Berlin W., Kleiststraße 34 III.
„ Dr. Memelsdorff, Max, Hilfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin NW., Melanchthonstraße 28.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Direktor der I. städtischen Realschule. Berlin S., Alexandrinenstraße 5/6.
„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straße 3.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraße 12.
„ Dr. Müller, August, Ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Großbeerenstraße 55 part.
„ Dr. Münch, Wilhelm, Geheimer Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W., Motzstraße 91.
„ Dr. Naetebus, Gotthold. Steglitz, Hohenzollernstraße 3.
„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraße 88.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer an der VIII. städt. Realschule. Charlottenburg, Goethestraße 81 III.
„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraße 76 II.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 50, Rankestraße 24 III.
„ Dr. Penner, Emil, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Richthofenstraße 32 II.
„ Reich, Oberlehrer am Gymnasium. Gr.-Lichterfelde, Schillerstraße 22.
„ Dr. Risop, Alfred, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW., Waterloufer 16.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraße 12.

Herr Dr. Roediger, Max, außerord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 140 III.

" Roettgers, Benno, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstraße 83.

" Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraße 76.

" Rossi, Kgl. italienischer Vize-Konsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.

" Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraße 5 I.

" Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straße 22.

" Dr. Sachse, Richard, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Spandauer Straße 4.

" Dr. Schleich, Gustav, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO., Lebuser Straße 2.

" Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraße 29.

" Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstraße 22.

" Dr. Schmidt, Immanuel, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt a. D. Gr.-Lichterfelde, Drakestraße 57.

" Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraße 29 III.

" Dr. Schultz-Gora, Oscar, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Kantstraße 147.

" Dr. Schulze, Alfred, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde, Margaretenstraße 7 I.

" Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraße 11.

" Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N., Hochstraße 21—24.

" Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 52.

" Dr. Simon, Philipp. Berlin S., Sebastianstraße 25.

" Sohier, Albert, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie und an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin NW., Schiffbauerdamm 36.

" Dr. Speranza, Giovanni. Berlin N., Pappelallee 112.

" Speyer, Friedrich, Oberlehrer am Königlichen Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Zehlendorf, Heidestraße 1.

" Dr. Strohmeyer, Fritz. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.

" Dr. Strohmeyer, Hans, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.

" Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Realschule zu Schöneberg. Friedenau, Illstraße 9.

Herr Dr. Tanger, Gustav, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule, Professor an der Technischen Hochschule. Berlin S., Elisabethufer 32 III.
„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 73.
„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 25.
„ Dr. Truelsen, Heinrich, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.
„ Uhland, Moritz, Lehrer an der Central Higher Grade Board School. 209 Brunswick Street, Oxford Road, Manchester (England).
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C. 19, Niederwallstraſse 12.
„ Dr. Vatke, Theodor. Groſs-Lichterfelde, Augustastraſse 27.
„ Dr. Waetzoldt, Stephan, Professor, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten. Berlin W., Zietenstraſse 27 II.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraſse 4.
„ Dr. Werner, R., Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Groſsbeerenstraſse 55.
„ Wetzel, Emil, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin S., Wilmstraſse 8.
„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Friedenau, Moselstraſse 10.
„ Wetzel, Karl, Oberlehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Seehofstraſse 4.
„ Dr. Wichmann, Oscar, Professor, Oberlehrer am Gymnasium zu Eberswalde, Kaiser-Friedrich-Straſse 3.
„ Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin O. 27, Blumenstraſse 76 II.

C. *Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Herr Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Jarnik, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Mommsen, Tycho, Prof., Direktor a. D., Frankfurt a. M.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymn. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Rofsleben.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Richard M. Meyer, Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Mit drei Bildnissen. Zweite Auflage. Berlin, Hofmann u. Co., 1898. XXXII und 747 S. 8°.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen und bringt dem deutschen Publikum Ehre, dafs Meyers Arbeit über Goethe schon nach vier Jahren in zweiter Auflage erscheinen mufste. Haben wir doch seit geraumer Zeit kein anregenderes und geistreicheres Goethebuch erhalten als eben dieses. Es ist ein Werk, dessen Verfasser den Mut einer eigenen, oft etwas paradoxen Meinung hat; ein Werk, dem wohl kein Leser in allen Einzelheiten zustimmen, über das er sich vielmehr oft gründlich ärgern wird; ein Werk aber, das erfrischend wirkt, weil es jeden auffordert, seinerseits selbständig zu werden.

Da wir das Buch nicht als eine neue, sondern nur als eine verbesserte Erscheinung zu würdigen haben, so ist hier nicht der Ort, es im ganzen Umfang zu analysieren; nur sei auf seine gröfsten Vorzüge kurz hingewiesen: auf die besonnene Charakteristik mancher Personen aus Goethes Jugendzeit, die von anderen meistens über- oder unterschätzt werden, nämlich Oeser, Lenz und Merck; auf das feine Hineinarbeiten so mancher Goethischer oder Goethisch-Herderischer Begriffe, wie d u m p f, o r i g i n e l l, G e g e n w a r t, S t i l l e; auf die vorzüglichen Abschnitte über Spinoza, die italienische Reise, die Wahlverwandtschaften; auf die Kapitel über 'Hermann und Dorothea' und die 'Natürliche Tochter', über denen wirklich jenes Undefinierbare liegt, das wir eine harmonische Stimmung nennen.

Daneben mufs man freilich auch in der zweiten Auflage manches hinnehmen, was anfechtbar bleibt. M. hat für die Eingangskapitel 'Dichtung und Wahrheit' oft zu gläubig benutzt. Jene Eindichtungen fremder Kunstwerke in Goethes eigenes Leben, von denen M. 39, 28 ff. spricht, gehören bewufst doch erst dem Alter des Dichters an; vorsichtiger äufsert sich M. denn auch 105, 12 ff. — Der Vf. liebt es ferner, Goethische Lebensentschlüsse zu vereinfachen, zu konstruieren und als natürlich hinzustellen, auch wo sie (wie 400, 8) ebensogut anders hätten eintreffen können; daneben sind manche Vordeutungen (21, 1; 33, 30 u. s. w.) leicht mifszuverstehen. —

Auch der Vortrag ist der gleiche geblieben wie in der ersten Auflage. M.'s lebhafter Geist läfst ihm keine Lust und kein Behagen am Erzählen zu; er mufs debattieren. Und nun springt der Vf. beständig, ohne dafs man im einzelnen Fall den Grund einsieht, vom Praeteritum zum Praesens historicum über, dessen wohlberechneter, sparsamer Gebrauch ja schöne Wirkung thun könnte, dessen nervöses ungoethisches Zuviel aber eine flackernde Unruhe in das Buch trägt und daneben an anderen Stellen (z. B. 412 f.) eine Dürre, wie sie den Tabellen und Leitfäden eignet, aus denen wir in der Jugend die Weltgeschichte gelernt haben. So wird M.'s Stil, entgegen der Kleidervorschrift des Polonius, mehr bunt als reich. Vielleicht dafs hier doch in einer dritten Auflage zu helfen wäre. — Verstärkt wird diese Buntheit noch durch das Hereinziehen ungezählter Nebenbemerkungen. M. ist der Belesensten einer; und wir danken seinen geistvollen Kombinationen schon viele Anregungen und hoffen auf weitere Gaben. Aber alles an seinem Ort; wo Goethe ungestört sich entfalten sollte, da war's doch nicht nötig, dafs alle Augenblicke ein anderer den Kopf durch die Thür steckte: Keller und C. F. Meyer, Ibsen und Nietzsche, Auerbach und Storm, Heyse und Wildenbruch, Hebbel und Grillparzer, Fouqué und die Butzenscheibendichter, Platen und Immermann, Chamisso und Annette von Droste, Arnim, die Goncourts, Karl Hase, Renan, Wilhelm Müller, Richard Wagner (bei dem übrigens S. 467 das 'Rheingold', nicht 'Siegfried' zu citieren war) und sogar Boulanger, der brav' général. Eine wahre Walpurgisnacht! — Begreiflicher, wenn auch immer noch nicht begreiflich war es, dafs M. einer ebenso langen Reihe von Goetheforschern inmitten seiner Darstellung Platz gönnte. Die Gesinnung ist ja rühmlich; er wollte den hervorragendsten seiner Vor- und Mitarbeiter seinen Dank abstatten. Aber mufste das gerade in der Goethe-Biographie selbst geschehen? War nicht der Anhang dafür der Platz? Unter allen gelehrten Werken hat doch die Biographie eines grofsen Mannes den ersten Anspruch, dafs man sie nach Kräften zum Kunstwerk abrunde und ihr den Staub der Werkstatt abputze. Wird aber der Leser in jedem Kapitel darauf hingewiesen, durch welche Mittel und mit wessen Hilfe die Resultate errungen seien, dann ist der künstlerische Genufs sehr getrübt. Diese störenden Zuthaten nehmen sich aus, wie wenn an einem fertigen Hause noch Teile des Gerüstes stehen geblieben wären, oder als hätte ein Schneider ein Staatskleid noch mit den weifsen Reihfäden abgeliefert. Aber M. hat diesen Eindruck einmal gewollt und abermals gewollt; wir müssen uns also bescheiden, und ich will vieles, was über diesen Punkt noch zu sagen wäre, zurückhalten. Schade!

Beantworten wir lieber die Frage, um die es sich in dieser Anzeige vor allem handelt: ob die zweite Auflage des Buches vor der ersten den Vorzug verdiene. In der That gewahrt man an zahlreichen Stellen die bessernde Hand, in der Zuverlässigkeit der Namen (S. 168, 281, 390, 396) und Daten (S. 30, 39, 43, 48, 82, 90, 163, 398 u. s. f.), in der Abgrenzung der Kapitel, in der Anordnung der Erörterungen über den Faust. Glückliche Kürzungen sind zu begrüfsen: die geschmacklosen Bemerkungen über

die runden und ovalen Köpfe Goethischer Geliebten, sowie über die Namen Wolf und Voſs sind beseitigt; hatte sich M. in der ersten Auflage am Ende vieler Kapitel zu einem etwas aufstaffierten Schluſswort zusammengerafft, so wie etwa ein Schauspieler eben vor dem Abgang noch mit erhöhter Lungenkraft einsetzt, so ist solche Kulissenreiſserei jetzt ganz überwunden.

Eine Masse Zusätze bringen gröſseren Reichtum; besonders die Anfangskapitel sind durch anekdotische Züge, durch bunt lebendiges Detail liebenswürdiger geworden, doch auch die späteren Partien weisen eine Menge neuer Briefstellen und Citate auf. Soll ich aus dem inhaltlichen Zuwachs das Bedeutendste hervorheben, so wäre es: 16 f. die Wichtigkeit des Pietismus für den jungen Goethe, 18 das in der ersten Auflage fehlende Geburtsdatum Goethes, 23 Groſsvater Textor, 27 ff. die lange und vielseitige Vorbereitung Goethes fürs Leben, 61 f. und 64 f. Friederike Brion, 70 ff. das Antikenkabinett in Mannheim, 74 ff. Goethe als Rechtsanwalt, 172 ff. Briefe aus der Schweiz, 187 ff. Frau von Stein, 229 f. die schöne Mailänderin, 287 f. das Mädchen von Oberkirch, 291 f. Disciplin am Theater, 327 bis 343 mancherlei zu Wilhelm Meister, 370 f. Propyläen, 378 Euphrosyne, 409 die alte und die neue Jenaer Litteraturzeitung, 470 ff. kleine Erlebnisse aus den Jahren 1808 und 1809, 515 f. über 'Gott, Gemüt und Welt', 522 f. Marianne, 524 f. Goethes pädagogische Interessen, 525 f. Goethe in Köln, 542 f. Ballade, 543 ff. Sprüche in Prosa, 594 bis 602 zu den Wanderjahren. Manches ist freilich überflüssig (37 f.), manches auch nur flüchtig (85 ff.) oder ungeschickt (42 f.) redigiert, manches (143 f.) wohl nur momentaner Einfall.

Allen diesen Zusätzen aber ist eines eigen: sie haben den alten Text gar nicht beeinfluſst. Man sollte meinen, bei Erweiterung eines organischen, einheitlichen Werkes müſsten ganze Teile wieder auf die Kapelle gebracht, eingeschmolzen und umgegossen werden. Bei M. ist es anders. Ihm ist es möglich gewesen, seine Ergänzungen als bloſse Interpolationen jedesmal zwischen zwei völlig unverändert bleibende Sätze der ersten Auflage einzuschieben. Das ist uns schon ein Fingerzeig dafür, daſs seine Goethe-Biographie nicht als eine Einheit im strengsten Sinne von ihm empfunden ist; geplant, gedacht vielleicht, aber nicht empfunden. Rein äuſserlich ist eine Einheitlichkeit des Werkes mit Leichtigkeit nachzuweisen; es ist ein groſses Verdienst des Buches, daſs ungeachtet alles Nebenwerkes Goethe in jeder Minute im Mittelpunkt der Betrachtung steht, während andere Verfasser ihre Helden in langen Exkursen oft über Gebühr aus den Augen verlieren. Innerlich aber zerfällt M.'s Arbeit nach Struktur und Vortrag in eine Reihe von raisonnierenden, nach Selbständigkeit strebenden Essays. Bezeichnend ist dafür die Art, wie Dichtungen und Personen eingeführt werden, S. 351 die Xenien, S. 120 Lili, die doch früher in der Darstellung nie erwähnt waren. Bezeichnend ist auch noch ein Zweites: es ist einer der gröſsten Vorzüge der M.'schen Arbeit, daſs hier nie der Versuch gemacht wird, Goethes Anlage und Entwickelung auf eine starre Formel zu bringen. Dafür jedoch sind sie in hundert Formeln

gefaſst, deren Gültigkeit oft nur für ganz kurze Wegstrecken ausreicht. Ein Beispiel für viele (ich wähle absichtlich eine Zusatzstelle der zweiten Auflage): Der erste Satz auf S. 146 ('Goethes ganze Poesie wurzelt in seiner Lyrik'), der völlig unvermittelt auftaucht, hat eine Fassung, als solle er ein Leitmotiv für das Buch vom Anfang bis zum Ende sein. Aber in dem ganzen Abschnitt S. 1 bis 145, in dem doch viel von Goethes Poesie die Rede war, sehen wir uns vergeblich nach dem Beweismaterial für jene Behauptung um. Solche Lapidarsätze, deren Tragweite nicht ausgenutzt ist, stehen in dem Buch in groſser Zahl, haben aber trotz ihrer gelegentlichen Unanfechtbarkeit in diesem dichten Gedränge nur die Geltung von momentanen Einfällen, von Gedankensplittern.

Nun stand M. vor der Frage: sollte er in einer zweiten Auflage die von auſsen wirkenden, zum Mittelpunkt drängenden oder die im Innern thätigen, centrifugalen Kräfte des Buches verstärken? Und da ist die Thatsache nicht zu verhüllen: er hat an seinem eigenen Kinde grausam gehandelt. Er muſs die Monumentalität und Einheitlichkeit seines Buches schon vor der Neubearbeitung preisgegeben haben, sonst wäre es unbegreiflich, wie er manche Interpolationen zwischen die einst fester gefügten Sätze einkeilen konnte, daſs sie dasitzen wie ein Pfahl im Fleisch. Brutal (ich finde kein anderes Wort) ist vor allem das neugeschriebene Kapitel über Goethes Lyrik hineingeschoben. Man denke nur: durch sein ganzes Buch hin bestrebt sich M., Goethe im Werden zu zeigen, seine Kunst zu leben, zu schauen, zu dichten, alles im Fluſs. Und gerade die Lyrik, diese zarteste Blüte Goethischen Gemütes, handelt er summarisch ab, Lyrik des Jünglings, Mannes und Greises auf einmal in einem ganz isoliert stehenden Essay; und diesen Aufsatz, der als eine Art Rückblick am Ende des Buches vielleicht eine Stelle gehabt hätte, drängt er ein zwischen 'Clavigo' und 'Stella'.

Nach der formalen Seite also kann man die zweite Auflage nicht als eine verbesserte bezeichnen; stofflich allerdings ragt sie über die erste hinaus, und es will wenig sagen, wenn ich hier ein paar Berichtigungen zusammenstelle. Zu S. 12: Goethes Vater war doch nicht 'fritzisch' gesinnt; dies Wort hat ja eben der alte Dichter für sich ganz allein erfunden, nur um seine Knabenbegeisterung für die Person Friedrichs des Groſsen zu bezeichnen. Rat Goethe stand mit seiner Sympathie einfach auf Seite Preuſsens.

Zu S. 54: das Verhältnis Goethes zu Charitas Meixner gehört der Zeit vor den Leipziger Jahren an. Wenige Zeilen später ist das Mephisto-Citat wohl nur durch Gedächtnisfehler entstellt worden.

Zu S. 120 (auch 151, 159 u. ö.): Goethe hat in unbeirrbar richtigem Sprachgefühl seine Ballade stets betitelt 'Der König in Thule'; ein König von Thule wäre ganz was anderes.

Zu S. 120 ff.: Die Reihenfolge der einzelnen Bestandteile von Kapitel VIII ist (wie in der ersten Auflage) im Inhaltsverzeichnis falsch angegeben.

Zu S. 350 f.: In 'Alexis und Dora', wo doch sogar mit Kanonen

geschossen wird, scheint mir das antike Kostüm nicht streng gewahrt zu sein.

S. 440 sollte das Citat lauten: Mein Leid ertönt der unbekannten Menge, wie in der ersten Fassung der zweiten römischen Elegie.

S. 494 u. ö. findet sich, wie in der ersten Auflage, eine ganz üble Neuerung, nämlich der verschlimmbesserte Titel 'Wahrheit und Dichtung'. Goethe hat, und wär's auch nur aus Gründen des Wohllauts, gesagt 'Dichtung und Wahrheit'; und wir sind nicht befugt, ihm die Titelblätter seiner Werke zu korrigieren. Solche Einfälle, die M. in schwacher Stunde hat, sind ihm auch gar nicht Ernst; denn S. 497, 499, 505, 509, 573 u. s. w. sagt er ruhig wieder 'Dichtung und Wahrheit'. Und dabei möge es bleiben.

S. 531, 1 lies entmanteln, nicht entmänteln.

Drei Bildnisse sind dem Werke beigegeben und werden dem Leser willkommen sein. Im übrigen bedeutet die Buchausstattung, die wohl der Verleger angeordnet hat, gegen die erste Auflage einen Rückschritt. Dieselben Vignetten, die man sinnvoll verteilt unter den einzelnen Kapiteln von Harnacks 'Schiller' findet, 'zieren' auch Meyers 'Goethe' und werfen ihre Schatten durchs Papier. Man wird diese Schnirkel wohl als die Normalvignetten aller 'führenden Geister' anzusehen haben und sie noch oft in den künftigen Bänden bewundern dürfen.

Es ist zu hoffen, daſs die vielleicht etwas eilig redigierte zweite Auflage nur ein Durchgangsstadium für das M.'sche Buch bedeutet und daſs auf dem vorhandenen ausgezeichneten Fundament eine dritte Auflage in strengerer formaler Ausbildung erwächst. Findet der Verfasser hierzu Lust und Ruhe, so dürften in der Goethe-Litteratur nur wenige Werke sich dem seinigen an die Seite stellen.

Leipzig. Albert Köster.

O. Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg. Ostern 1899. Hamburg 1899. 29 S. gr. 8.

Im Gegensatz zu den romanischen Sprachen zeigen die germanischen bekanntlich eine starke Neigung zur Zusammensetzung, das ist ein Vorteil, insofern es eine gröſsere Bequemlichkeit des Ausdrucks und eine Abgeschlossenheit des Kompositums gegenüber den anderen Wörtern im Satze bedingt, ein Nachteil, weil die Leichtigkeit der Verbindung oft zu schwerfälliger Länge der Wortgebilde verführt. Die einzelnen Glieder der Zusammensetzung verkrüppeln oft und verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung (vgl. -lich, -heit, -schaft, -tum, -bar, -haft u. a., Junker, Jungfer u. a.).

Eine eigenartige Stellung nehmen die verstärkenden Zusammensetzungen ein, bei denen der Begriff des Grundwortes nicht wie bei den gewöhnlichen Zusammensetzungen durch das erste Glied eingeschränkt, sondern im Gegenteil gesteigert wird.

Steigern lassen sich auf diese Weise im Deutschen sowohl substantivische als auch adjektivische Begriffe, von denen Hauschild in dieser Abhandlung die letzteren bespricht. Einige Beispiele zeigen am besten, um was es sich handelt: *mutterseelenallein, splitterfasernackt, sperrangelweit, funkelnagelneu, sternhagelvoll, blutarm, steinreich, piekfein, schlohweifs, knallrot, stichdunkel, spinnefeind, kreuzfidel, mausetot, rattekahl* u. a. Die Zahl dieser eigentümlichen Wortbildungen ist aufserordentlich grofs, in der Umgangssprache kommt nur ein verhältnismäfsig kleiner Teil vor, die Hauptmasse führt in den Mundarten ein wenig beachtetes Dasein. Brückner (Die Volkssuperlative im Hennebergischen, Frommanns deutsche Mundarten I, 229—238) hat eine sorgfältige Sammlung für den ostfränkischen Dialekt der ehemaligen Grafschaft Henneberg veranstaltet und hat 400 solcher Zusammensetzungen aufgezählt. Zur Verstärkung des einzigen Wortes *voll* sind in der Schweiz allein etwa 50 verschiedene Formen in Gebrauch. Das Verstärkungswörtchen ist dem Bedeutungsverluste ganz besonders ausgesetzt, nur so sind Ausdrücke zu verstehen, wie *höllisch fromm, arg gut, wild hübsch, häfslich schön* u. a. Zu unterscheiden ist zwischen *blútàrm* (arm an Blut) und blùtárm (sehr arm), steínreìch (reich an Steinen) und steìnreích (sehr reich). Die Zahl der Verstärkungen kann bis auf drei steigen, z. B. *pechkohlrabenschwarz*, tirol. *schneeblühriesełweifs*, bair. *funkelspelternagelneu.*

Hauschild behandelt nun auf S. 5 ff. die verschiedenen Arten der Verstärkung. Tobler (Über die verstärkenden Zusammensetzungen im Deutschen, Frommanns Zeitschr. f. Deutsche Mundarten V (1858), S. 1—30, 180—201, 302—310) hat sie in unmittelbare und mittelbare Verstärkungen eingeteilt, während Dony (Über einige volkstümliche Begriffsverstärkungen bei deutschen und englischen Adjektiven. Programm der höheren Bürgerschule zu Spremberg 1865) die rein äufserliche Einteilung nach Wortarten bevorzugt hat, die allerdings das innere Wesen der Verstärkung wenig berührt. Hauschild schlägt folgenden Weg ein, um eine einigermafsen strenge Scheidung zu erreichen:

A. Begriffliche Verstärkung.

1) Das erste Wort nennt einen Gegenstand, dem die Eigenschaft in hervorragendem Mafse zukommt (Vergleichung); z. B.: stockblind, steinreich u. a.;

2) es bezeichnet die (mögliche) äufserste Folge des gesteigerten Begriffes, z. B.: todfeind, blutarm u. a.;

3) die die Steigerung enthaltende Ursache, z. B.: winterlang oder wehmutweich und schlummermüde (bei Heine);

4) die Eigenschaft wird in Beziehung gebracht zur ganzen Erde, Welt u. s. w.; z. B.: leutfremd, weltfremd, tirol. gotsschändig;

5) das erste Wort bezeichnet völliges Durchdringen des Inneren mit der gedachten Eigenschaft; z. B.: durchnafs (Grimm Gr. II, 770), grundgut;

6) eine Absonderung von dem Gewöhnlichen, z. B.: überglücklich, erzdumm;

7) Steigerung durch Verdoppelung des Begriffes (Synonyma), z. B.: liebwert, offenkundig, windschief u. a.; frank und frei;

8) durch voraufgehende Ausrufung (Schwur, Fluch), z. B.: kreuzbrav, himmel- und höllenangst, hundsmüde.

B. Lautliche Verstärkung.

9) Steigerung durch Reduplikation und Alliteration, z B.: blitzblau, nagelneu, windelweich u. a.

Übergänge von einer Gruppe zur anderen, oft ganz allmähliche, kommen natürlich auch hier vor und erschweren die Anordnung.

Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser die Verstärkung bei einzelnen Eigenschaftswörtern, z. B.: allein, alt, böse, feind, finster, ganz, reich u. a.

Die Arbeit bringt weniger Neues, aber sie zwingt durch die Reichhaltigkeit und geschickte Anordnung des Stoffes zum Nachdenken über manche auf den ersten Blick unverständliche Bildung der Sprache, besonders in den Dialekten.

Doberan i. M. O. Glöde.

Von der letzten Londoner Theaterseason.

Inhalt.

Wollte ich mit der unzureichenden Einseitigkeit eines Pauschalurteiles meine Eindrücke vom heutigen Londoner Theater in einen Satz zusammendrängen, so dürfte ich sagen: es ist schlecht, aber interessant. Es ist schlecht, nicht nur weil so wenig Gutes geboten wird, sondern hauptsächlich weil sich nirgends eine vorherrschende und Richtung gebende künstlerische Idee zeigt, es ist aber interessant sowohl durch die berückende Fülle eigenartiger Erscheinungen wie vornehmlich durch die kulturelle Bodenständigkeit dieser Erscheinungen. Wenn auch das Gebotene an sich meistenteils wertlos ist, so fesselt es in Hinblick auf seine Daseinsbedingungen. Im freien England gehört auch das Drama zur freien Kunst, auf sich selbst gestellt erwächst es seinem natürlichen Nährboden, dem Geschmacke der Zuschauer. So fordert das Londoner Theater bezeichnenderweise mehr zu einer socialen als ästhetischen Betrachtung heraus. Der Saal ist interessanter als die Bühne, das Publikum ist wichtiger als der Dichter und Schauspieler, denn nirgends ist das Publikum so sehr der Herr des Dramas, sind Dichter und Schauspieler so sehr die Diener des Publikums als eben in London.

So war es ja in England immer gewesen. Im Mittelalter hat der Geschmack des Publikums das kirchliche Drama der Geistlichen verweltlicht, das abstrakte der Gelehrten konkretisiert, in der Zeit der Frührenaissance

vor Shakespeare das fremde nationalisiert, in der Hochrenaissance den künstlerischen Hochflug Shakespeares gehemmt, in der Spätrenaissance nach Shakespeare die Kunst verkünstelt, mit der anbrechenden puritanischen Revolution allen Bühnen durch behördliche Schliefsung überhaupt den Garaus gemacht. Später kehrt sich gegen das von oben protegierte, stark französisierende Restaurationsdrama wiederum das Volk; aber es ist zahmer geworden in seinem Puritanismus, es verphilistert nun blofs die Bühne. Freilich, die künstlerischen Anregungen, die Kunstprogramme kommen immer von einer Kaste, seien das nun Geistliche, Gelehrte, Gebildete, Höfische, und die Kaste arbeitet propagandistisch oder egoistisch, sie will die Masse belehren oder sich unterhalten. Spielt aber die Kaste den Wirt, so mufs die Masse die Zeche bezahlen, für ihr Geld macht sie aber dann auch ihren Geschmack geltend — abwechselnd zum Vorteil oder Nachteil der dramatischen Kunst, immer jedoch bleibt die Masse am Ende siegreich.

So ist es auch heute noch. Nur das Ergebnis ist dermalen ein anderes als früher dank des nicht nur in seinem Geschmack, sondern auch in seinem Wesen völlig veränderten Londoner Publikums.

Um die Möglichkeit des souveränen Einflusses seitens des Publikums auf das Theater zu verstehen, genügt ein Blick auf seine Organisation. Sie ist eigenartig, erklärt sich aber restlos aus der traurigen Formel: Das Theater ist Geschäft. Damit ist schon gesagt, dafs es in London weder eine höfische, staatliche, noch städtische oder sonst korporative Bühne giebt. Das Theater ist vom Standpunkt der Unternehmung aus immer Privatsache. Das hat ja sicherlich auch seine guten Seiten. Es fehlen all die beengenden Rücksichten auf politische, konfessionelle, gesellschaftliche oder gar einzelpersönliche Neigungen und Abneigungen am Hof oder im Stadtrat. Das Repertoire bleibt frei. Aber in dieser Freiheit findet es keine Stütze geistiger Art. Es fehlt das künstlerische Programm, das ja im Korporationstheater — weil offiziell — wenigstens theoretisch gut sein mufs. Und es findet das Repertoire keinen Rückhalt materieller Art gegen das Publikum, um das theoretisch gute Programm praktisch ausführen zu können, sei es, dafs gegen die Tagesströmung besseres Altes zu erhalten oder besseres Neues durchzudrücken wäre. Es mangelt also in London am stetigen Programm, das offiziell gegeben und gehalten würde.

Es mangelt aber auch an dem Surrogat eines solchen Programms, an einer Bühnentradition. Diese kann freilich nur aus stabilen Verhältnissen erwachsen, die zum mindesten eine langjährige Direktionsleitung voraussetzen. Nun fehlen aber auch 'alte' Direktoren, die in ihrem Haus eine bestimmte dramatische Gattung als dessen künstlerische Besonderheit pflegten. Das kommt daher, dafs es in London nicht 'Haus-', sondern blofs 'Stück'-Direktoren giebt. Ein Direktor — oder, besser, jemand der ein solcher werden will — verschafft sich erst ein Stück, dann mietet er sich ein Theater. Endlich stellt er sich das nötige Künstlerpersonal zu-

sammen. Schlägt das Stück beim Publikum ein, so wird es herabgespielt jeden Tag in der Woche mit Ausnahme vom geheiligten Sonntag, dafür Samstags zweimal als Nachmittags- und Abendvorstellung, oft zwei Jahre lang, so lang als es eben das Haus füllt — und der Direktor wird 'alt'. Fällt es aber durch, d. h. kommt es über beiläufig zwanzig Aufführungen nicht hinaus, so verstirbt der Direktor eines frühen Todes. Die Truppe löst sich auf, das Haus wird weiter vermietet. Hat der Direktor etwa noch ein Stück in Vorrat und besitzt er genug Geld und Mut, so sieht er sich nach einem neuen Haus und Personal um und probiert anderswo und anderswie abermals sein Glück.

Auch dieses System hat seine Vor- und Nachteile. Die guten Folgen springen in die Augen. Jedem Stück kann die denkbar beste Inscenierung zugewendet werden, da mit Zeit und Geld zur Sicherung des klingenden Erfolges nicht gespart werden darf und mufs. Vor allem kann die Rollenbesetzung frei vollzogen werden. Der Direktor ist hierbei nicht an die individuellen Schranken 'seiner' Truppe gebunden, er hat ja keine, sondern es steht ihm im Princip wenigstens die ganze Londoner Künstlerschaft zur Wahl. Versteht er seinen Beruf und hat er die glückliche Hand, so besetzt er jede Rolle mit ihrem besten Interpreten. Statt unserer 'Notbesetzungen' zeigt denn auch das Londoner Theater in der Regel Bühnenfiguren, die ihren Darstellern bis in die individuellsten Details hinein 'liegen'. Weiters kann der Direktor sein Stück durch unglaublich viele Proben bis in die letzten Einzelheiten hinein zur Erstaufführung vollkommen vorbereiten, so dafs — um durch eine Äufserlichkeit den Stand der Vollendung anzudeuten — der Souffleur überflüssig wird. Endlich kann die Ausstattung des Stückes in Bezug auf Dekoration und Kostüme gleichfalls individuell gearbeitet sein, weil ja für jedes Stück eigens immer neugearbeitet wird. Dies die Vorzüge des Systems. Sie werden aber teuer erkauft. Die Nachteile stellen sich in notwendigen oder naheliegenden Übertreibungen ein. Das Spiel wird durch die ununterbrochene Wiederholung allzu korrekt, indem eine Art maschineller Sicherheit dem Ganzen die Frische einer scheinbaren Unmittelbarkeit raubt. Das ist notwendig. Naheliegend ist das Übertreiben der Ausstattung. Im modernen Stück macht sich ein schwerfälliger Verismus breit, im historischen ein zerstreuender Archaismus, so dafs in beiden Fällen das Mittel zur Darstellung sich als Selbstzweck vordrängt, der Rahmen das Bild bedrückt. Auch wir kennen diese 'Meiningerei'.

Der Schaden des Systems greift aber noch tiefer, er gefährdet die künstlerischen Lebensbedingungen der Schauspieler. Wie es den Direktor nur für die Dauer des Stückes giebt, so überlebt auch die Truppe nicht das Stück. Das schafft zwei schwerwiegende Folgen. Einmal fehlt es der Truppe an altgewöhnter Vertrautheit: so sehr sie für das eine Stück zusammengestimmt und gespielt ist, sie wird doch nicht zur Künstlerfamilie, deren Mitglieder einander durchaus verstehen, sich ineinander spielen, wie an den vornehmen deutschen oder französischen Theatern. Dann überwuchert beim einzelnen Darsteller die Specialität: sein Reper-

toire wird zu eng. Er erstarrt mit seiner körperlichen und geistigen Eigenart in einem persönlichen Typus, er bleibt auf der Bühne in jedem Stück derselbe, weil er eben immer nur Rollen spielt, die sich mit seiner Individualität völlig decken. Dadurch bekommt er etwas zu Sicheres in sein Spiel, das nicht mehr spontan, also nicht mehr unmittelbar wirkt. Es hat etwas von fader Selbstverständlichkeit an sich, der Schauspieler wird minder interessant, weil der fesselnde Kampf zwischen Rolle und Mensch fehlt, Rolle und Mensch zu sehr zusammengewachsen sind. Kunst kommt vom Können. Trotz aller Illusion, die uns im ersten Moment des Geniefsens den Meister über sein Werk vergessen läfst, rückt uns doch hinterdrein der Meister ins Bewufstsein, und wir freuen uns seines Könnens. Seine Leistung darf nicht selbstverständlich erscheinen, sie mufs Respekt gebieten. Das Specialitätentum ist nun ein Krebsschaden an der englischen Schauspielkunst, denn es zeitigt bei kleinem Talent den routinierten Handwerker, bei grofsem Talent den brillierenden Virtuosen, doch die Enge des Rollenkreises erdrosselt den wahrhaft grofsen Künstler.

Das Virtuosentum zieht seine Kraft in London überdies noch aus einer organisatorischen Eigenart des dortigen Theaters. Der Direktor oder die Direktrice sind gewöhnlich die ersten Schauspieler ihrer Truppe. Wir stehen vor dem absoluten Starsystem. Aus der persönlichen Einheit von Direktor und Star erwächst diesem Doppelwesen eine zwiefache Macht: innerhalb der Truppe, denn sie besteht aus seinen bezahlten Untergebenen, und gegenüber dem Stück, das er sich von seinem Autor mit der Paraderolle auf den Leib schreiben läfst.

So leidet nicht nur die Schauspielkunst, sondern auch die Dichtkunst unter der Londoner Theaterorganisation. Das nationale Princip des Freihandels erniedrigt die Bühne von einer Kunststätte zur Markthalle, wo Dichtung und Darstellung für den Geschmack des grofsen Publikums lockend hergerichtet werden. Verlockend mufs die Ware ausgestellt sein, denn das Geschäft ist riskant. Hausmieten sind hoch, Gagen übertrieben und der Bühnenluxus ausschweifend. Das verschlingt fabelhafte Summen. Dafür mufs das Publikum aufkommen. Die Eintrittspreise sind somit viel höher als am Kontinent. Für sein vieles Geld will nun das Publikum nach seinem Geschmack bedient werden.

Mit dem Gesagten ist die wichtigste Kategorie des Londoner Theaters skizziert. Es sind die Bühnen des Centrums der Stadt, welche das jeweilig junge Repertoire umfassen, also den modernsten Geschmack spiegeln. Daneben giebt es noch die Vororts- und die Volksbühnen. Trotzdem London in kultureller Hinsicht die Zukunftsstadt Europas ist, hat es dank der konservativen Zähigkeit des englischen Volkscharakters etliche uralte Gewohnheiten lebendig erhalten. Hierzu gehört die lokale Konzentrierung der Arbeit. So besitzt London auch sein Theaterviertel par excellence. Es ist der 'strand' und seine Umgebung. Da stehen eng geprefst die alten Theater — fünfundzwanzig an der Zahl — beisammen. Von nah und fern kommen nach diesem stage-land die Leute gepilgert, zu Fufs, mit bus oder cab, carriage oder underground. Aber selbst mit

der Eisenbahn wird den Fernsten der Weg zu weit, die Zeit zu lang, auch reicht das Viertelhundert Theater für die Masse nicht mehr aus. Darum erstand in den letzten zehn Jahren an der äufsersten Peripherie der Stadt, wo sich ein guter Mittelstand in gesunder Lage neue Vororte geschaffen hat, eine Reihe von Vorortstheatern. Es sind die besten Häuser Londons. Sicher und schön gebaut, bequem eingerichtet, vergleichsweise billig, von mittlerer Gröfse — also für die Intimität des Konversationsdramas wie für das raumschlingende Ausstattungsstück gerade noch brauchbar — eignen sie sich recht gut für ihren Sonderzweck. Hier nämlich werden die neuen Stücke jeglichen Genres, nachdem sie sich im Centrum abgespielt haben, dem peripherischen Publikum geboten. Freilich meist von Truppen zweiter Garnitur, oft aber auch von ersten Künstlern, wenn solche im Centrum gerade keinen Platz gefunden. Da sich das Publikum dieser Theater nur aus der Nachbarschaft rekrutiert, so kann hier ein Stück auch nur kurze Zeit — durchschnittlich eine Woche lang — gespielt werden. So kommen diese Bühnen zu einem gemischten Repertoire in unserem Sinne. Allerdings nur äufserlich und in unkünstlerischer Art. Denn mit den Stücken wechseln auch die Truppen. Nach einer Woche zieht eben die Truppe um ein Haus weiter. Und so geht es um ganz London herum. So sind diese Vorortstheater wesentlich Reprisentheater für die abgespielten Erfolge des Centrums. Repräsentiert dieses die Gegenwart, so die Peripherie die Halbvergangenheit des Londoner dramatischen Geschmackes.

Ganz eigenartig hingegen sind die Volkstheater. Sie stehen meist in der engeren Peripherie der Stadt — man könnte sie Vorstadttheater nennen —, in den eigentlichen Volksvierteln, die sich an die ältere Stadt anlehnen, also hauptsächlich im armen Osten. Die Häuser sind grofs, unbequem und häfslich, weil für die Minder- und Mindestbemittelten und für ein spottbilliges Eintrittsgeld berechnet. Auch hier mufs das Repertoire rasch wechseln, weil die Leute nur aus der Nähe kommen, auch hier vollzieht sich dies nur äufserlich durch Truppenwechsel. Das Repertoire selber ist von zweierlei Art: sekundär und ohne Interesse, soweit es sich aus den derberen Stücken des Centrums aufbaut, die hier sozusagen antiquarisch von Truppen dritter Garnitur feilgeboten werden; primär und ganz eigenartig, soweit es das specifische Londoner Volksstück, das Melodrama bringt. Was das niedere Volk von seinen Dichtern und Schauspielern, von seiner Bühne will, das kann man hier und nur hier studieren.

Überschaut man die Organisation des Londoner Theaters, so errät man sofort seine Devise: Alles für das Publikum! Wie sieht nun dieses Publikum aus? Es ist in seiner Buntheit schwer zu fassen, eine Stadt von über sechs Millionen beherbergt eben vielerlei Volk, vor allem London, die Weltstadt. Und doch würde man irre gehen mit der naheliegenden Vermutung, dafs die riesigen Fremden-Kolonien in London Einflufs auf London hätten. Trotzdem die deutsche oder die französische Kolonie, jede für sich allein, eine sehr respektable deutsche oder franzö-

sische Mittelstadt bevölkern könnte, ist London national-englisch. Es hat die Kraft, seine Fremden entweder sich anzugleichen oder wenigstens kulturell sich zu unterwerfen.

Das englische London ist eine Welt für sich, zusammengesetzt aus allen möglichen socialen Schichten. Es ist eine Arbeits- und Genufsstadt, beides in riesigem Mafsstabe. Das ist nun nicht nur in quantitativer Hinsicht zu verstehen, sondern vor allem in Bezug auf Intensität — dank dem versteckten Temperament dieser starken Rasse. London ist die Stadt der Superlative. Was betrieben wird, wird voll und ganz betrieben im Guten und Schlimmen, im Lächerlichen und Erhabenen. Für das Theater wird dies von entscheidender Wichtigkeit. Sein Publikum scheidet sich nur social in zwei Klassen, in das ständisch-gemischte der Centrums- und Vorortstheater und in das reinproletarische der Volkstheater; psychologisch hingegen trägt es das gleiche Gepräge. Es hat vom aufregenden Arbeits- oder vom erschlaffenden Genufsleben am Abend abgespannte Nerven. Da bedarf es scharfer Reizmittel, um den müdgehetzten Londoner im Theater aufzurütteln. Er will sich dort von des Tages Last erholen, er sucht Unterhaltung. Nicht sammeln zur Kunst, sondern zerstreuen im 'Amüsement' — das ist seine Absicht. Ist er ungebildet, so zieht ihn die naive Schaulust ins Theater, ist er gebildet, so lockt ihn das Raffinement der Bühne. Und die Direktoren sind in dieser Kaufmannsstadt genügend gute Rechner, um ihre Autoren auf die Masseninstinkte zu verpflichten. So gewinnt das modern-englische Drama seine geistige Signatur. Es ist nicht geboren und wird nicht gepflegt im Geiste der Kunst, sondern steht in Sold und Befehl von Theaterdirektoren, d. h. von Kaufleuten, die sich ihre Ware nach der Nachfrage des kaufenden Publikums einlegen.

Das klingt hart, ist aber wahr — wenigstens eine Pauschalwahrheit, die die Massenerscheinungen richtig charakterisiert, wogegen vereinzelt schöne Ausnahmen nichts bedeuten. Diese Wahrheit leuchtet sofort ein, wenn man einen Blik auf das Londoner Gesamtrepertoire wirft. Ungefähr fünfzig gröfsere Theater, in denen allabendlich gespielt wird, kommen hierfür in Betracht. Man sollte denken, dafs mit so vielen Bühnen jedes dramatische Genre vertreten werden könnte in der reichsten Stadt der Welt, der es auch an Theaterfreude nicht gebricht. Doch es fehlt dem Londoner Repertoire auf musikalischem Gebiet die Oper, auf recitierendem die Tragödie. Es fehlen also die ernsten Repräsentanten der hohen Kunst. Sieht man nach dem Gegenteil aus, nach dem meistgepflegten Genre, so ist das auf musikalischem Gebiet die Operette, auf recitierendem die Posse und das Melodrama. Am meisten begehrt werden also jene Gattungen, deren genereller Charakter bereits fast an Entartung der dramatischen Muse streift.

Ich wende mich nun der litterarischen Betrachtung des Londoner Theaters zu. Da es die Aufgabe meiner knappen Skizze nur sein kann, die momentanen Erscheinungen festzulegen und ihre Erklärung aus ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen anzudeuten, so mag damit eine unge-

wöhnliche Einteilung meines Stoffes verziehen werden. Ich will vom gröfsten Machtfaktor im Londoner Theaterleben ausgehen, vom Geschmack des Publikums. Ich will zeigen, was am meisten, was minder 'zieht' und warum. So lege ich meiner Betrachtung die drei erwähnten, meistgepflegten, 'amüsanten' Gattungen zu Grunde. Geht man von jeder derselben aus, steigt man von hier aus auf der ästhetischen Stufenleiter der Verfeinerung in den künstlerischen Ausdrucksmitteln wie im geistigen Gehalte aufwärts, so gelangt man zu sämtlichen dramatischen Genres der modernen Londoner Bühne bis zu den blofs sporadisch vertretenen Blüten der dramatischen Kunst überhaupt. Von der Operette führt der Weg über die Spieloper zur Oper, vom Melodrama über die Historie zur Tragödie, von der Posse über das Lustspiel zum Schauspiel — um die Hauptetappen anzudeuten. Je höher man steigt, desto spärlicher wird die Vertretung der jeweilig feineren Gattung im Londoner Repertoire, Das ist freilich kein gutes Zeichen für den englischen Geschmack, liefse sich aber statistisch erweisen.

Die Operette.

Auch für London besteht die zwar unorganische, aber praktisch scharfe Scheidung des Dramas in seine zwei obersten Kategorien, in das musikalische und recitierende. Ersteres ist heute einzig durch die Operette vertreten.

Natürlich weifs ich, dafs es für beiläufig zwei Monate im Kern der Season ,auch eine Opernstagione giebt. Doch das bedeutet nichts weiter als ein sehr teures Extravergnügen, welches sich die reichen Leute leisten. Dabei sind Repertoire, Dirigenten und Sänger ausländisch, zusammengetrommelt aus allen Welten. Vom nationalen Standpunkt kann daher die Oper als englische Kulturfrucht nicht angesehen werden. Sie ist nicht bodenständig, nicht einmal stabil, sie bleibt episodisch und fremd. Sie hat in Coventgarden nur ihr Londoner 'Absteigquartier'. Als importierter Modeartikel charakterisiert sie nicht den heimischen Geschmack. Sie ist darum auch haltlosen Schwankungen unterworfen, die auf Rechnung fremdländischer Wertung zu setzen sind. So bedeutet die dermalige 'Wagnerei' kaum ein englisches Bedürfnis nach Wagner, sondern vor allem den englischen Respekt vor Wagners kontinentalem Siegeslauf.

Einheimisch hingegen ist die Operette. Sie pafst in ihrem Gattungscharakter für den Londoner Durchschnittsgeschmack ganz aufserordentlich. Sie will 'amüsieren' — in leichter Art und auf verschiedene Weise.

Da ist vor allem die Musik. Leichte Musik, eindrücklich für die härtesten Ohren — und so unmusikalisch der Londoner von Natur aus ist, er liebt Musik ungemein. In allen Schichten schwärmt man an der Themse für Musik oder für das, was man dort dafür hält. London ist das Dorado bettelnder Strafsenmusik aller erdenklicher Drehorgeln, vagierender 'Sänger' und 'Banden', die Heimat der 'music-halls', die Wiege der musikalischen Neureligion der Heilsarmee, in London giebt es kein respektables Bankett, keine gröfsere Gesellschaft ohne 'professionelle' Musik, nirgends ist die Dilettantenplage so grofs wie in London. Die 'town' ist

auch der Operettenseuche verfallen. Die Operette vereinigt theatralisch ganz London. Die 'upper ten' lassen sich zu ihr gern herab, der Mob steigt zu ihr begeistert hinauf, die middle-class fühlt sich bei ihr zu Hause.

Doch nicht vom musikalischen Standpunkte soll sie hier besehen werden, sondern nur insoweit sie zur Litteratur gehört oder gehören will, im Hinblick auf das Libretto. An ein solches stellt man nun im allgemeinen gewiſs keine hohen litterarischen Anforderungen, aber auch die bescheidenste muſs dahingehen, daſs dem Libretto eine in sich geschlossene Handlung von komödienartigem Charakter zu Grunde liege. Gerade die Londoner Bühne hat vor nicht zu langer Zeit klassische Beispiele in Gilberts Libretti zu Sullivans Operetten besessen. Doch jetzt ist das Operetten-Libretto gänzlich in Verfall geraten. Handlung und Figuren sind auseinander gefallen, die Handlung hat sich in eine Reihe von Episoden aufgelöst, die Figuren sind zu komischen Popanzen erstarrt. Kurzum, die Elemente des Organismus sind frei geworden und in der Freiheit verkommen. Was ist nun schuld an dieser Zerreiſsung des Organismus in seine künstlerisch lebensunfähigen Teile? Gewiſs nur die Sucht nach möglichst starken Einzeleffekten, nach Häufung solcher Effekte in solcher Zahl und solchem Wechsel, wie das ein künstlerisches Ganzes nie aufzubringen vermag. Für die feineren Reize einer zusammenhängenden Fabel und für die psychologische Komik möglicher Figuren ist der Londoner stumpf geworden. Er verlangt den prickelnden Zauber der Augenblickswirkung. Nur diese befriedigt noch seine nervöse Ungeduld. Was so in der heutigen Operette an Handlung noch übriggeblieben, das ist fast immer blödsinnig. Der Blödsinn ist aber von zweierlei Art: verschämt oder offenbar. Jener heuchelt im modernen Realismus seiner possenhaft sein wollenden Fabel eine mögliche Handlung, dieser prahlt mit der exotischen Phantasterei seiner burlesk-unmöglichen Vorgänge. Das moderne Libretto will harmlos necken, das exotische satirisch spotten, beide möchten aktuell wirken, indem sie sich — mit oder ohne Maskierung — am Alltagsleben reiben. Die Figuren beider Gattungen haben das Gemeinsame, daſs sie in die zwei gleichen Kategorien zerfallen: sie sind gesellschaftlich oder volkstümlich. Immer stempelt die gleiche Tendenz die ersteren zu unfreiwilligen Trägern der Komik, die letzteren zu freiwilligen. Dieser demokratische Zug sichert die allgemeine Zufriedenheit. Die 'Gesellschaft' läſst sich gern foppen und das 'Volk' gern schmeicheln. Das ist ja eigentlich überall so, nur besonders stark ausgeprägt in London und besonders auffällig für England.

Von 'modernen' Operetten hatte im Gaiety Theatre 'A Runaway Girl' groſsen, in der Opera Comique 'A Good Time' kleinen Erfolg. Als vergröberte Reprisen der Volkstheater sah ich noch im Süden 'The Circus Girl' (Elephant and Castle Theatre) und im Osten 'The French Maid' (Stratford, Borough Theatre). Von 'exotischen' Operetten brachte das Centrum 'A Greek Slave' (Daly's Theatre) bei riesigem Zulauf, während 'The Lucky Star' (Savoy Theatre) nur einen bestrittenen Erfolg errang und 'Great Caesar!' (Comedy Theatre) ziemlich einschlug.

Für die zunehmende Verwirrung und Verwilderung des Geschmacks waren zwei erfolgreiche Operetten des Centrums höchst charakteristisch. Durch Stilmischung zeichnete sich die eine, durch Stillosigkeit die andere traurig aus.

'L'Amour Mouillé' (Lyric Theatre) ist — wie schon der Titel verrät — seinem Ursprung nach französisch. Aber es ist stark 'adaptiert' worden. Die Art der Überarbeitung war recht einfach, es wurde in das Original ungeniert hineinkomponiert und hineingedichtet. Diese 'Adaptation' machte denn auch einen Kontinentalen musikalisch und litterarisch geradezu seekrank, so sehr wurde man zwischen zwei, einander wildfremden Stilen, dem Pariser verflossener Dekaden und dem modernen Londoner fortwährend hin- und hergeschaukelt. Die seefesten Londoner schienen dagegen freilich gefeit. Wenigstens fanden sie Geschmack an diesem stilistischen Potpourri.

Danach ist es nicht zu verwundern, daſs eine amerikanische Operette eigentlich den Vogel abschoſs. Es war im Shaftesbury Theatre 'The Belle of New-York'. Das Libretto ist der nackte Blödsinn. Der Anlage nach 'modern', verschmäht es aber auch nicht die tollsten Exotismen. Es ist universell im Zusammenraffen des miteinander Unpassendsten und darin charakteristisch für den Neo-Amerikanismus. Es ist sentimental-komisch-burlesk-grotesk, alles durcheinander, es ist mit einem Wort die 'music-hall auf der Bühne': inhaltlich toll, formal verwildert. Empfinden und Denken in künstlerischem Sinn ist dem Zuschauer nicht nur überflüssig, sondern wird ihm unmöglich, aber schauen und hören kann er, muſs er. Die musikalischen und scenischen Wirkungen sind so kraftstrotzend, so brutal, daſs der müdeste wie der blasierteste Mensch von ihnen rettungslos erfaſst und in die Tollheit hineingewirbelt wird.

Die Macht der englischen Operette über ihr Publikum erklärt sich zum Teil auch aus gewissen Vorzügen. Sie betreffen die Aufführung. Freilich darf man hierbei nicht an deren wichtigsten Faktor, an die Musik denken. Nirgends hab ich noch so schlecht singen hören wie in der englischen Operette: zum elenden Stimmmaterial der Sänger kommt noch deren mangelhafte Kunst. Hingegen sind die schauspielerischen Leistungen in den wichtigen, komischen Rollen meist groſsartig. Daſs hier die Linie zwischen Theater, music-hall und Cirkus oft verwischt wird, ist freilich nicht zu leugnen, aber effektsicher sind diese englischen Komiker immer, und um so sicherer, je toller ihr Part. Sie leben von der Karikatur, aber die Karikatur hat immer Witz und wird lebendig in ihrer satirischen Persiflage. Freilich erschlägt hierbei die Manier die Natur. Ehrliche Komik als Abbild des Lebens kommt nicht vor. Das ist aber auch nicht zu verlangen. In Stücken, deren Handlung sich vom Möglichen ins Unmögliche outriert hat, müssen auch die Figuren von lebendigen Charakteren zu konventionellen Puppen werden.

Die Operette hat zufolge ihrer universellen Tendenz noch zwei wichtige Lockmittel für ihr buntgemischtes Publikum: den Tanz und die Ausstattung.

Terpsichore ist keine geborene Engländerin, aber eine englische Nationalheilige. Es wird viel getanzt in London, dilettantisch und professionell. Die Hausbälle waren mein Schrecken, die Ballets im Alhambra oder Empire Theatre nur eine kleine Freude. Das englische Ballet ist pompös in seinen Chormassen, lustig in seinen chargierten Solos, aber am Ensemble entbehrt man schmerzlich die Pariser feine Kunst, am Detail die Wiener Individualisierung. Es herrscht in London da und dort die Schablone. Leidet darunter schon das Ballet, wo der Tanz Selbstzweck ist, umsomehr die Operette, wo er nur unorganisch sich eindrängt. Es wird in der Operette ohne Grund viel getanzt, aber ohne viel Kunst, ohne viel Charakteristik, immer aber mit starker Wirkung auf das Publikum, der sich auch der Fremde anfangs nicht zu entziehen vermag, so lange nämlich der Reiz der Neuheit an der ungewohnten nationalen Eigenart und besonders an der Verbindung von Tanz und Gesang vorhält.

Die Ausstattung ist in den Theatern des Centrums blendend. Mit der Anerkennung von Reichtum und Schönheit ist sie blofs nebensächlich charakterisiert. Das sind nur ihre Mittel. Mit diesen schafft sie eine lebendige Kunst, die ihre Eigenstimmung auf den Beschauer überträgt. Die Inscenierung der englischen Operette hat Stil. Sie hat im Dekorativen — von den Coulissen bis zu den Kostümen — ihren organischen Ausdruck gefunden. In der 'modernen' Operette ist das Bühnenbild frei, leicht, graziös, in der 'exotischen' dazu noch spielerisch-verwirrend, das Schauen erzieht hier zum Hören.

Wollte man sich das Wesen der heutigen Londoner Operette knapp skizzieren, so dürfte man sagen, dafs sie schlecht ist, nicht weil sie schwach, sondern überstark geworden. Sie geht an Hypertrophie zu Grunde. Sie hat es verlernt, Mafs zu halten, und hat sich dadurch ihr Libretto, wie ihre Darstellung verdorben, indem sie zu Gunsten von Momentwirkungen die Wirkung des Ganzen zerpflückt hat.

Da schon die Operette so sehr verfallen ist, begreift es sich, dafs die höhere Gattung der Spieloper gar nicht mehr existiert. Nur ein aufstrebender, sich verfeinernder Kunstgeschmack könnte das gute Alte erhalten. Es ist ja noch nicht lange her, dafs Sullivan-Guilbert auch mit ihren feineren Werken das Londoner Publikum in ihren schönen Bann gelegt haben. Heute 'ziehen' sie nicht mehr. Der Geschmack hat sich vergröbert, vermaterialisiert, indem er die derb-sinnlichen Reize der Operette hat wuchern lassen. Damit ist aber auch das Operettenschifflein so havariert, dafs es sich schon bedenklich nah zum Hafen der music-hall flüchtet. Dieses Ungeheuer, das schon so viel Kunst gefressen, kann auch noch die ganze Operette verschlingen.

Das Melodrama.

Wirbt die Operette ihr Publikum oben und unten, ist sie salonfähig und volkstümlich zu gleicher Zeit, so giebt sich das Melodrama ausschliefslich demokratisch. Man könnte es darum nach unserer dramatischen Nomenklatur noch am ehesten mit 'Volksstück' bezeichnen als ein

Drama für das Volk und vom Volke. Allerdings bleibt ein wesentlicher Unterschied bestehen. Denn während unser Volksstück nicht nur mögliche, sondern wahrscheinliche, also typische Vorgänge und Seelenkämpfe aus dem Volksleben zur Darstellung bringt, mithin in Fabel und Figur volksmäſsig ist, beschränkt sich die Volkstümlichkeit des Melodramas bloſs auf die Figuren, da die Fabel phantastisch ins Unwahrscheinliche abschweift. Die Figuren werden vorwiegend aus den unteren Ständen der Kleinbürger und Fabrikarbeiter, Dorfkuraten und Landpächter, Soldaten und Matrosen geholt und in ihren Gewohnheiten und Eigenarten wahr und echt geschildert. Insoweit machen diese Figuren den Eindruck von lebensfrischen, zeitgenössischen Volkstypen. Die Fabel jedoch spiegelt nicht die Alltagswelt dieser Kleinen wieder, stellt und löst nicht ihre Lebensprobleme. Das wäre dem Melodrama zu wenig aufregend, denn es wäre — stofflich genommen — wahrscheinlich, also nicht genug überraschend. Es wäre ihm auch zu schwierig, denn es erfordert zur Darstellung echte Kunst. Das Melodrama ist genügsam: es kleistert seine Fabel nach der Schablone des kriminalistischen Schauerromanes zusammen. Seltsame Vorkommnisse, die nur vom blinden Zufall geschaffen werden, sollen die Phantasie der Zuschauer reizen, eine packende Verwickelung der buntgewürfelten Ereignisse soll die Spannung des Publikums bis zur Nervosität steigern. Erst knapp am Schluſs kommt die Lösung als Knalleffekt. So wird die tolle Possentechnik, die unseren Verstand verwirbelt, hier auf das ernste Drama spekulativ übertragen, obwohl dieses an unser Herz greift. So wird aber auch dieser Stoff bei solcher Technik roh. Die Eindrücklichkeit ist freilich gesichert, jedoch auf Kosten psychologischer Zartheit. Das Melodrama ist brutal.

Um sein Publikum noch stärker packen zu können, färbt es überdies seinen Stoff zeitgenössisch und national. Dadurch schminkt es seinem Trugbild der Wirklichkeit die Wahrheit an, indem es in das volle Menschenleben der heimatlichen Gegenwart hineinzugreifen scheint. Daraus erwächst auch von selbst die dickstrichige Tendenz: Verherrlichung des Englischen im Gegensatz zum Ausländischen. Von den englischen Helden und Heldinnen stechen die ausländischen Bösewichte und Intriguantinnen scharf ab. Das sind denn Spanier nach uralter Tradition, Franzosen im nie ersterbenden Antagonismus, Russen als die geheimnisvollen fremdesten aller Fremden. Das Melodrama ist chauvinistisch.

Künstlerisch charakterisiert es sich durch die Mischung von Simplicität und Raffinement. Simpel sind seine Figuren. Nach der kulturellen Seite hin — also gewissermaſsen stofflich genommen — sind es ständische Typen. Das ist aber nur ihre Auſsenseite. Im geistigen Kern des Charakters werden sie gar einfach, sind sie nichts weiter als ethische Personifikationen von gut und böse. Es fehlt ihnen der einzelpersönliche Zug, die individuelle Mannigfaltigkeit. So erinnern sie an den Puppenapparat der mittelalterlichen Moralitäten. Real an ihnen ist nur ihr Kostüm, das leibliche und geistige, ihre Kleidung und ihre Manieren, das wird dem Leben in allen Einzelheiten täuschend nachgebildet. Ihre Empfindungen

und Handlungen aber bleiben in triebmäfsiger Einseitigkeit stecken. Sie sind prädestiniert zum Guten oder Bösen und folgen ihrer Bestimmung wahllos. Raffiniert ist andererseits die Fabel des Melodramas. Verkünstelt in ihrer verwickelten Komposition strotzt sie dabei von realistischem Detail in der Ausführung. Über das schlechte Gerüst werden bunte Lappen gehängt. Der dralle Realismus der Ausstattung soll über die konstruierte Handlung hinwegtäuschen. So ruht diese dramatische Gattung auf dem Gegensatz der ärmlichen Figuren und der überreichen Fabel. Auf das Gemüt der Zuschauer soll die klare Einfachheit des psychologischen Elementes wirken, während die verschleierte Verwickelung des fabulistischen Elementes den Verstand mit aufregender Neugier gefangen zu nehmen hat.

Das Melodrama ersetzt dem Volke die grofse romantische Tragödie. Hier wie dort wird ein ergreifendes Menschenschicksal dargestellt, wird das Leben in seiner Gänze ausgeschöpft vom tiefsten Ernst bis zur tollsten Heiterkeit, hoch und niedrig wird vor die Rampen gezogen, die ewige Gerechtigkeit löst alle irdischen Wirren in versöhnendem Schlufs. Und dennoch, welcher Abstand zwischen der vornehmen Tragödie und ihrem verpöbelten Surrogat! Das Trauerspiel wird zum Schauspiel. Das hat seine tiefe Bedeutung. In der Tragödie liegt der Konflikt im psychologischen Elemente begründet. Der Held greift in die vom Schicksal gesetzte irdische Ordnung störend und anmafsend ein, er sündigt mit seinem Temperament, er kämpft den ungleichen, aber schönen Kampf gegen die aufgestörten Mächte, denen er endlich verfällt. So ist der Konflikt innerlich erstanden, so wird er auch innerlich gelöst, und zwar tragisch mit der Vernichtung des Helden. Er kann nicht die Schwäche haben, sich zu beugen, denn dann hätte er nie die Stärke besessen, sich aufzulehnen. Im Melodrama haftet der Konflikt am fabulistischen Elemente. Ein äufserlicher Zufall bringt den passiven Helden ins Unglück. Er ist — ob Männlein oder Weiblein — immer die verfolgte Unschuld. Darum kann er auch wieder nur durch eine äufserliche Wendung der Fabel aus seinem Unglück befreit und mit äufserlichem Glück für das ausgestandene Mifsgeschick belohnt werden. Das bedingt aber den Schauspielcharakter des Melodramas. Es ergiebt sich nun aus dem Wesen des Konfliktes nicht nur die gegensätzliche Art der Helden, sondern auch der starke Unterschied der Intriguanten. In der Tragödie sind sie Figuren zweiten Ranges, sie können nur mithelfen in der Umstimmung des Helden, in der Beeinflussung der Fabel; im Melodrama hingegen stehen sie in vorderster Linie: souverän erregen und führen sie die Fabel bis knapp vor den erlösenden Schlufs. Macht man sich den Gegensatz der beiden dramatischen Gattungen im Hinblick auf das Publikum klar, so zeigt sich, dafs in der Tragödie das psychologische Element verwickelt, also schwierig zu fassen ist, während es im Melodrama bei seiner Einfachheit dem Verständnis keine Schwierigkeit bereitet. Hingegen ist die Fabel in der Tragödie einfach, im Melodrama verwickelt. Da diese Verwickelung aber blofs äufserlich bleibt, nur durch die Verschlingung von nakten Fakten ersteht, so

ist im Melodrama auch das fabulistische Element leicht zu fassen. Darum erfordert diese dramatische Gattung zufolge ihrer geistigen Armut keine geistige Anstrengung seitens des Publikums. Das Melodrama ist banal.

Der künstlerische Tiefstand des Melodramas drückt seine Wirkungen: es wird brutal mit seinem Stoff, chauvinistisch mit seiner Tendenz, banal mit seiner Kunst. Trotzdem sichert es sich aber einen von Achtung und Rührung gemischten Eindruck beim fremden Betrachter, denn es ist moralisch. Hiermit wendet es sich an die unverdorbenen Instinkte der Masse. Das lehrt jede Aufführung. Die 'Schlager' der Helden werden von jubelndem Gejohl, die der Intriguanten von wütendem Geheul begleitet. Wenn nach Aktschlufs der Vorhang gefallen ist, wird er etwas zurückgezogen und die Hauptdarsteller passieren davor einzeln der Reihe nach die Vorderbühne, um sich zu bedanken. Die Helden begrüfst tosender Applaus, die Intriguanten wüstes Zischen, erstere schreiten langsam — unter stolzen Bücklingen die Rampe ab, letztere rennen flüchtend vorüber. Als Fremder traut man anfangs kaum seinen Augen und Ohren, so temperamentvoll löst sich die ethische Stimmung dieses merkwürdigen Volkes aus. Im 'kalten' England habe ich das leidenschaftlichste Theaterpublikum der Welt kennen gelernt. Doch es ist nicht die Kunst, die es begeistert; die Freude am Recht, der Hafs gegen das Unrecht weckt hier die Teilnahme am Spiel und steigert sie bis zum selbstvergessenen Mitleben am Drama. Der ethische Puritanismus hat seinerzeit die ästhetische Renaissance erschlagen. Das merkt man heute noch in den Volkstheatern Londons.

Auch die Bühnendarstellung des Melodramas ist von Interesse. Sie gewährt Schlüsse auf die Kunstpsychologie des Volkes. Was die Gebildeten Stil nennen, die Einheit der künstlerischen Ausdrucksformen — mögen sie nun Schönheit oder Wahrheit in der Wiedergabe des dramatischen Scheinlebens bezwecken —, das will das Volk nicht. Es will vielmehr beides, Wahrheit und Schönheit, und zwar in hart aufeinanderprallenden Kontrasten, es schwelgt bei seiner elastischen Illusion in der Abwechselung. So werden denn auch die ernsten und rührenden Partien in getragenem Pathos oder wimmernder Sentimentalität deklamiert, wobei Mimik und Gestik der Schauspieler bis zur konventionellen Balletpose erstarrt; der Pseudo-Idealismus triumphiert. So werden die heiteren und drolligen Partien im derbsten Verismus gebracht, indem sich der niedrigste Dialekt mit der ordinärsten Gebärde und Fratze verbindet. Natur und Unnatur stehen dicht nebeneinander in dieser volkstümlichen Schauspielkunst. Auch die Inscenierung zeigt ähnlich scharfe Kontraste. Die vielverschlungene Fabel erfordert naturgemäfs eine stattliche Reihe von Bühnenbildern, meist über ein Dutzend wie in der romantischen Tragödie. Darum kann die Ausstattung der einzelnen Bilder nur sehr dürftig sein: aus technischen Gründen, weil sich der Scenenwechsel rasch vollziehen mufs; aus ökonomischen, weil im billigen Volkstheater die Dekorationen nicht kostspielig werden dürfen. Das schadet nun nichts. Der frischquellenden Phantasie des Volkes genügen die scenischen Andeutungen

der Bühne, um sich das Bild individuell fertig zu stellen. Nur ab und zu will die derbe Schaulust des grofsen Kindes auch direkt befriedigt werden. Dafür sorgen Autor und Direktor. Eine Scene ist immer brillant entworfen und ausgeführt. Hier feiert der handgreifliche Realismus seinen Triumph.

Das Melodrama steckt also litterarisch, schauspielerisch und scenisch voller Gegensätze. Sie erklären sich aus dem eigenartigen Mischmasch im Charakter seines Publikums. Es ist das niedere Stadtvolk. Vom Volk hat es seine unerzogenen, guten Instinkte, von der Stadt die verzogenen schlechten. Es dürstet nach der biederen Moral wie nach der raffinierten Künstelei. Für die freie, hohe Kunst selber hat es kein Verständnis. Dazu fehlt ihm noch — auch in England noch — die stolze Lebensauffassung von Recht und Pflicht der Selbstbestimmung. Sein Melodrama spiegelt ihm nur die gedrückte Subalternphilosophie von einem zufälligen Schicksal in Glück und Unglück wieder.

Weil sich in den geistigen Lebensbedingungen dieses Publikums nichts ändert, so zeigt auch das Melodrama keine Entwickelung. Die alten Stücke gleichen den neuen wie ein Ei dem anderen. Sie halten sich auch kunterbunt auf dem Repertoire. In diese artistische Gleichförmigkeit bringt nur der Stoff einige Abwechselung. In stofflicher Hinsicht kann man das Melodrama in verschiedene Gattungen teilen. Es ist politisch, social oder gesellschaftlich. Politisch, wenn es — wie in 'The English Rose' (Pavilon Theatre, Mile End E.) — in Irland spielt mit den erschütternden Agrarkämpfen, social, wenn es — wie in 'The Scales of Justice' (Standard Theatre in Shorditch E. C.) die ganze Marine vom Admiral bis zum Bo'sun of H. M. 'Alexandria' mobilisirt, gesellschaftlich, wenn es — wie in 'Woman and Wine' (Princefs's Theatre, Oxford Street) einen schwachmütigen Bummler zwischen einer Londoner Unschuld und Pariser Demimonde pendeln läfst. Diese Gattung verrät mitunter das Streben nach Verfeinerung. Sie liegt freilich mehr im stofflichen Material als in der künstlerischen Ausführung. Dafür spricht: 'The Great Ruby (ursprünglich im Drury Lane Theatre, nun bereits in der Peripherie, so im Shakespeare Theatre von Clapham). Das Milieu rückt hier hinauf bis zum Grenzgebiet von halb deklassierter 'Gesellschaft' und elegant verkapptem Abenteurertum. Damit gelangt auch das Melodrama als Kunstgattung an seine Grenze. Ein Schritt weiter und es wird zum Sittenstück, wenn es seine konstruierten Bühneneffekte gegen Lebenswahrheit eintauscht. Doch das ist ein selten betretener Seitenpfad, die gewöhnliche Verfeinerung schlägt einen anderen Weg ein.

Die Historie.

Das Melodrama ist einer Verfeinerung fähig, was aber nicht einer Verbesserung gleichzusetzen ist. Es verfeinert sich vor dem gemischten, also vorwiegend feinerem Publikum des Centrums. Dieses ist nicht mehr naiv, nicht mehr volkstümlich, hier geben die Gebildeten den Ausschlag, herrscht die Gesellschaft vor. Da verliert dann auch das Melodrama seine

kindliche Urwüchsigkeit. Es wird überlegter und zahmer, es verflacht zu einem marklosen Spektakelstück. Mit dem Melodrama hat dessen Abart die faktenreiche Fabel von spannender Verwickelung gemeinsam, die romanhaft statt lebenswahr wirkt, wie das Melodrama verzichtet sie auf das führende und begründende psychologische Problem, indem sie nicht zeigt, warum etwas geschehen mufste, sondern was alles geschehen kann. So steuert das Spektakelstück auf das äufserlich Interessante los. Notwendigerweise rückt es darum aus der Gegenwart und Umgebung ab, denn die sind — äufserlich betrachtet — zu bekannt, um fesseln zu können. Es wird historisch, weil die halbe Kenntnis des fremdartig-fernliegenden reizt. Überdies bietet sich hierbei auch die gern ergriffene Gelegenheit zu einer sinnbezaubernden Inscenierung. Das grofse Kind, genannt Publikum, ist ja so dankbar für schöne Bilder. Man darf diese aufregenden Schaustücke, diese raffinierten Melodramen wegen ihrer historischen Bildereien rundweg Historien nennen.

War die Quelle des Melodramas der Schauerroman, so wird für die Historie der pseudo-historische Roman oder die fabulierende Memoirenlitteratur ausgebeutet. Bezeichnenderweise spielt hierbei die nationale Geschichte nur eine kleine Rolle. Mit Vorliebe greifen die Autoren nach der effektvollen französischen Geschichte. Dabei erweist sich das Zeitalter der Kabinettsjustiz unter den absoluten Königen gerade so dankbar wie die demokratische Periode der grofsen Revolution. Dorthin gehören von der letzten season 'The Three Musketeers' (in zwei Versionen und zwar in Her Majesty's und in Garrick Theatre, wovon ich nur die letztere gesehen) und 'The Man in the Iron Mask' (Adelphi Theatre), hierher rechnen 'The Only Way' (Prince of Wales Theatre) und 'Robespierre' (Lyceum Theatre — von Sardou 'auf Bestellung geliefert'). Daneben ist nur eine nationale Historie zu verzeichnen: 'In Days of Old' (St. Jame's Theatre) aus der Zeit der Rosenkriege.

Alle diese Stücke leben blofs vom grob stofflichen Interesse. Die litterarische Arbeit ist mehr oder minder gut ausgeführt, das ändert aber nichts am Wesen dieser Dramen, zur Litteratur gehören sie nicht. Ihre Autoren sind nicht dramatische Dichter, sondern Theaterschriftsteller, die, wenn's zum höchsten kommt, effektvolle Stücke liefern. Sie verraten ihre Art und Absicht schon in der technischen Anlage ihrer theatralischen Erzeugnisse. Die Historie bringt bei ihrer stofflichen Ambition die ganze Fabel ihrer Handlung auf die Bühne, aus der stofflichen Verwickelung und Lösung der Geschichte zieht sie ja die Hauptkraft. Darin gleicht sie der romantischen Tragödie. Diese schuf sich seinerzeit für ihre künstlerische Aufgabe die organische Form. Die romantische Tragödientechnik charakterisiert sich durch eine Fülle von Bühnenbildern bei reichlichem Ortswechsel. Weil sie auf die Wirkung der Gesamthandlung ausging, mufste sie fast alle Phasen derselben in Einzelbildern selbständig darstellen. Das that sie, die im epischen Geiste wurzelte, in schroffem Gegensatz zur klassischen, respektive klassizistischen Tragödie, die von der Lyrik ausging. Diese suchte ihre Wirkung nicht in der Handlung

selber, sondern in den Stimmungsreflexen derselben auf die Hauptfiguren, darum wurde hier nur der stimmungskräftigste Teil der Fabel, ihr Schlufs, direkt dramatisiert; daher die klassische Einheit des Ortes und der Zeit. So steht der vielbildigen romantischen die einbildige klassische Tragödie gegenüber zufolge ihrer organisch entwickelten Techniken. Unsere Historie steht in der Mitte: sie besitzt selten mehr als fünf Bilder, die den fünf Akten entsprechen. Vom technischen ins essentielle übersetzt heifst das, die Historie sucht sich aus dem Verlauf der ganzen Fabel fünf Glanzscenen aus, die sie direkt dramatisiert und in die sie alles übrige vom Stoff, so gut es eben geht, hineinprefst. Diese abgekürzte Darstellung genügt einerseits ihrem Stoffhunger und gestattet ihr andererseits Stimmungseffekte. Sie findet diese in der Auswahl und Gruppierung der Glanzscenen, in deren Abfolge Genre und Haupt- und Staatsaktion, Idylle und Raffinement aufeinander platzen, grofsstilige Tiraden mit hausbackener Intimität wechseln. Das alles ist in seiner Ausführung wie in seiner Wirkung gewaltsam, unkünstlerisch und unorganisch, aber effektsicher. Mit dem Effekt ist aber die oberste Absicht erreicht.

Der Historie stehen die besten Theater des Centrums offen, und sie verfügt über die besten Schauspieler, und ihr wird die beste Ausstattung zu teil. Leider werden dadurch die innerlich wertlosen Stücke nicht besser. Sie bleiben schlecht. Ja, sie wirken sogar verschlechternd auf die Schauspielkunst. Ihre eigene effekthaschende Äufserlichkeit degradiert die Kunst der Menschendarstellung zur Virtuosität in der Verkörperung theatralischer Puppen. Die Figur zerfällt aus dem Mangel an Einheitscharakter in verschiedene typische Rollenpartien: der Held ist z. B. streckenweise heroisch, sentimental oder banal, und der Heldendarsteller zieht abwechselnd das betreffende Register auf. So flickt er die Figur — äufserlich wie sie ist — mit äufserlichen Ausdrucksmitteln seines Kunsthandwerks zusammen. Das führt mitunter zu brillanten Kabinettstückchen, an denen man artistisch seine Freude haben kann, wenn ich das Wort, im Gegensatz zu künstlerisch, für seelenlose Künstelei gebrauchen darf. Verdirbt das äufserliche Stück den Kern der Bühnenkunst, die schauspielerische Darstellung, so veredelt es die Schale. Der mise-en-scène werden hinsichtlich Dekoration und Kostüme in ihrer Verlebendigung zum ausdrucksvollen, stimmungszeugenden Bühnenbild Aufgaben gestellt, die so schwierig wie interessant sind und so in künstlerischem Sinne erziehlich wirken. Die mise-en-scène hat denn auch in der Londoner Historie ihren europäischen Höhepunkt erreicht. Die Bühne lebt.

Am eindrücklichsten habe ich das verspürt an der Aufführung eines Stückes, das ich den Historien zureihen mufs, weil es bis auf das historische Moment alle Merkmale dieser Gattung an sich trägt und für das historische Moment nur ein anderes von ähnlicher Wirkung unterschiebt, das exotische. Es betrifft Arthur Jones jüngstes Drama 'Carnac Sahib' (in Her Majesty's Theatre leichtlich durchgefallen). Dieses Stück spielt zwar in der Gegenwart, aber in Englands indischen Garnisonen. So holt sich dieses Spektakelstück seinen Reiz vom exotischen Milieu.

Die Tragödie.

Steigt man von der Historie auf, so gelangt man zur romantischen Tragödie. Beide Gattungen suchen sich das grofse Leben der Grofsen zur Darstellung. Jene löst ihre Aufgabe blofs äufserlich, diese aber innerlich. Der Aufstieg ist kurz, doch schwer. London war die Wiege der romantischen Tragödie, der Tummelplatz ihrer excentrischen Jugend und sah sie heranreifen zur höchsten Vollendung in Shakespeares Meisterwerken. In London verfiel sie auch, so rasch wie sie geworden, so völlig, dafs sie dermalen, ja lange schon tot ist. Tot in jedem Sinne. Es werden neue Stücke nicht geschrieben, alte nicht aufgeführt. Auch die Pietät für die schönste Frucht am litterarischen Baum Englands ist erstorben. Dafs hier und da eine Shakespearesche Tragödie 'in Bearbeitung' gegeben wird, dafs alljährlich in Stratford on Avon durch vierzehn Tage nur Shakespeare gespielt wird, bildet keinen Gegenbeweis. Im ersteren Falle sucht ein virtuoser Schauspieler — oder einer, der sich dafür hält — nach einer Paraderolle und findet ein Publikum für seine bravouröse Leistung oft sehr zweifelhaften Wertes, in letzterem Falle hat man es mit der Privatpietät eines kleinen litterarischen Zirkels zu thun. Ähnlich stände es mit Wagner in Deutschland, wenn er nur in Bayreuth aufgeführt würde, und dies von einer mittelmäfsigen Truppe. Dem grofsen Publikum, dem lebendigen Theater ist der unverfälschte Shakespeare 'Caviar' geworden. So haben denn auch die Theater des Centrums in der letzten season keine einzige Tragödie (ja überhaupt kein Stück) Shakespeares gebracht. Nur 'Hamlet' wurde in der fernsten Peripherie, einmal in Cristal Palace, ein andermal im Grand Theatre von Fulham gemimt: dort in der Hauptrolle von einer Dame, hier von einem alten Komödianten, den der Beifall von der Galerie glauben macht, er lebe noch als Künstler. Den weiblichen 'Hamlet' habe ich versäumt, was ich nach meinen Erfahrungen mit Sarah Bernhard in Paris und Adele Sandrock in Wien nicht bedaure. Der männliche Hamlet bot eine solche Schauerleistung im Mischmasch von Melodramendeklamation, Balletmimik und genrehaftem Realismus, dafs ich nach dem vierten Akt unter donnerndem Applaus des Hauses das Weite suchen mufste.

Dafür hat mich ein Whitechapler Volkstheater mit einer Art von Pöbeltragödie entschädigt. Es war ein altes Stück: 'The great historical drama Jane Shore.' Nahe besehen erwies es sich als Zwitterding zwischen Tragödie und Melodrama, indem es zur modernen Londoner Volksmäfsigkeit die historische englische Gröfse mit zu gewinnen sich bemühte. Jane Shore ist die Heldin und, weil volkstümlich, die verfolgte Unschuld, deren rührende Geschichte einem rührseligen Ende zugeführt wird. Wie die ehrsame, bürgerliche Ehefrau zur brav-duldenden Königsmaitresse wird, wie sie — vom Hof verstofsen — nach Jahren in die Arme des gutmütig-verzeihenden Gatten zurückkehrt, ist der Inhalt des Dramas, der aber nicht als psychologisches Problem behandelt, sondern lediglich als fabulistischer Vorgang breitspurig dargestellt wird. Das befrem-

dende daran ist für unsereinen wieder die ausgleichslustige, gedrückte Subalternphilosophie des Melodramas, die sich in diesem Zwitter verkörpert.

Die Posse.

Die dritte Hauptgattung des gegenwärtigen Londoner Repertoires bildet die Posse. Ihr Bezirk ist nach obenhin, gegen das Lustspiel nicht leicht abzustecken. Die Grenzen verschwinden oft in praxi, wenn auch die beiden Dramenarten theoretisch scharf voneinander abstechen und teilweise in voller Reinheit des Typus auftreten. Der typische Unterschied ist sogar sehr grofs: die Posse ist nur theatralisches Spiel, das sich als solches giebt und keinen Anspruch erhebt, als Spiegelbild des wirklichen Lebens genommen zu werden. Darum erzielt die Posse auch nur eine Heiterkeitswirkung, die sich in hellem Lachen auslöst, sie wendet sich an den Verstand und die Phantasie des Zuschauers, läfst jedoch sein Gemüt unberührt. So erzeugt sie nie Stimmung, denn eine solche erwächst einzig aus herzlicher Teilnahme. Diese setzt aber wieder die Illusion voraus, d. h. eine unwillkürliche Selbsttäuschung des Zuschauers, indem er das Bild des Lebens für das Leben selber nimmt. Der Posse fehlt diese erste Voraussetzung. Das Lustspiel hingegen spiegelt das Leben getreulich wieder, erreicht daher beim Zuschauer die Illusion, erweckt sein Mitgefühl, zeugt Stimmung. Daraus erklärt sich der tiefgreifende, künstlerische Unterschied der beiden Arten. Die Posse hat eine komplizierte Fabel und einfache Figuren, das Lustspiel eine einfache Fabel und komplizierte Figuren. Dort ist die Fabel artistisch gemacht, hier psychologisch bedingt, dort sind die Figuren Typen, hier Individuen, dort ist der Zusammenhang zwischen Fabel und Figur mechanisch, denn die Fabel schiebt die Figur, hier entwickeln die Figuren die Fabel, die Bindung ist organisch.

Die Grenzen zwischen den beiden Arten verwischen sich in praxi oft, und es entstehen Zwittergebilde. Nichts leichter als das. Der Possendichter kann irgend eine Figur oder Figurengruppee, die ihm etwa persönlich näher liegt, individuell anlegen, oder es wächst sich ihm während der Arbeit ein Typus zum Individuum aus, oder er stattet eine Scene mit lebenswahrer Intimität aus und — er steht mit einem Fufs auf dem Boden der höheren Gattung. Der Lustspieldichter andererseits kann während der Arbeit in seiner charakterisierenden Kraft erlahmen: Individualfiguren erstarren ihm im typischen, lebenswarme Scenen erkalten ihm im spielerischen Mechanismus und — er hat sich unversehens in die Possenschablone verfangen. Diese Übergänge von einer Gattung zur anderen müssen nicht schroff sein, können sich in kaum merklichen Nuancen vollziehen. Auch der Zuschauer geht unbewufst mit, er ist ja weiches Wachs in den Händen des Autors. So kann der Gattungszwitter oft noch ein recht wirksames Theaterstück werden. Den Anspruch auf den Charakter eines Kunstwerkes hat er aber freilich verloren.

Meister der Posse sind seit jeher die Franzosen. Ihr scharfer Verstand, ihre bewegliche Phantasie prädestinieren sie hierzu. Das wissen

auch die praktischen Engländer, und darum wimmelt ihre Bühne entweder von direkten Übersetzungen französischer Originale oder sie schaffen nach diesen Vorbildern. Allerdings wird das fremde nationalisiert. Bei den Übersetzungen besorgt dies die schauspielerische Darstellung. Die Folgen sind hier minder erfreulich. Auf der Londoner Bühne werden die Stücke schwerer und derber. Die leichte Grazie wird durch die Schärfe der Kontur ruiniert: das Komische wird burlesk. Im Figuralen siegt die Karikatur über die Charge, im Fabulistischen tritt der Mechanismus der konstruierten Handlung noch deutlicher hervor. So rückt die importierte Posse in England von der Nachbildung des wirklichen Lebens noch weiter ab als das französische Original. Auch dieses verzichtet offen auf Lebenswahrheit, weil es die Vorgänge ins unwahrscheinliche outriert. Der Engländer löst aber jede Verbindung mit dem Leben, um sich an der clownartigen Gelenkigkeit einer burlesken Darstellung zu ergötzen.

Von französichen Übertragungen habe ich mir dermalen nur 'On and Off' (Vaudeville Theatre, Strand) angesehen. Es war Bissons köstlicher 'Contrôleur aux Waggon-lits' und mir eine Neuheit. Weil ich aber seinen Originalstil instinktiv forderte, konnte mir die Vergröberung keine rechte Wirkung machen. Die Engländer aber lagen völlig im tollen Bann des Stückes. Mir passierte das erst letzthin bei einer stilreinen Wiener Aufführung in unserem 'Volkstheater'.

Anders und besser steht es um die englischen Originalpossen. Die Manier der Darstellung bleibt zwar dieselbe, aber in den Stoff kommt ein eigenartiger Einschlag. Die vorbildliche französische Posse hat keinen Erdgeruch. Ihre Vorgänge sind überall gleich möglich, also gleich verständlich. Daher auch ihr internationaler Siegeslauf. Sie wirken nach meiner Erfahrung in Wien, Triest oder Pest, also auf deutsch, italienisch oder ungarisch ebenso stark wie in Paris. Die englische Posse hat aber die — fast möchte ich sagen: abstrakte Handlung ihres Vorbildes insofern konkretisiert, als Milieu und Figuren in ihren Äufserlichkeiten specifisch englisch gemacht werden. Das führt zwar nicht zu eigentlicher Illusion, denn im Kern bleibt die Handlung irreal, aber das heimische Kostüm erzeugt bereits einen wärmeren Ton. Der Germane mufs eben aufser Verstand und Phantasie auch noch sein Gemüt befriedigen. Freilich specialisiert sich dadurch die englische Posse für England. Ihre allzu derbe Manier und ihr heimatliches Kostüm macht sie im Ausland unmöglich. Geschmack und Verständnis fehlen für sie diesseits des Kanals. — Ich habe das an mir selber erfahren. 'Charleys Aunt' wirkte auf mich — trotz früherer Bekanntschaft von einer deutschen Bühne her — in London (natürlich schon in der Peripherie: New Alexandra Theatre, Stoke Newington N.) wie eine Novität. Bei 'My Soldier Boy' (Criterion Theatre) kam ich mit dem ganzen Publikum den ganzen Abend aus dem Lachen nicht heraus, während ich mich letzthin bei der Wiener Premiere im 'Theater an der Wien' wiederum mit dem ganzen Publikum grimmig langweilte.

Für die Rassenstärke der Engländer legt auch die Umbildung der

französischen Posse Zeugnis ab: sie gleichen sich alles an, wovon sie einmal Besitz ergriffen.

Am deutlichsten zeigt das der Zwitter zwischen Posse und Lustspiel: 'A Little Ray of Sunshine' (Royalty Theatre). Bis knapp vor Schlufs ist das Stück die Posse κατἐξοχήν. Sie belebt ihre tolle Situationskomik durch den unwiderstehlichen, trockenen englischen Humor der Hauptfigur. Am Ende aber entgleist die Posse ins Lustspiel, der burleske Mechanismus hat sich abgeschnurrt, ein biederes Familienbild mit sentimentaler Weihnachtsstimmung schliefst das Stück sanft ab. Zu den vielen Thränen, die einem erst das zwerchfellerschütternde Lachen abgeprefst hat, gesellt sich letztlich ein Thränchen herzlicher Rührung.

Das Lustspiel.

Steigt man von der Posse zum Lustspiel auf, so gerät man in einen weiten Kunstbezirk. Wie die Grenzen nach abwärts zur Posse verschwimmen, so läfst sich auch nach aufwärts zum Schauspiel die Scheidungslinie nicht immer leicht finden. Beide Arten zeigen Lebensbilder, und wie im Leben verschlingen sich auch hier Scherz und Ernst. Beide Arten führen den Konflikt zu gutem Ausgang. Doch die Grundstimmung ist verschieden: im Lustspiel darf der Ernst nicht die heitere, im Schauspiel der Scherz nicht die ernste Grundstimmung gefährden. Dabei ist das quantitative Verhältnis der ernsten und heiteren Partien ziemlich belanglos, denn der Gattungscharakter des Stückes wurzelt tiefer im elementaren. Das Lustspiel zieht seine vorherrschende Heiterkeit aus dem psychologischen Elemente, wogegen eine etwa streckenweise ernst geführte Fabel nichts ausmacht; das Schauspiel gewinnt seinen durchschlagenden Erfolg gleichfalls aus den Figuren, deren Stimmung gebende Kraft vereinzelte heitere Etappen der Fabel nicht brechen können. So erzeugt das psychologische Element als das wichtigere die Grundstimmung, während das fabulistische nur episodisch eine vorüberhuschende Kontraststimmung auslöst. Diesen verschiedenen Funktionen entspricht auch die Verschiedenheit der beiden Elemente in Hinblick auf den Dichter. Die dramatische Fabel ist naturgemäfs wandelbarer in seinen Händen als die dramatische Figur. Er hat die Handlung viel mehr in seiner Gewalt als den Charakter. Dieser mufs, weil er komplizierter, also schwieriger darzustellen ist, völlig oder ziemlich stabil bleiben, damit er verständlich werde und in Klarheit kräftig wirke. Die Handlung hingegen ist als eine Reihe von direkt sich abspielender Fakten an sich leicht zu fassen, kann also beliebig geführt werden, ohne hierdurch an Deutlichkeit und damit an Eindrücklichkeit zu verlieren. Der Charakter ist ein Organismus, dessen Entwickelung inneren psychologischen Gesetzen folgt, die Handlung ein Mechanismus, in dessen Entfaltung oft der Zufall eingreift. So verhalten sich Lustspiel und Schauspiel theoretisch zueinander.

Auch hier werden in praxi die Grenzen oft verletzt. Das liegt nahe, denn es wird dem Autor gar leicht, sich an den Forderungen der Gattung zu versündigen. Das stets sichere Stilgefühl für die organischen Bedürf-

nisse des reinen Typus lebt ja doch nur im schöpferischen Meister. Der äufserlich nachschaffende Routinier vergreift sich leicht im Ton, indem er haltlos zwischen Ernst und Scherz schwankt, bald diesen, bald jenen mit Hilfe des stärkeren, also psychologischen Ausdrucksmittels herausstellt. Noch übler verfährt der Spekulant: er sucht in der schroffen Abwechselung seine Effekte; je bunter die Mischung wird, desto mehr Wirkung erhofft er sich von seinem stimmungslosen Raffinement.

Das Lustspiel drängt seiner Natur nach auf eine zeitgenössische Handlung, um uns Figuren aus dem Alltagsleben vorführen zu können. Nur diese haben für uns den intimen Reiz, weil nur solche mit all den vielen Zügen individueller Psychologie ausgestattet werden können. Das ist aber schwer. Auf der zeitfressenden Bühne mufs sich die Charakterisierung einer Figur schnell und deutlich vollziehen. Das kann aber wieder nur geschehen, wenn die symbolischen Ausdrucksmittel dem Publikum geläufig sind, was für den modernen Menschen wieder nur bei seinen modernen Mitmenschen zutrifft. Darum ist das Lustspiel modern in seinem Milieu. Auch als solches bietet es noch Schwierigkeiten genug. Das merkt man an den schlechten Vertretern der Gattung. Statt naturwahrer Zeichnung stellt sich gar oft manirierte ein. Besonders in England, dem Lande der Respektabilität, wo die Idealfamilie ihr geheiligtes, theoretisches Modell besitzt. Es ist auch in die dramatische Litteratur gedrungen. 'Gartenlaube' wäre unser Stichwort dafür. Solche 'Familienware' wurde in den schönen Häusern des Heymarket und St. James Theatre mit 'The Ambassador' und 'The Manoeuvres of Jane' feilgeboten. Die Sachen waren gut gemacht, in Episoden ausgezeichnet, wurden hübsch gespielt, blieben aber als Ganzes unwahr. Die Dichter bewährten sich als geschickte Arbeiter, scheiterten aber am Stoff. Zwei andere Lustspiele trugen hingegen das Gepräge voller Echtheit, sie boten in herzerfrischendem Realismus wahrhaft moderne Gesellschaftsbilder. Sie holten ihren Stoff aus den Kleinlichkeiten des Lebens, waren alltäglich im guten Sinne des Wortes. So beleuchteten sie das Gewöhnliche in seiner Wichtigkeit für das Leben, in ihnen war Wochentags-Psychologie, die anheimelnd überzeugt. Die alte Jungfrau und der überreife Mann, die sich auf Umwegen finden, die überzärtlich-eifersüchtige Frau, die zur Tyrannin ihres braven Mannes wird, das sind uralte Themen, die aber jeder Tag neu gebiert. Lauscht ihnen der Dichter ihre moderne Nuance ab und stellt er sie in geschmackvoller Diskretion dar, so schafft er aus altem neues. Hier macht der Ton die Musik. Die Verwickelungen nehmen sich schwer aus, sind thränenreich, aber man hat das Gefühl, es mufs sich alles zum besten wenden. Man nimmt Vorfälle und Leute zwar ernst, aber nicht tief. Das Alltagsleben ist nun einmal seicht. Aber es offenbart sich hier und nirgends so deutlich wie hier die innerste Liebenswürdigkeit der menschlichen Kreatur. Das freut, weil es beruhigt, wirkt, weil es schmeichelt. Daher stammt wohl auch der ehrliche Erfolg der Stücke. Er war bei 'The Elder Mifs Blossom' ein nachhaltiger. Ich habe das Stück als Reprise in der Peripherie (Grand Theatre Islington) gesehen, und er war

kräftig-einschlagend bei der Novität des Criterian Theatre 'The Tyranny of Tears'. Zum Erfolg trägt freilich auch die ausgezeichnete Darstellung viel bei. Die englische Schauspielkunst hat zwei tönende Saiten: die derb-burleske und die zart-humoristische Komik. So konventionell die erstere ist und sein muſs, so frei von jeder Manier, so wurzelecht ist die letztere.

Es giebt auch historische Lustspiele. Sie besiegen selten die Schwierigkeit, das kulturell-fremde Milieu in den psychologischen Details seiner gewöhnlichen Erscheinungen zu verdeutlichen. Historisch sind diese Stücke ja nur ganz selten in Bezug auf die konkreten Vorgänge. Höchstens dann, wenn eine minutiöse Memoirenlitteratur den Stoff geliefert hatte. Meistens sind diese Lustspiele historisch nur im Sinne des Charakters und der Stimmung der Zeit, und ihre Handlung ist in Fabel und Figuren in diese Zeit bloſs hineinerfunden. Dabei kommt selten etwas Gutes heraus. Fabel und Figuren geraten typisch, um den Grundzug der betreffenden Kulturperiode in allgemeinen Umrissen zu versinnlichen. Hiermit kann sich die Tragödie genügen, die von der Intensität der Zeichnung lebt, nicht aber die Komödie, deren realistisches Detail die Extensität erfordert. So wird dieses typisierende, historische Lustspiel meist zum bloſsen Puppenspiel. Charakteristische Belege hierfür lieferten zwei Stücke der letzten season: 'The Court Scandal' im Court Theatre und 'The Advantures of Lady Ursula' im Duke of Yorks Theatre. Beide spielten bezeichnenderweise im 'tändelnden' vorigen Jahrhundert, in dessen tändelnder höheren Gesellschaft, jenes in Frankreich, dieses in England. Ersteres blieb gar äuſserlich, letzterem verlieh wenigstens die Darstellung von englischen Schauspielern heimische Untertöne, die über das Ganze einen leichten Schimmer von Realität woben. Wie kahl das Stück eigentlich ist, bewies mir letzthin eine in der Hauptfigur famose Wiener Aufführung (Raymund-Theater), die mit einem matten Durchfall endigte. Beide Stücke lassen sich mit e i n e m Wort kritisch erschöpfen: sie sind harmlos. Ihr Londoner Erfolg erklärt sich aus der örtlichen Sphäre: die müden Leute lassen sich im Theater ab und zu gerne etwas vortändeln. Das kostet keine geistige Anstrengung, das bringt keine innere Aufregung, es ist seicht, aber leicht, es ist unwahr, aber gefällig. Man lächelt sich durch das graziöse Surrogat echter Dichtung durch. Die ernsten Accente der Handlung spielen ja sichtlich nur mit dem Ernst, statt frischer Lustigkeit wird bloſs zierlichgedämpfter Scherz geboten. Man wird langsam eingelullt in eine verblaſste Stimmung, wie wohl im vorigen Jahrhundert das Schäferspiel sein Publikum eingelullt hat. Eigentlich ist das historische Lustspiel nichts anderes als der unorganische Miſsbrauch der organischen Form des zeitgenössischen Lustspiels, nichts weiter als eine ästhetische Spekulation. Die Wirkung des Lustspiels soll gesteigert werden durch die Beimischung des fremden, interessanten historischen Elementes. Dabei wird aber nicht bedacht, daſs dieses Element zu seiner Darstellung eine unerfüllbare Voraussetzung hat. Intim und historisch schlieſsen sich eben auf der Bühne aus.

Das Schauspiel.

Es ist die letzte dramatische Gattung des Londoner Repertoires in unserer Rückschau. Auch diese Gattung liefse sich in mancherlei Arten spalten und zwar nach verschiedenen Einteilungsgründen. Stellte man das künstlerische Moment voran, so müfste nach der Reinheit des Stils geschieden werden. Da früge es sich, ob das Stück blofs auf einer ernsten Handlung aufgebaut ist, oder ob es in einer Seitenhandlung, in Episoden auch komische Beisätze enthält. Oder man könnte nach dem Stoff sondern und müfste nach seiner socialen Sphäre das Stück als gesellschaftlich, volkstümlich oder gemischt bezeichnen. Doch mit all dem griffe man nicht tief in das Wesen der Gattung ein. Dieses ruht auf der ernstgestimmten, lebenswahren Sittenschilderung. Hiermit kann nun der Autor zweierlei Absicht verbinden. Er kann zeigen wollen, entweder wie das Leben ist oder wie es werden soll. So wird er zum künstlerischen Nachbildner oder Vorbildner des Lebens. Im ersteren Falle strebt er nach einer scheinbaren Objektivität, das Sittenbild als solches soll wirken (wenn auch thatsächlich die subjektive Note des beschauenden Dichters in uns stimmungsvoll anklingt); im letzteren Falle rückt er deutlich mit seiner Subjektivität heraus, er konterfeit zwar wiederum das wirkliche Leben, aber in reformatorischer Tendenz. Der Zweck bestimmt auch im Reiche der Kunst die Mittel. So teilt sich das Schauspiel organisch in die zwei Arten ohne und mit Problem.

Das problemlose Schauspiel ohne Tendenz steht — begrifflich genommen — künstlerisch höher, denn es dient nur der Kunst. Freilich hängt sein geistiger und damit auch sein künstlerischer Wert völlig von der Individualität des Autors ab. Dieser kann mit seichtem Blick an den Untiefen des Lebens haften bleiben und blofs oberflächlich nachbilden. Was er bringt, wird wahr sein, aber banal bleiben. Vor zwanzig Jahren beherrschte dieses Schauspiel der Teacup-and-saucer school mit Robertson an der Spitze die Londoner Bühne. Sein bestes Stück 'Caste' wird noch immer ab und zu aufgeführt und dank seiner Genre-Rollen vor einem geistig anspruchslosen, rührseligen und lachlustigen Publikum mit Erfolg gegeben, wenn die Darstellung so gut ist, wie sie diesmal im Globe Theatre gewesen. Das Thema bildet eine Mesalliance en miniature. Einst war das ein tragisches Problem, heute ist es nur mehr ein theatralisches Motiv. Der sociale Resonanzboden der Wirklichkeit hat sich eben gründlich verändert. Schiller hat sich zu Robertson verplattet. Freier und stärker wirkte die Reprise eines jüngeren Stückes ähnlicher Art: 'The Little Minister' (Princess of Wales Theatre in Kennington). Bei seinem tieferen Realismus wird es eben intimer.

Die gesunde Entwickelung des problemlosen Schauspiels wurde von aufsen gestört, der Londoner Bühne das Problem-Drama aufgedrängt. Zuerst von den spät-herüberwirkenden Franzosen des zweiten Kaiserreiches, von der Trias Dumas-Sardou-Augier. In diesen Vorbildern schlägt das Problem mit verletzender Schärfe vor. Es ist die aufdringliche Haupt-

sache, der Geist, der sich den Leib schafft, nur um sinnfällig werden zu können. Das ist aber eine unkünstlerische Genesis, die sich rächt: diesen geistvollen Konstruktionen fehlt die lebenswarme Intimität, sie borgen vom Leben nur den Schein des Lebens. Als Vertreter dieser Schule empfand ich 'The Pharisee' (eine Reprise im Grand Theatre von Islington). Bessere Lehrmeister für die Engländer wurden die Deutschen, von welchen das Problemstück unter Ibsens Mithilfe vertieft und wahrer gestaltet wurde, freilich ohne dafs der Meister auch nur annähernd erreicht worden wäre. Sudermann steht hier an der Spitze. Er selber wurde mit seiner 'Magda' direkt übernommen, die ab und zu noch immer gespielt wird. Freilich dankt das Stück sein Leben nur der Hauptrolle, die von Mrs. Patrick Campbell prächtig gespielt wird. Das Drama selbst liefs wenigstens mein Publikum (Shakespeare Theatre in Clapham) recht kalt, was ich wohl begriff, da es mich in seiner mise-en-scène geradezu komisch berührte. Norddeutsches Wesen liegt den Engländern eben allzufern. In Sudermanns Geleisen bewegt sich der hervorragendste englische Dramatiker unserer Tage: Pinero mit seiner weitberühmten 'The Second Mrs. Tanqueray'. Sie lebt noch und zwar als Stück, nicht nur in dessen Paraderolle. Ich hatte freilich bis nach Croyden ins Grand Theatre zu pilgern, war aber überrascht durch die nachhaltige Wirkung des Dramas. Das Problem sitzt ihm zwar fest im Nacken, aber bei seiner starken Natur verträgt es solchen Zusatz. Sein Realismus erhält die Illusion.

In jüngster Zeit, mit einer Novität der verflossenen season, ist Pinero zum problemlosen Schauspiel wieder zurückgekehrt, mit 'The Gay Lord Quex' (Globe Theatre). Das Stück hatte einen rauschenden Erfolg und hatte ihn durchaus verdient. Es ist ein wahres Spiegelbild des modernsten London, es greift weit aus mit seiner gerechten Sittenschilderung nach unten und oben, es bringt aus dem Alltagsleben interessante Ausschnitte, es hat eine spannend verwickelte und gut gelöste Fabel, die durchaus psychologisch begründet ist und geführt wird, es vermeidet Stimmungsmonotonie nicht durch äufserlichen Tonwechsel mittels oberflächlich angefügter Episoden, sondern zeigt Scherz und Ernst in organischer Verbindung, in lebensechter Mischung. So wirkt es bei aller Kunst natürlich. Dabei ist das Stück für seine Schauspieler, denen es eine Fülle dankbarster Rollen bietet, von erziehlichem Wert: wo alles auf die Wahrheit der Natur und nichts auf den Effekt der Künstelei gestellt ist, kann auch der Schauspieler nur als Menschendarsteller, nicht als künstelnder Virtuos arbeiten. 'Lord Quex' war nicht nur das beste, sondern auch bestgespielte Stück, das ich in London gesehen.

Schlufsbetrachtung.

Überschaut man das buntschillernde Bild des heutigen Londoner Theaters mit einem Blick, so möchte man in das bittere Wort ausbrechen: tant de bruit pour une omelette! Der Gegensatz zwischen den aufgewendeten Mitteln und dem erreichten Erfolg ist schreiend. In keiner Stadt der Welt giebt es so viele Bühnen, kein Publikum der Welt zahlt

so viel für sein Theater, und doch bleibt das künstlerische Ergebnis fast Null. Geld ist freilich nur ein materieller Faktor, leider aber die notwendige Voraussetzung für ein gutes Theater. Für ein solches wären in London auch die wesentlichen geistigen Mittel vorhanden. Das Repertoire ist reich — alle möglichen dramatischen Gebilde schaffen sich Geltung, die Schauspieler sind tüchtig — also im Vollbesitz aller erdenklichen Ausdrucksmittel ihrer vielgestaltigen Kunst, die mise-en-scène steht auf dem Gipfel technischer Vollendung. Endlich zeichnet sich das Publikum durch Vielseitigkeit aus: es giebt sich in williger Anempfindung allen Bühneneindrücken hin. Und doch ist die Kunst auf der Londoner Bühne bettelarm geworden.

Ich habe versucht, den augenblicklichen Stand der Dinge zu skizzieren und die Erscheinungen des Tages unmittelbar vom Tage aus zu erklären. Es hat sich immer dieselbe Erklärung aufgedrängt: die Kunst ist zum Raffinement geworden. Das wird auf zwei Wegen möglich, entweder infolge innerer Schwäche, die Kunst verkünstelt sich, die Form siegt über den Inhalt, oder infolge äufserer Stärke, die Kunst wird brutalisiert, der Inhalt vergewaltigt die Form. Dort ist das Ergebnis eine artistische Spielerei, hier effekthaschende Sensation. Letzteres ist nun die Signatur des Londoner Theaters. Es verdorrt nicht, sondern wuchert üppig aus. So verwildert es in einer eigentümlichen Decadence. Den Grund dieser befremdenden Erscheinung habe ich in der Tyrannei des nervösen Publikums über die wehrlose Bühne zu finden geglaubt.

Nun ersteht aber die Frage: warum ist das Publikum auf dem Gebiete der Kunst sensationshungrig geworden, warum sind die Autoren und mit ihnen die Schauspieler für die schlechten Instinkte ihres Publikums so nachgiebig, das heifst so autoritätslos? Mir scheint die Antwort naheliegend: für London stehen Kultur und Theater nicht mehr in organischer Wechselwirkung. Das sollen sie aber, so standen sie in allen nationalen Blüteperioden der dramatischen Kunst. Es genüge der Hinweis auf die alten Griechen, auf die Engländer der Renaissance, die Franzosen unter ihrem Sonnenkönig. Da war die Bühne ein geistiges Spiegelbild des Lebens. Im heutigen London fühlen wir Alteuropäer des Kontinents eine neue Kultur heraufziehen, die uns noch unklar, aber um so neuer anmutet, wir treffen aber auf ein altes Theater. Künstlerisch zeigt es noch die alten Formen, geistig webt es noch in der alten Kultur. So findet das Londoner Theater keinen Rückhalt mehr in der lebenden Londoner Kultur, und darum mufste es in Verfall geraten. Doch nicht in einen schwächlichen, denn vor der Londoner Bühne sitzt ein frisch aufstrebendes Geschlecht. Es hat die ihm innerlich entfremdete alte Kunst mit seinen starken Instinkten verdorben, indem es nach einer robusten Kunst verlangt, da es selber stark im Leben steht. Das mufste aber ein böses Ende nehmen. Nur der Schein der Kraft war dem altgewordenen Theater aufzudrücken: statt starker Kunst war ihm blofs derbe Sensation abzugewinnen.

Besonders klar wird einem das, wenn man mit London Paris ver-

gleicht. Es ist die Stadt der alten Kultur, wohl auch der alternden. Hier lebt eben ohne inneren Bruch das älteste noch im jüngsten mit, hier leben auch noch die alten dramatischen Gattungen. Auch hier ist von der Kunst viel an das Raffinement verloren gegangen, aber in der natürlichen Decadence der Schwäche. Die Pariser Kunst wird oft spielerisch. Bei ihrem organischen Zusammenhang mit dem Leben wirkt da selbst die Künstelei noch natürlich und schön. So ist unsereinem die französische Bühne viel weniger interessant, aber viel anmutender als die englische. In Paris fühlt sich der alte Europäer auch im Theater wie zu Hause, in London kommt er aus dem Staunen nicht heraus.

Wien. R. Fischer.

W. G. Searle, Anglo-Saxon bishops, kings and nobles: the succession of the bishops and the pedigrees of the kings and nobles. Cambridge, Univ. press 1899. XII und 470 S.

Das Werk beginnt mit den Bischofsfolgen der 32 englischen Kathedralen; diese Zahl schliefst untergegangene Sitze, Whithern und Glasgow, ein. Angehängt ist eine Liste von den in England für fremde oder zweifelhafte oder jetzt unbekannte Sitze geweihten Bischöfen: etwa 200 Namen. Dann folgt ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Bischöfe. Ein Vergleich mit Stubbs *Registrum sacrum Anglicanum* (1897), das alle Bischöfe chronologisch aufzählt, ergab für dessen S. 32, wo nur 14 von 1002 bis 1012 geweihte Bischöfe stehen, bei fünf Namen eine mehr als blofs lautliche Besserung oder Vervollständigung durch Beinamen oder Ordnungszahl, ferner ein Mehr oder eine Korrektur von 16 Daten für die Biographie jener Bischöfe, endlich 118 mehr citierte Belegstellen. Während nämlich Stubbs nur das Jahr angiebt, in welchem jeder Bischof zuerst und das, wann er zuletzt vorkommt, nennt Searle mehrere Jahre des frühesten und spätesten Auftretens, samt den Nummern der Urkunden, den weihenden Bischof, bisweilen die Örtlichkeit der Urkunde und das meist nur aus dem Amtsantritt des Nachfolgers ungefähr erschliefsbare Todesjahr. Der Fortschritt ist also beträchtlich. [Wenn *Ælfun* von London 1015 zeichnet und vor 1014 stirbt, fehlt mindestens ein !, des Vfs. Zeichen für *sic;* vermutlich ist in dem späten Chartular *Ælfwi* zu bessern; Ælfwig folgte 1014. — Dafs Beorhtweald von Ramsbury schon 995 eintrat, meint Florenz vielleicht nicht, da er die Succession nur relativisch einem anderen Ereignis verknüpft. — Für die Schlacht von Assandun bevorzugt Stubbs den 19. Oktober; dieser ist früher bezeugt als der 18., hier p. 149. — Neben Arnulf von Rochester sollte nicht *Earnwulf* stehen; dieser Mann, unter dem zwar zu Peterborough und Rochester Altenglands Annalen und Gesetze zuletzt aufgezeichnet wurden, war zu Beauvais gebildet.]

Die Stammbäume von 16 Dynastien, zuerst Kent, zuletzt Godwines Haus, findet man nirgends in solcher Vollständigkeit. [Für die mythologischen und heroischen Namen vor und nach Wodan ist die Forschung des letzten Menschenalters nicht benutzt. — Für Kent im siebenten und

achten Jahrhundert citiere man statt vieler Autoren des 12. Jahrhunderts lieber ihre eine Quelle, die 'Heiligen'.] — Fast ganz ohne Vorarbeiten sind zum Schlusse 83 Stammbäume des Adels aufgestellt, die freilich meist sehr kurz, oft nur zwei bis drei Generationen lang sind. [*Ælfgar earl of the Wilsætas* (lies *-tan* oder *-te*) ist schwerlich richtig.]

Überall arbeitet Searle gewissenhaft aus Urquellen, Chroniken und noch mehr aus Urkunden. An deren Lückenhaftigkeit liegt es, wenn er statt eines Datums zwei Grenzen (durch × verbunden) nur erschliefst. Vorsichtig übernimmt er Verdächtigkeitssterne früherer Herausgeber; wenn er dennoch auf Fälschungen fufsen mufste, so trifft der Vorwurf nicht ihn, sondern jenen Geist, der junge Studierende englischer Universitäten noch immer eher zu lesbaren Essays als zu trockener Grundlegung für künftige Forschung anregt. Jeder Historiker, auch der der Altenglischen Litteratur, die ja fortwährend Könige, Prälaten und Fürsten als Schriftsteller oder Stoffe datieren mufs, wird dem fleifsigen Sammler für dies handliche Nachschlagebuch danken, das ihm unendliches Suchen erspart. Die Unsicherheit der Daten hat Searle selbst in der Vorrede angedeutet, die Prüfung jedes Ansatzes durch genauesten Beleg ermöglicht. Wenn also die künftige Urkundenlehre manches zu ändern zwingt, so wird man die Korrektur leicht hier wie im *Onomasticon* (vgl. Band CII) nachtragen können, zu welchem der jetzige Band die Ergänzung bildet.

Berlin. F. Liebermann.

Charles Plummer, Two of the Saxon chronicles parallel with supplementary extracts from the others, a revised text edited ... on the basis of an edition by John Earle. Vol. II: Introduction, notes and index. Oxford (Clarendon press) 1899. *XVI* + CLVI + 464 S. 8.

In den sieben Jahren, seitdem Band I erschien, lieferte Plummer die hier 1898 empfohlene Beda-Ausgabe. Verhältnismäfsig schnell also erscheint der fleifsige Forscher nunmehr mit dem Schlusse eines Werkes, das fortan niemand entbehren kann, der Sprache, Litteratur oder Geschichte der Angelsachsen bearbeitet. Gegen bessere Überzeugung durfte Pl. nur zwei Hss. drucken: dadurch ist die Ausgabe keine abschliefsende. Höchstes Lob verdient der Kommentar: als Kritiker der Thatsachen steht Pl. auf der Höhe, und diese Arbeit an Einzelforschungen, die manche historische oder philologische Zeitschrift Deutschlands gern als Sondernotizen begrüfst hätte, wird in unserer Zeit nicht leicht jemand wiederholen. — Der Index ist reich, genau und praktisch. — In der litterarhistorischen Einleitung, für welche Marginalien eine Inhaltsübersicht nicht ganz ersetzen, verzichtet Pl. auf Dialektforschung; doch wird auch sonst ein Anglist vom Fache philologisch noch manches beobachten können, was auf den Ursprung der verschiedenen Teile Licht wirft. Für die Zeit nach 892 bedeutet Pl.'s Untersuchung einen wichtigen Fortschritt. Er verläfst da, unabhängig von meinem gleichen Rate (*Deutsche Zs. Geschichts-*

wiss. VI, 154), die frühere Methode, jede Hs. nur von einer Mutter abzuleiten, und zeigt, daſs ein Stammbaum nur je für einzelne Perioden des Werkes gilt, nicht für das Ganze möglich ist. [Man könnte ein graphisches Schema erzwingen, müſste aber unter den Ästen des einen Stammes, diesem Naturbilde zuwider, verbindende und sich kreuzende Ranken ziehen.] In der Hauptsache stimmt Pl. mit dem Ergebnis der gleichzeitigen trefflichen Untersuchungen von Horst (*Engl. Studien* 24 ff. seit 1897), welche erst die, leider allein hier 1897 vorgelegenen, Anfänge vollenden und warmes Lob verdienen. Pl. drang, gleichsam von hinten, auf hundert Seiten langem Wege[1] von der spätesten Blüte zum Stamme vor, wiederholte dann kurz in natürlicher Ordnung 'the growth of the chronicle' und hatte, wohl ermüdet, nur zehn Seiten übrig für 'the origin'. Gerade die Wurzeln des bis 892 reichenden Stammes möchte ich zunächst klarer legen.

In Canterbury arbeitete man schon im siebenten Jahrhundert historisch. Das bezeugt Bæda (*Hist.* III, 1, 9) und die kurze Reihe der *Annales Cantuarienses* (in *Mon. Germ.*, *SS.* IV, 1). [Letztere datieren König Eadric's Tod unter 687 mit Wochen- und Monatstag, die in sich nur für 686, das nach Bæda feststehende Jahr, harmonieren, folgen also einer verlorenen besseren Vorlage. Pl. durfte daher nicht eine von Bæda abweichende Kunde annehmen.] Demgemäſs möchte ich nicht mit Pl. annehmen, ein auſserkentischer Compilator habe Ende des neunten Jahrhunderts Einzelarchivalien des Domes[2] von Canterbury zusammengesucht und sich interessiert, wann vor über hundert Jahren dort ein längst vergessener Erzbischof das Pallium empfing; sondern auf Ct, verlorene *Annales Cantuarienses ecclesiastici*, führe ich zurück die Nachrichten 616—832 im Sax[on chronicle — 892], in welchen die Folge der Erzbischöfe, ihr Palliumsempfang, Weihe durch sie, allgemeine Kirchengeschichte,[3] Antritt und Tod der Kenterkönige, Brand der Domstadt, offenbar ursprünglich seit c. 670 gleichzeitig, vermerkt werden: Sax. 616 b.[4] 633 z. 640 b. 664 z. 669. 690 bz. 694 b. 734 z. 6. 412. 8 b. 54. 8 ff. 63 f. 85 ab. 90. 4 z. 9 a. 802. 3 ab. 4 f. 12 b? 3. 29—32. So wenig weltlich war Ct, daſs von allen Königen jede That, von einem des achten Jahrhunderts jede Erwähnung fehlt: daher darf Canterbury nicht als Mutter von Sax. geehrt werden. Triumphe über Kent, die Wessex (Sax. 686 f. 694 a) und Mercien (773—796) erfochten, wurden meines Erachtens wohl eher in diesen Staaten verewigt. [Nur vielleicht ist hierfür ein Argument, daſs der Kenterkönig 796 *hiera*

[1] Er klagt, seine Quellenuntersuchung werde erschwert, weil *Monumenta Germaniæ* und ihre Schüler den sachlich wertlosen Anfang von Kompilationen fortlassen. Allein erstens beschreiben sie doch dessen Charakter und Herkunft; zweitens führt der andere Plan, nur Vollständiges zu drucken, dazu, daſs selbst im British Museum noch manches Chronikende hohen Wertes schlummert, genau so unbekannt wie der des Druckes unwürdige Anfang.

[2] Pl. weist richtig nach, daſs die angebliche Lokalspur von St. Austins auf Irrtum beruht.

[3] Ob hierzu die Yorker Nachricht 738 z zählt?

[4] *a, b, z* hinter der Zahl = Satz 1, 2, letzter; *f.* = folgendes Jahr.

cyning heifst, weil hiera dem Compilator gehören kann.] Alle Analogie und die Abwesenheit archaischer oder kentischer Sprachspuren in Sax. sprechen dafür, dafs Ct, trotz Pl.'s Zweifel, Lateinisch lautete. Der etwaige Einwand, jeder englische Geistliche, also auch Sax., habe sich für den Primas seiner Kirche interessiert, gilt nicht: nach 830 fehlt in Sax. und Continuatio Wintoniensis der Antritt von acht Erzbischöfen! Da Kent, wie Essex und Ostanglien, von Mercien abhing, vermittelte wohl Ct die Nachrichten M, die ich für ursprünglich Mercisch halte: 632. 6b. 54. 7. 61b. d—z. 73z. 9z. 705z.[1] 9z. 14. 16d. 46. 55z. 72f. 85. 92. 4bcde. 803z. 5? 19. 21f. 24z. f. Doch spricht vielleicht Kentische Auflehnung aus 785a. 92. 6. Zweifelhaft bleibt die Herkunft der Nachrichten über Festland, 780. 812a. 14f, Naturereignisse 671. 761. 73a und Mercisch-Wessexische Beziehungen 628. 645. 75. 715. 43. 52. 77. 87a. 800c.

Den meisten Raum in Sax. bis 797, zu Anfang den ganzen, füllt eine Reihe von anfangs weltgeschichtlichen, dann allgemein englischen Nachrichten, die Thorpe ungenau auf Bædas *Historia*, spätere der Wahrheit näher nur auf deren letztes Kapitel zurückführen. Sie alle samt jenen frühchristlichen und römischen Notizen, hinter denen Grubitz eine Universalchronik ahnte, gehen zurück auf U, eine im Urtext mir nicht bekannte, lateinische Universalchronik, über deren Ableitungen Usinger, Theopold, Pauli, Waitz, ohne Sax. zu vernachlässigen, längst gearbeitet haben. [Mit Herausschälung des U Gehörigen mufs der künftige Editor beginnen. Er findet zu den *Annales Lundenses* (*Mon. Germ.* 29, 185) frühere Litteratur. Sie benutzen U in Vermengung mit den, ebenfalls im Urtext verlorenen, *Rotomagenses* (über welche Holder-Egger ebd. 26, 488 mich ergänzt). U's andere Ableitung, der *Annalista S. Neoti*, bringt ebenfalls Auszüge aus den Rotomagenses.] U umfafste Bædas ersten Fortsetzer, auf den Sax. 733 z. 4 zurückgehen, und eine Nachricht über Leos III. Mifshandlung 799, die Sax. 797 aus Lunds Texte zog. Wo Sax. den Bæda selbst benutzt hat, bleibt unsicher, bis U herausgeschält ist: es kann an einigen der oben Ct und M zugeschriebenen Stellen Bæda unmittelbar von Sax. benutzt sein; Teile davon gehen ja letzten Endes sicher auf Bæda zurück. — Vermutlich schon in Kent ward mit U Ct, M verbunden; nämlich unter den drei Berechnungen seit Welterschaffung, die einen Stil verraten, gehört Sax. 6 U und knüpfen 616, 655 an ein Ereignis Kents bezw. Merciens an.

Dagegen nicht zu Canterbury gesammelt scheinen G: die dem Heidentum entsprungenen, englisch überlieferten Stammbäume der Könige und die Tafeln ihrer Regierungsdauer (wie solche laut Bæda schon vor 633 geführt wurden); denn die letzten Kenterkönige sind darin nicht berücksichtigt. Dafs Sax. die Genealogien einem Sammler verdankt, geht hervor aus zweimaligem *þæs cynn is beforan* (716. 25, dort von γ, hier von b fortgelassen). Da nur Kent, Northumbrien, Mercien und Wessex aufgenommen sind, folgt, dafs der Sammler erst nach der Blüte der Hept-

[1] Den Fehler darin wird ein späterer Abschreiber verschulden.

archie arbeitete. Bis 796 reicht G für Mercien hinab. — Durch archaisches Westsächsisch und mehr epischen als annalistischen Stil verrät besonderen Ursprung Cy, Cynewulfs Tod 786, offenbar noch von einem Zeitgenossen aufgezeichnet. Pl. bemerkt zu diesem Stücke (Sax. 755) einiges Neue.

Den ganzen Rest schöpfte Sax. meines Erachtens aus Wt: verlorenen Annales Wintonienses. Da neben jener Bischofsreihe Canterburys nur die Winchesters sich aus Sax. herstellen läfst, kann keine dritte Kathedrale beanspruchen, die Mutter von Sax. zu heifsen, und da Wt weiter reicht als Ct und Fortsetzer wie Übersetzer zu Winchester fand, sollte Pl. den Namen 'Winchester-Annalen' nicht bemängeln. Da U, M, Ct nicht vor 800, 825, 832 vollendet waren, kann ihr Vereiniger mit Wt nicht vor 832[1] leben. Wt halte ich gegen Pl. für Lateinisch. Nämlich spätestens seit c. 720 begannen Westsachsen den Inhalt von Sax. 628. 36. 48. 52. 61. 71. 82. 7. 94. 714f. 8a. 21f. 5. 8. 730. 3. 7. 43ff. 8. 50. 52ff. zuerst aufzuzeichnen. Ihr Englisch würde sicherlich mehr als das von 786 als archaisch aus Sax. hervorleuchten, wohl auch an eine Liederquelle,[2] an einen historischen Reimspruch, wie deren noch Huntingdon kannte, anklingen. [Zu 744. 779, wo der Autor 'dankte ab' meint, erklärt Pl. selbst, es stehe *gesæt*, weil 'the compiler had a Latin source before him and confused *resedit* and *recedit*'. Er zerstört dies Argument selbst: 'in 932 Florence has *resedit* = resigned'.] Ein Buchstabe entscheidet: *from Birino* 635 kann ich mir nur dadurch erklären, dafs Sax. aus Wt *a Birino* übersetzte. Und solche Lateinspuren sind in Sax. 792 *rex*, 837. 51 *dux*. — Wt's Nachrichten vor 628 bezweifelt man längst mit Recht wegen der Ortsnamen-Erklärung aus Heldennamen (465. 501. 8. 14. 9. 27. 44) und des symmetrischen Abstandes[3] der Eintragungen um je vier Zahlen 457—611. Und wufsten denn heidnische Germanen überhaupt ein bestimmtes Jahr über ein Jahrhundert festzuhalten und christliche Priester es in ein Jahr Christi umzurechnen? Der Barbar datiert doch höchstens ungefähr nach den Lebensaltern bis zum Grofsvater, früheres noch ungenauer nur nach den Menschenaltern, die von den Teilnehmern der Handlung bis zu ihm herab verflossen. Pl.'s Skepsis gegen jene kritiklos wiederholten Jahre ist also jedenfalls berechtigt. [Mindestens mufs, wer sie festhält, die Aufzeichnung erklären: etwa durch Romano-Keltische Christen, wie Gildas, ohne die ja auch Bædas früheste Kunde unverständlich bleibt.] Dennoch scheint mir der Inhalt von Sax. 552. 6. 68. 71. (7?) 84. 92f. 607. 14, weil er kurz, an sich glaublich und tendenzfrei ist, vielleicht echt. Aber ebenso wenig wie Pl. halte ich eine Konstruktion des sechsten Jahr-

---

[1] Ein anderes Argument, die Anspielung auf 832, in Sax. 787, gilt vielleicht nicht schon für Wt, sondern erst für Sax. Ebenso das Præteritum über Egberht: *he wæs se 8. Bretwealda.*

[2] Pl. scheint gegen die Annahme von Liedern skeptisch: ich glaube mit Recht. Anders Stevensons wichtiger Aufsatz *Beginnings of Wessex in Engl. hist. rev.* 1899, 38.

[3] Der Widerspruch Guests *Origines Celticae* II, 160 verdient Erwähnung. Jene Namen erweist Stevenson 32 als echt.

hunderts daraus und aus strategischen Überlegungen für möglich. Da Bæda aus Winchester keinen frühen Stoff erhalten konnte, begann die Annalistik wohl nicht vor Ine. Erst nach mindestens zwanzigjähriger Pause setzt eine zweite Reihe von Annalisten in Wt mit 772. 7. 84. 7. 800 ein. Zu ihr gehört der Zeitgenosse Ecgberhts, reifer und ausführlicher als ein bisheriger Wt-Arbeiter, voll Teilnahme für die Einheitspolitik des Königs, dessen Eroberungen er aus historischen Ansprüchen rechtfertigt.

Eine lateinische Kompilation von U Ct M mit Wt wurde zu St. Neots benutzt. Dagegen kamen die englischen Stücke G und Cy nicht schon in sie, sondern erst in Sax. hinein. Am einfachsten scheint die Annahme, daſs derselbe Übersetzer jener Kompilation auch aus diesen zwei Quellen kopierte und damit Sax. schuf, zweifellos zu Winchester und nach 832 (s. o.). Gar nichts berechtigt zu der Annahme, erst kurz vor 892 sei einem fertigen englischen Werke eine Kompilation über das neunte (und achte?) Jahrhundert vorangestellt worden. Die nicht seltenen Anspielungen auf spätere Zeit in den Annalen des achten Jahrhunderts reichen nirgends, was doch sonst oft nahe gelegen hätte, zu Alfred hinab.

Unter Aethelwulf möchte ich mit früheren Sax. beginnen lassen. Dessen Namen hebt A, doch wohl Sax. folgend, rot hervor, dessen lange Genealogie steht 855 und endet feierlich mit *Amen*. Und sie wird zum Prolog des Werkes gemacht, der nicht etwa nur aufgepfropft ist: seine öftere Formel *þæs cyn gæþ to Cerdice* kehrt im Texte der Annalen wieder, zuletzt zu Beorhtric († 802). [Auch Pl. nimmt an, das Blatt mit Genealogie in Tib. A. III gehöre vor Hs. B, und Sax. selbst schon, nicht etwa nur erst A habe so begonnen, C wie δ sie also nur fortgelassen. Freilich erhielt der Prolog seine heutige Form unter Ælfred; aber deutlich sind die sechs letzten Zeilen hinter *Cerdicing* spätere Zuthat, denn erstens sind für die drei folgenden Regierungen je fünf Jahre ohne Monate als Dauer angegeben, zweitens hätte der ursprüngliche Genealog, wenn er nach 858 arbeitete, doch den Stammbaum vom König der Gegenwart, nicht von dessen Vater ab hinaufgeführt und nicht die Tafel der Regierungsdauer durch einen Stammbaum unterbrochen.] Vermutlich ist die Regierungsdauer Aethelwulfs erst später eingefüllt worden. Auch daſs die chronologische Verschiebung 851 endet, hängt vielleicht damit zusammen, daſs Sax.[1] 851 oder bald nachher begann. Sax., der Kompilator und Übersetzer, ist um mehr als zwei Menschenalter, die eifrig ihn fortsetzten, getrennt vom frühesten uns erhaltenen Manuskript: die Fortsetzer mögen manches interpoliert haben; so blicken 851. 5. 60 mehrere Jahre voraus, 853 vielleicht sogar auf 871, und 833. 40 sind mindestens in der Schiffszahl Doubletten. Aber jener Kompilator muſs ja nicht auch ein starker Historiker der eigenen Zeit gewesen sein: von den 24 Jahren 841—64 sind 19 ganz leer; damals ward also nicht Jahr für Jahr und Zeitgenössisches nur wenig geschrieben. Auch die Kompilation, gemessen an

---

[1] Eine englische unverschobene Kompilation, die Pl. *Æ*, Horst *u* nennt, bestand vielleicht nie; s. u.

festländischen Sammlungen, erscheint doch recht schwach. Nur die Absicht, die Hauptereignisse der christlichen Kirche, der englischen Kleinstaaten, und als deren Gipfel der Monarchie, annalistisch festzuhalten, verdient Achtung. Für diese Absicht, aber gewifs nicht für die Ausführung, bedurfte es vielleicht eines staatsmännischen Winkes. In diesem Falle nur möchte ich erinnern, dafs Aethelwulf 856 am französischen Hofe monatelang weilte und dort oder durch seine Frau, Karls Tochter, von fränkischen Reichsannalen gehört haben kann. In diesem Falle wäre die Reichsannalistik das früheste der zahlreichen Kulturelemente, die, besonders in Kirche und Litteratur, England dem Frankenreiche verdankt.

Die Annalen 871. 8. 85. 7. 9 lassen erkennen, wie der Berichter mit den Ereignissen Schritt hält. Schon 887 endet die Benutzung durch Asser. Jene sechs Zeilen des Prologs entstanden unter Ælfred. Schon 892 endet der gemeinsame Stamm. Genau den Ereignissen folgt auch Sax. Continuatio Wintoniensis bis 925, trefflich unterrichtet, royalistisch, politisch urteilsfähig, historisch begabt, würdig einen königlichen Geist fortzusetzen. Kann Ælfred selbst, wie Pl. behauptet, der Verfasser von Sax. sein? Dafs er das ihn und sein Haus verherrlichende Geschichtswerk der geliebten Mönche im Dome dicht an seinem Palast kannte, schätzte und durch Auskünfte förderte, ist bei einem litterarisch und historisch so interessierten König nicht zu bezweifeln. Aber selbst wenn jener Beginn der Kompilation unter Aethelwulf nicht erweisbar wäre, ist sie denn Ælfreds würdig? Würde der Freund Assers, der Besucher von Rom und Paris, der Übersetzer des Orosius, nicht bessere Quellen gefunden haben? Würde der Volkserzieher, der sonst gern moralisch urteilt, erklärt, mitfühlt, ein so trockenes Gerippe geliefert haben? Hätte der Gesetzgeber, Verwaltungsreformer, Klostergründer und Litterat von seinen oder früheren Thaten für die Kultur gar nichts zu sagen gewufst? Würde ein Autobiograph nicht Familienereignisse, Mutter und Gemahlin[1] erwähnt, die Stiefmutter benannt, die Jahre wohl auch nach seiner Regierung gezählt haben? Hätte er, wo Sax. 887 f. 90 dreimal *Wesseaxna ælmessan 7 Ælfredes cyninges* erwähnt, sich an zweite Stelle gesetzt? Ein Wechsel der Verfasser 871—901 ist mehrfach behauptet und steht wohl 894 fest; keiner der Einschnitte deckt sich mit einer Epoche Ælfreds. Seine echten Werke tragen geschlossene Form, beginnen mit Sendschreiben: nichts davon in Sax. Hätte ein so mächtiger Geist einen Teil des Werkes verfafst, wie würden die Mönche vor- und nachher dagegen abfallen! Und würden sie sich nicht des Mitarbeiters oder Vorgängers rühmen? Ferner möchte ich eine Fälschung, vielleicht blofs die erwünschte Konfusion eines nach 871 schreibenden Royalisten, dem *rex veridicus* nicht zutrauen: während nämlich Leo IV. Dezember 853 Aethelwulf schrieb, er habe Ælfred *quasi spiritualem filium consulatus cingulo, ut mos est Romanis consulibus*, dekoriert, sagt Sax.: *papa hine to cyninge gehalgode*. Asser und

[1] Die Schwester kommt 888 vor, doch wohl nur als Rompilgerin, in kirchlichem Sinne.

jeder spätere Chronist Englands folgte Sax.; keiner, auch kein Biograph, bezeichnet Ælfred als den Autor. Nur der Dichter Gaimar[1] nennt ihn, doch blofs als Veranstalter, Besitzer und Aufbewahrer des Werkes: *Il fist escrivere un livre Engleis des aventures (batailles, reis) e des leis; Engleis l'alerent asemblant; or est a Wincestre.* Er nahm also an, in der Königsstadt existiere ein Sammelband, der, wie Hs. A, schon über zweihundert Jahre alt aussehe und mit Sax. die Gesetze vereine, welche ja Ælfreds Namen tragen; er folgerte, der ganze Band gehöre Ælfred. Eine Stilverwandtschaft mit den Gesetzen konnte niemand behaupten. Zum Orosius weist Pl. zwar mit Gelehrsamkeit und Glück Parallelen in Sax. nach, die aber, weil er sie über 900 hinabführt, für ihn nichts beweisen [sondern nur interessant belegen, dafs die Historik der Angelsachsen, ebenso wie die Dichtkunst, einen festen Schatz stehender Wendungen besafs]. Schwerlich hätte Ælfred im Orosius den Fehler *Bothmose* begangen, wenn er Sax. 87 richtig *Pathmo* schrieb. Das schlagendste Argument Pl.'s besteht in der nicht zufälligen Gleichheit, mit der Titus' Ausspruch *diem perdidi* in Ælfreds Orosius[2] und Sax. 81 wiedergegeben wird. Earle, dem ten Brink folgt, meint, Sax. kopiere die Zeile aus Orosius. Aber es wäre ein zu sonderbarer Zufall, hätte ein Kompilator oder Interpolator gerade das kleine Eigentum Ælfreds und nur dieses aus dem Meer der Merkwürdigkeiten des Orosius herausgefischt, wenn — er nicht etwa von Ælfred selbst darauf aufmerksam gemacht wurde. Aber warum soll nicht Sax. von Ælfred gelesen worden sein? Die Stelle, die Pl. richtig letzten Endes auf Sueton zurückführt, ging in zahlreiche Weltchroniken über, unter anderen in den Hieronymus, der von U benutzt wird. Dafs ich sie in U nicht nachweisen kann, liegt vielleicht nur an Auslassungen durch U's Benutzer, und Sax. las sie vielleicht in U. Identität der Verfasser folgert übrigens weder Earle noch ten Brink daraus. [Zusammenhang der Verfasser folgt auch nicht etwa aus gleichem Misverständnis in Sax. 381 und der Bæda-Übersetzung. Obwohl Bæda nämlich I, 9. V, 24 *creatus* (erwählt) hat, heifst dort *Maximus on Bretenlonde geboren,* hier und öfter (vgl. Pl. II, 21) acenned. Allein nicht Sax. beging den Fehler, sondern schon U las, laut Lund, *natus*. Hiernach streiche man bei ten Brink *Gesch. Engl. Lit.*2 I, 91¹.]

Das Autograph von Sax., das Pl. Æ[lfred] nennt, ist verloren. Falls der Annalist von St. Neot den Stoff mit unverschobener Chronologie in Wt.[3] gelesen hat, darf man, gegen bisherige Meinung, Æ identifizieren mit dem Archetyp æ; dieser wurde noch um 960[4] in Winchester benutzt. Er wurde bis mindestens 915 fortgesetzt[5] um Cont. Wint. I. Aus æ ward

[1] Hier nur ausgezogen. [2] Schilling *Ælfreds Oros* nennt die Quelle nicht.

[3] Er stimmt 734 wörtlich mit U, also vielleicht Wt, wo Sax. nur excerpiert. Zu 901. 4 stimmt er mehr zu b als zu A.

[4] 'Annal 710 accidentally omitted by the first scribe is inserted by hand 8' in A; Pl. p. XXVI.

[5] Nur so erklärt sich, dafs C nach Pl. XCI 911 besser als A lautet; vgl. XCV: 'A is not original 894. 903. 11. 42 f.'; p. XCIV: 'wrong readings of A 381. 653. 882.'

erstens zu Winchester um 915 A kopiert; der erste Handwechsel 891 bedeutet zwar nicht notwendig einen Verfasserwechsel, da ja A nur Kopie ist, allein schon in æ glaubte ein Schreiber 891 vollendet zu haben und schrieb noch dahinter die bloſse Zahl '892'; die Fortsetzung begann, also weiter 891 meinend, *7 þy ilcan geare.* Der weitere Fortsetzer aber hat dies als 892 verkannt und daher um ein Jahr geirrt. Hände 1—6 in A datieren um 915, Hand 7 : 930, 8 : 960, 14 : 1100. (Scheidung der Schreiber und Interpolatoren ist ein Fortschritt Pl.'s.) Ein neuer Verfasser tritt 894 ein: der gröſste altenglische Historiker, bis mindestens 897. Der unter [nach Pl. 'von'] Ælfred gegebene Impuls dauert durch Cont. Wint. II bis 924, für die A die einzige Hs. ist. Pl. sieht 897 und 905 einen Stil; er ist gegen das Entdecken neuer Verfasser aus dem Stil etwas zu skeptisch. Von 925—75 stockt Südenglands Annalistik: nur P, eine Sammlung von Poemen, in die A Winchestersches verstreut, füllt die Lücke. Dann folgen um 1000 in A magere Notizen Winchesters bis 1001. (So wird A um 1025 kopiert in Winchester durch W[helocs Vorlage], die einst Southwick, s. bei Winchester, gehörte. Vgl. Horst *Reste der Hs. G*, Engl. Stud. 22, 447. Meine Ausgabe der *Gesetze der Ags.* bestätigt, daſs diese Hs., mein O[tho], abschreibt aus A, bei mir E.) Erst um 1070 wanderte A nach Canterbury, empfing also erst später Interpolationen kentischen Interesses und einige verstreute Zeilen Fortsetzung für 1005—66. Erst der Schluſs, 1070, kann bald nachher verfaſst sein. Dann hing in A Schreiber F (s. u.), der auch vieles interpolierte, um 1100 Lanfranci acta — 1093 lateinisch an. Mir scheint gegen Pl. L eher Saint Austins feindlich und geschöpft aus Lanfrancs kurzer Kirchengeschichte seiner Zeit; vgl. *Agnorm. Geschichtsq.* 296.

Zweitens entfloſs aus æ -892, worin ich Horst beistimme, b,[1] die Vorlage von γ und δ; alle diese vier Hss. sind verloren. Asser benutzte eine Hs. des Typus A, æ oder b, Ethelwerd eine zwischen A und γ, doch A näher stehende. Die Klasse γ nahm ausser Cont. Wint. I. und P auch M 2 auf, Mercische Annalen über Æthelflæd, Ælfreds Tochter, 902—24, die Pl. mit Unrecht identifiziert mit *Elfledes boc* zu Durham.[2] Sie trennte sich von b, nach Pl. CXVIII., erst nach 903, reichte nur bis 977 und war vor 979 geschrieben.[3] Sie zeigte einige Abingdoner Lokalspur. Um 1000 wurde γ kopiert durch eine Hand in B (welche Hs. 977 abbricht und Saint Austins gehörte) und um 1050 durch C, worin 977 die Hand wechselt und nach sechs unabhängigen Annalen Ab aufgenommen wird, ein Abingdoner Stück von 983—1018, das auch δ vorlag, von einem nicht höfischen, urteilsfähigen Historiker, der wohl vor 1017, laut 1012 jedenfalls vor 1023, arbeitete. Nach 1018 stimmt bald CDE, bald CD, bald DE, bald CE gegen den Rest, bald gar kein Paar. Stückweises Übereinstimmen erklärt Pl. aus gemeinsamem Gebrauche einzelner Zettel mit

[1] Leider verbraucht Pl. das Zeichen β für das einstige Blatt B's, welches den Genealogie-Prolog enthält. Horst nennt b: x 1.

[2] S. o. 'Kl. Mitt.' n. 5.

[3] Da jene Genealogie (s. vor. Anm.) mit Eadweard II. endet.

Annalengruppen [?] oder Sonderberichten. Gegenseitige Benutzung der zeitgenössischen Benediktiner Süd- und Mittelenglands scheint mir mindestens daneben anzunehmen. So stimmt nach Pl. 1065 D zu C, erhält aber von anderer Hand eine zu E stimmende Einschaltung. Dieser Abingdoner C ist Godwin feind. 1066 ist C verstümmelt.

δ, die andere Ableitung aus b,[1] gehört Nordengland, vielleicht Ripon. Diese Klasse vermehrt die Frühzeit bis 731 mit reichen Nachträgen aus Bædas *Historia* (wiederum ohne Zusammenhang mit dem altenglischen Bæda), dann 733—806 aus No, den *Gesta veterum Northanhymbrorum*, die in Simeo und *Hist. post Bedam* bei Hoveden gedruckt sind. So, nur bis 892 reichend, ward *δ* kopiert durch *ε* (s. u.). Später verschmolz ein *δ*-Fortsetzer die Cont. Wint. I. -915 mit M 2, das er vielleicht etwas länger als 924 kannte, und weiterhin P mit No 2, Northumbrischen Annalen 901—66, die vollständiger ebenfalls bei Simeo stehen. Sein Eigentum deutet zuletzt 966 auf den Norden, 948 auf Ripon. Dann 978—81 ist *δ* unabhängig, aber südlich geworden und nimmt demgemäfs Ab auf -1018. Vielleicht reichte *δ* über 1079[2] hinab. Aus *δ* stammt Hs. D, nirgends autograph, von mehreren c. 1060—c. 1105 nachlässig geschrieben, 1079 verstümmelt. Von 1019 ab steht D meist allein. Er hält zu Godwin. Schon zu 1067 spricht ein Verfasser[3] über Margarete von Schottland jedenfalls nach 1093, wahrscheinlich nach 1100, als Heinrich I. ihre Tochter heiratete. 1033 steht die erste Lokalspur Worcesters. Aber nicht der dortige Dom, sondern Evesham wird von Pl. als D's Heimat erwiesen. D verrät deutlich skandinavische Einflüsse. — *ε*, die andere Abschrift aus *δ*, wählte aus No andere Stücke aus, übernahm 934—75 in D's Form und dann Ab, worin *ε* oft C näher als zu D steht, und empfing, nachdem es zwischen 966 und 1036 nach Saint Austins gewandert war, dort die Godwin freundlichste Fortsetzung 1023—c. 67, dann eine zweite dort oder im Süden bis 1121. Hier in *ε* greift zuerst das Latein der Normannen ein: von 876 ab stehen nämlich in E und F gemeinsame lateinische Eintragungen. So verlängert zu *η* wurde der Text durch E, bis 1121 von einer Hand, kopiert; späterhin folgen in Peterborough autographe Fortsetzungen, von je einem 1126—31 und 32—54; dies letzte Stück entstand in einem Zuge, etwa 1155. Alle Peterborougher Nachträge, auch schon zum siebenten Jahrhundert, datieren also erst nach 1122. E's Englisch ist korrupter als die gleichzeitigen F und Zupitzas Fragment. Erst in Peterborough erhielt E ferneren lateinischen Stoff aus den Annales Rotomagenses. Dieses Latein hat Pl. zum erstenmal vollständig gedruckt. Eine Übersetzung aus *η* liefert um 1200 der Annalist von Waverley 1000—1121, eine zweite [um 1129] Huntingdon, der aber auch C braucht. Gaimar steht *δ*, vielleicht *ε*, zunächst. Malmesbury benutzte wahrscheinlich D und E, Florenz

[1] Nicht direkt aus æ wegen der mit *γ* gemeinsamen Fehler gegen A.

[2] Denn noch 1077 entstammen DE deutlich einer Quelle.

[3] Zeitgenössisch ist zwar der Text des Nachbarsatzes, aber E verwandt, also aus *δ* nur kopiert.

entweder neben D auch ACE oder wahrscheinlicher eine D überlegene Hs. [kaum sie allein].

Endlich ward ε durch F, das jetzt zwar 1058 verstümmelt ist, erst um 1100 von demselben Schreiber, der L in A eintrug, im Dome zu Canterbury ausgezogen, teilweise latinisiert, mit Stücken aus A und kentischer Kunde vermehrt. Bald ist das Latein, bald das Englisch in diesem zwiesprachigen Kodex die Quelle des anderen; manches steht nur Lateinisch, manches nur Englisch da. [Für die Sonnen- und Mondphänomene 806-9 ist der lateinische Text, den Pl. I, 58 in die Note verbannt, vielmehr die Quelle: er steht in den Annalen von Köln, Trier, Laon, Winchester. F ward von Eadmer benutzt; vgl. *Agnorm. Gq.* 296.]

Aus den historischen Forschungen des Kommentars und der Anmerkungen einzelnes auszuwählen, bleibt willkürlich. Earles Arbeit ist hier nicht ganz übernommen, sondern mit Recht weit Abschweifendes, auch das Bild der Kreuzigung Wilhelms 1144, fortgelassen; es ist jetzt photographiert in Jessopp *Thomas of Monmouth*, wozu Pl. Parallelen des angeblichen Ritualmordes durch Juden beibringt. — Die Echtheit[1] der Namen *Cerdic Cynric* möchte ich stützen, da auch andere als Könige so heifsen. Eine grofse Zahl ·Ortsnamen wird zu identifizieren versucht, darunter Brunanburh. Den Zweifel an 'Staines' in meiner Arbeit über *Maldon* (im Archiv, das er wie andere Deutsche Zss. ignoriert) finde ich bestätigt; Pl. erklärt 'Folkestone'; im ganzen fafst er die Geschichte 991—4 ebenso auf; einen litterarischen Zusammenhang A's, das ich aber nun als Winchestrisch erkenne, mit CDEF halte ich fest. Vielleicht aus Orosius lerne Ælfred die Heeresablösung und Flufsableitung; er sterbe 899 oder 900 (901 scheint unhaltbar). Die Geschichte Æthelflæds und Eadwards I. behandelt Pl. ausführlich mit neuen Ergebnissen; ebenso die Yorker Bischofsfolge 954, das Interregnum nach Cnuts Tode (wobei er mit Recht Freemans Godwinismus widerspricht), die Unvereinbarkeit der Berichte über 1049, Harolds Seezug gegen Wilhelm I. 1066, die altenglischen Königsgenealogien. Die Verschreibung *Poden* belege, dafs Wodan als Ahn der Dynastie vergessen war. Zu 1018 seien aus einem Abt von Abingdon zwei gemacht. Oft zieht Pl. von Freeman vernachlässigte aufserenglische Quellen heran. Nicht für 1066 allein gilt: 'We do not know enough to be able to criticize.' Über die Anglonormannen fafst er sich kürzer (Rösler *Mathilde* war zu benutzen). Doch druckt er p. 307 eine Vision über die dank Klostergründung gemilderte ewige Strafe Heinrichs I. Ich bezweifle einen Guthrum II. von Ostanglien, spreche *Wif* (Schmid Ap. VI) Eadmund ab, beziehe Helm und Brünne in *Nordleod* nicht auf die Flotte, halte *Anlaf* in II. Æthelred für echt und führe die Stellen über Æthelreds II. Gesetz im 'Edward Confessor' und *fratres coniurati* auf die als spät fälschend wertlosen *Leges Anglorum s. XIII. coll.* zurück, ferner den [nur sog.] *Willelmus Godellus* über Cnut auf Malmesbury. Die Eidbrüderschaft ist als weit späteres Institut im England des siebenten Jahrhunderts

[1] So auch Stevenson.

unmöglich. Ich bedaure, dafs das Purpurevangeliar Wilfrids längst nicht mehr in Berlin ist (Dt. Zs. Geschwiss. VI, 140). Statt *Carilef* liefs 'Calais'. — Willkommen ist p. CXLIV. das Verzeichnis der in der Chronik begegnenden Tagesdaten und hochwichtig für alle Chronologie der Nachweis, dafs, obwohl der 1. Januar *geares dæg* 1096 heifst, das Jahr regelmäfsig am 25. Dezember vorher, sonst aber Ostern nachher beginnt, nämlich in CDEF 1009f.; in C 1044—55. 1065f.; in D 1066; in E 1075. 7. 83. 5f.

Für den Philologen vermerkt Pl. archaische Spuren wohl einzeln, aber nicht im Zusammenhang [z. B. *in* für *on*;[1] das Fehlen der Präposition; *oe*; den pl. praet. in *-un*: bei Ælfred 'selten'; Cosijn II, 118]. Das Werk braucht, wie Pl. CLV. ausführt, für 'Weihnachten' *midwinter* und erst seit 1043 anfangs daneben, später allein *Christes mæsse*, seit 1102 *natiuited*; *rædan* heifse 'lesen' erst seit c. 1100; *scolde* = dicebatur war um 1100 so selten, dafs F *debuit* mifsversteht; XLIII. Französische Wörter *corona*, *prisun* sind um 1100, nordische LXXVI. vermerkt. In der Interlinearkorrektur zeige sich oft der Übergang von phonetischer zu historischer Orthographie. Fälle wie *milce* für *miltse* 1128 verdienen Hervorhebung: danach sprach E das *c* schon französisch, nicht altenglisch. [Aber *foces* ist 1120 nicht phonetische Schreibung für *folces;* das *l* verklingt erst in der Neuzeit.] Über den Gen. abs. vgl. 184, über die Ellipse von *hid* zwischen Zahl und *landes* 23. Verbale Formen stärke E durch das Präfix *ge-;* LXVII. Sehr interessant wäre eine Zusammenstellung unbewufster Abschleifungen und bewufster Modernisierungen der Sprache z. B. in F: *hereborgian* für *innian* 1048; *bead* für *stefnode* I, 174[1]; *sceawede* 177[1]; *wrad* 171[3], 173[1], *wræde* 183 für *gram*, *unsehte*. Für Text und Glossar in Band I berichtigt Pl. vieles, leider ohne dessen Kritiken (z. B. Holthausen *Anglia*, Beibl. III, 8) oder Horsts Nachträge (*Zur Kritik*, p. 38) zu berücksichtigen. — Die verlorenen Hss. stellt Pl. wohl zum erstenmal zusammen: deren existierten mindestens dreizehn. Wenn Ely von Ælfreds Bibelübersetzung redet, sieht er nur *Ælfric* dahinter. Über Gaimar und die Kenntnis des Altenglischen im 12. bis 15. Jahrhundert finden sich gute Bemerkungen. — Die Bibliographie könnte schon aus Wülcker[2] vervollständigt werden. Wer Thorpe lobt, vergesse Paulis Anteil nicht!

Zur abschliefsenden Ausgabe der Angelsächsischen Annalen (die endlich *Saxon chronicle* sich zu nennen aufhöre!) wage ich einige Wünsche zu äufsern: der Editor lese über seinen Stoff Deutsche Zeitschriften und Monographien, auch der Philologen, wie Behm 1884, Kube 1887, Hch. Meyer *Sprache von Peterboro'* 1899. Er sammle die stilistischen Beobachtungen z. B. Earles, auch wenn er die Folgerungen über Verfasserschaft nicht billigt. Er drucke alle Texte, normalisiert nur in Interpunktion und Wortteilung, löse Siglen aufser *7* und *þ'* kursiv auf, verwende aber Kursive nicht für Originalitätsstufen, die er vielmehr durch Typengröfse

---

[1] Ich verdanke diese Bemerkung Brandl.

[2] Dieser widmet *Anc. hist., dissection of the Saxon chr.* zu viel Raum; Verfasser war [H. S. English].

bezeichne. Additamente kennzeichne er durch Klammern oder Noten.[1] Jede Spalte nenne am Kopfe den Hs.-Buchstaben (wobei statt Ꝟ ein A und statt Pl.'s A ein W eintrete) neben der Herkunft des Textes ('Winchester' u. s. w.), aber nicht der Handschrift ('Parker'). Am Rande stehe die richtige Jahrzahl. Den Verfasserwechsel (weit wichtiger als in Kopien Handwechsel) bezeichne Strich oder Note. Interpolationen seien ungefähr datiert. Wo Parallelismus herrscht, werde dem Sachbenutzer ermöglicht, nur die linke Spalte zu lesen, indem zu ihr in Sternnote alle Stellen stigmatisiert werden, die sich nebenan originaler erhalten haben. Der Editor karge nicht mit einer wenngleich nicht sicheren Meinung: mehr als der Leser weiſs er gewiſs; diesem aber ist jedesmaliges Heraussuchen aus hundert Seiten Einleitung unmöglich. Durch Quellencitat am Rande und kleinere Typen scheide man Entlehntes, dessen originalerer Wortlaut existiert, z. B. *Rot*[omagenses annales]. Die Teile, die der Kompilation aus jetzt verlorenen Werken zuflossen, ersehe Leser auf den ersten Blick, vielleicht durch eingestreute fette Siglen **Ct**, **M**. Vielleicht bleibt Raum anzudeuten, wo den Übersetzern des 12. Jahrhunderts eine verlorene bessere Lesart des Werkes vorlag. Die längeren Annalen müssen Zeilenzählung oder Abteilung (etwa durch kleine kursive Buchstaben) erhalten. Eine unzweideutige Übersetzung, wörtlich, doch mit Ergänzung des für den Uneingeweihten zum Sinne nötigen, und ohne jede Neigung, etymologisch[2] dem Original gleich oder gar archaistisch zu lauten, stehe, was bei Quartformat möglich, neben oder unter den Texten. Das Glossar basiere nicht auf späteren Formen. Der Kommentar, wenn möglich durch kürzeste Sachnoten unter dem Strich des Textbandes zu ersetzen, halte sich streng an die einzelnen Wörter, Begriffe, Dinge und versuche nicht, darstellende Geschichte oder ausführliche Altertumsforschung in sich aufzunehmen.

Dies Ideal ist hochgegriffen. Ich weiſs Herrn Plummer nicht ehrerbietiger für seine schöne Arbeit zu danken, als indem ich ihn bitte, uns die abschlieſsende Ausgabe zu liefern.

Berlin. F. Liebermann.

George J. Tamson, Word-Stress in English: a Short Treatise on the Accentuation of Words in Middle-English as Compared with the Stress in Old and Modern English [Studien zur Englischen Philologie, herausg. von L. Morsbach, Heft III]. Halle, Niemeyer, 1898. XIII u. 164 S. 8.

Der Titel läſst den Inhalt des Buches nicht deutlich genug erkennen: es bringt keine erschöpfende Darstellung des schwierigen Kapitels von der me. Betonung zusammengesetzter Wörter, sondern im wesentlichen

[1] Laut II, XXVI gehören beide Interpolationen 923. 941 dem Schreiber 11 um 975; jene steht aber antiqua, diese kursiv.

[2] Falsch wird z. B. gern *for Gode ⁊ for worulde* übersetzt 'vor Gott und Welt'. Pl. 192 versteht richtig: 'in Kirche und Staat.'

nur Beiträge zur Lösung der Frage auf Grund einiger allitterierenden Dichtungen des 14. Jahrhunderts (Troy-Book, Morte Arthure, Piers the Plowman, Richard the Redeles). Es ist selbstverständlich, dafs die Betrachtung des Stabreimes allein ebenso wenig zu unbedingt sicheren Ergebnissen führen kann wie eine einseitige Prüfung des Endreims, am wenigsten bei einem Dichter wie Langland, auf dessen Unregelmäfsigkeiten im Bau allitterierender Verse Tamson mehr als einmal aufmerksam macht. Darum hat es der Vf. auch nicht unterlassen, wiederholt auf das Verfahren nicht allitterierender Dichter des Mittelalters und der späteren (auch allerneuesten) Zeit hinzuweisen und auch sonst die Sprache verschiedener Perioden gelegentlich zum Vergleiche heranzuziehen.

Im ersten Kapitel (S. 6—55) behandelt er zusammengesetzte Wörter germanischen Ursprungs, im zweiten Kapitel (S. 56—131) solche romanischer Herkunft und im 3. Kapitel (S. 132—145) Eigennamen. Im ersten Kapitel hat er sich besonders eng an Morsbachs Darstellung in der me. Gram. § 22 ff. angelehnt; doch ist es auffällig, dafs er Morsbachs Gruppe Pronomen + Pronomen (§ 30) gar nicht berührt und somit namentlich für die Betonung der mit *-self* gebildeten Pronomina in seinen sonst oft recht weitschweifigen Sammlungen gar keine Belege beigebracht hat. Aus Morsbachs folgender Gruppe (Pronomen + Pronominaladverb) bespricht er nur *alsó* aus P. P.: betreffs *alsó* neben *álso* in T. hätte er auf Luick, Anglia XI, 416 verweisen können. Im allgemeinen bietet Tamson in diesem Kapitel nichts so wesentlich Neues, wohl aber manche willkommene Beleuchtung einzelner von Morsbach nur mit Bedenken aufgestellten Behauptungen. Dafs wir mit Tamson (S. 14) auf Grund des Verses P. P. B XV, 570 *Aren ferme as in the faith · goddes forbode elles* Langland die Betonung *fórbode* (ae. *forbod*) zuschreiben sollen, erscheint mir ungewifs: ich glaube vielmehr, dafs in der Verbindung *goddes forbode* u. ä. der Hauptaccent auf dem ersten Worte lag und verweise auf Fälle wie *And I graunt, quod the kynge · goddes forbode it faile* B IV, 194, *ȝut ich forgyue the this gult · godes forbode eny more* C IV, 138, *And so I leue lelly · lordes forbode ellis* B VII, 176 = C X, 327, *In glotonye, god it wote·gon hij to bedde* Prol. 43 und Morsbachs Bemerkung (§ 36) über *goddot;* eher als die Betonung *fórbode* möchte ich, was auch Tamson an anderen Stellen oft genug mit Recht thut (z. B. S. 14, S. 32), a. a. O. gänzliches Fehlen des Hauptstabes annehmen. Man darf eben der Allitteration nicht unbedingten Wert für die Bestimmung des Wortaccentes beimessen: auch bei der Allitteration kann Reimnot gelegentlich im Spiele sein und ebenso wie bei deutschen Wörtern (Majestät neben Majestät, Bürgermeister neben Bürgermeister) dialektische Verschiedenheit.

Das Hauptergebnis des zweiten Kapitels ist die Bestätigung des ten Brinkschen Satzes: 'Ein Schlufs von der heutigen Betonung auf die me. ist nicht ohne weiteres zu ziehen' (Chaucers Sprache § 285) oder, wie es Tamson (S. 76) ausdrückt: 'Also in the time of our alliterative poets the stress of many Romance words differed from the present one, and we should, therefore, not simply reject such abnormal accentuations.' Aber

seine Behauptung (S. 107): 'On a closer examination we can trace a certain regularity in the stressing of such words, and certain principles and reasons that seem to underlie that accentuation' kann ich nur bei nachdrücklicher Betonung des certain gelten lassen. Er hat sich — das will ich nicht verkennen — viele Mühe gegeben, Gesetze für die Verschiedenheit der Accentuierung aufzustellen; aber es hat doch auch fast jedes Gesetz seine Ausnahme, und wir müssen uns damit begnügen zu sagen, daſs nicht nur 'in a considerable number of compound verbs,' sondern im allgemeinen 'usage, in point of accentuation, was still to a considerable extent unsettled' (S. 129). 'The prefix would mostly remain unaccented in those words in which it was apparently meaningless, as in ... *compláint (plaint)'* sagt er S. 111 mit Rücksicht auf dissyllabic Nouns + Prefix, und doch belegt er selbst (S. 58 und S. 108) dreimal *cómplaint* und giebt, wenn er auch diese specielle Ausnahme auf S. 111 übergeht, die Ausnahmen im allgemeinen mit seinem mostly selbst zu. Bei den polysyllabic Nouns + Prefix macht er die ganz richtige Beobachtung: 'The stress of the noun is often influenced by that of the corresponding verb' (S. 113); schon sein often läſst uns eine Einschränkung erwarten, und sie folgt auch S. 114: 'Yet, in spite of the numerous cases in which the stress of noun and of corresponding verb agrees, there are many others in which such an agreement of accentuation is not found.' Im allgemeinen gilt nach ihm (S. 113) von den polysyllabic Nouns + Prefix die Regel: 'Here, as in dissyllabic words, the stress is more frequently laid on the prefix'; aber für P. P. B V, 171 *Bothe prioure an supprioure · and owre pater abbas* nimmt er die Betonung *supprióure* an mit der Begründung: 'Sometimes the prefix appeared to be meaningless' (S. 115). Mag solche Erklärung wohl für *compláint* (neben *cómplaint*) wegen des gleichbedeutenden *plainte* zutreffen, so ist doch bei der Gegenüberstellung von *prioure* und *supprioure* das Präfix gerade von groſser Bedeutung. Ich glaube, daſs Langland *súpprioure* betont, sich aber wie in vielen Fällen, wo er Begriffe verwandter Bildung einander gegenüberstellt, mit einem Allitterationstab in jedem Halbverse begnügt hat: vgl. *To bynde and to vnbynde · as þe boke telleth* B. Prol. 101; *coupled and vncoupled · to cacche what thei mowe* eb. 206; *for-þi I can and can náuȝte · of courte speke more* eb. 111. — Zum Schluſs noch einige Einzelheiten zu diesem Kapitel: *leu(e)tenaunt* (S. 120) gehört nicht unter die viersilbigen Nomina; *sekere* ist S. 123 trotz der richtigen Ableitung von *sicor* S. 81 unter den romanischen Adjektiven behandelt; bei der Beurteilung des Verbums *meynprise* (S. 106, 131) ist Tamson P. P. B II, 196 *Shal neure man of molde · meynprise þe leste* entgangen, ein Vers, der gleich dem einzigen von ihm angeführten die Betonung der ersten Silbe für Langland sichert; die Betonung *innócent* (S. 79, 123), *innócence* (S. 71) wird gegenüber der energischen Abwehr ten Brinks durch die angeführten Belege aus Langland nicht genügend gesichert; warum aber hat Tamson *amírous* S. 123 angeführt, wo übrigens L statt T verdruckt ist, nachdem er selbst S. 80 diese Betonung als unwahrscheinlich zurückgewiesen hat?

Auch Tamsons drittes Kapitel bringt manches lehrreiche Beispiel für die bei den romanischen Wörtern gemachte Beobachtung, dafs der Wortaccent nach germanischem Vorbild sich immer mehr auf den Anfang des Wortes legte: wie hätte sonst aus *Clytemnéstra Clúnestra* und aus *Deíphobus Deffebus* werden können!

Durch den am Schlufs abgedruckten Index of Words (S. 146—164) wird die Benutzung des Buches wesentlich erleichtert.

Ich kann aber meine Besprechung nicht schliefsen, ohne den Wunsch zu äufsern, dafs in die wissenschaftliche Erörterung die Sprechweise, welche Tamson in seiner Entgegnung (Anglia, Beibl. X, Nr. 3) auf Luicks sachgemäfse Kritik (ebd. IX, Nr. 11) angewendet hat, nicht hineingetragen werden möchte.

Berlin, Juli 1899. G. Schleich.

Kurze Darstellung der englischen Aussprache für Schulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. Aug. Western. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, P. R. Reisland, 1897. 121 S. 8.

Hier erscheint ein alter Bekannter in erneuter Auflage, und da das Büchlein sich als bewährtes Hilfsmittel eingebürgert hat, kann ich mich bei der Besprechung desselben kurz fassen. Praktischer wäre es gewifs, wenn der Herr Verfasser in einer künftigen Neubearbeitung ebenfalls die von Vietor angenommene phonetische Schreibung durchführen wollte: so hat sich der Studierende, der beide Bücher benutzt, zwei recht verschiedene Systeme einzuprägen, und das ist gewifs kein Vorteil! Auch sonst könnte gröfsere Übereinstimmung hergestellt werden, z. B. in phonetischen Bezeichnungen wie 'stimmhaft' und 'stimmlos', wofür Western 'tönend' und 'tonlos' schreibt.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken: S. 7, § 11. Kurzes *e* in *Mensch, Männer* wird in vielen deutschen Mundarten geschlossen gesprochen, weswegen diese Wörter schlechte Beispiele für offenes *e* wie in engl. *send* sind. Besser passen etwa *Feld, recht*. Für langes offenes *e* (engl. *a* in *vary*) kann wohl nhd. *Bär* als Beispiel dienen. — S. 10, § 16. Dafs engl. *sh* 'mehr *s*-haltig' sein soll als nhd. *sch*, verstehe ich nicht. Meint der Verfasser etwa, dafs bei dem engl. Laute die Lippen nicht vorgestülpt werden? — S. 11. Engl. *w* ist doch kein 'Lippenreibelaut'! Der 'vollere Klang' des engl. *l*, besonders im Auslaut, beruht wohl auf der Hebung der Hinterzunge. — Im allgemeinen vermisse ich bei der Darstellung der Laute die Rücksichtnahme auf die Quantität, denn Unterschiede wie bei *build* und *built* oder *rise* und *rice*, die zugleich so ins Ohr fallend wie charakteristisch fürs Englische sind, dürften sogar einem Anfänger nicht vorenthalten werden! — S. 15, Z. 2. *Ferryman* wäre eher durch *fęri·mən* wiederzugeben, wie *-man* in Zusammensetzungen überhaupt stets *-mən* lautet. — Bei der systematischen Darstellung der englischen Aussprache (S. 16 ff.) verdienten die von Luick auf dem vorjährigen Neu-

philologentage gemachten Vorschläge bei einer Neuauflage entschiedene Berücksichtigung, da sie sowohl vom wissenschaftlichen wie vom praktischen Standpunkte aus die bisher übliche Aufstellung der Regeln übertreffen! — S. 19, III A 1) l. *hęęə* und in der Anm. füge *Thames* mit *ę* hinzu. — S. 20 unter IV könnte die Regel schärfer gefaſst werden: auſser vor Gutturalen, *ff* und *ft*, wo *ä* resp. *ā* eintritt (*wag, twang* und die in der Anm. aufgeführten Beispiele; ferner *quaff, waft*); *swam* ist natürlich Analogiebildung nach *drank, stank, sang* und ähnliche Formen. — S. 29, I B wären die Ausnahmen besser als Wörter auf *d, t, th* und *f* zu ordnen als rein alphabetisch: eine systematisch-wissenschaftliche Regel würde auch hier — wie anderwärts oft — das Behalten erleichtern! Warum fehlt *lead* 'Blei' gegenüber *lead* 'leiten'? — S. 33, Z. 4: ich kenne nur die Aussprache *njuusns*, die auch alle mir bekannten Wörterbücher bieten, nicht *njuuzns*, die Western giebt. — S. 34, 3): *asked* wird doch wohl allgemein *aast*, also ohne *k*, gesprochen! — S. 35, Anm. 1 Mitte l. *bi-hęęivjə*. — S. 38, § 67: *k* ist auch stumm in *asked*. — S. 39 oben hätte hinzugefügt werden können, daſs *ng* vor wurzelhaftem *l* und *r*, sowie dem *r* des Komparativs = *ŋg* lautet: *England, finger, younger;* das Nomen *singer* ist offenbar durch *sing* beeinfluſst. — S. 40 II, unter *x* l. *ri-zęmbl.* — S. 41 oben füge bei: *Christmas.* — Ib. § 77, Anm. 1 sollten *than, then, though, those* nicht fehlen!

Im Wörterverzeichnis sind mir folgende Versehen aufgefallen: S. 45 b l. *ə-pärənt.* — S. 47 a wird als Aussprache von *azure* seltsamerweise *ə-zhuuə* angegeben, während diese doch *ęęizhə* oder *äzhə* ist! — S. 51 b l. 'Kunde' st. 'Kunze' (Übersetzung von *chap*). — S. 63 b: ist *grün·faadə* (ohne *-d-*) die allgemeine oder alleinige Aussprache? — Dieselbe Frage gilt für *grinstən* (= *grindstone*) S. 64 a. — Ib. b: *haunch* und *haunt* werden doch auch mit *åå* gesprochen! — S. 66 a l. *hə-raizn,* (*h*)*ǫslə* und *hǫvə* als Aussprache von *horizon, hostler* und *hover*. Letzteres hat nach Grieb-Schröer nur selten und dialektisch den Vokal *v*. — S. 69 b: ist *lǫdənəm* die einzige Aussprache von *laudanum*? — S. 71 a, Z. 1 l. *loou.* — S. 74 b l. *njuusns* (vgl. oben zu S. 33). — S. 76 a, Z. 3 v. u. l. 'pl. *paadz*'. — S. 77 b l. *pǫlísi.* — S. 78 b l. *prǫbəbl.* — S. 81 a l. *ri-zęmbl.* — S. 82 b wird *sizəz*, S. 40 in § 75 dagegen *sizəs* als Aussprache von *scissors* angegeben! Das richtige ist *sizəz.* — S. 91 a: *underground* hat doch einen Accent auch auf der ersten Silbe! — S. 93 b: die Aussprache von *wide* sollte kursiv gedruckt sein!

Der Anhang (S. 95—97): Aussprache der gewöhnlichsten Eigen- und geographischen Namen, verträgt selbst in dieser kleinen Ausgabe entschieden eine Erweiterung, denn Namen wie *Adam, Agnes, Balthasar, Boswell* oder *Aberdeen, Albany, Alsace, Argyle*, um nur einige wenige zu nennen, vermiſst man doch ungern.

In den transcribierten Texten ist mir folgendes aufgestoſsen: S. 102, Z. 15 lies *his* statt *is.* — S. 105, Z. 10 v. u. l. *fiiəz* st. *fiəz.* — S. 109, Z. 7 l. *sęęibə.* — S. 111, Z. 5 l. *krǫps.* — S. 113, Z. 2 l. *-di* st. *-də* (vor *autlain*!). — Ib. Z. 9. v. u. l. *nǫt.* — S. 117, Z. 3 v. u. l. *bęlz.* — S. 119,

Z. 12 v. u. l. *węęr-ęvə* st. *węęə-ęvə*. — Ib. Z. 3 v. u. l. *plęęis*. — S. 121, Z. 3 l. *dzhęntl* und Z. 5 *blęsîþ*.

Lycke bei Norsesund. F. Holthausen.

Otia Merseiana the publication of the Arts Faculty of University College Liverpool. 1 volume. London, Wohlleben, 1899. 152 S.

Die Gründung einer Philosophenfakultät in Liverpool 1896 gab Anlafs zu diesem Sammelband von Forschungen, der jedes Jahr von den Lehrkräften herausgegeben werden soll, um sich nach aufsen wissenschaftlichen Respekt zu verschaffen. Von den Beiträgen liegen mir einige, z. B. über China oder über eine irische Bulle Urbans V., ganz fern. Friedels Études Compostellanes dürften den Romanisten, Kuno Meyers Stories and songs from Irish mss. und John Sampsons Welsh Romani folk-tale den Celtisten interessieren. Näher einzugehen versuche ich nur auf die englischen Artikel, unter denen der von Priebsch der wichtigste ist: The chief sources of some Ags. homilies (S. 129—147). Er behandelt drei der sogenannten Wulfstan-Predigten. Als Quelle für Nr. XLV wird eine lateinische Epistola Salvatoris Domini nostri über die Sonntagsheiligung nachgewiesen und aus einer Wiener Hs. des 14. Jahrhunderts abgedruckt. Dieselbe Epistel beherrscht Nr. LVII und zusammen mit der irischen Nial-Legende auch Nr. XLIII (bessere Fassung von Nr. XLIV). — Ferner teilt W. H. Woodward mit: An Elizabethan list of works on education mainly by humanists (S. 26—27); sie stimmt aus Ms. Harley 4043 fol. 16 (Ende sechzehnten Jahrhunderts) und ist in zwei Teile gegliedert: I. De puerorum institutione et ratione studiorum, wobei Plutarch, Quintilian und besonders die deutschen Humanisten (Erasmus, Zwingli, Wimpfeling, Linck, Eck u. a.) als Autoritäten erscheinen; II. De principum institutione, nach Xenophon, Guevara, Erasmus, Pontanus, Wimpfelingius, Brunfelsius u. a. Der Kontinent giebt, England empfängt. — W. H. Woodward endlich teilt einen Brief des pfälzischen Schulmeisters Horn (1620—1670) an seinen Londoner Freund Hartlib mit, der eine neue Methode für die Erlernung der alten Sprachen vorschlägt: statt blofser Schulen solle man Kolonien gründen, I would have whole townes to be composed of such onely as could speake Latine, Greek and Hebrew (S. 15—18). — Die neue Publikation verdient gewifs respektvolle Aufnahme. Doch wäre zu erwägen, ob nicht die fachlich miteinander verwandten Aufsätze besser zu eigenen Heften zusammengelegt würden, damit der Neuphilologe nicht chinesische Nationalökonomie und der klassische Philologe nicht ein walachisches Histörchen mitkaufen mufs.

A. B.

William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einflufs der neueren Litteratur in England. Von Georg Herzfeld. Halle, Niemeyer, 1897.

Im ganzen eine nicht eben erfreuliche Lebensgeschichte. Eine vielversprechende Jugend, mäfsiger Erfolg im Mannesalter, am Schlusse Ent-

täuschung, Vereinsamung, schmählicher Verfall. Das ist, persönlich genommen, die Summe eines langen Lebens (1765—1836), dem das Schicksal nichts versagt hatte als den Schlüssel zum Geheimnis des Erfolgs. Sehr wenige Leute kennen heute den Namen William Taylor von Norwich, und diese wenigen verdanken — wie ich mich mehr als einmal überzeugt habe — ihre Kenntnis entweder dem ungerechten, boshaften Artikel Thomas Carlyles in der *Edinburgh Review* oder, was schlimmer ist, dem frauenzimmerlichen Berichte der sonst vortrefflichen Landsmännin Taylors, Harriet Martineau. Die Kritik Carlyles war geradezu vernichtend für W. T., der sich sein ganzes Leben hindurch dadurch ausgezeichnet hatte, daſs er Schläge hinnahm, ohne sie zu erwidern, und dem vollends im hohen Alter jede Kampflust, die er einmal besessen haben mochte, abhanden gekommen war; so blieb denn Carlyles Urteil zu Recht bestehen: W. T. war als rationalistischer Philister, eine Art englischer Nicolai, der Verachtung verfallen. Dr. Herzfeld gebührt das Verdienst, die interessante, bedeutende Erscheinung Taylors, den Kenner der neueren englischen Litteratur gelegentlich zu würdigen wuſsten (vgl. Brandl, Coleridge, passim), in eine neue Beleuchtung zu rücken. Ich habe an der Hand von Herzfelds Buch das Hauptwerk über Taylor (John Warden Robberds, Memoir of the Life and Writings of the late W. T. of Norwich), sowie die wichtigsten Arbeiten Taylors im Britischen Museum gelesen und kann darauf hin die von Herzfeld konstatierten Thatsachen bestätigen; diese bilden auch den Hauptbestandteil dieses Essays.

W. T. wurde am 7. November 1765 zu Norwich geboren. Seine Eltern waren beide vornehmen Familien der reichen Fabrikstadt entstammt, nahmen selbst eine angesehene Stellung ein, und ihr Haus war ein gesellschaftlicher Mittelpunkt in Norwich. Der Vater wird als ein lebenslustiger, wohlmeinender, gelegentlich zu Zornesausbrüchen geneigter Mann geschildert; die Mutter wird selbst von Harriet Martineau als eine edle, feine, liebenswürdige Dame, als Ausbund weiblicher Tugenden gerühmt. William war das einzige Kind und wurde vom Vater zum Erben der Tuchfirma bestimmt. Er bekam eine ausgezeichnete Erziehung — die Dichterin Mrs. Barbauld war seine nie vergessene Lehrerin im Englischen — und wurde mit vierzehn Jahren nach Frankreich und Italien geschickt, wo er beide Sprachen vollkommen erlernte. Der alte Taylor muſs ein sehr praktischer, über seine Zeit aufgeklärter Mann gewesen sein, denn er begnügte sich nicht damit, daſs sein Sohn und Nachfolger auſser den klassischen Sprachen Französisch und Italienisch verstand; im April 1781 schickte er William nach Detmold, wo er unter der Anleitung des Pastors Roederer im Laufe von zwölf Monaten das Deutsche erlernte. Die neuerblühte deutsche Litteratur hatte auf den empfänglichen jungen Mann den tiefsten Eindruck gemacht; er kehrte mit dem dunklen Vorsatze heim, seinen Landsleuten der Verkünder und Erklärer der deutschen Dichtung zu werden.

Pastor Roederer hatte ihm Empfehlungsbriefe an Schloezer, die Angelika Kaufmann und Goethe mitgegeben. Aber es war in den Sternen

geschrieben, dafs Goethe und Taylor niemals in Berührung kommen sollten. Taylor scheint den Brief an Goethe nie abgegeben oder von Goethe nie empfangen worden zu sein. Warum? Die Briefe Taylors aus dieser Zeit sind spärlich über die Mafsen; erst auf das vorwurfsvolle Drängen Roederers berichtet er von den Besuchen bei Schloezer und Ang. Kaufmann. Ich glaube aus alledem schliefsen zu dürfen, dafs Taylor auf der Reise krank war, aber in gewohnter Rücksicht für andere weder Roederer noch seine Eltern etwas davon wissen liefs. Er berührte Göttingen und Kassel, lernte Leipzig, Dresden, Berlin und Königsberg kennen und langte im November 1782 in Norwich wieder an. Zunächst trat Taylor in das Geschäft des Vaters ein, nicht aus Neigung, sondern weil es der alte Herr verlangte. William war — was Harriet Martineau zugiebt — sein ganzes Leben lang ein musterhafter Sohn. *'His virtues as a son were before our eyes, when we witnessed his endurance of his father's brutality of temper and manners, and his watchfulness in ministering to the old man's comforts in his infirmities. When we saw, on a Sunday morning. W. Taylor guiding his blind mother to chapel, and getting her there with her shoes as clean as if she had crossed no gutter in those flint-paved streets, we could forgive anything that had shocked or disgusted us at the dinner-table.'* Die Verehrung Williams für seine vortreffliche Mutter wird es wohl erklären, dafs sein Verhältnis zum schönen Geschlechte keinerlei Bedeutung in seinem Leben hatte; er war im Hause seiner Eltern vortrefflich aufgehoben, er war seiner Mutter alles in allem — da war kein Platz für eine Frau. So kam es, dafs Taylor seine alten Tage in trostloser Vereinsamung verbrachte. Seine kindliche Liebe hat es aber auch verschuldet, dafs er, abseits vom geistigen Mittelpunkte Englands, in einer kleinstädtischen Gesellschaft seine grofse Begabung verzettelte; wäre Taylor in jungen Jahren nach London gegangen, wir hätten andere Dinge von seiner litterarischen Laufbahn und seinen persönlichen Schicksalen zu berichten.

Neben der Thätigkeit im Comptoir, die wohl nicht sehr anstrengend gewesen sein dürfte, fand Taylor Zeit, mit einem Freunde Klopstock, die Göttinger und Goethe eifrig zu studieren, und als die Kunde vom Ausbruch der französischen Revolution nach Norwich drang, wurde er von der 'Revolution Society', deren Sekretariat er übernahm, sehr in Anspruch genommen. Ein Ausflug nach Paris lief glücklich ab. Im Jahre 1791 setzte der Sohn es durch, dafs der Vater aus der Firma austrat und das Geschäft dem bisherigen Teilhaber überliefs. Die Taylors waren reich genug, um von ihren Renten leben zu können. Freilich zeigte es sich später, dafs das Vermögen nicht ganz sicher angelegt war, denn amerikanische Handelshäuser kamen ihren Verbindlichkeiten nicht nach, und die letzten Jahre des alten Taylor wurden durch diese Verluste nicht wenig verbittert; die Familie war gezwungen, die altgewohnte Bequemlichkeit aufzugeben und in ein kleineres Haus zu übersiedeln. W. Taylor, der alle Ursache hatte, sich wegen dieser Verluste herbe Vorwürfe zu machen, trug diesen Schicksalswechsel lange nicht so mutig und ergeben wie seine alte, erblindete Mutter.

Die litterarische Thätigkeit Taylors beginnt mit deutscher Litteratur, wie sie mit ihr schliefst. Etwa 1791 wurde seine gelungene Übersetzung oder besser gesagt Nachdichtung der *'Lenore'* in Norwich bekannt — 1830 war sein opus magnum *'Historic Survey of German Literature'* fertig. Brandl hat die Schicksale von Bürgers Ballade in England erschöpfend dargestellt; es ist bekannt, wie Mrs. Barbauld W. Taylors Version in einem Edinburgher Freundeskreise vorlas und dadurch Walter Scott veranlafste, sich ebenfalls an der Übersetzung der Ballade zu versuchen. Jedermann kennt Scotts Übersetzung, nur sehr wenige wissen, dafs er nicht nur die Verse

Tramp, tramp across the land they speed,
Splash, splash across the sea

(für *Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp*), sondern das Versmafs, nämlich die vierzeilige Strophe, sowie die Verlegung des Schauplatzes ins Mittelalter Taylor verdankt. Hier haben wir das erste Beispiel davon, mit welcher Tücke das Schicksal W. Taylor verfolgte, oder, vielleicht richtiger, wie wenig W. Taylor seinen Vorteil zu wahren verstand. Im selben Jahre (1791) erschien 'Nathan der Weise', zwei Jahre später 'Iphigenie auf Tauris' in englischer Übersetzung.

Wir haben gesehen, wie Taylor auf unerklärte Art es versäumte, Goethe zu besuchen; gelegentlich der Iphigenie-Übersetzung finden wir dieselbe Macht des Zufalls, die entschlossen war, die zwei Männer auseinander zu halten, wieder am Werk. Taylor schickte Goethe ein Exemplar der 'Iphigenie', bekam aber nie eine Bestätigung, dafs das Buch Goethe in die Hände gelangt war. Ein energischerer Mann als Taylor hätte vielleicht geschrieben und dadurch möglicherweise eine fruchtbare Annäherung erzielt; Taylor aber begnügte sich damit, seinen Groll in sich zu verschliefsen, ohne es natürlich verhindern zu können, dafs er gelegentlich doch in seinen Urteilen über Goethe zum Vorschein kam. Warum Goethe, der das Exemplar erhalten hat — nach einer Mitteilung des Hofrats Ruland an Herzfeld befindet sich die Ausgabe von 1793 in Goethes Bibliothek —, nicht den Empfang bestätigt hat? Offene Frage.

Taylor, der von einer Anerkennung Goethes zu neuer Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Litteratur angeregt worden wäre, wurde durch die beabsichtigte oder unbeabsichtigte Vernachlässigung verstimmt; wenigstens sehen wir, dafs er vom Jahre 1793 an zu seinem grofsen Schaden immer mehr der Zersplitterung verfällt. Dr. Griffiths, der Herausgeber der *'Monthly Review'*, wufste Taylor zur Mitarbeiterschaft an dieser Zeitschrift heranzuziehen, und seitdem kam Taylor aus dem vortex der Recensierthätigkeit nicht mehr heraus.

Noch einmal kam Taylor in die Lage, sich an einer stärkeren Natur emporzuranken und wieder zu selbständiger Thätigkeit von dauerndem Werte zurückzukehren. Im Jahre 1798 besuchte Southey die Vaterstadt Taylors, und die beiden so verschieden gearteten Männer fanden Gefallen aneinander. Ihre sehr umfangreiche Korrespondenz zeigt beide von der vorteilhaftesten Seite: Southey als den mahnenden, praktischen, wohl-

wollenden Freund, Taylor als aufrichtigen, strengen Kritiker, der über alles klug und treffend zu schreiben wufste, sogar über sich selbst, dem es aber an Einsicht und wohl auch an Interesse fehlte, wo sein schriftstellerischer Name in Betracht kam. Die Mahnung, etwas Selbständiges, Grofses zu unternehmen, verhallte immer wieder ungehört, denn man kann die Übersetzungen und Bearbeitungen romantischer und anderer Stoffe in den *'Tales of Yore'* (1810) kaum eine selbständige Leistung nennen, und was die *'Synonyms'* betrifft (1813), so war das eigentlich eine Abschweifung von Taylors eigentlichem Gebiete, der Litteratur und Geschichte. Freilich — was war Taylors eigentliches Gebiet, was war es nicht? Seit seiner Heimkehr aus Deutschland hatte er immer neue Sprachen gelernt, sich in immer neue Gedankenkreise hineingearbeitet, bis er geradezu ein polyhistorisches Wissen besafs. Wenn man die Bände der *'Monthly Review'* durchblättert und sieht, mit welcher Leichtigkeit er über die entlegensten Dinge schrieb, so wird man unwillkürlich an den deutschen Professor erinnert, wie er in der Phantasie Carlyles existierte.

Of his boundless learning, and how all reading and literature in most known tongues, from Sanchoniathon to Dr. Lingard, from your Oriental Shasters, and Talmuds, and Korans, with Cassini's Siamese Tables, and Laplace's Mécanique Céleste, down to Robinsoe Crusoe, and the Belfast Town and Country Almanack, are familiar to him, — we shall say nothing: for unexampled as it is with us, to the Germans such universality of study passes without wonder, as a thing commendable. indeed, but natural, indispensable, and there of course. A man that devotes his life to learning, shall he not be learned? (Sartor Resartus.)

Eine zutreffendere Schilderung von Taylors Vielseitigkeit könnte es nicht geben als dieses aus der Tiefe des inneren Bewufstseins geschöpfte Porträt. Folgende kleine Liste soll diese Charakteristik illustrieren:

Chronological Essays on the Book of Ezra and the Times of Daniel.
On the author of the writings ascribed to Ezechiel.
Remarks on the East and West Aramic Dialects.
Historic Doubts respecting Joan of Arc.
Plan of Constitution for a Republic.
On the Runic Sagas.
On the Legation of Moses.
Chronological Inquiry relative to the Siege of Nineveh.
On the Theory of Representation.
Defence of Monopoly.
London Cries.
Was the Reformation beneficial to Europe?
A System of Education for the Labouring People.

Wie war es Taylor nur möglich, eine solche Unmasse von Wissen anzuhäufen, so vieles und so mannigfaltiges zu assimilieren? Und dabei war er, an der Überlieferung seines Hauses festhaltend, ein grofser Freund der Geselligkeit, der er tagtäglich den Abend und wohl auch einen Teil des Nachmittags zu opfern pflegte! Das war nur in einer kleinen Stadt

und bei absolut regelmäſsigen Lebensgewohnheiten möglich. In diesem Sinne war Taylor ein Philister, aber in diesem Sinne war es auch Kant. Taylor war ein Frühaufsteher und arbeitete regelmäſsig ununterbrochen bis zur Mittagsstunde; dann verfehlte er nicht, zu allen Jahreszeiten im Flusse zu baden und ungefähr zwei Stunden im Westen der Stadt zu spazieren. Vom Diner an, das er stets in Gesellschaft genoſs, bis zum Schlusse des Tages oder des Abends war die Zeit dem Gespräche gewidmet und — dem Wein. Davon scheint Taylor mehr genommen zu haben, als sich mit seinen Nerven vertrug; aber darum ist der Bericht Harriet Martineaus doch eine böswillige Übertreibung, wie man aus der mangelhaften Logik ohne weiteres ersieht. *'Matters grew worse in his old age, when his habits of in temperance kept him out of the sight of ladies, and he got round him a set of ignorant and conceited young men, who thought that they could set the world right their destructive propensities.'* Eine solche Zeugenaussage hat nicht den geringsten Wert. Wenn ihn Damen im Alter nicht zu Gesicht bekamen, woher weiſs Harriet Martineau, wie viel er trank? Und warum sagt sie nicht gleich, daſs die schlimmen jungen Leute, zu denen der von ihr besonders gehaſste vielsprachige Gentleman 'George Borrow' (Verfasser von *'The Bible in Spain'*, *'Lavengro'* und anderen Werken) gehörte, lauter Trunkenbolde waren — denn wie kann man sich sonst die Verehrung dieser Leute für einen Trunkenbold erklären? Das Traurige an der Sache ist, daſs Carlyle in seiner Kritik des *'Historic Survey'* unter dem Eindrucke solcher Gerüchte stand, wie sie bei Harriet Martineau zum Ausdruck kommen; die wiederholte Anspielung auf *'stimulants'* und *'We take him to be a man of sociable turn'* wären unmöglich, wenn Carlyle nicht allerlei über die Lebensweise seines Opfers gehört hätte.

Mehrere Jahre vor seinem Tode war Taylor ein toter Mann. Er verlor das Gedächtnis und die Sprache, so daſs er darauf verzichten muſste, Gesellschaft zu sehen. Auſser seinem alten Freunde Sonthey hatte niemand über den Verstorbenen etwas zu sagen: er war eben schon bei Lebzeiten verschollen.

Eine eingehende Würdigung Taylors hätte seine litterarische Thätigkeit nach vier Richtungen hin zu beleuchten: 1) Taylor als Übersetzer, 2) als Litterarhistoriker oder — wie die Franzosen und Engländer lieber sagen — als Kritiker, 3) als Sprachforscher, 4) als politischen Schriftsteller. Herzfeld hat vor allem den Übersetzer und Kritiker im Auge gehabt, die anderen zwei Seiten seiner Thätigkeit naturgemäſs nur gestreift.

Es ist kein Zweifel, Taylor hat als Übersetzer aus dem Deutschen zum erstenmal das geleistet, was die Zeitgenossen Shakespeares und Popes auf anderen Gebieten mit so groſsem Erfolge geleistet hatten. Man hat in dem *'Historic Survey'* eine gute Übersicht über die Leistungen Taylors in quantitativer und qualitativer Beziehung, und da giebt es eigentlich nur ein Urteil: Taylor ist — von einzelnen Versehen und Miſsgriffen abgesehen — ein musterhafter Übersetzer. Er folgt immer treu dem Wesen des Originals, und doch liest sich seine Übersetzung wie ein Original. Mehr haben wenige erreicht.

Als Litterarhistoriker oder Kritiker steckt Taylor ganz und gar in den Überlieferungen des 18. Jahrhunderts — das ist im Munde Carlyles ein Vorwurf, ein Moderner wird das vielleicht als höchstes Lob bezeichnen. Er ist Ästhetiker im ursprünglichen Sinne des Wortes, d. h. er beurteilt ein litterarisches Kunstwerk nicht willkürlich nach momentaner Stimmung, wie z. B. Andrew Lang und dessen impressionistische Gesinnungsgenossen auf dem Kontinent; nein, er anerkennt keine Anarchie in der Kritik, sondern glaubt mit Winkelmann und Lessing an ästhetische, in der Natur der Geniefsenden begründete Gesetze. Die Ästhetik Kants und Schillers scheint er nicht beachtet zu haben, und Carlyle hatte in diesem Sinne nicht ganz unrecht, wenn er sagte, dafs die Kapitel des '*Historic Survey*' über Goethe-Schiller lieber nicht geschrieben worden wären. Freilich hat es Carlyle nicht so gemeint, und da mufs ich denn wiederholen, was ich bei anderer Gelegenheit (Vortrag auf der 43. Philologenversammlung in Köln 1895) behauptet habe, dafs Taylor trotz alledem und alledem geistig Goethe näher stand als Carlyle. R. M. Meyer hat in seinem Goethe-Buche die schöne, zutreffende Bemerkung gemacht, dafs, abgesehen von den Episoden in Wilhelm Meister, bei Goethe immer nur das Gewöhnliche geschieht: nichts Überlebensgrofses, nichts Heroisches, nichts Romantisches. Ich habe das Buch nicht zur Hand, aber das ist so ziemlich der Sinn. Nun vergleiche man Taylors Brief an Southey, in dem er die Dichtungen seines Freundes bekrittelt.

Every body complains, and will for ever complain, of the talismanic statues in 'Thalaba'; they excite no interest. 'Joan of Arc', 'Theodore', tremble on the brink, or rather hover on the verge of what I call supernaturalism, that is, moral improbability, — they being moved by motives which do not usually move. These characters, however, are only bold, not strange; and will for ever appear to heroic natures possible, and to feeling natures affecting existences. The personages of your Hindoo romances, whether you call them gods or men, must not be mere pegs to hang descriptions upon, but must have human characters and passions; and the more vulgarly unrestrained, unbridled and boisterous, the more free-agent and unpolished, like the barons bold of the heroic ages, the more direct and obvious and sensual their wants and their wishes, the more will these personages secure sympathy: not the monstrous and extraordinary, the average or common form is the fittest subject of imitation.

Was die Technik seiner Kritik betrifft, so hat Hazlitt mit Recht betont, dafs die Edinburgher Reviewers ein Verdienst für sich in Anspruch nahmen, das in Wahrheit W. Taylor gebührt. Er hat zum erstenmal in der Monthly Review den Versuch gemacht, gelegentlich einer neuen litterarischen Erscheinung den Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, die kontinentale Litteratur zu befragen und seine eigene Stellung zu der behandelten Frage zu bestimmen. Er ist der Schöpfer des kritischen '*essay*', dem Macaulay zu so hohen Ehren verholfen hat. Die Sprache Taylors trägt sein eigenartiges Gepräge, so dafs es nicht schwer ist, ihn unter den vielen Reviewern herauszufinden. Sir James Mackintosh hat

diese Sprache in einem sehr humoristischen Ausspruche als *'Taylorian'* charakterisiert; Taylor selbst schildert sie mit zutreffenden Worten.

Were I reviewing my own reviewals, I should say — This man's style has an ambitious singularity, which, like chewing ginseng, displeases at first and attaches at last. In his pursuit of the curiosa felicitas, he often sacrifices felicity to curiosity of expression: with much philological knowledge, and much familiarity among the European classics of all sorts, his innovations are mostly defensible, and his allusions mostly pertinent; yet they have both an unusuality which startles, and which, if ultimately approved, provokes at least an anterior discussion that is unpleasant.

Das aller Welt zugängliche kritische Werk, das den Maſsstab für die Schätzung Taylor's abgegeben hat, ist *'The Historic Survey'*; Herzfeld hat deshalb sehr wohl daran gethan, diese Arbeit genauer zu analysieren und sie gegen die Angriffe Carlyles in Schutz zu nehmen. Die Art und Weise, wie Carlyle in der Bekrittelung der Details verfuhr, verdient wiederholt zu werden. Erst findet er Fehler, die keine sind; so z. B. wirft er Taylor *'culpable ignorance'* vor, weil er von Goethes 'Wahrheit und Dichtung' gesagt haben soll, das Werk sei *'a fictitious narrative and no genuine biography'*, während Taylor in Wahrheit sagt, es sei *'a household epopeia which mingles history and invention'*, an einer anderen Stelle *'not an autobiography, but rather a biographical novel'*; Luther soll in zwei Zeilen abgethan sein, in Wahrheit sind es zwei Seiten, und man darf nicht vergessen, daſs das Werk Taylors die deutsche Dichtung behandelt, nicht die deutsche Litteratur; Hans Sachs, die Dichter der Reformation, Ludwig Tieck sollen gar nicht erwähnt sein — Herzfeld giebt die Seiten, wo sie zu finden sind.

Nachdem Carlyle fälschlich Fehler konstatiert hat, wo keine sind, stellt er folgenden Calcul auf (die Stelle muſs vollinhaltlich gegeben werden):

But on the whole, what struck us most in these errors is their surprising number. In the way of our calling, we at first took pencil, with intent to mark such transgressions; but soon found it too appalling a task, and so laid aside our black-lead and our art (cæstus artemque). Happily, however, a little natural invention, assisted by some tincture of arithmetic, came to our aid. Six pages, studied for that end, we did mark; finding therein 13 errors: the pages are 167—173 of Volume third, and still in our copy have their marginal stigmas, which can be vindicated before a jury of authors. Now if 6 give 13, who sees not that 1455, the entire number of pages, will give 3152 and a fraction? Or, allowing for Translations, which are freer from errors, and for philosophical Discussions, wherein the errors are of another sort; nay, granting with a perhaps unwarranted liberty, that these 6 pages may yield too high an average, which we know not that they do, — may not, in round numbers, 1500 be given as the approximative amount, not of errors indeed, yet of mistakes and misstatements, in these 3 octavos?

Ich glaube, diese Methode zu kritisiren richtet sich von selbst; aber

sie wird spafshaft, wenn man sich erinnert, wie Carlyle seinen vergötterten Goethe citiert. In dem vielgerühmten Aufsatze '*Death of Goethe*' fafst er die Weltanschauung seines Heroen zusammen und belegt sie mit Goethes eigenen Versen. Merkwürdigerweise sind die Verse dem anakreontischen Liede 'Generalbeichte' entnommen:

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unablässig streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Natürlich waren diese Worte, wenn auch noch so sehr aus dem Zusammenhang gerissen, nicht dazu geeignet, Goethes Weltanschauung oder vielmehr das, was Carlyle für Goethes Weltanschauung hielt, zu belegen; deshalb wurde der vorletzte Vers — ich will beileibe nicht sagen, bewufst! — folgendermafsen umgestaltet: Im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben.

Was würde wohl für ein Urteil über Carlyles Wahrheitsliebe herauskommen, wenn man seine Kritisiermethode auf ihn selbst anwenden wollte?

Als ob es nicht daran genug gewesen wäre, dafs Taylor, der sein ganzes Leben lang bestrebt war, deutsche Litteratur in England zu verbreiten, den Ruhm eines Apostels der deutschen Litteratur einem anderen abtreten mufste, wurde auch sein Werkchen über Synonyme noch bei seinen Lebzeiten von einem geschickten Handlanger der Wissenschaft entwendet. Wie Herzfeld nachweist, ist das vielverbreitete Werk von Crabbe einfach eine Aneignung der Arbeit, die Taylor Jahre des Studiums gekostet hatte. Wahrhaftig, der Biograph Taylors, J. W. Robberds, hat Recht: *The harvest was not reaped by the hand, that sowed the field.*

London. Leon Kellner.

Lyrical Ballads by William Wordsworth and S. T. Coleridge 1798. Edited with Certain Poems of 1798 and an Introduction and Notes by Thomas Hutchinson. London, Duckworth and Co., 1898. LX, V, 264 S. 2 Porträts. 3 s. 6 d. netto.

Am 1. September des Jahres 1798 erschien in Bristol, das damals das Centrum eines bedeutenden regen litterarischen Lebens war, ein unscheinbares Oktavbändchen von einigen zweihundert Seiten, das den Titel *Lyrical Ballads with a Few Other Poems* führte, mit einer Einleitung in apologetischem Tone, die ebensowenig wie der übrige Inhalt des Büchleins die Verfasserschaft angab oder erraten liefs. Und wer hätte damals gedacht, dafs dieses lau von Kritik und Publikum aufgenommene Bändchen, dessen sich bereits nach vierzehn Tagen der Verleger zu entledigen suchte, nach genau hundert Jahren in einer äufserlich wie innerlich so herrlichen Ausgabe vor uns liegen würde, nachdem ein bereits 1890 erschienener Faksimiledruck von Dowden in mehreren Auflagen verbreitet war.

Sagen wir es nur gleich heraus: vorliegende Ausgabe ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk, ein Muster für die wissenschafliche Herausgabe neuerer Litteraturwerke, indem sie philologische Kleinarbeit mit dem feinen Takt eines geläuterten Geschmackes verbindet, überall, auch in dem am Schlusse beigefügten Noten, den litterarhistorischen Zusammenhang in den Mittelpunkt rückt und zugleich jede vernünftige Wifsbegier mit souveränster Detailbeherrschung befriedigt, ohne irgendwo durch ein erdrückendes Zuviel an gebotenem Material oder durch pedantische Trockenheit des Vortrags abzuschrecken.

Eine umfangreiche Einleitung orientiert trefflich über alle litterarischen Vorfragen: äufsere Entstehung, Druck, Aufnahme bei den Zeitgenossen, Stellung in des Dichters Geistesentwickelung und anderes mehr. Besonders die letzten beiden Punkte sind mit viel Liebe und Verständnis eingehend betrachtet. Es berührt uns schmerzlich, zu sehen, wie die kühle Aufnahme des Bändchens zum Teil Robert Southeys öffentlicher und geheimer Stimmungsmacherei zuzuschreiben ist, der, über das Geheimnis der Verfasserschaft von Cottle aufgeklärt, durch persönliche Zerwürfnisse mit Coleridge und kleinliche Eifersucht auf Wordsworth sich zu einer hämischen Besprechung der Balladen in der *Critical Review* (Oktoberheft 1798) hinreifsen liefs, die für andere Recensenten, z. B. in der *Analytical* (Dez. 1798) und *Monthly Review* (Mai 1799), das Leitmotiv abgab. Sympathisches Verständnis brachte ihnen dagegen der *British Critic* vom Oktober 1799 entgegen. Sonderbarerweise nahm man übrigens am meisten an Coleridges *Ancient Mariner* Anstofs, den wir heutigen gerade als die Perle der Sammlung schätzen.

Die Dichter selbst hatten die Mehrzahl der 'lyrischen Balladen' in der Vorrede als Experimente bezeichnet. Inwiefern dies der Fall, mufste also in der Ausgabe auseinandergesetzt werden. Und Hutchinson thut das in einer so feinfühligen tiefdringenden Weise, dafs wir gröfsten Dank ihm dafür schulden. Mit Professor Minto glaubt auch er, dafs die Wordsworth vorschwebende poetische Theorie in dem *Advertisement* von 1798, sowie in den Vorreden von 1800, 1802 und 1805 eine unglückliche Formulierung gefunden habe, indem der sehr eng gemeinte Ausdruck *'language of conversation'* irreführen mufste. Statt *'language'* hatte Minto *'style'* verstehen wollen. Aber Hutchinson zieht den Kreis noch enger: dem traditionellen Phrasenschatz, den vielen poetischen Umschreibungen, der Bevorzugung von allerhand Metaphern und Redefiguren, von vielsilbigen griechischen und volltönenden lateinischen Wörtern habe Wordsworth entgegentreten wollen.

Sehr fein schildert Hutchinson auch die Stimmung, aus der heraus Wordsworths Anteil an den 'Lyrischen Balladen' erwachsen ist. Durch die Enttäuschungen der französischen Revolution der Philosophie in die Arme getrieben, umpfing der junge Dichter mit dürstender Seele die eben bekannt gewordene Lehre William Godwins. Aber nicht lange dauerte es, bis sich ihm Godwins idealer Vernunftmensch als eine Chimäre erweist, und er in natürlicher Reaktion gegen den kalten Verstandeskultus

um so begeisterter dem Gefühlsleben der Menschheit, den elementaren menschlichen Leidenschaften sich zuwendet und eine Reihe psychologischer Studien in den 'Lyrischen Balladen' niederlegt.

Auf gleichem psychologischen Boden erwachsen und ebenfalls im Jahre 1798 verfaſst sind die drei Gedichte *Peter Bell*, *The Three Graves*, *The Wanderings of Cain*, die Hutchinson deswegen zusammen mit dem ursprünglich den 'Lyrischen Balladen' einverleibten Liede an *Lewti* in einem Anhange in ihrer ersten Fassung abgedruckt hat.

Es folgen dann 60 Seiten Noten, die nach Inhalt und Anlage mustergültig sind, da sie den pedantisch genauen und doch weitschauenden Litterarhistoriker wie den geschmackvoll-abwägenden, detailfrohen Philologen in gleicher Vollkommenheit erkennen lassen, eine leider nicht häufige Verbindung von Begabung, hüben wie drüben. Man sehe nur z. B., wie gewissenhaft der Quelle aller archaischer Wörter im *Ancient Mariner* nachgespürt ist und so gezeigt wird, daſs Coleridge schon vor 1798 eifrig seinen Chaucer studiert hatte und nicht nur aus der 'Legende von den Guten Frauen', den Erzählungen des Schaffners und Ritters einige Vokabeln sich zu eigen machte, sondern sogar die Figur des Geister-Weibes *Life-in-Death* nach der *Ydelnesse* des Rosenromanes modellierte.

Zwei Porträts in trefflich gelungener Photogravüre, das des achtundzwanzigjährigen Wordsworth und des zwei- bis dreiundzwanzigjährigen Coleridge, sind dem vornehm-edel ausgestatteten Bändchen beigegeben.

Wenn ich noch hinzufüge, daſs zu alledem das Büchlein für den niedrigen Preis von 3 s. 6 d. geschmackvoll gebunden zu erstehen ist, so wird man mit mir den lebhaften Wunsch teilen, daſs die schöne Ausgabe im Besitze jedes Lehrers und jedes Studierenden des Englischen sein möchte und recht oft zu Seminarübungen Verwendung finde, wozu sie sich ganz besonders eignet.

Würzburg. Max Förster.

William Black. Wild Eelin.

William Black, von dem im Archiv schon oft die Rede war, ist im Dezember 1898, 57 Jahre alt, gestorben. Sein letzter Roman, Wild Eelin, repräsentiert noch einmal alle guten und schlimmen Eigenschaften des schottischen Dichters. Wild Eelin ist der letzte Sproſs der Macdonalds of Kinvaig, eine Hochlandstochter wie Madcap Violet und andere Heroinen Blacks, die fröhlich und ohne Ziel dahinlebt, fährt, schwimmt, florettiert, dichtet, singt und mit Pistolen schieſst, mit einem Wort: ein out-of-door life ohne Sorgen führt, bis sie sich von einem halb verkommenen, aber einfluſsreichen und zwei sehr ernsthaften Liebhabern umgeben sieht, die sie in schwere und ans Leben greifende Konflikte bringen — der rohe englische Peer wird mühsam ferngehalten, dem jugendlich braven Dichterredakteur Archie Gilchrist aber hat sie in einer Aufwallung ihres kameradschaftlichen Gefühls für ihn die Ehe versprochen und wird doch bald darauf von tiefer Liebesleidenschaft zu Somerled Macdonald, dem schlich-

ten, kraftvollen kanadischen Eisenbahnkönig, ergriffen. Das bringt sie um ihren naiven Frohmut und wirft sie zuletzt aufs Krankenlager. Im Fieberwahn stürzt sie sich in den kalten Fluſs, und Archie Gilchrist, der sie gerettet hat, erfährt aus ihren Phantasien, daſs sie Somerled liebt. Zwischen ihm und sich schafft er männlich Klarheit; beide fahren zu Wild Eelin, mit der es unterdes besser gegangen ist, und finden — eine Leiche.

Dieser Schluſs ist eine totale Enttäuschung — durch nichts motiviert, wie es bei Black vorkommt. Nachdem die von Natur durchaus auf gute Ausgänge angewiesene Kompositionstechnik rohe Zufallseffekte mehrmals vexierend angezogen hat, rächt sich solches Spielen mit der Lunte zum Schluſs durch eine Explosion, die, wenigstens in diesem Falle, den bisherigen guten Eindruck völlig über den Haufen wirft und die angesammelte Spannung ins Blaue verpufft. Aber jener gute Eindruck an sich ist wohlbegründet. Für die oft beklagte Unwahrscheinlichkeit der Charaktere im Guten und Bösen wird der Leser auch diesmal reichlich entschädigt, denn im einzelnen ist alles sympathisch und gut und tüchtig. Wie in Stand Fast, Craig-Royston und anderswo klingt es auch hier im ganzen Roman von schottischen Liedern, und während die eingestreuten Naturschilderungen, in manchem Gegensatz besonders zur Daughter of Heth, mit virtuoser Konzentration rein um ihrer selbst willen gehandhabt werden, nicht ohne Schrammen und Kollisionen für den Eigenkurs der Handlung, stehen jene Lieder in lebendiger Wechselbeziehung zu dem Seelenleben der einzelnen Charaktere: das Eintreten Gilchrists oder Wild Eelins für oder gegen Macneill, Tannahill, Burns etc. ist die Äuſserung ihres Temperaments, gälische Laute werden von diesen schottischen Landeskindern in die Schriftsprache übertragen und umgekehrt, Verstehen und Nachempfinden treibt eigene Blüten hervor, und zuletzt vermittelt das Lied 'The Braes of Glenbraon', dessen Melodie sogar — mit allerdings recht schlechtem Klaviersatz — abgedruckt wird, auf ergreifende Art zwischen den zweien, als sie nicht mehr freien Weg zueinander haben. Philosophische Erörterungen über das Problem der Seelenwanderung im Munde eines alten, halbidiotischen Gärtners müssen wir uns als Dialektzugabe, für die das heutige englische Lesepublikum ja sehr empfänglich ist, gefallen lassen, und für die genaue Beschreibung eines Lachsfangs, eines Boxertrics, einer Duellscene beansprucht der im eifrigen Sport ergraute Dichter, der ehemalige Kriegsberichterstatter von 1866, auch diesmal das Interesse des Lesers. Aber nichts wirkt ermüdend, denn die Erzählung bleibt im scharfen Tempo, wie der die Scenerie beherrschende River selbst, und herzhaftes Geplauder läſst keine Hinterhaltigkeiten, keine Quertreibereien mit Absichten und Unbestimmtheiten aufkommen. — Mit Black ist ein kräftiger und in England auſserordentlich gern gelesener Erzähler dahingegangen, der allerdings weder auf künstlerische Richtungen jemals Einfluſs hatte, noch von ihnen beeinfluſst wurde, wie er denn der Short Story nur einmal ein sehr mäſsiges Zugeständnis in Magic Ink and other Stories gemacht hat.

Berlin. R. Biedermann.

Castle Meadow. By Emma Marshall. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897. (Collection of British Authors. Vol. 3238.) 295 S. 8.

Die Verfasserin, von der schon 25 Bände bei Tauchnitz erschienen sind, verspricht in der Vorrede, uns die Jugendgeschichte zweier Norwicher Wunderkinder aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erzählen: des Malers John Crome und des Musikers William Crotch, der schon im Alter von zwei Jahren auf der Orgel spielen konnte. Sie hält aber nicht ganz Wort, denn den Hauptraum des Buches und das Hauptinteresse des Lesers beansprucht eine rührende, doch nicht neue Liebesgeschichte zwischen der reizenden Hyacinth Woodrow und dem armen Buchhalter Philip Sandford. Der alte Woodrow, der verschiedene Betrügereien auf dem Gewissen hat, will seine Tochter durchaus dem sechzigjährigen reichen Lüstling Royston, seinem Mitschuldigen, zur Frau geben. Den Ränken dieses Menschen gelingt es, den armen Philip unter dem Vorwande der Beförderung nach Amerika zu senden, wo er schliefslich verschollen ist. Hyacinth bleibt ihm aber treu, selbst als er als einarmiger Krüppel zurückkehrt, und Roystons Schandthaten werden durch eine stets im rechten Augenblick Gutes stiftende Tante aufgedeckt. An der Aufregung darüber geht der Schurke elend zu Grunde. Eine rührende Nebenfigur ist die kleine schwindsüchtige Belle, welche der lustige Laufbursche John Crome verehrt und die sich kurz vor ihrem Tode als die natürliche Tochter Roystons entpuppt. Die Verfasserin verweist öfters in schulmeisterlichem Tone auf die damaligen Sitten und ihren Unterschied mit den heutigen.

Berlin. Emil Penner.

M. Betham-Edwards, I. A storm-rent sky. (Coll. of Brit. Authors. Vol. 3280). II. Reminiscences. (Coll. of Brit. Auth. Vol. 3290.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Der 'sturm-zerrissene Himmel' ist der von Frankreich zur Zeit der grofsen Revolution, der Held aber ist Danton, der edle Revolutionär mit der Stentorstimme und dem Lammesherzen, die Knie benetzt von den Thränen dankbarer Witwen und Töchter (nach B.-E. wenigstens). Heldenhafter jedoch ist Richarde, die Jugendgeliebte Dantons, die wohl sieht, dafs er als Sohn eines reichen Bourgeoishauses sie nicht gut heiraten könnte, ihn daher abweist, später jedoch, nachdem sie durch Kriegsthaten zu Ansehen und Mitteln gelangt ist, ihn, den Mann einer anderen, den gestürzten Machthaber, rettet. Damit der Held doch nicht ganz von ihr in den Schatten gestellt werde, mufs er es am Schlufs freilich vorziehen, freiwillig nach Paris zurückzukehren, zu gewissem Untergang. Richarde kann nur noch seinem Verderber Robespierre ebenfalls den Untergang voraussagen, bis auf den Tag genau. Neben diesen heroischen Begebenheiten läuft die idyllische Schilderung eines französischen Dorfes einher,

in dem trotz aller politischen Stürme der Pfarrer ein behaglicher Voltairianer, der Sakristan ein Humorist, die Jahrmärkte lustig, die Bauern brav und die Bourgeois vornehm bleiben: ein mit warmer Liebe für das französische Volk gemaltes Bild, zu dem das anstofsende deutsche Rheingebiet mit seiner strafsenarmen Barbarei, seinen vielen Banditen — selbst die Fräulein müssen bei uns immer mit Pistolen ausreiten — und seinen invasionsgierigen Prussians und Austrians einen schauerlichen Eindruck macht.

Offen gestanden habe ich obigen Roman nur gelesen, weil mich die 'Reminiscences' der Verfasserin vorher angezogen hatten. Sie hat nämlich mehrfach Deutschland bereist und weifs uns manches Interessante aus der Halbvergangenheit zu erzählen. In Württembergs Hauptstadt lief vor vier Jahrzehnten noch die Gosse durch den englischen Park in den Neckar, und die abgetragenen Kleider der Königin wurden von den Zofen an die getreuen Unterthanen verkauft, um womöglich vor der Königin selbst getragen zu werden: ja, das war noch die Zeit, wo 'instead of the actual dead level, the Prussianizing of Europe from Potsdam to Stuttgart, a traveller passed from one pituresque state to another. Wherever he went he found engaging naïvité of manners, costumes, speech. All this belongs to the past. Despite its literary, artistic and musical attractions, Germany has become totally uninspiring, depressing indeed, to the fredom-loving (!) Anglo-Saxon mind.' Vor vierzig Jahren, ach, da waren die Augen jung, und Mitleid wirkt sympathischer als Achtung. Wer jetzt in Deutschland nicht immerfort über Politik spricht, schweigt nur aus Furcht, weil 'speech no more than the press is free' (S. 119)! In Wien 1862 fiel der Verfasserin auf, wie die Damen Strümpfe strickten und dazu Goethe lasen, wie die obere Gesellschaft glänzte, während sich die Untergebenen in sklavischen Handküssen gefielen, wie die Arbeiter half-penny bank-notes (gemeint sind Zehn-Kreuzer-Noten) statt der Scheidemünze bekamen und dabei doch im Wurstlprater jubilierten. Fiendish Haynau, gallant prince Maximilian, and that simulacrum of the greatest criminal that ever lived, the third Napoleon, wandeln vor uns vorüber. Auch Karl Marx taucht einmal auf; aber obwohl ihn sein Socialismus der Verfasserin entschieden empfahl, fand sie an ihm doch that Teutonic, speculative dreaminess so often allied in Germany with reasoning power of the highest order. Ihre Lieblingsstadt in Deutschland ist Leipzig, und besonderes Lob erntet der verstorbene Baron Tauchnitz, als vornehmer Geschäftsmann sowohl wie als gründlicher Litteraturkenner. Dagegen entwirft sie von Goethes Schwiegertochter Ottilie und von seinen Enkeln ein halb melancholisches, halb ironisches Bild; kein Urteil wurde laut in diesem Kreise, ohne dafs beigefügt wurde: 'der Grofsvater meinte auch —'. Flüchtig wird noch Bebel, ausführlich Liszt behandelt. Im ganzen kommt die Verfasserin über flüchtige Personaleindrücke nicht hinaus; ihre Bücher über Frankreich zeugen von ungleich ernsteren Studien. Für England erfahren wir am meisten über George Eliot und ihren Kreis, obwohl wir da lesen: For my own part, I would not give that immortal chapter in which Jane Eyre

puts on a clean muslin dress and prepares to meet her lover, for the whole of George Eliot's great prose epic 'Middlemarch'. Suffolk, wo die Verfasserin in der Jugend lebte, erscheint in idyllisch verklärtem Licht; dagegen deutet sie mit Schauder auf that terrible cat and dog-life of Jane and Thomas Carlyle. 'No,' ruft sie schliefslich aus, 'let the Schopenhauers, the Ibsens, the Nietzsches say what they will, Life is good and wholesome! It rests with ourselves whether it prove a curse or a benediction.'

Berlin. A. Brandl.

Max Pemberton, The garden of swords. (Coll. of Brit. Auth. Vol. 3360.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Ein Engländer behandelt hier den Krieg von 1870 in einem Roman, der sich um eine französische und zwei britische Persönlichkeiten dreht: um einen Kapitän der Napoleonischen Armee, neu vermählt mit einer Tochter Albions, während ein englischer Freund den Dritten spielt. Der Franzose ist innerlich gutmütig, aber ohne 'sense', macht aus der Ehre einen Gott, hält auf ein windiges Gerede hin sofort den englischen Freund seiner Frau für einen Verführer und verliert dadurch ihre redliche Liebe; nur ihr Mitleid bleibt ihm, als Verwundeten pflegt sie ihn bis zu seinem Verscheiden. Hatte sich das weibliche England für den Franzosen erwärmt, so stellt sich der englische Freund auf die deutsche Seite: denn alles, was ihm an den Deutschen auffiel, *order, method, strength, iron will, is the property of the Saxon; we may not like it, but we must not dispute it* (S. 147—148). Er wird sogar deutscher Soldat, fällt dann in Strafsburg während der Belagerung in die Hände der Spionriecher und würde ermordet werden ohne die Hilfe seiner Landsmännin, der Kapitänsfrau. Auf dieser charakteristisch verteilten Gemütsgeschichte liegt das Schwergewicht des Romans. Von Kriegsläuften spielt aufser der Belagerung Strafsburgs besonders die Schlacht bei Wörth herein, doch sind diese Schilderungen weder der Wirklichkeit genau nachgebildet, noch von packender Phantasiekraft. Einflufs von Zolas 'Débâcle' glaubte ich mehrfach zu spüren; so wenn der Kapitän am Abend vor der Schlacht sich von seiner Truppe weg zur Frau — beim englischen Erzähler allerdings zur eigenen Frau — stiehlt, oder wenn ein deutscher Spion kannibalisch umgebracht wird. Das Hauptinteresse ruht auf der Völkerstudie, die der Verfasser anstellt, und deren Ergebnis er am deutlichsten bei der Charakterbeschreibung des englischen Freundes — hoffentlich wird er die Witwe des Kapitäns mit der Zeit trösten — ausspricht: *The French, as a people, fascinated him, yet wan no allegiance from him. His own gifts of strength of will and purpose of method, of physical capability, were past such gifts as he found wanting in all the Frenchmen he knew. The power to achieve by thought and years, that power which was the very heart of Germany, engrossed him always.*

Berlin. A. Brandl.

Paul Marchot, Le roman breton en France au Moyen Age. Fribourg (Suisse), Librairie de l'Université (B. Veith), 1898. 90 S. 8.

Eduard Wechssler, Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. Halle a. S., Niemeyer, 1898. VII, 212 S. 8.

Marchot beabsichtigt mit diesem Abschnitt aus seinen Vorlesungen über altfranzösische Litteratur eine Lücke auszufüllen und den Studenten, namentlich den angehenden Romanisten, in aller Kürze über den sogenannten bretonischen Roman (die altfranzösischen Lais, Artus- und Graltexte) zu orientieren. Er betont zwar ausdrücklich, dafs er keine eigenen Resultate bringe; allein er hat sich seine Aufgabe gar zu leicht gemacht; denn seine Schrift enthält eine Reihe ungleichwertiger Analysen, ist aber im übrigen kaum etwas anderes als eine Kompilation aus verschiedenen Arbeiten von Gaston Paris; ich meine besonders die bekannte Arbeit in der *Histoire littéraire* Band XXX, den betreffenden Abschnitt im *Manuel*, die Abhandlungen über den Lancelot und Tristan. Allein nicht einmal alle Arbeiten von G. Paris scheinen dem Verfasser bekannt zu sein: so nicht die Abhandlung über den Bel Inconnu (*Romania* Bd. XV); denn Marchot hätte in der Analyse dieses Gedichts sonst kaum verfehlt, in aller Kürze auf die Episode vom Zauberkufs hinzuweisen. Nur wenige Texte scheint der Verfasser selbst gelesen zu haben; bei der Inhaltsangabe von Meraugis de Portlesguez wird auf Junkers Grundrifs der Geschichte der französischen Litteratur verwiesen! Unedierte Texte wie Ider, Rigomer sind überhaupt nicht genannt; die viel umstrittene Frage über den Anteil von Kymren und Bretonen an der *matière de Bretagne* wird nur flüchtig berührt; Namen wie H. Zimmer, W. Foerster, Heinzel, Loth, Nutt, Golther, Lot u. s. w. fehlen. Gerade ein Hilfsbuch für Studierende hätte einige bibliographische Notizen bringen sollen, mittels deren der Leser sich eventuell eine etwas eingehendere Kenntnis hätte verschaffen können; allein es wird nicht eine einzige Ausgabe angeführt, und doch hätte der Verfasser diesem Mangel — wenn nicht anders — leicht mit Hilfe von Gröbers gehaltreicher französischer Litteraturgeschichte abhelfen können, die er einmal citiert. Die Arbeit genügt meines Erachtens kaum den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein Hilfsbuch für Studierende zu stellen hat, und es ist zu bedauern, dafs der Verfasser, dem wir auf grammatischem Gebiete manches Gute verdanken, nicht mehr Zeit darauf verwandt hat.

Erheblich höher steht die Arbeit von Wechssler, der die künstlerische Entwickelungsgeschichte der Gralsage bis auf Wagners Parsifal zu geben beabsichtigt, besonders bei den künstlerischen Höhepunkten, namentlich bei Crestien de Troyes, Guiot-Wolfram, Richard Wagner länger verweilt und die psychologischen Probleme, die dieselben verfolgen, zu eruieren sucht. Dies geschieht im ersten Teil des Buches, S. 1—107; S. 109—190 enthalten Anmerkungen und Exkurse, in denen unter anderem

diejenigen Graltexte, die keinen poetischen Eigenwert besitzen, besprochen und des Verfassers Ansichten über die Bildung der grofsen Prosaromanreihen zusammengefafst werden. Gleichwie in seiner 1895 erschienenen Habilitationsschrift[1] und in einer seither im 23. Band der *Zeitschrift für rom. Phil.* veröffentlichten Abhandlung bewährt sich der Verfasser als guter Kenner der Grallitteratur, namentlich der in Prosa geschriebenen, und er bemüht sich, mit Hilfe von manchmal zu weit gehenden Kombinationen in das doch allmählich sich etwas klärende Chaos weiteres Licht zu bringen. Wechssler tritt der Ansicht bei, dafs der Gral ursprünglich ein Wunschgefäfs sei und dafs diese Grundbedeutung, worin ich nicht beistimme, in allen Versionen stets klar zu Tage trete oder stets leicht zu erkennen sei. Er hält an der Erklärung des Wortes *graal* aus *gradalis* fest,[2] vergleicht das Gefäfs mit einem modernen Tafelaufsatz und glaubt nicht, dafs erst Crestien de Troyes den Gral in die Litteratur eingeführt habe. Ursprünglich habe ein keltischer legendarischer Gralcyklus bestanden, auf den mehr oder weniger direkt Robert von Borron zurückgehe; die Verbindung der Grallegende mit der eigentlichen Parzivalsage, die gleichfalls keltischer, speciell walisischer Herkunft ist, wurde in Frankreich vorgenommen, und zwar nicht erst durch Crestien. Neue Vermutungen spricht der Verfasser über den letztgenannten aus: Crestien soll Kanonikus an der Kathedralkirche zu Beauvais gewesen sein und seinen Conte du Gral zwischen 1180 und 1181 am königlichen Hofe zu Paris verfafst haben, wo des Dichters Gönner Philipp von Flandern damals als Vormund Philipp Augusts die Regentschaft führte. Die Momente, die dies zeigen sollen (vgl. S. 149 ff.), sind nicht alle gleichwertig; hier wie noch anderwärts wird vom Verfasser manches zu unbedenklich als sicher hingestellt: so auch wenn er, ohne die Zeit irgendwie genauer anzugeben, behauptet, keltische Ritterromane seien schon an den keltischen Höfen vorgetragen worden (S. 140), oder die Bemerkung (S. 50), dafs der spiritualistische Liebesbegriff der Grundgedanke des Minnedienstes sei. S. 78 leugnet Wechssler mit Recht die Möglichkeit, eine exakte Trennung zwischen dem vorzunehmen, was Wolfram, bezw. was seiner Quelle — nach Wechssler sicher Kyot-Guiot — angehört; gleichwohl glaubt er über Guiot alles Mögliche erzählen zu können, und die Germanisten werden vermutlich mit der Rolle, die Wechssler Wolfram zuschreibt, nicht ganz zufrieden sein. Wenn auch gar mancher Leser dem Verfasser für die mit Wärme geschriebene Charakteristik von Wagners Parsifal dankbar sein wird, so werden jedenfalls nicht alle mit ihm Wagner als unvergleichlichen Meister deutscher Dichtersprache hinstellen. — Interessant ist die Beobachtung (Anm. 83, S. 159 ff.), dafs die Artusromane in Rhapsodien zu ca. 2000 Versen zerfallen sollen, deren jede als Lektüre für einen Tag beabsichtigt und

[1] Über die verschiedenen Redaktionen des Robert von Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-Cyklus. Halle.

[2] S. dazu das treffliche Werk von Wilhelm Hertz, Parzival von Wolfram von Eschenbach, neu bearbeitet. Stuttgart 1898 (S. 420), das Wechssler noch benutzen konnte.

durch Ruhepunkte oder durch schärfere Abschnitte gekennzeichnet seien. Diese und eine Reihe anderer Fragen, die der Verfasser aufwirft, bedürfen noch genauerer Untersuchung. Dankenswert ist die reichhaltige Bibliographie und die Beilage, in welcher auf einem Blatt ganz kurz die sechs Bedeutungen des Grals in allen erhaltenen Graldichtungen verzeichnet werden. Im grofsen und ganzen läfst sich an dem Buche manches aussetzen, ich will auch die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs mir die deutschen Übersetzungsproben aus Crestiens Gedicht nur zum Teil gelungen erscheinen; allein es sei nochmals hervorgehoben, dafs die Schrift namentlich in den Anmerkungen eine Reihe neuer Gedanken enthält, die zwar zum gröfseren Teil noch unsicher sind, aber zu weiterem Nachdenken anregen. Möge der Verfasser sein Vorhaben, verschiedene Punkte einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, recht bald ausführen können; er wird dann zur weiteren Klärung der zum Teil ungemein schwierigen Fragen, welche sich an die Gralsage knüpfen, wesentlich beitragen.

Bern. E. Freymond.

Dr. Wilhelm Bruckner, Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Wissensch. Beilage zum Bericht über das Gymnasium in Basel. Schuljahr 1898/99. Basel, Reinhardt, 1899. 33 S. 4.

Meyer-Lübke sagt in seiner Italienischen Grammatik S. 9, dafs Diez Gram. I, 61 ff. fürs Germanische im Italienischen immer noch das Beste sei. Er wird jetzt auch der Meinung sein, dafs wenigstens für einen Teil des fraglichen Stoffes die Behandlung der germ. Bestandteile im Ital. durch Bruckner eine wesentliche Förderung erhalten hat. Allseitige Beherrschung des mannigfaltigen Stoffes und eine sichere Methode haben Bruckner dieses schöne Ergebnis ermöglicht. Man darf wohl sagen, dafs beim jetzigen Stande unseres Wissens sich nicht mehr und nichts Besseres hätte sagen lassen. Bruckners Abhandlung liest sich wie aus einem Gusse. Allerdings mufs gesagt werden, dafs sich die Lektüre der Arbeit nur durch eine grofse Beschränkung, die sich der Verfasser selbst auferlegt hat, so erfreulich gestaltet. Er hat im wesentlichen nur etymologisch *sichere* Beispiele herangezogen, und unter diesen auch nur solche, die charakteristische Merkmale für die Sichtung des Stoffes, d. h. für die Bestimmung der Herkunft und der Zeit der Entlehnung, hergeben können. Das Unerfreuliche und Unbefriedigende des Problems fängt aber erst bei den vielen Wörtern an, deren Herleitung zweifelhaft ist oder deren Lautgestaltung so farblos ist, dafs sich schlechterdings nichts weiter von ihnen ablesen läfst als im günstigsten Falle die germanische Abstammung. Andererseits mufste sich Bruckner wohl solche Beschränkung auferlegen, wenn er das vorgesetzte Ziel erreichen wollte, sichere Kriterien für die nähere Bestimmung der germanischen Bestandteile im Italienischen aufzufinden. Das Ziel aber ist erreicht, solche Kriterien sind aufgestellt; mit ihrer Hilfe ist ein Teil der Ableitungen kritisch gesichert; in anderen

Fällen hat sich der Verfasser nicht damit begnügt, bisher gültige Etymologien zurückzuweisen, er hat fast immer eine neue und bessere vorgeschlagen. Ich erwähne hier nur *recare* herbeischaffen, das er auf got. *rikan* 'darreichen' anstatt auf ahd. *recchen* (< *rakjan*) zurückführt (S. 13); *staggire*, das er (S. 15) zu got. **stadjan* = anord. *stedja* 'anhalten, fixieren' stellt anstatt zu ahd. *stātian* (vgl. Storm, Rom. V, 167); *caleffare* 'verspotten', für das er langob. **cleffon* = ags. *cleopian, clipian* 'rufen, schreien' ansetzt (S. 19) und *romire* 'brausen', das er sehr glücklich zu langob. *(*h*)*raumjan* = ags. *hrieman* 'lärmen' stellt.

Bruckner unterscheidet unter steter Berücksichtigung der kulturhist. Momente ebenso wie der lautlichen eine vulgärlat. Schicht (S. 6—8), eine gotische Schicht (S. 8—16), eine langobardische Schicht (S. 16—22), eine franko-provenz. Schicht, d. h. Lehnwörter deutschen Ursprungs, die erst durch Vermittelung des Französischen ins Italienische gedrungen sind (S. 22—28), und schliefslich direkte Entlehnungen aus der Zeit des Mittelalters (Kaiser- und Landsknechtszeit) und der Neuzeit.

Was die erste, die vulgärlat. Schicht anbetrifft, so bekenne ich, dafs ich mich gegenüber der Frage von den Lehnwörtern aus der Kaiserzeit, also vor der Völkerwanderung, früher zu ablehnend verhalten und den Umfang dieser Entlehnungen unterschätzt habe. Hinsichtlich lautlicher Kriterien, die bei diesem Problem von Nutzen sein können, haben Pogatscher (Zeitschr. f. rom. Phil. XII, 552 ff.) und Bruckner sicher recht, wenn sie vulgärlateinische Entlehnung überall da erkennen, wo eine romanische Mundart das germ. Wort in einer Form enthält, die der für diese rom. Mundart geschichtlich-geographisch in Betracht kommenden germ. Mundart nicht entspricht. Dies gilt z. B. für it. *uosa* 'Gamasche', altspan. *huesa*; span. *fieltro* und *yelmo*. Als sehr richtig erscheint mir auch Bruckners Bemerkung S. 11. 16, dafs Ausdrücke des Kriegswesens eher der vulgärlat. Schicht zuzuweisen sind als Wörter des Staats- und Rechtswesens, da diese gemeinhin erst in die roman. Volkssprache aufgenommen sein werden, als ein germ. Staat auf römischem Boden bestand. Man darf aber in der Annahme solcher vulgärlat. Entlehnungen nicht zu weit gehen, denn auch bei gemeinromanischer Verbreitung eines Wortes ist Einzelentlehnung durchaus nicht unmöglich. Die Gründe, die für vulgärlat. Entlehnung der Sippe des it. *guisa* und der roman. Farbbezeichnungen germ. Ursprungs (it. *bianco, bruno, falbo, biavo, griso, grigio, biondo*) sprechen sollen, sind, von *biondo* abgesehen, nicht triftig genug (S. 7).

Ich komme zur got. Schicht und habe da nur wenige Bemerkungen zu machen. Ahd. *stëccho* (S. 8) entspricht doch nicht einem got. **stika*, sondern einem **stikka*; vgl. ags. *sticca*, ndd. *stikŋ*. Es will mir übrigens doch scheinen, dafs *steccone* zu einem langob. **stikko* schw. m. gehört. Für it. *grappa*, sp. prov. *grapa* 'Klammer, Haken' setzt Bruckner got. *krappa* schw. m. als Grundwort an (S. 12). Wahrscheinlich mit Recht, aber gesagt mufs doch werden, dafs die Sippe des ahd. *krāpfo* gewöhnlich mit *ā* angesetzt wird und daher ein got. *krēppa* erfordert (s. Kluge, Etym. Wb. u. Krapfen). Got. *rakjan* (S. 13) hätte nicht mit einem Stern versehen

zu werden brauchen, da ja *uf-rakjan* 'ausstrecken' belegt ist, dagegen durfte S. 14 bei got. *stalla* der Stern nicht fehlen. Sehr treffend scheint mir ein got. **dubbōn* = an. *dubba* 'anziehen, ausrüsten' für it. *addobbare* angesetzt zu sein; dagegen kann ich mir in der Gleichung *schippire* = got. *slipjan* (S. 12) die Erhaltung des *i* nicht erklären: *slihti* ergiebt *schietto*, lat. *plĭco* gar *piẹgo*. Wenn auch it. *bidello* (S. 16) schon aus got. Zeit stammen mag: für das franz. *bedeau* ist so frühe Entlehnung des erhaltenen *d* wegen ausgeschlossen. Vielleicht stammt aber das franz. Wort aus dem Italienischen (als Universitätswort?). In der Gleichung it. *bandire* 'öffentlich ausrufen, des Landes verweisen', span. port. prov. *bandir* = got. *bandvjan* (S. 15) ist mir unerklärlich, warum *v* spurlos verschwunden ist. In der Verbindung — *ndv* — war *d* sicherlich schwach und wäre eher verloren gegangen als *v*. Vgl. emil. *smalvir* 'zerknittern', das Bruckner selbst (S. 33) mit Recht zu got. *malvjan* in *gamalvjan* 'zermalmen, zerknittern' stellt, ferner prov. *a-manevir* = got. *manvjan*. Bei it. *stia* 'Hühnersteige' < got. *stīga* gegenüber it. *bica* 'Beige, Haufen übereinander geschichteter Dinge' < langob. *bīga* wäre eine Heranziehung von it. *riga* 'Zeile, Streif' < altd. *rīga* sehr wünschenswert gewesen. Ist denn wirklich als erste Stufe des Schwundes von intervokal. *d*, *t* unter allen Umständen auf allen Gebieten des Roman. *đ* anzusetzen (s. S. 9, Anm. 4)? Schwund oder Veränderung des intervokal. *d* (= germ, *d*, *đ*, *þ*) ist auch auf weiten Gebieten des Niederdeutschen eingetreten. Der Dialekt der Priegnitz (Nordwest-Brandenburg) bietet uns nun z. B. vom alts. *wadan* (ags. *wadan*) 'waten' (= it. *guadare*) drei Formen: der östl. Teil der Ostpriegnitz sagt *wǭdn̥*; der Teil der Westpriegnitz, der an Mecklenburg stöſst, sagt *wǭ-rn̥* (*d* > *r̊*), und der Strich zwischen Havelberg und Kyritz sagt *wǭiən* (< *wǭən*), mit dem auch aus den roman. Sprachen so bekannten sekundären *i*, *j*.

Zu dem trefflichen Abschnitte, der von den germ. Lehnwörtern aus dem Langob. handelt, habe ich nur wenige Bemerkungen zu machen. Ich verstehe nicht, wie it. *loggia* vom langob. *laubia* kommen soll (S. 17). *Habeat* ergiebt *abbia*, *laubia* müſste also etwa *lobbia*, *lubbia* ergeben. Ich meine, daſs Meyer-Lübke Rom. Gr. I, § 507 mit Recht für *loggia* Entlehnung aus dem Französ. (od. Provenz.?) annimmt, wie prov. *lotja* selbst sicher aus dem Französ. stammt. It. *stacca* 'Pfahl, Schaft' (S. 20) möchte ich in Hinblick auf das span. und prov. *estaca* doch lieber auf ein got. **staka* schw. m. = aschwed. *staki* als auf ein langob. **stakka* zurückführen. Zu it. *zẹcca* 'Zecke' (S. 18) möchte ich immerhin darauf hinweisen, daſs die ndd. Form *tẹ̄k f.* ein *tika* voraussetzt (cf. mecklenb. *frẹ̄r* < alts. *frīþu* 'Friede', *tẹ̄f* = ags. *tife* 'Hündin') und daſs *zẹcca* eben auch auf einem langob. **tihha* = andd. *tika* beruhen kann. Auf keinen Fall gebe ich Bruckner zu, daſs anlautendes *p* im Langobard. unverschoben geblieben sei. Anlautendes *t* ist verschoben worden; inlautendes *p* ist nach Vokalen wie nach Konsonanten verschoben worden. Wie soll es nur denkbar sein, daſs im Anlaut *p* erhalten geblieben sei, gerade im Anlaut, wo die Aspiration und daher die Gefahr der Verschiebung doch am stärksten gewesen sein muſs? In seiner 'Sprache der Langobarden' (S. 144) führt Bruckner

als Beweis für Erhaltung des anlautenden *p* aus langobardischen Urkunden den Sachnamen *plōvus* od. *plōvum* (= ahd. *phluoc*) > lomb. *piò* 'Pflug' und die Eigennamen *Placiprandus, Placimundus* (= ags. *Plegmund*) an. Wir haben es hier meines Erachtens wie so oft mit Lautsubstitution zu thun. In der germ. verschobenen labialen Affricata wog *p* zunächst sicher vor, und besonders wenn noch ein Konsonant, wie hier *l*, folgte. Die Romanen hatten zur Wiedergabe dieses Lautes weder einen Laut noch ihre Schreiber ein Lautzeichen. Und so geschah dasselbe, was früher geschehen war, als die Römer sich mit dem griech. *φ* abzufinden hatten; man setzte für *pf p* ein, wie man früher aus *ἀμφορα ampora*, aus *πορφύρα purpura* gemacht hatte und wie man später germ. *þ* durch *t* ersetzte.

Wir kommen zu den germ. Lehnwörtern, die vermittelst anderer roman. Sprachen ins Ital. gedrungen sind. Hier fällt vor allem auf eine neue bestechende Herleitung des vielgenannten it. *sagire*, prov. *sazir*, afrz. nfrz. *saisir*. Ich war (Germ. Elem. S. 72) bei dem frühoberdeutsch. *sazjan* stehen geblieben. Ich kann nicht sagen, daſs ich von dieser Etymologie durchaus befriedigt sei, und eine neue bessere Herleitung würde ich mit derselben Freude begrüſsen, wie ich seinerzeit Thomas' neue Erklärung von *aise, agio* (Rom. XXI, S. 506) begrüſst habe. Doch scheint mir diese Freude noch nicht ganz berechtigt zu sein. Bruckner schlägt als Grundwort (S. 24 f.) germ. **sakjan* vor, das von germ. *saka* 'Rechtshandel, Prozeſs' abgeleitet wäre. Wir hätten es also mit einem Ausdruck der Rechtssprache zu thun, und **sakjan* würde formell sehr gut passen. Aber ist man denn berechtigt, neben dem germ. sehr verbreiteten starken Zw. *sakan* ohne weiteres ein schw. v. **sakjan* anzusetzen, von dem in keinem germ. Dialekt auch nur eine Spur vorhanden wäre? Das regelrechte schw. v. zu *sakan* ist doch *sōkjan*, und dies lebt ja denn auch in zahlreichen Abkömmlingen (s. ags. *sēcan*, ne. *seek*; alts. *sōkian*, nndd. *sȫken* 'suchen'). Dann heiſst auch *saka, sahha* nur ganz allgemein Rechtshandel, Prozeſs und die davon abgeleiteten denominat. Zw. mhd. *sachen*, mndd. *saken* auch weiter nichts als 'einen Rechtshandel anstrengen, klagen'. Von dieser allgemeinen Bedeutung aber ist es bis zu dem bestimmten Rechtsakte 'jem. in den Besitz setzen' noch sehr weit, und so glaube ich, daſs die Frage noch nicht entschieden ist. Dagegen scheint mir der Nachweis, daſs das Ital. auch Seemannsausdrücke deutschen Ursprungs aus dem Französ. entlehnt habe, unwiderleglich gelungen (S. 26 f.), und Meyer-Lübke wird seine Ansicht in Bezug auf diesen Punkt ändern müssen. Ungern vermiſst man in diesem Abschnitt it. *osbergo*, das vom afrz. *osberc*, und *usbergo*, das wohl vom prov. *ausberc* kommt (s. G. Paris, Rom. XVII, S. 428, Anm. 6).

Im letzten Kapitel ist wiederum sehr dankenswert die Aufstellung der Kriterien, die zur Unterscheidung älterer und jüngerer Entlehnungen aus der neueren Zeit dienen können.

Es war eine Lücke in Bruckners trefflichem Buche: Die Sprache der Langobarden (QF 75, Straſsburg 1895) gewesen, daſs der Verfasser die langob. Lehnwörter im Ital. ganz auſser acht gelassen hatte; und es ist

eine Lücke in der vorliegenden Abhandlung, daſs er die ital. Eigennamen got., langob. und fränk. Ursprungs ganz beiseite gelassen hat, und doch hätte gerade Bruckner auf diesem noch so brach liegenden Gebiete sicher manches erfreuliche Ergebnis schaffen können. Es hätte sich da unter anderem zeigen müssen, ob nicht das got. *a* in der Kompositionsfuge gegenüber dem *o* der westgerm. Dialekte (got. *Viljarēþ* gegenüber *Hario-baudus*) ein Kriterium für Bestimmung der Herkunft der Eigennamen abgegeben hätte. Auch will es mir scheinen, daſs Bruckner die vielumstrittene Erklärung der Accus. *Bertain*, *Aldain* u. s. w. hätte fördern können. Er weist in der Sprache der Langob. § 37, Anm. 2 auf Formen wie *Willīnus*, *Nandīnus* in langob. Urkunden hin, zu denen die Kurzformen *Willī*, *Nandī* die langob. Nominative sind. Wir haben also zu allen drei Kurzformen *Fulco*, *Berta*, *Willī* in den vulgärlat. Deklinationen mit *n* erweiterte Formen: *Fulco*, *Fulconis*, *Fulconi*, *Fulconem*; *Berta*, *Bertanis*, *Bertani*, *Bertanem*; und in anderer Flexionsweise *Willīnus*, *Willīni*, *Willīno*, *Willīnum*. Es handelt sich nun meines Erachtens in all diesen Flexionsformen um das Bestreben, der germ. schwachen Deklination mittels der lateinischen Flexion nachzukommen, d. h. vor allem das charakteristische *-n-* zu retten. Dieses Bedürfnis mögen besonders die Germanen, welche auch schon romanisch sprachen, gehabt haben. Ich halte es für durchaus verkehrt, mit D'Arbois de Jubainville Formen wie *Bertain* zuliebe einfach eine fränkische schwache Deklination *tungā*, *tungān* anzusetzen, und nicht für richtig, mit Diez, Horning, Gröber auf eine Form *Bertám* zurückzugehen; man könnte ebensogut *baron*, *taisson* (Dachs) auf *barúm*, *taxúm* zurückführen wollen, denn *barus*, *taxus* sind neben *baro*, *-onis*, *taxo*, *-onis* belegt. Vielmehr meine ich, daſs nach *Cato*, *-onis* ein *Fulco*, *-onis* unmittelbar gebildet wurde; ob für *Berta*, *-anis* schon vor der germ. Invasion eine entsprechende vulgärlateinische Flexionsweise von Erbwörtern wie *amita*, *amitanis* oder gar *scriba*, *scribanis* (cf. it. *scrivano*, frz. *écrivain*) angesetzt werden darf, oder ob es sich eher um eine Neubildung nach Analogie von *Nero*, *Fulco*, aber auf Grund der germ. Flexion (*Berta*, *Bertun*) handelt, muſs ich zunächst unentschieden lassen. Dagegen ist es mir nicht zweifelhaft, daſs wir es bei Formen wie *Willīnus* mit dem Suffix *-īnu* (lat. *-īnus*) zu thun haben, das ja als Deminutivsuffix auf italienischem Boden besonders beliebt ist und sich für Kosenamen sozusagen von selbst darbot (s. Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, § 452). Es ist mir aber ebensowenig zweifelhaft, daſs auch das *-in* in den Formen *jardin*, *échevin*, *butin*, *grappin*, *tetin* nicht unmittelbar auf den germ. Obliquis *ĭn* beruht (das ist lautlich gar nicht möglich, und Meyer-Lübke setzt Rom. Gr. II, 494 auch unberechtigterweise *gardīn* an), sondern daſs wir es auch hier mit einer Kontamination von germ. *-ĭn* (*gardo*, *gardin*) und dem lat. Suffix *īnu* zu thun haben. Auch für lat. *ĭnus* trat ja zuweilen *īnus* ein (s. Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, 495). Ähnlicher Ansicht wie ich scheint Thomas zu sein (Rom. XXV, 86); die entgegengesetzte Ansicht vertritt besonders Meyer-Lübke (s. Litteraturbl. 91, Sp. 303; Rom. Gr. II, 494; Zs. f. R. Ph. XXI, 154).

Auf alle Fälle bin ich der Meinung, daſs die Forschung hinsichtlich der germanischen Bestandteile in den romanischen Sprachen sich in Zukunft hauptsächlich auf die germ. Namenwelt (Personen-, Orts-, Flurnamen) im Romanischen zu werfen habe, und es wäre zu wünschen, daſs gerade Bruckner, der Schüler Kögels, sich auch dieses, wenn auch schwierigen, so doch sicher hochwichtigen Problems in der Folgezeit annähme.

Friedenau. E. Mackel.

Dr. Marcus Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Berlin, Emil Felber, 1899. VI und 709 S. gr. 8°. M. 12.

Der Verf. motiviert das Erscheinen des vorliegenden Werkes durch den Umstand, daſs über der Geschichte der italienischen Litteratur des 18. Jahrhunderts bisher ein bedauerliches Verhängnis waltete, indem Gelehrte wie Bartoli, Gaspary und Körting in ihren Werken nicht bis zu der in Rede stehenden Epoche gelangten, andere wie Hettner dagegen die italienische Litteratur jener Zeit, als nicht in Betracht kommend, von ihren Darstellungen ausschlossen. In der That wird die italienische Litteratur des vorigen Jahrhunderts von sämtlichen Laien sowie von einer groſsen Zahl von Gelehrten als minderwertig und der näheren Erforschung kaum würdig angesehen, und erst die Publikationen der letzten Jahrzehnte waren bemüht, dieses — allerdings nicht ganz unberechtigte — Vorurteil durch emsige Quellenstudien zu beseitigen. Diese Arbeiten sind jedoch noch lange nicht hinreichend vorgeschritten, und der Verfasser des vorliegenden Buches sah sich gezwungen, viele Strecken des zu erforschenden Gebietes zu durchwandern, ohne sich auf einen zuverlässigen Führer stützen zu können, der vor ihm denselben Weg gemacht hätte. Groſse Selbständigkeit ist daher einer der hauptsächlichsten, dem Leser schon beim ersten Anblick auffallenden Vorzüge des Werkes. Nur selten begegnen wir, besonders in dem Teile über die Wissenschaft, einem Citate, einer Berufung auf einen älteren Gewährsmann, und selbst wenn ein solcher da wäre, scheint der Verf. oft mit Absicht seine Führerdienste von sich gewiesen zu haben, um unbeirrt seine eigenen Wege zu gehen. Auf den 709 Seiten des Buches finden sich kaum drei oder vier schüchterne Fuſsnoten; handelte es sich um die Anerkennung wirklich bedeutender Forschungen, so hat der Verf. diese stets in den Text verflochten. Der Eindruck, welchen diese Selbständigkeit auf den Leser macht, ist ein ungemein wohlthätiger, Vertrauen erweckender und unterscheidet das Buch sehr vorteilhaft von zahlreichen anderen, auf minder soliden Studien beruhenden Arbeiten.

Marcus Landau, seit mehr als dreiſsig Jahren (1869 erschienen seine 'Quellen des Decameron') als einer der hervorragendsten Kenner auf dem Gebiete der italienischen Novelle bekannt, hat sich in diesem Buche in allen Zweigen der italienischen Litteratur gleich gut bewandert gezeigt, und das Bild, welches er uns von dem intellektuellen Leben der ganzen Nation giebt, weist nirgends eine Lücke auf. Mit seltener Liebe,

ja mit Selbstverleugnung, hat er sich in sehr voluminöse Werke vertieft, deren Titel einer grofsen Zahl von 'Gelehrten' noch heute einen panischen Schrecken — den Schrecken des Unbekannten, einzujagen pflegt, um dem Leser in schonender, feinfühlender Weise daraus mitzuteilen, was er für würdig hielt, der Vergessenheit entrissen zu werden. So wie er aus den einzelnen Werken halb und ganz verschollener Gröfsen nur die wichtigsten Grundgedanken und beachtenswerte Einzelheiten wiedergiebt, so befleifsigt er sich auch in den Lebensskizzen der Gelehrten und Dichter möglichster Kürze. Das Buch trägt einen durchaus populären Charakter, wiewohl ihm sorgfältige Studien zu Grunde liegen. Nur bei sehr wenigen Männern verweilt der Verf. längere Zeit, sei es, weil sie noch heute im Vordergrunde des Interesses stehen, wie dies bei einzelnen Dramatikern der Fall ist, sei es, weil er die Aufmerksamkeit auf einen Schriftsteller hinlenken will, der bisher nicht richtig gewürdigt wurde. Das ganze Werk zerfällt in zwei gleichstarke Abteilungen, welche sich mit der Wissenschaft und mit der Dichtung Italiens im 18. Jahrhundert beschäftigen.

Auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichtschreibung sowie der Rechts- und Staatswissenschaften hat Italien in jener Zeit nur sehr wenige epochemachende Geister hervorgebracht. Wir müssen uns durch ganze Kohorten von höchst minderwertigen Autoren hindurchwinden, bevor wir auf einen Mann stofsen, dessen Bedeutung noch heute unstreitig anerkannt werden darf. Die meisten Philosophen waren Jesuiten oder Gesinnungs-Jesuiten, und wenn sie in jüngster Zeit bisweilen hervorgeholt wurden, so geschah es meist nur durch strenggläubige Schriftsteller in tendenziöser Absicht. Im ganzen und grofsen hielt man die Kirche für die höchste Autorität, die Bibel für eine untrügliche Geschichtsquelle, die Vertreibung aus dem Paradiese für ein historisch unumstöfsliches Ereignis. Bianchini teilte die Weltgeschichte in 56 Jahrhunderte, 40 vor und 16 nach Christi Geburt. Freigeister (die als Philosophen meist unter französischem Einflusse standen) gehörten in Italien zu den Seltenheiten. Hervorragende Plätze gebühren in dieser Hinsicht dem als Beschützer Metastasios bekannten Juristen Gravina, welcher seine Wissenschaft von einem höheren, philosophisch-historischen Standpunkte aufgefafst wissen wollte, dem als politischer Märtyrer gefeierten Mario Pagano und dem von seinen rechtgläubigen Feinden durch halb Europa verfolgten neapolitanischen Historiker Giannone.

Nicht gröfser als die Zahl derer, welche die Energie besafsen, der Kirche die Wahrheit zu sagen, war jene der Männer, welche es wagten, den Regierungen die Mängel und Nichtswürdigkeiten in Verwaltung und Rechtspflege vorzuhalten und gegen die Übergriffe des Adels und des Juristenstandes anzukämpfen. Muratori, einer der bedeutendsten Historiker, welche Italien im vorigen Jahrhundert aufzuweisen hat, war auch einer der kühnsten Wortführer politischer Aufklärung; Verri predigte in populären Schriften die Verbreitung von Kenntnissen im Volke; Beccaria nimmt mit seinem Buch über Vergehen und Strafen, durch welches er die Todesstrafe bekämpfte, in der Geschichte des Strafrechts eine hervor-

ragende Stellung ein; der klerikale Ortes plädierte schon vor 150 Jahren für den Achtstundentag.

Und doch fehlte es der Mehrzahl dieser Männer noch an soliden historischen und linguistischen Kenntnissen. Nur wenige italienische Philosophen des 18. Jahrhunderts haben Plato im Original gelesen. In des Jesuitenschülers und Anticartesianers Vico Schriften findet sich zwar manche Idee über die älteste römische Geschichte, welche später bei Niebuhr und Mommsen wiederkehrt, und vor Fr. Aug. Wolf zweifelte er an der Existenz eines Homer — aber seine Etymologien machen die Haare des modernen Philologen sich sträuben. Er glaubte auch, dafs nach der Sintflut alle Menschen in vollständige Tierähnlichkeit versanken, während Pagano der Ansicht war, dafs dies nur von den am ärgsten Betroffenen gelte, andere hingegen hätten ein verworrenes Wissen behalten, woraus sich dann die Mythologie entwickelte. Nach seiner Meinung entstand das Drama aus dem Epos, indem der ermüdete Rhapsode sich von einem zweiten, dritten u. s. w. ablösen liefs, während er selbst ausruhte.

Besser stand es um die Naturwissenschaften, deren Fortschritte die Namen Spallanzani, Volta und Galvani kennzeichnen. Während der Verfasser die nähere Betrachtung ihrer Errungenschaften jedoch einer Specialgeschichte überweist, vertieft er sich mit grofser Gründlichkeit in die litterarhistorischen Bestrebungen des damaligen Italien. Wie schlecht es um diese bestellt war, weifs jedermann, der einmal in die Lage gekommen ist, einen der Folianten zu konsultieren, in welchen urteilslose Vielschreiber, von einem unklaren Drange nach wissenschaftlicher Vollständigkeit beseelt, ihr beschränktes Wissen breittraten. Ohne den Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, Gimma, Zeno, Tiraboschi, Algarotti, Signorelli u. s. w. ihre Verdienste absprechen zu wollen, können wir ihnen doch wenig mehr als das Zeugnis des Fleifses ausstellen. Von vielen unter ihnen läfst sich sagen, dafs sie Namhafteres geleistet hätten, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf die Litteratur ihres Landes konzentriert hätten. Aber Animosität gegen die Zeitgenossen liefs sie oft die französische und die englische Litteratur — von denen sie wenig oder gar nichts kannten — über die einheimische stellen. Manche, wie Denina, bedienten sich sogar des Französischen in ihren Schriften lieber als ihrer Muttersprache. Der gewifs anerkennenswerte Baretti schätzte von den Italienern nur Gozzi und Metastasio, und der mit Voltaire befreundete Jesuit Bettinelli verfolgte Dante zeitlebens mit einem uns unerklärlichen Hafs. Landau hat sich ein nicht geringes Verdienst um die Geschichte des litterarischen Geschmackes jener Zeit erworben, indem er die oft sehr absurden Urteile namhafter italienischer Litterarhistoriker des vorigen Jahrhunderts über Shakespeare und die die Zeit beherrschenden Erzeugnisse der deutschen Litteratur wiedergab, hat uns dagegen mit den Forschungen italienischer Gelehrter über chinesische und peruanische Litteratur wohlweislich verschont.

Ein etwas erfreulicheres Bild entrollt uns Landau in der zweiten Hälfte seines Buches, die sich mit der Dichtung beschäftigt. Auf dem Gebiete des Dramas sehen wir den in der Litteratur der verschiedensten Völker wiederkehrenden Kampf zwischen klassizierender und populärer

Dichtung sich abspielen. Jene bemächtigt sich nach französischem Vorbilde der Tragödie, diese flüchtet sich in das Lustspiel. Während in den Medeen, Sophonisben und Oedipussen unter strenger Einhaltung der aristotelischen Regeln eine die Leidenschaften reinigende Handlung in schleppenden Versen vor dem Auge des Zuschauers vorübergewälzt wird, vergnügt sich das Volk an den ihm vertrauten Figuren der commedia dell' arte resp. ihrer Nachfolger. In der Tragödie macht sich zu Anfang des Jahrhunderts das Streben geltend, sich von den französischen Vorbildern zu emancipieren und auf heimatliche Muster zurückzugreifen (Maffei, Pansuto u. s. w.), eine Reform, die bald eine neue Reform notwendig machte. Neuen Geist brachte Alfieri in die Tragödie, obwohl er dieselbe nur als Mittel zum Zweck, als Sprachrohr seiner politischen Enunciationen benützte. Demgemäfs verehrte das Volk in ihm auch mehr den italienischen Patrioten als den Dichter. Seine Stücke entbehren — den berühmten 'Saul' und vielleicht noch eines oder das andere ausgenommen — des poetischen Reizes, der strengen Motivierung und der treffenden Charakterzeichnung. Der grofsen Zahl seiner Konkurrenten und Nachfolger mangelt selbst die rauhe Originalität, welche uns bei Alfieri über manchen Fehler hinwegsehen läfst.

Mannigfaltiger ist das Lustspiel, welches zu Anfang des Jahrhunderts in Toscana (Fagiuoli, Gigli, Nelli) und Neapel (Amenta, Liveri) Vertreter fand, die teils älteren italienischen und französischen Einflüssen huldigten, teils sich mit leichten, Lokalkolorit tragenden Possen begnügten. Es kulminierte in Goldoni, der in Chiari einen gefährlichen Rivalen hatte. Mit Gozzi, der aus Hafs und Eifersucht gegen die beiden Vorerwähnten das Märchendrama in Schwang bringen wollte, neigte sich das Lustspiel bereits wieder dem Verfalle zu.

Zwischen die beiden streng geschiedenen Gattungen schiebt sich eine dritte, welche in der Form den Anforderungen der ersten zu genügen strebt, zugleich aber durch die Einführung eines neuen Elementes die Gunst des Volkes zu sichern weifs. Es ist das Musikdrama, in welchem die Stärke der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert liegt. Sein Hauptvertreter ist der Wiener Hofpoet Metastasio. Im Musikdrama finden wir die schroffen Gegensätze der klassischen und der populären Bühnendichtung einigermafsen ausgesöhnt, es wurde jedoch schliefslich dadurch, dafs man den Text nur mehr als die Folie der Musik betrachtete, welcher die Hauptaufmerksamkeit galt, der Feind des Dramas. Dieses Verhältnis zwischen Musik und Text, welches den Übergang zur modernen Oper bildet, zeigt sich nach Landaus Forschungen mit Entschiedenheit zum erstenmal in Calsabigis 'Orpheus und Eurydice' und 'Alceste' (zu welchen Stücken Gluck die Musik schrieb). Gleichwohl hatte es sich schon früher durch mancherlei Anzeichen bemerkbar gemacht.

Zeitigte die Theaterdichtung immerhin eine Reihe von bedeutenden Talenten, so herrschte in der Lyrik und der Epik die Mittelmäfsigkeit vor. Das Wort 'Arcadia' allein vermag Eindrücke zu wecken, die den Gedanken an wahre Poesie nicht mehr aufkommen lassen. Der Verf. weifs die dichterischen Verirrungen auf diesem Gebiete mit viel Witz zu kennzeichnen,

hat jedoch nur selten Gelegenheit, auf ein grofses Talent hinzuweisen. (Filicaja, Rolli, Savioli; Bondi verdienen aus einer Legion von Dichterlingen vielleicht vorübergehende Aufmerksamkeit.) Bedeutenderes wurde auf dem Gebiete der Satire hervorgebracht, wo Forteguerris 'Ricciardetto' und Parinis 'Giorno' kräftige Töne anschlugen und d'Elci mit rücksichtsloser Strenge gegen die herrschenden Unsitten der Gesellschaft wetterte. Am weitesten ging Casti, der Dichter der 'Animali parlanti' in der politischen Satire — aber sie alle vermochten durch die Waffe des Spottes nicht mehr zu erreichen als ihre gelehrten, von denselben guten Absichten beseelten Kollegen, welche den Übelständen mit historischem und anderem wissenschaftlichen Geschütz zu Leibe gingen.

Der Prosadichtung widmet Landau in seinem Buche kein specielles Kapitel, da er die dahingehörenden Werke, deren Zahl eine geringe ist, stets gelegentlich der Besprechung dramatischer oder lyrischer Poesien des betreffenden Autors erwähnt. Einen bedeutenden Romanschriftsteller hat Italien im 18. Jahrhundert nicht aufzuweisen.

Endlich kommt Landau an verschiedenen Stellen seines Werkes auf den in Italien mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit erwachenden Journalismus zu sprechen, der in gelehrter und ungelehrter Form allenthalben zu Tage tritt. Das Prototyp eines Journalisten des vorigen Jahrhunderts sehen wir in dem Grafen Gasparo Gozzi, dem Bruder des berühmten Dramatikers, der eine Zeitlang drei Zeitschriften herausgab. Er stand in der Mitte des litterarischen Treibens seiner Zeit, und die Unwirtschaft in seinem Hause giebt im kleinen ein Abbild des zerrütteten Zustandes der damaligen Litteratur Italiens.

Ihnen allen hat Landau warme Charakteristiken gewidmet, die Vorzüge jedes einzelnen in das richtige Licht setzend, ohne ihre Fehler und ihre Schwächen zu verkennen. Wenn wir bei der ganzen Darstellung etwas vermissen, so wäre es eine Zusammenfassung der Resultate, welche die Geistesarbeit eines Jahrhunderts auf allen Gebieten erzielte, ein kurzes Résumé vor oder nach jedem Kapitel, welches dem weniger litteraturkundigen Leser — für den das Buch nebenher auch bestimmt ist — einen Überblick über den Gesamtwert der zu verzeichnenden Leistungen gäbe. Obwohl in diesem Jahrhundert die Spreu den Weizen um mehr überwiegt als in einem anderen, gehört Landaus Buch zu den interessantesten, welche wir bislang über die italienische Litteratur besitzen, und liefert einen neuerlichen Beweis, dafs die Kunst des Schriftstellers — auch des gelehrten — das Eintönige abwechselungsreich machen kann.

Wien. Wolfgang von Wurzbach.

Emil Levy, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. Zweiter Band. D—Engres. Leipzig, O. R. Reisland, 1898. XIII, 512 S.

Nachdem im Jahre 1894 der erste, A—C umfassende Band des Provenzalischen Supplementwörterbuchs zum Abschlufs gebracht wurde, liegt

1898 mit dem 8. Hefte der zweite Band vollendet vor und führt uns nun bis zum Worte *engres*. Diese langsame Fortsetzung des Werkes wird manches Abonnenten Ungeduld erwecken; aber sie wird leicht verständlich, wenn man die ungeheure Arbeit nachprüft, welche der Verfasser seinem Buche fortdauernd zuwendet. Er ist wahrlich in übler Lage. Wie soll er verfahren? Soll er an einem bestimmten Tage seine Sammlungen abschliefsen und nur das zum Drucke geben, was er bis dahin auf seinen Zetteln verzeichnet hat? Dann müfste er aber auch aufhören, neu erscheinende Texte zu lesen und alte wiederzulesen, denn jede Lektüre bringt ja neues Material für seine Arbeit. Oder soll er alles, was er von jenem bestimmten Tage an findet, für ein Supplement zum Supplementwörterbuch aufsparen? Dieses Supplement wird freilich ohnehin erscheinen müssen, aber es liegt gewifs im Interesse des Buches, dafs der Umfang des Nachtrags nicht unnötig gegenüber dem des Hauptwerks vergröfsert wird. Unter den verschiedenen Übeln, zwischen denen der Verfasser zu wählen hat, ist gewifs noch immer das geringste, dafs er unsere Geduld in Anspruch nimmt, dafür aber in seiner mühevollen Arbeit des Sammelns fortfährt und die Früchte dieser fortgesetzten Arbeit sogleich an die von ihm bereitete Stätte bringt. Und was wir dabei gewinnen, ist leicht zu sehen. Zu den zwölf Seiten Quellenverzeichnis, die der erste Band enthielt, bringt der zweite einen fast ebenso langen Nachtrag neubenutzter Texte. Während der erste Band auf 431 Seiten das Supplement zu S. 49—177 des Glossars im sechsten Bande des Lexique roman lieferte, entspricht der zweite Band mit 512 Seiten nur S. 177—235, d. h. während im ersten Bande jeder Seite jenes Glossars $3^1/_3$ Seiten Supplement entsprechen, kommen im zweiten Bande über $8^1/_2$ Seiten Supplement auf eine Seite Glossar. Eine solche Bereicherung wird niemand missen mögen, und so wollen wir uns bei dem langsamen Fortschritt der Veröffentlichung gedulden und hoffen, dafs jeder fernere Band noch reicher ausgestaltet erscheint als der vorhergehende.

Bei der Anzeige des Buches ist der Referent insofern mifslich daran, als er das, was man in einer Recension zu sagen pflegt, dem befreundeten Verfasser schon während des Druckes mitteilen konnte, so dafs seine Vorschläge zur Änderung schon Berücksichtigung gefunden haben, soweit die Änderung eine gesicherte war. Ja, es ist da schon vielleicht mancher Einfall aufgenommen worden, dem ein Raum eher im Briefwechsel als an öffentlicher Stelle zukam. So bleibt mir hier nur weniges und oft unsicheres zu bemerken.

Manches Wort ist in den früheren Heften schon wieder aus den Citaten der späteren nachzutragen. Man wird diese Wörter einst in jenem unvermeidlichen Nachtrag finden. Als auffallende Lücke ist die zu nennen, dafs die Präposition *en* übersprungen ist, während *ab* und *de* doch berücksichtigt waren. Es wäre bei *en* doch manches zu erwähnen gewesen, wie die Verwendung von *e so que*, auffallender *e car* und vielleicht auch *e que*.

da ist mir seit dem Erscheinen des fünften Heftes noch öfter begegnet, so Kolsen Guiraut de Bornelh S. 19, 316 aus SG: *ilh se defendet*

da lui ab paraulas e ab promesas, und ähnlich aus N[2], und in demselben Text noch Z. 32, 36, 59. Auf *da* bei Peire Milo und auf sein Vorkommen im Dauphiné habe ich Poésies inédites S. 98, 105 aufmerksam gemacht. — *dan* 1) Ist nicht im Beleg aus der Grammaire béarnaise S. 106 *daun* statt *dann* zu lesen wie in dem aus dem Recueil gascon? — *dauf* hat Kolsen jetzt Archiv CI, S. 10 als 'einfältig, albern', *daufeza* 'Einfalt, Albernheit' gedeutet. — *deburar.* Hängt das Wort nicht mit dem bei Rayn. II, 18 aus dem Fierabras belegten, von Hofmann, Roman. Forschungen I, 124 bezweifelten, aber durch die Kollation Baists bestätigten *aburar* 'effrayer, ahurir' zusammen? — *decebre* 1) Im Beleg Izarn 481 *sostegut* in *sostengut* zu ändern, ist meines Erachtens unnötig. Wie *tec* neben *tenc* stand, so *tegut* neben *tengut.* — *defendre* 1) Crois. Alb. 626 heifst das Wort wohl 'eine Meinung verteidigen, für etwas eintreten'. — *defugimen.* Es scheint sich im Gedächtnis des Dichters der Inhalt von I Sam. Cap. 8 verschoben zu haben, als ob dem Samuel Ausflüchte gemacht werden, während er es doch ist, der Saul nicht zum König machen will. — *delinquir* statt *relinquir* s. Revue des langues romanes 39, 211. — *demandar* 5) Als weiterer Beleg könnte hinzugefügt werden: *A leis puesc ma mort demandar,* Sordello XXXI, v. 1. — *demor* 2) Die sichere Bedeutung scheint mir 'Kurzweil' zu sein oder, wie Raynouard übersetzt, 'plaisir, bonheur'. Drei Belege für diese Bedeutung bei Rayn. Andere Mahn, Gedichte 941, 4; Poésies inédites S. 114, v. 35; ib. S. 8, v. 30 durch wohl sichere Konjektur eingeführt. Für die Bedeutungsentwickelung bietet *sojorn* eine naheliegende Parallele. — *derc.* Einen weiteren Beleg für *(re)tornar a son derc* s. unter *destorbar* 2). — *desazonar.* Mahn, Werke I, 31: *mi* scheint in allen Hss. zu stehen, darf also schwerlich geändert werden. Dagegen haben ein paar *mon. ioy.* Vielleicht ist *ira* Subjekt und *desazonar* ist auch hier 'verderben'. — *descabalejar.* Das Stammwort *cabal* heifst doch wohl 'ein gewisses gestecktes Mafs bis zum Ende erfüllend, diesem Mafse entsprechend', daher einerseits denn das kühlere 'zureichend, angemessen, passend' Don. pro. 40b, 2 'acceptabilis', andererseits das in der Anerkennung eigentlich zu weit gehende 'vollkommen, hervorragend, vortrefflich', Don. pro. ib. 'capitalis'; substantivisch einerseits 'das Angemessene, Zukommende, der zukommende Anteil', andererseits 'das Vollkommene, Treffliche'. Das Verbum *cabalejar* heifst dann 'passend, angemessen sein' und 'trefflich sein', und zwar im ersten Beleg bei Levy: *Jois ab amar cabaleja Es veston d'una despuelha* 'Freude pafst mit Lieben zusammen', im zweiten: *Que de fol cove que folei E de savi que cabalei* 'dafs er angemessen, trefflich sei'; *descabalejar* 'nicht passen', *e cui que descabalei* 'und wem es auch nicht passen mag', ganz wie wir im Deutschen sagen. — *desconselhar*: *vet si* in Revue 32, 580, v. 68 will Levy in *vec ti* ändern. Ist *si* nicht = *sai* und *vet si* als *ve·t sai* zu deuten? — *descrit* fehlt die Übersetzung. Es ist doch 'Verruf, Herabsetzung, Schädigung'. — *descug* 2) S. Enim. 1668. Ist nicht *fes descuch* statt *fos d.* zu schreiben? *faire descuch* 'seine Meinung ändern' kann ich mir erklären, *esser d.* nicht. — *desopte*: Auz. cass. 128 *E qui·l* (sc. *l'austor*) *secot be en desopte El col lo ponh desotz los pes, Et el retorna ben ades Et estai ferms*

e dreitz de sus ... Statt *col* ist doch wohl *tol* zu lesen: 'wenn man ihm die Faust unter den Füfsen wegnimmt'. — *despretz* jetzt auch De Lollis, Sordel 19, 36, aber freilich auch nicht an sicherer Stelle. — *destrech*: *per d.* 'gewaltsam' Disticha Catonis 135. — *destrenher* 10) In der Stelle Bartsch, Chr. 78, 27 ist *E val mai quil fag fai, Ab c'om l'en destrenha* doch wohl zu übersetzen 'wofern man sie darum bedränge'. Es handelt sich um die Liebesgunst, die eine Dame gewähren soll, aber natürlich nur, wenn man sie dringend darum bittet. — *dever* Subst. 3) 'Würde, Stellung' ist, meine ich, nicht die richtige Wiedergabe des Wortes, wie ich in der Zs. 23, 558 zu Montanhagol IX, 14 ausgeführt habe. 5) Im Citat aus Guiraut Riquier kann man v. 12 wohl bei dem *si* der Überlieferung bleiben. Ich möchte nur diesen einen Vers in Parenthese stellen: 'Und weil ich die Landleute verschieden nennen höre ... und die Ritter ... und die Kleriker (und so habe ich Euch oben gesagt [nämlich in Beziehung auf Ritter und Kleriker]), sage ich, dafs dieser Anspruch und der Brauch von rechtswegen üblich sind, denn in Allgemeinheit giebt es viele Besonderheiten, indem jedes Allgemeine nach irgend einer Veranlassung ... und besonders mit Recht benannt wird'. — *devire* scheint mir Chr. 13, 27 deshalb 'trennen' zu bedeuten, weil doch ein Gegensatz zwischen v. 3 und 4 stattfinden soll: 'ich bin von ihrer Liebe nicht getrennt, und doch weifs ich nicht, was ich davon haben werde'. — Bei *dijous* kann etwa *dijous de la cena* hinzugefügt werden, s. Stimming, Bertran de Born[1] zu 9, 12; bei *donar*: *donar de la guerra* s. Jaufre, Lex. rom. I, 106 a, Z. 18.

e 6) 'aber, und doch'. Ein eigener Artikel ist hier wohl kaum anzusetzen. Nicht in dem Wort *e* liegt, was uns veranlafst, es so zu übersetzen, sondern im gegensätzlichen Inhalt der beiden Sätze. Levy geht auch sonst vielleicht in der Specialisierung der Bedeutung gelegentlich zu weit. — *ebrios*: Ist *ebrius* nicht blofs die lateinische Wortform, nicht eine Bildung auf *-os*? — *eisetz*. Suchier findet das Wort auch P. Rogier 3, 39 (meiner Ausgabe), s. seine Recension Gött. gel. Anz. 1883, II, 1342. — *eisir* 6) Bei Guir. Riquier 79, 594 möchte ich hinter *cap* Komma machen und *donan alegrier* an v. 592 knüpfen. — *embriar* 1) In der Stelle Guir. Riquier 89, 26 kann *petit enbria* ebenso wie in den vorhergehenden Fällen heifsen: 'es macht wenig aus', und *sel que* ist dann gleichbedeutend mit dem beziehungslosen *qui*, das man mit 'wenn einer' zu übersetzen pflegt. Die Vermischung zweier Konstruktionen begegnet ja doch nicht nur bei beziehungslosem Relativ, sondern auch bei bezogenem Relativ mit seinem Beziehungswort, was für *sel que* Levy selbst seitdem zu Disticha Catonis v. 139 hervorgehoben hat. Ähnlich verhält sich z. B. neufrz. *Ceux qui prétendent légiférer en art, c'est qu'ils ne connaissent pas le mécanisme de la production artistique,* Rev. des deux mondes, 15. sept. 1897, p. 462, oder, spanisch, mit Substantiv und Relativsatz: *el apasionado que cuenta sus desdichas á quien no las siente, bien es que causen en quien las escucha más sueño que lástima,* Cervantes, Las dos doncellas, Brockhaus 1869, p. 260. — *empachar* 4) Die Stelle aus meiner Chrest. 95, 26 scheint mir nicht unklar. Der Dalfin sagt: eine treffliche Dame soll nur einen *pro e prezan* lieben, d. h. aber auch einen, der in der That *vassalatge* besitze, der nicht

nur das Schwert als Zeichen seiner Ritterlichkeit führe, denn *mil son enpachat del bran, Qe fai plus bell baisar un ors*: tausend tragen das Schwert nicht als Waffe für rühmliche Thaten, sondern als unnützen Schmuck, der ihnen nur zur Last und zum Hindernis gereicht, und eher als sie möge die Dame einen Bären küssen. — *empeguir* ist doch wohl eine Ableitung von *pec*, und es ist nicht bloſser Zufall, daſs Dkm. 180, 25 *pec* und *sé empeguir* benachbart stehen (v. 3 und v. 9). So muſs denn die Bedeutung von *sé empeguir* sein 'dumm, ungeschickt werden' bezw. 'sich dumm, ungeschickt benehmen'. So scheint denn auch Dkm. 184, 18 *empeguit* 'dumm, ungeschickt' zu heiſsen (die ganze Stelle ist freilich nicht klar). Auch 191, 1: 'zu viel Lob möget Ihr nicht wollen, wenn auch die Narren sich darin (daſs sie Euch zu sehr loben) thöricht benehmen', und 180, 25: 'denn sie benehmen sich gern thöricht mit thörichten unangenehmen (statt *et avinens* lies *desavinens*) Worten'. In den ersten beiden Belegen kann man dann mit Rayn. 'verwirrt werden' übersetzen (im Citat aus Dkm. 180, 1, Z. 5 lies *gaps* statt *caps*?), eine Bedeutung, die sich ja leicht aus der anderen entwickelt, und die das Wort im Katalanischen hat. Im prov.-ital. Glossar endlich kann man bei dem unverständlichen *embiensire* etwa an *impensierire* denken, das als 'bedenklich werden' wieder der Bedeutung 'verwirrt werden' nahe steht. — *emperatiu* 2) In dieser an den Haaren herbeigezogenen grammatischen Spielerei kann man, denke ich, verstehen: 'meine Dame ist mir gebietend'. Da sie mir zugesteht, daſs ich meinen Wunsch auf sie richten darf (*car mi consen l'optatiu*), bin ich ihr zum Gehorsam verpflichtet. — *empost*. Im ersten Citat ist *so es*, glaube ich, nicht zu tilgen. Auch im Italienischen wird *ciò è* in entsprechender pleonastischer Weise gebraucht. — *emprendre* 7) Die Stelle meiner Chrest. 34, 21 verstehe ich dahin, daſs zum Entstehen der Liebe auf der einen Seite etwas Gefälliges, auf der anderen Seite *ioi* notwendig ist, so daſs aus der Vereinigung von *azaut* und *ioi* die Liebe entspringt. — *en*. Die Beispiele für die Beziehung auf die erste und zweite Person scheinen mir nicht sicher. In den beiden ersten kann *en* 'daher' sein, im dritten das unbestimmt hinweisende *en* bei Verben der Bewegung. — *enaptar*. Die Ableitung von *aptum*, die ich hier für erwägenswert halte, wäre natürlich eine gelehrte, wie *apte* als gelehrtes Wort ja auch besteht. Daneben, und neben *az-aut*, ist *aptum* im Provenzalischen aber auch volkstümlich. Oder ist *at* 'besoin' etwas anderes als *aptum*? S. für die Laute den Namen der Stadt *At* (Mistral), = frz. Apt = Apta Julia. Mistral verweist unter *at* auch auf das gelehrte *apte*, welches er also auch unter der Form *at* kennt. Für die Bedeutung s. die Belege bei Georges: *quicquid alendo igni aptum est* oder *nunc quid aptum sit videamus* u. s. w. Übrigens ist 'besoin' wohl auch im Provenzalischen erst abgeleitete Bedeutung. Im Gedicht des Elias de Barjols, Gr. 132, 8, wechselt *at*, als Synonym von *pro*, mit *be*: Hs. R 16 (MG 1072) *Non say far mon at ni mon pro*, Hs. R 30 (MG 1024) *No vuelh far mon be ni mon pro*, und ebenso Hs. C. Im Ensenhamen des Garin lo Bru v. 340 schlägt Chabaneau mit Recht vor, zu lesen: *Non faças trop viutat De parlar a non-at, Que mais val uns taisars Assax c'uns fols parlars* 'zu ungelegener Zeit, in unpassender Weise'. — *encarzir*.

Für die Bedeutung 'verteuern', die Levy hier dahingestellt sein läfst, teilt er mir seit der Drucklegung des 8. Heftes selbst den Beleg mit: Entrée Urbain V, § 4 *Enapres sian elegitz bons homes de la cieutat que provesiscan que totas aquellas cauxas necessarias a vida non sian encarxidas ni si vendan plus car que aras fan.*

Breslau. C. Appel.

Un umanista nel secento. Giano Nicio Eritreo. Studio biografico critico di Luigi Gerboni. Città di Castello, S. Lapi, 1899. 169 S. gr. 8.

Dieser Giovanni Vittorio Rossi (1577—1647), der unter dem Namen Giano Nicio Eritreo schrieb, ragt weder als Mensch, noch als Autor irgendwie über das Mittelmafs hervor; nur durch seine schriftstellerischen Tendenzen, seine Liebe zur Antike nimmt er eine Sonderstellung ein: der Humanist, der hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Seine bewunderten Vorbilder sind Cicero und Plautus; ihnen sucht er in der Form, in der Reinheit der Sprache — er schreibt nur lateinisch! — es gleichzuthun; sie kopiert er so sehr, dafs man von einem persönlichen Stil bei ihm kaum sprechen kann. Gegen die moderne Manieriertheit, das, was wir heute Secentismus nennen, kämpft er mit dem Eifer des für Klarheit und Verständlichkeit begeisterten Jüngers der Alten. Seine Nachahmung klassischer Art erstreckt sich bis auf das Obscöne, wiewohl er als Jesuitenzögling und strenggläubiger Katholik stets bestrebt ist, mit der Kirche und den Machthabern des päpstlichen Roms in Frieden zu leben.

Von Natur eitel, hegt er beständig den glühenden Wunsch, ein Amt, eine dauernde Anstellung am Hofe des Heiligen Vaters zu erhalten; doch nichts glückt ihm sein ganzes Leben lang; das bifschen litterarischer Ruhm in Deutschland und Italien genügt ihm nicht, und aus Groll wird er — Satiriker. Hinter seinem Spotte verbirgt sich freilich nicht der grimmige Zorn des ehrlich Entrüsteten, sondern die kleinliche Rachsucht des 'verkannten Genies'; nicht echte sociale Satire finden wir hier, vielmehr persönlichen Klatsch; der gute Eritreo erinnert uns weniger an Salvator Rosa oder G. G. Belli als an den losen Anekdotenerzähler Poggio. Zum wahren Satiriker fehlt ihm auch der Charakter: sobald man ihm an den Kragen zu gehen droht, verleugnet er seine Geisteskinder oder stammelt ängstlich ein pater peccavi.

So interessiert uns in der *Eudemia*, den Episteln und manchen seiner Dialoge weniger die Persönlichkeit des Autors als der Stoff: geschichtliche Ereignisse, römische Sitten und Verhältnisse, die Eritreo als guter Beobachter anschaulich zu machen versteht. Daher sind diese Schriften sehr bemerkenswerte Quellen, und Gerboni hat gut gethan, auf ihre Wichtigkeit für Historiker und Kulturhistoriker hinzuweisen. Nur das Hauptwerk *(Pinacotheca imaginum illustrium doctrinae vel ingenii laude virorum, qui auctore superstite diem suum obierunt)* ist, besonders von Tiraboschi, viel benutzt worden; als es erschien, machte es infolge seiner

'Aktualität' gewaltiges Aufsehen; es sind Profile bedeutender Personen oder auch nur bekannter Typen, deren menschliche Schwächen und Vorzüge Eritreo mit sicherer Hand und ziemlicher Unparteilichkeit zeichnet. In der Satire *Eudemia* folgt er, wie Gerboni ausführt, den Spuren des Petronius Arbiter (*Satyricon*) und, nur soweit die allegorische Verkleidung in Frage kommt, des John Barklay (*Argenis*). Sie hat ihren Namen von einer fabelhaften Insel, deren Verfassung, Gesetze, Sitten oder vielmehr deren Willkürherrschaft, Rechts- und Zuchtlosigkeit zwei Freunde, Flavius Vopiscus Niger und Paulus Aemilius Verus, auf einer Reise kennen lernen. Unter der antiken Maske ist das Rom des 17. Jahrhunderts mit all seinen grellen Mifsständen verborgen, doch so, dafs man noch heute zum Teil die wahren Namen und Beziehungen der darin Gegeifselten festzustellen vermag. Dieser Abschnitt des Buches, besonders die Streiflichter auf die damalige römische Gesellschaft, ist der interessanteste. Gerboni unterstützt seine Darlegungen in willkommener Weise durch einen Anhang mit Textauszügen, woraus ich als Beispiel die Schilderung solcher Frauen hervorheben will, die man heut mit einem Pariser Wort 'arme Löwinnen' nennen würde (S. 161); ferner die von einem Liebeszauber der *meretriculae* in der Stadt Eudemia, d. h. Rom (S. 163). Und wenn man die frischen, elegant ausgeführten Sittengemälde ins Auge fafst, wird man einigermafsen dankbar für die angenehme Bekanntschaft mit dieser Plaudertasche und vergifst beinahe, dafs soviel Fleifs und kritische Sorgfalt, wie sie Gerboni auf 168 Seiten an den Tag legt, einen würdigeren Gegenstand finden könnten als einen Autor kleinsten Formats wie Giano Nicio Eritreo.

Breslau. Richard Wendriner.

Heinrich Saure, Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Erster Teil. Fünfte Doppel-Auflage (ohne Jahr). XVII, 284 S. — Zweiter Teil. Vierte Doppel-Auflage (ohne Jahr). XVI, 582 S. — Derselbe, Französische Lesestoffe als Unterlagen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Separatabdruck aus des Verfassers Lesebüchern. Dritte Auflage (ohne Jahr). V, 152 S. — Derselbe, Tableau chronologique de la littérature française destiné à l'instruction publique et particulière. Seconde édition. VIII, 54 S. Sämtlich im Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung, Leipzig u. Frankfurt a. M., 1896.

Nach der Absicht des Verfassers soll das vorliegende Lesebuch in seinen beiden Teilen den französischen Unterricht auf allen Stufen der höheren Mädchenschule, sowie im Lehrerinnenseminar begleiten und dabei einem doppelten Zwecke dienen: der Aneignung eines umfassenden und auch im täglichen Leben verwertbaren Wortschatzes und der Einführung in die Kenntnis des französischen Landes, Volkes und Geisteslebens. Mit

Rücksicht auf den ersteren Zweck hat es der Verfasser mit einer gedrängten, sachlich geordneten Phraseologie ausgestattet. Dem nämlichen Zweck, zugleich aber dem Verständnis der französischen Kultur und Litteratur zu dienen, ist ein 60 Seiten umfassender, 'Hellas und Rom' überschriebener Abschnitt bestimmt, der eine kurze griechisch-römische Götterlehre und die wichtigsten Sagenstoffe, Geschichtsereignisse und Anekdoten des Altertums enthält. Diese beiden Bestandteile sind das verhältnismäfsig Eigentümlichste dieses im Jahre 1882 zuerst erschienenen Lesebuches gegenüber ähnlichen Werken; doch ist zu erwähnen, dafs der *Choix de lectures françaises* von Wingerath, vom Jahre 1875, sowohl einen Abschnitt, *lectures intuitives* betitelt, als auch einen Abschnitt *Mythes et légendes* aufweist, dessen erste drei Nummern denselben französischen Autoren entnommen sind wie die ersten drei in Saures Lesebuch (Kapitel Hellas und Rom).

Die übrigen Abteilungen enthalten eine reiche Sammlung verschiedenartiger Lesestoffe, namentlich solcher, die sich auf die Geschichte und die Geographie Frankreichs beziehen. Auch eine *littérature française en biographies* wird geboten, jedoch fehlt es leider, dem vom Verfasser aufgestellten Princip der Konzentration zum Trotz, an jedem Hinweise, der die Verknüpfung dieses Teiles mit dem in den Lesestücken und Gedichten des Buches enthaltenen Anschauungsmaterial erleichterte, wiewohl nichts näher gelegen hätte und wünschenswerter gewesen wäre als die angedeutete Verknüpfung. Dieser Mangel hängt augenscheinlich damit zusammen, dafs der Verfasser sich sein ganzes Buch hindurch jeder Anmerkung, jeder Erklärung enthält, auch da, wo erhebliche sprachliche und sachliche Schwierigkeiten vorliegen. Ob und wie weit solche Erklärungen in dem von dem Vorwort angekündigten Wörterverzeichnis gegeben werden, hat Referent, dem ein solches nicht zugegangen ist, nicht feststellen können. Ein nicht ganz ungründlicher Benutzer des Lesebuches wird daher im negativen Falle an vielen Stellen wegen vorkommender Namen, Anspielungen, Fremdwörter (wie im Bruchstück aus Colomba) weitläufige Nachforschungen anstellen müssen, die ihm der Verfasser des Lesebuches hätte ersparen sollen. Die in dem Abschnitt *Narrations* gebotenen Ausschnitte aus gröfseren Werken sind nicht immer so gestaltet, dafs sie, wie es doch wünschenswert wäre, aus sich selber verständlich sind, was bei den Stücken aus Florians 'Don Quichotte' umsomehr auffällt, als denselben eine kurze, der Orientierung dienende Einleitung vorausgeschickt ist. Sehr unbefriedigt wird aufmerksame Leser auch das Bruchstück aus Chateaubriand lassen, das sich unter der Überschrift *Prière du soir à bord d'un vaisseau*, wie in anderen Lesebüchern, so auch bei Saure findet, hier aber unter Weglassung dessen, was die Hauptsache ist, der Schilderung des erhabenen Naturschauspiels, aus welcher sich das Ergreifende des Gebetes, von dem die Rede ist, erst verstehen läfst. Zu dem Entbehrlichen oder Überflüssigen, was das Lesebuch enthält, scheint uns neben den fünfzehn kurzen Inhaltsangaben moderner Komödien (augenscheinlich für kurzsichtige Examinatoren bei Lehrerinnenprüfungen berechnet) auch die der litteraturkundlichen Abteilung vorangestellte Introduktion zu gehören, aus welcher

man erfährt, *que la langue romane était composée de la fusion des langues celtique, tudesque et latine;* wo es weiter heifst: *la langue du Midi ou Provençal n'eut d'existence littéraire que du IXième* (sic!) *au XIIIième siècle* ... *tandis que la langue du Nord ou Wallon*(!) *cultivée par les trouvères acquit bientôt un ascendant marqué,* und wo es in diesem Stile auf zwei Seiten bis zum *siècle de Louis XIV* weitergeht. Denselben Gegenstand behandelt wenigstens teilweise, und zwar viel glücklicher, ein dem Lesebuch einverleibtes Bruchstück aus Demogeot, überschrieben *Société féodale du moyen âge.* Solcher überflüssiger Wiederholungen und störender Inkongruenzen finden sich noch manche, so dafs man sich des Gedankens nicht erwehren kann, dafs der Verfasser selbst den Stoff seines Buches nicht klar übersehen habe.

Den angeführten Mängeln stehen manche Vorzüge gegenüber. Die meisten Stücke sind für die weibliche Jugend auf ihren verschiedenen Altersstufen wohl geeignet. Alles inhaltlich Verletzende und Befremdende ist vermieden. Die Gedichte und Dramenbruchstücke erscheinen dem Referenten gut ausgewählt und, wo es nötig war, geschickt verkürzt. Die Zahl der Druckfehler ist gering, die Ausstattung gut. In den Schulen, die sich nach dem preufsischen amtlichen Lehrplan vom 31. Mai 1894 zu richten haben, wird das Lesebuch nicht gebraucht werden können. In anderen dürfte sich dieses von hervorragenden Schulmännern wie Münch und anderen schon bei seinem ersten Erscheinen günstig beurteilte Lesebuch in der Hand umsichtiger Lehrer, die sich über die dargethanen Mängel hinwegsetzen zu können glauben, mit Erfolg gebrauchen lassen.

Das oben aufgeführte *Tableau chronologique* enthält auf seinen 50 Seiten kurze Nachrichten über das Leben und die Werke von weit über zweihundert französischen Autoren, von Rabelais ab bis auf Lemaître. Es soll sich, abgesehen von vielen anderen Zwecken, nach des Verfassers Ansicht auch zum Nachschlagen für Studierende eignen, die sich hier in der That, wenn sie wollen, in fünf Zeilen Belehrung über Rabelais, auf neun Zeilen solche über Boileau oder Pascal holen können. Leider jedoch ist selbst dieses bescheidene Mafs von Belehrung nicht ohne unnützen Zeitaufwand zu erlangen, denn dieses Nachschlagewerk hat zwar als schätzbare Beigabe eine *Chronologie des principaux romans,* die mit *Télémaque* beginnt und mit Daudets *Lettres de mon moulin* schliefst, aber — kein alphabetisches Register.

Hassee bei Kiel. Felix Kalepky.

Louis Clément, Henri Estienne et son œuvre française. Paris, Picard et fils, 1899. X, 540 S. 8 (avec trois planches hors texte).

Der berühmte Drucker und Philologe, die Thätigkeit der Familie, der er angehörte, seine grammatischen Bestrebungen, sein Verhältnis zu gleichzeitigen Gelehrten und zu seinen Konfessionsgenossen sind schon öfter Gegenstand teilnahmvoller Forschung gewesen. Doch verlohnte es wohl,

sein Wirken als französischer Schriftsteller und sein Streben im Dienste der Ausbildung und der verständigen Handhabung seiner Muttersprache noch einmal darzustellen; auch an Gelegenheit, einzelne im Dunkel gebliebene Thatsachen des äufseren Lebensverlaufes festzustellen, konnte es für einen Verfasser nicht gebrechen, der mit dem geduldigen Fleifse und dem eifrigen Spürsinn des Herrn Clément durchprüfte, was an Quellenschriften zur Verfügung stand und im Verlaufe der Arbeit noch weiter zum Vorschein kam. Eine Biographie giebt der Verfasser allerdings nicht, begnügt sich vielmehr in seiner Einleitung, die Umstände kennen zu lehren, die das Erscheinen der einzelnen französischen Werke Estiennes veranlafsten, ihre Veröffentlichung begleiteten und sich daraus für ihren Urheber ergaben. Ob mit Herrn Clément 1531 (und nicht eher 1532) als Geburtsjahr Estiennes anzusehen sei, wird wohl manchem Leser noch zweifelhaft bleiben; denn *j'avois approché à l'aage de 30 ans* dürfte mit *je venais d'avoir 30 ans* doch gar zu frei übersetzt sein. Auch die Teilhaberschaft des zuvor in solchem Zusammenhang nicht genannten Innocent Gentillet an der Abfassung des *Discours merveilleux de la vie de Catherine de Médicis* wird keinesfalls erwiesen oder auch nur in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Dagegen folgt man gern des Verfassers auf festem Grunde ruhender Darstellung der Schwierigkeiten, welche die Genfer weltlichen und geistlichen Behörden dem manchmal etwas stürmischen Thun des Eingewanderten in den Weg zu legen nicht ermüdeten, und seiner feinen Erklärung des günstigen Verhaltens, welches Heinrich III. dem auf kurze Zeit nach Paris Zurückgekehrten bezeigte, und das dieser mit einer bemerkenswerten Mäfsigung früheren Ungestüms erwiderte.

Im ersten Teile der eigentlichen Arbeit (S. 79—195) beschäftigt sich der Verfasser mit Estienne als französischem Schriftsteller, indem er die einzelnen Werke, die *Apologie pour Hérodote*, den *Discours merveilleux*, die *Dialogues du nouveau langage* nach den leitenden Gedanken und der Art der Ausführung kennzeichnet. Er handelt von den Quellen, aus denen die Geschichten des ersten Werkes geflossen sind, und der Umgestaltung, die sie hier erfahren; er zeigt, dafs die zwanzig, welche die *Apologie* mit der Fortsetzung der *Joyeux devis* gemein hat, keineswegs aus den letzteren stammen, vielmehr aus jener durch Des Periers (oder wer sonst der Verfasser der J. D. sein mag) geborgt sind. Er legt eingehend dar, worin der Italianismus in Sitten, Sprache, Litteratur bestand, gegen den Estienne von der *Apologie* ab anzukämpfen sich zur Aufgabe macht, nicht ohne dafs der Eifer ihn oft zur Ungerechtigkeit hinreifst. (Hier wird unter anderem auf die beträchtlichen Verschiedenheiten hingewiesen, die zwischen der ersten und der ein Jahr darauf erschienenen zweiten Ausgabe des *Discours* bestehen.) Er handelt endlich von Estiennes dichterischen Versuchen im Hinblick auf ihren Inhalt, ihren Stil, ihren Versbau; berührt sich der Philologe, dessen poetische Thätigkeit gewifs nicht sein Hauptverdienst ausmacht, hier in manchen Punkten mit J. Du Bellay und Ronsard, so beweist er doch auch weitgehende Selbständigkeit diesen Gefeierten gegenüber, und die reichlichen Randbemerkungen, die er in

ein uns erhaltenes Exemplar des Du Bellay eintrug, und die durch Herrn Clément zum erstenmal benutzt und teilweise bekannt gemacht sind, lehren, auf wie vielerlei Dinge er beim Lesen des Dichters achtete. und wie frei sein Urteil auch dem hochangesehenen Künstler gegenüber blieb.

Gewiſs ist der zweite Teil (S. 197—456) mit nicht minderem Fleiſse gearbeitet als der erste des Buches. Aber die Betrachtung Estiennes als eines Grammatikers bedurfte so weit getriebenen Eingehens auf Einzelheiten nicht. Daſs er über viele Dinge Ansichten geäuſsert hat, die ganz unhaltbar sind; daſs er die erst sehr viel später gefundenen Kriterien für die Richtigkeit der Zurückführung lebender Wörter auf ihre Ursprünge nicht kannte; daſs sein Urteil über die Ausdrucksfähigkeit verschiedener Sprachen nicht selten irrte; daſs er lebende und erstorbene Mittel der Wortableitung nicht unterschied, Erbwörter und Lehnwörter für ihn einerlei waren; daſs er, was in seiner Sprache weder lateinisch noch griechisch war, samt und sonders dem Gallischen zuwies; daſs er die verhaſste Einwirkung Italiens oft auch da witterte, wo bloſs selbständige Entwickelung in Italien und in Frankreich gleiche Wege eingeschlagen hatte, dies alles muſste ohne Zweifel gesagt und erwiesen werden, hätte sich aber kürzer darthun lassen. Lehrreicher ist die Vergleichung, die Herr Clément zwischen Estienne und seinen Zeitgenossen Fauchet und Pasquier anstellt, erfreulicher der Hinweis auf seine (freilich noch recht bescheidene) Beschäftigung mit dem Altfranzösischen, mit französischen Mundarten und die noch fruchtbarer gewordene mit der Redeweise und der Spruchweisheit des Volkes. Manches Beachtenswerte aus Estiennes grammatischer Lehre und aus seinem eigenen Sprachgebrauch, die sorgsam miteinander verglichen werden, hat der Herr Verfasser in dankenswerter Weise hervorgehoben, wenngleich nicht immer in das richtige Licht gestellt. Ist dieser, wie es scheint, mehr Litterarhistoriker als Grammatiker, so werden andere, von denen das Umgekehrte gilt, schon zu verwerten wissen, was er fleiſsig zusammengetragen und durch einen sorgsamen Index leicht findbar gemacht hat.

Sollte von einzelnen kleinen Unrichtigkeiten gesprochen werden, so wäre etwa zu berühren die Identifikation von *tifaine* mit *epiphania* (296), die Ableitung des afz. *afaitier* von *affectare* (315), die Anführung von *s'esclarcir de qch.* als eines Falles von reflexivem Ausdruck in passivem Sinne (321),[1] die Behauptung, daſs frz. *brigade* aus dem 14. Jahrhundert nachgewiesen sei. Druckfehler sind leider in ziemlich groſser Zahl unverbessert geblieben.

Das Werk ist ein Zeugnis achtunggebietenden Fleiſses und gesunden Urteils; es wird mit dazu beitragen, daſs auch die weitere, von Herrn Clément verheiſsene, auf Estienne bezügliche Publikation (S. 484) günstige Aufnahme finde.

Berlin. **Adolf Tobler.**

---

[1] Hier konnte des *or se cante* im Aucassin gedacht werden.

Gaston Paris, La littérature normande avant l'annexion (912—1204). Discours lu à la séance publique de la Société des antiquaires de Normandie le 1er décembre 1898. Paris, Bouillon, 1899. 57 S. 8.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit jener seltenen Vereinigung eindringendster Kenntnis der einzelnen Thatsachen und beherrschenden Überblicks, die alle seine litterargeschichtlichen Arbeiten auszeichnet, und zugleich mit einer Anmut der Darstellung, die den Leser nicht minder erfreut, als sie die unter Herrn Paris' Vorsitze versammelten Zuhörer entzückt haben muſs. Zunächst mögen diese freilich durch die Entschiedenheit enttäuscht gewesen sein, mit welcher der Normandie des in Rede stehenden Zeitalters, so fähig sie sich zu schmückender Verklärung der eigenen Geschichte erwiesen hat, und so vieler, epischen Sanges würdiger Thaten Ausgangspunkt sie geworden ist, der Anteil an der Schöpfung des französischen Volksepos bestritten wird, das sie erst nach dem Aufgehen im französischen Königreich bei sich aufnahm. Auch die Beteiligung der Provinz an der dichterischen Arbeit, die sich des britischen Sagenkreises bemächtigte, an der Pflege des Abenteuerromans, soweit er nicht oder kaum zu jenem Kreise in Beziehung steht, mögen manche sich weniger spärlich vorgestellt haben, als der Redner einräumen will, der auch in der höfischen Lyrik fast keine normandische Mitwirkung anerkennt. Aber, liegt dem normandischen Wesen Träumen und Schmachten ferner, so eignet ihm dafür ein löbliches Wohlgefallen an Ordnung, Klarheit und allem dem, was den Verstand befriedigt; und insofern kann man mit dem Verfasser sagen, in der späteren Entwickelung der französischen Litteratur bringe das normandische Volkselement seine Eigenart mächtig zur Geltung. In der Zeit vor der Annexion überwiegt denn auch, was zur Belehrung der Laien dienen mag, sei es über wirkliche oder vermeintliche Eigenheiten der Steine oder der Tiere, sei es über Geschichte (und was als Geschichte galt) der eigenen Vorfahren oder der Nachbarinsel oder des heidnischen Altertums oder der alten christlichen Zeit. Dazu kommt allerhand Erbauliches und Theologisches, nicht zu vergessen der ältesten Bemühungen, Teile der heil. Schrift für die Laien zu übertragen. Minder ernster Sinn fand an heiteren Fableaux, an Stücken der Geschichte Renarts, an den von Petrus Alphonsus gesammelten Erzählungen Befriedigung. Das Lied dient bisweilen spöttischer Neckerei oder, wie später noch, trunkseliger Geselligkeit. Nachdem der Verfasser darauf hingewiesen hat, wie ein in früherer Zeit den Franzosen gegenüber oft recht feindselig ausgesprochenes normandisches Nationalgefühl nach der Annexion rasch sich verlor, schlieſst er mit der Erinnerung an die groſsen Namen der späteren Litteraturgeschichte, auf welche die Normandie stolz zu sein befugt ist.

Wenn, wie zu hoffen ist, der Verfasser die lehrreiche Rede später einem neuen Bande *leçons et lectures* einverleibt, wird er kaum etwas daran zu ändern finden. Doch sollte S. 5, Z. 7 es jedenfalls *notre* statt *votre*

heifsen, S. 28, Anm. 1 wird das Citat Romania XXVII, 42 und XXVIII, 47 lauten müssen, und S. 34 darf nicht dem Débat zwischen Seele und Leib gleiche Form wie der von Suchier herausgegebenen ersten Reimpredigt zugeschrieben werden. Möge bis zum Neudrucke der Verfasser auch die S. 32 und S. 47 gegebenen Versprechungen von Neuausgaben (des Lebens des heil. Gregor und des Schmähgedichtes auf die Franzosen) eingelöst haben.

Berlin. Adolf Tobler.

Le vicomte E.-M. de Vogüé, de l'Académie française, Les morts qui parlent. Paris, Plon, 1899. 382 S. 8. 3,50 frs.

Das französische Volk hat im Ausland, auch abgesehen von den vielleicht etwas zusammengeschwundenen blinden Bewunderern, manche aufrichtige Freunde, die eingedenk dessen, was es zu verschiedenen Zeiten für die europäische Kultur gethan hat, in williger Anerkennung mancher liebenswürdigen Eigenschaften und bedeutender ihm verliehener Kräfte, mit selbstloser Genugthuung dessen froh werden, was ihm zu dauerndem Segen und wahrer Ehre gereichen kann. Liegt doch schon, von anderem nicht zu reden, bei der Innigkeit der heutigen Wechselbeziehungen zwischen den Völkern in jeder echten Erhebung und jeder nachhaltigen Kraftäufserung des einen Volkes eine Förderung auch der anderen oder doch zum mindesten ein heilsamer Antrieb, ein wirksames Beispiel für sie, auch ihrerseits sich um eine Steigerung des eigenen Daseins zu bemühen. Jenen Freunden Frankreichs, die es nicht blofs und nicht zumeist da besitzt, wo es am eifrigsten um sie wirbt, ist in den letzten Jahren manche schmerzliche Erfahrung nicht erspart geblieben, und immer noch können sie der täglich aufgefrischten Besorgnis sich nicht entschlagen, jede neue Nachricht aus dem Lande, das leider viel zu viel von sich reden macht, sei eine Botschaft von neuem Unheil. Kaum weniger betrübend als die Berichte von manchen einzelnen Vorkommnissen des Tages sind aber Bezeugungen einer Denkweise, wie sie in dem neuen Romane des Vicomte Eugène-Marie-Melchior de Vogüé (nicht zu verwechseln mit dem älteren Marquis Charles-Jean-Melchior de V., der seit 1868 Mitglied der Académie des Inscriptions ist) Ausdruck findet. Was sollte man auch für Frankreich Grofses hoffen dürfen, wenn bei der Mehrheit oder auch nur bei einem ansehnlichen Teile seiner Bevölkerung der Mangel an Vertrauen auf das eigene politische Vermögen bestehen sollte, der sich in diesem Buche ausspricht, wenn bei mehreren als nur bei vereinzelten Pessimisten der Gipfel politischen Könnens und Wollens erreicht sein sollte mit dem thatenlosen Ausschauen nach einem unbedenklich zugreifenden 'Retter' gleichviel welches inneren Berufes, mit dem kindlichen Seufzen, 'wenn doch was käme und mich mitnähme?' Dem aufsen Stehenden wird nicht leicht zu beurteilen, in welchem Mafse aus dem einzelnen Buche die Denkweise weiter Kreise spricht; aber soviel scheint gewifs: wenn der von J. Normand in seinem unlängst in Paris gegebenen 'Glück des Glaubens' empfohlene Verzicht auf die Wahrheit

und der durch de Vogüé gepredigte Verzicht auf die Freiheit, also auf die Gestaltung seines politischen Daseins durch das Volk selbst oder seine Vertreter, die Normen für Frankreichs Zukunft werden sollen, dann kann diese schwerlich eine andere sein als die gewisser anderer romanischen Völker diesseit und jenseit des Oceans, die zeitweise einer gewissen Ruhe sich erfreuen mögen, am Fortschritte der Menschheit aber längst nicht mehr thätig beteiligt sind.

Der Roman des Herrn de Vogüé trägt aufser dem oben angegebenen den Nebentitel *Scènes de la vie parlementaire* und scheint nach gewissen Andeutungen (z. B. S. 269) mit anderen, einstweilen erst beabsichtigten Darstellungen ähnlicher Art zusammen ein Gesamtbild des heutigen politischen Lebens in Frankreich geben zu sollen, wie es eben dem Verfasser beschaffen erscheint. In der That ziehen an dem Leser eine grofse Zahl lebensvoller Schilderungen aus dem Parlamentstreiben vorüber, denen es an Treue nicht fehlen mag, stürmisch bewegte Sitzungen, aufregende Abstimmungen, ein Präsidentenbegräbnis, die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes; er thut Blicke in die Räume aufserhalb des Sitzungssaales, in denen mehr als in diesem selbst die Entschliefsungen der Volksvertreter zustande kommen und persönliche Begehrlichkeiten sich Geltung zu verschaffen suchen; er lernt Vertreter der verschiedensten Bestrebungen und Anschauungen kennen, vom resignierten Legitimisten über den pathetischen Achtundvierziger hinweg zum socialistischen Träumer, neben dem feilen Schurken den seiner Ohnmacht schmerzlich bewufsten Ehrenmann, auch den scharfblickenden Beobachter, dem, was um ihn vorgeht, kaum mehr ist als ein anziehender Gegenstand für psychologische Studien. Auch an Frauengestalten fehlt es nicht; wir finden die fürstliche Socialistin aus Rufsland, die geniale jüdische Schauspielerin mit dem hochfliegenden Ehrgeiz für ihre Sippe, daneben bescheidenere weibliche Existenzen, deren Los minder unmittelbar sich an die politischen Vorgänge knüpft. In besonders helles Licht rückt der Verfasser die israelitischen Kreise mit ihrem für ihn augenscheinlich sehr unheimlichen versteckten Zusammenringen um Herrschaft ihrer Rasse. Gewifs ist ihm das, was er darstellen will, wohl vertraut; in manchen Gestalten des Buches erkennt auch der auswärtige Leser, in noch weit mehreren vermutlich der Pariser, Persönlichkeiten der Tagesgeschichte, und die Gabe lebendiger Veranschaulichung ist dem Schriftsteller sicher in hohem Mafse eigen. Dafs, was man den 'Roman' im engeren Sinne zu nennen pflegt, das Werden einzelner Menschenschicksale, neben den Schilderungen gesellschaftlicher Zustände zurücktritt, mehr noch als bei Zola, der an solches Verfahren gewöhnt und auf den Verfasser stärker gewirkt hat, als dieser vermutlich wird Wort haben wollen, soll jenem nicht zum Vorwurf gemacht werden. Eher mag man bisweilen an einer gewissen Geziertheit, an einem weitgehenden Geistreichseinwollen des Ausdrucks Anstofs nehmen. Schon der Titel zeugt von der dahingehenden Neigung. Es soll mit ihm bezeichnet sein das Fortwirken des Gewesenen im Bestehenden, die nicht leicht abzuschüttelnde Herrschaft, die der unlösliche Zusammenhang mit der Ver-

gangenheit bald in Gestalt ererbter Stammesart, bald in derjenigen geschichtlicher Erinnerung oder trägen Beharrens bei alter Gewöhnung und dergleichen oft vielleicht stärker, als es manchen zum Bewufstsein kommt, über das Wollen, Empfinden, Handeln der Gegenwart übt (s. S. 176, 265, 285, 307, 313, 362). Keiner wird solches 'Reden der Toten' in Abrede stellen. Wohl aber kann es gefährlich werden, seine Bedeutung zu überschätzen. Giebt es, um gleich geziert zu sprechen wie Herr de Vogüé, neben den 'Toten, die reden' nicht auch 'Ungeborene, die reden', die sich schon heut leise regen und in der Gegenwart sich bereits kund thun? Giebt es nicht auch eine in unzweideutigen Zeichen sich ankündende Zukunft? Giebt es nicht im heutigen Frankreich anderes noch, worauf man Hoffnungen setzen darf, als den oder jenen höheren Offizier, dem möglicherweise das Gelüsten kommen könnte, mit einigen in den Kolonien erzogenen und (vielleicht!) bewährten Truppen das Bestehende über den Haufen zu werfen und den Sprung ins Ungewisse zu wagen?

De Vogüé scheint anderes nicht zu sehen (S. 361, 375, 385). Keime tröstlicherer Entwickelung sind aber sicher vorhanden und drängen sich ans Licht. Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, selbstlose Hingabe an das Wohl des eigenen Volkes, Wille zu ausdauernder Arbeit an der Besserung seiner Verhältnisse, Mannesmut, all die Tugenden, die in der Republik dringender not thun als sonst wo, bestehen in Frankreich noch immer und haben zur Freude seiner Freunde auch in jüngster Zeit sich vielfach bezeugt. Mögen Bücher wie das des Herrn de Vogüé jenen Tugenden nicht den Mut kraftvoller Selbstbethätigung lähmen, dem Volke nicht die getroste Zuversicht auf ihr Fortbestehen und ihr endliches Durchdringen mindern!

Berlin. Adolf Tobler.

Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf. Von R. P. Wülker. Abdruck aus den Berichten der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzung vom 4. Februar 1899. (S. 77—139.) 8. Bd. LI, H. 2. Mk. 1,60.

Der Briefwechsel zwischen den beiden hochverdienten Gelehrten, von dem wir durch Wülker willkommene Kunde erhalten, hat, nachdem kurz zuvor die erste Verbindung angeknüpft worden war, 1851 begonnen und 1864, da die gemeinsame Fürsorge für das 'Jahrbuch' ihr Ende nahm, also nicht lange vor Wolfs Tode, aufgehört. Von den 125 Briefen Eberts, die nach seines älteren Freundes Hingang an ihren Verfasser zurückgelangten und auf der Leipziger Universitätsbibliothek mit den dort bereits aufbewahrten seines Korrespondenten vereinigt werden sollen, giebt Wülker den Inhalt genau und mit den wünschbaren Erläuterungen an; ihrer zehn, wie es scheint die wichtigsten, druckt er aufserdem im Wortlaut oder doch nahezu vollständig ab. Sie gewähren Aufschlüsse weniger über ihres Urhebers Gemütsleben als über die Arbeit, die er im Dienste der Wissenschaft, sei es als öffentlicher Lehrer, sei es als Schriftsteller, ge-

leistet hat, über das Entstehen seiner Pläne und deren eifrig betriebene Ausführung, insonderheit über die Begründung und die mühevolle, aber auch wirkungsreiche Aufrechterhaltung des 'Jahrbuchs'.

Nicht ohne wahrhafte Erbauung blickt man in das jederzeit hohen Zielen zugewandte Leben des für seine Person so anspruchslosen, vornehm gesinnten Mannes, der so Bedeutendes vollbracht hat trotz der Hemmnisse, die bald vorgesetzter Unverstand, bald Unzulänglichkeit der Hilfsmittel lange Zeit seinem Streben in den Weg legten; und mit dankbarer Teilnahme begleitet man durch die mühseligen Stadien der Vorbereitung und durch die ersten Jahre eines nie recht gesicherten Fortbestehens die von den beiden Freunden ins Dasein gerufene erste Zeitschrift, die aller mit Ernst betriebenen Forschung auf dem Gebiete romanischer und englischer Litteratur ein Sammelpunkt werden sollte. Auswärtige Leser seien darauf aufmerksam gemacht, daſs Eberts Äuſserung (S. 122), in Preuſsen werde eine der jedesmaligen Regierung entsprechende Gesinnung und Weltanschauung, zumal bei den Männern der Wissenschaft, gefordert, im Jahre 1856 gethan ist und nicht ohne weiteres für jede frühere oder spätere Zeit gilt.[1]

Berlin. **Adolf Tobler.**

Rudolf Tobler, Die Altprovenzalische Version der Disticha Catonis. Straſsburger Dr.-Diss. Berlin, Ebering, 1897. 105 S. 8.

Im Jahre 1896 gab Paul Meyer in der Romania Bruchstücke heraus, die einer Provenzalischen Übersetzung der sogenannten Disticha Dionysii Catonis angehörten. Fast zur selben Zeit tauchte in Berlin ein längeres Bruchstück desselben Werkes, jedoch aus einer anderen Handschrift, auf. Rudolf Tobler hat in der vorliegenden Schrift das Berliner Bruchstück herausgegeben und auch die von Meyer veröffentlichten kürzeren Bruchstücke nochmals abgedruckt. Da der junge Herausgeber der Schwierigkeiten, von denen der Text geradezu wimmelt, in löblichster Weise Herr geworden ist, darf seine Ausgabe sehr verdienstlich genannt werden. Wenn die an die Spitze gestellte grammatische Untersuchung nicht viel ergeben hat, so ist dafür nicht der Heraugeber, sondern der verwahrloste Zustand des überlieferten Textes verantwortlich zu machen. Die exegetischen und kritischen Anmerkungen, die dem Texte folgen, sehen den Schwierigkeiten offen ins Gesicht. Ein Kenner wie Emil Levy, der die Ausgabe im Litteraturblatt für Germ. u. Rom. Philologie 1898, S. 290 ausführlich besprochen hat, hat sichere Besserungen nur zu wenigen Stellen vorgebracht, zu den meisten lediglich Bedenken geäuſsert oder Fragen aufgeworfen.

Auch die Nachlese, die ich hier vornehme, ergiebt nur Geringfügiges und oft Unsicheres.

M 15 Vielleicht *ja non par avareza*. Das Präsens neben dem Futurum steht auch 20. 21.

---

[1] Ein paar Druckfehler in Eigennamen können stören, so Conrad Hoffmann, Micheland; auch von *multa* S. 128 statt *non multa*.

20 Für *so* ist besser *s'o* zu schreiben, da das reflexive *tener* wiederholt (54. 64) vorkommt.

34 Das disjunctive *o* ist um so weniger am Platze, als das Lateinische *vel* im Mittelalter als synonym mit *et* galt. Also: *que es.*

133 Für *te lais*, das wohl 2. Sg. Subj. sein soll, würde ich lieber *t'aujas* vermuten.

138 In *mal'annanza* sollte kein Apostroph stehen. Der Gegensatz ist *benannanza*. Es sind Ableitungen von *mal annar*, *ben annar*, und einfaches *annanza* existiert wohl gar nicht.

T 15 Vielleicht *cum on non es preons. cum* steht öfter für *cant* und für *que*, vgl. R. Toblers Anm. zu 484.

59 *ome* lat. hominem kann nicht apostrophiert werden. Es ist zu lesen: *Omen onra e ten car.*

107 *nofezel* ist besser in ein Wort zu schreiben.

110 Vielleicht besser *car nos saubron garar.*

117 Hier würde ich ändern in *L'un e l'autre fai tort* (Subjekt *enveja*).

151 f. Diese Stelle fasse ich anders als Levy auf. Ich schlage vor zu lesen: *Deus ditz en un sermon, qui no fara perdon a cel qe no fenis lo mal qe om d'el dis, los autres tortz qu'el a qe noil perdonara. qui* steht für 'wenn einer', und Subjekt zu *perdonara* ist Gott.

195 *nes* darf wohl in *non* geändert werden.

197 *car ambedui* läge paläographisch eben so nahe.

218 Ich würde vorziehen *Mais sol te eis quil beus.*

238 Für *qe zo* ist wohl *de zo* zu schreiben.

346 *s'aizo t'es a soan]* für *t'es* ist wohl *tes* lat. tenes zu setzen.

353—354 lauten im Text *Boca parl'e t'afronta zo quel cors vol, el conta* (Hs. *vol cmta*). Besser würde mir scheinen: *Boca parler' afronta zo quel cors vol a onta.* Dieses *onta* für *anta* ist im Provenzalischen immer noch gewöhnlicher als *conta* für *comta.*

378 Ich würde hinter 377 Fragezeichen setzen und dann die Lesart der Handschrift beibehalten: *e no sabras de cui* 'und du wirst nicht wissen über wen (Macht zu üben ist)'. Das gesprochene Wort wird weiter getragen, wer weiſs zu wem. Kannst du deinen eigenen Mund nicht beherrschen, wie wirst du einen fremden beherrschen können? Und du weiſst nicht einmal, um welchen es sich handelt!

389—390 Hier dürfte etwas gestanden haben wie *L'aig' a major falsexa on a mens rabinexa.*

503 *len* bedarf für mich der Erklärung.[1]

512 *lo acoil* halte ich für unmöglich. Besser *que* oder *com om l'acoil* (wie 578).

524 b Besser *coma·t* als *comen·t.*

585 Die Variante zu diesem Vers ist keine.[2]

Hinter 589 und 617 ist Komma zu setzen.

---

[1] Es wird adverbial im Sinne von 'langsam' zu verstehen sein. R. Tobler.

[2] Der Text ist verdruckt, es soll *grantz mals* gelesen werden. R. T.

628 Ich würde vorziehen: *mostr'aqui ascriptura.*
648 für *sapias* sollte *sapjas* stehen.
650 Wohl besser *mal estia.*
659 Wohl besser *feniera* (d. h. *fenhera*).

Gegen Levy bemerke ich, dafs *mel* (Honig) die korrekte provenzalische Form ist (nicht *miel*), und dafs *nes* 245 (für nec ipsum) in einem Text nicht zu beanstanden ist, der *es* für ipsum kennt.

Halle a. S. Hermann Suchier.

Neue Zeitschriften.

1. Unter dem Titel *Studi glottologici italiani* hat Giacomo de Gregorio eine neue Zeitschrift bei Ermanno Loescher in Turin erscheinen zu lassen begonnen, deren erster Band (1899; 244 Seiten, 10 lire) zum weitaus gröfsten Teile von dem durch Arbeiten über sizilianische Mundarten und durch einen Abrifs der *Glottologia* (Manuali Hoepli, 1896) bekannten Herausgeber selbst herrührt. In den, 170 Seiten einnehmenden *Contributi alla etimologia e lessicografia romanza con ispeciale considerazione ai vernacoli siciliani* giebt der Verfasser in mehr als sechshundert kleinen Kapiteln allerlei Nachträge und Bedenken zur Kenntnis, zu denen ihm Körtings Wörterbuch Anlafs geboten hat. Wenn er namentlich oft gegen die Annahme germanischer Herkunft für romanische Wörter sich sträubt, so wird ihm jeder gern zugeben, dafs in erster Linie im alteinheimischen Wortvorrat nach den Ursprüngen derselben zu suchen ist. Eine grofse Zahl germanischer Eindringlinge aber ist unerschütterlich festgestellt, und andere romanische Wörter, deren Identität mit germanischen blofs in hohem Grade wahrscheinlich ist, wird man besser thun, für das Latein so lange nicht in Anspruch zu nehmen, als man, um es zu rechtfertigen, zu so unerhörten Sprüngen im Sinneswandel, zu so seltsamen Vorgängen in der lautlichen Entwickelung, zu so erstaunlichen Abnormitäten der Wortbildung Zuflucht zu nehmen genötigt ist, wie sie hier oftmals glaublich gemacht werden sollen. Auseinandersetzungen, wie man sie über das bekanntlich erst sehr spät erscheinende it. *orda*, frz. *'horde* oder über *tovaglia* hier zu lesen bekommt (um nur diese zwei anzuführen), wird niemand ohne Staunen lesen. Unter dem, was der Verfasser aus seiner Kenntnis der Mundarten der heimatlichen Insel beibringt, mag viel Beachtenswertes sich finden. — R. Sabbadini hat Beiträge zur Kunde der Ortsnamen von Elba beigesteuert, La Via eine gedrängte Übersicht des Vokalismus der gallo-italischen Mundart von Nicosia (Sizilien), womit er sich den schon ziemlich zahlreichen Bearbeitern der aus dem Norden nach Sizilien verpflanzten Idiome anschliefst, M. Niedermann zwei kleine Recensionen. Am Schlusse kommt der Herausgeber selbst nochmals zum Worte und bespricht die von Ascoli in seinem Archivio XIV, 453 behandelte Konstruktion *va a chiáma* (im Sinne von *va a chiamare*), nicht ohne Bedenken gegen Ascolis Annahme zu äufsern, dafs in dem *a* das lateinische *ac* fortlebe.

2. Schon im dritten Jahre des Daseins steht das Schweizerische Archiv für Volkskunde, Vierteljahrschrift unter Mitwirkung des Vorstandes (der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde) herausgegeben von Ed. Hoffmann-Krayer, Zürich, Druck von E. Cotti. (Der Umfang des Jahrgangs ist auf 20 Bogen festgesetzt. Der Abonnementspreis beträgt für Mitglieder 4 Fr., für Nichtmitglieder 8 Fr.; für das Ausland kommt der Portozuschlag hinzu.) Was dieser Zeitschrift unter den nicht wenigen, welche ähnlichen Bestrebungen dienen, ihre Besonderheit giebt, ist das geographische Gebiet, auf dem vorzugsweise sie Kundgebungen des Volksgeistes aus alter Zeit und aus der Gegenwart sammelt; und damit hängt zusammen, dafs verschiedene Sprachen der Mitarbeiter und der Dokumente nebeneinander zu Gehör kommen; soweit es sich um Mundarten handelt, mit den nötigen Erläuterungen versehen. Mit Wohlgefallen sieht man aus den Jahresberichten der Gesellschaft, welch lebendiger Teilnahme sie bei den Landsleuten schon jetzt begegnet ist, und aus den Mitteilungen selbst, wie viele schon mit Verständnis auf die Dinge achten, die es hier zu bergen und zu deuten gilt. Da die Sammelarbeit nicht von lauter Fachmännern vollzogen werden kann noch soll, liegt die Gefahr nahe, dafs auch minder Beachtenswertes und oftmals dasselbe herbeigetragen werde. Eine trefflich unterrichtete und arbeitsfrohe Redaktion legt aber schonend überall mit Hand an, weist auch auf die Stellen hin, wo Gleichartiges zu finden, wo Erklärung des Seltsamen zu holen sei, und hat für diesen Teil ihrer Bemühungen auch kundige Helfer zur Seite. Möge der Unternehmung, die fortwährend auf das herrliche Idiotikon zu verweisen Anlafs hat, andererseits auch diesem eine schätzbare neue Quelle werden kann, erfreuliches Gedeihen beschieden sein.

3. Der Neuphilologische Verein in Helsingfors, der in den beiden 1893 und 1897 erschienenen Bänden seiner *Mémoires* schon so schöne Früchte eifriger, verständiger und vielseitiger Thätigkeit vorzulegen vermocht hat, läfst unter dem Titel 'Neuphilologische Mitteilungen' nunmehr achtmal jährlich je acht Seiten ans Licht treten, die unter der Leitung des unermüdlichen und überall bewanderten Prof. Söderhjelm neuere Litteratur zur Philologie der lebenden Sprachen den finnischen Fachgenossen zur Kenntnis bringen, daneben aber auch kleinere Aufsätze über Gegenstände des bezeichneten Gebietes und über den Betrieb der bezüglichen Studien veröffentlichen. Mit Nutzen wird man auch aufserhalb Finnlands von diesen Mitteilungen Kenntnis nehmen und mit Sympathie die Bestrebungen der wackeren und tüchtigen Arbeitsgenossen begleiten, denen praktische Unterrichtserfolge zu erreichen und daneben das Wünschenswerte für ihre eigene wissenschaftliche Fortbildung zu thun vorderhand nichts weniger als leicht gemacht ist. Schon dafs es sich um gleichzeitige Pflege sechs lebender Sprachen handelt, verlangt ein Aufgebot ungewöhnlicher Kraft und die Ausbildung ganz besonderer Unterrichtskunst. Die Sprache der 'Mitteilungen' ist vorzugsweise die deutsche; doch kommt auch das Französische oft zur Anwendung.

Berlin. Adolf Tobler.

Nachtrag zu Archiv CII, 365.

Die von W. Foerster in seiner gegen Ende 1899 erschienenen Ausgabe des Karrenritters S. 474 (5475) erhobene Beschwerde, dafs seinem (in der That sehr verdienstlichen) Exkurse zú Erec 1449 über die endungsbetonten 3. plur. seitens anderer mit dem Gegenstand beschäftigt gewesener Autoren die schuldige Beachtung versagt worden sei, richtet sich mit besonderer Schärfe gegen das angeblich von mir im Rom. Jahresbericht IV, I 220 beobachtete Verhalten. Der Wortlaut Foersters läfst sich leicht dahin auslegen, als hätte ich eine mir bekannte Thatsache, der im gegebenen Falle hätte Erwähnung geschehen müssen, mit Bedacht verschwiegen. Nun ist gerade das Gegenteil der Fall. In der meiner Bemerkung, dafs Chrestiens *féissiant, alessiant* Söderhjelm entgangen seien, hinzugefügten Fufsnote 226 habe ich mit den Worten 'Dazu Foerster, Erec S. 308 ff.' in aller wünschenswerten Klarheit auf den angezogenen Exkurs hingewiesen. Mit diesem Sachverhalt hätte sich auch Dr. Leo Wiese, dem Foersters Bemerkung im Karrenritter und damit auch das Vorhandensein meiner im Rom. Jahresber. abgedruckten Beiträge zur Frage wohl bekannt geworden sind, vertraut machen sollen, ehe er die Anmerkung zu S. 181 seiner in Bonn preisgekrönten Schrift über die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor (Halle, Niemeyer, 1900) der Öffentlichkeit übergab. Wenn hier die wissentliche Unterdrückung der 'Erec-Anmerkung' gewifs gegen Foersters Meinung sämtlichen Beteiligten zur Last gelegt wird, so läfst mir Wiese andererseits die zarte Rücksicht angedeihen, bei der Anführung des im Archiv CII, 365 f. stehenden Referates über meinen die gleiche Materie betreffenden Vortrag meinen Namen in diesem peinlichen Zusammenhang ungenannt zu lassen. Übrigens hat auch der ebenfalls inkriminierte Söderhjelm, wie ich nachträglich bemerkte, bereits in seiner ersten Ausgabe von Pean Gatineau, Leben und Wunderthaten des heiligen Martin, Tübingen 1896, S. 304 Gelegenheit genommen, der Anmerkung zu Erec 1449 zu gedenken, und nicht anders verfährt D. Behrens in seiner im Frühjahr 1899 erschienenen 4. Auflage von Schwans Grammatik des Altfranzös. S. 245 (zu S. 187 Anm.).

Berlin. A. Risop.

Berichtigungen zu Band CIII.

S. 269, Z. 1 ist nach *ousel* einzufügen: in der diphthongischen Aussprache des 18. Jahrhunderts, Ellis IV, 1079.

S. 270, Z. 8 v. u. ist statt *violet* zu lesen: *violent.*

K. Luick.

Verzeichnis

der vom 11. Dezember 1899 bis zum 5. März 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. Vol. XX, 3, whole no. 79. July—Sept. 1899 [C. E. Bishop, The Greek vowel in -teo, pt. III. — F. A. Wood, Semasiological possibilities. — R. B. Steele, Services and the scholia of Daniel. — S. B. Platner, The mss. of the letters of Cicero. — W. Warren, The structure of Dionysii Halicarnassensis epist. II ad Ammæum. — Reviews etc.].

Lamprecht, H., Die kulturhistorische Methode. Berlin, Gaertner, 1900. 46 S.

Gayley, C. M., and Scott, F. N., An introduction to the methods and materials of literary criticism, the bases in æsthetics and poetics. Boston, Ginn, 1899. VII, 587 S.

Pädagogische Monatshefte. Pedagogical monthly. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Organ des nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerbundes. Redacteur: M. Griebsch. Leiter der Abt. für höheres Schulwesen: M. D. Learned. Jahrg. I, Heft 1 (Dez. 1899, 64 S.) und 2 (Jan. 1900, 48 S.). Milwaukee, The Herold Co. (Jährlich Doll. 1 für 10 Hefte.)

Schröder, Dr. Heinrich, Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1900. 71 S. 8. [Beachtenswerter Nachtrag zu der im Archiv CIII, 408 kurz besprochenen Streitschrift. Dort ist übrigens von den 'zu bessern Befähigten' die Rede, nicht, wie hier abgedruckt ist, 'zu besserm', was nicht ganz dasselbe besagt.]

Ritter, B., Der deutsche Lehrplan der höheren Mädchenschule (Sonderabdruck aus der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 13. Jahrgang, S. 813 ff.). Leipzig, Teubner, 1900. 17 S.

Modern language notes. Vol. XIV (Dec. 1899), no. 8 [H. A. Rennert, Gregorio Silvestre and his Residencia de Amor. — G. Hempl, The semasiology of ἐπίσταμαι, verstehen, understand, unterstehen, gestehen, unternehmen, undertake etc. — J. Goebel, Zu Goethes 150. Geburtstag. — R. M. Alden, The time element in English verse. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VII, 7. 8 [G. Wendt, Neue Bahnen im neusprachlichen Unterricht. Ph. Aronstein,

Samuel Pepys und seine Zeit (III). H. Hoffmann, Die schlesische Mundart (II). R. J. Lloyd, The acoustic analysis of the spirate fricative consonants. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Popular studies in mythology, romance, and folklore. 16mo, stiff wrapper. Each, net 6 d. London, David Nutt.

1) Nutt, A., Celtic and mediæval romance. 32 S.
2) Hartland, E. S., Folklore: What is it, und What is the good of it. 48 S.
3) Nutt, A., Ossian and the Ossianic literature. 61 S.
4) Weston, Jessie L., King Arthur and his knights. 40 S.

Paris, Gaston, Les danseurs maudits, légende allemande du XI[e] siècle. Paris, Bouillon, 1900. 17 S. 4 (Extrait du Journal des savants, décembre 1899). [Im Anschluſs an E. Schröders Arbeit 'Die Tänzer von Kölbigk' in der Zeitschr. f. Kirchengeschichte.]

Paris, Gaston, Le roman du Comte de Toulouse. Paris, Bouillon, 1900. 32 S. 8 (Extrait des Annales du Midi, t. XII). Erweiterter Abdruck einer am 8. April 1899 in Toulouse am Schlusse des Kongresses der gelehrten Gesellschaften gehaltenen Vorlesung. [Im Anschluſs an G. Lüdtke, The Erl of Tolous, Berlin 1881, zu welcher trefflichen Arbeit beachtenswerte Einzelheiten hinzugefügt werden.]

Americana Germanica. Vol. III, no. 2 [F. H. Wilkens, Early influence of German literature in America. — E. A. Miller, Wordsworth and Wilhelm Müller. — A. Gerber, Additional remarks on the evolution of the classical Walpurgis-Night and the scene in Hades. — M. D. Learned, Professor G. A. Hench: in memoriam].

Ibsen, H., Sämtliche Werke in deutscher Sprache. IX. Bd. Berlin, S. Fischer, 1900. XLVII, 250 S. M. 4 (Subskr.-Preis M. 3,50).

Zeitschrift für neuhochdeutsche Mundarten, herausgeg. von O. Heilig und Ph. Lenz. Jahrg. I, Heft 1. 2. Heidelberg, Winter, 1900. 110 S.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. XL. Heft (Band IV. Bogen 90—99). Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1899. 4.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. III, 4 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. E. Hoffmann-Krayer, Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen IV. G. Sütterlin, Gebräuche im Birseck II. B. Reber, Sagen aus dem Saasthal in Wallis. Register].

Thüringer Sagenschatz und historische Erzählungen herausgeg. von C. König. Bd. I, Heft 1: Friedrichsroda und Umgebung. 3. Auflage. Leipzig, Franke. 50 S. M. 1.

Südhannoversches Sagenbuch herausgeg. von R. Eckart. Heft 1: Harzgegend. Leipzig, Franke. 64 S. M. 1.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen im Auftrag des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von R. Wossidlo. Bd. II: Die Tiere im Munde des Volkes. 1. Teil. Wismar, Hinstorff, 1899. XIII, 504 S.

Gusinde, K., Neidhart mit dem Veilchen (Germanistische Abhandlungen, XVII. Heft). Breslau, Marcus, 1899. VI, 242 S. M. 9.

Witkowski, G., Goethe (Dichter und Darsteller, I. Bd.). Leipzig, Berlin u. Wien, Seemann, 1899. 270 S. M. 4.

Platen, A. Graf von, Ausgewählte Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Attensperger (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher f. d. deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 128 S. 12. Geb. M. 0,80.

Runeberg, Johan Ludwig, Fähnrich Stahls Erzählungen, eine Sammlung Gesänge, deutsch von Wolrad Eigenbrodt. Halle a. S., Niemeyer, 1900. XXXV, 218 S. 8.

Anglia. Band XXII, Heft 4. Dezbr. 1899 [W. Ewig, Shakespeare's 'Lucrece', eine litterarhistorische Untersuchung, III. — G. Binz, Londoner Theater und Schauspiele im Jahre 1599. — E. W. Bowen, The development of long u in accented syllables in modern English. — E. Einenkel, Das Indefinitum, IV. — O. F. Emerson, The text of Johnson's Rasselas. — E. Flügel, Chaucers kleinere Gedichte: I. Liste der Hss.].

Anglia, Beiblatt. X. Bd., Nr. 7, 8, 9. Nov. 1899 — Jan. 1900.

Grieb, Chr. Fr., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. von A. Schröer. Lief. 29, S. 1—96. Lief. 31, S. 177—272. Stuttgart, Neff. à M. 0,50.

Knobbe, A., Le bone Florence of Rome. 2. Abt.: Untersuchung des Denkmals. Marburg, Elwert, 1899. 59 S.

Churchill, G. B., Richard the third up to Shakespeare (Palæstra X). Berlin, Mayer & Müller, 1900. XIII, 548 S. M. 16.

The Spenser anthology. — The Pope anthology. — The Dryden anthology. Ed. by E. Arber. London, Frowde, 1899. 3 Bde. à 312 S. und 2 sh. 6 d.

Fotheringham, J., Wordsworth's 'Prelude' as a study of education. London, Marshall, 1899. 73 S. 12.

Christoph, F., Über den Einfluſs Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas de Quincey. Progr. des Gymn. in Hof. 1899. 36 S.

Fotheringham, J., Studies of the mind and art of Robert Browning. 3. ed. London, Marshall, 1898. XIX, 576 S.

Ruskin, John, Aphorismen zur Lebensweisheit. Eine Gedankenlese aus den Werken des J. R. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von J. Feis. Straſsburg, Heitz, 1900. 180 S. Geb. M. 2,50.

Tauchnitz edition. Leipzig, Tauchnitz. à M. 1,60.

vol. 3396. Hewlett, M., Little novels of Italy.
„ 3397. Braddon, M. E., His darling sin.
„ 3398. Harte, Bret, Mr. Jack Hamlin's mediation, etc.
„ 3399. Marshall, Emma, The parson's daughter.
„ 3400/1. Crawford, F. Marion, Via crucis.
„ 3402. Gerard, Dorothea, One year.
„ 3403/4. Cholmondeley, Mary, Red pottage.
„ 3405. Payn, James, The backwater of life.
„ 3406. Q., The ship of stars.
„ 3407. Ouida, The waters of Edera.
„ 3408. Betham-Edwards, M., Anglo-French reminiscences 1875—1899.

Greater Britain, India — Canada — Australia — Africa — The West Indies, ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von J. Klapperich. Mit 1 Karte und 4 Kartenskizzen (Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Abt. II: Engl. Schriften. 37. Bändchen). Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 142 S.

Alcott, L. M., Little men, life at Plumfield with Jo's boys. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Mohrbutter (Freytags Sammlung frz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag.

I. Teil: Einleitung u. Text. II. Teil: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. VII, 228 S. Geb. M. 1,60.

Tendering, F., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe C. Erweiterte Bearbeitung des kurzgefafsten Lehrbuchs. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 269 S.

Tendering, F., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. B. Neue Bearbeitung des kurzgefafsten Lehrbuchs. Berlin, Gaertner, 1900. V, 189 S.

Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. 3. verb. Aufl. Trier, Lintz, 1900. VII, 163 S. M. 1,35.

Revue des langues romanes. XLII, 5—6 [A. Vidal, Les statuts et les coutumes de la commanderie de Saint-André de Gaillac. J. Anglade, Notice sur un livre de comptes de l'église de Fournes. F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie. Chronique]. 7—8 [J. Ulrich, La traduction du Nouveau Testament en haut-engadinois par Bifrun. E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). L.-G. Pélissier, Quelques lettres ducales de Louis XII. Bibliographie].

Schuchardt, Hugo, Romanische Etymologieen II (Sitzungsberichte der Kais. Akademie d. Wiss. in Wien. Philos.-histor. Classe, Bd. CXLI). Wien, Gerold, 1899. 222 S. 8.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Lehrer an der Höheren Handelsschule und Privatdocent an der Techn. Hochschule in Stuttgart, Ein Problem der romanischen Wortforschung. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, o. J. (am Schlufs datiert der Verfasser: im Dezember 1899). 40 S. 8. M. 1,20.

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIII, 4 [L. Vernier, L'accentuation binaire et l'analogie phonétique dans la langue française. Blanchardon, Le verbe dans le patois de Saint-Haon-le-Chatel (Loire)].

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. I. Französische Schriften. Berlin, Gaertner, 1900. 8.

39. Camille Flammarion. Lectures choisies. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Oberlehrer Dr. W. Elsässer. Mit dem Bildnis Flammarions. (Ein Wörterbuch ist gesondert erschienen.) VIII, 129 S.

40. Conteurs contemporains. Neue Erzählungen von André Theuriet, Anatole France, Pierre Loti, Victorien Sardou, Émile Zola. Für die Schule ausgewählt, bearbeitet und erklärt von Dr. J. Hengesbach, Oberlehrer. Mit 1 Plan. (Ein Wörterbuch zu diesem Bande ist gesondert erschienen.) XII, 136 S.

Pitt Press Series. Cambridge, At the University Press (London, C. J. Clay and Sons), 1899. 8.

Athalie. Tragédie par Jean Racine. Edited with introduction, notes and index by H. W. Eve, M. A. XXXVI, 155 S. 2 sh.

Remi en Angleterre, a selection from 'Sans famille' by Hector Malot. Edited with introduction, notes and vocabulary by Margaret de G. Verrall. XI, 207 S. 2 sh.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8.

Alphonse Daudet. Le petit chose. Für d. Schulgebr. herausgeg. von Dr. G. Balke, Oberlehrer am Kgl. Gymn. zu Rogasen. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit einem Titelbild. XXII, 191 S. Beide Teile geb. M. 1,50.

Vising, Johan, Franska Språket i England. (Angefügt an die Ein-

ladung des Rektors der Hochschule von Göteborg zur Antrittsvorlesung des Prof. Lidén.) Göteborg, 1900. 33 S. 8.

Östberg, H. O., Les voyelles vélaires accentuées, la diphtongue *au* et la désinence *-avus* dans quelques noms de lieux de la France du nord. Upsala, 1899, imprimerie Almqvist & Wiksell. 100 S. 8.

Boerner, Dr. Otto, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz zu Dresden, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen. IV. Teil. 1. Abteilung. Neubearbeitung (Abschlufs der Formenlehre). Mit einem Hölzelschen Vollbild und einer französischen Münztafel. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig, Teubner, 1900.

Ott, André G., Étude sur les couleurs en vieux français. Thèse présentée à la Faculté de philosophie de Zurich pour l'obtention du grade de docteur. Paris, Bouillon, 1899. XII, 186 S. 8. frcs. 7.

Hatzfeld, A., Darmesteter, A., Thomas, A., Dictionnaire général de la langue française. 27me fascicule. Paris, Delagrave, 1900. S. 2065—2144. gr. 8 (soulier — théâtral). [Das ganze Werk wird, den Traktat über die Bildung der Sprache einbegriffen, etwa 32 Lieferungen umfassen und kostet für Subskribenten 30 Frcs.]

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 15. u. 16. Lief. [gambriade — illumination]. Leipzig, Renger, 1899.

Plattner, Ph., Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung, mit phonetischer Bezeichnung der Aussprache. Karlsruhe, Bielefeld, 1900. 147 S. 8. [Erstes Heft der Ergänzungen zu des Verfassers Ausführlicher Grammatik der französischen Sprache.]

Rauschmaier, Dr. Anton, Kgl. Gymnasiallehrer, Französisches Vokabularium auf etymologischer Grundlage mit einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt von Dr. Georg Buchner, Kgl. Reallehrer. München, Oldenbourg, 1900. VI, 110 S. 8.

Kron, Dr. R., Oberlehrer, Le petit Parisien, ein Fortbildungsmittel und Lesestoff ..., siebente, verbesserte Auflage. Mit einem Plan von Paris. Karlsruhe i. B., Bielefeld, 1900. VIII, 200 S. 8. Geb. M. 2,40. [Über die 2. Auflage von 1896 s. Archiv XCVII, 451.]

Kron, Dr. R., Oberlehrer, En France. Französischer Lese- und Unterhaltungsstoff ... In Anlehnung an den Petit Parisien für die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts. Mit einem Plan von Paris. Karlsruhe i. B., Bielefeld, 1900. IV, 186 S. 8. Geb. M. 2,40.

Herbert, Fernand, Anecdotes. Recueil de morceaux choisis. Giefsen, Roth, 1900. XIV, 244 S. 8. M. 2.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. Zweite verbesserte Auflage. V. L'automne. VII. L'hiver. (Jedes Heft 16 Seiten.) Leipzig u. Wien, Gerhard, 1900. Zu M. 0,30, mit Bild M. 0,45.

Herbert, Fernand, L'habitation. Leçon de conversation française d'après le tableau de Hölzel. Giefsen, Roth, 1900. 72 S. gr. 8. M. 0,80.

Meyer, Paul, Notice sur trois légendiers français attribués à Jean Belet. Tiré des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques, tome XXXVI. Paris, Klincksieck, 1899. 78 S. 4.

Abraham, Franz, Über Quellen und Mundart des delphinatischen Mysteriums: Istoria Petri et Pauli. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde aus Halle. Halle, Druck von E. Karras, 1899. 66 S. 8 und 3 Tafeln in Lichtdruck.

Smith, Justin H., professor of modern history in Dartmouth College, The troubadours at home, their lives and personalities, their songs and their world. 178 illustrations. New York and London, Putnam's sons, 1899. 2 Bände. XXX, 493; IV, 496 S. 8.

Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti herausgegeben von Dr. Karl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, Siegismund, 1899. VII, 425 S. 8. M. 12.

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, edizione curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati. Milano, Hoepli, 1900 (fasc. 27—36, pag. 577—715. Schlufs).

Mussafia, Adolfo, Dei codici vaticani latini 3195 e 3196 delle rime del Petrarca, studio (Denkschriften der K. Akademie der Wiss. in Wien, philos.-hist. Classe, Bd. XLVI). Wien, Gerold's Sohn, 1899. 30 S. 4.

Bartoli, Dr. Matteo, Über eine Studienreise zur Erforschung des Altromanischen Dalmatiens. (Vorläufige Berichte der Balkan-Commission. Aus dem Anzeiger der philos.-hist. Classe der K. Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 29. Nov., Jahrg. 1899, Nr. XXV separat abgedruckt.) S. 71—91. 8.

von Reinhardstöttner, Carl, Vocabolario sistematico e guida della conversazione italiana. Methodische Anleitung zum Italienischsprechen nach Dr. Karl Plœtz 'Vocabulaire systematique'. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Professor Romeo Lovera, Docent an der Handelshochschule in Venedig, vorher in Leipzig. Berlin, Herbig, 1900. VII, 323 S. 8.

Moschetti, Andrea, Le arti e la letteratura, prelezione ad un corso libero di letteratura italiana nella Università di Padova. Padova, Tipografia fratelli Gallina 'all'Università', 1900. 44 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 102 [V. Cian, Un codice ignoto di rime volgari appartenuto a B. Castiglione. Introduzione e tavola. — Varietà: I. Sanesi, Il toscaneggiamento della poesia siciliana. G. Biscaro, Sordello e lo Statuto Trivigiano 'De his qui jurant mulieres in abscondito'. G. Arias, Nuovi documenti su Gio. Villani. — Rassegna bibliografica: G. Antonini e L. Cognetti De Martiis, Vittorio Alfieri; P. Rossi, Genio e degenerazione in Mazzini; P. Bellezza, Genio e follia in Al. Manzoni; M. L. Patrizi, Nell'estetica e nella scienza (R. Renier). V. Vivaldi, Storia delle controversie intorno alla nostra lingua (F. Foffano). C. Leggiardi-Laura, Il delinquente nei 'Promessi Sposi' (P. Bellezza). F. De Sanctis, Scritti varî inediti o rari ed. da B. Croce (E. Bertana). — Bollettino bibliografio. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca]. Fasc. 103 [F. Fabbrini, Indagini sul Polifilo. D. Perrero, Le due prime Filippiche sono opera di A. Tassoni. V. Cian, Un codice ignoto di rime volgari appartenuto a B. Castiglione. — Rassegna bibliografica: R. Garnett, A history of italian literature (A. Galletti). N. Machiavelli, Il principe, testo critico a cura di G. Lisio (V. Cian). M. Landau, Geschichte der ital. Litteratur im 18. Jahrhundert (T. Concari). — Bollettino. Annunzi analitici ecc.].

Novati, Francesco, Indagini e postille dantesche. Serie prima. [Se Dante abbia mai pubblicamente insegnato — *Pascua pieriis demum resonabat avenis* — La suprema aspirazione di Dante — Come Manfredi s'è salvato — La 'Squilla di lontano' è quella dell'*Ave Maria*? — 'La vipera che'l melanese accampa'. — Appendice: A. Lattes, La campana serale nei secoli XIII e XIV secondo gli statuti delle città italiane.] Bologna, Zanichelli, 1899. 177 S. 8. l. 3 [Biblioteca storico-critica della letteratura dantesca diretta da G. L. Passerini e da P. Papa. Fascic. 9—10].

Perroni-Grande, L., Un astronomo dantofilo del cinquecento.

Appunti per la storia della varia fortuna di Dante (Estratto dalla Rivista abruzzese di Scienze, Lettere ed Arti. Anno XV, fasc. I—II). Teramo, 1900. S. 46—51. 8. [Benedetto Maggiorino, der in einer 1537 in Venedig bei F. Marcolini aus Forlì gedruckten Schrift über die Kalenderfrage sich mehrfach auf Dante beruft.]

Flamini, Prof. Francesco, Girolamo Ramusio (1450—1486) e i suoi versi latini e volgari. Padova, 1900 (Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti di Padova ed inserita nel vol. XVI, disp. I degli Atti e memorie). 41 S. 8.

Farinelli, Arturo, Sulle ricerche ispano-italiane di Benedetto Croce (Estratto dalla Rassegna bibliografica della letteratura italiana, Anno VII, 1899, fasc. 11—12). Pisa 1900. S. 261—292. (Über verschiedene, in den Schriften der Accademia Pontaniana in Neapel 1898 erschienene Aufsätze Croces.)

Maddalena, E., Goldoni e Favart, Venezia MDCCCXCIX (Estratto dall'Ateneo veneto, Anno XXII, vol. I, 1899). 32 S. 8.

Maddalena, E., Figurine goldoniane (Capitan Fracassa). Zara, 1899 (Estratto dalla Rivista dalmatica). 17 S. 8.

Maddalena, E., La 'Serva amorosa' del Goldoni (Estratto dalla Rivista dalmatica I, 5, Zara 1900). 16 S. 8.

Jovellanos, La satire contre la mauvaise éducation de la noblesse (1787), publiée et annotée par Afred Morel-Fatio, directeur adjoint à l'École pratique des hautes études. Bordeaux, Feret et fils; Paris, Fontemoing, 1899 (Bibliothèque des universités du Midi, fasc. III; Supplément au Bulletin hispanique de 1899). 48 S. 8.

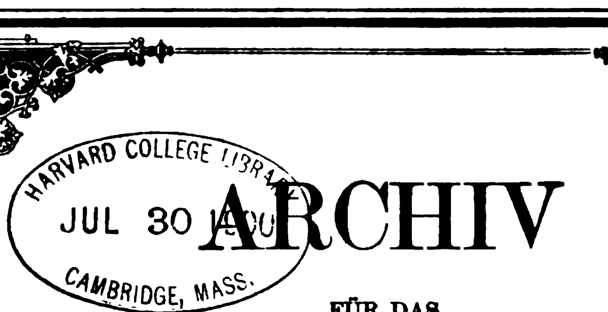
Stromer, Th., Neues deutsch-spanisches Wörterbuch auf Grund des Wörterbuches der Königlich spanischen Akademie. Berlin, Herbig, 1900. XI, 812 S. kl. 8. M. 6 (geb. M. 7,50).

Echeverria i Reyes, Anibal, Voces usadas en Chile. Santiago, Imprenta Elzeviriana, 1900. XXII, 246 S. 8.

Stein, Dr. Leopold, Untersuchungen über die 'Proverbios morales' von Santob de Carrion mit besonderem Hinweis auf die Quellen und Parallelen. Berlin, Mayer & Müller, 1900. 109 S. 8.

Pipping, Dr. Hugo, Zur Phonetik der finnischen Sprache. Untersuchungen mit Hensen's Sprachzeichner. Helsingfors, Société finno-ougrienne, 1899. (Mémoires de la Société finno-ougrienne XIV.) 236 S. 8, 1 Tafel.

Beilagen:



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CIV. BAND, DER NEUEN SERIE IV. BAND,
3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalt.

CIV. Band, der neuen Serie IV. Band,

3. u. 4. Heft.

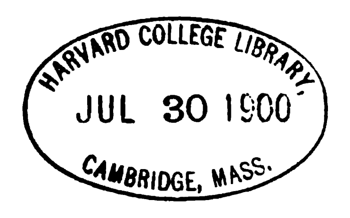
Schlufs der Redaktion 1. Juni 1900.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Goethes Pandora.

II.

In Epimetheus haben wir das alte, wohlbekannte Bild der weichen, sensitiven Poetennatur, aber mit neuen Zügen ausgestattet. Dieses von Goethes Wesen abgelöste Menschenbild, das durch seine ganze Poesie hindurchgeht, ist nun — wie der Dichter selbst — alt geworden. Gleich die Eingangsverse schildern den alten Mann, der nächtlich wachend umherschleicht. Trübes Sinnen, ein schwerer Druck lasten auf seiner Seele. Er sieht das Gegenwärtige nicht und mag es auch nicht sehen. 'Besser blieb es immer Nacht.' Ihm ward zu Wirklichkeiten, was entschwand. Pandora ist einst auf kurze Zeit zu ihm herniedergestiegen, Schönheit und Glück und aller Gaben Fülle mit sich bringend, und nun klingt in ihm nur noch der eine Ton der Sehnsucht, des schmerzlichen Entbehrens, traurig-süfsen Erinnerns. Dafs hier Goethes eigene Seele klagt, hört jeder, der zu hören vermag. Und Goethe sagt es selbst, so offen, wie mit der Würde vereinbar ist. 'Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.' Was entbehrt er? Zunächst doch wohl Jugend, Fülle und Glück der Jugend. In den Visionen eines vollkommenen Glücks, die wir an uns vorüberziehen liefsen, erscheint immer wieder die Verjüngung als ein Teil des poetischen Traums, seine eigene Verjüngung und die der Geliebten. In Amor ist es Frau von Stein, im Märchen Christiane, die in dem poetischen Zauberbade erfrischt und erneut wird. Denn die Vergänglichkeit jugendlicher Schönheit drängt sich dem Dichter an den Frauen seiner Wahl immer aufs neue schmerzlich auf. 'Einer', d. h. Christiane, widmet er das Xenion:

> Warum bin ich vergänglich, o Zeus, so fragte die Schönheit.
> Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

Und ebenso in den venetianischen Epigrammen:

> Ach sie neiget das Haupt, die holde Knospe, wer giefset
> Eilig erquickendes Nafs neben die Wurzel ihr hin?
> Dafs sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüthe
> Nicht zu frühe vergehn.

Und das Gedicht 'Das Wiedersehen' (Weim. Ausg. I, 287) drückt das schmerzliche Gefühl der Liebenden aus, die, nach längerer Abwesenheit vereint, sich von der Hand des Alters gestreift finden. Es war das Wiedersehen nach der Campagne. Auch im Vorspiel zu Faust erklingt der schmerzliche Ruf: Gieb meine Jugend mir zurück! und in der Hexenküche bedient sich Goethe seines Fabulierrechts und verjüngt Faust. So wird nun auch hier Epimetheus verjüngt, wie ihn Pandora berührt. Pandora ist in sinnlicher Gestalt die Erfüllung aller Sehnsucht, die Auflösung jedes Erdenrestes, das verwirklichte Schöne, Hohe, Heilige, aber

> Mir erschien es in Jugend, in Frauen Gestalt.

Und so ist in Pandora alles eingegangen, was als Frauenschönheit den Dichter beseligt hat, und in dem verklärten Götterbilde unterscheiden wir doch noch erkennbare Züge aus der Wirklichkeit.

> Dies göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwangs,
> Das übervolle, strotzend braune, krause Haar;
> Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf.

Hören wir nun die römischen Elegien:

> Diese Göttin sie heifset Gelegenheit, lernet sie kennen! ...
> Einst erschien sie noch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
> Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
> Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen,
> Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

So wissen wir, wie Pandora zu dem Büschel kommt, der vom Scheitel sich aufwirft. Er stammt von einem mit Namen zu nennenden irdischen Mädchen. Für den geheimnisvoll erregenden Zauber, den schönes Frauenhaar auf den liebenden Mann ausübt, war Goethe sehr empfänglich. In Stella: 'Rinaldo wieder in den alten Fesseln', in den römischen Elegien: 'Find ich die Fülle der

Locken an meinem Busen'. 'Gewarnt' und 'Versunken' im Buch der Liebe des Diwan.

Noch andere Spuren von Goethes Liebesleben begegnen in Pandora. Wenn Epimetheus von der Schönheit sagt:

> Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
> Giebst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf —

so trifft das für ihn gar nicht einmal zu. Er hat gar nicht Reichtum und Weisheit und alles in den Kauf gegeben. Aber wir wissen wohl, wer das gethan hat. Die tief eingewurzelte Vorstellung erscheint dann mit denselben Worten in 'Polygnots Gemählde' (Werke 48, 109) und zuletzt im Faust:

> So neigen schon, so beugen schon
> Verstand und Reichthum und Gewalt
> Sich vor der einzigen Gestalt.

So ertönt in Epimetheus' Sehnsucht nach der entschwundenen Pandora die Klage des alternden Dichters um alles, was als Frauenschönheit ihn beseligt hat und nun entschwunden ist. Und hier gelangt denn auch wohl frisches Leid und noch gegenwärtiges Entbehren zu melodischem Ausdruck. Wir halten uns an Goethes eigene Worte: 'Herrn Pfund hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn.... Seine Braut (Minna Herzlieb) fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben, und in ihrem sechszehnten liebte ich sie mehr als billig' (An Zelter, 15. Jan. 1813). In ihrem sechzehnten Jahre, also 1805. Goethe verschweigt oft, verhüllt, deutet an, aber er sagt nichts Falsches. 'Ich liebte sie mehr als billig.' Daſs in diesen Worten Kampf und Entsagung nachzittert, fühlt jeder.

Nun ist noch ein Frauenname, der mit Pandora in Verbindung steht. Tagebuch vom 27. Juli 1807: 'Frau von Brösigke und Frau von Levetzow (Pandora).' An Christiane Vulpius, den 28. Juli 1807: 'Gestern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Brösigke und ihre Tochter. ... Frau von Levetzow ist reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr spazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und so viel wuſste sie zu schwatzen und zu erzählen.' Wenn wir uns nun der Verse erinnern

> Und sie die Liebste, Holde, leichtgesprächiger
> Zutraulich mehr, geheimniſsvoll gefälliger

dann verstehen wir auch, was Frau von Levetzow mit Pandora zu thun hat. Ihr anmutiges, hold zutrauliches Wesen erinnerte den Dichter an das poetische Bild, das er mit sich herumtrug, und er merkte sich an, bei der Ausführung das Bild der jungen Frau vor Augen zu haben.' So nennt er sie denn auch gleich darauf geradezu Pandora. Tagebuch vom 31. Juli: 'Flucht der Pandora' (anscheinend ihre Abreise). Und siebzehn Jahre später hat Goethe noch einmal alle Epimetheusseligkeit und alles Epimetheusleid zu empfinden, und zwar durch die Tochter dieser Frau von Levetzow, und wieder ertönt in seinen Klagen der Schicksalsname Pandora.

> Sie prüften mich, sie gaben mir Pandoren,
> So reich an Gaben, reicher an Gefahr.

Erschüttert steht man vor den Fügungen dieses wunderbaren Lebens.

Wie nun am Schlusse unseres Poetentraums das Unmögliche geschieht, aller Schmerz sich in Seligkeit, alle Sehnsucht in Erfüllung sich auflöst, wie Epimetheus verjüngt und erneut ein für Menschen untragbares Glück erlebt, da wird er mit Pandora emporgehoben. Es ist die konsequente, letzte Ausbildung der Glücksvision, die wir durch Goethes Dichtung verfolgt haben. In Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit wird für Menschen ein menschliches Glück erreicht; nach Lösung aller Wirren leben sie beruhigt und beglückt weiter. Die Handlung von Amor und dem Märchen begiebt sich in einer erträumten Welt. Der Dichter malt für sich und die Seinen ein vollkommenes Glück, aber wir wissen, das Ganze ist ein Traum. Jetzt hält der Dichter auch das Traumbild eines auf dieser Erde für Epimetheus zu erreichenden Glücks nicht mehr fest; verjüngt und verklärt wird Epimetheus entrückt. Der Traum träumt sich nicht einmal mehr als wirklich. Diese letzte Phase der Glücksvision haben wir auch im Faust. Fausts Unsterbliches geht in den Himmel ein, und dort begiebt sich die Verjüngung und Verklärung.

> Sieh, wie er jedem Erdenbande
> Der alten Hülle sich entrafft,
> Und aus ätherischem Gewande
> Hervortritt erste Jugendkraft.

So kann man nun die Grundconception des Dramas wohl aufbauen. Der Dichter schaut die ihm immer gegenwärtigen Gestalten der Prometheussage in der Beleuchtung einer seit langem in seiner Dichtung herangewachsenen und ausgebildeten Glücksvision. Während der junge, titanisch stürmende Goethe in Prometheus sich wiederfand, schaut er sich jetzt in dem trüben, sinnenden, schmerzlichen Erinnerungen an die entschwundene Pandora hingegebenen Epimetheus. Dieser wird ihm zum Träger des Glückstraumes, zum Gefäſs, in das er sein Leid, seine Sehnsucht gieſst. Das Unmögliche, Ersehnte geschieht: Pandora erscheint und schwebt mit dem selig Verklärten und Verjüngten empor. Prometheus wird jetzt zum Gegenbild des Epimetheus: hart, klar, fest, irdisch, ein Feind alles Poeten- und Ideologenwesens. Unter dem Eindruck, den Goethe von Napoleon empfangen hat, erhält Prometheus Züge von diesem, und in seinen Kriegern malt sich die ungeheure europäische Invasion.

Nun ist der poetische Glückstraum in keiner Ausbildung, die ihm der Dichter gegeben hat, auf ihn selbst beschränkt geblieben, und die Welt muſs weiterbestehen, weiterbestehen im Sinne des Dichters, sie kann nicht dem harten Realisten Prometheus ausgeliefert werden. So nehmen denn an dem allgemeinen Glück Prometheus' Sohn und Epimetheus' Tochter teil. Sie, die Jungen, Frischen, Mutigen bleiben in Liebe vereint auf Erden zu neuem, schönerem Leben zurück. Prometheus' starrer Materialismus und grimmiger Thatenstolz ist in Phileros durch Jugend und Liebe zu feurigem Schwunge veredelt, Epimetheus' trübes Sinnen erscheint in Epimeleia gemildert zu Zartheit des Empfindens. Die einseitige Sinnesart der beiden Brüder, die jede Verständigung ausschloſs, gelangt in den beiden Jungen zum Ausgleich, zur Versöhnung.

Auf die Ausbildung der Gestalt des Phileros ist die Existenz des neunzehnjährigen August Goethe gewiſs nicht ohne Einfluſs gewesen. In Pandora scheidet der alternde Dichter auf seine Weise von der Schönheit — die Zeit der Jungen ist gekommen. Zu der Prüfung der Liebenden durch Wasser und Feuer hat, wie v. Wilamowitz nicht ohne Grund fürchtet, Schikaneder einiges beigetragen. Der Todessprung des irrtümlich an der Treue der Geliebten Verzweifelnden vom Felsen ins Meer und seine Rettung durch des Lebens 'eignes, reines, unverwüstliches Bestreben'

findet sich ganz ähnlich im sechsten Gesange des Orlando furioso. Goethe beschäftigte sich 1807 aufserordentlich viel mit Ariost. Das mag also eine Reminiscenz — oder auch nur Zufall sein.

Phileros und Epimeleia stellen in ihrer Vereinigung die Blüte harmonischen Menschenwesens in sich dar.

So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf.

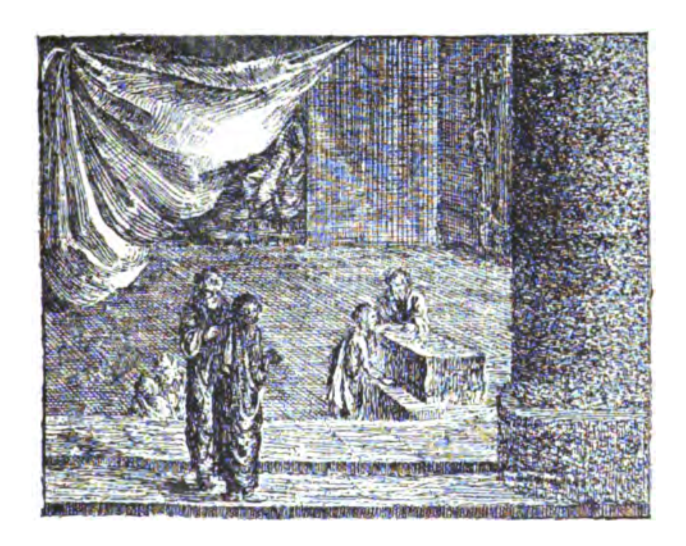
Und so werden sie zu Priestern des heiligen Tempels geweiht, den die Kypsele in ihrem Innern birgt. Was hat es nun mit der Kypsele auf sich?

Sie ist eine heilige Lade mit getriebenen Bildwerken, die sich vom Himmel niedersenkt. Nachdem der Streit um das Schicksal der Kypsele durch Pandoras Erscheinen gestillt ist und Pandora auf den 'würdigen Inhalt der Kypsele' hingewiesen hat, schlägt diese sich auf. 'Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst, Vorhang'. Dieser Teil der Erfindung hat etwas Individuelles, nicht aus der poetischen Intention ohne weiteres Abzuleitendes. Prometheus, Epimetheus und Pandora waren Goethe seit langem aus Hesiod und Plato geläufig, die Kypsele ist bei Pausanias V, 17 beschrieben, die Anregung aber, als den Inhalt der Kypsele einen Tempel anzunehmen mit sitzenden, durch einen Vorhang verdeckten Dämonen der Kunst und Wissenschaft, erhielt Goethe von einem anonymen, künstlerisch ganz tief stehenden Kupferstecher.

Am 6. Juni 1801 entlieh er aus der Weimarer Bibliothek eine Schrift von Heyne: 'Über den Kasten des Cypselus, ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobnen Figuren. Nach dem Pausanias. Göttingen 1770' und behielt sie bis zum 31. März 1802. Das also ist die unmittelbare Quelle, aus der ihm seine Kenntnis von der Kypsele — das Wort findet sich in Heynes Schrift S. 10 — zugeflossen ist. Dieses Schriftchen ist nun mit einem Kupferstich geziert, das Innere eines Tempels vorstellend. Im Hintergrunde das Allerheiligste, gröfstenteils verdeckt von einem Vorhange, der so weit zurückgeschlagen ist, dafs wir eine auf einem zweistufigen Throne sitzende Gestalt wahrnehmen können.

Das wäre denn also: 'Tempel, Vorhang, sitzende Dämonen'. Natürlich spielt Goethes Einbildungskraft frei mit dem gegebenen Material. Der unbekannte Kupferstecher wollte das Innere des

Tempels zu Olympia darstellen und hat im Vordergrunde die Kypsele angebracht; Goethes schaffende Imagination zeigt in dem Bildchen das Innere der Kypsele selbst. Übrigens sind es altvertraute Vorstellungen, die hier in Goethes Seele in Fluſs kommen. Schon im 'Märchen' in den Unterhaltungen der Ausgewanderten giebt es einen Tempel mit sitzenden Dämonen, worauf Richard M. Meyer in seiner Goethe-Biographie hingewiesen hat. Im Märchen steigt der in den Tiefen der Erde verborgene Tempel mit den sitzenden Dämonen ans Tageslicht, in Pandora senkt er sich vom Himmel nieder. In beiden Dich-



tungen weihen die Dämonen den Jüngling feierlich für seinen erhabenen Beruf ein, und man hat an den kurzen Weihesprüchen des Märchens einen Anhalt, sich vorzustellen, wie etwa in Pandora die Dämonen sich hätten vernehmen lassen. In beiden Dichtungen wird durch die aufgehende Sonne die Schluſsgruppe mit einem herrlichen Glanze überstrahlt. In diesen kleinen Einzelzügen bewährt sich die tief-innere Verwandtschaft der beiden Dichtungen.[1]

[1] Diese Verwandtschaft bewährt sich auch darin, daſs bei beiden Visionen dem Dichter die Apokalypse vorschwebt. Für Pandora ist das oben bei Erörterung der Moria gezeigt worden. Für das Märchen habe ich Goethe-Studien II, 40 darauf hingedeutet, aber damals nicht bemerkt,

Die Beobachtung, daſs dieser Kupferstich den Dichter anregte, auch in Pandora einen Tempel mit sitzenden Dämonen einzuführen und dieses Allerheiligste von einem Vorhange verdecken zu lassen, zeigt zugleich, daſs die Conception des Dramas von Pandoras Wiederkunft mindestens bis 1802 zurückreicht. Goethe hat das Schriftchen später nicht wieder aus der Bibliothek entliehen, und das Bild ist so unbedeutend, daſs es nicht etwa für sich, ohne Beziehung auf den Pandorastoff, in Goethes Erinnerung dauern und fünf Jahre später zur Verwendung gelangen konnte. Goethe hat also schon 1802 unseren Tempel mit dem Vorhang und den sitzenden Dämonen aus dem Kupferstich herausgelesen. Das setzt aber einige Hauptlinien des Stoffes als schon gegeben voraus.

Bei dem kleinen Einblick in die Werkstatt des Poeten bewährt sich wieder die Milde und Güte von Goethes Natur, der über ein völlig unbedeutendes Bildchen nicht vornehm hinwegschaut, sondern es freundlich mit belebendem Auge betrachtet. Gewiſs konnte er von sich sagen:

So bei Pythagoras, bei den Besten
Saſs ich unter zufriedenen Gästen.

---

daſs Goethe eine Anzahl von Einzelzügen der Offenbarung Johannis für das Märchen verwendet hat. Ich hole das hier nach. Johannes führt sieben geheimnisvolle Könige vor, unter denen der Wissende sieben römische Kaiser zu verstehen hat. Das war für Goethe die Anregung, in seiner Apokalypse drei geheimnisvolle Könige darzustellen, Vorfahren Karl Augusts, die den Jüngling feierlich weihen. Das Eintreten des allgemeinen Glücks wird im Märchen angekündigt durch dreimaliges Ertönen der Worte: Es ist an der Zeit. In demselben bedeutsamen Sinne steht bei Johannes 16, 17 und 22, 10: Die Zeit ist nahe. Die Zauberbrücke des Märchens erscheint erst wie von Jaspis und Prasem, dann bei weiterem Herannahen der groſsen Verwandlung wie von Smaragd, Chrysopras und Chrysolith gebaut (Weim. Ausg. 18, 244). Das neue Jerusalem schildert Johannes 21, 19: Und die Gründe der Mauern und der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelgesteine. Der erste Grund war ein Jaspis, der andere ein Saphir, der dritte ein Chalcedonier, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonyx, der sechste ein Sardis, der siebente ein Chrysolith, der achte ein Beryll, der neunte ein Topasier, der zehnte ein Chrysopras, der elfte ein Hyacinth, der zwölfte ein Amethyst.

So hat es denn seinen guten Sinn, wenn Goethe am 21. März 1809 zu Riemer sagt, sein Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis.

Ihr Frohmahl hab ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Aber auch an dem dürftigen Tische der Niederen und Armen hat er gelegentlich nicht verschmäht, sich niederzulassen.

Weniger eingreifend als Heynes Schrift, aber doch auch merklich, hat auf Pandora die gleichzeitige Beschäftigung mit griechischen Philosophen, besonders Heraklit, gewirkt. Goethe studierte während der Dichtung an Pandora Buhles Geschichte der Philosophie (Tagebuch vom Ende September und Anfang Oktober 1807). Durch den Chorgesang der Schmiede zieht sich das Thema der älteren griechischen Philosophie von der Rangordnung der Elemente. Schmiede: 'Feuer ist obenan'. Buhle I, 316: 'So wie der Agrigentinische Weltweise dem Feuer eine Hauptrolle bei der Weltschöpfung gab, so erhob Heraklit aus Ephesus ... dasselbe zum Grundwesen, von welchem alle übrigen Dinge herstammten.' Im Schema der Fortsetzung ist für den Chor der Handelsleute das Motiv angemerkt: 'Eris golden', also die Bedeutung des Wettstreits für die Menschenkultur. Buhle berichtet I, 318 von der Bedeutung, die Heraklit der Eris für alles Geschehen zuweist.

Kunst und Wissenschaft also werden durch die Dämonen im Tempel dargestellt. Es ist der Begriff von Kunst und Wissenschaft, wie ihn Goethe hatte und sein Leben hindurch bethätigt hat: nicht die gesonderten Thätigkeiten, wie sie berufsmäſsig betrieben werden, sondern schauendes Erkennen und Darstellen alles Groſsen und Würdigen.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daſs sich Gott-Natur ihm offenbare?

Dieser heilige Tempel ist verhüllt, in anderer Gestalt, als Kypsele zur Erde herniedergekommen, und um sie hat sich ein Streit entsponnen. Wir haben Absicht auch hierin zu suchen. 'Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon, wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt wurde.'

Von der hohen Offenbarung, die den Menschen hier wird, sagt Eos:

leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laſst gewähren.

Wie leiten nun die Götter zu Kunst und Wissenschaft? Sie geben sie nicht plötzlich, unvermittelt, sondern beide entwickeln sich aus der Religion, die Kunst und Wissenschaft eingeschlossen, verhüllt und mit buntem Zierat überdeckt enthält. Von der Religion gilt dann, was hier von der Kypsele gesagt ist: 'Der Einzelne kann sie ablehnen, nicht die Menge'. Die Religion hat, wie hier die Kypsele, die Gabe, die Leidenschaften in Zu- und Abneigung zu entfesseln. Und in allem, was die Winzer, Schmiede, Handelsleute, Krieger mit der Kypsele vorhaben, malt sich das Verhältnis der gutmütig Irdischen, Rohen zur Religion. Ein jeder verknüpft sie wohlmeinend und beschränkt mit seinen Zwecken und seinem Treiben.

Wie das Geistige, Höchste zunächst in den Formen der Religion auf Erden erscheint, die in sich die Keime von Kunst und Wissenschaft birgt, dem Auge der Menge verdeckt durch reichen äufsern Schmuck blühender Fabelgestaltung, das wollte Goethe hier in bedeutendem Bilde zur Anschauung bringen. Verwandt ist damit der Spruch 690 (Loepers Ausgabe): 'Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinne, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt.' Und die hier in sinnlich-poetischer Form sich darstellende Anschauung, dafs Kunst und Wissenschaft auf einer höheren Stufe geistiger Entwicklung dasselbe Bedürfnis befriedigen wie auf einer primitiveren die Religion, erscheint auch in dem zahmen Xenion:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion.
> Wer diese beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion.

So stellt die Dichtung in symbolischer Form die höchsten Angelegenheiten der Menschheit dar. 'Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen' (Spruch 273).

Diese höchsten Menschheitsgüter erschienen dem Dichter als der feste Anker in den Stürmen der Zeit. An Hirt, den 3. November 1806: 'Ihren ... Brief empfang' ich mitten unter den Kriegsunruhen. Was ist nicht seit dem 6. Oktober, von dem er

datirt ist, alles vorgegangen, und schon hat sich der Strom, der bei uns durchbrach, auch bis über Sie weggewälzt. Gerade in einem solchen Augenblicke ist es ein schöner Trost, wenn man aufs neue überzeugt wird, dafs nichts in der Welt beständiger ist, als frühe, auf Wissenschaft und Kunst und gründliche Thätigkeit gegründete Verhältnisse ... Was ächt ist, mufs sich eben in einem solchen Läuter-Feuer bewähren ...'

So stellt sich die Pandoradichtung dar als die Ergänzung zum Vorspiele von 1807, dem sie auch im Stile verwandt ist. Dort weist Goethe auf die Pflichten hin, die einem jeden in der schweren Zeit obliegen:

> 'es lohnt sich
> Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
> Wohl befleifsigt übernommnes Tagwerks,
> Freudig das Begonnene vollendet. ...
> was die Städte
> Bauet, was die Staaten gründet:
> Bürgersinn, wozu Natur uns
> Eingepflanzt so Lust als Kräfte.

Diese Bürgertugend hat Goethe in den schlimmen Tagen selbst redlich geübt. Wir sehen ihn, wie er rettet, was zu retten ist. Gleich nach den ersten Schreckenstagen setzt er sich mit seinen Jenenser Freunden in Verbindung, damit der einzelne nicht im Gefühle hilfloser Isoliertheit verderbe, er schafft in seinem eigenen Hause klare, bürgerliche Verhältnisse und führt Christiane zum Altar, er sorgt bei den neuen Machthabern für das Weiterbestehen der Weimarischen und Jenaischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. So übt er, was er im Vorspiel empfiehlt:

> Fromm erflehet Segen Euch von oben;
> Aber Hülfe schafft Euch thätig wirkend
> Selber.

Redliches Ausharren in aller Bedrängnis legt er im Vorspiel seinen Landsleuten ans Herz. Da spricht der erste Weimarische Bürger zu seinen Mitbürgern.

Dem gesamten Deutschland hat Goethe in der schlimmen Zeit Höheres zu sagen. v. Woltmann schreibt am 1. Oktober 1808 an Senator Smidt in Bremen: 'Hr. v. Goethe trägt sich mit der Idee, in dem bevorstehenden Winter einen Congrefs ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit

sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinschaftlich berathen. Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöst und seine Art von einem fremden Sein gedrängt fühlet, ist es vorzüglich rathsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewährt sind, auf alle Weise fest zusammenzuziehen' (Goethe-Jahrb. 6, 116). Zur selben Zeit bedenkt und schematisiert er auf eine Anregung von Niethammer in München die Pläne zu einem historisch-religiösen Volksbuch und zu einem Volksliederbuch (Tag- und Jahreshefte 1807 am Schlufs; Goethe-Jahrb. 4, 359; Tagebuch vom 8. August 1808: Gedanken über ein allgemeines deutsches Volksbuch schematisiert. 9. August 1808: Über eine lyrische Sammlung für die Deutschen nachgedacht). Und er übersetzt Johannes Müllers Rede auf Friedrich den Grofsen, um sich öffentlich zu den darin niedergelegten Anschauungen zu bekennen, die Müller selbst durch sein weiteres Verhalten freilich nicht vertreten hat: 'Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken grofser Männer feiern, so geschieht es, um uns mit grofsen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läfst sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.'

Sein letztes Wort aber über das, was die Zeit fordert, spricht er in Pandora. Er weist auf das geistig Ewige hin, von dem Religion, Kunst und Wissenschaft jede in ihrer Weise menschlich-irdische Abspiegelungen sind. Vor unseren Augen senken sich die hohen Gaben hernieder, die das Leben erst lebenswert machen, der Menschheitstag bricht an, von dem Lichtgotte geweiht, und wie die gewaltigen Chöre der heiligen Offenbarung verklungen sind, tritt *Elpore thraseia,* die freudige, zuversichtliche Hoffnung auf das Dauernde in allen vergänglichen Zeitwirren, hinter dem Vorhange hervor, der alle guten Dämonen der Menschheit birgt, und wendet sich mit hohen Worten des Trostes, der Mahnung und Verheifsung *ad spectatores.* Ihr lieblicher Refrain: 'Ja doch, ja' — jetzt dient er zur tröstlichen Antwort auf die bange Frage, ob denn diese Güter im Strudel der Zeiten auch dauern werden. So wird das in Prometheus

sich darstellende fremde Gewaltwesen geistig überwunden. In dem Epilog der *Elpore thraseia* hätte Goethe seine 'Reden an die deutsche Nation' gegeben, und Pandora geht dem edlen Werke Fichtes nicht nur zeitlich parallel. *Elpore thraseia* ist dieselbe Göttin, die Schiller in seinem eben beendeten Erdendasein zur Seite gestanden hatte:

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

'Pandora, ein Festspiel.' Es ist das Fest, von dem Eos sagt:

Ja des Tages hohe Feier,
Allgemeines Fest beginnt.

Manches Gute ward gemein den Stunden
Doch die gottgewählte, festlich werde diese!

Ein erhabenes Menschheitsfest wird hier begangen. Es ist ein Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen in griechisch-Goethescher Form. —

Den Schauplatz dieses 'offenbaren Geheimnisses' formt Goethe bewufst als ein künstlerisches Bild, so dafs er es dem Maler Kaaz als Gegenstand eines Gemäldes empfehlen kann. Die beiden in Prometheus und Epimetheus kontrastierten Welten malen sich in ihren Wohnstätten; auf der einen Seite dient alles dem Nutzen, dem nächsten Bedürfnis, auf der anderen zeigen sich ahnungsvoll die Anfänge künstlerischer Gestaltung des Wohnhauses, der Keim zum griechischen Tempel. Die Schilderung schliefst sich eng der in dem Aufsatze 'Baukunst' von 1788 an (Weim. Ausgabe 47, 60). Den Forderungen des Theaters zuliebe sind die beiden Wohnstätten dicht aneinander gerückt wie in Richard III. die Zelte der beiden Könige.

Die Handlung führt von der nächtlichen Dunkelheit bis zum Sonnenaufgang, und jeder Wechsel in der fortschreitenden Helligkeit dieser Stunden wird künstlerisch ausgenutzt. Im Anfange 'Nacht' und im Einklang damit Epimetheus nächtlich umher-

schleichend, schmerzlich brütend. Prometheus erscheint, eine Fackel in der Hand, und in den Höhlen der Schmiede entzünden sich die Schmiedefeuer. Dieses Bild der den Berg hinauf ungleichmäſsig verteilten Feuer wird durch ein noch schöneres abgelöst. Der Morgenstern geht auf, aber hiermit verbindet sich ein wunderbar graziöses Bild, wie eine pompejanische Wandfigur: Elpore, den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewande, steigt hinter dem Hügel herauf. Weiter der Schein der Feuersbrunst am Himmel. Dann steigt Eos aus dem Meere herauf und übergieſst mit rosigem Scheine den geretteten Phileros und sein jugendfrisches Gefolge, und am Schluſs überflutet Helios den verklärten Epimetheus, der an Pandoras Hand entrückt wird, mit Sonnenglanz. Jede Stunde wird zu einem Gott, der gestaltet hervortritt — Elpore, Eos, Helios — und fördernd in die Handlung eingreift, und jeder von ihnen schmückt mit der seiner Stunde entprechenden Beleuchtung die Vorgänge der Scene. Und diese in aller sinnlichen Herrlichkeit stufenweise fortschreitende Erleuchtung begleitet bedeutungsvoll den Anbruch des geistigen Erdentages, die Grundlegung menschlicher Kultur, und in wundersamer Verschränkung malt sich darin auch noch das Aufstreben aus der trüben Gegenwart durch Hoffnungsdämmerung zum Licht!

Mit der Darstellung der Lichtbringer in menschlich-göttlichen Gestalten folgt Goethe der antiken Kunst. Auf einer von Panofka im Musée Blacas abgebildeten Vase sind die Sterne, Eos und Helios gestaltet beisammen zu schauen. Goethes Dichtung entspricht also griechischem Sinne und Anschauung, auch wenn er zu dieser Zusammenordnung durch kein bestimmtes einzelnes Kunstwerk angeregt sein sollte.

Wie für das Auge, so schmückt der Dichter sein Festspiel auch für das Ohr. Die Rede, mit hochgesteigerter Empfindung beladen, strömt in mannigfach wechselnden, kunstreichen Rhythmen dahin. An geeigneten Stellen entladet sie sich musikalisch und wird zum Gesang. Phileros strömt seine Liebesglut in dithyrambischen, an der Grenze des Gesanges schwebenden Anapästen aus. Der Rhythmus der taktmäſsig niederfallenden Schmiedehämmer gestaltet sich zum daktylischen 'Hämmerchortanz'. Bei den Steinsetzern auf der Straſse kann man das Behagen an dem musikalischen Elemente dieses Vorgangs beob-

achten. Goethe hat diese Schmiedemusik hier künstlerisch gestaltet wie später Richard Wagner im Rheingold. Die Hirten ziehen singend und auf der Schalmei blasend davon. Dann der gewaltige Kriegerchor mit Weimarischen und Jenaischen Plünderungsmotiven. In den jambischen Monometern malt sich der Rhythmus des Marschierens. Der für den zweiten Teil Faust geplante Chorgesang von Fausts Kriegern (Weim. Ausg. 15, 2, 238) sollte mit dem 'Kriegerschritt von Pandora' rivalisieren. Epimetheus' Preis der Schönheit schwebt auf den hochgesteigerten Stellen wieder an der Grenze des Gesanges, und das Ganze tönt in Menschheitschöre aus, wie sie Beethoven in der neunten Synfonie geschaffen hat.

Weiter ist die wunderbare Dichtung mit einer Fülle luftiger Dichtergebilde geschmückt. Nach der Sage hat Pandora den Menschen das Heer der Leiden gebracht. Das war für Goethes holde, wunscherfüllende Göttin nicht zu brauchen; Goethe bildet deshalb die Sage um. Seine Pandora bringt einem jeden, was er sich wünscht, und so bringt sie der Menge der irdisch Gesinnten die Phantasmen von Liebesglück, Reichtum und Macht. Aus Pandoras Gefäfs dringt ein leichter Dampf, wie sie das Göttersiegel löst, Sternblitze fahren einander folgend heraus und wandeln sich zu den Phantasmen, die als anschauliche Gestalten, von dem Poeten in Worten leicht umrissen, auf dem Dampfe schweben und, anmutig bewegt, mit dem Rauche hin und wieder gleiten. Die Menge hascht nach den Luftgeburten, die sich ihren irdisch ausgestreckten Händen entziehen und, steigend und sich senkend, die Gierigen stets täuschen wie die verwandten Scheingebilde der Poesie in der Mummenschanz des Faust.

Eine andere luftige Dichtung in der Dichtung: Epimetheus, die Seele erfüllt von dem Erinnerungsbilde Pandoras, besteigt sein Lager, und nun sehen wir, wie vor seinem Traumsinn sich verschlingende Bilder vorübergleiten, bis er entschläft. Er schaut noch Pandorens Kranz über sich wie ein Sternbild, während ihre Gestalt zerfliefst. Der Kranz zerfällt, die Blumen flattern und schweben über alle Fluren. Er will sie zusammenfügen zum Kranze, zum Straufse. Aber die Blumen haften nicht zusammen, lösen sich und leuchten ihm wieder in der Erde wurzelnd entgegen. Er pflückt sie wandelnd, sie schwinden ihm aus der Hand.

Rose, brech ich deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin.

So leuchtet durch den Traumschlufs wieder der Grund hindurch, auf dem sich das ganze Traumgebilde abspielt: Frauenschönheit und ihr Schicksal auf Erden. Es sind die Gaben der 'Flora-Cypris'. Epimetheus entschläft, und der Dichter gewinnt so Raum, Prometheus und seine Schmiede vorzuführen, den Hämmerchortanz, die Hirtengesänge. Dann träumen wir mit Epimetheus weiter. Jetzt erscheint sein Traum, der sich vorher nur in seinen Worten malte, gestaltet, auch uns sichtbar. Er sieht das Heer der nächtlichen Gestirne. Ein Stern glänzt vor allen, es ist der Morgenstern, und hinter ihm Pandorens holde Botin, der Traumgast aus einer besseren Welt. Und mit Epimetheus sehen wir selbst, wie Elpore, den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewande, hinter dem Hügel heraufsteigt, anmutig herzuschwebt, dem Träumenden mit leichter Lippe die Stirn küfst, ihm das Ersehnte, Unmögliche und den Liebenden unter den Zuschauern Erfüllung ihres Wunsches verheifst. Es träumt sich gut mit Goethe.

Solche liebevoll ausgestalteten Dichtergebilde sind weiter der bakchische Zug, Pandoras Erscheinen und die Schlufsgruppe. —

Wir haben die Dichtung von Pandoras Wiederkunft zu verstehen gesucht, ohne das andere Drama Goethes heranzuziehen, in dem Prometheus, Epimetheus und Pandora erscheinen. Eine Vergleichung dieser drei Gestalten in beiden Dichtungen würde auch kein Resultat ergeben; die gleichnamigen Gestalten haben ungefähr nichts miteinander zu schaffen. Und doch stehen die beiden Dramen in einem Folgeverhältnis zueinander. Wir überschauen kurz das Jugenddrama.

Prometheus lehnt sich gegen die Götter des Olymps auf. Merkurs Vermittelung weist er trotzig ab, und ebenso das gutmütige Zureden seines Bruders Epimetheus, aber einem Olympbewohner neigt er sich innig und dankbar, der Göttin des geistigens Wirkens, Minerva. Er führt sie an den Bildnissen herum, die er geschaffen hat.

Sieh diese Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?

Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

Das ist recht seltsam. Wir sehen ja diese Menschen im zweiten Akt, wie sie sich tummeln, wie sie laufen, baden, Früchte brechen, sich streiten — wir sehen alles mögliche an ihnen, nur von den beiden Zügen, die hier angegeben sind, findet sich keine Spur. Tiefe Gedanken hat ihnen Goethe ebensowenig gegeben wie des Busens Macht, die sich der allanfallenden Gefahr umher entgegendrängt. Es sind grofse Kinder, die da in dem Thale ihr Wesen treiben. Und hier zeichnet Goethe einen Denker und einen gewaltigen Streiter! Und derselbe Widerspruch zwischen Pandoras Bildsäule, der gegenüber Prometheus namenlose Empfindungen ausströmt, zu deren Ausdruck die Sprache zu eng ist — 'Das all all — meine Pandora' — und der wirklichen Pandora des zweiten Aktes, die Prometheus mit gütiger, väterlicher Überlegenheit leitet. Einen solchen Mifsgriff dürfen wir Goethe nicht zutrauen und müssen also nach einer Lösung suchen.

Dichtung und Wahrheit, Buch 15: 'Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. ... Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, dafs sie mir ganz eigen angehöre, ... so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte eine Welt bevölkerte.' Also Goethe in seiner Dichterwerkstatt unter dem Bilde des Prometheus unter seinen Menschenbildern. 'Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiele zum Trutze Gottes und der Menschen,' schreibt er im Juli 1773 an Kestner. Damit kann nur Prometheus gemeint sein. Und seine Geschöpfe nennt Goethe seine Kinder (Weimarer Briefausgabe II, 9; II, 94), gerade wie hier Prometheus. Von Shakespeare sagt er (Weim. Ausgabe 38, 337), dafs er 'als Schöpfer aus Thon Menschen macht, die seinem Bilde ähnlich sind'. Und nun müssen wir den Mut der Konsequenz haben und zu den Statuen in Prometheus-Goethes Werkstatt die Unterschriften setzen.

Sieh diese Stirn an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?

Faust.

Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

Götz.

Und du, Pandora,
Heiliges Gefäſs der Gaben alle,
Die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labsal ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuſs geschmeckt —
Das all all — Meine Pandora!

Gretchen, und mit ihrem Bilde heraufziehend die Erinnerung an die Sesenheimer Tage. Alles, was er dort an Himmelsglanz und Seelenruhgenuſs geschmeckt hat, das wird er in dieses Gefäſs, in seine Pandora gieſsen.

Wenn nun hier im ersten Akte die in D. u. W. bezeugte Selbstdarstellung des menschenbildenden Dichters vorwaltet, wie steht es dann mit den Göttern? Konsequenterweise müſsten wir dann in Zeus und den anderen Olympbewohnern die bisherigen Herrscher im Litteraturreiche sehen. Und in der That scheint an einigen Stellen ein solcher Hintergedanke durchzubrechen.

Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daſs sie mich begaffen?

Wenn wir hier nur Prometheus hören, dann schlüge der Trotz hier ins Kindische um. Warum sollen sie denn nicht auf ihn niederschauen? Und wie seltsam wäre es, daſs er die Götter mit einem Mal 'diese Sterne' nennt! Aber es löst sich sofort, wenn wir hier das junge trotzige Genie hören, das sich den gefeierten Litteraturgröſsen gegenüberstellt. Diese beschauten ihn allerdings aufmerksam.

Sie wollen mit mir theilen, und ich meine,
Dafs ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen.

Mit diesen Sternen, den Klopstock, Lessing, Wieland, will er nicht teilen.

Was sind sie? Was ich?

Anwandlungen von Genie-Übermut hat Goethe wohl auch später noch, aber er bändigt sie.

Wieviel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden.

Zwischen dem ersten und zweiten Akt ist nun die Belebung der Bildsäulen erfolgt, und wir wohnen dem Treiben des jungen Menschengeschlechtes bei. So geht die Handlung ungebrochen fort, wenn wir sie ohne Rücksicht auf ihren Neben- und Hintersinn betrachten. Aber dieser verändert sich jetzt vollkommen. Goethe hat als Prometheus seinen schäumenden Übermut, seinen Genialitätstrotz in prachtvollem Überschwang ergossen; nun macht er Ernst mit der Darstellung des gewählten Stoffes, er hüllt sich fester in das 'Titanengewand, das er sich nach seinem Wuchse zugeschnitten hat', und wir haben nun wirklich Prometheus, den Menschenbildner. Jupiter ist nun Jupiter, und Merkur ist Merkur. Die erste Scene 'Auf dem Olympus'. Jupiter läfst geschehen, was er nicht ändern kann. Aber die Worte, die der Dichter ihm leiht, sind grofsartig. Goethe drückt seinen Jupiter nicht; er würde ja sonst seinen Prometheus dadurch mit herabdrücken. Und nun: 'Thal am Fufse des Olympus. ... Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal verbreitet u. s. w.' Prometheus trotzt hinauf. Fafst man das in ein einziges Anschauungsbild zusammen — den mifsvergnügten Donnerer mit den anderen Göttern auf dem Gipfel und unten im Thale Prometheus inmitten der sich tummelnden jungen Menschenkinder — so empfindet man mit Entzücken die grofsartige Naivität dieser Gestaltung des Schauplatzes und dieser Gruppierung.

Vor unseren Augen bauen sich nun die Grundlagen der Menschenkultur auf: Arbeit und Eigentum, Gedeihen und Streit. Es fehlt nur noch das mächtigste Element: die Liebe. Pandora kommt, bewegt und erschüttert. Sie hat gesehen, wie ihre Ge-

spielin von einem Jüngling geküfst wurde, und sie schildert nun den Hergang naiv und anschaulich. Der Anblick hat in ihr selbst ein unverstandenes Sehnen erregt.

> Was ist das alles, was sie erschüttert
> Und mich?

Da hätten wir also die Liebe in der Menschenwelt — oder vielmehr, wir haben sie noch nicht. Denn Pandora — nicht Mira, die wir gar nicht sehen — ist für uns das Mädchen, das Weib. Und sie ist jetzt durch den Anblick des unverstandenen Vorgangs erschüttert, im Innersten durchbebt und für die gröfste Erfahrung, die ein Mädchenherz zu machen hat, vorbereitet. Was hier geschieht, ist das Präludium zu dem, was der dritte Akt bringen wird. In ihm kommt nun, nachdem die Grundlagen der materiellen Kultur gelegt sind, die Liebe in diese junge Menschenwelt, und Pandora wird sie an sich erleben.

Nun hat Prometheus auf Pandoras Frage: 'Was ist das alles?' eine seltsame Antwort: 'Der Tod'. Und dieses düstere Reimwort, wie es im Faust heifst, kehrt nun mehrmals wieder, und immer, wenn wir ein ganz anderes Lösungswort erwarten.

> Pandora. Wohl! wohl! Dies Herze sehnt sich oft
> Ach nirgends hin und überall doch hin!

Es sehnt sich nach Liebe. Mit fast denselben Worten bereitet ja auch Satyros das Püpplein, das er knetet und zurichtet, auf die Liebe vor. Aber Prometheus bleibt eigensinnig bei seinem 'Das ist der Tod'. Und nun schildert er noch einmal, ganz mit den Satyrostönen, dieses Vergehen eines Mädchenherzens in schmerzlicher Seligkeit und schliefst wieder: 'dann stirbt der Mensch'.

Was will Prometheus mit seiner seltsamen Belehrung? Was Prometheus will, kann man sich ungefähr zurechtlegen: er will als Pädagoge ihr diesen Vorgang mit einem heiligen, ahnungsvollen Grauen umhüllen. Was aber Goethe will, das sehen wir nun deutlich: er will, dafs Pandora, wenn sie im dritten Akt die Liebe erlebt, dieses Ereignis für den Tod hält, und er war der Mann, aus dieser so kunstvoll und auch ein wenig künstlich vorbereiteten Scene alles Grandiose herauszuholen, was darin lag.

Die Phänomene der Liebe und des Todes in ihrer Wirkung auf die ersten Menschen sind ja für ein solches Urmenschheitsdrama ein beinahe gebotener Stoff, und Byron hat sie denn auch

im Kain zur Darstellung gebracht; Pandoras wundersamer Irrtum enthält nun noch ein Element höchster theatralischer Wirksamkeit, dem sich an eigenartigem Reiz nur der Irrtum des Schülers im Faust vergleichen läfst.

Diesem seltsamen 'Tode' folgt nun auch ein Wiederaufleben.

Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
Im stürmenden Genufs sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf —
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Das ist nichts anderes als eine Schilderung des Liebesgenusses. Alle diese gespannten Empfindungen lösen sich in stürmenden Genufs auf, dann folgt Wonneschlaf, und der Mensch beginnt am Morgen sein Dasein wieder, um von neuem zu fürchten, zu hoffen und zu begehren. Also eine Liebesnacht, in Schlaf und Erquickung sich lösend. Prometheus bleibt dabei, unter dem Bilde des Sterbens und Wiederauflebens Pandora die Liebe darzustellen. Die grofse Scene des dritten Aktes, in der Pandora die Liebe für den Tod hält, ist aufs sorgfältigste vorbereitet.

So weit reichen die Fäden, die von dem zweiten Akt in den ungeschriebenen dritten sich hinüberziehen.

Wo nun das Prometheusdrama sein Ende erreicht, da setzt die Pandoradichtung ein. Arbeit und Eigentum, Streit und Liebe, alles, was im Prometheus vor unseren Augen sich aufgebaut hat, wird in Pandora schon vorausgesetzt. Aber dieser jungen Welt fehlt noch die Weihe des Höheren, Geistigen.

Grofs beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lafst gewähren.

Auf den grofsen Beginn des Titanen im Prometheusdrama folgen nun hier die Gaben der versöhnten Götter: Kunst und Wissenschaft und Schönheit und Heiligung. Und damit ist der Kreis des Menschlichen geschlossen. —

Mit Pandora tritt in Goethes Dichtung ein neuer Stil auf. Er entsteht, indem unter dem Einflusse der Romantik der strenge Klassizismus mit der individuellen Freiheit einer modernen Dichterseele kompromittiert. Das Hellenentum bleibt die Grundlage für Stoff und Form. Aber der Stoff fügt sich dem Bedürfnis des

modernen Menschen, sein individuelles Leiden zu sagen. Das selbstwillige Herz dichtet sich die Wiederkunft Pandoras und sieht darin die Erfüllung seines Sehnens, die Lösung aller Zeitwirren, den Anbruch eines neuen Menschheitstages. Diese Abwendung von der trüben Gegenwart, das Schauen des Wünschenswerten in der Vergangenheit und noch schöner und vollkommener in einer ideellen Zukunft ist romantisch. Auch in der Form haben wir hier die Überwindung des sich willig beschränkenden Klassizismus, wie er in dem von der Italienischen Reise beherrschten Jahrzehnt in Goethes Dichtung erscheint. Damals gab es für den Dichter nur ein dramatisches Metrum, den fünffüſsigen Jambus. Iphigenie und Tasso werden darin umgeschmolzen und geläutert, Claudinen und Erwin wird dieses Metrum mehr wie ein fremdes Gewand umgethan, ja, der Monolog Wald und Höhle regt die bedenkliche Frage an, ob etwa auch Faust damals vor der Gefahr stand, winckelmannisiert zu werden. Von dem dramatischen Metrum der Renaissance schreitet der Dichter um die Wende des Jahrhunderts in den Bruchstücken des befreiten Prometheus und der Helena zu dem tragischen Trimeter der Hellenen und den Rhythmen der antiken Chorgesänge fort. Hier in der Pandora greift er tief in die Fülle der antiken Versmaſse, aber sie erklingen zum Teil, Modernes und Antikes kühn verschränkend, mit Reimschlüssen. So entsteht ein Tönen von fast bedrängender Pracht. Auch in der Wortbildung drängen sich antikisierende Prachtgebilde und kühne individuelle Formen auf engstem Raum. Es ist der Stil seines letzten Vierteljahrhunderts, der groſsartige Stil. Er beginnt mit dem Vorspiel von 1807 und hat seine Höhepunkte in Pandora und dem zweiten Teile Faust und, indem statt der Antike die orientalische Dichtung in den Verschmelzungsprozeſs eingeht, im Diwan. Es ist ein bildungsschwerer, mit der geistigen Arbeit dreier Jahrtausende gesättigter Stil, der sich mühelosem Genusse versagt, und dem auch die ungeheure unmittelbare Wirkung nicht gegeben ist, wie sie von der Dichtung Shakespeares und des jungen Goethe ausgeht. Goethes groſse Alterspoesie ist für solche, die es reizt,

des Paradieses Weiten
Mit Heroen aller Zeiten
Im Genusse zu durchschreiten.

Charlottenburg. Max Morris.

Zur englischen Wortbildungslehre.

Englische Neubildungen des Nominativs von den flektierten Formen aus.

Nachträge zu Archiv CIV, S. 25 ff.

Zur Einleitung S. 27: Ae. Nomina, deren Lautstand vermutlich durch Entwicklung von den flektierten Formen zu erklären ist, sind: ae. **naca** (gegenüber an. *nǫkkve*) vom Acc. **nak(w)un* (Kluge, Pauls Grundriſs[2] I S. 1019), ae. **wêa** (gegenüber ahd. as. *wêwo*) von **wâ(w)un* > obl. *wêan* (vgl. Sievers, Ags. G.[3], § 118, Anm. 1). Vgl. noch ae. **lagu** 'Gesetz' nom. sing. aus an. **lagu* nom. plur. > *lǫg,* und über ae. Feminina, welche von lateinischen Pluralformen abgeleitet sind, Pogatscher "Gr., Lateinische und Rom. Lehnworte" § 284 D.

§ 1 S. 30: Gegenüber ae. *myne, mine* m. 'kleiner Fisch, Elritze' erscheint me. **menewe, menowe** (stets mit *e* in der Tonsilbe belegt — kentisches *e* für *y* oder *m*-Einfluſs oder Angleichung an das synonyme Lehnwort aus dem Französischen me. *menuse*?) ne. **menow**, jetzt **minnow**. Die me. *w*-Formen dieses Wortes sind wohl zweifellos ebenso zu beurteilen, wie me. *pilwe* etc. gegenüber *pyle* der ae. Überlieferung — sie weisen zurück auf uns nicht erhaltene flektierte Formen **mynwes* **mynwe* etc.; vgl. ahd. *muniwa* (Kluge-Lutz s. v. *minnow*).

§ 2a S. 31: Eine besonders merkwürdige, vielfältige Entwicklung zeigt ae. *hôh* (germ. Stamm **hanha*). Wir finden:

ae. *hôh* 'Ferse, Vorsprung, Vorgebirge' > me. *howh* etc. > ne. *hough* 'Hechse, Kniebug' mit vielen, dialektisch geschiedenen Aussprachen, worunter sich auch die nach § 5 zu erwartende Lautung (*hɒf*) befindet. Über die phonetische und begriffliche Entwicklung dieses Wortes vgl. NED. s. v. *hough*;

ae. fl. gen. **hôhes,* kontrahiert zu *hôs,* und von den kontrahierten Formen aus noch in ae. Zeit Neubildung eines nom. ohne *h* > ae. **hô** > me. **hǫ** Ferse > ne. ┼;

ae. fl. dat. **hôhe,* kontrahiert zu *hô,* aber nach Angabe des NED.

s. v. *hoe* auch *hôȝe*, eine Neubildung, deren Genesis uns vollkommen durchsichtig ist, wenn wir erwägen, daſs neben einem nom. wie *bôȝ*, zumeist *bôh*, flektierte *ȝ*-Formen *bôȝe*, *bôȝas* etc. standen: nach Mustern wie *bôh*, *bôȝe* bildeten die Sprechenden *hôh*, *hôȝe* > me. neuer Nominativ **howe** Vorsprung, Vorgebirge > ne. dialektisch und in Ortsnamen **hoe** [gespr. (*hō*^{u}), vgl. NED. s. v. *hoe*].

§ 2 b S. 31: Eine Fortsetzung des ae. nom. *healh*, *halh* scheint vorzuliegen in mittelschottisch *halche*, *hawch*, jetzt schottisch *haugh* (gespr. *hāf*) und nordenglisch *halgh* in Ortsnamen wie *Greenhalgh* (vgl. NED. s. v. *haugh*).

§ 3 S. 34: Gegenüber ne. *tallow* 'Talg' steht dialektisch, schottisch *tauch* (vgl. NED. s. v. *haugh*), wohl eine Fortsetzung des nom. ae. **tealh* me. *talȝh*.

§ 4 S. 35: Gegenüber ne. *sallow* 'Salweide' steht schottisch *sauch*, *saugh* (vgl. NED. s. v. *haugh*), wohl eine Fortsetzung des ae. nom. *sealh*.

§ 5 S. 36: Für die me. (*ū*-)-Aussprache von *inowe* vgl. auch noch Sarrazin's Zusammenstellung der Reimbindungen dieser Form mit echten alten (*ū*-)-Wörtern (ESt. XXVI, 234 f.).

Ib. S. 38: Auch für ne. *sough* 'Windhauch' notieren die Orthoepisten eine doppelte Aussprache (*sɒf*) und (*sau*). Die me. Überlieferung bietet für den nom. nur Formen, die als unmittelbare Fortsetzung eines ae. nom. **swôȝ*, **swôh* erscheinen können > me. *swogh*, *swough* (*swū̆χ*) > ne. *sough* (*sɒf*). In der Flexion, als dat. sg., erscheint me. *swowe* (= ae. **swôȝe*), gespr. (*swūə*), eine Form, die auch als Casus rectus verwendet worden zu sein scheint, und auf welche die ne. Lautung (sau) zurückweist.

§ 7 S. 40: Wer das Auftreten der stimmlosen labiodentalen Spirans in ne. *belief* mit dem NED. analogisch erklären will, wird sich auch noch auf die Paare: ne. *behoove*, *behove* : *behoof*; me. *relęve* : *relę̄f* ne. *relieve* : *relief* stützen können. Eine andere Beurteilung fordert der Wandel der Spirans, wenn wir gegenüber dem ae. Pflanzennamen *hôfe* me. *hǫve* in einer Zusammensetzung die stimmlose Spirans finden: in ne. *ale-hoof* 'Erdepheu'. Hier liegt offenbar eine volksetymologische Angleichung an *hoof* 'Huf' vor, gerade auf dem Gebiete der Pflanzennamen hat sich die Phantasie des Volkes bekanntlich die kühnsten Metamorphosen gestattet. Auf dieselbe Weise, durch Volksetymologie, erklärt sich auch das Auftreten der ne. stimmlosen labiodentalen Spirans für den alten stimmhaften Laut in einem anderen

Pflanzennamen: ae. *wudu-rofe* > me. *woderove* > ne. *woodruff* 'Waldmeister', Angleichung des sinnlosen zweiten Gliedes an *ruff* 'Krause'.

Ib. S. 41: Weitere Beispiele für ne. (*z*) von den flektierten Formen aus sind:

ae. *ȝepos* n., fl. pl. *ȝeposu* > me. sg. pǭse > ne. pose (*po*ᵘ*z*) 'Katarrh', veraltend;

ae. *bôs (vgl. got. *bansts* 'Scheuer'), ae. nur in der Ableitung *bôsiȝ* belegt, aber im 15. Jahrh. erscheint die auf die flektierten Casus des Simplex zurückweisende Form bǭse > ne. im Norden boose (*būz*) 'Kuhstall'.

§ 8 S. 42: Bewahrung des *n* im nom. durch den Einfluſs der flektierten Formen erkennt Streitberg UG. § 180 S. 254 Anm. 1 auch in aisl. Formen wie *gaman*. Zur Erhaltung des Nasals in Pluralen wie *oxen* etc. vgl. noch Kluges Erklärungsversuch in Pauls Grundriſs I, § 119, S. 901 der ersten, S. 1064 der inzwischen veröffentlichten zweiten Auflage seiner 'Gesch. d. engl. Sprache'.

Ib. S. 43: Falls für ne. *oven* wirklich eine Grundform ae. **ôfen* anzusetzen ist (vgl. Grieb-Schröer s. v., Luick, Archiv CII, S. 83 Anm.), so könnte die ne. Form als eine der oben besprochenen Mischformen erklärt werden:

ae. **ôfen* > me. *ǭve* } > ne. mit Fortsetzung
„ fl. **ôfnes* > me. neuer nom. ŏven }

der Länge des nom. und mit Bewahrung des in der Flexion geschützten Nasals zuerst (*ūvən*), woraus sich mit der häufigen ne. Entwicklungskette (*ū* > *ŭ* > *v*) die jetzt gültige Lautung (*vvn*) ergab.

§ 9 S. 45: Eine ähnliche Entwicklung, wie sie uns ne. *thunder* zeigt, vermutet Kluge für ne. *yond*, *yonder* zur Erklärung des Dentals gegenüber ne. *yon* 'jener': 'Das altenglische Pronomen *ȝeón* .... entwickelt aus dem Dativ ae. *ȝeónre* (erweitert zu **ȝondre*) ein neues Pronomen me. *ȝond* und sogar *ȝonder*' (l. c. § 122 S. 903[1], 1067[2]). Er geht somit für den Dental von den wenigen *nr*-Formen des uns aus dem Ae. leider nur sehr mangelhaft überlieferten Paradigmas des Pronomens *ȝeon* aus. Me. *yond* entspricht als Adverb und Präposition ae. *ȝeond*. Wenn wir nun erwägen, daſs das Adverb und die Präposition im Me. auch gar nicht selten ohne *d* erscheinen, in den Formen *ȝeon, ȝen, yon*, so liegt die Vermutung doch sehr nahe, daſs die im Me. für das Pronomen neben *yon* erscheinende Form *yond* ihren Dental demselben Vermischungsproceſs der beiden Wörter verdankt, welcher das Adverb und die Präposition ihres Dentals ver-

lustig gehen liefs. — Das im Ae. nicht belegte Wort *yonder*, das durch seine Gestalt an die mit dem Suffix *drē* gebildeten gotischen Ortsadverbia *jaindrē, hidrē, hwadrē* erinnert und an entsprechende niederdeutsche Bildungen wie *gender, ginder,* fungiert in den ältesten me. Belegen als Ortsadverb, es scheint in der That, wie Mätzner in seinem Wörterbuch sagt, erst später an die Stelle des demonstr. Fürworts 'jener' getreten zu sein. Es ist mir deshalb sehr zweifelhaft, ob zur Erklärung des me. ne. Lautstandes in *yond, yonder* von den isolierten *nr*-Formen der ursprünglichen Flexion des Fürwortes auszugehen ist.

Ib. S. 46 f.: Zur Stärkung der Annahme, dafs es sich bei me. *hǫrse* ne. *hoarse* nicht um eine *r*-Metathese, sondern um Einschiebung der Liquida zwischen Vokal und Zischlaut handelt, möchte ich noch auf einige analoge Erscheinungen hinweisen:

me. *aske* (? = ae. *âđexe*) > ne. *ask* 'Sumpfeidechse' — im 14. Jahrhundert aber tritt auch die Form *arske* auf;

afrz. *hastelet* > ne. *haslet* 'Geschlinge' — im 16. Jahrh. erscheint aber auch die Nebenform *harslet,* die jetzt noch hin und wieder verwendet wird. Das NED. bemerkt s. v.: *The spelling harslet appears to arise from the long ā* — me. *ărske* und *hǫrse* beweisen, dafs der *r*-Einschub nicht an die *a*-Länge gebunden war.

Frz. *pastenaque* > ne. *pasneppe* — im 16. Jahrh. aber auch *parsneppe,* worauf die jetzt gültige Form *parsnip* beruht. Wie unfest *r* zwischen Vokal und Zischlaut war, wird uns auch noch durch die Schwundfälle bewiesen, durch die Wörter, welche *r* in dieser Stellung vollkommen verloren haben:

afrz. *dars* > me. 15. Jahrh. *darse, darce,* aber auch *dace,* welche Form gesiegt hat > ne. *dace* 'Weifsfisch';

afrz. *forestier* > me. *forster,* aber auch *foster* 'Förster', eine Form, die sich bis ins 16. Jahrh. behauptet hat;

afrz. *garcer* > me. *garce* > ne. 16. Jahrh. *garsh, gash,* die jetzt gültige Form, deren *r*-Verlust allerdings auch durch Angleichung an die zahlreichen *ash*-Wörter, besonders an die begrifflich nahestehenden Verba *slash, hash* erklärt werden kann. Einige Fälle vom Fehlen der Liquida vor *s* in spätmittelengl. Hss. verzeichnet Behrens 'Französ. Lehnwörter' S. 196.

S. 49 ff.: Zu den Bemerkungen über Neubildungen, welche durch eine vokalische Qualitätsänderung veranlafst worden sind, verweise ich noch auf Archiv CII, S. 76 f., 84, wo Luick die me.

nördlichen Formen **wrēt** (ae. ne. *writ*), **shēp** (ae. *scip* ne. *ship*) auf die flektierten Casus ae. *writu, writes* etc., *scipu, scipes* etc. zurückführt mit Dehnung von ĭ > ę̄ in offener Silbe, und auf Kaluzas Erklärung von späterem ae. **cneoht** in seiner "Hist. Grammatik d. engl. Sprache" I § 62 Anm. 8.

§ 1 S. 51: Kürzung ae. Längen in den synkopierten Flexionsformen und Entwicklung von diesen Casus aus zeigen aufserdem noch:

ae. *bîetel* (*î, ŷ*), *bêtel* > ne. *beetle* 'Hammer';
„ fl. *bêtles* > me. 13. Jahrh. **bĕttle**;
„ fl. *bîtles* > me. 14. Jahrh. **bytylle** > ne. **bittle**, weitverbreitetes Dialektwort;

ae. *hrŷđer* 'Rind', fl. pl. *hrŷđro, hrŷđra* > me. **rŭder** > ne. **rother** 'Rind', veraltet, vgl. aber den Ortsnamen *Rotherhithe* (*rǫđə-*);

ae. *rôđer* 'Ruder' ergab mit Entwicklung vom nom. aus früh-ne. (*rūđə*) (*rūdə*), jetzt *rudder* (*rɒdə*);

ae. fl. *rôđres* > me. neuer nom. ***rŏthre**, * **rŏther** > ne. **rother** (*rǫđə*), veraltete und dialektische Nebenform, vgl. die Zusammensetzung ne. *rother-nail* 'Ruderspieker';

ae. *têafor* 'Rötel' > me. **tę̄ver*
„ fl. *têafres* > me. ***tĕffre**, ***tiffre**
} > ne. Mischform mit dem kurzen Vokal der Flexion und der stimmhaften Spirans des nom.: **tiver** (*tivə*). Die von Muret daneben verzeichnete Aussprache (*taivə*) ist wohl als eine *spelling-pronunciation* aufzufassen;

ae. *ûder*, fl. d. pl. *ûdrum* > me. neuer nom. **ŭddir** > ne. **udder** (*ɒdə*).

§ 2 S. 55 ff.: Einige weitere Beispiele für die Aufhebung me. Dehnungen unter dem Einflufs der flektierten Formen sind:

ae. *camel(l)* > me. *că̄mel(l)* > ne. 16. Jahrh. **cammel**, jetzt **camel** (*kämәl*);

ae. *ceosel* 'Kiesel' > me. *chĕ̄sel* > ne. 16. Jahrh. *cheasell*, wo die Schreibung auf die me. Dehnung im nom. zu ę̄ hinweist, und **chesel(l)**, die Fortsetzung der synkopierten Flexionsformen mit Vokalkürze, jetzt in Dialekten **chesil** und in Ortsnamen wie *Chesil Bank* (*tšęzil*);

ae. *ceafor* 'Käfer' > me. *chāver*
von den synkopierten Formen aus > me. *chaffer*
} > ne. Doppelformen:
1. **chafer** (*tšę̄ifə*), eine Mischform mit der Länge des nom. und der stimmlosen Spirans der synkopierten Formen, 2. **chaffer** (*tšäfə*) mit der Kürze der synkopierten Casus;

ae. *cocer* 'Köcher' > me. *cŏ̄ker*, **cŏkre** > ne. **cocker**(s) (*kǫkəz*) 'eine

Art Gamaschen' veraltetes Wort, dialektisch *coggers* = *half-boots* (NED.).

Vor dem silbenbildenden labialen Nasal ist die Entwicklung vom nom. ausgegangen, mit Bewahrung der alten Länge, bei

ae. *bôsm* > me. *bōsemm* (Orrm) > ne. (*būzəm*) und jetzt mit erst ne. Kürzung (*bŭzəm*).

Bei den kurzsilbigen Wörtern hingegen ist die me. Fortsetzung des nom. mit regelrechter Dehnung verdrängt worden von der flektierten Form:

ae. *botm* > me. *bǭtom,* aber häufiger **botme** > ne. **bottom**;

ae. *fæđm* > me. *fāthum, fādum,* aber auch **fedme, fedme, fadme** > ne. **faddom, fathom** (*făđəm*).

Erhalten hat sich die me. Dehnung in einem Worte, welches ae. zwei- und dreisilbig belegt ist:

ae. *besma, besema* 'Besen' > me. *bēsme,* aber auch *bę̄sem,* wovon > ne. *besom* (*bịzəm*), daneben Dialektformen mit Kürze: *bissom* etc.

§ 2 S. 59: Neuerdings hat Luick (Archiv CIII, S. 89 f.) im Südschottischen eine me. *bǭdi* entsprechende Form nachgewiesen. — Zu den S. 59 besprochenen Wörtern, in welchen sich die Aufhebung der Dehnung nicht von dem Einfluſs synkopierter Casus ableiten läſst, weil ihre Gestalt keine Synkope zuläſst, und welche somit für Luicks Erklärung von den dreisilbigen Flexionsformen aus sprechen, kommt noch

ae. *hacod,* pl. *hacodas* > ne. **haked** (*hăkəd*), eine Hechtart (NED).

Das dem Substantiv *hacod* in der Gestalt ähnliche Adjektiv *nacod* hingegen hat sich von der unflektierten Form aus entwickelt, mit regelrechter Dehnung > me. *nāked* > ne. (*nę̄ⁱkĕd*).

§ 3 S. 59 f.: Unter Morsbachs Erklärung der Bewahrung alter Länge vor der Konsonantengruppe *st* fällt auch noch:

ae. *bêost* 'Biestmilch' > ne. beest.

In einem Worte scheint sogar Dehnung alter Kürze im me. Silbenauslaut der zweisilbigen flektierten Formen vor *st* eingetreten zu sein. Das Wort zeigt bis ins Ne. eine zweifache Entwicklung:

ae. *ȝiest* > me. *yest* > ne. *yest* (*jest*) 'Hefe', veraltete Form;

ae. fl. *ȝiestes* > me. ȝę̄-ste, ȝeest > ne. yeast (*jīst*), die lebende Form des Wortes.

§ 4 S. 60 ff.: Ein noch ae. Beispiel für den Antritt von *-e* an konsonantisch auslautende Nomina bieten die mit dem Suffix *-nes(s) -nis(s)* abgeleiteten Abstrakta, welche nach Sievers Ags. Gr.[3], § 258, Anm. 1 noch in ae. Zeit in den anglischen Dialekten und vereinzelt

auch spätwestsächsisch Nebenformen auf *-nesse, -nisse, -nysse* im nom. sg. aufweisen, zweifellos unter dem Einfluſs der flektierten Formen. Ich möchte, an diese Erscheinung anknüpfend, die Frage aufwerfen, ob nicht manche der im Altenglischen neben starken Bildungen auftauchenden schwachen Formen als Neubildungen von der Flexion des starken Wortes aus zu betrachten sind, wie z. B.:

ae. *hyrnetu* gen. *hyrnette* > neuer nom. **hyrnette**, gen. *hyrnettan*, ae. *ylfetu* gen. **ylfette** > nom. *ylfette* gen. *ylfettan* (vgl. Sievers l. c.); ae. *hlyp* gen. *hlype* > neuer nom. **hlype** gen. *hlypan* (vgl. Napier und Stevenson 'Anecdota Oxoniensia', Oxford 1895, S. 54 f.); ae. *clûs* gen. *clûse* > neuer nom. **clûse** gen. *clûsan* (vgl. Pogatscher 'Lat. Lehnworte' § 279 f.).

Ib. S. 61: Von einem ae. Neutrum dieser Gruppe giebt es heute noch zwei Formen, eine Fortsetzung des einsilbigen nom. sowohl als auch der zweisilbigen Flexionsformen mit me. Dehnung:

ae. *slæd* 'kleines Thal, Waldwiese' > ne. *slad* (*släd*)
„ gen. *slædes* > me. neuer nom. **slāde** > ne. **slade** (*slę̄ⁱd*).

Das Wort ist in der Schriftsprache selten geworden, lebt aber in Dialekten und in Ortsnamen wie *Waterslade* (vgl. Bosworth-Toller s. v. *slæd*). Die vokalische Dehnung und die stimmhafte Spirans der flektierten Formen zeigt vielleicht auch mittelschott. *hove* 'Haus, Halle' (*Arthur's hove* NED.), wenn dieses jetzt ganz veraltete Wort auf das einsilbige Neutrum ae. *hof*, fl. *hofes, hofu* zurückzuführen ist. Zu den Masculinis mit me. Dehnung kommt noch ein Wort, bei dem sich die Doppelentwicklung ebenfalls bis in die lebende Sprache verfolgen läſst (vgl. Binz, Lgrph. '99 N. 5, col. 167):

ae. *cran* 'Kranich' > neuschott. *cran* (*krän*), früher 'Kranich', jetzt nach NED. in Südschottland die gewöhnliche Bezeichnung der Mauerschwalbe,

ae. fl. *cranes* > me. neuer zweisilbiger nom. mit Dehnung: **crāne** > ne. **crane** (*krę̄ⁱn*) 'Kranich'.

Dieselbe Art der Neubildung weist auch ein altes Lehnwort aus dem Französischen auf:

afrz. *bec* > me. 13. Jahr. *bec* > ne. noch im 18. Jahrh. *beck*,
„ pl. *bę̄kes* > neuer nom. **bę̄ke** > ne. **beak** 'Schnabel'.

§ 5 S. 63 f.: Silbenverlust im nom. unter dem Einfluſs der synkopierten Flexionsformen zeigt noch in spätae. Zeit:

ae. *hîred* m. 'Familie' gen. *hîr(e)des* > neuer nom. **hîrd** > me. **hird** (Orrm : **hirrd**), **herd**.

Ferner im Me. wie *bent*:

ae. *mynet* 'Münze' gen. *mynetes* > me. belegt *münet, menet* und neuer nom. **mint** > ne. **mint**.

Bemerkenswert ist die Übereinstimmung mit der Doppelentwicklung von ae. *hêafod* in

ae. *hefeld* > me. mit Konsonantensynkope und Kontraktion *hȩld(e)* > ne. *heald* (*hīld*) Litze, Helfe (Weberei),

ae. **hefedl* (= germ. **habiþla*) dat. **hefedle* > me. neuer nom. von synk. Flexionsformen aus mit regressiver Assimilation (wie *hêafdes* > **hefd** > ***hedd, hed** pl. **heddes**, vgl. Cant. T. A 2180, ergab): ***heddle** > ne. **heddle**, auch **hiddle**, in der Bedeutung identisch mit *heald*.

S. 65: Im romanischen Wortschatz des Englischen beachte man noch einige Neubildungen des nom. sg. vom Plural aus:

frz. *assez* > ne. substantiviert pl. *the assets* 'Aktiva' > neuer sg.: **asset**;

frz. *bai* adj., pl. fem. *les baies* > ne. 16. Jahrh. substantiviert als sg. **bayse** (mit neuem Pl. **bayses**), jetzt **baize** 'Wollenzeug';

afrz. *eschec*, pl. *esches* > me. **ches** (mit neuem pl. **chesses**) > ne. **chess**;

afrz. *conil*, pl. *conils, coniz, conis* > me. pl. *conyes*, wovon neuer sg. > ne. **cony, coney**;

frz. *envoi* > ne. pl. *envois* > neuer sg. **invoice** 'Rechnung';

afrz. *coing* > me. *quoyne, quine* 'Quitte', *quins-tree* 'Quittenbaum' > ne. neuer sg.: **quince**, pl. **quinces**.

afrz. *estuve* > me. zumeist pl.: *stues, stewes* > ne. erscheint bei den Elisabethanern häufig der neue sg.: **a stews** 'Bordell'. Als sg. treten auch die Pluralformen : **amends, means** auf. —

Verzeichnis der Neubildungen.

Straßburg. E. Koeppel.

Aus Anlafs von Beowulf 2724 f.

Biowulf maþelode, he ofer benne spræc,
wunde wælbleate.

Soviel uns bekannt,[1] giebt es zwei hauptsächliche Erklärungsweisen dieser Stelle. Nach der älteren Auffassung wurde ofer benne im Sinne von 'über die Wunde', d. h. 'de vulnere' verstanden. So von J. Grimm, 'Deutsche Grammatik' IV (1837), S. 834; Leo (1839); Grein (im 'Sprachschatz' und in 'Dichtungen der Angelsachsen'); in den Ausgaben von Thorpe, Heyne, Heyne-Socin (1888), Heyne-Harrison-Sharp, Wyatt; in den englischen Übersetzungen von Garnett und Hall; in Kochs Grammatik II², § 428, Marchs angelsächsischer Grammatik, § 349; etc. Auch Sweet, der in seinem 'Student's Dictionary of Anglo-Saxon' in sehr verdienstlicher Weise die 'Formwörter' ziemlich eingehend behandelt, scheint an dieser Interpretation festzuhalten, wenngleich seine überaus prägnante Ausdrucksweise keinen absolut sicheren Schlufs zuläfst.

Die Unhaltbarkeit dieser Erklärung — auf die übrigens schon von anderer Seite (Corson, Smith) aufmerksam gemacht worden ist — ist leicht nachzuweisen. Erstens spricht ja Beowulf keineswegs über seine Wunde, sondern spielt im Verlauf seiner Rede nur nebenbei darauf an: *feorhbennum seoc,* 2740. Zweitens ist die Verwendung von *ofer* in diesem Sinne nicht beglaubigt. Die regelrechten Prä-

---

[1] Wir bitten, die Unvollkommenheit der Hilfsmittel auf unserer noch jungen Universitätsbibliothek zu berücksichtigen.

positionen, welche dem Angelsachsen hierfür zu Gebote standen, sind *be* und *ymb(e)*, daneben *fram*. Es heifst z. B. Menolog. 160: *be him wealdend cwæđ*; Beow. 2618: *no ymbe đa fæhđe spræc*; Beow. 530 ff.: *Hwæt, þu worn fela, wine min Unferđ,* | *beore druncen ymb Brecan spræce,* | *sægdest from his siđe.* — Toller, im 'Anglo-Saxon Dictionary', führt allerdings neben unserer Stelle noch ein zweites Beispiel an für diese Bedeutung von *ofer* — 'denoting the subject of discourse', nämlich Gen. 17, 20: *ofer Ysmahel eac swilce ic gehirde þe*; doch ist dieser Gebrauch nicht durchaus gleicher Art und erklärt sich überdies aus der lateinischen Vorlage: *super Ismael quoque exaudivi te.* Die Stelle beweist demnach nichts. Dasselbe gilt von dem bei Grein aus Ps. 118, 162 angezogenen Beispiele und ähnlichen Fällen.

Eine gänzlich verschiedene Erklärung finden wir bei Rieger (Lesebuch), Earle (Prosa-Übersetzung), Heyne-Socin, 6. Aufl. (1898), sowie bei C. Alphonso Smith in seinem Handbuch 'An Old English Grammar and Exercise Book', new edition 1898. Danach heifst *ofer* 'trotz', 'in spite of'; und zum Beweise sind (von Smith) die Redensarten *ofer Drihtnes word, ofer ealde riht, ofer willan* angeführt worden. Demgegenüber ist zu bemerken, dafs *ofer* niemals schlechthin 'trotz', 'in spite of' bedeutet, sondern vielmehr, wie Toller es ausdrückt, 'the passing over moral bounds, in violation of, in opposition to, contrary to, against'. Die Präposition wird in diesem Falle stets mit einem Substantivum, wie 'Wille', 'Gebot', 'Gesetz', 'Eid' u. dgl. (willan, [metodes] est, dom, riht, æ, gebod, ađas, getreowđa) verbunden. Ganz ähnlich in den verwandten germanischen Dialekten.

Die Idee, welche diesem Gebrauche zu Grunde liegt, ist stets die des Überschreitens ('transgressing') einer gesteckten Grenze, — wie denn *ofer* nicht selten das lateinische *ultra* oder *trans* wiedergiebt. Es kann hier auch zur Vergleichung auf die gangbare Etymologie des germanischen 'übel' hingewiesen werden.

Aufserdem, ist es irgendwie wahrscheinlich, dafs der Dichter es betont haben würde, dafs Beowulf trotz der Wunde sich noch zu einer Rede aufrafft? Dafs er vor seinem Hinscheiden noch ein Absc' seinen treuen Gefährten richtet, ist eigentlich selbst-



verständlich; und dafs er sogar noch zwei längere Reden hält, ist nicht im geringsten auffällig. Beispiele für die 'Rede des verwundeten Helden' liefsen sich in beträchtlicher Zahl aus der germanischen Heldendichtung und -sage sammeln. Wir erinnern nur an Sigfrit im Nibelungenlied (930 f.), an Irinc (ib. 2204 f.), an Wolfhart (ib. 2238 ff.), sowie an Byrhtnođ in der 'Schlacht bei Mældun' (173 ff.). — In Ekkehards 'Waltharius' scherzen die Helden sogar über ihre Wunden, die zwar nicht tödlich, aber nach gewöhnlichem Mafsstabe ernstlich genug sind.

Als eine Abart dieses zweiten Erklärungsversuches kann gewissermafsen Corsons Deutung angesehen werden. Derselbe giebt in *Modern Language Notes* III, Sp. 193 f. folgende Übersetzung: 'he beyond (of other things than) his wound, spake.' Dies ist jedenfalls sprachlich bedenklich; denn obschon *ofer* in aufserlokaler Verwendung öfter durch 'beyond' wiedergegeben werden kann, so bezeichnet es doch eben ein 'Hinausgehen über ein Mafs' (Grein) (z. B. *ofer min gemet,* Beow. 2879) oder einen höheren Grad (z. B. *anhydig ofer ealle men,* Dan. 605). Die sachliche Begründung, welche beigebracht wird, ist auch nichts weniger als einleuchtend. Beowulf, so heifst es, fühlt sein Ende herannahen: *wisse he gearwe, | þæt he dæghwila gedrogen hæfde, | eorđan wynne: đa wæs eall sceacen | dogorgerimes, deađ ungemete neah* (2725 ff.); drum redet er nicht etwa von seiner Wunde, sondern von wichtigeren Dingen, welche sein Heldenherz erfüllen (2729 ff.). Uns kommt dies gar zu künstlich vor und gar zu modern.

Hätten wir zwischen den mannigfachen übertragenen Bedeutungen von *ofer* zu wählen, so könnten wir ebensogut auf die von 'nach' (temporal) verfallen, die ja häufig genug belegt ist. Wir würden dann freilich Angabe eines Zeitpunktes oder Hindeutung auf ein Ereignis (oder einen Zustand) erwarten. Immerhin würde *ofer benne* wohl kaum kühner sein als etwa die Verbindung von *æfter* mit *mađđumwelan*: *þæt ic đy seft mæge | æfter mađđumwelan min alætan | lif and leodscipe,* Beow. 2749 (d. h. 'nach Erlangung der Schätze'); oder mit *heađoswate*: *þa þæt sweord ongan | æfter heaþoswate hildegicelum, | wigbil wanian,* Beow. 1605. Das bedeutende Überwiegen des nominalen über das verbale Element in der alten Dichtung ist hierbei zu berücksichtigen.

Eine andere und, wie uns dünkt, plausiblere Erklärung wird indessen durch die allernächst liegende, d. h. sinnliche Auffassung von *ofer* ('über', 'über — hin') vermittelt. Wenn wir vv. 480 f. lesen: *ful oft gebeotedon beore druncne | ofer ealowæge oretmecgas,* so ist das nach unserem Sprachgefühl allerdings etwa so viel als: 'sie prahlten beim Biergelage', aber für das altenglische Gedicht haben wir die ursprüngliche lokale Bedeutung zu betonen: die Prahlreden erschallen 'über dem Bierkruge', vielleicht 'über den Bierkrug hin' (leider läfst sich der Kasus nicht feststellen); englisch 'over (vielleicht ursprünglich 'across') the cup(s)'. Vgl. im Mittelhochdeutschen: *irn gesâzt nie über wirtes brôt* (Parz. 279, 21); im Altnordischen: *sitja yfir borđum, matborđi, borđ, etc.*[1] Paul, 'Deutsches Wörterbuch': 'über Tische', s. v. 'über'.

Ähnlich nun spricht Beowulf im ganz eigentlichsten Sinne 'über die Wunde hin'.

Als freie, aber doch noch sinngetreu zu nennende Übersetzung würden wir vorschlagen: 'wounded as he was', 'im Zustande der Verwundung'. (Jedenfalls dürfen wir aber dabei nicht von der Bedeutung 'in spite of' ausgehen.) Die folgenden Verse (2725 ff.) stehen mit dieser Erklärung aufs beste im Einklang. Nach der ganzen Situation erwarten wir eine Wendung, die sich dem Sinne nach zu *dô sprach der verchwunde* [Sigfrit], Nibel. 930; *dô sprach der tôtwunde* [Wolfhart], Nibel. 2238, stellt.

Zur besseren Würdigung dieses, unserer modernen Denkweise ziemlich befremdlichen Ausdrucks müssen wir uns die grofse Vorliebe für genaue lokale Bezeichnung in den älteren germanischen Sprachen vor Augen halten. (Vgl. Sievers' anregende Ausführungen in *Beitr.* XII, 188 ff.; auch Steitmann, 'Über Raumanschauung im Heliand', Leipzig 1894.) So ist das Verwendungsgebiet von ofer, wie auch von under, ein recht ausgedehntes.

Man beachte den Gebrauch von ofer bei Verben des Redens in den folgenden Beispielen — die zwar mit unserer Beowulf-Stelle nicht gleichartig sind, aber immerhin das Formelhafte derartiger

[1] Heliand 4562: *grotta sie tho obar them gomun.*

Verbindung veranschaulichen —: a) Gen. 2462 *spræc þa ofer ealle æðelinga gedriht*; Exod. 256 *wolde reordigean rices hyrde | ofer hereciste halgan stefne*; Dan. 758 *ac þæt oftor gecwæð aldor ðeoda | soðum wordum ofer sin mægen*; Crist 508 *cleopedon of heahþu | wordum wrætlicum ofer wera mengu | beorhtan reorde*; Beow. 2899 *ac he soðlice sægde ofer ealle*; Elene 157 *ða þæs fricggan ongan folces aldor, sigerof cyning ofer sid weorod*; etc. Vgl. Steitmann, S. 35. b) Jud. 160 *syððan hi gehyrdon, hu seo halige spræc | ofer heanne weall*; Andr. 602 *beorn ofer bolcan beald reordade* (cf. Heliand 2932 f.); etc. Es ist bemerkenswert, daſs in dem jungen Gedichte von Byrhtnoð dergleichen Redensarten äuſserst selten sind, trotzdem sich reichlich Gelegenheit zu ihrer Anwendung bot.

Wir schlieſsen einige andere interessante Fälle an. Andr. 1300 *sleað synnigne ofer seolfes muð.* — Beow. 1789 *nihthelm geswearc deorc ofer dryhtgumum.* — Beow. 2258 *ge swylce seo herepad, sio æt hilde gebad | ofer borda gebræc bite irena* (wo *borda gebræc* 'die krachenden Schilde' so zu beurteilen ist wie *mid gryrum ecga,* 483); ib. 2977 ff. *let ... bradne mece ... brecan ofer bordweal*; ib. 3117 f.; Elene 238 *bord oft onfeng | ofer earhgeblond yða swengas.*

Auch *ofer bæc (bugan)*, Byrhtnoð 276, klingt uns ungewohnt, ebenso wie das häufigere *under bæc* (Heliand: *under bak*).

Daſs *ofer eorðan* (...) mehrfach 'fast gleichbedeutend mit *on eorðan,* auf Erden' erscheint, ersieht man aus Grein, Sprachschatz II, 312.

Nicht minder beachtenswert sind die bekannten Umschreibungen für 'auf Erden': u n d e r *wolcnum, roderum, heofonum, swegle, heofones hwealf, etc.* (Heliand: *under theson himile,* cf. Sievers' Heliand, S. 406.)

Weitere charakteristische Beispiele von *under*: Elene 1192 *mearh under modegum* ('das Roſs unter dem Mutigen'); Jud. 203 *hæleð under helmum*; Beow. 2048 [*mece*] *þone þin fæder to gefeohte bær under heregriman*; Andr. 45 *eodon him þa togegnes garum gehyrsted lungre under linde*; Beow. 1162 *þa cwom Wealhþeo forð | gan under gyldnum beage.* — Beow. 1302 *heo under heolfre genam | cuþe folme* (die Hand ist mit Blut bedeckt).

Zum Schlufs sei eine bezeichnende Häufung von Ortsbestimmungen aus Beowulf angeführt (vv. 857 ff.):

monig oft gecwæđ,
þætte suđ ne norđ be sæm tweonum
ofer eormengrund oþer nænig
under swegles begong selra nære
rondhæbbendra, rices wyrđra.

University of Minnesota. Fr. Klaeber.

P. S. Mehrere Wochen nach Absendung der obigen Zeilen — auf jeden Fall recht verspätet! — sind Cosijn's 'Aanteekeningen op den Béowulf' in unsere Hände gekommen. Auf Seite 37 dieser Schrift wird in einer knappen Anmerkung die Bedeutung: *post vulnus acceptum,* oder aber: *over de wond* sc. *gebukt,* d. i. *gewond als hij was* als wahrscheinlich hingestellt. F. K.

Kleine Mitteilungen zur mittelenglischen Lehrdichtung.

Von der Überzeugung ausgehend, dafs die englische Litteraturgeschichtsschreibung sich auf die Dauer einer intensiveren Beschäftigung mit der bis jetzt kaum übersehbaren, reichen Lehrdichtung der mittelenglischen Zeit wird entziehen können, habe ich seit Jahren, wo Gelegenheit und Mufse sich darboten, dahin gehörige Kleinigkeiten aus den Handschriften gesammelt. Da aber äufsere Umstände mich für lange Zeit von diesem Gebiete abziehen werden, habe ich geglaubt, die folgenden anspruchslosen Mitteilungen hier zusammenstellen zu sollen und so vielleicht dem künftigen Forscher auf diesem Gebiete ein paar Bausteine, wenn auch unbehauene, zu liefern.

I.

Ein echter Typus jener entsetzlich philiströsen, in platten, holperigen Versen vorgetragenen Alltagsmoral des politisch und social sich emporringenden Mittelstandes im England des 15. Jahrhunderts ist jene unter dem Namen eines Peter Idle of Kent[1] laufende Spruchsammlung, von der uns bis jetzt wenig mehr als der Titel und die acht Strophen, welche Furnivall, E. E. T. S. Extra Ser. VIII, S. 109 f. abgedruckt hat, bekannt ist.[2] Sie wurde

[1] So von einer Hand des 16. Jahrhunderts (Stowes?) auf dem oberen Rande von fol. 21r in MS. Harl. 172 bezeichnet; im Digby MS. 181 lautet der Namen 'Peter Idywerte'.

[2] Vgl. Ritson, Bibliographia Poetica (Lond. 1802) S. 64; Furnivall, E. E. T. S. Extra Ser. VIII, S. XXIII; Brandl, Pauls Grundrifs Bd. II, S. 690. — Es sind im ganzen fast 1500 Verse.

bisher hauptsächlich deswegen genannt, weil sie neben Benedict Burghs Cato-Bearbeitung das umfangreichste Beispiel abgiebt für die Erscheinung, dafs sich der Alleinherrschaft der Chaucer-Strophe im 15. Jahrhundert selbst eine so wenig für ein anspruchsvolleres Formgerüst passende Dichtungsart wie die Spruchpoesie fügen mufste. Vielleicht indes darf sie etwas mehr Interesse beanspruchen, als ihr bisher zugewandt ist. Schon ihre Erhaltung in vier Handschriften, nämlich:

1) London, British Museum, Harleian 172, fol. 21r—51v
2) Oxford, Bodleian Library, Digby 181, fol. 10v—30v
3) Cambridge, University Library, Ee. IV. 37, fol. 1r—109r
4) Dublin, Trinity College, D. 2. 7[1]

weist darauf hin, dafs sie bei den Zeitgenossen nicht unbeachtet geblieben; und die kühl richtende Geschichte, so sehr sie sich gegen das unbegründete Lob wenden wird, welches Ritson und der alte *Catalogue of the Harleian Manuscripts* der vorliegenden Spruchsammlung spendeten, mufs wenigstens zugestehen, dafs sie noch nicht zu den ödesten Produkten des poetisch so dürren Jahrhunderts gehört. Einen weiteren Grund zur Beachtung dürfen wir aus der bisher übersehenen Thatsache ableiten, dafs das Werk uns einen neuen Beleg liefert für das Bekanntsein des Albertano da Brescia in England, jenes selben Autors, der auch vom grofsen Chaucer viel gelesen und benutzt worden ist, wie Köppel im Archiv Bd. LXXXVI, S. 29 ff. des näheren dargelegt hat. Peter Idles Lehren an seinen Sohn sind nämlich im wesentlichen aus zwei Schriften des Albertano geschöpft, dem *Liber consolationis et consilii* und dem *Tractatus de amore et dilectione dei.* Auf erstere weist schon der Titel der englischen Spruchsammlung, welcher in zwei Handschriften folgendermafsen lautet: *Explicit liber consolacionis et consilii* (so Harl. 172, fol. 51r und Digby 181, fol. 30v). Auf die andere Schrift

[1] Die Dubliner Handschrift war mir unzugänglich. Die anderen drei Handschriften werden im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Wie die unten mitgeteilten Varianten der zweiten Strophe lehren, gehören die Oxforder und die Cambridger Hs. zusammen; Harl. 172 scheint, wie bei Burghs Cato, einen überarbeiteten Text zu enthalten, aber auf eine gute Vorlage zurückzugehen.

deutete im Harl. MS. die lateinische Vorrede, welche fast wörtlich der des *Tractatus* entspricht, sowie die vielen hier und da die englischen Strophen unterbrechenden lateinischen Prosastellen, welche nichts weiter als Excerpte aus einem dem jeweilig besprochenen Thema entsprechenden Kapitel des Albertano sind. Die meisten dieser Auszüge scheinen aus dem *Tractatus de amore* zu stammen, andere aus dem *Liber consolationis*; im einzelnen ist ein Entscheid schwierig, da Albertano oft die gleichen Worte in beiden Werken wiederholt. Eine genauere Darlegung des Quellenverhältnisses mufs dem künftigen Herausgeber des Gedichtes vorbehalten bleiben. Zum Beweise des Obigen sei hier nur der Anfang des Gedichtes nach Harl. 172 mitgeteilt unter Gegenüberstellung des lateinischen Albertano-Textes nach dem Münchener Codex lat. 14230:

Harl. 172, fol. 21r:

Initium mei tractatus sit in nomine mei domini Jesu Christi, a quo bona cuncta procedunt, et a quo est omne datum optimum et omne donum perfectum descendens a patre luminum. Quanto amore, quantaque dilectione mea paterna charitas tanta diligat filialem subiectionem, vix tibi possem ennarrare, lingua mea posset aliquatenus explicare. Volens igitur ego te filium meum bonis moribus conformare ac de amore dei et dileccione proximi ac aliarum rerum necnon de forma vite instruere.

Cod. lat. 14230, fol. 19r a:

Initium mei tractatus sit in nomine domini, a quo omnia bona procedunt et a quo est omne datum optimum et omne donum perfectum descendens a patre luminum. Quanto amore quantaque dilectione mea paterna caritas tuam diligat filialem subiectionem, vix tibi possem narrare vel lingua mea possem aliquatenus explicare. Volens igitur ego Albertanus te filium meum Vincentium bonis moribus conformare ac de amore et dilectione dei et proximi et aliarum rerum et de fortuna vite instruere.

In the begynnyng of thys lytill werke
Late vs pray to god my penne soo to lede;
3 For trewli as i*n* makynge I am a yonge clerke,
Whiche lernythe yett, Crystys crosse me spede.
Yett only nature dryuethe me to this dede
6 As I cane to teche the, my chylde;
For thou arte as yett yonge *and* somdell wylde.

[*F*]urste that thi kynge thou loue *and* drede,
Aboue alle thynge thou this obserue.

10 Helpe thou thy prynce in alle hys nede,
Thow thou therfore shuld perysshe *and* sterve.
A ma*n*, that any tyme fro*m* hys trouthe swerve,
13 To hy*m* selfe *and* hys ky*n*ne he dothe grete shame.
Kepe the therfore fro*m* suche man*er* of blame.[1]

[*T*]hi fadir *and* thi modyr also thou shalt hon*our*
As thou woldiste thi sone shuld doo to thee
17 And eu*ery* ma*n* aftur, ryche and poore.
Then shalt thou haue the loue of me
And in rewarde shal be gevyn to thee
20 The blessynge of thy fader *and* moder.
Good sone, loke thou deserve none other.

Unde sapiens dixit: Honora patrem tuum et gemitus matris ne obliuiscaris. Memento quum nisi per illos non fuisses, et retribue illis, quomodo et illi tibi. Etenim iustum est: Honora patrem tuum et matrem tuam, quod est mandatum primum in promissione. Unde tibi et longevus super terram. Et Cato dicit: Dilige vero erga caros pietate parentes; nec matrem offendas, dum vis bonus esse parenti.

Et alibi dicitur: Honora patrem tuum et gemitus matris tue ne obliuiscaris. Memento quum nisi per illos non fuisses et retribue illis, quomodo et illi tibi .... Hoc enim iustum est: Honora parentem tuum et matrem tuam, quod est mandatum primum in promissione, ut bonum sit tibi et longeuus sis super terram. Et Cato dixit: Dilige non egra caros pietate parentes; nec matrem offendas, dum vis bonus esse parenti (Cod. lat. 14230, fol. 29 r a).

II.

Die seit Ambrosius von der Kirche aufgestellten sieben Haupttugenden, die *prudentia, justitia, temperantia, fortitudo, fides, spes, charitas,* werden in sieben achtzeiligen Strophen gefeiert, die sich in einem alten undatierten Drucke des Britischen Museums (Sign. Tab. XI. b. 1) befinden, der nach dem *Catalogue of Early English Books to 1600, Vol. III, S. 1547* vermutlich in London um 1500 mittelst Holzplattendruckes hergestellt ist. Es

[1] Die Cambridger und Oxforder Handschrift weist folgende Sinnvarianten in dieser Strophe auf: 8 *that*] *god and* CO *thi*] *the* O — 9 *obserue*] *preserue* C — 10 *Fayle not þis for no maner nede* OC — 11 *therfore*] *for that* O — 12 *that* f. OC *swerre*] *to swerve* C — 13 *to* f. O *he* f. OC — 14 *þerfor kepe þi name fro* O, *therfor euer kepe the fro* C *of* f. OC — 15 *Thy faþir also and moþir þou honure* OC (*also* vor *thy*).

ist dies ein einzelnes Blatt, das oben, unten und auf der rechten Seite arg beschädigt ist. Die Verse sind in zwei Kolumnen gedruckt in der Weise, dafs die vier ersten Zeilen jeder Strophe links, die übrigen rechts daneben stehen. Da die Beschädigungen des Blattes den Text stark angegriffen haben, sehe ich von einer Mitteilung des Ganzen[1] ab und lasse hier als Beispiel nur die Strophe der *Spes* folgen:

[*H*]ope.

[*Wh*]at man that doth nat vnto me enclyne,
[*To*] hel dongeon damned is perpetually
[*Ex*]tremely priuate of the grace diuyne.
[*Th*]erfore, man mortal, se thou thy mynde aply
Vnto me, hope, whych by any policye
Bringe man, that erst was damned by synne,
For to beholde our sauyour eternally.
Beholde what profite a man by me doth wynne.

III.

In Anlehnung an die sieben christlichen Tugenden finden wir sieben weltliche empfohlen in den unten stehenden Chaucer-Strophen, die mir aus folgenden Handschriften des 15. Jahrhunderts bekannt sind:

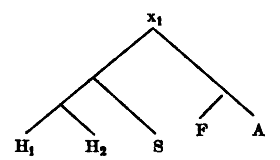
1) H_1 = Harleian 2251, fol. 160^r.
2) H_2 = Harleian 4733, fol. 124^r.
3) S = Ashmole 59, fol. 70^v.[2]
4) F = Cambridge, Un. Libr. Ff. I. 6, fol. 151^r.
5) A = Arundel 168, fol. 14^r.

Diese fünf Handschriften bieten sämtlich einen mehr oder weniger verderbten Text. Indes sind die Fehler nicht der Art, dafs sie die Aufstellung eines unanfechtbaren Stammbaumes der Handschriften ermöglichten. Beweiskräftig für das Abhängigkeitsverhältnis ist eigentlich nur Vers 27, der leider in S ganz fehlt: die Handschriften H_1 und H_2 haben hier den Fehler *promise* gemeinsam gegenüber der von A und F überlieferten Lesart *provinces,* die schon durch das parallel stehende *citee* als richtig

[1] Herrn Moritz Werner verdanke ich eine Abschrift der 7 Strophen.

[2] Eine Abschrift von S verdanke ich der stets hilfebereiten Liebenswürdigkeit von Fräulein Toulmin Smith.

erwiesen wird. Die hieraus zu folgernde Zusammengehörigkeit von H_1 und H_2 wird durch einen zweiten gemeinsamen Fehler in V. 12 bestätigt. Weitere Fehler teilen H_1 und H_2 mit S (s. V. 3. 20. 32. 39), ein Beweis, dafs diese drei Handschriften den beiden anderen gegenüber eine Gruppe bilden. Dafs auch A und F auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, wird durch ihre übereinstimmenden falschen Lesarten in V. 13 und 25 wahrscheinlich gemacht. Die fünf Handschriften liefsen sich also zu folgendem Schema anordnen, in dem wegen V. 24 (s. die Anmerkung dazu) x_1 noch nicht das Original darstellen dürfte:



Die Überlegenheit der Gruppe FA, die wir oben in V. 27 hervortreten sahen, zeigt sich auch durch die besseren Lesarten in V. 3. 20. 32. [38]. 39. [49], wenngleich wir nicht leugnen können, dafs in V. 13. 25. 28 die Lesungen von S H_1 H_2 vorzuziehen sind. Die von offenbaren Textverderbnissen freieste Handschrift ist A, welcher ich daher in zweifelhaften Fällen gefolgt bin, obgleich ich sie ihrer sehr flüchtigen, schlechten Orthographie wegen nicht als Grundlage des Textes nehmen mochte. Ich habe daher die Orthographie der vermutlich ältesten Handschrift, S, zu Grunde gelegt, trotzdem dafs gerade dieses Manuskript infolge der bekannten Shirleyschen Besserungssucht die meisten Sonderlesarten aufzuweisen hat (so V. 3. 6. 7. 8. 9. 10. 14. 19. 24. 47). Bei jeder, auch der geringsten Abweichung von S habe ich in dem unten folgenden kritischen Texte durch ein Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen.

Das Alter der Handschriften sowie der bereits etwas gelockerte rhythmische Bau der Verse verlegen die Abfassung des Denkmales in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dafür, dafs ungedecktes End-*e* noch zu sprechen sei, fehlt es an einem beweisenden Beispiele; für die Infinitive *holdë* (V. 19) und *makë* (V. 39) sind vielleicht richtiger die Nebenformen *holden* und *maken* einzusetzen. Ob die Verse englisches Originalwerk sind

oder eine Übersetzung, wie der Titel in S anzudeuten scheint, vermag ich nicht anzugeben.

[Here nowe foloweþe þe doctryne of many gret clerkes approved, made in baladewyse and translated oute of diuers langages in to englisshe.]

Prudencia.

By sapience tempre þy courage.
Of hasty yre daunte þy passyouns.
3 *Differre vengeance *till þy wrath aswage.
Reverence þe goode *for þeire condiciouns.
Punisshe paciently þe *transgressiouns*,
6 Of men misruled *redressing þeire *errour,
Mercy *proferryng, or þou do *rigour.

Iusticia.

First in þy *mesure look þer be no lak.
Of þy *weight holde iustely þe ballance.
10 Be truwe in rekennyng; sette no *somme abak.
And in þy woorde late be no variaunce.
Of cheer be sadde, demure of governance.
13 Sette folke at *reste and apees al trouble.
Beware of flatereres and of *tunges double.

Temp*er*ancia.

Thinges past remembre and wele devyde;
Thinges present *considre and wele governe;
17 For thinges comyng prudently provyde.
Payse matiers, or þou deme or discern.
Lat right in causes holdẽ *þe lantern.
20 By-twene *frende and *foo stonde even *and egal.
And for no meedẽ be not parcyal.

Die Prosa-Überschrift nur in S; ebendort findet sich am Kopf von fol. 71r der Titel: Doctrynes of wisdame. Die Namen der Tugenden stehen in S und H_1 auf dem Rande, in A und H_2 über jeder einzelnen Strophe — 1 *tempe* A | *courage* S, *corage* d. übr. — 3 *differe*] *suffre* S | *till* A, *tyl* F] *to* d. übr. | *wragh* H_2 | *assuage* H — 4 *gode* A, *good* H | *for*] *and* S, *sone* F | *þeire*] *there* A — 5 *ponyshe* A — 6 *mysreulid* H, *dissreuled* F | *redressing*] *redresse* S | *þeire*] *þer* A | *errours* S — 7 *proferryng*] *preserve* S | *rigour*] *errours* S — 8 *mesures* S — 9 *wight* S — 10 *truwe* S, *true* A, *trewe* d. übr. | *summe* H, *soine* S | *abakke* H_1 — 11 *late*] *lete* A, *let* H — 12 *chiere* H_1 | *demure of*] *and demure* H_1, *and demure of* H_2 — 13 *rest* SF, *peas* H_1 | *and* f. F | *appees* H_2, *appese* F, *pease* A, *rest* H_1 | *al*] *all the* F, *of* A | *trobull* A — 14 *flatereres* S, *flaterers* d. übr. | *tongis* H_2, *tunge* S | *dobull* A — 15 *passed* AFH_1 — 16 *thyng* FH | *consider* S | *gouene* H_2 — 17 *thyng* H_1 — 18 *peise* H_2, *peyse* H_1 | *maters* A | *deme*] *dome* H_2 | *decerne* F — 19 *late* H_1, *lett* A | *cause* H | *hold* A | *þe*] *þee þe* S | *lantarne* H_2 — 20 *betwene* H, A | *frendes* S, *frendys* H_2, *friendis* H_1 | *foon* S$H_1$$H_2$ | *stand* AH_1 | *and*[2] f. SH_1 — 21 *nat* H_1

Discrescioun.

Discrecioun, moder *and *princesse
Of alle vertues to governe hem and guye,
24 *Illumineþe with light of hye noblesse
Crownis of kynges, halt vp þeire regalye,
Conserveþe reames by prudent pollecye,
27 Causeþe provinces and euery grete citee*
To contynue in longe prosperite.

Raysoun.

Þis *emperyse, veray celestiall,
Moost *angelik of countenance and chere,
31 To rule man, *þat he be not bestiall,
*Yave him reson, *hir owen doughter deer,
*Princesse *of *prynces, moost souerein *and entier,
34 *To *bridle in man þe froward voluntee,
Þat he not erre by sensualitee.

Plesance *and Gode Wille.

Þis faire ladye, whiche cleped is *Plesaunce,
And eek good wille, hir owen doughter deere,
38 Besecheþe alle folke affter *suffisance
With al þeire *hertes to make *right gode chere
With suche desporte, as þey fynden here,
41 And þat hem list benignely advertyse:
Who þat is welcome, haþe all, *þat* may suffyse.

Überschr.: *disorecio* H_2 — 22 *modir* A, *modre* H_2 || *and princesse*] *of princes* S H_1 — 23 *hem* f. A || *gye* H_2 — 24 *and illumynethe* H_1 H_2 A F, *þat illumieþe* S || *hygh* H_2, *high* A F H_1 || *nobles* H_1 — 25 *of*] *and* A || *halt* F, *haldeþe* S, *holt* H_1, *hold* A, *and holdesth* (mit durchgestrichenem *s*) H_2 || *þeire*] *þer* A, *the* F — 26 *realmes* H_1, *revmes* F, *royalmes* A — 27 f. S || *provinces*] *promisse* H_1 H_2 (Korr. am Rand *prouynces*) — 28 *longe* vor *in* A, vor *to* F — Überschr.: *Raysoun* S, *Resoun* H_2, *Reason* H_1 — 29 *emporyse* S, *empresse* F, *emprice* A, *emprise* H_1, *empryse* H_2 — 30 *aungelik* H_2, f. S || *chiere* H_1 — 31 *reule* H_2, *rewle* F || *þat* f. S F || *he* f. H_1 || *nat* H_1 — 32 *yaf* A, *yave* F, *and yave* H_1 H_2, *and þave* S || *reason* H_1 || *hir* A] *his* d. übr. || *owen* S, *oune* H_2, *owne* d. übr. — 33 *Pryncesse* F H_2, *Princes* H_1, *Princis* S, *Prynce* A || *of* f. S || *princes*[2] A, *pryncesse* S H_1, *pryncesses* F H_2 || *and* f. S || *entere* A — 34 *to*] *the* H_1 S F || *bridel* H_1 F, *bridell* S, *brydyll* A H_2 || *in*] *of in* H_1 || *frawarde* A || *voluntye* H_2 — 35 *nat* H_1 || *censualitye* H_2, *consualite* F — Überschr.: *and* f. S H_1 — 36 *cleped*] *called* F || *plaisaunce* S — 37 *hir*] *her* F || *owen* S, *owne* d. übr. — 38 *Beseches* H_2 || *folke* F S, *folkes* d. übr. || *after* A, *after their* d. übr. || *sufficiaunce* H_1 — 39 *thair* F, *þer* A || *hertus* S, *herte* H_1 H_2 || *right* f. A F S || *chiere* H_1 — 40 *fynden* S H_1, *fynde* d. übr. — 41 *hem*] *theym* H_2 || *lyste* H_2, *luste* F || *benyngly* H_2, *benyngnely* H_1 F || *to aduertise* H_2 — 42 *suffice* A F H_1

Curtesye and Nurture.

Þis goode ladye, called curteisye,
And hir sustre, *which named is nurture,
45 By þeire office longinge to genterye,
Lowly *requere *to every creature,
Als fer *as might and power may endure,
48 With hole herte, body, wille and mynde
To be contente with suche as þey *may fynde.

Anmerkungen.

Zu V. 3. Ob *till* wirklich die richtige Lesart ist, mufs zweifelhaft bleiben, da auch *to* im 15. Jahrhundert in diesem Sinne gebraucht wird.

Zu V. 24. Wegen Unterdrückung des überlieferten *and* vor *illumineþe* vergleiche den ganz analogen Fall in V. 32, wo indes zwei Hss. das Richtige bieten.

Überschr.: *Norture* A H_1, *and* f. H_1 — 43 *curteisye* S, *curtesy* d. übr. — 44 *hir*] *her* F || *suster* A, *sustir* H_1, *sistre* H_2 || *whice* H_2, f. S || *norture* A, *noreture* H_1, *nature* F — 45 *thayr* F, *þer* A || *jentrye* F H , *gentrye* A H_1 — 46 *requeren* S, *require* F H_1, *requyreth* A, *requiren* H_2 ' *to*] *til* S, f. H_2 — 47 *als* S, *as* d. übr. || *ferre* H_1, *far* H. || *as*[2]] *and* S — 48 *hool* A — 49 *contet* H. || *þey*] *ye* H_1 || *may* A] f. d. übr. — *Explicit* F

IV.

Der lateinische Hexameter '*Quatuor infatuant: honor, aetas, femina, vinum*' (Fairfax 16, fol. 196; Harl. 7578, fol. 20) scheint öfter im 15. Jahrhundert zu einer Chaucer-Strophe ausgesponnen zu sein. Zwei solcher Strophen, die jedenfalls auf Originale des 15. Jahrhunderts zurückgehen, sind uns in Stowes Chaucer-Druck vom Jahre 1561 aufbewahrt und von Skeat in seinen *Chaucerian and Other Pieces* S. 297 (*Three Sayings, A* und *B*) neugedruckt. Eine dritte ist mir aus dem Harleian MS. 4733, wo sie sich an obige Einschärfung der sieben Tugenden auf fol. 124v anschliefst. Sie lautet folgendermafsen:

Foure thy*n*gys, that make a man to falle.[1]

Worship, women, wyne, and[2] vnweldy age
Make me*n*n fonne for lak of thir resons:
Elde causith dulnesse and dotage;
Worship causeth chaunge of condicions;
Excesse of wyne blyndeth discrescions;

---

[1] *Falle* ist von anderer Hand durchgestrichen und *fonne* (wohl aus Z. 2) daneben geschrieben. [2] Wohl besser zu streichen.

And bokes, that poetys wrote and radde,
Seyn, that women most make men madde.[1]

Die Behandlung des End-*e,* welches, abgesehen von nichts beweisendem *makë* (Z. 7), nur in *Eldë* (Z. 3) noch zu sprechen ist, zusammengehalten mit der Zeit der Aufzeichnung, die in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts zu verlegen, weisen die Abfassung noch in den Anfang des 15. Jahrhunderts.

V.

Wenden wir uns von dem öden Wortschwall der Chaucer-Strophen des 15. Jahrhunderts früheren Zeiten zu, so läfst uns die schlichte Einfachheit und Knappheit des besser für Didaktik sich eignenden Reimpaares wie in frischer Feldluft aufatmen; zwar herzlich alltäglich, aber doch wenigstens gesund. Ein neues Beispiel hierfür bieten die in je einen Viertakter gebrachten 'Zehn Gebote', welche in sehr kleiner, zierlicher Hand bald nach 1300 in einen lateinischen Miscellankodex des Trinity College zu Cambridge (B. 1. 45, fol. 42 r) am Schlusse einer englischen Homilie[2] eingetragen sind. Da sie sich mitten in lateinischer Umgebung befinden, scheinen sie, ebenso wie die zweite[2] englische Homilie auf fol. 24 v, bisher nicht beachtet zu sein. Die in der Handschrift als fünf Langzeilen geschriebenen Kurzverse lauten folgendermafsen:

Ne haue þou no god botin[3] on.
Idel oth ne suere þou non.
Halidai þane schalt tou iemen.
Fadir *and* moðir þou salt quemen.

---

[1] Des Rhythmus wegen möchte ich umstellen: entweder *móst men mákë mádde* oder *mákë móst men mádde.*

[2] Beide Homilien beabsichtige ich gelegentlich zu drucken. Ich will hier nur darauf hinweisen, dafs die erstere, auf fol. 41 v — 42 r, uns einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Volksliedes enthält. Als Predigttext schickt sie nämlich folgende Verse voraus:

Atte wrastlinge mi lemman i ches [Hs. *iches*]
And atte ston-kastíng i hím for-les,

die offenbar den Anfang eines Volksliedes bilden, wie aus dem weiteren Wortlaut der Homilie hervorgeht: '*mi leue frend, wilde wimmen* and *golme* [d. i. *gol men*] *í mí* [Hs. *ímí*] *contreie, wan he gon o þe* [Hs. *oþe*] *ring, among manie oþere songis, þat litil ben wort, þat tei singin, so sein þei þus: Atte wrastlinge mi lemman &c.*' Wegen des Reigensingens vgl. Gummere, Old English Ballads, Boston 1894, S. LXXIX.

[3] Lies *bot,* wie in Z. 6.

Ne reue þou no man his lif.
Ne haue þou bot tin owene wif.
Be neiþir þef ne þefis fere.
Ne fals witnesse þat tu ne bere.
Þi neiebores housis ierne þou nout,
Ne wif ne maid*in* ne his aut.

Sehr ähnlich der vorstehenden Version ist der Dekalog in lateinischen Hexametern, den Zupitza im Archiv LXXXV, S. 436 aus Rawl. C. 813, fol. 33ʳ (zweites Viertel des 16. Jahrhunderts) abgedruckt hat.

Zum Vergleich mag man noch folgende Versversionen des Dekalogs heranziehen:

a) in kreuzweis reimenden Viertakter:

1) Harl. 655, fol. 90 (ed. Zupitza, Arch. LXXXV, S. 44 ff.; vgl. ibid. S. 292) und Lambeth 1853 (ed. Furnivall, Hymns to the Virgin and Christ, S. 104 ff.);
2) Jesus College, Cambridge, Q. T. 3 (ed. Halliwell, Rel. Ant. I, 49 f.) und Ashmole 61, fol. 16ᵛ (ed. Zupitza, Arch. LXXXV, S. 46 ff.);
3) Salisbury MS. (ed. Thompson, Engl. Stud. I, S. [illegible]); 214.

b) in Chaucer-Strophen:

4) eine umfangreiche Paraphrase mit Exempel-Geschichten in Laud 416, fol. 1ʳ—35ʳ (12 Strophen daraus in Rel. Ant. II, S. 27 ff.).

Natürlich sind die 'Zehn Gebote' sehr oft in versifizierte moraltheologische Trakte eingefügt, von denen ich hier absehe.

VI.

Dieselbe Cambridger Handschrift (B. 1. 45) bietet auf fol. 24ʳ weitere fünf Zeilen englischen Textes eingesprengt, merkwürdigerweise dieselben, welche auch in einer Handschrift der *Ancren Riwle,* Cotton MS. Cleopatra C. VI (aus dem 13. Jahrhundert), auf den unteren Rand von fol. 21ᵛ gesetzt sind. Da sie ebenfalls didaktischen Inhalts sind, mögen sie hier mit den Varianten der Cottonischen Handschrift (ed. Wright in Rel. Ant. II, S. 14 f.) folgen:

Liþir[1] lok and tuíngling[2],
Tiheng[3] and tikel*inge*[4],
Opin brest *and* síngíng,
Þeise mid-outi*n* lesíng,
Arin toknes of horeling.[5]

Mi leue leuedi[6], ne be þi wímpil[7] neu*er*e so þelu[8] ne so stroutinde[9], ne þi faire tail so long ne so trailende[10], þat tu ne schalt at eui*n*[11] [Hs. ateui*n*] al cuttid[12] bileui*n*[13] *and* tu[14] schalt to bedde go*n*[15] so nakid so[16] þu[17] were[18].

Varianten des Cotton MS.: 1 *Liþer* — 2 *tuinkling* — 3 *tihing* — 4 *tikeling* — 5 *horelinge* — In beiden Handschriften sind die Verse fortlaufend als Prosa geschrieben — 6 Diese Anrede fehlt C — 7 *winpil* — 8 *Ielu* (*u* [?] verwischt) — 9 *stroutende* — 10 *trailende* — 11 *at euin* — 12 *kuttid* — 13 *bileuin* — 14 *tou* — 15 *gon* — 16 *as* — 17 *tou* — 18 Wright ergänzt dahinter *borin*, wohl unnötigerweise.

In der Cottonischen Handschrift stehen unten links dann noch folgende Zeilen, die zwar schon Rel. Ant. II, S. 15 abgedruckt sind, aber hier genau nach der Handschrift nochmals Platz finden mögen. Daſs sie eine Auswahl der im Mittelalter so beliebten *Duodecim abusiones* darstellen, hat schon Schick, Temple of Glas, S. CLX bemerkt.

King *con*seil-les,
Bissop lore-les,
Wu*m*ma*n* schameles,
Holdman lechir,
Iongma*n* *tri*chur,
Of alle míne líue
Ne sau I worse fiue.

VII.

Am deutlichsten tritt der Unterschied des Mode-Metrums hervor, wenn dieselbe Vorlage im 14. und 15. Jahrhundert bearbeitet ist. Dies ist der Fall bei zwei Übertragungen einer französischen Spruchsammlung,[1] die selbst wieder Paraphrase einer lateinischen Vorlage ist und uns samt ihrer Quelle und einer ziemlich wörtlichen englischen Übersetzung im Vernon MS. fol. 307^{r}—309^{v} erhalten ist.

[1] Eine freie Übersetzung dieser Sammlung ins Holländische scheint, der ersten Strophe nach zu urteilen (gedruckt bei Priebsch, Die deutschen Handschriften in England, I, S. 176), das Bodleian MS. Canon. Misc. 278 auf fol. 104^{v}—110^{v} zu enthalten.

1) Die ältere englische Version, im Vernon MS. betitelt als *'Prouerbes of diuerse profetes and of poetes and of ouþir seyntes'*, findet sich aufser in dieser Handschrift in wenig abweichender Textgestalt auch noch im Harleian MS. 4733, fol. 30r — 40r (drittes Viertel des 15. Jahrhunderts), wo indes die lateinische und französische Vorlage fortgelassen ist. Sie enthält ungefähr 402 paarweis gereimte Viertakter, die zu Strophen von 4, vereinzelt auch 6 oder 8 Zeilen zusammengefafst sind. Jede Strophe trägt als Überschrift einen biblischen oder sonst in der mittelalterlichen Morallitteratur als Autorität geltenden Namen. Dafs diese Eigennamen in den verschiedenen Handschriften und Versionen nicht stets die gleichen sind, entspricht ganz der sorglosen Citier-Methode des Mittelalters, von der man sich am besten aus Sundbys Albertano-Editionen ein Bild machen kann.

Falls nicht arge Textentstellung vorliegt, mufs die freie Behandlung der Taktfüllung auffallen, welche das Denkmal metrisch an die Seite des Surtees-Psalters, Robert de Brunnes und Richard Hampoles (vgl. Schipper, Grundrifs der engl. Metrik S. 185) stellen würde.

Unter Fortlassung der französischen Einleitung lasse ich hier die sechs ersten Strophen dieser Version nach dem Vernon MS. mit den Sinnvarianten der Harl.-Hs. folgen:

Dauid.

Inicium sapiencie timor d*omi*ni.
Li sages dit en soun lyuere,
Ke comencement de bien viuere
Sour tote rien est de doter
Dampnedieu e honourer.
Þe wyse mon i*n* his bok haþ þis[1] seying,
Þat þe bigi*n*nyng of good liuyng
Ouer alle þing is God to drede
And him to worshupe *with* al vr spede.

Salomon.

In bonis sit cor tuu*m* i*n* diebus iuue*n*tutis tue.
Le auctor dit, ke vostre entente
Deuez mettre en ta iuuente

[1] Die Hs. H liest *hat thy*

De touzt pecches vous retrere
E bones heueres vser e fere.
Þis auctor seiþ verreyment,
Þat in þi ȝouþe *þou* schalt do þin entent
To wiþ-drawe þe fro sinnes euer mo
And goode werkes vse and do.

[*Salamon*[2]]

Audendo crescit v*irtus*, tardando timor.
Ou plus targez de bien ouerer,
Plus serrez pourous de comencer:
Par comencement vertu acrest
E par targer retret est.
Þe lattor þou art of good worching
Þe more feruol[3] *þou* schalt be of biginnyng:
For þorw biginnyng v*er*tu encresceþ,
And þorw latschipe hit is w*ith*-drawe *and* ceseþ.

Isayas.

Sola vexacio dabit intellectum.
En trauaile mettez cors e quer
Pur la parole dieu oyer;
Kar par parole l'en quert sen,
E par sen se garde l'en.
In trauayle set bodi and herte i-fere
Godes word[4] ay wel to here;
For þorw word lernen wit[5] men,
And be wit men kepen hem þen.

Salamon.

Qui odit corrêpcione*m*, i*n*sipie*n*s erit; melius
e*st* eni*m* a sapie*n*te corripi q*uam* a stulto adulari.
Si vous hayez de estre reprys,
& se[6] *serrez iaumies ben apris;*
Meux vaut tenson de veir disour
Ke deceyte de lousengour.
Ʒif you[7] hate to be repreyuet[8] auht
Schalt þou neu*er* be wel i-tauht;
Bettre is chidyng of a soþ-seyere
Þen deceyuyng of a losyngere[9].

---

[2] Die Überschrift nur in H — [3] *ferefull* H; wahrscheinlich ist das folgende *þou schalt* zu tilgen — [4] *werkes* H — [5] *with lernen* H — [6] Nach Suchier, dem ich eine Durchsicht des französischen Textes verdanke, *& se* vielleicht verlesen für *Ne* — [7] *thu* H — [8] *reprevyd* H — [9] *lesyngere* H

Ieremias.

Confessori monstra delictum.
Si vous auez de ren meffet
E puis defendez vostre fest,
Pluis est dieu de ceo greue
Ke eynz ne fust de pecche.
Ȝif þou hast don aȝeyn God amis
And after defendest hit i-wis,
God is more greuet[10] of þ*at* def*en*dyng
Þen of þe furste sinigyng[11].

Iacob.

N*on* e*st* hic aliud n*isi* dom*us* dei *et* porta celi.
Souent hauntez les mosters
E la dieu priez volunters;
La porte de ciel oy nomer,
Par ou vous *couent le cel entrer.*
Ofte to churche loke þow sterte
And prei þer to god w*ith* al þin herte;
Þe gate of heuene I haue herd hit cald[12]
Be þe whuche i*n* to heuen entre þ*ou* schalt.

2) Die jüngere Übersetzung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist mir aus zwei Handschriften bekannt:

H = Harleian 2251, fol. 156ᵛ—167ʳ,

S = Ashmole 59, fol. 84ᵛ—98ʳ (vor 1456 geschrieben).

Die Vierzeilen der französischen Vorlage sind hier in das Prokustes-Bett der siebenzeiligen Chaucer-Strophe gestreckt, wodurch das Ganze unglaublich verwässert klingt. Über den Verfasser der englischen Version erfahren wir aus der viertletzten Strophe, daſs er ebenso wie sein (französischer oder lateinischer) Gewährsmann *'John'* hieſs. Der Identifizierung dieses *'John'* mit dem emsig reimenden Mönche von Bury steht, soweit ich sehe, nichts im Wege, zumal beide Handschriften zahlreiche, unzweifelhaft Lydgatesche Stücke enthalten.

Anfang und Schluſs dieser Version folgt hier nach der Handschrift H mit den Sinnvarianten von S, das auch hier wieder Shirleys willkürliche Änderungen aufweist.

Es sei noch bemerkt, daſs die lateinischen Sprüche in H

[10] *greuyd* H — [11] *syngyng* H — [12] *clat* H

auf dem äufseren Rande stehen, während S nur die Personennamen enthält, und dafs S folgende Überschrift bietet: *Here folowen nowe þe seyinges of wysemen, of prophetes, of poetes, of philosophres, of hooly men, of gret and autorysed clerkes of þe olde testament and of þe newe.*

The tyme approched [1] of necessite
To reherse the marterial sentence,
Whiche afore althynges iust equite [2]
In [3] the principle of al sapience
To drede god by mannes providence,
As seyn these sages in theyr bookis olde:
Hym to [4] drede and honure we sholde.

And other [5] rehersith, that this juvyn age [6]
With cordial hertis aspeccioun [7]
To parfitnesse shuld sette yongly [8] corage,
Theyr [9] wil, theyr thought, and theyr entencioun
Theyr cryminal vices withdraw echon, [10]
Theyr yowth in goodenesse theyr dayes contynue [11]
And the draughtis voyde [12] of wronges [13] fortune.

The more ye withdrawe to werke [14] werkis gode,
The soner shal [15] ye drede it to comence;
By a begynnyng vertu cresith [16] his broode
And [17] by taryeng hym self drawith [18] thence.
The vertu of Crist hath euer his crescence.
In taryeng is oft full grete drede,
Where a begynnyng causith vertued [19].

— — — — — — — —

If i durst presume or take oon [20]
My name to reherce as [21] to youre highnesse
Myn auctor and I both bien named John [22]
Lyke as the frenge [23] sayde it expresse [24]
To pray for vs, that we come by processe [25]
Vnto the right wey of saluacioun
After this worldly peregrinacioun

---

[1] *approcheþe* S — [2] *Whiche þat tofore al equite* S — [3] *Is* S — [4] *for to* S — [5] *A noþer* S — [6] *juventage* S — [7] *affeccioun* S — [8] *youþely* S — [9] *þere* S — [10] *everychoone* S — [11] *In goodnesse and youþe þeire dayes to contuyne* S — [12] *voyde* hinter *And* S — [13] *wronwyse* S — [14] *to werke*] *youre* S — [15] *shoule* S — [16] *crescit* S — [17] f. S — [18] *soo dr.* S — [19] *vertuhede* S — [20] *on hande* S — [21] f. S. — [22] *Johan* S — [23] *frenshe* S — [24] *in expr.* S — [25] *may come expresse* S

Thus don and writen the translacioun [26]
Effectuelly after my symplesse [27]
From [28] frensh to [29] inglyssh by estymacioun
As nygh as mynde cowde [30] make it degresse [31],
Curiously conveyeng the processe.
All be it [32] the frenssh in foure staves be,
The ynglissh sevyn kepith in [33] degree.

The frensh dites the latyn done [34] procede,
Lyke-wise the ynglissh theym [35] both [35] doth passe.
The matiers to fulfille forth must procede [36],
Suffre augmentacioun [37] to shewe hir face
By addiciouns to [38] make hir purchace [39].
For this metre wil non other applie [40]
But in staves seven ben [41] sette redilye.

And though appensis [42] shewe hir largesse
In this prouerbiall ditees sentence
By addiciouns [43] the matier encresse [44],
I trust as to mannys [45] intelligence
It nat defouled is [46] .as [47] by violence,
Though lewde [48] vnkonnyng necligence
On me have [49] kythed, theyr huge mayster in existence [50].

---

[26] Am Rande *Verba auctoris* S — [27] *promesse* S — [28] *owte of* S — [29] *þus in to* S — [30] f. S — [31] *made his disgresse* S — [32] *Al þaughe* S — [33] *in his* S — [34] *doþe* S — [35] f. S — [36] *þus mot nede* — [37] *þabinentacioun for to* S — [38] *eke to* S — [39] *pace* S — [40] *wyse plye* S — [41] f. S — [42] *a prentyse* S — [43] *þadd.* S — [44] *do encr.* S — [45] *as to m.*] *it weele þat to mans* S — [46] hinter *It* S — [47] f. S — [48] *symple* S — [49] *haþe* S — [50] *theyr* bis *exist.*] *hire vyolence* S.]

Würzburg. Max Förster.

Eine neue Quelle für Lewis' 'Monk'.

Wer sich mit den Quellenverhältnissen von Lewis' bekanntem Roman beschäftigt, dem hat der Verfasser die Arbeit einigermaſsen erleichtert. In dem 'Advertisement', das dem 1. Bande des 'Monk' vorgedruckt ist, nennt er eine Reihe von Schriften, die ihm als Vorlagen gedient haben, und fügt hinzu: 'I have now made a full avowal of all the plagiarisms of which I am aware myself, but I doubt not, many more may be found of which I am unconscious.' Eine von diesen letzteren soll hier nachgewiesen werden. Lewis erwähnt a. a. O. die Geschichte von der blutenden Nonne als eine Sage, die in manchen Gegenden Deutschlands noch bekannt sei, und nennt speciell die Burg Lauenstein (an der Grenze von Franken und Thüringen) als den Ort, an den sie sich knüpft. In den von mir durchgesehenen Sammlungen thüringischer und fränkischer Sagen habe ich eine auch nur entfernt ähnliche nicht entdecken können. Als ich nun im vergangenen Sommer in der betreffenden Gegend Nachforschungen anstellte, hatte der gegenwärtige Besitzer der Burg, Herr Dr. Meſsner, die Güte, mich auf eine Erzählung bei Musäus aufmerksam zu machen. Bei näherer Untersuchung ergab es sich sogleich, daſs hier in der That die Quelle von Lewis vorliegt.* Die Geschichte steht unter dem Titel 'Die Entführung: eine Anekdote' in den 'Volksmärchen der Deutschen', 5. Teil (Gotha

* Es ist hier daran zu erinnern, daſs Lewis im Sommer 1792, also wenige Jahre nach dem Erscheinen der Volksmärchen, in Weimar (Musäus' Wohnort) sich aufgehalten hatte.

1787), S. 247—276. Ihr Inhalt ist in Kürze folgender: Im Schlofs Lauenstein wird einmal während des Dreifsigjährigen Krieges eine Abteilung Wallensteiner einquartiert. Einer der Offiziere, der schöne Fritz genannt, verliebt sich in die Tochter des Schlofsherrn und findet Gegenliebe. Da die Einwilligung der Mutter mit Rücksicht auf die unbekannte Abstammung des Freiers nicht zu erwarten ist (der Vater kommt neben ihr nicht in Betracht), so müssen die Liebenden zu einer List ihre Zuflucht nehmen. Sie wissen, dafs seit langer Zeit in dem Schlofs das Gespenst einer Nonne sich sehen läfst und zwar regelmäfsig jedes siebente Jahr am Allerseelentag. Da dieser Termin zufällig nahe gerückt ist, wird beschlossen, dafs das Mädchen die Rolle des Gespenstes spielen soll; so hofft sie ungehindert mit dem Geliebten entfliehen zu können. Als es zur Ausführung des Planes kommt, erscheint das Mädchen zu spät, an ihre Stelle ist das Gespenst getreten, das nun von dem Offizier entführt wird: die Pferde gehen durch, der Wagen schlägt um, der Offizier wird herausgeschleudert und verliert die Besinnung. Als er erwacht, ist seine Begleiterin, die Nonne, verschwunden; sie kehrt aber von nun an immer um Mitternacht wieder und peinigt ihn. Von ihr wird er erst durch einen Wachtmeister seines Regiments, der sich auf das Geisterbannen versteht, befreit. Dieser citiert das Gespenst in der Mittagsstunde und verbannt es in eine hohle Weide in einem einsamen Thale. Drei Jahre später kommt der inzwischen zum Obersten beförderte Offizier wieder nach Lauenstein, klärt das Mifsverständnis auf und gewinnt die Hand der Geliebten.

Diese Geschichte hat Lewis — natürlich mit einigen durch die Fabel seines Romans bedingten Änderungen — in allen wesentlichen Zügen sich angeeignet. Der Ort der Handlung ist das Schlofs Lindenberg irgendwo im Bayrischen, die Zeit ist ganz unbestimmt gelassen. Da Lewis die in Deutschland spielende Nebenhandlung mit der Haupthandlung in Spanien zu verknüpfen hat, mufs das Liebespaar spanischer Abkunft sein: ebenso die Baronin von Lindenberg, die Tante des Mädchens, welche die Stelle der Mutter vertritt. Ihr Gemahl wird wie bei Musäus als träge und unbedeutend geschildert. Die Abweisung des Bewerbers wird dadurch motiviert, dafs die Baronin infolge eines

Miſsverständnisses glaubt, sie selber sei der Gegenstand seiner Zuneigung. Die Entführungsscene verläuft bei Lewis genau wie in seiner Quelle; so sind z. B. die Verse, die der Liebhaber spricht, wörtlich übersetzt. Nur ist bei Lewis das Bestreben sichtbar, alles möglichst in grausiger Beleuchtung darzustellen, während bei Musäus bekanntlich das Ganze auf einen humoristisch-satirischen Ton gestimmt ist. Im englischen Roman muſs die Nonne mit einem Dolch bewaffnet erscheinen, ihr Gewand ist mit Blut befleckt. Im Moment, wo der Wagen umgeworfen wird, bedeckt sich der Himmel mit finsteren Wolken, die Blitze zucken und der Donner rollt. Die nächtliche Erscheinung der blutenden Nonne wird in grellen Farben gemalt. Die Befreiung von dem Plagegeist geschieht durch keinen geringeren als — den ewigen Juden, der hier als episodische Figur auftritt. Durch seine übernatürlichen Gaben durchschaut er den ganzen Zusammenhang und belehrt den jungen Spanier, daſs diese gespenstische Nonne aus seinem Geschlecht stammt. Sie hat sich von einem Vorfahren des Schloſsherrn nach Deutschland entführen lassen und mit ihm ein lasterhaftes Leben geführt; dann hat sie sich dem jüngeren Bruder in die Arme geworfen und ihm zuliebe den älteren umgebracht. Sie fällt dann selbst von der Hand des neuen Liebhabers, und ihre Gebeine modern in einer Höhle in der Nähe des Schlosses. Ehe sie nicht in der Familiengruft in Spanien beigesetzt ist, kann sie keine Ruhe finden. Ihr Nachkomme verpflichtet sich, dafür zu sorgen, und wird nun von der Heimsuchung durch das Gespenst befreit. Diese Details hat Lewis schwerlich frei erfunden, sondern irgend einem Roman entnommen, der noch nachzuweisen sein wird.

Berlin. Georg Herzfeld.

Le courtisan dans la littérature française

et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

II.

(Fortsetzung statt Schlufs.)

Monsieur de Balzac met la scène de son *Aristippe ou de la Cour* en mil six cent dix-huit (je suis l'édition de 1658) et dans ses discours il fait semblant de rapporter les conseils d'un gentilhomme de ce nom, français de naissance et originaire d'Allemagne, conseils qu'il aurait donnés au Landgrave de Hesse et que l'auteur se serait donné la peine de transcrire. Ce qui rattache l'œuvre de Balzac à ces notes du grand cardinal que je viens de citer, c'est que l'écrivain français assure que son livre mérita les éloges du grand Armand et qu'il fut reçu, avec beaucoup de reconnaissance, par la reine Christine de Suède, à laquelle il l'avait dédié. Il s'agit, en effet, d'un ouvrage de beaucoup de mérite, spirituel et souvent profond à la fois; mais plutôt que de la formation d'un courtisan, il y est question d'un ministre d'état, avec des allusions plus au moins transparentes au grand ministre qui l'avait honoré de son approbation. Le peu qui se rapporte directement au courtisan consiste surtout en un éloge de l'amitié, vertu qu'il considère comme indispensable à son personnage. C'est une opinion singulière de certains philosophes affirmatifs, que le sage n'a besoin de personne, et que tout ce qui est separé de luy ne luy sert de rien. Par là ils ostent l'amitié du nombre des choses necessaires et luy donnent rang simplement parmi celles qui sont agréables. Mais ce n'est pas là l'avis de notre auteur, qui, de même que le Castiglione, exalte l'importance de ces liaisons si nécessaires et si utiles à notre cœur. Balzac se moque, avec beaucoup de verve, de la *suffisance* de certains gentilshommes, doués seulement d'une

science d'emprunt et qui se croient très rusés, parce qu'ils cachent leurs moindres actions. Un docteur politique qui les a sifflez et qui leur a mis dans la teste cinq ou six mots de nostre Tacite pour les alleguer cent fois le jour, sur toutes choses leur a recommandé le *secret* et la *dissimulation*. Cette leçon faite, ils font mystere de tout; ils ne s'expliquent que par des clins d'œil et par des mouvements de teste. Au moins ils ne parlent plus qu'à l'oreille ..; quoyque peut-estre ils ne fussent pas nez meschans, ils ont crû qu'il falloit le devenir, et se sont desfaits de leur conscience pour travailler avec moins d'empeschement aux affaires de l'estat. Leur orgueil et leur vanité les rendent ridicules, et il cite contre eux l'opinion d'Alexandre Piccolomini, lors que je fus le voir, passant à Sienne, et que je le trouvais sur le lit verd, dont parle monsieur de Thou. Balzac combat aussi certains conseillers spéculatifs, vivant dans les nuages, sans aucune connaissance de la vie réelle. Ces messieurs se figurent que, partout, il y a du dessin et de la finesse ... rien ne leur passe devant les yeux dont ils ne cherchent les sens mistique ou l'allegorique. Le prince n'est que trop entouré de ces conseillers rusés, qui ne se préoccupent que de leur succès personnel, ou d'autres trop prudents et timides, doués d'une sagesse stérile, ne sachant jamais envisager les choses sous leur aspect pratique. Après avoir cité deux vers de la *Jérusalem*:

Gran fabbro di calunnie, adorne in modi
Novi, che sono accuse e paion lodi,

il peint le calomniateur, qui vous sourit, tandis qu'il médite votre ruine, et il ajoute, avec une allusion à un ministre du pontife que je ne saurais déterminer au juste: que c'est particulièrement au Païs de ces deux vers, où il se trouve de ces excellens trompeurs, et il me souvient d'un des principaux ministres de la premiere cour de la Crestienté, qui estoit passé maistre en cette belle science. De si loin qu'il voyoit un homme à qui il venoit de rendre un mauvais office, il luy crioit à haute voix: *L'ho servita, signor.* Et avec ces maximes de piperie, il a gouverné fort longtemps le monde; il est parvenu à une extrême vieillesse, en ne refusant ni n'accordant rien; en ne disant ni ouy ni non; en recevant les deux parties avec la mesme serenité de visage. Qu'il meure donc, quand il luy plaira, ce Romain si peu digne de la vieille Rome, si éloigné de la candeur et de la sincerité de l'ancien Fabrice; on pourra mettre sur son tombeau, avec verité, qu'il a menti soixante et dix ans et que la comédie qu'il a jouée a duré toute sa vie. Il combat ouvertement ce qu'il appelle la vertu brutale ou la probité

passionnée, qui, au commencement il semble que ce soit vigueur et ce n'est que dureté; on la prendrait pour force et ce n'est que violence, et il expose ses maximes sur la vertu de la Cour, non sans beaucoup de scepticisme. Le monde a perdu son innocence, il y a longtemps. Nous sommes dans la corruption des siecles, et dans la caducité de la nature. Tout est foible, tout est malade, dans les assemblées des hommes. Si vous voulez donc gouverner heureusement, si vous voulez travailler au bien de l'Estat avec succez, accommodez vous au defaut et à l'imperfection de votre matiere. Desfaites vous de cette vertu incommode, dont vostre siecle n'est pas capable. Supportez ce que vous ne sçauriez reformer. Dissimulez les fautes qui ne peuvent estre corrigées. Ne touchez point à des maux qui descouvriront l'impuissance des remedes.... À la bonne heure, contentez, s'il se peut, l'honneur et la dignité de la couronne. Mais ne perdez pas la couronne, pour en vouloir conserver l'honneur et la dignité. Ne vous attachez pas de telle sorte à cet *Honneste*, sauvage, rigoureux et philosophique, que vous ne le quittiez si la necessité l'exige de vous, pour un autre *Honneste* plus humain, plus doux et plus populaire. Souvenez vous que la Raison est beaucoup moins pressée dans la Politique que dans la Morale; qu'elle a son estendue plus large et plus libre sans comparaison, quand il s'agit de rendre les peuples heureux, que quand il ne s'agit que de rendre gens de bien les Particuliers. Il y a (et ici l'imitation du Machiavel paraît évidente) des maximes qui ne sont pas justes de leur nature, mais que leur usage justifie. Il y a des remedes sales; ce sont pourtant des remedes; dans ces salutaires compositions il entre du sang humain, il entre de l'ordure et d'autres vilaines choses; mais la santé est encore plus belle que toutes ces choses ne sont vilaines ... Messieurs les Catons, ne soyez pas trop honnestes, ni trop justes ... En ce mauvais monde où nous vivons, quand on nous fait justice, imaginons nous qu'on nous fait grace. Malgré ces belles théories, où il y a quelque chose qui nous fait penser au *Misanthrope*, j'allais dire à *Figaro*, il recommande le plus grand respect pour le dehors de la vertu et l'apparence du bien, et puisque ce qu'il a dit se rapporte plutôt au bien de l'état qu'à celui du courtisan, il peut combattre ensuite, sans crainte de tomber dans une contradiction trop frappante, les mauvais courtisans, dont parle aussi le Castiglione (IV, 6), s'insinuant dans l'âme du Prince, dans le but de le corrompre pour en faire leur profit. Il n'est pas croyable de combien de charmes ils se servent, sans employer ceux de la Magie, dont le peuple ne laisse pas de les accuser. Bon Dieu! combien sont-ils ingénieux à inventer de nouveaux plaisirs à une âme saoule, et desgoustée!

Avec quelles pointes et quels aiguillons sçavent-ils resveiller la convoitise endormie, languissante et qui n'en peut plus! Pour cela ils ne manquent pas d'appetits extravagans, d'objets estrangers et de viandes inconnues. Ils en iroient plustost chercher jusqu'au bout du monde, jusqu'au delà des bornes de la nature.

Avec le sieur Faret,[1] celui que Boileau devait tourner en ridicule, nous nous éloignons beaucoup du style élégant et des pensées brillantes de Balzac. Nous retombons en pleine imitation. *L'Honneste homme ou l'art de plaire à la Cour* (Paris, 1630), composé par le courtisan du cardinal Richelieu, qui l'honora d'une certaine estime, est précédé d'une lettre dédicatoire à monseigneur frère unique du Roy et d'une autre à monsieur Puylorens, favori de monseigneur, le maître et le favori, comme on voit, car en adroit courtisan il ménage l'un et l'autre. Ces lettres donnent occasion à l'auteur de faire des déclarations très humbles sur son profond

[1] Vers la même époque (1631 Troyes) F. C. Marois composa son Triomphe de la vraye Noblesse, qu'il dédia à madame Anne de Gondy. Je me passe de l'examen de cet ouvrage, qui ne se rapporte pas à notre sujet, mais où l'influence des traités italiens touchant la noblesse est d'ailleurs très sensible. L'A. s'y propose d'étudier cette question en elle-même, y compris la renovation ou restauration de Noblesse apres le Deluge, aussi bien que les armoiries, l'origine de différentes familles, la noblesse et roture prouvée par plusieurs authoritez, savoir la Bible et les auteurs de la Grèce et de Rome, et les vertus et les études dont un gentilhomme ne saurait se passer.

Il en est de même des Instructions pour un jeune seigneur du chevalier de la Chétardie (Lyon, 1701) suivies de l'Instruction pour une jeune princesse, où il y a toutefois des considérations générales touchant l'art de la conversation, les bons mots ou plaisanteries, dont on fixe les caractères et les bornes, la culture de l'esprit nécessaire à un gentilhomme et les vertus qui nous distinguent à la Cour. Je rappelle les chapitres du premier livre, où l'Auteur déclare qu'une personne de qualité ne saurait faire fortune, qu'en vivant auprès de son roi, qu'à la cour il faut modérer son dépit et son impatience, que la vie d'un courtisan doit estre une continuelle étude de souplesse d'esprit ... et que pour réussir il faut une extrême application. Je rappelle aussi que La Chétardie conseille à son gentilhomme de cultiver la protection des ministres, dont l'importance ne pouvait échapper à une époque où le souvenir de Richelieu et de Mazarin était vif et présent, et qu'il ajoute de garder toujours une certaine infériorité vis-à-vis de son prince. Enfin il lui recommande une prudente libéralité et de ne jamais mettre le party des Dames contre soy. Ce sont là des choses qu'à l'époque où le chevalier de la Chétardie composait son livre, on avait répétées maintes et maintes fois soit en Italie soit en France.

attachement aux Princes, car, à son avis, tout le monde doit courber la tête devant ces personnes, en qui Dieu semble avoir imprimé certains caractères de sa gloire et de sa puissance et, ajoute-t-il avec un souvenir païen, comme les sacrifices à la divinité passaient jadis entre les mains des prêtres, ainsi ce que l'on offre aux rois doit être présenté par les personnes qui ont le bonheur de les approcher et de jouir de leur protection.

Le livre de Nicolas Faret n'est, au fond, qu'une imitation de celui du Castiglione, et en certains points on peut assurer qu'il n'en est qu'une paraphrase. Le courtisan de Louis XIII commence par nous faire une sorte de tableau de la Cour et par déclarer que si ce n'est l'ambition qui compose entierement les cours des Princes, on peut dire du moins que c'est elle qui les enfle, jusqu'à cette démesurée grandeur, qui fait bien souvent haïr aux souverains leur propre gloire, car les grands de la Cour ne sont, à tout prendre, que des astres qui reçoivent leur lumière du soleil, c'est-à-dire du Roi. On voit que le nom de Roi-Soleil a une origine assez ancienne. L'envie, l'avarice et l'ambition agitent cette mer orageuse, où souvent les bons font naufrage, et c'est pour cela que l'auteur se propose de donner des conseils, qui seront pour le jeune homme voulant se dédier au service du roi ce que la boussole est pour les gens de mer. Il expliquera partant les qualités les plus necessaires soit de l'esprit, soit du corps, que doit posseder celui qui se veut rendre agréable dans la Cour, sans prétendre pour cela vaincre cette fortune, qui joue pour lui, aussi bien que pour le Castiglione, un rôle on ne pourrait plus important. Les preceptes ne servent que de guide et n'executent rien d'eux-mêmes. La première qualité qu'il demande à son courtisan, de même que le Castiglione, est celle de la noblesse de naissance, car il me semble très necessaire que celui qui veut entrer dans ce grand commerce du monde soit nay gentilhomme et d'une maison qui ait quelque bonne marque, mais il ajoute aussitôt, en suivant de près son modèle, que cela n'exclut point quelques exceptions. Celui qui est noble reçoit de sa naissance une certaine grâce naturelle, que les gens du commun sont bien loin de posséder; son âme est plus ouverte au bien, car il se coule avec le sang certaines semences de bien et de mal, cet occulto seme, dont parle l'auteur italien (Corteg. I, 14). Il y a des gens qui ont le bonheur, continue Faret, de naître doués de toutes

les meilleures qualités physiques et morales, et ce sont ceux dont parle le bon Comte, qui, per favor delle stelle o di natura, nascono accompagnati da tante grazie, che par che non siano nati, ma che un qualche dio con le proprie mani formati gli abbia; et la distinction que Faret établit entre ceux-ci et les malheureux et ceux qui tiennent une sorte de milieu, est tirée elle aussi, presqu'à la lettre, du *Cortegiano* (ibid.). La profession du Courtisan doit être, bien entendu, celle des armes, il n'y en a point de plus honeste, ny de plus essentielle, puisque la plus part des autres choses qui lui sont requises, ne sont estimées necessaires qu'en tant qu'elles servent d'ornement à celle-cy, et en plagiant son modèle, il ajoute que son gentilhomme doit surtout viser à estre creu homme de conduitte et homme de bien, car ce mot signifie toute chose; que sa valeur doit être constante, parce que sa renommée est pareille à celle d'une femme, qu'une seule tâche peut obscurcir e come nelle donne la onestà una volta macchiata mai più non ritorna al primo stato, così la fama d'un gentilomo che porti l'arme, se una volta in un minimo punto si denigra per codardia o altro rimprocchio, sempre resta vituperosa al mondo e piena d'ignominia (Cort. I, 17). Ce courage ne doit pas donner la passion pour les duels, puisque c'est l'un des plus insuportables abus qui se soient coulez dans nostre siècle, de s'estre figuré, comme on a fait, que la pure et héroïque valeur consiste seulement à se battre. Le gentilhomme est aussi fort ridicule, lorsqu'il se donne des airs de fanfaron faisant mille grimaces et mille contenances farouches et ridicules pour espouvanter tout le monde et ne parlant que d'armes et de bataille. Tout cela est, comme nous avons eu l'occasion de le constater tout à l'heure, tiré du *Cortegiano*, ainsi que les remarques se rapportant aux chevaliers qui parlent d'armes aux dames et qui ont l'air de dédaigner la conversation, la danse, la musique et les autres exercices agréables et courtois. Le courtisan français a, chose étrange, le même corps que celui du Castiglione, un bon corps, de belle taille, plustost mediocre que trop grand, plustost gresle que trop gros, de membres bien formez, forts, souples, desnouez et faciles à s'accomoder à toutes sortes d'exercices de guerre et de plaisir, et il doit connaître tous les exercices se rapportant à l'art de guerre, estre bien à cheval, voltiger, rompre en lice, courre la bague, et tous les combats de barriere, de jouste et de tournois, y compris l'usage de toute sorte d'armes. Et le Castiglione: Vegnendo adunque alla qualità della persona, dico bastar ch'ella non sia estrema in piccolezza nè

in grandezza ... benchè, avendo da peccare nell' una delle due estremità, men male è l'esser un poco diminuto ... E perciò voglio che egli sia di bona disposizione e de' membri ben formato, e mostri forza e leggerezza e discioltura, e sappia di tutti gli esercizii di persona che ad om di guerra s'appartengono; e di questi penso il primo dover essere maneggiar ben ogni sorte d'arme a piedi ed a cavallo, e conoscere i vantaggi che in esse sono, ... (I, 20). Faret, toujours avec un accord admirable avec le Castiglione, dont je fais grâce au lecteur de citer tous les passages, veut encore s'il se peut (et cette concession est elle aussi du Castiglione), qu'il sache jouer du luth et de la guitarre ... qu'il entende la chasse, et qu'il soit adroit à la danse, à la paulme, à la lutte, à sauter, à nager, à tirer juste, parce que ce sont là des qualités qui rendent un homme accomply. Comme le Castiglione, il permet à son Courtisan de connaître les jeux de hazard qui ont cours parmy les grands, sans devenir pour cela vicieux et surtout sans se fâcher si la fortune lui est contraire, puisque les princes seulement, et cette considération est bien à lui, peuvent jouer et perdre beaucoup, ne pouvant leur condition ... estre (jamais) miserable. Quant à la grazia, l'auteur reconnaît avec le Castiglione (I, 22 passim) (que cependant il n'a garde de citer et qu'il n'a pas même l'air de connaître), qu'elle consiste en une certaine qualité qui en tous ses exercices et jusques à ses moindres actions doit reluire comme un petit rayon de divinité; et cette grâce est surtout naturelle, mais peut être aidée par l'étude de bons modèles, de sorte qu'on se transforme en ceux qui excellent dans cette vertu, ce qui n'est que ce trasformarsi nel maestro, dont parle l'auteur italien (I, 26). Mais la règle très importante, la regula universalissima, est pour tous les deux de fuir l'affectation et d'user partout d'une certaine negligence qui cache l'artifice et tesmoigne que l'on ne fait rien que comme sans y penser et sans aucune sorte de peine e dimostri ciò che si fa e dice, venir fatto senza fatica e quasi senza pensarvi (Cortig. ibid.). Mais il ne faut pas que cette bonne qualité soit outrée au point de tomber dans le défaut d'une exagération ridicule, et à ce propos il critique les femmes qui ont l'habitude de s'ajancer les cheveux ... de s'arracher les sourcils, ce qui est traduit du *Cortegiano,* là où, à propos d'affectation, on parle des gentilshommes qui pelansi le ciglia et la fronte (I, 89). Pour ce qui est des qualités de l'esprit, elles sont toujours excellentes, lorsqu'elles ont pour guide la vertu ... Certes il est bien vray que la vertu mesme a des attraits plus doux et plus puissants, lorsqu'elle

se rencontre en une personne de bonne mine et de qualité, qu'en une autre malfaite et de basse condition. Mais aussi faut-il avouer que quand ce seroit le plus illustre et le plus beau prince du monde, s'il se trouvoit qu'il fust vicieux et de mauvaises mœurs, la grandeur de sa naissance ne serviroit qu'à le faire davantage hayr de toute la terre. ... La vertu est au dessus de tous les outrages de la fortune, et le comble de son excellence est qu'elle donne de l'admiration au vice mesme, et imprime du respect jusques dans l'âme des meschants. Il n'y a pas trop de nouveauté même en cela, mais il faut toutefois avouer que c'est assez bien dit. C'est dommage qu'il oublie, en conseillant ensuite la sincérité à son gentilhomme, qu'il y a aussi une sincérité littéraire non moins louable que celle de la cour et qui consiste à ne non emprunter les plumes du paon. En effet, il passe tout de suite à parler de la doctrine de son courtisan, et sans le nommer il fait évidemment allusion à l'œuvre du Castiglione lorsqu'il ajoute: A parler avec verité, la doctrine est un grand ornement, et d'un prix inestimable à quiconque en sait bien user. Cependant, je ne sais par quel malheur, il semble que nostre noblesse ne puisse jamais se descharger du blasme, que luy donnent les nations estrangeres depuis tant de siècles, de mespriser une chose si rare et si convenable à sa profession. Il est certain que le nombre n'est pas petit dans la Cour de ces esprits malfaits qui, par un sentiment de stupidité brutale, ne peuvent se figurer qu'un gentilhomme puisse estre sçavant et soldat tout ensemble. Outre cet accord avec le Castiglione dans les rapports entre les qualités militaires et les connaissances littéraires et artistiques, l'écrivain français partage l'avis de son prédécesseur sur les bornes de ces connaissances, car il ne prétend point que son courtisan devienne une sorte d'encyclopédie. Loin de là, il estime que sans qu'il soit necessaire de s'aller embroüiller dans toutes les querelles de la Philosophie, qui consommeroient peut estre inutilement l'âge entier d'un homme, qui profiteroit mieux d'estudier dans le grand livre du monde que dans Aristote, c'est assez qu'il ait une médiocre teinture des plus agréables questions qui s'agitent quelquefois dans les bonnes compagnies. Je l'ayme mieux passablement imbu de plusieurs sciences, que solidement profond en une seule; puis qu'il est vrai que nostre vie est trop courte pour parvenir à la perfection des moindres de toutes celles que l'on nous propose, et que qui ne peut parler que d'une chose, est obligé de se taire bien souvent. Ici Faret laisse de côté, pour un moment, le *Cortegiano,* pour déterminer, d'après les principes d'une sorte de pédagogie bien développée d'ailleurs en Italie, quelles sont les matières que

son gentilhomme doit apprendre, ce que le Castiglione, qui prend son courtisan à un certain âge, où l'on suppose déjà une culture générale assez soignée, a cru fort à propos de négliger entièrement. L'élève de Faret doit donc tout d'abord étudier les mathématiques, fort nécessaires à sa profession, qui est en partie celle d'un homme de guerre; mais il ne prétend pas pour cela qu'il pénètre dans les secrets de la géométrie; il suffit qu'il comprenne les plans militaires et les fortifications. Des mathématiques notre auteur passe à l'œconomie qui s'apprend — et que les économistes de nos jours le lui pardonnent — plutôt par l'usage que par la lecture et si la Cour fournit tous les jours mille exemples de profusion, elle n'en fournit pas moins de bon mesnage. La Politique et la Morale sont ses vrayes sciences et l'histoire, qui de tout temps a esté nommée l'estude des Roys, n'est gueres moins necessaire à ceux qui les suivent. Enfin, pour que ses préceptes ne laissent rien à désirer sous aucun rapport, il se croit en devoir d'indiquer, comme les pédagogistes italiens du XVIe siècle, les noms des historiens célèbres de l'antiquité, depuis Hérodote jusqu'à Jules César, l'auteur par excellence d'un gentilhomme-guerrier.

A quoi bon l'étude, ajoute-t-il ensuite, sans l'esprit nécessaire pour comprendre ce qu'on lit? Tout se réduit, pour l'homme qui a peu d'intelligence, à un simple exercice de mémoire, sans aucune utilité pratique, et cette intelligence ne saurait être donnée que par la nature. S'approchant de nouveau du Castiglione, Faret parle ensuite de l'utilité pour un courtisan, de bien écrire, soit en prose, soit en vers, bien qu'il déclare que ce dernier exercice (est) plus agréable que necessaire. L'étude des lettres doit être suivie de celle de la peinture et de la musique; le courtisan saura donc jouer de quelques instruments avec grâce et il n'oubliera point la connaissance des langues. S'il trouve les mortes trop difficiles et les vivantes en trop grand nombre, que pour le moins il entende et parle l'italienne et l'espagnolle, langues bien connues même aux Infidelles. On voit que l'accord avec le Castiglione est toujours constant. Mais à un certain point Faret s'en éloigne de nouveau, tout d'abord pour parler des vertus chrétiennes et pour combattre les athées, ensuite pour peindre les inquiétudes de la Cour, et ici le livre de messer Pellegro de' Grimaldi, lui sert quelque peu de guide. La vie de la cour est exposée à toute sorte de

dangers. Chacun voit que la corruption y est presque generale, et l'on doit y renoncer à la liberté, parce que la liberté du courtisan offense le Prince. Mais ceux qui vivent à la cour, loin de se plaindre de la perte de leur liberté, soupirent, lorsque les Grands se passent de leurs services, de sorte que ceux-là s'estiment les plus malheureux, de qui on espargne les sueurs, et dont on ne trouble point le repos. Le vieux courtisan de Richelieu n'oublie pas de faire souvent allusion à son expérience personnelle, et il y a quelque chose de bien vif dans la représentation qu'il nous fait de la vie de l'ambitieux, toujours en proie à de poignants soupçons, concevant des projets au-dessus de ses forces, sans trouver jamais un moment de tranquillité. Son esprit se ronge et s'afflige soy-mesme de mille soucis, qui le devorent, et c'est peut-être en songeant à lui-même qu'il ajoute: Tout en un temps, il faut penser aux moyens de conserver ce que nous possedons, d'acquerir ce qui nous manque, de rendre vains les efforts de ceux qui nous contrarient, de surmonter la haine et l'envie, de reculer ceux qui vont devant nous, d'arrester ceux qui nous suivent, et le salut d'un chacun ne consiste pas tant, ce semble, à se garder soy mesme, qu'à ruiner les autres. Malgré tout cela, l'auteur déclare, peut-être en réfléchissant à ce qu'il y avait été si longtemps, que le sage peut vivre à la cour sans en estre souillé. Les règles des rapports entre le prince et le courtisan et des devoirs du prince vis-à-vis de ses sujets sont tirées du Cortegiano et surtout du IV[e] livre. Le courtisan ne doit avoir d'autre but que celui de bien servir son souverain, et celui-ci doit être digne, en tout et partout, de l'amour de ses sujets. Nulle relation ne saurait s'établir entre le prince et ses gentilshommes, qui n'ait pour fondement la vertu, car plus l'homme est en haut et plus il est tenu à la vie noblement active, de même que les astres, ajoute-t-il, lesquels, se trouvant près du ciel, sont dans un mouvement continuel, tandis que la terre (et que Galilée aille se cacher) demeure immobile et presque sans aucune action.

Que le gentilhomme prenne garde surtout à ses débuts à la cour! Les premiers pas sont ceux que tout le monde observe et critique; il faut qu'il tâche de gagner, de prime abord, la sympathie des puissants et des dames et d'avoir un ami qui lui serve de guide au travers des intrigues et des cabales. La nécessité d'un bon début avait été prêchée aussi par le Castiglione (II, 35). Ici l'auteur français ouvre une sorte de parenthèse pour nous

parler de l'amitié et de l'importance de ces liaisons, sous le rapport moral et pratique. Pour être digne de l'amour d'autrui, il faut savoir aimer: L'extrême franchise, la juste complaisance, la solide fidelité, la veritable confiance, la facilité à obliger et la crainte de desplaire en sont des marques assez evidentes: mais le mouvement du cœur en est le vray juge.

La vie humaine est divisée par l'auteur en actions et en paroles et à propos des premières, il revient à l'importance pour un courtisan, de se montrer valeureux en toute rencontre, et dans ce but, lorsqu'il se trouve dans un combat quelconque, il doit chercher de s'isoler de sorte que tous les yeux se tournent sur lui et surtout ceux de son prince, car il ne suffit pas d'avoir seulement du mérite, mais il faut aussi que tout le monde le sache, ce qui n'est, à tout prendre, que la traduction du morceau suivant du Castiglione: Ritrovandosi il Cortegiano nella scaramuzza o fatto d'arme o battaglia di terra, o in altre cose tali, dee discretamente procurar d'appartarsi dalla moltitudine, e quelle cose segnalate ed ardite che ha da fare, farle con minor compagnia che pò, ed al cospetto di tutti i più nobili ed estimati omini che siano nell'esercito, e massimamente alla presenzia e, se possibil è, inanzi agli occhi proprii del suo re o di quel signore a cui serve; perchè invero è ben conveniente valersi delle cose ben fatte (II, 8). Faret tire aussi de l'écrivain italien certaines règles générales de modestie, qui serviront à vaincre l'envie, les conseils sur la bonté de l'âme, sur la prudence, sur la veridicité, opposée à la flatterie, en ajoutant des considérations sur la libéralité, qu'il pouvait bien lire dans l'œuvre de Sabba da Castiglione, ou en d'autres traités pareils. Il faut que la libéralité ait pour guide la prudence, de manière qu'il y ait une sorte d'équilibre entre ce que l'on donne et ce que l'on possède. Que notre libéralité soit réservée aux gens de bien seuls, et qu'elle soit faite, selon les personnes, avec délicatesse et avec grâce. Une rose en hiver peut être agréable à une reine bien plus qu'un bijou, tandis qu'une bibliothèque donnée à un ignorant en froisserait l'amour-propre. Quant aux discours, le courtisan doit avoir pour but de gagner la confiance de son maître, non pas en le flattant, mais en lui disant toujours la vérité, sachant se taire au besoin et se montrant, en toute chose, discret et sans curiosité. (Cfr. Cortegiano IV, 5 sqq.) Il ne doit point affecter une familiarité ridicule avec son Prince, pour se donner de l'impor-

tance aux yeux du peuple, et il ne doit pas non plus se montrer mélancolique ou de mauvaise humeur, conseils que le Castiglione donne aussi à son élève, comme nous l'avons déjà indiqué ailleurs. Mais Faret quitte brusquement l'aimable comte, pour suivre de nouveau messer Pelegro de' Grimaldi, lorsqu'il s'agit de démontrer que le gentilhomme adroit doit éviter de laisser paraître sa supériorité sur son Seigneur,[1] même dans les jeux de moindre importance et lorsqu'il est question de lui donner des conseils. Ici l'imitation est presque littérale. Lorsque le prince vous demande votre avis-évitez toute réponse tranchante et gardez, vous bien de vous charger de la responsabilité du conseil. Tâchez plutôt de faire de sorte que le Prince soit amené à suivre le chemin que vous lui tracez comme d'après sa conviction personnelle, ainsi toute responsabilité retombera sur lui. Toujours d'après Grimaldi, et en partie aussi d'après le Castiglione, Faret ne veut pas que son courtisan se charge de recommandations pour son seigneur, et cela pour les raisons que nous venons d'indiquer, et messer Grimaldi lui suggère aussi la prudence qu'il doit avoir dans le rôle qu'il peut jouer dans les amours de son maître et dans ses secrets plaisirs, lorsqu'il a l'honneur d'y estre appellé. Un souvenir personnel, c'est-à-dire le malheur de son nom, rimant avec cabaret, lui suggère une digression sur la manière d'éviter les mauvais bruits et de se concilier, d'emblée, les sympathies et la bonne opinion du public, et une considération que nous avons déjà lue dans les pages du grand Armand, reparaît ici, à peu près, sans modifications sensibles. Les grands à la verité veulent bien que l'on rende ce que l'on doit à leur condition; mais ils ne craignent rien tant que la rencontre de ces fascheux qui sont tousiours en embuscade pour leur tirer quelque mauvais compliment, et il est partant convenable de les visiter avec une certaine retenue. Le Castiglione avait déjà recommandé de s'éloigner des gens du peuple et des vicieux, et Faret ajoute qu'un habile homme ne doit jamais se mesler dans la canaille, ny establir de commerce avec des personnes descriées. Après ces conseils d'un caractère général, il passe à donner des règles sur la *conversation,* sur les *railleries* et sur les *dames de Cour,*

---

[1] Voyez là-dessus les Politiche considerazioni sopra una lettera d'Antonio Perez, où l'auteur développe la sentence du Saint Esprit: Coram Rege noli videri sapiens.

et ici encore nous nous trouvons en pays de connaissance. Je glisse rapidement sur les points caractéristiques. Il faut, surtout dans la conversation, moderer ses passions et celles sur tout qui s'eschauffént le plus ordinairement ... comme la colère, l'émulation, l'intempérance au discours, la vanité à tascher de paroistre par dessus les autres, aussi bien que l'entêtement, l'esprit de contradiction, l'impatience etc. Enfin ce qui importe le plus, c'est d'obliger les autres, de les écouter avec déférence et d'adapter les sujets de la conversation au caractère et aux passions des personnes avec lesquelles nous nous trouvons. Aussi louera-t-il, avec les gens de guerre, les hauts exploits et la sagesse avec les gens timides, et lorsqu'il se trouvera avec un amoureux, et l'observation me paraît appartenir entièrement à notre Faret, il fera les éloges de sa maîtresse, en cachant ses défauts ou en les transformant en beautés par l'art de sa parole. Si elle a le teint noir, il dira qu'elle est brune, et que telle estoit la plus grande partie des beautés que l'antiquité a admirées; si elle a les cheveux roux, il approuvera le goust des Italiens; si elle est maigre, il louera sa taille élancée; si elle est grasse, il en exaltera l'embonpoint. Il faut, remarque-t-il, que notre visage soit toujours en harmonie avec ce que nous disons, de même que le geste, car il n'y a rien de plus désagréable que cette sorte de contradiction entre nos paroles et notre physionomie. Dans la conversation, on ne doit pas prétendre jouer toujours le premier rôle et il faut aussi savoir garder le silence. Notre langue nous joue souvent de fort mauvais tours et, à ce propos, l'auteur nous peint l'ennui que causent les bavards, qui vous content toutes leurs affaires et celles des autres, répétant mille fois le même récit ou la même plaisanterie. A ce caractère du bavard, l'auteur oppose ensuite le portrait de l'homme bien élevé, qui sait causer de toute chose à propos, sans indiscrétion, sans orgueil et sans médisance, et l'examen des éléments, composant la conversation, l'amène naturellement à parler à son tour de ce qui forme le sujet de plusieurs chapitres très intéressants du *Cortegiano*, c'est à dire des facéties ou railleries. La raillerie est une espece de discours un peu plus libre que l'ordinaire, et qui a quelque chose de picquant meslé parmy, dont l'usage est commun entre les plus galants, et n'est pas mesme aujourd'huy banny d'entre les plus intimes amis. La raillerie donc est permise, car une conversation continuellement sérieuse ne saurait amuser

tout le monde. La plus part des esprits cherchent plustost ce qui les divertit, avec quelque sorte de joye, que ce qui les occupe serieusement; et comme naturellement ce qui provocque à rire plaist, ils se rebutent aisément des compagnies qui n'ont qu'un entretien toujours égal, pour suivre celles où ils treuvent de ces amusements. C'est ce que le Castiglione avait déjà dit en d'autres termes. La jeunesse de la Cour aime surtout ce genre de plaisanteries, et même les personnes sérieuses s'amusent quelquefois à s'entrepiccoter de petites railleries, qui ne sont jamais si douces au commencement qu'à la fin elles ne laissent quelque pointe d'aigreur dans l'âme. La raillerie doit donc se renfermer dans certaines bornes, car autrement elle pourrait offenser et nous faire des ennemis; les bons mots au contraire sont plus aimables et par conséquent moins dangereux. Et ici Faret suit à la lettre le Castiglione, en recommandant d'éviter les grimaces et gestes ridicules; car la moindre action où il y a quelque air de bouffonnerie est indigne du personnage qu'il (le courtisan) doit jouer, et il observera de n'attaquer jamais de ses brocards les miserables ou les meschans, pour la raison que l'auteur italien avait déjà indiquée et que nous connaissons déjà. Però conveniente cosa è beffare e ridersi dei vizii collocati in persone nè misere tanto che movano compassione, nè tanto scelerate che paia che meritino esser condannate a pena capitale, nè tanto grandi che un loro piccol sdegno possa far gran danno (Cort. II, 46).

Et Faret ajoute qu'il ne faut pas se moquer de ces défauts dont quelqu'un de la société est entiché, ou railler les amis des dames présentes. Ce qui suit est tiré aussi du *Cortegiano;* je cite la recommandation de ne jamais dire des choses obscènes en présence des dames, et la définition de l'excellence des bons mots, qui consiste principalement à estre courts, aigus, clairs, proferez avec grace, et si à propos qu'ils ne sentent pas l'odeur de l'estude, ny qu'on les ait aportez de la maison, et l'écrivain français promet qu'un jour il développera à fond ce sujet, ayant l'air de ne connaître aucun ouvrage là-dessus.

Faret passe ensuite à considérer la différence des âges, des mœurs et des conditions de la fortune, qui se treuvent parmy un si grand nombre d'hommes, en la conversation desquels les diverses rencontres nous jettent, et suivant en partie le Castiglione et plus encore le Guazzo, il enseigne de quelle manière la conversation varie selon les éléments dont se compose la société, et ce qui est convénable à dire parmi des gentilshommes, des gens riches etc. L'honneste homme

doit pouvoir vivre et causer avec tout le monde suivant la règle d'Epictete, qui conseille de ceder sans resistance aux opinions et aux volontez des grands, de consentir autant qu'il se peut à celles de nos égaux, et de persuader avec douceur ceux qui sont au dessous de nous. Quant à la conversation des femmes on peut dire que, de même qu'elle est la plus douce et la plus agréable, elle est aussi la plus difficile et la plus delicate de toutes les autres. Il suffit, pour s'en former une idée, de fréquenter le Louvre, où la Reine entourée de ses dames nous donne une idée de la majesté et des splendeurs de l'Olympe. Tout à l'entour de ce divin cercle, dans lequel on peut dire que se trouve le vrai centre de toutes les perfections de l'esprit et du corps, on voit les autres-Dames, comme de moindres clartez, reluire en une sphere inférieure, et la description que le Castiglione fait des grâces des dames de la cour d'Urbin pâlit devant les amplifications rhétoriques de Faret, qui nous représente la reine et les filles d'honneur en un ciel à part... (comme une) troupe de jeunes nymphes. Qui veut vivre au milieu de toutes ces divinités, doit se rendre agréable, par sa beauté, par son esprit et aussi par les soins extérieurs de sa personne.

Que son habit soit plutôt propre que paré, convenable à son âge et conforme à la mode qui court. Que l'on se garde — et nous connaissons bien cette recommandation — de s'habiller en femme et d'en imiter les minauderies, car les dames se moquent des hommes qui paraissent changer de sexe, et leur préfèrent les guerriers revenant de la guerre, sales et couverts de sueur et de poussière. Le ton de la voix ne doit être ni trop doux ni trop âpre, et la grâce de la personne doit consister en cette juste proportion de tout le corps dont le comte italien avait déjà parlé. Et ici, avec une digression que l'écrivain italien s'était aussi permise, Faret, en resumant le troisième livre du *Cortegiano,* fait l'éloge de la femme, en démontrant qu'elle n'est point inférieure en dignité à l'homme et qu'elle sait donner, autant que lui, des preuves de toute vertu. La conversation des dames ennoblit la cour, car elles ne sauraient endurer ny les blasphemateurs, ny les opiniastres, ny les resveurs, ny les suffisans, et il blâme, on ne pourrait plus énergiquement, ces courtisans qui médisent des dames qu'ils n'ont pu séduire.

Dans la conclusion de son ouvrage, l'auteur avoue qu'il est bien loin de pouvoir servir de modèle à son lecteur; il n'aime

pas même la Cour, dont il connaît, à la suite d'une longue expérience, les nombreux dangers, et il ajoute une sorte de déclaration, qui ne manque pas de prix, mais qui est bien loin d'être complète, une sorte de défense, faite à l'avance, contre ceux qui pourraient l'accuser de plagiat: J'y ai meslé (dans l'ouvrage) mes opinions avec celles des anciens et des modernes et tasché de m'arrester aux plus saines et aux plus conformes à la raison. S'il falloit maintenant desmesler ce que j'ay pris d'eux, pour en faire la restitution, j'avoue que je l'ay tellement engagé et confondu dans le mien propre, que je ne le pourrois plus reconnoistre pour l'en séparer. Je crois, moi aussi, qu'il serait bien difficile de reconnoistre et desmesler ce sien propre, qui doit certainement se borner à fort peu de chose.

Pierre Bardin, auteur du Grand Chambellan de France, publia à Paris, en 1632, son *Lycée,* où en plusieurs promenades il est traité des connaissances, des actions et des plaisirs d'un honneste homme, et où il parle aussi de la Cour et des Courtisans, sans sortir toutefois de cet ordre d'idées qui est propre aux auteurs que nous venons d'analyser. Je résume rapidement. Les armes ne doivent pas faire oublier au gentilhomme l'étude des lettres et des sciences (1re partie, 4), et la libéralité doit être large et convenable (II, 1, 9). Pour les courtisans de nos jours le plus de leur science consiste à se bien déguiser, leur liberalité n'est qu'une apparence de vertu et n'a rien de son essence. C'est une monstre qu'ils font de leur vanité ... et au lieu de penser à l'indigence d'autruy, c'est à leur convoitise de gloire qu'ils servent. Il faut que l'honneste homme vive et s'habille à la mode du pays où il se trouve et conformément à son rang et à son âge. Lorsqu'on parle, il faut bien mesurer ce que l'on dit et l'accompagner d'un geste convenable. Notre visage doit être aussi en harmonie avec ce que nos paroles expriment. Les courtisans qui ne rapportent leurs actions qu'au bien de leur reputation, ont quelque raison de s'estudier particulierement à se rendre d'aimable rencontre, et d'un abord attrayant: car un homme qui ne leur parlera paradventure qu'une fois en sa vie, s'en ira satisfait d'eux, et en publiera ce qu'il n'en diroit jamais, s'il avoit veu le fond de leur âme. On voit que Bardin n'est pas enthousiaste des gens de cour. Il passe ensuite à donner d'autres règles pour la conversation, n'oubliant pas la raillerie, qui est un grand agencement pour les compagnies, le choix des paroles, le vice de l'affectation et la remarque que le meilleur artifice, pour se rendre maistre de l'esprit des autres, est de prester un peu à leurs defauts.

Il faut gauchir plustost que resister à leurs atteintes, pour n'augmenter pas leur mauvaise humeur, voire mesme feindre de ne s'en adviser pas; et si (le gentilhomme) ne peut s'empescher de monstrer quelque émotion d'esprit ... qu'il s'efforce au moins d'en bannir la rudesse, l'aigreur et la violence. Il faut encore que, dans ces entretiens aimables, il y ait cette douceur et cette facilité de mœurs qui a tout autant d'attraits, comme elle a de mouvements et que les jeunes gens trouvent de la gaieté, les femmes de la modestie, les hommes de la civilité, les vieillards du respect, car la courtoisie est particulierement requise aux cours des princes. Que l'on laisse donc de côté la flatterie, qui est haïssable aux honnêtes gens, et que l'on pense à sa condition et à celle des personnes dont la compagnie est composée; car encore qu'on parlast à ses inférieurs, on se doit souvenir que les paroles arrogantes et les morgues fieres et austeres n'estonnent pas plus les âmes basses, qu'elles ne nous rendent ridicules et méprisables. On voit qu'il n'y a pas ici une grande originalité de conceptions, mais on voit aussi que l'école à laquelle appartient Pierre Bardin est dans son ensemble celle des gens de bien, ce qui n'est nullement à négliger.

Dans un certain nombre d'ouvrages où l'on n'étudie pas directement la vie de la cour, mais qui ne sont pas sans avoir quelque rapport avec celle-ci, on répète, à peu près, les mêmes préceptes. Aussi le sieur de Grenaille, écuyer, dans son *Honneste Garçon,* dédié à monseigneur le Dauphin et publié en 1642 (Paris), donne-t-il beaucoup d'importance à la noblesse de la famille de son héros, aux exercices physiques, tels que la course, la lutte, la chasse, le maniement des chevaux et des armes, qui ne doivent pas cependant faire oublier les lettres, les sciences, la musique, la danse, ni l'étude du latin, du grec et des langues vivantes. Que l'on apprenne surtout l'italien. Les italiens d'aujourd'huy, remarque-t-il, ne font pas tant de bruit par les armes que leurs predecesseurs; mais ils ne font pas moins de merveilles par la plume et par la langue. Ailleurs il ajoute que la politique ne regne pas moins dans l'Italie que l'amour et que les Italiens semblent nez pour commander, quoy qu'ils soient esclaves pour la pluspart, et il est certain que tous les grands hommes d'Estat viennent de leur pays, ou qu'ils en tirent des maximes. L'ombre de Mazarin pouvait être satisfaite.

Dans le *Testament ou conseils fidèles d'un bon père à ses enfants* (5[me] éd. 1651, Paris), Pierre Fortin, sieur de la Hoguette, parle souvent de la cour avec une certaine souplesse de moralité,

qui laisse quelquefois à désirer sous plusieurs rapports. Il combat, il est vrai, les vices ausquels les hommes de la Cour sont le plus sujets, qui sont la vanité, la mocquerie, la dissimulation, l'ambition et le luxe, mais il se croit obligé de donner advis que l'honneur a ses scrupules comme la devotion les siens, et qu'il est assez difficile de se conduire dans le raffinement de l'un et de l'autre, sans qu'il s'y mesle quelque superstition. C'est pourquoy mon opinion est que la trame et la tissure de vostre honneur doit estre un peu grossiere, ou en d'autres termes que, si la superstition d'honneur est excusable, ce doit estre aux actions de guerre simplement, et il prie ses enfants de ne pas se laisser abuser par le vain spectre de je ne sçay quelle fausse generosité, car le sage doit être libre au dedans mais quant au dehors, il faut que son exterieur entre en la communauté des formes receues. Les autres conseils, nous les connaissons assez. Le gentilhomme doit vivre à la cour et gagner la faveur de son prince, il doit s'accommoder au temps et estre souple, exceller dans les exercices physiques, dans la longue et la courte paulme, le mail et le ballon. Il n'approuve pas trop les sedentaires echets, dez et cartes, mais il donne, en revanche, beaucoup d'importance à la conversation, le plus commun et le plus honneste divertissement de la vie. Quant aux rapports du courtisan avec les grands et les favoris des princes, Richelieu et d'autres nous ont déjà appris, à peu près, les mêmes choses. Vis-à-vis de ceux-ci, que ta discretion, dit le sieur de la Hoguette, se tienne dans une juste distance; si tu les approches de trop près ou trop souvent, tu leur charges la veüe et tu les importunes, la presse que tu leur fais, te recule plus qu'elle ne t'avance. Ne les regarde pas aussi de trop loin, ny trop rarement, de peur que tu ne te trouves hors de mine, et que ton indifference ne te nuise ... Garde-toy sur tout de cette impertinente vanité de ne reverer point le favory, elle n'est ny utile, ny seure, ny honneste.

Torino. Pietro Toldo.

(Schlufs folgt.)

Die altfranzösische Liederhandschrift

der Bodleiana in Oxford, Douce 308.

(5. Fortsetzung. Schlufs.)

Sottes chansons.

1. R. 537.

I. Chans de singe ne poire mal pellee . ne me font pas a chanteir reuenir . mais ma dame qui est trop mal buee . me fait chanteir dadangier lou martir . sor piez ne me puis tenir . cant elle uers moi coloie . dont ait mes cuers si grant ioie . ca poc tient ie ne moci por lamour de li. fol. 251 a.

II. Moult est plaixans bien samble forcenee . souant me fait presant dun teil sopir . ke bien uarroit une reupe et demee . ki au chainges la uandroit por loixir . et deus li uoille merir . toz les biens kelle manvoie . car se ie mualz estoie . ce diroie iu ensi . dame grant merci.

III. Dame donor blanche con poix chafee . a uos loeir ne doi ie pas mantir . la faice aueis brune noire et ridee . camain uos uoit lou soir deuroit morir . ceu me fait resouenir . de uos forment meffe-roie . se a uos seruir failloie . car uos maueis en richi . destre bien chaiti.

IV. Vint ans .v. mois auant ke fuxies nee . uostre biauteit se uint an moi flaitir . si aprement ian ai la pance an flee . nes ansoniant ne me puet souenir . de uous si fort uos desir . ke se les fie''ures auoie . dame ie les uos donroie . uolantiers de cuer ioli . nest ce dons dami. fol. 251 b.

V. Encor uos don dame hallegoutee . de mes iualz nes uoil plus retenir . boutons mal keus et prunelle xadee . tot ceu en boins a uostre eus por tucir . can uos uoi uer moi uenir . a poc ke deu ne renoie . car plus uolantiers uairoie . uenir .I. louf deuer mi . amors en graci.

2. R. 717.

I. Amors graci de son ioli presant . camer me fait malgrei ke iu en aie . une dame ke nait en goule dant . cest bien raisons ke

por samor messaie . de faire . un chant ke soit mal gracious . nuns ne la uoit ne soit de li iallous . moult est plaisans toz iors la goule bee . con buer fut neis can puet auoir danree.

II. Lais can puis ie sali seruir me rant . car sa biauteit me fait souant wanaie . et celle rit bien samble fuer dou sant . ie proi adeu ke ia nuns samor naie . se il nest dont ou borgnes ou tignous . ou ke il soit plus poulus ke .I. lous . ne doit pas estre teil dame garsonee . ke plus laimment plus ait malle iornee.

fol. 251 c. III. Deli amer nuns ior ne man repant . tant la desir iai deus ne dont ie laie . moult ait bel non cest ma dame hersant . mon cuer li don dou tout an sa manaie . cain ie la proi durement suis pitous . et elle dit iain moult millor de uous . nostre bergier cait lateste plumee . ke lautre soir mestordit ma buee.

IV. Cest sans mantir de rire nai talant . can ie la uoi ke elle ensi mabaie . trop mi deplait can uoi son maltalant . tel duel en ai ian dexire ma braie . de li ameir suis formant perisous . iai droit por ceu ke ie nan soie cous . je croi plus ait de .C. ans ne fut nee . cadroit la uoit bien samble forcenee.

V. Dame mercit ie uos ain si forment . por uos ne sant poinne dolor ne plaie . uostre amor mait si bruleit ardamment . xadeit an ai lou poil de ma flasaie . damer si hat suis ie trop outraious . camain uos uoit lou soir an ait latous . car trop aueis la faice ridolee . mestier auries cades fuxies ferdee.

3. R. 1342.

I. Bien doit chanter qui est si fort chargies . de bone amor con ie suis sans raisons . iain la feme souleis uies houziaus uies . et elle moi san suix anteil frixon . ca poc nan pert lou cuer de mon talon can ie la uoi ie ne puix estre lies . borgne est des eus et blanche con cherbon. fol. 251 d.

II. Cant ie la uoi damors suix herecies . et can puix ie il nest si saiges hons . cil lesgardoit des lou chief iuscau pies . capoinnes puist auoir confession . tant est plaixans au regardeir cest mon . nuns ne la uoit ki nan soit correcies . douce est an chair poc point plus ke chardon.

III. Ali me suis doneis liges en fies . ie lain forment et de bone saixon . ie uorroie estre outremeir en fergies . et de samor ne me fust .I. bouton . dame mercit uostre gent fason . me destrent si se iestoie noieis . ne deroie de uos ce tous biens non.

IV. Ce iestoie dausi pouxant renon . con ia dis fut li cortois a dangies . ke par armes ocist .I. pawillon . ne seroie dignes bien lou saichies . dameir dame dont nuns nait . iai raixon . cant elle rit onkes lous enraigies . ne fut si lais aueoir ce dist on.

V. Dame can ie suis de uous rechaigniez . il mest auis se me soient poison . chascuns me dist ke ie suis bien logiez . ce ie euxe

tot lou cens sallemon . ce meust bien amors doneit biau don . de uos ameir suix ci decoraigies ¦ ke ie ne sai raleir an ma maxon. fol. 252 a.

4. R. 1630.

I. Chanteir mestuet iusca ior dou iuise . en toz les leus ke ie porrai troueir . car ma dame lou me mist en deuise . premierement. cant elle me fist amer .· de ioli cuer sans fauseir . ma douce dame esmeree . en cui biauteit est doublee . en tant de plois ke nuns hons . de uiseir ne lou saroit tant seust pres deuiser.

II. Bien ait esteit .xxxii. ans iuiue . mais pour mamour ce fist crestieneir . si en mersi amors cant couoitise li uint de li de sa loi bestorner . car on ne poroit parleir . elmont de si belle nee nȩ nuns a une a leuee . naroit pooir tant seust barbeteir . de sa biauteit dire sans mesconter.

III. Ie croi kil nait dame duskes en frisse . ke saiche mues amant doreloter . kelle seit moi car cant mart eƭ atisse . li iolis malz qui me fait regiber . lors li comance a conter . ma chaitiue destinee . dont iete ius sa fuzee . cil la me fait par amors releueir ne doit on ceu don . de ioie apeller.

IV. Se ma pansee ai et mentente mise . en ma dame sauerouze loer . on ne la doit pas tenir a faintise . ne mi laissier por ceu a coroner . car son me ¦¦ douoit tueir . san dirai ie ma testee de sa fol. 252 b. bouchete fresee . baixier asseis sentir et langueter . se deuroit on de ioie deskirer.

V. Dame uaillans uermeille con serisse . saige en dormant sans mauais uent geter . noire ens on vis brune sus la chemise . uos ne daignies les traison porter . cant eurs me vuelt doner la desirouse iornee . questes de moi regardee . uos grans biauteis me uient si esclistrer . ke por force mestuet esternuer.

VI. Ceste chanson presanter uoil me halet lescardee . qui mon cuer de mescoree fist de partir par force et de seurer . lues ke premiers la lai a beuter.

5. R. 1202.

I. Quant ioi crier rabardie . nouelette en yver tens . dont uuelt amors por mamie . ke ie faice nouiaus chans . or en ai fais ne sai cans . dont se tient a mal paie . si proi bone amor kaie . me faice a teil chant furnir . kelle en puist dou sens issir . siert bien ma poinne enploiee.

II. Tant est ma dame enuoisiee . cades uuelt crupir as chans . por ceu lo ie iai dreciee . couerte de draipiaus blans . et doneit li ai nues wans et bele cote partie . si ¦ si lai faite si iolie . kil nest nuns fol. 252 c. hons sans mantir . qui puist son gent cors ueir . qui nan uoille auoir de mie.

III. Moult li fist grant uilonie . nait mie encore .ii. ans . li haicarde par enuie . car deuant .iii. paissans . li dist kelle estoit

puans . et auoc an sorilliee . or soit quil nan mantist mie . par dit elle .I. boin taisir . car por uoir dire a soffrir . ait on sa uient a la fie.

IV. Ain mi laisete pourie . de uos uangier fuixe an grans . mais uos en fustes uengiee dont se fut damaiges grans . car la dame fut uaillans . cant ot la borce ueudie . kelle nen est pas fuie . ains laissait celui uenir . qui au baitre et au ferir . li randit sa cortoisie.

V. He dame de sans farcie . saige et tres bien auenans . a bource cant est emplie . de veudier estes saichans . dame san suix moult ioians . car ma goule en est emplie . si en merci ribaudie.

6. R. 555.

I. Quant uoi uendre char de porc sour samee . aus bais estaus au debout des maissiaus . de bone amour ai si la pance enflee . causi iolis suis com arbelestiaus . dont uoil trouer chansons motes fabliaus . mais dou faire ne me sai tant pener . ke de chanson puisse .I. soul mot trouer . bien ait amor par cui suis ci isniaus.

fol. 252 d.

II. Iain et desir de cuer et de coree . une dame qui ait non ysabiaus . ke tant par est saige et bien espansee . ke cant regart son cors qui moult est biaus . si grant ioie ai ke mi chiet li seruiaus . et dou delit ke iai dou regarder . me fourdout ci quil me couient pasmer . et toelier ausis com uns porciaus.

III. Et cant iu ai celle ioie passee . acheter uois moi et li .II. chapiaus . lues ke reving come dame senee . me fait ueir .I. de ces blans trumiaus . dont me comance a hiricier li pias . dou grant desir kai desor li monter . ci quil mestuet per force ausi trambler . con fait .I. fours cant il est fais nouias.

IV. Trante .II. ans lai bien de cuer amee . neu ruis mentir uigne li quaremiaus . et de uos .II. fut faite la samblee . en .I. merchiet ke siet an coste miaus . nonkes ne sou tant faire de cembiaus . ne moi pener deliement chanter . que me uosist sans plus laissier taster . con fait . il fait par de soz ces draipiaus.

V. Dame saichans plus coie ke poupee . si uoirement que uer uous sus loiaulz . et com mes cuers uuelt uilainne pansee . uer uos gent cors uoillies uos uos chauiaus . en mon despit coper de malz coutiaus . car cant me doi les uos cors reposeir . il me font ci mon uisaige graiteir . cacunes gens dient ke suis musiaus.

fol. 253 a.

VI. Dame saichans plus douce cuns aigniaus . si chier aueis nuit et ior et filer . ke se uoleis ma chanson escouter . ie uos donrai .I. parti de fusiaus.

7. R. 1113.

I. Quant ioi la quaile chausiee . entre .II. fosseis chanteir et ciex qui tient par maistree lou fait deuant lui tumer . a dont uoil . un chant trouer . damors et de sa poissance . dont iai si plainne la pance . ke iai mes uantres uan serait alaissiez . sansois ne suix des .II. fesces sainnies.

II. Por ceu uos proi douce amie ke uos me uoilliez prester . uos douce boiste une foie . por mes fesces uantouser . et ie uos uanrai fieuer . de mi belle douce franche . ke se ie mur mescheance . uos eskerrai car de uos suix aidies . si largement ke mal greis en aies.

III. De uos uient dame prisie . ceu ke ie puix recourer . de bien si tres grant partie . comme deuroit cousiner . cant onkes osai ameir . dame de si grant uaillance . ke de ueoir uos samblance . est cuers damant damer toz desuoiez . por la biauteit dont uos cors est torchies. fol. 253 b.

IV. Se iai misse mestudie . toute en ma dame loer . on ne lou doit a sotie tenir camans barbeteir . ne poroit ne deuiser . de sa dame lonorance . et iu qui ai remanbrance . de la belle dont ie suix couoities . fait ke li biens ke iendi est pechies.

V. Dame ki ai a moitie . mon cuer dounei sans roster . flors estes de cortoisie . et de cens adroit border . cant me fait abeuter . bone amors uos contenance . uos dous regars tant mauance . ke cant il mest dou cuers de uos lancies . en tout lou ior ne puis estre haitiez.

8. R. 1284.

I. Quant en yver uoi ces ribaus lancier . contre lou uant qui lou uant qui lour bat as couteis . adont me uoil en chantant en uoisier . por la belle suer qui suis a souteis . qui iain et serf ansois ke fuisse neis . sai malgrei mi . en li seruant a quis . tant de tous biens ke ian sui fins chaitis.

II. Moult me doi bien en tous poins trauillier . damors seruir car ian suis recoureis . ce de tous biens ca paupres porchaicier . mestuet mon pain tant suis en amoreis. fol. 253 c.

Ee dame a droit et cant me secourreis . dun soul regart des eus de uos bel uis . ke nest de moi ne dautrui con iois.

III. Oi aueis dire dun sauignier . ken tout lou mont nest hons entanlenteis . ke il lou uoit de femes a touchier . dame et uos cors est a cou compaireis . car il nest hons tant sor feme eschaufeis . ke cil uos uoit kil ne soit refroidies et fa fame ne port faide tous dis.

IV. Ie me doi bien por baler rebraicier . cant mes cuers est de teile dame en boureis . ke ualt et seit et fait tant aprixier . con de ribaut .XI. poins en .III. deis . lais ke ferai cant ie nen suis ameis . certes ne sai an grant dolor mait mis . loiaus amours ke ces cors soit honis.

V. Dame qui iain si bien ca souhaidier . ie uos requier .I. don se uous uoleis . cest ke uoillies lou mien cors chalengier . car ie sai bien par bataille laireis . car de moi est li iors si desireis . ke de uous soie dame engrei recoillis . ke de paour ie ra bie pres uis. fol. 253 d.

9. R. 642.

I. Amours me fait chanter a poc dargent . se poise moi coment ke on me croie . et enteil point me prant elle souant . kester lin nai

ne nule autre menoie . et nekedent se lou credo trouoie . ie fineroie a des cortoisement . et cant meschies en tauerne me prant . kil me couient sor mon gage finer . on men deuroit bien croire sans iurer . se saiche amors ke teile fin manuoie.

II. Iain et desir certes ne sai coment . demixele eolent de la uesnoie . et elle mi si angoissement . ke ie pri deu ke iamais ne me uoie . se pri amors queilz ke chaitis ke soie . ke lai me laist seruir si iustement . cai sauorer puisse prochiennement . dou dous ioel dont la belle a rouser . set la terre mais ke soit par ruseir car riens del mien noient ni meteroie.

III. Et si mait bien la tousete en couant . ke suns soulers de uaiche li donoie . ke de son cors feroie mon talent . mais bone amors por li si me maistroie . ke sa genous par deuant li estoie . pour mon desdut prandre secreement ¦¦

[*Hier fehlen zwei Blätter in der Handschrift, welche den Schlufs von Nr. 9, Nr. 10—13 und den weitaus gröfsten Teil von Nr. 14 enthielten.*]

[14] R. 1224 [*Fragment*].

fol. 254 a. [*Letzte Strophe*] toisie . car me uoilleis abourer . de uos uent por mues chanter. Engreban au tort talon . en uoi ma chanson iolie . lautre iambe ait si brisiee . il uuelt ma dame estuper . si ke iai oi conteir.

10 [15]. R. 1261.

I. Quant uoi ploreir lou froumaige on chazier . et la laitue on vin aigre espanir . de bone amor seruir ai desirier . si ke ie nai en yuer ke uestir . si proi celi ke si me fait uestir . kelle me doint mes dolor alegier . si ke ie naie auockes ke chausier.

II. Car ie ne puis montans pis emploier . can mi chausier por ma dame seruir . car moult me dout ke point ne meust chier . se mon piet uoit de cordowan nercir . mais plus me crien camors per son plaixir . ne me destraigne ankenuit au couchier . ci ke ie naie au matin ke maingier.

III. Et sen si est ke ne men uoille aidier . loiaulz amors cui ie serf per loisir . ie broierai .I. chief dal on mortier . sen maingerai car ie nai grant desir . si ke can celle por cui ie nos tusir . me sen-

fol. 254 b. tirait si doucement flairier . ¦ me puist tenir a large uiuendier.

IV. Moult se deuroit ma dame esleaixier . cele pooit auoke mi gesir . mais bone amor men fait si esloignier . cau moustier nos ni aleir ne uenir . sen ai teil duel cant ni puis auenir . can la tauerne ancor por asaier . son puet sa soif par bien boiure estainchier.

V. Car ma dame cui iain a remier . ait bien iureit se dex la puist garir . de la dolor qui me fait ranvoisier . se ie ne boi si fort ke sostenir . ne me puisse ke me ferait morir . dont me doi bien pener et trauillier . de tant la per ke chiece en .I. selier.

VI. Chansons uait tan leis ma dame crupir . di li caim miex tauerne ke mostier si puisse iou a uocke li couchier.

11 [16]. R. 406.

I. Quant uoi paroir la par selle on uert bleif . ke li messiers porte a son col sa baiche . de bone amor seruir ai uolentei . si durement ke toz les deus manache . dont uoil seruir tot mon uiuant celi qui de partir . fait les mauais de li si con la glaice . fait lou seloil cant lou font et afaice. fol. 254 c.

II. Madame uoil seruir en loiaultei . por ceu kelle ait blanche et tanre la naige . nest nule riens qui tant me uigne en grei . car les chauous ait plus blans ke fowaice . cant la remir de ioie fait mon fait mon cuer si esbaudir . cains nan ot tant guiller . fiere braice . cant il conquist wale graipe a la chaice.

III. Plus ait lou uis uermeil et colorei . ke nest li dos dune qui te creuaice . souente fois lai awan remirei . en .I. solier . par mei une creuaice . adont sospir . cant ie ne puis ataindre ne uenir . a son gent cors qui me destraint et laice . si fort cai poc tous mes chauous nesraie.

IV. Tant est plainne de cens et de bontei . celle cui iain quil nest nuns ki la haice . si mait el cuer par fondement naurei . iamais niert iors ke ni peire la traice . se consentir . ne uuelt amors ke la melaist sentir . celi que si mait pris a la reuaice . ie me ferrai el costei dune haiche.

V. Velle plainne de cens et de biautei . cant ie remir uos sauerouce faice . ne puis tenir . mes mains coies cant ien ai souenir . si me de grait dex dont camors lou saiche . ke lou uantre ai pintelei come agaice. fol. 254 d.

VI. Tout sans mentir . saichent amant ke nuns ne puet ioir . de bone amor cil nestraint et enbraice . tot nut a nut ceu kil aimme en ces braice.

12 [17]. R. 174.

I. El tans ke hernus repaire . deuant la maxon . ke pellerins saint a kaire . sont plus en saison . adonkes chanson . a mon pooir uanrai faire . en lonor la debonaire . qui iain sans raison.

II. Celle qui lou cuer mesclaire est de teil faison . nel poroient contrefaire poignour ne masson . et ier me dist on . ou ie fis ma barbe faire . ke li belle blonde uaire . ait tanre mousson.

III. Dont serait ceu bone paire . de nous sans parson . car ie sai les uaiche traire . cant boillis sont li matons dame de renon . de ci ioli essamplaire . con de uos uelu uiaire . ai furni cest nouel son.

13 [18]. R. 1656.

I. Ens ou nouel ke chascuns se baloce . con uait uandant . les uis antor lou fu . estrainge amor de dens son cuer sa soche . se poise

moi car onkes mais nifut . or mait moult bien mostree sa uertu . amer me fait noble dame cortoise . saige uaillans dont li miens cuers
fol. 255 a. san ¦ uoise . or proi amors ke si la serue engrei . kelle man puist hair tot son aiei.

II. Certes iai bien grailieit contre boce . cant iai mon cuer a teil dame rendu . qui me souhaide a chaudeir la chaboce . et on meust traineit ou pandut . et si mait iai trois fies deffandut . can sa maison ie ne uigne ne uoise . lais cest por ceu ke iawan dune boisse . li bati tant son senestre coustei . cains puis ne uolt maingier fors pain tostei.

III. Ancor ai pis cest de ceu ke ie cloche . dont ma dame mait souent irascu . car tot ades elle lou me reproche . cant nos gisons en sanble nut a nut . mais ie li di belle uesci ton dru . lors macole dont durement me poise . ensi li uns en uers lautre sa coise . si coiement demenons nos secreis . ke nos uoisin en sont tuit esbarei.

IV. A releuer moult pres demi saproiche . et cant iesant son uaillant cors uelu . blanc et soeif escaillant come roze . dont me samblant per lou dous roi iesum . con mait lou dos dun grant chardon batu . ensus de li metrais plus dune toisse . elle saut sus adont comance noise . la sont chauous esraigiez et tirei . tant kil nest nuns
fol. 255 b. qui ¦ nan preist pitei.

V. Dame gentilz se nuns de uos sacointe . ie mocirai a .II. mains dun festu . teneis uos bien car cant dame bescoce . elle ait tantost son boin amin perdut . souigne uos ke dun tortel wacru . maingies au for et giere sor la mosse . la uos donai plains sauseron denpoise . dont uos auez uos bel uis colorei . ke plus est uers ke porelz en estei.

14 [19]. R. 564.

I. Ce fut tot droit lou ior de lai chandoile . ke menestrei sounent lor estrumens . mainte chaitiue a teil ior sa pareille . daleir baler en ces acesmemens . une en choisi en .v. c. que moult estoit delitouse . mais clope estoit et boitouse . et ceu me fist son gent cors couoitier . kelle ne seit fors plorer et tensier.

II. Ielain et serf dont aucun se meruoille . mais on cude ke soie hors dou sens . car ma dame nait ke la destre oreille . lautre perdit ens on marchiet a lens . et si recordent les gens . de la tres douce amerouse . kel monde nait si uisouce . de tot embler et de bources soier . et por ceu lain ie bee a gaaingnier.

fol. 255 c. III. Car uns ¦ hons suis qui par ces boules ueille . si per sowent trestous mes wernemens . si nai mestier de dame qui soumeille . et ceste seit embler et serchier rens . tost gaaigne mon despens . a in mi douce si en tousse . se sont li gent enviouse . qui me vuellent de uous descompaignier . mais seniert iai tant caiez .I. denier.

IV. Se uos ueeis con tres bien saparaille . cant aleir doit embler dame hersens . son molekin sor son chief en torteille . kil nest nuns

hons ne picars ne flamens . ke les raiaist mie as dens . car ma dame dolerouse . est par tout soupesenouse . por ceu lestraint . con nel puist araieir . con vairoit ceu kil faut de sous luilier.

V. Par la dame con requiert a la trelle . ie la uorrai espouser an ualens . sanfant an ai en une uies corbeille . serait porteis a saint iehans leans.

E dex con ciert biaus presens . de la tres douce carousse . celle ne fust ci roignouse . il nest dedus fors deli ambraisier . et ne fait bien teil dame a couoitier.

15 [20]. R. 1209.

I. Amors et la signorie me font amer marion . iai lai amee ma uie . miex lain dun pie de mouton . ne ke fie ne ke deule . cant lesgairt vidier en treule . ie lain si desloialment . ke ne puis tenir mon uent. fol. 255 d.

II. Ie doie bien auoir amie . ie lai quise de saison . maint lotel de fromegie ait mis en mon abandon . por amplir ma gloute goule . non pas de waing de kenoille . ains se merueille on forment. ou elle an ait pris largent.

III. On dit ce ne fai ie mie . car donei li ai biaus don . li rois de lai ribaudie . robers douces ait a non . an son meis est souent soule . lai est si cointe et si uole . caluix se met enpresent . por muex atraire la gent.

IV. Par lai passai lautre fie . a tot harens en mon gron . et ie la ui si iolie . baissier me fist lou menton . chapel auoit de fenoille miex amaisse estre en .I. roille . por li regarder souant . ke ceu com motaist .I. dent.

V. Pleust deu lou fil marie . ke fist chaus et sauelon . ke iesposaixe ma mie . samedi sor moulason . car samor on cors me coule . plus grosse dun fais destoule . plus desir teil paiement . questre rois de boniuent.

16 [21]. R. 1851.

I. Se ie chant con gentil home . il fut bien raison de coi . car il fut bien en la some . plus de .II. mil ou tornoi . qui fut uous de mes linaige . por cel ie chant de coraige . et uairai lamer . se ie uing de loutremer . un porcel a grant mamel . di ie bien sire danel. fol. 256 a.

II. Lai .I. bel porcel demoinne . bien lame tres ans parfoi . nai de li ke uaille .I. poume cant samor li pri dist oi . bouf bel freire il fut loutraige . se ie don me pucelaige se uous uoil iueir . et mes com faire baeir . come goule de porcel . si me bouse de lamel.

III. Mais par saint piere de rome . uos deues pas boussier moy . iai .I. freire cait non tome . ke fut escuer au roi . qui porteir loisel plumaige . por prandre mailart riuaige . nos ne despenser . en si gentil leu monteir . uos boin dan a vuil trauel . male meschance uos musel.

IV. Amors ains qui me asoume . va noier dome lotroi . de seruir mon dam qui tome . de pais ou .II. ou .III. chascun ior par uaselaige . car sans boussei seruiraige . de qui sans fauser . uoil ma uostre amor doner . toi boin dam car ie fu bel et sai boin cheual moruel.

fol. 256 b. V. Se ie boin dam tenome . iai ˮ boin droit par saint aloi . car uous fus par saint gerome . toi can tien . mais cai a toi . porcel qui de uous fiz saige . uos traue tout me quilage . cant uos me garder . por uous me quel sopirer . car nul singe crouperel . ne fut ains si bel porcel.

VI. A roi inglis qui fut saige . qui francis mander . fait por son sele trauer . por bouter bourilunel . en voi mon chant par reuel.

17 [22]. R. 1311.

I. Deuant a ost con doit ces bleif soier . ke ces faukeurs uoi uenir per tropiaus . de mesxouner uoi pluxors estillier . et a quater et xaloignes et aus . et pain porter alor colz an sachas . dont uoil amer ma dame sans boisier . et si ne sai au queil leu comançier.

II. Mais iai trouei de dens mon callendier . camer la doi par deuers lestrumiaus . raison i ai bien lou poeis cudier . car cele part iou ke ie dous ioiaus . cant man souient . plus suis fiers cun cochias . qui ces poules uoit grater on fumier . tant de ioie ai ie puis en poignier.

III. Dame loialz tant faites a prisier . ke on uos doit amer fol. 256 c. duskes biaus . cil est ensi ke pour uous en uoisier . me faice amors cest por uos noirs chauias . se uostre amor puis auoir por noiant . tant en ferai a notriue crokier . bien demi an an areis ke mescheant.

Schlufsbemerkung.

Der Wert der Oxforder altfranzösischen Liederhandschrift für die mittelalterliche Lyrik Frankreichs ist ein so unbestrittener, dafs sich eine genaue und vollständige Drucklegung derselben von selbst rechtfertigen wird. Die im Jan./Febr. 1894 auf der Bodleiana genommene Abschrift wäre aber schwerlich von mir bisher veröffentlicht worden, wenn nicht E. Stengel in Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. Bd. XVIII, S. 85—114 schon den die *balletes* enthaltenden Teil derselben, wovon ich ihm die Abschrift zur Einsicht überlassen, in einem Umfange verwertet hätte, wie ich es seiner Zeit auch nicht entfernt anzunehmen geneigt sein durfte. So ist es auch von seiten Stengels viel gewagt, sowohl von einer Einwilligung meinerseits zu einer so weitgehenden Benutzung zu sprechen, wie auch diese gar noch als eine freundliche zu bezeichnen. Das Endergebnis seiner Studie

ist nur verallgemeinert, ohne wesentlich Neues hinzuzufügen, von F. Noack, Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock in der refrainhaltigen afr. Lyrik, 1899 (A. u. Ab. Nr. XCVIII), worin aber zu den Stücken der Oxforder Hs. ähnliches Material aus Pariser Hss. beigebracht ist. Auch wenn eine solche indirekte zweiseitige Bestätigung nicht vorläge, dafs die Veröffentlichung des lyrischen Teiles von Codex Douce 308, welche mit dem vorstehenden Stücke abschliefsen soll, eine willkommene war, durfte das erhofft werden nach dem, was Villemarqué Arch. des Miss. scient. V 99—116, Brakelmann Herr. Arch. XLII S. 49—51, Raynaud Bibl. d. Chans. frçs. I 40—54, E. Schwan Afr. Liederhss. S. 134—205, 251 u. 253, 273—274, namentlich aber Paul Meyer in ausführlicher Besprechung im Arch. d. miss. scient. 2e serie V 154—162, 216—244 darüber geäufsert haben. Die Pflicht des Herausgebers, welcher vor allem eine getreue Textwiedergabe erstrebt, kann es in diesem Schlufsworte daher nur sein, Inkonsequenzen und Inkorrektheiten in der Hs. selbst, sowie etwaige Versehen und Irrtümer derer, denen es um den Inhalt nicht in gleichem Sinne zu thun war, zu kennzeichnen.

Der Schreiber des lyrischen Teiles der Hs. zunächst ist doch nicht ganz so nachlässig, wie er anderseitig hingestellt wird. Betreffs der Buchstabenverbindungen kann ich ihn heute zwar nur noch auf dem Faksimile von fol. 206, vgl. Bd. XCIX dieser Zeitschrift zwischen S. 88 u. 89, kontrolieren, wo er, mit Ausnahme von zwei Fällen, nämlich Sp. a Z. 10 v. o. und Sp. b Z. 22 v. o., *d*, *b*, *c* direkt an *o* oder *e* anschliefst, welche Inkonsequenz sich auf jeder Seite der Hs. finden dürfte, mufs ihn aber gegen den Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XVIII S. 86 erhobenen Vorwurf der Nachlässigkeit der Schreibung für *Balletes* 183 I 3 u. 7 in Schutz nehmen, denn hier schrieb er in *mette*, *amesse* st. frz. *matte*, *amasse* ehrlich seinen östlichen (lothringischen) Dialekt, wie das so manche andere Kollegen von ihm auch thaten; vgl. Lyoner Ysopet ed. W. Foerster S. XXVII unter Nr. 15, 16 (auch S. XXX Nr. 25), Lothringer Psalter ed. Apfelstedt S. XIII Nr. 15, XVIII Nr. 25. Siehe auch das Glossar zu Priorat de Besançon, Ordre de Cheval. ed. Ul. Robert, S. A. T. Fr., unter *bès*, *lès*, *met*, *pès*, *teche* u. ö., sodann *baignessent* ebd. v. 961, *lavessent*, *aisessent* v. 962, *otessent* 966, *aiisessent* 4255, *laisessent* 4266, *esratessent* (= *arrestassent*) 9268 u. ö., für jedesmaliges *-assent* der Flexionsendung. Es setzte also der Schreiber statt des viel häufigeren, den sehr offenen Laut des *a* bezeichnenden *ai* das diesem wiederum lautlich sehr nahestehende *e* (phon. = ę), was vortonig wohl beinahe ebenso häufig ist wie für den Hauptton der umgekehrte Fall (z. B. *matre* st. *metre*), welcher für die östlichen Dialekte, bis in die heutige Zeit hinein, geradezu als Regel gelten kann. Seine auch nicht mit eiserner Konsequenz angewandten Abkürzungen für *con*, *par*, *per*, *por* und Doppelkonsonanzen wurden aufgelöst und nicht besonders vermerkt, wenn, wie z. B. fol. 199 b Str. II *per* und fol. 202 d Str. V *par* sich ausgeschrieben finden. Auch wurde fol. 174 b Str. III und 174 d Str. I das mit *iesucrist* wiedergegebene

handschriftliche *Ikuorist* nicht näher bezeichnet, ferner im Druck kein Unterschied gemacht zwischen den Formen des *r* und *s* der Hs., welche an einer Stelle, nämlich fol. 177 c, flüchtiger geschrieben zu sein scheint und fol. 168 b Z. 3 v. o., nebst dem entsprechenden fol. 169 Z. 1 v. o., eine sehr merkliche Rasur aufweist.

Im einzelnen habe ich für die verschiedenen Abteilungen noch folgende kleine Bemerkungen zu machen.

Das *abecelaire des grans chans* verzeichnet nur 87 Lieder, während die Hs. selbst noch 5 Stücke, Nr. 88—92, mehr enthält, von welchen jedoch Nr. 88 mit Nr. 76 identisch ist.

Im *abecelaire des sottes chansons* sind 22 Stücke angegeben, wogegen die Hs. selbst, infolge Fehlens zweier Blätter zwischen fol. 253 und 254, nur 16 vollständig hat, nämlich Nr. 1—8, 15—22, und von Nr. 9 nur zwei Strophen und sechs Verse, von Nr. 14, dem einzigen nicht unicum dieser Abteilung — es steht noch O (Pb$_3$) 33 —, nur zweidrittel Wort, zwei Verse und das fünf Verse lange *envoy* sich vorfinden, während Nr. 10—13 ganz verloren sind, was Raynaud Bibl. des chans. jedoch nirgends hervorhebt.

Von den *grans chans* steht Nr. 2, als eine Ballete, zu Unrecht in der Hs. an dieser Stelle. Nr. 7 umfaſst Nr. 7 und 8 auf S. 40/41 von Bd. I bei Raynaud l. c. (die Nummern 1631 und 1617 des zweiten Bandes), welcher sich durch einen Fehler des Schreibers täuschen lieſs, wodurch in der Hs. zu viel Platz gelassen war für eine kleine farbige Initiale und der Illuminator nun diese groſse Lücke gleichfalls durch eine groſse Initiale ausfüllte. Infolge der Zusammengehörigkeit der beiden Nummern, wozu man auch den Text der Berner Liederhs. H. A. XLII 303 vergleiche, giebt dann der Druck in Bd. XCVII und XCVIII d. Z. auch nur 92 und nicht 93 Stücke. Nur je eine Strophe einer *chanson* geben Nr. 83—87. Bei Nr. 86, Adan le Bossus *Certes il nest mais nuns qui aint* (Rayn. Verz. Nr. 149), ist zu bemerken, daſs auch Nr. 148 die zwei Anfangsverse — bis auf die Worte *deveroit-soloit* — gleichlautend hat, dann aber [Nr. 149: *Chascuns amans orendroit faint*, Nr. 148: *Et de tant me ting pour ataint*] abweicht. Vgl. die Ausgabe von Coussemaker S. 22 [= Nr. 149] u. S. 25. Bloſse Bruchstücke von *Grans chans* sind mit je einer Strophe Nr. 83—87, mit je zwei Strophen Nr. 21, 36, 45, 46, 47, 64, mit je drei Strophen Nr. 5, 10, 19, 20, 24, 25, 26, 38, 44, 49, 50, 55, 56, 61, 63, 89—92, mit je vier Strophen Nr. 6, 11, 12, 14, 17, 28, 33, 37, 40, 54, 73.

Die *Estampies* sind bekanntermaſsen alle unica. In Nr. 15 derselben sollte, da nur ein Reim vorhanden, keine Strophenabteilung sein; sie geschah entweder aus Bequemlichkeit oder infolge Irrtums des Illuminators. So erklärt sich auch die verschiedenartige Berechtigung der Strophenabteilung in Nr. 18, woselbst in den letzten fünf Zeilen der Strophen der Reim ein anderer ist, auſserdem der übrige Strophenteil an Verszahl nicht ganz gleich ist, was dem Schreiber zur Last fällt.

Bei den *Jeus partis* giebt schon das *abecelaire* nicht die in unserem

Abdruck mit Nr. 27 bis, 29 bis, 31 bis bezeichneten Stücke, welche auch bei Raynaud a. a. O. I 45 fehlen, im Verzeichnisse Bd. II zwar unter Nr. 365, 294, 878 angeführt sind, weil noch in anderen Hss. sich findend, jedoch nicht mit Hinzufügung der Stellen in der Oxf. Liederhs. Ebendort hinter Nr. 1074 ist ein Stück 1074 bis einzufügen, welches zwar als Nr. 34 der *Jeus partis* unserer Hs. die gleiche Anfangszeile wie Nr. 1 der Abteilung, *Concillies moi rollant ie uous an pri*, hat, darauf aber die Zeile *il nest nuns hons qui aimme loialment* folgt, während Nr. 1 mit *dui chevalier me uont damor priant* fortfährt. Vor Nr. 21, 30 und 31 hat die Hs. Goldinitialen, auf dem Blatte, wo Nr. 21 steht, ist fol. 195a unten ein starker, geflickter Rifs im Pergamente, 195b weist eine breite Miniatur auf, bestehend aus Blumen und neun Figuren, wovon zwei auf einer Leiter, eine liegend, die übrigen sieben stehend, fol. 195c hat eine kleinere Miniatur mit zwei Figuren. Unter Nr. 22 sind achtzehn, unter Nr. 23 zwölf Fragen vereinigt, bestehend aus kleineren Bruchstücken, welche meist Prosa sind, aber doch hier und da die Versform durchblicken lassen, mit hinzugefügten knappen Antworten. Dieser Zustand der Stücke spricht wohl auch gegen die Auffassung, dafs es sich in dieser Hs. um ein Musterbuch für einen Puy handelt. Nicht als besonderes Stück kenntlich gemacht ist in der Hs. Nr. 31 bis durch ein nur als kleine Initiale sich darstellendes Schreiberversehen. Blofse Bruchstücke sind Nr. 36 mit nur zwei Strophen, Nr. 31 bis und 33 mit drei Strophen, Nr. 29 und 29 bis mit nur vier Strophen.

Anfängliche Bedenken gegen den Wiederabdruck der *Pastoreles*, welche ja schon sämtlich von Bartsch herausgegeben sind, wurden zerstreut durch die Beobachtung, dafs der betreffende Band in letzter Zeit recht selten geworden, und dann, dafs Bartsch auch da, wo er den Text nur nach der Oxforder Hs. giebt, keineswegs zuverlässig ist, wie er z. B. in Nr. 29 unseres Abdruckes (Rom. u. Past. II Nr. 36 v. 11—12) *Englebert de haichecort ait parrot huchiet* ganz willkürlich in *Haickecort* und *par tot* geändert und mit dieser letzten Änderung den Text völlig entstellt hat. Von den Stücken selbst ist Nr. 6 eine reine *ballete*, nicht *'en forme de pastourelle'*, wie Raynaud unter Nr. 1564 will, welche Bezeichnung sich viel eher auf Stück 1, 15 und 25 anwenden läfst. Nr. 8 *En yver an lay jallee* ist eine *chanson* trotz Raynauds Versicherung, Bibl. II Nr. 516, dafs es eine *Pastorelle* sei. Nr. 9 dürfte den *Estampies* zuzuzählen sein, Nr. 10, 13 und 31 sind gleichfalls reine *balletes*, die erstere auch weit eher dem Inhalte nach. Nr. 20 und 28 sind *chanson*-Bruchstücke, jenes (drei Strophen) wohl eine *chanson avec des refrains*. Nr. 27 ist aber schwerlich, wie Raynaud II Nr. 79 will, als *ballete* zu betrachten, Nr. 29 eine *pastorelle en forme de ballete*, was aber bei den Stücken 41, 44, 47, 52, 54, 57 — von Raynaud als solche bezeichnet — keineswegs sicher ist.

Noch kürzer kann ich über die Abteilung der *balletes* hinweggehen, da ja Stengel a. a. O. bereits für nötig befunden, diese Arbeit vorwegzunehmen. In dem weiter unten befindlichen Verzeichnis habe ich die-

selben nicht immer nach dem Reime der Anfangszeile der ersten Strophe eingeordnet, sondern, wo der Refrain dem Stücke voransteht, nach dessen erstem Reim, und zwar deshalb, weil ich, um die Übersicht nicht unnötig zu erschweren, den Anschlufs an Raynaud möglichst zu wahren gesucht habe (vgl. z. B. Nr. 27), welchen ich doch hin und wieder habe verbessern müssen. So habe ich dem unter V Nr. 131, im Supplément bei Raynaud a. a. O. Bd. II als Nr. 190 bis bezeichneten, mit dem Zusatze *rime en airc* versehenen Stücke *Dame il nest dolors en terre ne en meir* infolge des Reimausganges *er* die Stelle 871 bis angewiesen, ebenso V 48 *La biautei ma dame*, wofür Raynaud *l. b. mamie* gesetzt — was zwar der Reim entschuldigt — statt Nr. 1103 vielmehr als Nr. 203 bis geben zu müssen geglaubt. Wie in Nr. 7 Str. III der Sinn verworren sein soll, was Stengel a. a. O. S. 96 behauptet, bekenne ich, nicht recht zu verstehen; die Übersetzung ist doch wohl: 'Zarte Liebe, treu und geschäftig, mein Herz recht zu ergötzen, nun gebe Gott, dafs diejenige sich eile, mich zu fesseln, um ihr in Treuen zu dienen, für welche ich dies Lied gedichtet habe'. Auch besteht die ganze Verderbnis des Refrains in Nr. 38 in der Auslassung des *u* (*face* = *faiuce, fausse*), welches Nr. 109 (vgl. die Variante) bietet, wie auch die Besserung von *renoie* zu *reni* geradezu sich von selbst ergiebt.

Den Inhalt von C, U und J, sowie deren Verhältnis zueinander hat Schwan Afrz. Liederhss. auf S. 198—199 schief dargestellt. Vielmehr ist der Sachverhalt so, dafs von den in J befindlichen *grans chans*, welche nicht unica von J und nur in den anderen Hss., eben ausgeschlossen von C und U, sich befinden: In CU allein acht (Nr. 3, 7, 16, 19, 22, 23, 27, 44 unserer Ausgabe), in CJU fünf (Nr. 9, 14, 26, 30, 40 uns. Ausg.), in CJ und anderen Hss. ohne U sechs (Nr. 1, 20, 24, 34, 36, 39), in CUJ und den übrigen Hss. zwölf (Nr. 6, 11, 13, 15, 17, 18, 21, 29, 31, 32, 35, 41), in UJ und den anderen Hss. ohne C sechs (Nr. 12, 28, 33, 46, 47, 50), in UJ allein keines. Von den Pastorellen haben CJ allein neun (Nr. 15, 16, 18, 20, 22, 37, 38, 39, 40), UJ allein zwei (Nr. 3, 21), J und andere Hss. zwei (Nr. 11, 49). Sonst sind keine gemeinsamen Stücke dieser Gattung weder in CUJ, noch in den anderen Hss., sondern die übrigen 43 Stücke sind sämtlich unica. Von den *Jeus partis* haben gemeinsam CJ allein fünf (Nr. 24, 27, 28, 29, 31), CUJ eines (Nr. 31 bis), CJ mit anderen Hss. ohne U zwei (Nr. 25, 27 bis), J und andere Hss. drei (Nr. 23, 29 bis, 30), die 27 übrigen (Nr. 1—22, 32—36) sind unica, andere Berührungspunkte fehlen also.

Gegen Schwans Auffassung der Bestimmung von J, d. h. unserer Hs., als 'Beispielsammlung der verschiedenen poetischen Gattungen (wie auch a und bedingt C), aus welchen vermutlich die Dichter und insbesondere die der *Puis* die Dichtkunst studierten' (Afrz. Liederhs. S. 274), spricht zunächst der Grund, dafs die Lieder ohne Namen der Verfasser, von denen doch wohl wenigstens die hervorragendsten genannt wären, gegeben sind, dafs ferner für eine Mustersammlung, wie schon oben bemerkt, Bruch-

stücke kaum geduldet worden wären, vor allen Dingen spricht dagegen das Fehlen von Noten, welches für die verhältnismäſsig späte Zeit, aus der die Hs. stammt, um so auffälliger sein muſs, als den Dichtern der Puis Inhalt und Strophenform der Lieder gar nicht mehr vorbildlich sein konnte, wohl aber die Form der musikalischen Komposition, welche sie noch sehr viel zu verfeinern und auszubilden im stande waren, was auch im Laufe des 14., namentlich des 15. Jahrhunderts geschehen ist. Weit eher ist möglich, daſs unsere Hs. aus vorhandenen Liederbüchern von Puis und sonst noch gelegentlich aufgelesenen Stücken von einem Kenner, etwa einem fachkundigen Kleriker, für einen lediglich sich am Inhalt erfreuenden Liebhaber zusammengestellt und zur erleichternden Übersicht wie auch zur Vermeidung von Irrtümern seitens dessen nach Abteilungen geordnet und mit einigermaſsen annehmbaren indices (abecelaires) versehen wurde.

Zu der äuſseren Form der Wiedergabe der Hs., bei welcher die ältere Foliozählung beibehalten ist, habe ich noch hinzuzufügen, daſs die vierte Fortsetzung Bd. XCIX S. 339 ff. dieser Zeitschrift, wie nun ersichtlich, nicht zugleich Schluſs des Abdruckes ist, was seiner Zeit nicht rechtzeitig abgeändert wurde. Mit der Einführung der Strophenzählung statt der Verszählung dürfte die Übersichtlichkeit einigermaſsen gewonnen haben, und sie wird hoffentlich noch mehr erleichtert durch das Inhaltsverzeichnis am Schlusse, das nicht nach der Aufeinanderfolge der Stücke wie in der Hs., sondern auf Wunsch des einen Herausgebers dieser Zeitschrift nach alphabetischer Folge der Reime der Anfangszeile angefertigt worden ist. Daſs die Herr. Arch. Bd. LXXXVIII S. 304 ausgesprochene Hoffnung betr. die Herausgabe der altfranzösischen Lieder aus Cod. Helmsted. Nr. 1099 — nicht, wie irrtümlich angegeben, Aug — der Wolfenbütteler Bibliothek unverwirklicht geblieben, ist insofern als erfreulich zu bezeichnen, als jetzt die gleich einem Nibelungenhorte gehütete Hs. aus dem Versteck hat hervorgezogen werden können und nunmehr im Anschluſs an eine Bamberger Hs. ähnlichen Inhalts von durchaus sachkundigen Händen einer Bearbeitung unterzogen wird. Aus diesem Grunde ist auch davon Abstand genommen worden, die Cod. Douce 308 fol. 256c—262a (eigentlich 263a, da 258 doppelt bezeichnet ist) stehenden Motetten hier mit zu veröffentlichen, welche zudem ganz brauchbar schon bei Raynaud Recueil de Motets Bd. I (Varianten) und Bd. II S. 1—38 zu finden sind.

Endlich darf der Herausgeber den Dank nicht vergessen, welchen er dem Bibliothekar der Bodleianischen Bibliothek Herrn Nicholson für die erwiesene Gastfreundschaft und die mannigfach gewährte Nachsicht schuldet, die Benutzer des Abdruckes aber werden sich gewiſs mit ihm vereinigen, um dem Herrn Verleger dieser Zeitschrift dafür zu danken, daſs er zur Anfertigung des vortrefflich gelungenen Faksimiles in Bd. XCIX S. 88/89 die technischen Mittel seiner Anstalt bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Verzeichnis der Lieder nach alphabetischer Folge der Reime der Anfangszeile.

	I. Grans chans.	Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ai	Li dous tens qui san reuait . . .	56	98	64	9
	Amors longement seruit ai . . .	5	97	290	55
	Dun dous baixier menoselai . . .	87	98	79	76
	Poinne damours et li malz que jantrais	54	98	63	106
aine (oine)	Damour me plain qui ansi me demoinne	61	98	66	133
aint	Certes il nest mais nuns qui aint .	86	98	78	149
	Puis ke ie suis an amors ki tout vaint	81	98	77	154
aire	Je ne me puis plus tenir de chant faire	80	98	76	163
	Yvers an uait li iolis tens repaire .	58	98	64	181
	Sopris damors fins cuers ne se peut taire	22	97	297	189
ais	Or androit plus conkes maix . . .	66	98	69	197
	Amans fins et uerais . debonaireteit et paix	3	97	289	198
ance	Je nai autre retenance	45	98	59	248
	Li biens qui font ciaus auoir sostenance	79	98	76	252
ans	Uns dous espoirs amerous et plaixans	78	98	75	274
	Gloriouse virge plaisans	43	97	308	276
ant	Je ne voi mais nelui qui ju ne chant	34	97	304	315
	Demoustreir uoil en chantant . .	38	97	305	325
	Nobles atours et maniere plaixant .	89	98	79	352
é (ei)	De bone amors vient science et bonteit	35	97	304	407
	Contre lou dous tens destei . . .	2	97	289	446
	Sens et honour et loiaulteit . . .	92	98	80	465
ece	Quant bone amour au son seruir madresse	74	98	73	483
ee	Flors de biauteit de bontei affinee .	90	98	79	486
	Li dous termine mai gree	12	97	293	490
	Au repairier an lai douce contree .	62	98	67	500
	Quant lai saixon deziree	33	97	303	505
	Joie damors ke iai tant deziree . .	52	98	62	506
	Joie an biautei hautime amor nomee	72	98	72	535
ent	De bien ameir grant ioie atent . .	29	97	301	643
	Par son dous comandement . . .	40	97	307	649
	Folz est qui a essiant	20	97	297	665
er (eir)	Mout parsolt bien mon auentaige ameir	25	97	298	758
	Nuns hons ne doit de bone amor chanteir	82	98	77	780
	Per grant franchixe me couient chanteir	17	97	296	782
i	An mon chant lo et graici . . .	68	98	70	1044
	Onkes damor ne ioi	69	98	70	1045
	Se par force de mercit	6	97	290	1059
	Cilz qui proient et dezirent mercit .	53	98	62	1061
	Por ioie chant et por mercit . . .	30	97	301	1063
	Se iai lons tens amors servit . .	9	97	292	1082

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ie	Biaus maintiens et cortoisie . . .	4	97	290	1114
	Sans et bonteis ualour et cortoisie .	59	98	65	1120
	Loiaul dezir et pancee iolie . . .	15	97	294	1172
	Li iolis malz ke ie sent ne doit mies	46	98	59	1186
	A grant dolour me fait useir ma uie	67	98	69	1234
iegne (aigne)	Por faucetei dame ki de uos vaigne	85	98	78	1241
ient	Or uoi ie bien quil souient . . .	49	98	61	1247
ier	Se par mon chant me poioie aligier	24	97	299	1252
	Deus dont me vint ke iozai comencier	26	97	299	1270
	Nuns ne ce doit meruillier . . .	73	98	72	1288
iere	Quant ie voi boix et riuiere . . .	70	98	71	1333
ir	Sans oquison on me welt departir .	84	98	78	1396
	Li roissignors qui pas ne seit mentir	83	98	78	1427
	Chanteir me fait ceu dont ie crien morir	32	97	303	1429
	Viure tout tens et chascun ior morir	39	97	306	1431
	Nuns hons ne doit lou bien damor santir	16	97	295	1456
	Puez ke li malz camors me fait sentir	36	97	305	1457
	An chantant plain et sopir . . .	57	98	64	1464
is	Cilz qui dient damors suis alentis .	55	98	63	1512
	Mout ai esteit longuement esbaihis .	31	97	302	1536
	Chans doixillons ne bocaige foillis .	27	97	300	1548
	Gloriouse dame gentis	75	98	73	1549
	Bone amour mait an son seruixe mis	28	97	300	1569
	Lautrier auint an cel atre pais . .	13	97	293	1574
	Amerous destrois et pencis . . .	8	97	291	1589
	Mar ui amors ke si mait pris . .	91	98	79	1592
	Jai de chanteir ne me fut talent pris	37	97	305	1605
ise (ice)	Force damors mi destraint et iustice	7	97	291	1631
ist	De lame iesucrist	77	98	74	1643
oi	Puez ke ie suis de lamerouze loi .	21	97	297	1661
oie	Dame et amors et espoirs dauoir ioie	51	98	61	1726
	La dousour dou tens qui ranverdoie	11	97	292	1754
	Coment caloingniez soie	19	97	297	1763
	Por lou tens qui uerdoie	41	97	307	1768
	Dous est li malz qui la gent met an uoie	48	98	60	1771
oir	Dame iatant an boin espoir . . .	14	97	294	1797
	Moult est amors de haut pooir . .	42	97	307	1809
	Tres fine amor par son cortois voloir	76	98	74	1826
on	Jai fait mains vers de chanson . .	47	98	60	1857
	Por ceu ce ie suis an prison . . .	71	98	71	1879
ont	Or uoi ie bien quil nest rienz an cest mont	23	97	298	1917
ors	Dame uos estes li confors	10	97	292	1927
ose (oze)	Quant nature ait celle saixon descloze	60	98	66	1940
our (or)	Quant li tens pert sa chalor . . .	18	97	296	1969
ors (ours)	On demande mout souent kest amors	63	98	67	2024
u	Por ceu ke iai lou uoloir retenu .	65	98	68	2059
ure	Meire douce creature	44	98	59	2091
	Chant ne me vient de verdure . .	50	98	61	2117
us	Jain per coustume et par us . . .	1	97	288	2124
	Por coi se plaint damour nuns . .	64	98	68	2128

	II. Estampies.	Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
age (aige)	Dame bone et saige	6	98	345	38
ant	Al antrant (dou tans)	16	98	350	281
	De bien ameir chant	10	98	347	300
	Onkes talent de faire chant . . .	2	98	344	302
é (ei)	Jai longuement estei	4	98	344	456
	Amors et nature et iolietei . . .	8	98	346	463
	De bone uolentei	5	98	345	478
ent (ant)	Je chans souent	17	98	351	725
	Doucement souant	12	98	348	731
er (eir)	Sopris et an pris dameir	3	98	344	761
es (eis)	Jai soffert mes grieteis	15	98	350	932
i	Amors cui iai tant serui	7	98	346	1083
ie	Can feme ce fie	13	98	349	1155
	En dame iolie	1	98	343	1169
	Volenteit iolie	19	98	352	1173
oie	En ioie seroie	14	98	349	1762
our	Fine amour cui iaour	18	98	352	1968
	Amors qui tient cuers an ualour .	9	98	347	2016
ure	Quant uoi la uerdure	11	98	348	2120

III. Jeus partis.

ai	Rollant vne dame trouai	32	98	378	107
ande	Respondeis a ma demande . . .	23	98	370	258
ans, ant	Thiebaus de bair li rois des allemans	16	98	364	259
	A ti Rolant ie demant	18	98	366	330
	Amins ki est li muez uaillans . .	27 bis	98	374	365
é (ei)	Dous dames sont rollant ki ont ameit	17	98	365	400
ée	Biaus gillebert dites ci uous agree .	26	98	372	491
	Par deu rolant une dame est amee	4	98	355	497
ent	Morgue li fee ait fait comandement	36	98	381	650
	Sire une dame ait ameit longement	8	98	358	706
	Par deu rolant iai ameit longement	15	98	363	707
és (eis)	Jehans de bair uos qui aueis . .	3	98	355	917
	Dous iehans de bair respondeis . .	13	98	362	941
	Douce dame respondez	14	98	362	944
	Garset par droit me respondeis . .	25	98	372	948
i	Douce dame uos aueis prins marit .	33	98	379	1054
	Rolans car respondeis a mi . . .	5	98	356	1068
	Concillies moi rolan ie uous an pri dui chiuaillier meuont damor priant.	ƒ1	98	353	1074
	Concillies moi rolan ie uous au pri il est vns hons qui aimme loiaulment	34	98	379	1074 (bis)
	Amors ie uos requier et pri . . .	28	98	375	1075
	Concillies moi ie uos pri	9	98	359	1078
ie	Concillies moi aubertin ie uos prie .	20	98	367	1201
ier	Biaus thierit ie uos uoil prier . .	24	98	371	1296
	Rolan de rains ie uos requier . .	7	98	357	1307
	Douce dame uolantiers	10	98	360	1338
ies	Rollans amins au fort me consillies	19	98	366	1343
ir	Cardons de uous lou uoil oir . . .	31	98	377	1437
	Jain par amors de fin cuer sans partir	6	98	357	1442
ire	Jaike de billi biaus sire	11	98	360	1504

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
is	Jaikes de billi amis	2	98	354	1513
	Par deu rollant uns miens tres grans amins	35	98	380	1517
oi	Biaus rois thiebaus sire consillies moi	30	98	376	1666
oie	Sire li queils ait plus grant ioie .	22	98	368	1737
	Perrins amins moult uolentiers saroie	21	98	368	1759
or(s)	Bouchart ie uos pairt damors . .	29	98	375	1949
(our)	Lorete suer par amor	12	98	361	1962
	Amins bertrans dite moi lou millor	27	98	373	2000

IV. Pastorelles.

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ai	Heu main matin jueir alai . . .	50	99	97	57
	De saint quaitin an cambrai . . .	38	99	93	61
	Lautrier de ioste cambrai	37	99	92	62
	De joli cuer chanterai	20	99	85	66
	Lautre ior me chiuachai . . . . toz pensis et an esmai.	33	99	90	70
	Lautre ior me chiuachai . . . . lez lombre dun olliuier.	29	99	89	71
	Lautre ior moi chiuachai . . . . deleiz un bouxon trouai.	5	99	78	72
	Entre arais et dewai	15	99	83	75
	En mi deus urais deus sire dex ke ferai	27	99	88	79
	Per vn tres biaus ior de mai . .	49	99	97	86
ant	Lautrier alloie juant	53	99	99	346
aus (als)	Au cuer les ai les iolis malz. . .	13	99	82	386
e (ei)	Jai trouei mon cuer plus en amorei	9	99	80	431
	A definement desteit	14	99	82	436
ee	En yver an lai jallee	8	99	79	516
el	An mai a dous tens nouel . . .	18	99	84	576
elle	Pastorelle . . . . vi seant les vn bouxon.	3	99	78	605
ent	Pancis amerouzement	25	99	88	639
et	Pute poinne chiuachoit a matinet .	52	99	98	961
	Lautrier par vn matinet . . . . jueir man alloie.	44	99	95	963
ette	Cant io chanteir laluette	39	99	93	968
i	Entre moi et mon amin	43	99	95	1029
	Chascuns chantet de cuer iolit . .	28	99	89	1047
	An un florit uergier iolit	16	99	83	1052
ie	E bergiers si grant anvie	56	99	100	1139
	Jain simplete anuoixie	31	99	89	1146
ier	Je chiuachoie lautrier . . . . . mon palle froit lambleure.	34	99	91	1254
	Dehors conpignes lautrier	30	99	89	1256
	Lautrier en mai por moi esbanoier	55	99	99	1275
ies	Quant ces mouxons sont faillies . .	11	99	81	1350
in	Pencis lautrier alloie mon chamin .	51	99	98	1360
	A lai folie a don martin	35	99	91	1363
	Chevauchai mon chief anclin . . .	40	99	93	1364
	Je me leuai ier matin . . . . . de langres chiuachoie a bair.	57	99	100	1369

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
in	Lautrier un lundi matin	10	99	80	1370
	Je me leuai ier main matin . . . vn pou deuant soloil luxant.	23	99	86	1371
	Lautre ior par un matin . . . . juweir man allai.	36	99	92	1372
	Lautre iour par un matin . . . . maloie desdure.	4	99	78	1373
	Lautre iour par un matin . . . . sous une espinette.	2	99	77	1374
is	Por coi me bait mes maris . . .	6	99	79	1564
ive	Lest tout la jus con dist sor loliue	42	99	94	1653
oi	Tous sous sus mon pallefroi . . .	48	99	97	1673
oie	Ambanoiant lautre ior man aloie .	26	99	88	1682
	Dares a flandres alloie	41	99	94	1683
	Trop volentiers ameroie	46	99	96	1686
	Lautrier chiuachoie . . . . leis vn boix ki verdoie.	45	99	95	1694
	Lautre iour ie chiuachoie . . . . pancis si con suis souant.	54	99	98	1696
	Lautre iour ie chiuachoie . . . . sor mon palefroit amblant.	1	99	77	1697
	An Haichicourt lautre iour chiuachoie	47	99	96	1701
	Lautrier mi chiuachoie . . . . . pencis con suis souent.	7	99	79	1703
	Lautre iour me chiuachoie . . . sous sans conpaignie.	17	99	83	1707
	Lautre iour me departoie	12	99	81	1713
	Lautre iour mon chamin erroie . .	19	99	84	1717
on	Pastorelle vi seant leis un bouxon . aigniaus gardoit si tenoit.	24	99	87	1854
	Jer matinet deleis un uert boxon .	22	99	85	1855
or	De mes a fristor lautre iour . . .	32	99	90	1991
ue	Lai fille dan huwe	21	99	85	2066

V. Balettes.

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
a (ait)	Lai saigette blondette mait . . .	88	99	365	1
age (aige)	Un dous regairs sans folaige . . .	176	99	384	27
	Amors man uoie a mesaige . . .	71	99	358	30
ai	Li tres dous panceirs ke iai . . .	90	99	363	50
	Bone uolenteit ke iai	155	99	379	51
	Les malz damors santi ai	49 (u. 92)	99	352	54
	Dieus iai amai et ain ancor et amerai	27	99	346	59
	Trop mi destraint amorettes ke ferai	111	99	368	78
	Em mi deus urais dex que ferai .	83	99	361	80
	Merci dame ou ie morrai . . .	128	99	372	97
	Jain par amors et si ne sai . . .	80	99	361	102
	De tout mon cuer bone amour seruirai	30	99	346	105
	Onques iour ne me uantai . . .	169	99	382	108
aille	Jai esteit clers moult longement san faille	45	99	351	122
aire	Onques mais de chanson faire . .	156	99	379	161
	Chansonete mestuet faire	149	99	377	165

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Herrigs Archiv Seite	Nummer bei Raynaud
ais	Je ne chantai onkes mais. . . .	52	99	353	195
	Plus amerous conkes mais . . .	141	99	375	196
ame	Puez ne mi uolt oir ma dame . .	78	99	360	203 bis
	La biautei ma dame	48	99	352	[203 a]
ance	Aucuns dameir ce bobance . . .	174	99	384	208
	Alegiez moi ma greuance	180	99	385	228
	Biaulteiz et sans et vaillance. . .	19 (u. 119)	99	343	254
ans	An uoixiez suis et chantans . . .	137	99	374	266
	Duez confonde mesdixans	121	99	370	271
	Dame cortoise et biens saichans. .	55	99	354	278
ant	Por ceu chant.	118	99	369	301
	A la belle me comant	1	99	339	326
	Aucune gent uont dixant	21	99	344	337
	De urai cuer humeliant	157	99	379	345
	Douce dame cui iaim tant . . .	20	99	344	356
	Dame donor qui ualeis tant . . .	77	99	360	362
	Amors ne se donne mais elle se uant	18	99	343	366
	Amors mont fait mon uiuant. . .	5	99	340	370
as	Jolie ne suix ie pas.	75	99	359	379
aus (als)	Amors de uos malz	26	99	345	387
aut	Puez ke nature passe et verdure faut	183	99	386	394
é (ei)	Jai main iour de cuer amei . . .	143	99	376	399
	Saige blondette uos biauteit . . .	102	99	367	404
	Jai lontans estei	8	99	341	457
	Dame si uos uient an grei . . .	23	99	345	461
	Par fate de leaultei	33 (u. 105)	99	347	464
	Se fortune mait mostreit	186	99	387	466
ée	Je fu de bone houre nee	82	99	361	532
ele (elle)	Chanter mestuet por la plus belle .	74	99	359	589
ence	Quant li nouviaus tans sagence . .	123	99	370	621
ent (ant)	Aurai aligement	12	99	342	637
	Amors mont si doucement. . . .	139	99	375	658
	Pres dun boix et lons de gent . .	173	99	383	680
	Onques an ameir loialment . . .	125	99	371	702
	Se iain et sers loialment	145	99	376	705
	Je me suix moult longement . . .	65	99	356	710
	Sis qui contre mal bien rent. . .	142	99	376	718
	Je nen puis mais se ie ne chans souent	110	99	367	726
	Je suis an esmai ma dame souent .	148	99	377	730
	Je chant dun amerous talant. . .	146	99	377	735
ente (ante)	Pour nul meschief que ie. sante . .	165	99	381	753
er (eir)	Trop mi demoinne li malz damer .	93	99	364	763
	Amors cui ie voil servir et amer .	31	99	347	764
	Despuez ke ie so ameir	177	99	384	766
	Amors maprant a chanter. . . .	43	99	350	776
	Talant mait pris de chanter . . .	184	99	386	792
	Fine amour me semont de chanteir	160	99	380	797
	Coustumier suix de chanteir . . .	40	99	349	799
	Bone amour me fait chanter (et demeneir ioie)	14	99	342	813
	Amors qui tout puet doneir . . .	126	99	371	848
	Tant ai mal ni puis dureir . . .	166	99	381	850
	Amors me fait espireir	15	99	342	852

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
er (eir)	Tant ai serui sans fauceir	167	99	382	854
	Certes nuns ne ce doit fleir . . .	158	99	379	855
	Osteis ma kenoille ie ne pux fileir .	132	99	373	856
	Medixant por moi greuer	67	99	357	860
	Dame il nest dolors en terre ne en meir	131	99	372	[871a]
	Je ne sai coment nomeir	159	99	380	875
	Dame cui ie noz nomeir	86	99	362	877
	Je noz a mamie parleir	103	99	367	fehlt bei R.
	Saligement ne puis troueir . . .	168	99	382	897
	Bien me puis uanter	35	99	348	901
es (eis)	Por deu car ne moblieis	58	99	354	937
et	Lautrier par vn matinet (per vn petit vxelet).	138	99	374	964
ete (ette)	E bone amourette	87	99	362	970
	Duez iain par amorette	89	99	363	971
	Bargeronnette	113	99	368	974
	Cleire brunete	25	99	345	975
	Jancomans ma chansonette . . .	101	99	366	976
	Or la truix trop durete (voir) . .	36 (u. 112)	99	348	977
	Deduxans suis et ioliette	91	99	363	983
	Jantrai en lai ruwelette	171	99	383	984
etes (ettes)	A dous tens ke violettes	133	99	373	990
euil (uel)	Se ie chans moins ke ne suel . .	22	99	344	1000
eus (ues)	Dues dues dues dues dues . . .	100	99	366	1013
i (it)	Tres dous amis ie lou uos di . .	32 (u. 104)	99	347	1038
	Jai par mainte fois failli	47	99	351	1040
	Je chans en espoir ioli.	28	99	346	1048
	Cilz qui me tient por iolit . . .	122	99	370	1051
	Tres douce dame merci	70	99	357	1056
	On dit ke trop suis ione se poize mi	120	99	369	1069
	E et por ceu doi ie auoir et mins an obli	127	99	371	1070
	Douce mergot ie uos pri	154	99	378	1077
	Chascuns chante de thierit . . .	51	99	352	1084
ie (ies)	An espoir dauoir aie	134 (136bis)	99	373	1099
	Je me duel amie, ...	85	99	362	1101
	Silz a cui ie suis amie	98	99	365	1105
	Amors an la cui bailie.	162	99	380	1107
	Aucuns sont qui ont an vie . . .	164	99	381	1140
	Jain dame anvoixie	117	99	369	1145
	Jain simplete an voixie	24	99	345	1146
	Li hons fait folie.	39 (u. 108)	99	349	1160
	Si iain sans pancer folie	61	99	355	1161
	Bone amor folie	72	99	358	1165
	E dame iolie (mon cuer sans fauceir)	29	99	346	1168
	La vie menrai iolie	59	99	354	1170
	De grant uolantei iolie	46	99	351	1174
	Ne mi bateis mies	16	99	343	1184
	Amors me semont et prie (dameir celle a cui sotrie).	17	99	343	1197
	Amours par sa signorie	42 (u. 64)	99	350	1210
	Pues ke li malz dameir est uie . .	37	99	348	1221
	Or nest il teil vie	9	99	341	1238

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv		Nummer bei Raynaud
			Band	Seite	
ier	Amors mait fait adrecier	10	99	341	1249
iere	Biauteis bonteis douce chiere . . .	153	99	378	1326
ile	Il ait teil an ceste vile	130	99	372	1358
	Quant ie ving an ceste vile . . .	79	99	360	1359
in	Je me leuai ier main par vn matin	97	99	365	1376
ir	Cant remir la belle a cui ie no gehir	41 (u. 135)	99	349	1419
	Amors me font languir	150	99	378	1423
	Dame gardeis uous de mantir . .	76	99	359	1426
	Dame cui uuel obeir	53	99	353	1435
	Je me doi bien resioir	187	99	387	1446
is (ix)	Trop mi destraint lamor biautrix .	107	99	367	1524
	Hailais com est en dormis . . .	56	99	354	1527
	Li tres dous pencers iantis . . .	69	99	357	1550
	En melancolie ai pris	60	99	355	1593
	Amors a cui ie me rant pris . . .	66	99	356	1602
	Gratiouzement suis pris	188	99	388	1604
	Se mesdixans mont repris	57	99	354	1611
ise	On dit quan amor franchise . . .	44	99	350	1625
ive	Dame saige et antandive	7	99	340	1652
oi	He lais ie chante et bien uoi . .	175	99	384	1676
	Puez ke bone amor ait en soi . .	161	99	380	1944
oie	Dame bien me doueroie	62	99	355	1714
	Dues en vn praielet estoie . . .	13	99	342	1719
	Lai blondette saigette que iain me tient an ioie	129	99	372	1734
	An espoir dauoir lai ioie	144	99	376	1738
	Dame a cui motroie	54	99	353	1746
	Belle et bone mi proie	172	99	383	1750
	Dame boin gre uos sauroie . . .	115	99	368	1761
	Dame donour mait an uoie . . .	116	99	368	1770
	Amors me met en voie	3	99	339	1772
	Amors qui mait en la voie . . .	11	99	341	1773
oins	Por ceu mait point ci poins . . .	181	99	385	1781
oint	Trop mi destrent li malz dont point	34 (u. 106)	99	348	1782
oir	Onkes mais ne so deuoir	163	99	381	1796
	Amors qui tant ait pooir	4	99	340	1805
	Onkes ne so camors eust pooir . .	179	99	385	1808
	Uos qui ameis ie uos fais a sauoir	96	99	364	1814
	Douce dame a vostre uoloir . . .	84	99	362	1828
ois	Or est raisons et si lacorde drois .	147	99	377	1832
on	Onkes mais no oquixon	151	99	378	1873
	Se ie me plain iai bien raison . .	185	99	387	1882
one	Haute pencee me done	6	99	340	1905
ons	Honis soit li iones hons	114	99	368	1907
	Dame ie uos aimme plus ke nuns hons	81	99	361	1908
ont	Dont sont qui sont	124	99	371	1926
ort	An mon chanteir me reconfort . .	2	99	339	1935
our	An uer fauce amor	38 (u. 109)	99	349	1955
	Honis soie ie lou iour	178	99	384	1996
	An dame plaisans donor	63	99	356	2001
ours	Je morrai des malz damours . . .	152	99	378	2021
	Boin fait ameir par amors . . .	94	99	364	2028
ous	Mesdixant can tient a uos	99	99	366	2048

		Nummer in der Hs.	Herrigs Archiv Band	Seite	Nummer bei Raynaud
ous	Et ie sohait frex fromaige et si uolz	182	99	385	2051
ue	Trop me repent mais tairt mi suis parsue	136	99	374	2069
ure	Amours ait bone auenture	95	99	364	2087
	De mai droite norriture	140	99	375	2110

VI. Sottes chansons.

aire	El tans ke hernus repaire	12 [17][1]	104	337	174
e (ei)	Quant uoi paroir la parselle on uert bleif	11 [16]	104	337	406
ee	Chans de singe ne poire mal pellee	1	104	331	535
	Quant uoi uendre char de porc sour samee	6	104	334	555
ele (oile)	Ce fu tot droit lou ior de lai chandoile	14 [19]	104	338	564
ent (ant)	Amours me fait chanter a poc dargent (*unvollständig*)	9	104	335	642
	Amors graci de son ioli presant. .	2	104	331	717
ie (iee)	Quant ioi la quaile chausiee . . .	7	104	334	1113
	Quant ioi crier rabardie	5	104	333	1202
	Amors et la signorie	15 [20]	104	339	1209
	[Onkes mais iour de mai vie] (*nur der Schluſs vorhanden*) . . .	[14]	104	336	1224
ier	Quant uoi ploreir lou froumaige on chazier	10 [15]	104	336	1261
	Quant en yver uoi ces ribaus lancier	8	104	335	1284
	Deuant a ost con doit ces bleif soier	17 [22]	104	340	1311
ies	Bien doit chanter qui est si fort chargies	3	104	332	1342
ise	Chanteir mestuet iusca ior dou iuise	4	104	333	1630
oche (oce)	Ens ou nouel ke chascuns se baloce	13 [18]	104	337	1656
ome	Se ie chant con gentil home . . .	16 [21]	104	339	1851

[1] Die in [] gesetzten Nummern geben die Zählung Raynauds, Bibl. I S. 54, wo auf die verlorenen Stücke keine Rücksicht genommen ist.

Druckfehler.

Bd. XCVIII S. 74 Anm. in den Varianten aus Nr. 88 Str. II lies *loial, peussent,* Str. III lies *paiage, honor.*

Bd. XCVIII S. 346 Nr. 8 lies R. 463 statt R. 464.

Bd. XCIX S. 91 Nr. 34 lies *Je* statt *E.*

Bd. XCIX S. 368 Nr. 114 lies R. 1907 statt R. 907.

Göttingen. Georg Steffens.

Kleine Mitteilungen.

Zur Altweibermühle (Bd. CII S. 241 ff.).

Die Altweibermühle (*Maitli-Rölli* oder *-Röllete, Altwiber-Relle, Wiber-Rellet*) war und ist in verschiedenen Gegenden der Schweiz ein beliebter Fastnachtsscherz; so noch heutzutage in den Kantonen Schwyz und Thurgau. In einem schwyzerischen Gedicht 'Ds Schwyzerjohr' (Schwyzerdütsch Heft 36 S. 87) wird dieses Fastnachtsschauspiel als ganz bekannt vorausgesetzt:

An Umzug goht, a der Fassnachtflorx,
Was Bei hät, goht a Wyberrellet.

In Brunnen soll 1864 ein Fastnachtsspiel, die 'Maitli-Rölli', aufgeführt worden sein, und in Buochs (Kanton Unterwalden) war das Abhalten einer 'Maitli-Rellete' bis in die fünfziger Jahre ein notwendiger Bestandteil der Fastnachtslustbarkeiten.

Zur Pelzmühle vergleiche man das Schweizerische Idiotikon (Bd. IV Sp. 190), das die betreffende Redensart aus dem Kanton Schaffhausen und aus der Sutermeisterschen Sprichwörtersammlung (S. 10) nachweist.

Zürich. E. Hoffmann-Krayer.

Der 'böse Geist' in der Domscene.

Charles Bundy Wilson hat in einem Artikel der Modern Language Notes (Jan. 1900, Vol. XV S. 12 f.) sich gegen die Auslegung gewandt, die F. Paulsen in der Deutschen Rundschau (August 1899, S. 206 f.) von dem 'bösen Geist' in der Domscene des 'Faust' giebt. Schon vor Paulsen haben (wie Wilson anführt) Marggraff, Köstlin, schliefslich auch v. Loeper, die alte Auffassung, der 'böse Geist' sei einfach Gretchens Schuldbewufstsein, aufgegeben und mit starker Betonung des Adjektivs ihn als einen wirklich schlimmen, verderblichen Geist erklärt. Paulsen ist dann noch weiter gegangen und hat ihn geradezu mit dem Teufel gleich-

gesetzt: 'Als böser Geist, in der Scene im Dom, steigert Mephistopheles durch seine Einflüsterungen Gretchens Gewissensangst.'

Demgegenüber kehrt Wilson zu der alten Meinung zurück und meint, daſs der böse Geist einfach Gretchens schuldiges Gewissen bedeute, gehe mit Bestimmtheit schon aus den Versen 3794 bis 3797 hervor:

> Weh! weh!
> Wär' ich der Gedanken los,
> Die mir herüber und hinüber gehen
> Wider mich!

Ich halte das für völlig zutreffend, glaube aber der alten Auslegung auch gerade aus dem Epitheton, das zu ihrer Erschütterung geführt hat, neue Stützen gewinnen zu können.

Die Vorstellung von einem 'Dämonium', von einem 'Genius', der in der Seele des Menschen wohnt und in entscheidenden Augenblicken mit ihm spricht, ist der ganzen Genie-Periode eine Lieblingsidee, wie Rudolf Hildebrand in dem berühmten Artikel 'Genie' des Deutschen Wörterbuchs (IV 1 S. 3396 f.) mit einer reichen Fülle von Belegen nachgewiesen hat. Diese Vorstellung, der auch der junge Goethe huldigt, wird aber nicht in ihrer Einfachheit festgehalten. Gerade in der Zeit von Sturm und Drang ist man sich ja der inneren Widersprüche nur zu lebhaft bewuſst; daſs zwei Seelen, ach! in einer Brust wohnen, empfinden diese genialen oder genialischen Naturen unaufhörlich. Daher wird das 'Dämonium', wird der 'Genius' vervielfacht. Zuweilen ganz allgemein: 'Daſs meine Geister bis zu Lotten reichen, hoff ich' (15. Sept. 1773 Goethe an Kestner; Br. 2, 103). Aber viel häufiger naturgemäſs mit der Einteilung in Gut und Böse; so freilich, daſs 'der Genius' schlechtweg meist als gut gilt, der 'böse Genius' aber besonders als solcher bezeichnet werden muſs (vgl. Hildebrand a. a. O. Sp. 3400 γ).

Beide aber, der gute wie der böse Geist, werden lediglich als Ausdruck innerer Stimmung aufgefaſst. So oft in den Briefen der Wertherzeit: 'Versetzte uns nämlich ein guter Geist zuerst nach Wetzlar in den Cronprinzen zwischen gesprächige Tischgesellschaft, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophey zu diskuriren brachte, und mich in seine Schlingen verwickelte...' (Januar 1773; Br. 2, 53). Man sieht den Unterschied: der gute Geist versetzt Goethe unter seine Bekannten, gerade wie es sonst ein Traumbild thut (an Käthchen Schönkopf 12. Dezbr. 1769; Br. 1, 218 f.); handelt es sich aber um Einwirkung auf mehrere Personen, so muſs der objektive 'leidige Teufel' statt des subjektiven 'Geistes' dran. Oder: 'Predige denen Herren ihr guter Geist fleiſsig über Pred. Sal. C. 7 V. 17' (5. Febr. 1773; Br. 2, 62); also: jedem Herrn sein eigenes Dämonium. Diese Geister sind also nicht Engel und Teufel, wie die beiden Ratgeber von Bürgers Wildem Jäger; sondern sie sind Verkörperungen innerer Stimmen. Goethe schreibt ja ausdrücklich an

Herder: 'Und dann weifs ich doch nicht, ob ich von der Seite mit Äsopen und Lafontaine verwandt bin, wo sie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates sympathisiren' (Ende 1781, Br. 2, 11).

Sind nun der gute wie der böse Geist nur innere Stimmen — was denn ist der böse Geist?

Er könnte immer noch ein Teufel sein, der neben dem Schutzgeist in der Seele wohnte. Aber das widerspräche der felsenfesten Überzeugung jener Zeit von der angeborenen Güte des Menschen — jenem Fundamentaldogma, das noch den gereiften Goethe zu Kant in schroffsten Gegensatz brachte. Der böse Geist in der Brust des Menschen ist also nie etwas anderes als ein erzürnter Geist — als das böse Gewissen. Es ist *'conscia mens,* leider nicht *recti,* die mit uns herum geht' (an Salzmann, Juni 1771; Br. 1, 281).

Ich wiederhole: das gilt nur von jenem 'bösen Geist', der dem 'guten Geist' als Gegenbild gegenübersteht. Natürlich giebt es für die Mythologie der Stürmer und Dränger auch 'objektive' böse wie gute Geister. 'Segnen alle gute Geister eure Reise' (Mai? 1773; Br. 2, 87) — das sind ganz allgemein die guten Genien (vgl. Hildebrand a. a. O.). Aber selbst der von der Seele losgelöste, draufsen thätige 'böse Geist' ist selten an sich verrucht, schlimm, verderblich: selbst er ist meist nur Rächer. 'Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Genius der rächenden Geister säuselte um mich herum' (an Herder a. a. O.; Br. 2, 12). Nur ganz selten stehen Gut und Böse ganz allgemein einander gegenüber, wie etwa in einem Brief an Frau von La Roche: 'Das Gute und das Böse rauscht an den Ohren vorbei, die nicht hören' (Juni 1774; Br. 2, 164). Sonst ist das Böse eben verschuldete Strafe der Götter; 'sie rächen sonst die Thränen des Mädchens, das dich liebt' (Laune des Verliebten J. G. 1, 143).

Der böse Genius also (vgl. über diesen Ausdruck Hildebrand a. a. O. Sp. 3400 γ) ist fast immer der erzürnte. Besonders deutlich illustriert dies eine Vergleichung zweier berühmter Stellen. Es heifst im Faust (V. 1830 f.):

> Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Und ganz entsprechend schreibt Goethe an F. H. Jacobi: 'An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes pppp. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphisick gestraft und dir einen Pfal ins Fleisch gesezt, mich dagegen mit der Phisick gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde ...' (5. Mai 1786; Br. 7, 212). Also: der böse Geist, der Jacobi im Kreis der dürren Spekulation herumführt, ist ihm zur Strafe gesandt — zur Strafe für undankbares Begehren.

Liegt es also schon durchaus in Goethes Wortgebrauch, den bösen Geist als erzürnten, nicht als schlimmen, als strafenden, rächenden, nicht als verderblichen anzusehen, so kommt für die Domscene noch die Analogie einer Bibelstelle in Betracht, die v. Biedermann (Goethe-Forschungen III S. 37; vgl. Wilson a. a. O. S. 15) angezogen, aber meines Erachtens unrichtig benutzt hat. Nachdem im 1. Buch Samuels berichtet ist, dafs König Saul sich an Gott versündigt habe, heifst es im 16. Cap. V. 14: 'Ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig'. Hierauf V. 15: 'Da sprachen die Knechte Sauls zu ihm: 'Siehe, ein böser Geist von Gott machet dich sehr unruhig'. Diese Stelle mag wohl auf die Domscene eingewirkt haben; gerade Citate von Saul und David braucht Goethe jederzeit besonders gern. Das Epigramm 'Ach, ich war auch in diesem Falle!' von 1775 bezieht sich gar auf einen Vers in unmittelbarster Nachbarschaft der angeführten, auf 1. Sam. 16, 11. Somit glaube ich gern an eine Beziehung auf diesen bösen Geist — aber auch er ist eben ein strafender, rächender, kein verderblicher; auch er ist nur die Verkörperung (wenn man sich bei einem Geist so ausdrücken darf!) des bösen Gewissens.

Der böse Geist ist also nicht, wie Mephistopheles, ein schlimmer Geist, sondern er ist ein Geist, der 'bös' ist. 'Zornig, zürnend' ist ja vielleicht die älteste Bedeutung des Wortes (D. Wb. 2, 250, 5; doch vgl. Kluge Etymol. Wb. S. 50). Goethe braucht es gern so; so im Urfaust:

> Allein gewifs ich war recht bös auf mich
> Dafs ich auf euch nicht böser werden konnte (V. 1025).

Ebenso in der 'Laune des Verliebten':

> Denn, wenn du böse thust, so kann sie nichts erfreun (JG. 1, 143).

Der böse Geist, um es zusammenzufassen, kann nach Goethes (und seiner Genossen) Sprachgebrauch in der Zeit, da die Domscene entstand, nichts anderes sein als eine Stimme ihres Innern, die erzürnt und strafend Gretchen ihre Schuld ins Gedächtnis ruft. Schlimme Geister aber, oder gar Mephistopheles selbst, haben mit dieser erschütternden Offenbarung der reuigen Seele nichts zu schaffen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Heiligen Englands

betitelte ich (Hann. 1889) eine Abhandlung über die kentische Königsgenealogie und die Reliquienstätten. W. de G. Birch[1] druckt, ohne meine Arbeit oder mehr als geringe Teile ihres ferneren Stoffes zu kennen, dasselbe Stück aus Hs. S[tow].[2] Die Hs. Harley 464,

[1] Liber vitae: register and martyrology of Newminster and Hyde abbey Winchester. Lond. 1892 (Hamp. record soc. 5) p. 83; vgl. LVIII.
[2] Ich verglich § 1—4; keine andere Lesung.

die er anführt, ist laut Katalog nur moderne Kopie der anderen von mir benutzten Hs. C[orpus, Cambridge]. Er behauptet, ohne einen Schatten von Grund, die Schrift stamme 'of Beda's work or inspiration', und die Lokalisierung der Heiligengräber an Flüssen deute 'to some lingering idea connected with water worship which existed before the Christian period in Britain'. Ich wies nach, daſs Teil I dem 9./10. Jahrhundert und Saint Austin's entstammt; dagegen Teil II, dessen Verschiedenheit Birch nicht bemerkt, entstand c. 993—1013 in Wessex. Läge eine Spur von Quellenkult vor, so hieſse doch wohl einer der Flüsse nach den Heiligen. Mit Unrecht denkt Birch II 3 statt an Dunkeld[1] an Down in Irland, wo er den Tayfluſs sucht. *Wihtburht,* wofür aber die andere Hs. *Wihtburh,* der Übersetzer *Wihtburga* hat, identifiziert er ohne weiteres mit dem Frisenapostel *Wihtberht.* Der hl. Higebold war kein Bischof, und *Lindisse* heiſst Lindsey, nicht 'Lindisfarne'; aus *Oncel* (Ancholme) macht Birch *on Cel,* am 'Flusse von Cholsey (Berks.)'! Ealhmund ist nicht Ælfreds Urgroſsvater, sondern ein northumbrischer Prinz. Unter *Æþelbyrht* und *Æþelred* zu Bedford bezw. Leominster versteht Birch das kentische Brüderpaar, das aber II 25 beisammen steht. *Justus martyr* ist nicht der Bischof von Rochester, *Iohann se wisa* nicht identisch mit 'Scotus [Erigena]'. — Zu lernen ist aus Birch nur, daſs der bretonische Heilige *Iwig* den Namen 'Ivy-church near Wilton' hinterlieſs.

F. Liebermann.

Liber vitae of Newminster,

Winchester, ediert von W. de G. Birch,[2] enthält auſser der für Namenforschung hochwichtigen Reihe derer, für die das Kloster betete, eine Anzahl angelsächsischer Stücke; die Hs., im British Museum Stowe 960, ist geschrieben c. 1004—30. So p. 81: *Her onginđ ymbe þyses middangeardes ylde, hwæt wæs fram Adame ođ Noé* (3676) *wintra,* endend: *syxte yld fram Cristes acennednesse* (1031) *wintra.*

P. 94: *'Ine cinge[3] rixode XXXVII wintra'* bis *þa feng Æþelred to rice, his brođor, 7 he rixode XXXVIII geara,* dann von späterer Hand *þa feng Cnut cingc to rice.* Die Regierungsdauer der Könige ist zum Teil bis auf den Tag berechnet.

P. 159: *Þys is se halidóm, þe his gelogod innan þam haligan scrine, þe man nemnađ Iohannis et Pauli*: ein lateinisches Reliquienverzeichnis, dann aber zwei englische Reliquienlisten.

P. 165: *Her onginđ Damasus sméagung wiđ Hieronime þone bocere, hwilcon timan on Sunnandagan ođđe on ođran dagan man mæssian mote ...*

P. 96: *Ic Eadwine munuk, cilda mæstere an Niwanmynstre, grete þe wel, Ælfsige biscop*: Gebetseinung zwischen Dom und New-

[1] So auch Reeves, *Life of s. Columba,* Hist. of Scotl. VI, LXXXIII.
[2] Vgl. vor. Seite. [3] Lies *cingc.*

minster; des ersteren Parallel-Urkunde druckte Thorpe *Diplom.* 321. Andere Urkunden: p. 155 = Birch *Cart. Saxon.* 1338; p. 74 König Ælfreds Testament (Birch 553) in der besten erhaltenen Form; Übersetzung und Sacherklärung p. 201, LIV.

In den Anhängen druckt Birch an Urkunden angelsächsischer Sprache: p. 207. 226 Cart. Sax. 596. 748 aus Hs. des Winchester college [ob neu kollationiert?], viele aber nur aus bekannten Drucken, namentlich *Liber de Hyda* ed. Edwards. — Ferner aus den um 1050 für Newminster gefertigten Codices Titus D 26 f.: p. 251 *Ælce sunnandæg bebeod þe ðære þrynnesse naman* ...; p. 260 *Wid* [lies *wið*] *þa blegene* = Cockayne *Leechdoms* I 380 [aber auch Transa. R. soc. liter., 2 ser. XI (1878) 484]. — P. 277 *Ðis is full ger: twelf monþas fulle 7 endlufan dagas 7 six tída* ... — P. 279 *Seo sunne getacnað urne hælend Crist* ... — Dann [die von Skeat und Bradley (*Athenaeum*, April May 1897 p. 543. 682) erörterte Reihe] *A. He gangeð 7 biþ his siðfæt gesund.* — Endlich steht p. XXII das oft gedruckte Gedicht *Ic eom halgungboc* aus Claudius A III. F. Liebermann.

Englisch bei der Nottaufe c. 1223.

Richard Poor, Bischof von Sarum, verordnet in seinen Synodal-Statuten *De baptismo* ... *Hec autem est forma: 'Ego baptizo te in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti'. Et in Romano uel Anglico* [andere Hss. bei Wilkins *Concilia M. Brit.* I 572: *Gallico*, was aber unter *Romano* schon gemeint] *sub eadem forma doceat sacerdos frequenter laicos debere baptizare pueros in necessitate.* Aus *Charters and doc. of Salisbury* ed. Jones and Macray (Rolls ser.) 1891 p. 138.

F. Liebermann.

Mittelenglische Bischofsegen

sind wahrscheinlich selten; wenigstens lauten die Pontifikalbücher noch im Menschenalter vor der Reformation zumeist lateinisch. Eine Ausnahme bildet das des Bischofs Johann Russell von Lincoln, 1480—94, Hs. British Museum Lansdowne 388, woraus Henderson *The consecratyon of virgins* und 'die Einsegnung einer Äbtissin' druckt (Liber pontif. Eborac., Surtees soc. 61, 1875, p. 235—49).

Berlin. F. Liebermann.

'Mistery plays in a chapel in the 14. century'

weist W. H. Stevenson (*Engl. hist. rev.* 1899, 393) nach zu Hedon, im östl. Yorksh. nahe Hull, laut J. R. Boyle *The early hist. of* ... *Hedon* (1895) 140. F. Liebermann.

Zur me. Handschriftenkunde: Hampole und Lydgate.

Ch. Kohler verzeichnet im *Catalogue des mss. de la bibl. Sainte-Geneviève, Paris,* II (Par. 1896):

n. 3390: f. 1 *Ane maner of men schulde kepe* — — *joye God us brynge. Amen* [über die 10 Gebote];

f. 24 *It is sothe, that bileve is ground of alle other virtues — — he myȝte wel come to hevene. So God graunte. Amen* [über Glaube Liebe Hoffnung];

f. 37 v. *Als a gret clerk schewith in his book — — to oure Ladi and to al the cumpany of hevene. Amen.*

f. 57 v. *Here bigynneth a drawing of contemplacion maad bi Richard hermite of Hampole. Iniche synful man and woman — — in hevene withouten endyng. Amen. Expl. Ric. Hampole.* Die Hs., vom 14./15. Jahrh., gehörte Aberdeen, dann Jacob VI (I).

The Tixall library; catal. of ... mss. late the property of FATC Constable, ... originally [of] Sir W. Aston, ... sold by Sotheby, Wilkinson & Hodge 6. Nov. 1899, verzeichnet

n. 268 *Exposicio super Dominica per Ric. heremitam. 'We take als bileve yt epistelis of apostelis er gospelis of c'ste; for he spac yem alle in yaim'.* Endet ... *'houre ī whilke yai sal be deed'*;

n. 408 *Lydgate, Destruction of Thebes; s. XIV* (!) *'The tyme in soth whanne Caunterbery tales, complete and tolde, at many sondry stage' ... Geffrey Chaucer of Bryteyn chief poete ... Lydgate monke of Bury, nye fyfty yere of age, come to this town to do my pilgrimage'.* F. Liebermann.

Liber custumarum von Northampton,

um 1460 im Midland-Englisch geschrieben, ist nach W. H. Stevenson (*Engl. hist. rev.* 1899 July 592) im früheren Teil aus Anglo-Französisch des beginnenden 14. Jahrhunderts übersetzt und in *The records of the borough of Northampton* 1898 mangelhaft gedruckt. Derselbe Herausgeber Chr. A. Markham edierte *The Liber custumarum, the book of the ancient usages and customez of the town of Northampton* — 1448 (Northa. 1895, 4) separat und in *Northamptons. notes and queries* 1890—4: in beiden jedoch nur ein Drittel des Ganzen, das zum Teil auch latein und französisch lautet; nach Gross *Bibliogr. of Brit. munic. hist.* 2459. F. Liebermann.

Die ags. Fieberbeschwörung (Archiv CIV, 123),

die Schenkl, Bibl. patr. Britann. III, 2, S. 67 (1898) erwähnt, ist nach Schenkls eigener Abschrift bereits von mir gedruckt, Archiv LXXXIV, 323 f. A. Napier.

Ermengard Vicegräfin von Narbonne,

die Gönnerin der Troubadours,[1] begünstigte, laut der Orkney-Saga,[2] um 1152 den norwegischen Dichter Rognwald Jarl der Orkneys.

[1] Diez-Bartsch *Leben der Troub.* 79.

[2] Ed. Vigfusson *Icelandic sagas* (1887) I c. 91. 93, translated by Dasent (1894) III p. 164. Französische Übersetzung bei Riant *Expéditions des Scandinaves en Terre Sainte* 251.

Dieser segelte nämlich auf seiner Kreuzfahrt über England *til Vallands* und kam zur 'Seeburg' *Narbon.* Dort war der Graf ohne männliche Nachkommen gestorben. Die Saga nennt ihn *Germanus* oder in Variante *Geibiörn*: die verschiedene Lesung entstand vielleicht aus der Unsicherheit des Norwegers, der einen ihm fremden Namen hörte, aber doch den Vokal, *m* und *r* behielt. Gemeint ist Vizgraf Aimericus II. Seine junge Erbtochter *Ermingerðr*, so erzählt die Saga richtig weiter, verwaltete das Erbe männlich, mit höfischer Gastfreiheit und dem Wunsche, durch Dichter berühmt zu werden. Ganz glaublich klingt, daſs sie den Jarl zum Feste lud, losen Haares, ein Goldband um die Stirn, in die Banketthalle kam, von Mädchen einen Tanz aufführen lieſs und dem Jarl einschenkte. *Jarl tók hönd hennar ... ok setti*[1] *hana í kné sér.* Diese Kniesetzung bedeutet im nordischen Rechte Verlobung oder Adoption, hier wohl nur das Gelöbnis väterlichen Schutzes. Der Jarl samt beiden Hofskalden besang Ermengards Schönheit,[2] besonders ihr Haar wie Goldseide[3]: beides vielleicht nur poetische Floskel. Er soll Wiederkunft bei der Heimkehr vom Jordan versprochen haben: thatsächlich reiste er aber späterhin über Rom nach Hause. Und gewiſs ist es nur eine Erfindung der ruhmredigen Saga, daſs er von den *staðar-menn* gedrängt worden sei, sich dort anzusiedeln: sie würden ihm Ermengard vermählen. Kinder- und gattenlos war letztere wirklich; vielleicht deshalb und wegen jener Haartracht, die den Norwegern 'nach Art der Jungfrauen' erschien, hielten sie sie für ein Mädchen; thatsächlich war sie schon zweimal verwitwet. Nur durch eine Verwirrung des Itinerars läſst es sich erklären, daſs die Saga nach diesem Vorfall in Südfrankreich fortfährt: *þeir fóru þar til er þeir kómu vestr á Galizuland.* Daraufhin zwischen Frankreich und Galizien suchend, meint Dasent, dem sich Vigfusson[4] entgegen früherer richtiger Ahnung anschlieſst, Bilbao[5] am Nervion stecke hinter *Narbon*, obwohl sie doch beide in der Hakonsage 294, wo norwegische Mittelmeerfahrer die Stadt 1257 wieder berühren, *Narbon* richtig als Narbonne erklären. Sie erwähnen übrigens nicht, daſs Riant nach Suhm die Geschichte auf Elisabeth zu Amiens, wozu allerdings weder Namen noch Lage stimmt, gedeutet und Dozys[6] richtige Erklärung ausdrücklich abgelehnt hatte. F. Liebermann.

[1] Nicht 'elle s'assied à ses côtés'.
[2] Peire Rogier singt *sa beutatz resplan tan fort.*
[3] Die Metren scheinen den Grundstock zur Prosaerzählung zu bilden.
[4] p. XXXVIII. [5] Stände dann p. 168 *Völsku*: 'French lady'?
[6] *Recherches sur ... l'Espagne* (1860) II 348.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgeg. von J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Mit ca. 200 Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt- und Faksimile-Beilagen. Wien, Carl Fromme, 1899. XIX, 836 S. Geh. M. 17.

Die Herausgeber erörtern (S. XIII f.) die Frage, ob eine besondere Litteraturgeschichte der Deutsch-Österreicher berechtigt sei, mit einem wunderlichen Gemisch von Umständlichkeit und Energie. Mir scheint es doch einfach, sie zu beantworten. Da niemand bestreiten wird, dafs ein deutsch-österreichischer Volksstamm von ausgeprägter Eigenart existiert, hat auch eine litterarische Biographie dieser Kollektivpersönlichkeit unzweifelhaft Berechtigung. Wünschenswert ist dann nur, dafs auf die fortdauernden oder sich umgestaltenden Eigenheiten jener Volksindividualität fortgehend Rücksicht genommen wird. Offenbar war das auch die Absicht der Herausgeber. Sie setzen (S. XV) mit einem Versuch ein, jene Eigenart zu charakterisieren. Tief geht er nun eben nicht, und, wie sich das in dem ersten Teil des Werkes leider nur zu oft wiederholt — die Art, wie die Auffassung verteidigt wird, ist sehr geeignet, sie zu kompromittieren. Man giebt gern zu, dafs der 'gesunde Sinn' die Österreicher — wie übrigens die meisten Stämme von fester alter Tradition — charakterisiert; aber man sieht kopfschüttelnd in nächster Nähe dieses Satzes — Ulrich von Liechtenstein genannt! Man räumt gern ein, dafs die einheimische Art bei den österreichischen Dichtern stärker als in manchen anderen Landschaften auch bei hochgebildeten Poeten merkbar ist; aber man kann unmöglich als Beleg dafür den Satz durchgehen lassen: 'in Bezug auf die Naivetät des Schaffens war Franz Grillparzer ebensowohl ein Volksdichter als Ferdinand Raimund.' Bei so advokatorischem Gebrauch verlieren die Bezeichnungen alle Kraft; wer ist denn kein 'Volksdichter', wenn Grillparzer einer ist? Schliefslich wird auch Hugo von Hofmannsthal so heifsen sollen!

Machen diese Worte unter der Hausthür etwa den Eindruck einer von einem wohlmeinenden Redner unklar hervorgestammelten Begrüfsung, so wird es mit dem ersten Abschnitt und zumal mit der Darstellung der deutschen Kolonisation in Österreich-Ungarn noch nicht viel besser. Wir können es nur loben, dafs die Genesis des Volksstammes skizziert werden soll, dem wir dann durch sein litterarisches Leben folgen sollen; aber leider macht diese hastige Urgeschichte den Eindruck, als habe ein auf diesem Gebiet wenig bewanderter Mann sich über Hals und Kopf in die schwierigsten Probleme gestürzt. Sobald der Redaktor auf Dialektforschung zu sprechen kommt (S. 53), merkt man einen Kenner, auch wo man widersprechen mufs; denn z. B. die beginnende dritte Lautverschiebung werden wohl doch trotz Nagls Ablehnung (S. 49 Anm. 2) recht viele 'einem Braune glauben'. Aber hier schon befremdet, wie oft der Verfasser fremde Ansichten nur aus dritter Hand kennt; Braunes Althochdeutsche Grammatik braucht man doch eigentlich nicht 'nach Jellinek' zu citieren! Geht es nun aber an die Heldensage (S. 61 f.) so spürt man nur zu deutlich den Nichtkenner — nicht blofs weil er seltsamerweise als Autorität von hier ab fast immer nur — Goedeke anführt! (Einmal wird allerdings — S. 107 Anm. 1 — Sepps 'Religion der alten Deutschen' in gleicher Weise angezogen!) Dafs der Merseburger Zauberspruch (S. 59) abgebildet wird, weil entsprechende Formeln auch in Österreich vorkommen (S. 58), ist methodisch schon anfechtbar; aber was soll man zu den völlig haltlosen Vermutungen über die 'etzelfreundlichen' Sänger (S. 69), zu der konfusen Ausbeutung der Eigennamen (S. 71 f.; 'in den Acta Tirolensia beziehen sich ... wohl auch die sechs Frauennennungen Azola somit von selbst, mag man linguistisch was immer für eine Deutung oder Ableitung vorziehen, praktisch auf den Hunnenkönig Etzel, bayerisch Atzel', S. 74 Anm.!, ferner S. 121 u. ö.) und der gewaltsamen Verwertung ihrer Statistik (S. 95) sagen! Das stärkste Stück von dunklem Dilettantismus bietet Nagl zum besten, wenn er von waschenden Weibern Sagen auf Stabreim stetig durchstöbert (S. 109). Da 'Wasser', 'Weib' und 'waschen' nicht umhin können, zu reimen, ist nur noch eimal ein altes Epitheton wie 'weifs' zu 'Wäsche' nötig, und die Allitteration ist da — zumal wenn man auch in 'schwaderte' das W fettdruckt! Zwischen allitterierenden Formeln und fest bewahrtem Stabreimvers weifs der Verfasser so wenig zu scheiden wie etwa (S. 105) zur Kudrunsage zwischen verwandten und nur entfernt anklingenden Sagenstoffen. Ebenso verwirrt sind (S. 115) die Bemerkungen über die Nibelungenstrophe. Freilich verirren sich auch beachtenswerte Gedanken etwa zur Musik der altdeutschen Epen (S. 114) oder zu der Scheidung von Homonymen durch 'schön' und 'wild' (S. 122 Anm. 2) in dies unbehagliche Gewirr rascher Einfälle und unsicherer Angaben. Statt der langen Nacherzählungen (S. 75 f.) wäre auch eine knappe Übersicht der wichtigsten Figuren und Votive mit charakteristischen Proben für den Laien wie für den Fachmann erspriefslicher gewesen.

Mit der alten geistlichen Dichtung (S. 140 f.) hebt das Buch sich

etwas, wenn auch Kelle etwas zu unbedingt zum Führer genommen wird. Absonderliche Sätze begegnen zwar auch hier noch. Bedurften die alten Völker wirklich der biblischen Schöpfungsgeschichte, um sich für die Tierwelt zu interessieren (vgl. S. 153)? Ferner befremdet es, daſs etwa Willirams charakteristische Gestalt (S. 156) ganz dürftig, der Peier aber (S. 194) plötzlich recht ausführlich besprochen wird.

Auch beim Minnesang stehen wir noch nicht auf festem Boden. Statt Goedeke gegen Burdach auszuspielen (S. 233), hätte der Redaktor sich wohl selbst eine Anschauung von dem poeta laureatus verschaffen mögen, der jedenfalls reichlich so viel 'aus dem Schatze des bodenständigen Volkstums' geschöpft hat als etwa der Österreicher Reinmar. Daſs Nagl Domangs mit Recht allgemein abgelehnten Einfall vom Klôsenaere (S. 242, 4) 'eine psychologisch feine Bemerkung' nennt, erregt nicht bloſs durch den Ausdruck Erstaunen. Unklar sind die Worte über die höfische Dorfpoesie (S. 255), was nicht befremdet, wenn man die Naivetät sieht, mit der die unechtesten Neidharte (S. 256) als echt genommen werden. Daneben dann wieder die falsche Hyperkritik der allegorischen Deutung von 'Reuenthal' (S. 258)! Tanhäusers gelehrte Spielereien sind 'voll bodenständiger Ironie und Humoristik' (S. 262; 'bodenständig' ist überhaupt das dritte Wort). Die unhistorischen späten Bilder wie das König Wenzels (S. 255) scheinen die Unzuverlässigkeit dieser ganzen auf abgeleiteten Quellen phrasenhafte Gebäude aufrichtenden Darstellung illustrieren zu wollen.

Der etwas breite, aber inhaltsreiche Abschnitt über dramatische Poesie (S. 332 f.) führt zu Zeidlers Reich (S. 386 f.) über, und hier treten wir aus den Nebeln in helle klare Luft. Wir haben auch noch manches auszusetzen: Konrad von Megenberg ist (S. 396) zu kurz, Aeneas Sylvius (S. 416 f.) für den Zweck dieses Buches viel zu breit behandelt; die 'wichtige, staatsrechtliche Seite' der Poetenkrönung (S. 402) vermag ich nicht zu erkennen; die Abbildungen sind auch hier (z. B. S. 437) oft seltsam ausgewählt. Aber wie vortrefflich und anschaulich wird über Bibliotheken (S. 491), Singschule (Iglau S. 516), Kalender und Praktiken (S. 557), über die höfischen 'Wirtschaften' (S. 697) und vieles andere gehandelt! Wie treten kaum bekannte Namen wie Joh. Martin (S. 507), G. Scherer (S. 608), Kath. Reg. von Greffenberg (S. 802. 809) ans Licht! Überall verteilt der Verfasser selbständig; nur die übereifrige Verteidigung Abrahams a Sancta Clara (S. 636) und die schroffe Verurteilung der Sonnenfelsschen Bestrebungen (S. 816) scheint von der Tendenz, das Altösterreichertum überall ins Recht zu setzen, übermäſsig beeinfluſst. Guarinoni wird (S. 614) zu Albrecht von Haller und dem Alpenkultus, Lindemayr (S. 761) zu Gottscheds Sprachreform in Beziehung gebracht; Hohberg (S. 792) und sein Werk werden nach allen Richtungen durchleuchtet. Dieser Teil verdient es wohl, durch Tilgners geistreiche Statue des Salzburger Hanswurstes (S. 739) illustriert zu werden!

Das umfangreiche Werk führt erst bis zu Maria Theresia. Ein Supplementband soll die deutsch-österreichische Litteratur im letzten Jahrhundert schildern; Bilder und Faksimiles sind dazu schon ausgegeben. Dieser

dritte Teil wird für das allgemeine Interesse wohl doch der Hauptteil werden. Hoffentlich steht er auch inhaltlich dem zweiten näher als dem ersten. Denn es wäre schade, wenn die vielfältige Mitarbeiterschaft, die lebhafte Vaterlandsliebe, die hübsche Ausstattung und vor allem der lehrreiche Hauptabschnitt unter den Übereilungen und Unklarheiten des Anfangs zu leiden hätten. Einstweilen können wir leider beim Anblick des starken Bandes uns des Eindrucks nicht erwehren, daſs der Koloſs auf thönernen Füſsen steht.

Berlin. Richard M. Meyer.

Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter von Richard Heinzel. A. u. d. T.: Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. IV. Hamburg und Leipzig 1898.

Das vorliegende Buch von 350 bedruckten Seiten, das beim bloſsen Durchblättern eine Fülle von Belegstellen, Citaten, Ziffern und verhältnismäſsig wenig verbindenden Text aufweist, also sofort den Eindruck eines sehr gelehrten Buches hervorruft, zerfällt, abgesehen von einer Einleitung von 14 Seiten, in zwei Abschnitte, von denen der eine 'die ersten Eindrücke', der andere 'die zweiten Eindrücke' überschrieben ist. Jener zählt 150, dieser 176 Seiten. Jeder hat vier Kapitel, von denen je die beiden ersten erheblich umfänglicher sind als die beiden letzten, mit den Überschriften: I. Qualität; II. Quantität; III. Einteilung, Ordnung; IV. Ästhetische Wirkungen. Innerhalb der zweiten Kapitel wiederholen sich die Überschriften: A. Quantum? B. Quoties? C. Quot? Ebenso lassen sich andere Dispositionsmomente sofort als wiederkehrend erkennen: es ist innerhalb der einzelnen Kapitel von Zuständen und Vorgängen (sichtbaren, hörbaren) — im einzelnen, im Zusammenhang, von Ort und Personen (Schauspielern, Publikum; Personen ersten, zweiten, dritten Ranges; Männern, Frauen, Kindern), Tieren, Sachen etc. die Rede. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis bestätigt den Eindruck, daſs wir es mit einem scharfgegliederten, mit strenger Systematik gebauten Buche zu thun haben.

An Scherers Forderung einer empirischen Poetik knüpft Heinzel an und sucht ihr für ein wichtiges Gebiet Genüge zu verschaffen. Er selbst betont, daſs Scherer schon vor Jahren einen Kanon für die Beschreibung von Kunstwerken verlangt habe (S. 9 Anm.).

Heinzels Verfahren enthüllt sich alsbald als einfach und fruchtbar. Versetzen wir uns, sagt er, einen Augenblick unter das Publikum, das einer dramatischen Aufführung beiwohnt, lassen wir das aufgeführte Stück nebst seiner gesamten Umrahmung auf uns wirken und suchen wir, was wir sehen, hören, empfinden, zu analysieren, so werden wir zunächst zwei Arten von Eindrücken unterscheiden können: die äuſseren, rein sinnlichen bilden das Material für die zweiten, die geistig-sinnlichen, die sich unter Mitwirkung der Reflexion ergeben. 'Beim ersten Eindruck ist angenommen, daſs das Publikum noch nicht zum Bewuſstsein über die wahr-

genommenen Gesichts- und Gehörseindrücke gekommen sei, als ob es die im Stücke gebrauchte Sprache des Monologs, Dialogs, der Chöre nicht verstünde, wenn auch die Schälle der Sprachlaute und ihrer Gruppen, der Metren der Musik an sein Ohr schlagen, ihre Tonstärke, -höhe, -farbe, ihre Dauer und Wiederholung aufgefafst wird.' 'Im zweiten Abschnitt handelt es sich um jenen geistigen Prozefs im Publikum, der das volle Verständnis des Dargestellten und den entsprechenden ästhetischen Genufs zur Folge hat. Es erkennt den Sinn der Reden und Gegenreden, ihren Gedanken- und Gefühlsinhalt, ihre Formen, auch die quantitativen und ihre Ordnung, so dafs dieselben Kategorien quid? quoties? quot? quo ordine? auch hier begegnen ...'

Nach dieser Methode wird ein gewaltiger Beobachtungsstoff sorgfältig systematisiert.

Das Buch hat seine formale und materiale Bedeutung. Das streng sachliche Verfahren Heinzels wird nicht verfehlen, namentlich auf die jüngere Gelehrtengeneration einen starken Eindruck zu machen. Einem fahrigen Dilettantismus gegenüber, der sich in der Litteraturgeschichte von jeher mit Vorliebe getummelt hat, ist ein solches Beispiel streng methodischer Analyse von gröfstem Wert. Es wird die Überzeugung verbreiten helfen, dafs die Litteraturgeschichte nicht mit vorgefafsten Meinungen beginnt und mit subjektiven Werturteilen endet, sondern auf liebevoller Beobachtung und Beschreibung von Thatsachen gegründet ist. Jeder aber, der an sich selbst oder im akademischen Unterricht die Erfahrung gemacht hat, wie schwer sich auch Litteraturwerken gegenüber die Kunst zu sehen und zu hören lernt, wird für eine solche, sagen wir immerhin scholastische, Anweisung dankbar sein. Dafs sie mehr in ihren Äufserlichkeiten nachgeahmt als ihrem heuristischen Werte nach genutzt werden wird, ist eine Gefahr, die sich nicht vermeiden läfst. Da Heinzel überdies von den äufserlichen Eigenschaften zu den innerlichen führt, so werden auch die Schüler nicht fehlen, die bei jenen stehen bleiben und im Vollgefühl des Besitzes der allein seligmachenden Methode uns mit ganz gleichgültigen Formeln und Ziffern überschütten. Einen Ansatz zur Verfeinerung in der Beschreibung speciell des Dramas, der an das vorliegende Buch anknüpft, hat übrigens R. M. Werner in den Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Festgabe für R. Heinzel, Weimar 1898, S. 7, gemacht.

Zweitens aber haben wir hier zugleich ein Nachschlagebuch erhalten, das jeder, der sich aus irgend einem Grunde mit dem Drama des Mittelalters beschäftigt, gern und dankbar benutzen wird. Wie in allen Heinzelschen Arbeiten, so ist auch in der vorliegenden eine ungeheure Fülle von Material mit staunenswertem Fleifse zusammengetragen und geordnet. Wer sich über die Anlage des Ganzen den Überblick verschafft hat, braucht künftig nur einen der Heinzelschen Schubkästen aufzuziehen, um die Belege für irgend eine interessante Einzelheit beisammen zu finden.

Ich kann indessen nicht verschweigen, dafs mit den beiden eben geschilderten grofsen Vorzügen des Werkes das aufs engste zusammenhängt,

was ich lebhaft als Mängel empfinde. Heinzel giebt mir in seiner 'Beschreibung' einerseits zu viel, andererseits zu wenig, um mich recht zu befriedigen und mit einem reinen und wohlthuenden Eindruck zu entlassen.

Wir sahen, daſs er sich auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Publikums stellt. Zu dieser einen Fiktion aber gesellt sich, wie nun nachträglich doch auch hervorgehoben werden muſs, die zweite, der zufolge der Verfasser nicht nur ein einzelnes Drama, sondern die ganze uns überkommene Masse sozusagen zu gleicher Zeit vor sich abspielen läſst. Während jenes nicht nur erlaubt, sondern — soweit es eben möglich — auch notwendig ist, erscheint mir dieses durchaus nicht unbedenklich. Nur das Individuum kann man wirklich nach einem streng induktiven Verfahren direkt beschreiben, die Gattung nur indirekt, indem man aus den sie bildenden Individuen einen typischen Fall herausgreift und das übrige Material zur Vergleichung und Ergänzung heranzieht. Kam es Heinzel in erster Linie auf die Methode an, so muſste er auch in diesem Punkte streng sein. Wie weit ist der Abstand zwischen dem Tegernseer Ludus de Antichristo und dem Alsfelder Passionsspiel? Behandelt man so verschiedenartige Erscheinungen in demselben Rahmen, wie kann das Bild klar und scharf werden? Freilich wird der Mangel des Verfahrens nicht überall gleich fühlbar sein; aber gerade da, wo es auf feinere Beobachtung ankommt, muſs sich die Auseinandersetzung notgedrungen zerfasern. Fragt man mich z. B., was ein Kenner wie Heinzel über die ästhetischen Wirkungen des mittelalterlichen Dramas zu sagen hat, so weiſs ich wirklich auf Grund der Erörterungen im Schluſskapitel des zweiten Abschnitts, das immerhin eine Reihe feiner und lehrreicher Bemerkungen enthält, nicht viel besseres zu sagen als: sie sind eben sehr verschiedenartige. Eine Einsicht, die billiger zu haben war.

Es kommt aber ein Moment hinzu, was Heinzel im vorliegenden Fall in eine noch ungünstigere Lage bringt.

Scherer verlangt mit Recht in den Worten seiner Litteraturgeschichte, die er selbst als das Programm seiner Poetik bezeichnet hat, von einer vollständigen Beschreibung, daſs sie den Blick auch auf die Ursachen und Wirkungen gerichtet halte (Litteraturgeschichte S. 770, vgl. Poetik S. 64). Das einzelne Litteraturwerk soll also im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung betrachtet werden. Nun hat der Forscher zunächst gewiſs das Recht, seine Aufgabe zu beschränken. Es fragt sich aber, ob das, was dem einzelnen Werke gegenüber erlaubt und vielleicht nützlich ist, es auch in gleicher Weise gegenüber einer Reihe von Dichtungen ist, die durch einen Kausalnexus miteinander verbunden sind, so daſs man angefangen hat, sie nach Stammbäumen zu ordnen. Dieses möchte ich bestreiten. Ist denn 'das mittelalterliche Drama' etwas anderes als die einzelnen mittelalterlichen Dramen in ihrer geschichtlichen Verbindung? Ich verstehe nicht, wem es nützen soll, von dieser zu abstrahieren, etwas Lebendiges, im Flusse Befindliches als tot zu behandeln und einer bloſsen Fiktion zuliebe zu zerstücken. Dazu zwingt aber Heinzel,

der selbstverständlich Historiker genug ist, um die geschichtliche Entwickelung nicht völlig zu ignorieren, seine ganze Betrachtungsart.

So hebt er z. B. an: 'Das erste, was dem Publikum in die Augen fiel, war der zum Spiel bestimmte Ort,' um so im ersten Abschnitt im Kapitel 'I. Qualität, A. Zustände' die Bühne, will sagen die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nach bestimmten, durch die geschichtliche Tradition zu erklärenden Principien eingerichteten Bühnen, als ein *quale* zu besprechen, sub 'II. Quantität, A. Quantum?' eine Auseinandersetzung über die 'Gröfse der Bühne', sub B 'Quoties?' eine über 'wiederholte Benutzung desselben Bühnenortes', sub C 'Quot?' eine weitere über die 'Anzahl der Bühnenorte' auf dieser fiktiven Bühne folgen zu lassen: dazwischen ist von den Schauspielern, dem Publikum, der Länge der Stücke und anderem die Rede. Heifst das nicht unter Verschmähung des natürlichen Systems, das sich für die Beschreibung geschichtlicher Dinge bietet, mit Gewalt ein künstliches einführen, welches Zusammengehöriges, d. h. das was als ein sich geschichtlich entwickelndes Individuum betrachtet werden darf — im vorliegenden Fall die Bühne —, derartig zersplittert, dafs man sich alsbald genötigt fühlt, zur Gewinnung eines wirklichen Bildes, die Teile aus der Heinzelschen Umrahmung herauszureifsen und sie anders zusammenzusetzen. So berechtigt die Heinzelsche Methode also für ein einzelnes Werk ist, so willkürlich erscheint sie mir gegenüber einer geschichtlichen Gesamtheit.

Mag nun aber auch das hier gemachte Experiment als ein Ganzes — meinem Urteil nach — mifsglückt sein: vielleicht ist es gerade dadurch nur um so lehrreicher, dafs es auch die Grenzen der Methode in überraschender Deutlichkeit erkennen läfst. Und so dürfen wir Heinzel immerhin dankbar sein, dafs er es gemacht hat.

In die Fülle der hier gesammelten und beobachteten Einzelheiten unterzutauchen ist unmöglich. Nur um den Leser dieser Anzeige gleichsam noch einen Schritt weiter in das Buch hineinzuführen, mögen hier ein paar Notizen Platz finden, die ich mir bei der Lektüre gemacht habe, lediglich zu den ersten Seiten des Buches.

S. 17. Gerüste in der Kirche sind jetzt fürs fünfzehnte Jahrhundert in Tirol bezeugt, vgl. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol S. XLI. XCV. XCIX. An der Bühne für Bozen, wo Spielen in der Kirche mindestens sehr wahrscheinlich ist, arbeiteten z. B. 1476 drei Zimmerleute zwei Tage lang.

S. 19. Plätze für das Publikum. Auch bei den im Freien aufgeführten Dramen scheint es doch meist eine Frontseite der Bühne gegeben zu haben, der gegenüber sich also die besten Plätze befanden. Das Bühnenbild wird anfangs im Freien gewifs dasselbe gewesen sein wie in der Kirche und sich nur allmählich unter den neuen Bedingungen verändert haben. Berücksichtigt man die Situationsskizze des Alsfelder Passionsspieles, so lagen die besten Plätze offenbar auf der Seite des Gartens von Gethsemane, gegenüber Thron und Kreuz. Dafs vor dem Thron, etwa an Stelle des später zu errichtenden Kreuzes, im Anfang Christus seinen

Platz hatte, wie Froning mir sehr einleuchtend vermutet, scheint Heinzel S. 178 freilich zu bezweifeln. Hinter dem erhöhten Thron, im Rücken Gottvaters und der Engel, die einen erhöhten Platz hatten, und wahrscheinlich auch Christi wird man nicht allzuviel gesehen haben; aber auch von den Seiten mufste die Aussicht, so durchsichtig man sich die Häuser von Herodes, Pilatus u. s. w. auch denken mag, mindestens durch die Massen der hier postierten Schauspieler behindert sein, während die Bäume des Gartens schwerlich so dicht standen, dafs sie störten. Eher dürfte das *dolium*, falls es sich genau in der Achse der Bühne befand, hinderlich gewesen sein. Bei dem Donaueschinger Plan (Mone 2, 156, Froning S. 276) ist es nicht anders. Hier ist aber der Garten auf die von den angenommenen Hauptplätzen aus rechte Seite gerückt (der Ölberg liegt im vordersten rechten Eckchen); links ist die Hölle angebracht, über deren Situation man beim Alsf. Pass. nicht klar wird, so dafs man zwischen diesen beiden Bühnenständen und weiter den Häusern des Pilatus, Kaiphas, Ananias rechts, des Herodes und dem Haus für das Abendmahl links durch verschiedene 'Thore' auf die Kreuzesstätte und als Hintergrund den gewifs erhöhten Himmel schaute. Wenn es Don. Pass. 3665 heifst: 'Nu legend sy den Salvator in das grab und beschliessent das. — Und in dissem schleicht der Salvator vfs dem Grab vnd becleidet sich anders vnd leit sich den wider har in', so war das nur praktikabel, wenn kein Publikum hinter das im Hintergrunde der Bühne liegende Grab sehen konnte, das einen zweiten Ausgang hatte oder nur als Versatzstück zu denken ist.

S. 24. Über die Bordesholmer Marienklage (S. 4 lies Z. f. d. A. XIII statt XVII) finden sich hier und anderwärts Angaben, die auf einem Mifsverständnis zu beruhen scheinen. Die von Heinzel nicht angezogene Bühnenanweisung 'et quum cantavit Quoniam tribulatio proxima est statim deponit crucem, et quum faciunt planctum dominus Jesus debet habere crucifixum ante se' verstehe ich so, dafs der Geistliche, der den Jesus repräsentierte, mit einem Kreuz in der Hand auftrat, das er bei Beginn des deutschen Textes niederlegte; nach Beendigung des epischen Berichtes, den Johannes spricht (V. 1—129), etwa bei den Worten

> Ghat sytten, gy leven kinder, an dessen guden daghe
> horet der reynen juncfrowen Marien weynent unde klaghe,

wurde dann statt dessen ein grofses Kruzifix aufgerichtet, hinter dem nun der Schauspieler verborgen blieb. Nichts anderes will wohl der folgende Satz sagen: 'et quandocunque facit actum tunc crucem deponit et intrudit (pflanzt auf) crucifixum'. Wenn dann bei Beginn der Reden Jesu noch einmal wiederholt wird: 'dicit .. habens crucifixum ante se,' so wird deutlich beabsichtigt, einzuschärfen, dafs der Betreffende 'vor dem Volke verborgen' an Stelle der Figur am Kreuz zu sprechen hat. Es gilt also, was Heinzel selbst (S. 106) in Bezug auf die Wolfenbütteler Marienklage bemerkt: 'Der 117. 135. 141. 156 sprechende Christus mufs hinter der Scene gespielt haben, da er nach 211. 366 durch ein Kruzifix vertreten war, das Maria in den Arm nimmt und begräbt.' Auf solche Weise um-

ging man die realistische Kreuzigungsscene. Unrichtig ist daher die Bemerkung S. 180: 'In der Bordesholmer Marienklage ist der Ort nicht Golgatha unter dem Kreuz Christi; denn Christus steht mit dem Kreuz in der Hand neben Maria oder tritt vor, um seinen Akt zu spielen ... Es ist ein Oratorium in Konzertsaal' (vgl. auch S. 135).

S. 25. *leibgewand* sind jetzt auch für 1495 in Bozen bezeugt, Wackernell S. XLIV. Heinzel hat Wackernells schöne Arbeit nicht mehr berücksichtigen können, aber in den Nachträgen darauf verwiesen.

Jena. Victor Michels.

Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Rubensohn. Mit einer Zinkographie. (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. Herausgegeben von August Sauer. Heft 2—5.) Weimar, Emil Felber, 1897. CCLXXVI, 210 S. 8. Ladenpreis M. 10, Subskriptionspreis M. 8,80.

Von dem Einflufs, den die griechische Anthologie auf die lateinisch dichtenden Humanisten ausgeübt hat, gab schon Andreas Rivinus einen Begriff, als er die Übersetzer und Nachahmer in seinem 1651 in Gotha erschienenen Florilegium Graecolatinum aneinander reihte. Mit der Zusammenstellung deutscher Nachbildungen hat erst jetzt Rubensohn den Anfang gemacht. Die Ausbeute ist nicht gering. Wolfgang Hunger, Jeremias Held, Georg Rudolf Weckherlin, Martin Opitz, David Schirmer, Johann Georg Schoch, Konrad Rittershausen, Johann Zinkgref, Johann Leonhard Weidner, Christoph Köler, Daniel Czepko, Andreas Tscherning, Andreas Gryphius, Andreas Rivinus und ein unbekannter Dichter stellen mehr oder minder grofse Kontingente, die 71 Seiten füllen. Schon diese unvollständige Sammlung giebt ein wenn auch nur skizzenhaftes Bild, wie weit die Beschäftigung mit den griechischen Dichtungen der litterarischen Entwickelung der einzelnen wie der Gesamtheit zu gute gekommen ist.

Nicht alle Genannten sind mit dem Bewufstsein ans Werk gegangen, griechische Schöpfungen vor sich zu haben. Durch lateinische Vermittelung sind sie Hunger und Held bekannt geworden, die — der eine 1542, der andere 1566 — des berühmten Mailänder Juristen Andrea Alciato Emblemata übersetzten. Alciato hatte auf Wunsch Ambrosio Viscontis eine Reihe von Gedichten zusammengestellt, die Malern, Goldschmieden, Metallgiefsern und anderen Kunsthandwerkern als Verzierungen ihrer Arbeiten, auch für Wappen und Abzeichen, wie sie an Helmen und Hüten angebracht oder als Buchdruckermarken geführt wurden, willkommen sein konnten. Daher der Name Emblemata, eingelegte, eingesetzte Arbeiten, der aber mit Rücksicht auf die ausgewählten Dichtungen noch eine andere Bedeutung erhalten sollte, eben die, die wir heute mit dem Worte Embleme verbinden: Sinnbilder, sinnbildliche Poesie. Denn Epigramme, die einen tieferen Sinn, besonders Regeln der Moral enthielten, bevorzugte Alciato.

1534 kam sein Buch bei dem Pariser Christian Wechel heraus und erlebte bis 1545 dreizehn verschiedene Auflagen. Wolfgang Hunger, der seit 1535 als Student und Hofmeister in Bourges lebte und vielleicht noch Gelegenheit hatte, Alciatos Vorlesungen zu besuchen, lernte dort nicht nur das lateinische Original des Italieners, sondern auch die inzwischen in demselben Verlage erschienene französische Übersetzung von Jean le Fèvre kennen. Mit seiner Übertragung in die eigene Sprache wurde er, soviel wir wissen, der erste, der Gedichte der griechischen Anthologie nebst Äsopischen Fabeln in deutsches Gewand zu kleiden versuchte. Von le Fèvre hat Hunger nicht nur die achtzeilige, aus Oktosyllaben bestehende Strophe und die Reimstellung a b a b b c b c übernommen, sondern auch den die natürliche Betonung beachtenden Rhythmus, der ihn in schroffen Gegensatz zu der bei seinen Volksgenossen üblichen, die sprachliche und rhythmische Form der Versausgänge vergewaltigenden metrischen Technik brachte. Daſs die miteinander wechselnden Verse jambischen und gemischten Taktes einen sehr regellosen Eindruck machen, will wenig besagen gegenüber dem Fortschritt, den die Einführung eines immerhin kunstvollen Strophenbaues an Stelle der paarweis gereimten, endlos einander folgenden Verse und die abwechselungsvolle Ausgestaltung der einzelnen Achtsilber an Stelle der eintönigen jambischen und dazu noch oft sprachwidrig zu betonenden, volkstümlichen achtsilbigen Zeilen bedeutet. Auch als Stilist sagte sich Hunger von der Volkspoesie los; die sorgfältig überlegten, logisch fortschreitenden, kunstvoll an- und ineinander gefügten Sätze verraten den prägnanten Juristen. Nur die Vorliebe für das Didaktische teilt er mit seiner Zeit; aus den griechischen Epigrammen sind bei ihm durch Hinzufügung moralischer Lehren bisweilen förmliche Fabeln geworden. Geringeren Wert hat die zweite Verdeutschung der Emblemata, die der Nördlinger Jeremias Held besorgte, und die 1566 in Frankfurt am Main erschien. Freilich hat dieser Arzt einen guten lateinischen Text durch Kollationierung der verschiedenen Ausgaben der Gedichte zu gewinnen versucht, auch die Planudeische Anthologie eingesehen, aber statt der reinen Reime, der wohllautenden rhythmischen Versgliederung, der sauberen Sprache und der glatten Perioden Hungers kehrt bei Held jene Roheit der Reimbildung, jene barbarische Gleichgültigkeit gegen die einfachsten Regeln der Rhythmik, jene Vergewaltigung der Sprache wieder, die sein Verdienst um die Dichtkunst fast auf null herabdrückt. Nur als Dolmetscher verdient er Lob, und auf eine sinn- und wortgetreue Übersetzung kam es ihm auch mehr an als auf eine bloſs stoffliche Aneignung. Die Anthologie selbst und zwar aus einem jener bequemen Florilegia Graecolatina, die mit den griechischen Texten lateinische Übersetzungen von über hundert bekannten Humanisten verbanden, und die von Henricus Stephanus 1554 entdeckten Anakreonteen hat Weckherlin seinen Dichtungen zu Grunde gelegt, die von dem Görlitzer Rektor Elias Cüchler besorgte Ausgabe der griechischen Anthologie Martin Opitz, der dann die oben angeführten Männer und noch manchen anderen wie z. B. Logau zur Bearbeitung griechischer Epigramme und anderer kleinerer

Dichtungen anregte. Nicht von den Stücken der Anthologie gingen sie aus, welche die griechische Welt am schönsten und treuesten abspiegeln und uns Moderne am sympathischsten berühren, sondern sie hielten sich entweder wie die Schlesier Opitz und Logau an die epideiktischen und satirischen Epigramme der griechisch-römischen Dichter des ersten und zweiten Jahrhunderts, die dem Verständnis und Bedürfnis der Zeit am nächsten lagen, oder wie die Sachsen Schirmer und Schoch an die byzantinische Erotik. Letztere beide blieben der älteren und bequemeren Übersetzungsweise treu, wie wir sie bei Hunger und Held, bei Weckherlin und den meisten übrigen antreffen. Opitz dagegen legte den Grund zu jener den Deutschen eigentümlichen Übersetzungskunst, die freilich erst anderthalb Jahrhunderte später Meisterwerke hervorbrachte, indem er auch für sie philologische Akribie zum Gesetz machte.

Den Ingolstädter Professor Wolfgang Hunger hat Rubensohn so gut wie neu entdeckt. In der Einleitung giebt er eine ausführliche Schilderung seines Lebens und seiner Schriften. 1511 in Wasserburg oder nahebei im Dörfchen Kolbing am Inn geboren, hat dieses Prachtexemplar bajuvarischer Grobheit, das sich um das Gebelfer der Ignoranten nicht mehr kümmerte als um der Frösche widriges *βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ*, es nur auf 44 Jahre gebracht. In München vorgebildet, ging er nach zweijährigem Aufenthalt in Ingolstadt 1532 nach Freiburg, um den berühmten Juristen Ulrich Zasius zu hören, der bekanntlich das Vorgehen Luthers gegen die kirchlichen Mifsstände freudig begrüfste, an der katholischen Lehre selbst freilich nicht zu rütteln wagte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich, speciell in Bourges, erhielt Hunger 1540 einen Ruf von der juristischen Fakultät der Universität Ingolstadt, der er bis 1548 angehörte. Die folgenden drei Jahre Beisitzer am Reichskammergericht in Speier bekleidete er von 1551 bis zu seinem Tode (26. Juli 1555) das Kanzleramt des Hochstifts Freising. Ein ebenso feuriger Patriot wie sein Landsmann Aventin, hat er neben anderen Quellen auch dessen bayerische Chronik für seine Adnotationes zu den Caesares des Cuspinian benutzt und darin einen aufserordentlichen Freimut gegen die Kirche und den Klerus zur Schau getragen. Im Gefühl deutscher Würde freut er sich der kraftvollen Zurückweisung, die päpstliche Anmafsung von seiten Friedrich Barbarossas erfahren, wettert er gegen die römischen Quasihistoriker, die edle deutsche Kaiser verunglimpfen, empört er sich über die barbarische Grausamkeit Johanns XXII., der wie ein Gladiator gewütet, wie ein räuberischer Wolf die Schafe, statt sie zu hüten, verschlungen habe; Caligula und Domitian hätten sich durch ungeheure Frevel nicht besser im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten vermocht wie diese den Kaisern und der Christenheit feindlichen Päpste. Und auch als er in dem 'Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate' des Charles de Bouelles die Behauptung las, Wörter wie 'Stube' oder 'Burg' seien von den Griechen erbettelt, wallte sein deutsches Blut auf, und er zahlte dem Franzosen solche Schnitzer in der 'Linguae Germanicae Vindicatio contra exoticas quasdam, quae complurium vocum et dictionum

mere Germanicarum Etymologias ex sua petere sunt conati' gründlich heim. Dafs er, der römische Jurist, bei dieser Arbeit auch die germanischen Volksrechte fleifsig benutzte, mufs ihm besonders hoch angerechnet werden. Und doch hat er sich bei aller Wärme vaterländischer Gesinnung gegen die Schäden in seinem Volke nicht verschlossen und sich nicht gescheut, den Finger in die Wunde zu legen. Mit Erasmischer Schärfe und Huttenscher Kühnheit zieht er gegen den Adel zu Felde, der Geld zu Wucherzinsen in grofsem Umfang verleiht und dabei den redlichen Kaufmann verachtet oder gar plündert. 'Was soll man dazu sagen, dafs sich Deutsche nicht schämen, gegen ihren Kaiser, gegen das Reich, gegen Eltern und Vaterland im Dienste der Feinde ihre ruchlosen Waffen zu führen? Und was ferner zu der Trunksucht, die an allen Fürstenhöfen, beim ganzen Adel so allgemein herrscht, dafs niemand am Hofe leben kann, niemand für edelgeboren gilt, der nüchtern sein will?' Wahrlich, das ist die Sprache eines echten Deutschen, offen und voll tiefer Empfindung, eines Mannes, der es wohl verdiente, durch eine eingehende Biographie auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Möge Rubensohns Buch, ein Muster sorgfältigen Gelehrtenfleifses, in dieser Richtung ebenso anregend wirken wie in Bezug auf weitere Erforschung des Einflusses der klassischen Dichtung. Einen guten Grund hat der Verfasser gelegt.

Berlin. Paul Haake.

Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm von Karl Hayo von Stockmayer. (Litterarhistorische Forschungen, herausgeg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg X.) Weimar, Felber, 1898. IX, 125 S. M. 3.

Die Arbeit hat das Verdienst, Klärung in die Frage gebracht zu haben, wie weit Lessings Minna von Barnhelm auf die zahlreichen Soldatenstücke im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts eingewirkt habe. Das Ergebnis ist in der Hauptsache ein negatives. Zwar weist der Verfasser in einer Anzahl von Stücken direkte Nachbildungen von Motiven und ganzen Scenen nach, aber diese sind nur ganz äufserlicher, zum Teil fast karikierender Art. Nicht besser steht es mit der Nachkommenschaft der von Lessing geprägten Charaktertypen. Abgedankte, gekränkte, in einen Widerstreit der Pflichten geratende Offiziere, biedere, durch ihre Gesinnung geadelte und dadurch zu Vertrauten gewordene Untergebene, resolute, das Recht des Herzens ohne Rücksicht auf die Etikette fordernde Damen und daneben der Franziskatypus finden sich massenhaft, aber sie tragen eben nur das äufsere Gewand der Lessingschen Gestalten, haben aber nichts von ihrem Gehalt und nähern sich wieder dem schablonenmäfsigen Bestande der alten Lustspiele, dem Lessing erst Leben verlieh. Als Errungenschaft bleibt nur der Blick für die Gegenwart, für das gewaltige Stoffgebiet, das Friedrich der Grofse und seine Thaten der dra-

matischen Produktion lieferte. Zweifellos hat Minna von Barnhelm dies Gebiet erschlossen, aber, um mit dem Verfasser zu sprechen, 'es hat sich keine Familie von Nachahmungen gebildet, die unverkennbar auf das Muster zurückwiesen, wie die Dramen aus dem historischen Stoffgebiet des Götz von Berlichingen oder dem bürgerlichen der Mifs Sarah Sampson'. Allgemeine Anknüpfungen an den Ideengehalt der Minna finden sich zuerst bei Joh. Chr. Brandes, Stephanie dem jüngeren und Joh. Jak. Engel. Jeder von diesen hat seine von Lessing befruchteten Ideen in ein besonderes Milieu gestellt und darin Selbständiges geschaffen. Der erste greift in das bürgerliche Leben und läfst im 'Graf von Holsbach' den verabschiedeten Offizier seine totgeglaubte Gattin wiederfinden, der zweite bringt rein militärische Motive, zum Teil mit sehr oberflächlichen Parallelen zur Minna auf die Bühne ('Die abgedankten Offiziere,' 'Die Werber' u. a.), der dritte stellt im 'Dankbaren Sohn' den Bauernsohn dar, der, in Friedrichs Heer zu Rang und Ruhm gekommen, den bäuerlichen Eltern seine Liebe und Dankbarkeit bewahrt hat und sich eben damit Friedrichs Gnade sichert. Alle drei haben ihre Nachahmer in vielen Variationen gefunden; an Stephanie aber knüpft das Soldatenstück im engeren Sinne an, dem der Verfasser den zweiten Abschnitt seiner Untersuchung widmet. Unter den mannigfachen Motiven desselben ist eines der beliebtesten der Konflikt zwischen der militärischen Disziplin und dem allgemein menschlichen Empfinden: der Vater mufs den Sohn als Deserteur erschiefsen lassen u. dergl. Der Lessingsche Grundton, militärische Pflicht und Ehre, Edelmut und Grofsmut ist überall, wenn auch übertrieben, sentimental und wenig psychologisch vertieft, festgehalten. Der dritte Abschnitt ist jenen 'unmittelbaren Beziehungen des zeitgenössischen Dramas zu Lessings Minna von Barnhelm' gewidmet, die oben im Eingang angedeutet waren, Nachbildungen von Scenen und sonstigen direkten Entlehnungen, wenn auch in ganz anderen Verbindungen als bei Lessing.

Der Verfasser hat sein Thema ausdrücklich auf das Soldatenstück in seiner Beziehung zu Lessing beschränkt und den sonst auftretenden Motiven keine selbständige Beachtung geschenkt. Soweit man aber die Stücke aus seinen Erörterungen kennen lernt, scheinen doch die sittlichen und geistigen Interessen der Zeit in bemerkenswerter Weise in ihnen zum Ausdruck gekommen zu sein. Ihre nahe Beziehung zu Iffland ist nicht zu verkennen. Nach dieser Seite hin das Thema zu erweitern, wäre vielleicht ganz fruchtbar gewesen. Aber auch so hat sich der Verfasser Dank verdient.

Die Untersuchung wird von eingehenden Anmerkungen, die hinten angehängt sind (S. 86—100), begleitet. Sie enthalten ergänzende litterarische Nachweise und Erläuterungen. Wertvoll endlich ist ein bibliographisches Verzeichnis sämtlicher Soldatenstücke der Zeit, die direkte oder indirekte Beziehung zu Lessing haben. Es sind 260 Nummern, darunter neun, die bei Goedeke fehlen, und einige, die Berichtigungen von Angaben bei Goedeke enthalten. G. Boetticher.

Rudolf Huch. Über Goethe. Leipzig und Berlin, Georg Heinr. Meyer, Ende 1899 (00). 170 S. M. 1.

Eine Anzahl mifsvergnügter Aufsätze, vorzugsweise zur Litteratur der 'Moderne', werden hier ohne zureichenden Grund unter das Zeichen Goethes gestellt. Es wird nicht etwa die Kunst- und Weltanschauung des Meisters der unserer Zeit entgegengetragen, sondern einseitig herausgegriffene Sätze oder Belege sollen dazu dienen, den Verfasser als durch Goethe legitimiert erscheinen zu lassen. Kann man ihm auch ein vielfach gesundes Urteil zugestehen, so zeigt sich doch nirgends solcher Ernst des Verstehenwollens, solche Lust des Lernens und Vertiefens, solche Vornehmheit der Darstellung, dafs man Herrn Huch irgend als Testamentsexekutor Goethes anzusehen verpflichtet wäre.

Berlin. Richard M. Meyer.

Kurt Jahn, Immermanns Merlin (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft III). Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 128 S. 8.

Der Verfasser, ein Schüler Erich Schmidts, giebt zunächst einen Überblick über die Merlinsage, sodann über Immermanns innere Entwickelung bis zur Abfassung seines Dramas; im dritten Teil geht er auf dieses selbst ein, schildert seine Entstehung und erklärt es aus dem Wesen des Stoffes und des Dichters. Immermann hatte die Merlinsage aus der 1830 erschienenen 'Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter' des Hegelianers Rosenkranz kennen gelernt; er las darauf den französischen Prosaroman Roberts de Boron in der Schlegelschen Übersetzung und die einzige altdeutsche Fassung der Sage in J. F. Hofstätters Übertragung aus Füetrers 'Buch der Abenteuer'. Der Sohn des Teufels, der sich Gott zuwendet, fesselte den gereiften Mann, der nach einer Periode des Unglaubens zu der Religiosität seiner Jugend, allerdings einer mit dem Zweifel in stetem Kampf liegenden Religiosität zurückgekehrt war. Zu dem Plane der Dramatisierung aber kam es erst, als seine kirchenhistorischen auf die litterarhistorischen Studien befruchtend einwirkten. Durch Neanders 'Allgemeine Geschichte der christlichen Religion' wurde er mit dem Gnosticismus bekannt. 'Die eigentümliche Theorie einer gnostischen Sekte, nach der die Dämonen alle Keime göttlichen Wesens, die in ihnen waren, verbanden zur Erzeugung des Menschen, um so das in ihnen zu Gott zurückstrebende Licht auf ewig an die Materie zu fesseln, dafs ihnen das aber mifslungen, da nun der neugeschaffene Mensch selbst zu Gott emporstrebte, mag den Anknüpfungspunkt gegeben, eine Erinnerung an Merlin hervorgerufen haben. In dem Augenblick, als sich diese Gedankenkreise mit denen des alten Merlinromans in Immermann berührten, als ihm aufging, dafs es dem Teufel als dem 'Affen Gottes' naheliegen mufste, durch einen anderen wahrhaften Menschen und dabei doch wahrhaften Geist die

Menschheit von Christus zu sich hinüberzuziehen, als ihm einfiel, dafs dem Merlin des Romans im Anfang diese Rolle als Antichrist schon zugedacht war, erst in diesem Augenblick ist sein 'Merlin' concipiert. Das Drama ist also nicht lediglich eine Dramatisierung des Romans, sondern es ist eine Zusammenarbeitung der gnostischen Ideen mit einem gegebenen Stoffe.' Vom März 1831 bis in den Januar 1832 mit einer langen, den Sommer und Winter hindurch währenden Pause hat Immermann an seinem dramatischen Gedicht gearbeitet. Es ist mehr ein Bekenntnis als ein Kunstwerk. 'Merlin sollte,' nach Immermanns eigener Aussage, 'die Tragödie des Widerspruchs werden.' 'Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz.' Mit Recht hat daher Jahn die Fragen nach der Technik, der Form, der litterarischen Abhängigkeit hinter der Deutung des Ganzen und des einzelnen zurücktreten lassen. Er analysiert es unter steter Berücksichtigung der Überlieferung, der zwiespältigen Natur des Dichters und seiner Stellung zu den führenden Männern seiner Zeit, vor allem zu Goethe. Merlin ist ohne den Faust undenkbar, aber ein Faust ist er nicht. Weshalb — das hat Jahn in seiner vorzüglichen, den Durchschnitt der Dissertationen weit überragenden Studie gut nachgewiesen. Sein Urteil über Immermann ist auch das unsere: 'Er war schliefslich doch ein Sohn des rationalistischen Jahrhunderts, dessen Gefühlsdürre in religiösen Dingen er zu überwinden suchte, aber nicht völlig überwand.'

Berlin. Paul Haake.

Johannes Coym, Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Lustspiels (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgeg. von Alois Brandl und Erich Schmidt. Heft II). Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 91 S. 8.

Die aus Erich Schmidts Seminar hervorgegangene fleifsige Untersuchung deckt sich in ihren Ergebnissen zum guten Teil mit einer kurz zuvor erschienenen Dissertation von Wold. Haynel (Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Emden und Borkum, W. Haynel, 1896). Coym bespricht die Gellertschen Lustspiele in vier Abschnitten nach ihrem Zweck, ihrem Aufbau, ihrem Inhalt und ihrer Sprache. Nach dem Vorbild der Franzosen, vor allem Nivelles de la Chaussée, des Schöpfers der 'Comédie sérieuse', will Gellert zugleich erheitern und rühren, strafen und belehren, vor Lastern warnen und zur Tugend antreiben; er ist Satiriker und Didaktiker in einer Person unter wechselnder Präponderanz der beiden Elemente: jenes mehr im Anfang, dieses mehr zum Schlufs seiner dramatischen Laufbahn. Der lehrhafte Zweck und das Gesetz der drei Einheiten tragen die Schuld an der inneren Öde der Handlung, der Leblosigkeit der darin auftretenden Personen. Beiden fehlt die Entwickelung. Das wird im einzelnen an den vier Lustspielen 'Die Betschwester,' 'Das Los in der Lotterie,' 'Die zärt-

lichen Schwestern' und 'Die kranke Frau' nachgewiesen. Der Dichter exponiert schwerfällig, konzentriert nicht straff genug und verliert sich auf Seitenpfaden. Manchen hübschen Zug hat er dem Leben abgelauscht, aber über den Versuch einer subtileren Charakteristik ist er nicht hinausgekommen. In seiner Sprache strebt er nach Natürlichkeit, bleibt aber oft umständlich und breit. So hat er wohl den jungen Lessing fesseln und anregen, aber nicht mit dem gereiften Manne wetteifern können. Gellerts Lustspiele haben nur als Schilderungen des sächsischen Kleinbürgertums um die Mitte des 18. Jahrhunderts dauernden Wert; als kulturhistorische Quelle stehen sie neben den Werken Lessings; wir könnten uns kein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben in dem galanten Kleinparis machen, wenn uns Gellerts zänkische Ehepaare, schmachtende Liebhaber, lebenslustige Mädchen, sie alle mit ihrem Hang zur Schöngeisterei echte Kinder ihrer Zeit, fehlten.

Berlin. **Paul Haake.**

Montague Jacobs, Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas. Mit einem Anhang: Gerstenbergs Fragment 'Der Waldjüngling' aus der Handschrift veröffentlicht (Eberings Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, germ. Abt. Nr. 7). Berlin, E. Ebering, 1898. 145 S. 8.

Ein Schüler Erich Schmidts, der bereits im Jahre 1878 Gerstenberg den Vater der Genietragödie genannt hat, sucht hier die enge Verwandtschaft des Ugolino mit den dramatischen Dichtungen des Sturmes und Dranges aufzuzeigen. Er giebt eine Geschichte des Stoffes und eine Erklärung des Gerstenbergschen Dramas; in ersterer eine Übersicht über frühere Übersetzungen der Urquelle in Dantes 'Divina commedia' und über ältere Ugolinodichtungen. Im zweiten Teil untersucht er Gerstenbergs Quellen, die Textgeschichte seines Werkes, sein Verhältnis zu Shakespeare und zum Sturm und Drang, den Inhalt, die Motive und den Stil, die Aufführung und die Aufnahme des Dramas. Er analysiert es gut als das Produkt nicht eines frei schaffenden Dichters, sondern eines bewufst nachahmenden Künstlers, der aus Shakespeares Werken bestimmte Principien abstrahiert und auf ihnen ein zu der bisherigen Überlieferung in gewissem Gegensatz stehendes Drama aufbaut. Nach Schülerart übertrumpft der Deutsche den britischen Meister: ihm ist die Leidenschaft nicht die Triebfeder der Handlung, sondern Selbstzweck, Objekt der Analyse, als deren Aufgabe gilt: 'sie in ihren feinsten Nuancen zu entwickeln und ihre verborgenste Mechanik aufzudecken.' Eine andere Übertreibung ist die völlige Negation der sittlichen Wirkung; nach Gerstenberg soll der Dichter nur sich selbst ausleben, nicht aber im Zuschauer Mitleid erregen; Wahrheit geht ihm über Schönheit. Nach englischem Vorbilde endlich setzt er für das Typische das Persönliche ein; es fiel ihm auf, dafs in den Werken des Briten 'jedes Stufenalter des menschlichen Lebens etwas Besonderes in der Art sich auszudrücken habe'; in

der Zeichnung des Mannes Gherardesca, des Jünglings Francesco, des Kindes Gaddo ist deutlich die Absicht erkennbar, jedes Lebensalter in Denken und Sprechen nach Möglichkeit zu differenzieren. Indem er so die 'zwangfreye Natur' über die sogenannte 'schöne Natur' stellte, gab er die Parole für das Geniedrama aus. Doch zog er die letzten Konsequenzen noch nicht. Er führte wohl eine Umwälzung im inneren Wesen, im Stil des Dramas herbei, aber keine Revolution der Technik. Diese blieb den Stürmern und Drängern vorbehalten; der Ugolino steht noch ganz unter dem Banne des Gesetzes der drei Einheiten.

Im Anhang druckt Jacobs das Fragment 'Der Waldjüngling' ab, das sich in Gerstenbergs Nachlaſs auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindet. Erhalten ist nur die Schilderung der Flucht dieses 'Zöglings wilder Tiere' aus der Einsamkeit des Waldes; wie sich seine Schicksale weiterhin gestalten sollten, erfahren wir aus einer Notiz: 'Er sehnt sich nach seinem vorigen Zustande: aber die Menschlichkeit siegt bald in ihm, nachdem er diesen vorigen Zustand unter veränderten Empfindungen noch einmal genieſst.' Es ist das den entarteten Kulturmenschen gegenübergestellte Naturkind Rousseaus, das uns hier wieder begegnet, von Gerstenberg wohl lediglich des psychologischen Interesses wegen, das es weckt, auserwählt. Wie weit der Waldjüngling ein Träger Rousseauscher Gedanken geworden wäre, läſst sich nicht sagen. Vielleicht sollte das Werk nur die Liebe zum nordischen Altertum wecken; es ist das dramatische Seitenstück zu dem Skaldengedicht des Verfassers.

Berlin. Paul Haake.

R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. (A. u. d. T. Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. IV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1899. VIII, 152 S. 8. M. 3,60.

Da die Volkskunde ein Gebiet ist, auf dem sich vor der Hand noch oft genug der Dilettantismus in seinen schlimmsten Eigenheiten breit macht, ist es allemal mit Freuden zu begrüſsen, wenn sich aus der Masse des Mittelmäſsigen und Schlechten ein ernstes, gründliches, im besten Sinne wissenschaftliches Buch emporhebt. Glücklicherweise sind solche Ereignisse in neuester Zeit nicht mehr gar so selten wie früher, und an die Reihe der etwas ältereren gediegenen Leistungen schlieſst sich das obengenannte Büchlein würdig an. Ein gutes und sehr erfreuliches Zeichen für die immer mehr zunehmende Schätzung unserer Wissenschaft ist es auch, daſs diese rein volkskundliche Arbeit als Promotionsschrift bei der Universität Würzburg verwendet werden konnte. — Petsch legt in diesem Buche seine erste gröſsere Arbeit vor, aber in einer ganzen Reihe von kleineren Aufsätzen und Recensionen hat er schon des öfteren Proben seines ausgebreiteten Wissens und seines Sammelfleiſses auf diesem Gebiete gegeben.

Die 'Neuen Beiträge' wollen nichts sein 'als eine anspruchslose stilistische Beschreibung des Volksrätsels', wie der Verfasser bescheiden im Vorworte sagt; damit ist der Charakter des Buches bestimmt. Es verzichtet, aus triftigen Gründen, auf die Behandlung der metrischen und historischen Fragen und berücksichtigt lediglich den Stil; aber seine beschränkte Aufgabe löst es gründlich und wohl erschöpfend, indem es nach der von R. Heinzel zur Geltung gebrachten beschreibenden Methode verfährt und in der Hauptsache, aber natürlich nicht ausschliefslich, Wossidlos mecklenburgische Rätselsammlung zu Grunde legt. Nach einer sorgfältigen begrifflichen Scheidung der beiden Hauptgruppen der 'unwirklichen' (auch uneigentlichen) Rätsel und der 'wirklichen' (eigentlichen) giebt Petsch zunächst eine knappe Übersicht über Art und Inhalt des 'Strafsburger Rätselbuches' und des 'Neu-vermehrten Rath-Büchleins', um alsdann zu seinem ersten Hauptteil, der stilistischen Beschreibung der unwirklichen Volksrätsel (S. 13—44) überzugehen. Er gruppiert sie in Weisheitsproben, die sich nicht an den Verstand, sondern an erlerntes Wissen wenden, wie es z. B. die eddischen Rätsellieder, biblische Rätsel oder ernst gemeinte, schwierige Rechenaufgaben thun, in Halslösungsrätsel (auch Verbrecherrätsel genannt), deren Lösung eigentlich unmöglich ist, da der Frager absichtlich unklare, nur für ihn sinnvolle Ausdrücke und Wendungen gebraucht — Simsons berühmtes Rätsel 'Speise ging von dem Fresser, Süfsigkeit von dem Starken' ist der Typus hierfür — und endlich in die Scherzfragen. Diese sind am häufigsten; ihr Wesen besteht darin, die Gedanken des Hörers durch ihren Wortlaut irre zu führen und auf ein von der richtigen Lösung möglichst weit abliegendes Gebiet zu lenken. Petsch ordnet sie nach den verschiedenen Arten dieser Ablenkung, die auf Gründen der Grammatik, der Logik oder der Betonung beruhen kann; zu der letztgenannten Abteilung gehören auch die beliebten scherzhaften, nur scheinbar schwierigen Rechenaufgaben und die Zweideutigkeitsrätsel.

Mit S. 45 beginnt dann die Behandlung der wirklichen Volksrätsel (bis S. 139). Auf Grund sorgfältiger Beobachtungen des Stils kommt Petsch zu dem Ergebnis, dafs ein vollständiges, normales wirkliches Rätsel aus folgenden Teilen bestehen müsse: 1) dem einführenden Rahmenelement, 2) dem benennenden Kernelement, 3) dem beschreibenden Kernelement, 4) dem hemmenden Element, 5) dem abschliefsenden Rahmenelement; doch kommt diese Normalform nur sehr selten vor, da meist ein Rahmenstück, oder beide, oder das hemmende Element fehlt. Das einführende Rahmenelement enthält in der Regel eine Aufforderung zum Raten, einen Ortsnamen oder sonstige Ortsbezeichnung oder eine sogenannte Klangzeile; die wichtigsten Formen der abschliefsenden Rahmenstücke geben ebenfalls eine Aufforderung zum Lösen, einen Hinweis auf die Schwierigkeit oder ein Versprechen. Auf die Beschreibung der benennenden Elemente, die bedeutungslos oder bedeutungsvoll sein können, folgt weiter die Behandlung der beschreibenden Elemente, deren überaus reiche Mannigfaltigkeit der Verfasser in folgende fünf Gruppen, wie

es uns scheint, durchaus mit Erfolg, einzuordnen sucht. I. Ein Gegenstand (Vorgang u. s. w.) wird als Ganzes durch einen beschreibenden Zug, II. durch mehrere beschreibende Züge bestimmt; III. ein Gegenstand wird in seinen Teilen (Entwickelungsstufen, seinem Inhalt oder dergleichen) beschrieben; IV. mehrere gleichartige Gegenstände werden gemeinsam benannt und beschrieben; V. mehrere Gegenstände sind zu erraten.

Als Anhang bietet das Buch noch zwei dankenswerte Beigaben; die erste (S. 140 ff.) ist ein vollständiger Abdruck des seltenen 'Rockenbüchleins', das Petsch schon in Nr. 1 des vierten Jahrganges der 'Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde' (1898) beschrieben hatte. Die zweite (S. 149 ff.) enthält einige sehr beherzigenswerte Winke für die Herausgabe von Volksrätseln, besonders über die Anordnung und Einteilung.

Endlich bemerke ich noch, daſs der Verfasser kürzlich in der 'Neuen Philologischen Rundschau' (1899 Nr. 8 u. 9) einen Nachtrag zu seinem Buche gegeben hat, in dem er eingehend die schottischen Volksrätsel, zunächst die unwirklichen, behandelt, ohne indes, abgesehen von einigen Beispielen, hier noch Neues beizubringen.

Breslau. H. Jantzen.

Zur Litteratur der Volksmärchen und Sagen.[1]

Ein zusammenraffender Bericht über die wichtigsten Ausgaben und Untersuchungen auf dem Gebiete des Märchens der germanischen Völker geht billig von der bedeutsamen Sammelausgabe aus, zu der Johannes

[1] 1) R. Köhler, Kleinere Schriften. I. Kl. Schr. zur Märchenforschung, herausgegeben von Joh. Bolte. Weimar, Felber, 1898. XII, 608 S. 8. M. 14. — 2) P. Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, mit einem Anhang: Uber den Ursprung und die Entwickelung der Berthasage. Rostocker Diss. 1897. 76 S. — 3) C. Cohn, Zur litterarischen Geschichte des Einhorns (Progr. der 11. Realschule zu Berlin, 1896—1897). — 4) W. Splettstöſser, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Berlin, Mayer u. Müller, 1899. 96 S. 8. — 5) P. Schwieger, Der Zauberer Virgil. Berlin, Mittler u. Sohn, 1897. 76 S. 8. — 6) B. Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. VI, 199 S. — 7) J. Claaſsen, Die Poesie im Lichte der christlichen Wahrheit. Gütersloh, K. Bertelsmann. 82 S. 8. — 8) Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 3. Band. Reclams Universalbibliothek Nr. 3446—3450. 440 S. 8. — 8a) Tausend und eine Nacht, übersetzt von Max Henning. Ebenda, Nr. 3559 f. 3616 f. 3661 f. 3692 f. 3721 f. 3769 f. 3785 f. 3829 f. 3846 f. 3863 f. 3889 f. 3902 f. 3926 f. 3943 f. 3969 f. 3975 f. 3995 f. Dazu wird noch eine Reihe von Nachtragsbänden treten. — 9) O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII, 163 S. 8. — 10) A. Seidel, Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, Band 7). Weimar, Felber, 1898. XIV, 396 S. 8. — 11) C. Velten, Märchen und Erzählungen der Suaheli. Stuttgart und Berlin, W. Spemann. VIII, 264 S. 8. — 12) H. Pedersen, Zur albanesischen Volkskunde. Kopenhagen, S. Michaelsen, 1898. 125 S. 8. — 13) C. Jurkschat, Litauische Märchen und Erzählungen. Aus dem Volke gesammelt und in ver-

Bolte die kleineren Schriften des gröſsten Märchenkenners aller Zeiten, Reinhold Köhlers, zusammengefaſst hat. Köhler war, wie Erich Schmidt in seinem schönen Nachruf auf diesen reinen, liebenswerten Menschen mit dem weltumspannenden Wissen und der selbstlosen Hilfsbereitschaft hervorgehoben hat, 'der Mann der Anmerkung'. Wir haben von ihm, der dazu wohl am berufensten gewesen wäre, keine eingehende Arbeit über das Märchen, etwa im Gegensatz zur Sage, erhalten, er hat die Bächlein, die aus dem freundlichen Halbdunkel des Märchenwaldes hinüberflieſsen in die sonnbeglänzten Auen des Volksliedes, nicht verfolgt. Theoretische Erörterungen über Stil und Anschauungsweise des Volksmärchens im Gegensatze zum Kunstmärchen hat er nicht gegeben. Aber er hatte ein sehr feines Gefühl für das wahrhafte Volkstümliche, und sein milder, aber mit heiligem Ernst ausgesprochener Tadel über manchen Lokalforscher, der unsere, in ihrer Art unerreichbar schönen Volksmärchen noch aufputzen zu müssen glaubte, hat gewiſs seine Wirkung nicht verfehlt. Und manche vergleichende Bemerkung über gewisse, wiederkehrende Zeit- und Maſsangaben, beliebte Vergleiche und feststehende Formeln haben auch die Stilkunde der Volksdichtung gefördert und manchem das Auge geschärft. Seine wichtigste Aufgabe aber war die Bearbeitung der Stoffgeschichte. Alle die kleinen und groſsen Recensionen, Aufsätze und Anmerkungen zu den Sammlungen anderer, die dieser Band zusammenfaſst — was liefern sie für ein ungeheures Material für die Entwickelung und Verquickung, Abschleifung und Angleichung der einzelnen Stoffelemente, die er mit unermüdlicher Sorgfalt durch die ganze Weltlitteratur hin verfolgte; auch nach dem Drucke ruhte der treue Beobachter nicht; 'stets mit dem Bleistift in der Hand,' wie ihn die Schwestern den vielen Besuchern des Köhlerschen Hauses in Weimar so gern schildern, trug er die neugewonnenen Fassungen nach, so daſs noch manch wertvoller Beitrag, dessen Vermehrung der kundige Herausgeber sich angelegen sein lieſs, in unserem Bande in eckigen Klammern den ursprünglichen Nach-

schiedenen Dialekten, besonders in der Galbraster Mundart mitgeteilt. I. Teil: 62 Märchen und Erzählungen im Galbraster Dialekt. Herausgegeben von der litauisch-litterarischen Gesellschaft zu Tilsit 1898. Heidelberg, K. Winter, 1898. 144 S. 8. — 14) Færøske Folkesagn og Æventyr udgivne for Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur ved Jakob Jakobsen. 1. Hæfte. København, S. L. Møllers Bogtrykkeri, 1898. 160 S. 8. — 15) L. Kellner, English Fairy Tales, für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, G. Freytag, 1899. VIII, 136 S. 8. — A. und L. Kellner, Englische Märchen. Für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit Illustr. von Batton. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie. VI, 285 S. — 16) F. v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Münchener Habilitationsschrift. Berlin, Georg Reimer, 1899. 83 S. 8. 17) Badisches Sagenbuch. 1. Band. Freiburg i. Br., J. Waibel. XXI, 336 S. 8. — 18) R. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter aus dem Allgäu. 10.—15. Lieferung. Kempten, Kösel. 384 S. 8. — 19) O. Schell, Bergische Sagen. Elberfeld, Bädeker, 1897. XXXIV, 608 S. — 20) F. Asmus und O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Köslin. Kolberg, Post, 1898. 100 S. 8. — 21) L. Bechstein, Thüringer Sagenbuch. 3. Aufl., herausgeg. von M. Berbig. Dresden, C. A. Koch, 1898. 314. S. 8.

weisen hinzugefügt ist. Köhler führte auch nicht bloſse Büchertitel an, womit doch nur demjenigen Leser geholfen ist, dem eine groſse Bibliothek zur Verfügung steht: er gab die wichtigen Abweichungspunkte, die Verschen und Formeln, die das Märchen schmücken, treulich an und scheute sich auch nicht, den Inhalt schlicht und einfach wiederzuerzählen, wobei er aber mit einer geradezu staunenswerten Geschicklichkeit das für den Forscher Bedeutende herauszuheben wuſste.

In einem öffentlichen Vortrage hat er auch mit Meisterschaft ein Volksmärchen vom 'treuen Johannes' auf die mutmaſsliche Urform zurückzuführen versucht und zugleich seine Stellung zu den modernen Theorien über Ursprung und Verbreitung der Märchen fest bezeichnet.[1] Den mythologischen Kram, mit dem die Märchenforschung früherer Zeit arbeitete, hat Köhler frühzeitig über Bord geworfen und sich auch Benfeys bestechenden Forschungen gegenüber soviel selbständiges Urteil gewahrt, daſs er nicht zu den blinden Verfechtern des indischen Ursprungs unserer Erzählungen hielt. Bolte hat uns zu diesem Schatzhause Köhlerscher Gelehrsamkeit einen Schlüssel in die Hand gegeben in einem reichhaltigen Register, das aber, um dies einzigartige Buch ganz zu erschöpfen, noch umfänglicher hätte ausfallen sollen. Auch hätte im Inneren des Textes öfter auf andere Stellen gleichen Inhaltes verwiesen werden dürfen, da doch nicht jeder Leser sofort weiſs, unter welchem Stichwort Bolte die Bemerkungen ins Register eingeordnet hat. Einzelne Artikel fehlen, wie 'Aladdin' (S. 440. Die Seitenzahl ist auch unter 'Tausend und eine Nacht' nicht angeführt). Wir wollen aber die Hingabe und Selbstverleugnung des Herausgebers ja nicht verkennen und danken ihm aufrichtig für seine kostbare Gabe. Lange Jahre wird die Forschung zu thun haben, bis sie dieses Riesenmaterial verarbeitet haben wird.

An stoffgeschichtlichen Untersuchungen fehlt es ja nicht, wie die fleiſsige, mit Unterstützung Boltes entstandene Dissertation von Arfert oder die gründlichen Studien Cohns über die Einhornsagen beweisen. Überhaupt steckt in unseren Programmabhandlungen viel wertvolles Material, wie z. B. Patzigs Ausführungen über die Herzmäre und über die Siegfriedsage (Programme des Friedrichsgymnasiums zu Berlin) beweisen. Sie haben sich entweder nur an die Volkslitteratur gehalten oder doch Volks- und Kunstdichtung reinlich geschieden. Das kann man leider Splettstöſsers Arbeit nicht nachrühmen, die oft genug Unzusammengehöriges vermengt und das Volkstümliche nicht genügend hervorhebt. Von einer

---

[1] 'Über die europäischen Volksmärchen.' Abgedruckt in den 'Aufsätzen über Märchen und Volkslieder', herausgeg. von J. Bolte und E. Schmidt, Berlin 1894, S. 13 ff. Zu den von Bolte gegebenen Nachweisen zum 'treuen Johannes' füge man noch B. Schmidt, Griechische Märchen u. s. w. Nr. 3, S. 68 ff. und Knoop, Sagen etc. aus d. östl. Hinterpommern S. 206. Die Litteratur über den Blutaberglauben ist durch ein etwas konfuses Schriftchen von G. A. Paetsch ('Menschenblut in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung.' Konitz 1897. 58 S. 8.) bereichert worden. Soeben erscheint auch Stracks unübertreffliche Arbeit: Das Blut u. s. w., in 5., vermehrter Auflage.

wirklichen Entwickelung des Stoffes, von einem Abwägen der verschiedenen zeitlichen und nationalen Einflüsse, die hier und da wirksam waren und das Motiv vom 'heimkehrenden Gatten' (es sind übrigens mehrere, inhaltlich verwandte Motive, die aber nicht einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sein müssen) bald so, bald so ausgestalten liefsen — von alledem ist wenig zu finden.

Mehr den Sagen als den Märchen im engeren Sinne kommen einige Untersuchungen zu gute, die der Forscher auf dem Gebiete der Volksbücher mit besonderer Freude begrüfsen wird. Auf Grund tüchtiger Kenntnis der spätlateinischen Litteratur sucht Schwieger die Entstehung des verhältnismäfsig jungen Sagenkreises vom Zauberer Virgil aus der Verehrung des Dichters im Mittelalter zu erklären. Freilich wird durch seine Arbeit niemand des Studiums eines so trefflichen Werkes wie Comparettis 'Virgilio nel medio aevo' enthoben. Der Genovefastoff ist mehrfach behandelt worden, doch stehen die künstlerischen Bearbeitungen der alten Legende, deren ältester, lateinischer Fassung Brüll nachgegangen ist, im Vordergrunde des Interesses. So kommt denn die volkstümliche Litteratur bei Golz weit weniger zur Geltung als in Seufferts immer noch unentbehrlicher Habilitationsschrift (Würzburg 1877), während Ranftl in einer tief eindringenden Studie über Tiecks Genovefa (Grazer Studien, Heft 6) viel zum Verständnis des alten Volksbuches beiträgt. Die Nibelungen- und Gralsage betrachtet Claafsen 'im Lichte der christlichen Wahrheit'. Wesentlich Neues bringt er nicht, und alte Weisheit trägt er oft genug verworren vor.

Damit genug des Stoffgeschichtlichen. Wir sehen in dieser Art von Untersuchungen durchaus nicht die einzige Aufgabe der Märchenforschung. Auf stilistisch-formalem Gebiete ist für das Märchen bisher sehr wenig geschehen, und manche kulturhistorische Frage ist noch ungelöst. Auch die ethischen Anschauungen, wie sie das einzelne Volk in seine Märchen hineinlegt, wären der Untersuchung wert. Nicht aber sind wir gemeint, dafs irgend ein Mensch in seiner Schwäche an das geheiligte Gut seines Volkes rühren durfte, um es zu 'versittlichen'. Die Grimmsche Märchensammlung darf und mufs unseren Kindern in ihrer Ganzheit ungeschmälert zugemutet werden; sie gehört so, wie sie ist, auch in die Schule und nicht in der elenden Gizyckischen Verwässerung. Richard Köhler in Koburg hat vortreffliche Winke für die schulmäfsige Behandlung des Märchens gegeben (Pädagog. Zeitschrift 'Neue Bahnen' Bd. X, S. 156 ff. und S. 210 ff.).

Wenn wir nun zu den Sammlungen übergehen, so möchte ich zunächst darauf hinweisen, dafs sich die Reclamsche Verlagsbuchhandlung um die Märchenforschung hochverdient gemacht hat, indem sie uns erst mit einem Neudruck des dritten Bandes der Grimmschen Sammlung und dann mit einer ganz ausgezeichneten, vollständigen und nur an den bedenklichsten Stellen etwas freier behandelten Übersetzung von 'Tausend und eine Nacht' beschenkte. Ein ähnliches Unternehmen, die 'Jüdische Universalbibliothek', vermittelt uns die Sammlung 'Sippurim', die in den

bisher erschienenen Heftchen viel wertvolles Material gebracht hat. Unter den allgemeinen, örtlich nicht beschränkten Sammlungen ragt die Arbeit Dähnhardts, des verdienten Sammlers an der Thomasschule in Leipzig, hervor. Aus einer grofsen Anzahl älterer Veröffentlichungen deutscher Märchen und Übersetzungen auswärtiger Stücke bietet er eine reiche Auswahl. Es sind zum Teil eher Sagen als Märchen, besonders ätiologische, die uns darüber belehren, warum der Bär einen Stumpfschwanz hat oder wofür der Mann im Monde büfsen mufs. Der Inhalt ist etwas bunt durcheinander geworfen, und ein Register wird in einer neuen Ausgabe hoffentlich auch hinzutreten. Ergänzungen könnten wir freilich zu jeder Seite geben, und namentlich die ältere Litteratur ist reich an hergehörigen Anekdoten. So erklärt das Strafsburger Rätselbüchlein, 'warumb die Priester die frawen vnd die wolff die schaff vnd die dornhecken die kleyder an sich ziehen.' Ein Schäfer soll nämlich bei seinem Tode dem Priester seine Frau, dem Wolf seine Schafe und den Dornen seine Kleider vermacht haben. Die Frau aber wollte ihre Ehre wahren, ging also nicht zum Pfarrer und behielt Kleider und Schafe auch. Darum schleicht noch heute jeder der Betrogenen um sein Erbteil herum (Butsch, Strafsburger Rätselbuch, Strafsburg 1876, S. 28—29).

Von Sammlungen aufsereuropäischer Märchen, die uns wichtiges Vergleichsmaterial liefern, sei zunächst das Buch von A. Seidel erwähnt, das zwar wenig eigene Aufzeichnungen aus dem asiatischen Volksmunde bringt, aber aus einer grofsen Anzahl gedruckter Publikationen schöpft, die im Anhange leider nicht immer ganz genau verzeichnet werden. Schon früher hat derselbe Verfasser eine Sammlung 'Geschichten und Lieder der Afrikaner' veröffentlicht (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund, 1896), die freilich mit Litteraturangaben noch weit spärlicher ausgestattet war, aber doch eine Fülle wertvollen Materials, wie es sonst oft genug in der Zeitschriftenlitteratur unbeachtet vergraben bleibt, zugänglich machte. Ganz ohne Nachweise hat K. Velten eine Übersetzung seiner im 18. Bande der Lehrbücher des Berliner Seminars für orientalische Sprachen erschienenen 'Märchen und Erzählungen der Suaheli' ausgehen lassen und uns dadurch namentlich die neuarabische Erzählungslitteratur näher gebracht, die in ihren Motiven soviel Berührungen mit der europäischen Volksdichtung zeigt. Auch Holger Pedersen hat seinen überaus wertvollen Veröffentlichungen albanesischer Texte in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften nunmehr eine Übersetzung folgen lassen, leider ohne jede vergleichende Bemerkung. Nicht einmal die im Originaltext gegebenen Hinweise auf früher erschienene, albanesische Sammlungen sind wiederholt.

Von Publikationen aufsergermanischer Volksdichtungen seien noch die 'Litauischen Märchen und Erzählungen' erwähnt, die Pfarrer Jurkschat mit einer wörtlichen Übersetzung, nicht aber mit litterarischen Nachweisen ausgestattet hat. Sie vermehren das von Schleicher, Leskien und Brugmann dargebotene Material in dankenswerter Weise.

Was Skandinavien betrifft, so liegt uns zunächst das erste Heft

einer bedeutenden Sammlung vor, die Jakob Jakobsen für die Kopenhagener Gesellschaft 'til udgivelse af gammel nordisk litteratur' unter dem Titel 'Færøske Folkesagn og æventyr' bearbeitet. Das erste Heft bringt vorwiegend Sagen, 54 an der Zahl. Wir werden, wenn die Ausgabe weiter vorgeschritten ist, ausführlichen Bericht darüber erstatten und möchten vorläufig nur die von derselben Gesellschaft herausgegebene, ungemein reichhaltige und trefflich bearbeitete 'Færøsk Anthologi', mit umfänglichem Glossar von V. U. Hammershaimb, in Erinnerung bringen (Kopenhagen 1891), wo eine Fülle von Volksliedern, Sprichwörtern (220 an der Zahl), Rätseln (50), Sagen (34) und Bilder aus dem Volksleben geboten werden. Von populären Sammlungen will ich die für Kinder berechneten, aber aus dem Volksmunde geschöpften 'Nordischen Sagen, Märchen und Erzählungen' von Staacke (Berlin, M. C. Neve) erwähnen, die zum gröfsten Teil von Berg- und Wassergeistern handeln, aber auch eines unserer Volksmärchen, 'Die drei Spinnerinnen' (Grimm Nr. 14), in origineller Fassung und volkstümlichem Vortrage bringen.

Auch englische Märchen sind der deutschen Jugend von Kellner dargeboten worden, mit recht wertvollen, stilistischen Erklärungen, meist aus den trefflichen Sammlungen von Jacobs geschöpft. Die Einleitung hebt manchen besonderen Zug der englischen Volksprosa, wie die Anknüpfung an historische Personen und Örtlichkeiten hervor, die wir ja auch bei nordischen Märchen oft genug finden. Auch für eine Übersetzung englischer Volksmärchen hat Kellner Sorge getragen.

Aus Deutschland liegen weit weniger Märchen-, als Sagensammlungen vor. Es scheint fast, als sei das Interesse der Forscher für die ersteren erlahmt, seitdem man den 'wilden Mythologen' das Handwerk gelegt hat. Glücklicherweise wagt es heut niemand mehr so leicht, unsere Märchengestalten auf die eddischen Göttergestalten zurückzuführen. Den umgekehrten Weg schlägt v. d. Leyens Habilitationsschrift ein. In einer ganzen Reihe kleiner Einzelabhandlungen stellt er die märchenhaften Züge der Edda zusammen und giebt dazu Parallelen aus der Volkslitteratur, über deren Reichhaltigkeit hier nicht gerechtet sei. Über die Zeit und die Wege des Eindringens der einzelnen Motive stellt der Verfasser zwar Fragen auf, aber auf eine wirkliche, ernste Durchsprechung verzichtet er; seine Fragen bleiben so gut wie ungelöst. Die Heimat unserer Märchen sucht er immer noch in Indien — den Beweis aber verspart er sich auf ein andermal. Wir geben bis dahin zu bedenken, dafs es zweierlei ist, ob unsere wirklichen Märchen als Volksgut in Indien allein entstanden sind, oder ob man das auf weiterem Gebiet erwachsene dort zuerst zu Garben zusammenfafste und die alten Volksmärchen kunstmäfsig verwertete. Immerhin beschreitet die Märchenforschung jetzt neue Bahnen, und auch im Sammeln ist wohl kein dauernder, sondern nur ein augenblicklicher Stillstand eingetreten; die staunenswerten Erfolge der Märchensucher bei den slavischen und orientalischen Völkern, die trefflichen Sammlungen, die Prof. Stumme aus Tunis und Marokko zusammengebracht und erst jüngst wieder um eine schöne, auch für die europäische

Märchenforschung höchst aufschlufsreiche Gabe vermehrt hat,[1] werden auch unsere Arbeiter hoffentlich anstacheln, sich fleifsig umzusehen. Der unermüdliche Wossidlo teilte uns mit, dafs er in Mecklenburg eine weitaus gröfsere Anzahl von Märchen gefunden habe als Bartsch, und anderwärts würde der rechte Erfolg auch nicht fehlen, wenn nur der rechte Mann käme.

Wie soll man Volksmärchen aufzeichnen? Dafs die ironisierend-überlegene Art eines Musäus und das bewufste Schlimmbessern der Romantiker, wie es auch Bechstein nicht fremd war, heute nicht mehr in Betracht kommen, versteht sich von selbst. Aber auch die Art der Brüder Grimm möchten wir niemandem empfehlen. Dies bewufste, langsame, unablässige Feilen und Abschleifen, Zusammenschweifsen und Motivieren giebt uns zwar kleine, vollendete Kunstwerke, die ja auch, wie es eben bei den Brüdern Grimm nicht anders möglich war, aber auch nur ihnen möglich war, durchaus in volkstümlichem Geiste und in volkstümlicher Sprache gehalten, aber doch nicht das Volksmärchen sind, wie es in der Spinnstube oder unter der Dorflinde erzählt wird. Der Forscher mufs heutzutage sein ganzes Ich beiseite lassen, seine ästhetischen und moralischen Anschauungen, und mit sklavischer Genauigkeit alles aufzeichnen, was er hört und genau so, wie er es hört. Damit ist schon die Forderung ausgesprochen, dafs das Stück im Dialekt aufgezeichnet werden mufs; wo ein blofses Fragment erzählt wird, soll es der Aufzeichner nicht ergänzen; wo der Erzähler Individuelles, Persönliches einflicht, soll der Sammler es nicht verwischen, weil die Wissenschaft solche Elemente wohl zu schätzen und zu nutzen weifs, aber auch nicht aufbauschen, damit man den Grad der Pietät, mit dem das Volk an seinen heiligsten Schätzen hängt, ermessen könne. Buchstäbliche Treue, die bis in die Aussprache hinein den Vortrag des Volkes, d. h. des jedesmaligen Erzählers wiedergiebt, ist unerläfslich; ebenso, dafs man dasselbe Stück von mehreren Personen zu hören suche, aber nicht nach Art der Brüder Grimm eine Fassung als die 'vorzüglichste' herausgreife und aus den anderen willkürlich ergänze (denn alle, auch mit vollster Überlegung, nach 'Gutdünken' vorgenommene Änderung ist willkürlich), sondern der Wissenschaft das ganze Material vorlege. Die vollkommenste Leistung in der schriftlichen Fixierung von Volksmärchen scheint bisher Dr. Friedrich Pfaff in Freiburg i. B. erreicht zu haben, und es traf sich gut, dafs die erste Probe seiner Musterarbeit (seitdem in der 'Alemannia' fortgeführt) dem Altmeister der deutschen Volkskunde, Karl Weinhold, zum Jubeltage in einer Festschrift überreicht werden durfte. Freilich geht auch bei der sorgfältigsten schriftlichen Aufzeichnung noch genug verloren; so der Tonfall, die je nach dem Inhalt des Erzählten wechselnde Klangfarbe u. s. f. Einen Schritt weiter kommen wir ja mit dem Phonographen, den man

[1] Stumme, H., Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1899. X, 317 S. Demnächst erscheinen im gleichen Verlage Stummes 'Märchen der Berbern von Tamayratt in Südtunisien'.

jetzt in den Dienst der Volkskunde und Mundartenforschung gestellt hat. Wir können uns über die hier in Würzburg gemachten Erfahrungen mit dem Ausdruck der Befriedigung aussprechen. Die Zöglinge des Lehrerseminars, die uns alljährlich von ihren Ferienreisen eine Fülle volkstümlichen Materials herbeischaffen, noch mehr aber die 'Wiesenbauschüler', junge Burschen, die nur auf wenige Monate vom Lande hereinkommen und ihren unverfälschten Dialekt mitbringen, haben dem 'Verein für bayerische Volkskunde und Mundartenforschung' grofse Dienste geleistet. Einfache Sätze oder Wortreihen (besonders die Zahlen 1—20 eignen sich vorzüglich), aus dem Munde von siebzig oder achtzig jungen Leuten, die den verschiedensten Gegenden Frankens entstammen, auf eine Walze gebracht, geben ein überraschendes Material für die Abgrenzung der Unterabteilungen einer Mundart. Jeder mufs seinen Namen und seine Heimat mit in den Apparat hineinsprechen, so dafs man ein 'redendes Archiv' für Volkskunde gewinnt. So wird auch bei Volksliedern, Kinderreimen und Vierzeilern Text, Weise und Rhythmus zugleich festgehalten, und das Stück kann beliebig oft wiederholt werden, was bekanntlich 'draufsen' in der Praxis seine Schwierigkeiten hat. Freilich, eines darf man nie vergessen: das Landkind, das vor den geheimnisvollen Apparat tritt, wird stets befangen sein, und wenn beim Liede noch Melodie und Reim den Text binden, so wird doch die Prosalitteratur, insbesondere das Märchen, aus dem Phonographen nie ganz so erklingen wie im Kreise trauter Gesichter. Gehen doch schon die Gebärden der Erzählenden verloren. Hier könnte nun, mit Vorsicht angewandt, die Photographie eintreten. Immer aber soll auch der Sammler, der die neuen Errungenschaften der Technik in den Dienst der Volkskunde stellt, nie versäumen, im lebendigen Verkehr mit dem Volke sich von seiner Sprech- und Denkweise zu überzeugen — das ist das beste Korrektiv für die phonographischen Aufnahmen.

Bei diesen Anforderungen, die wir an die Genauigkeit der Aufzeichnung stellen, kann man wohl abnehmen, was wir von den Sammlern halten, die unsere alten Sagen — denn sie werden noch ärger gemifshandelt als die Märchen — erst in ein 'poetisches' Gewand kleiden zu müssen glauben, um sie geniefsbar zu machen. Unter dem ödesten Reimgeklapper geht der Stil, die edle, einfache, reine Form unserer Volksprosa verloren. Dem Herrn Sammler kommt es eben nur auf den Inhalt an — die Form liefert er gratis, vielleicht nach Tisch zur Erholung, pro Stunde einen halben Bogen. Auf diese Art haben uns Bahlmann und seine Herren Vorgänger die münsterländischen Sagen verwidert. Anders ist es, wenn die Leistungen wirklicher Dichter der schlichten und rechten Wiedergabe der Sage hinzugefügt werden, wie z. B. Gustav Schwabs Gedichte in dem schönen 'Badischen Sagenbuche' eine würdige Stelle gefunden haben. Von der neuen, trefflich illustrierten Ausgabe dieser reichhaltigen Sammlung liegt der erste Band vor, der die Sagen des Bodensees, des oberen Rheinthales und der Waldstädte zusammenfafst. Der Entstehung jeder Erzählung gehen die reichlich bemessenen Bemerkungen nach, sagenumsponnene Burgen und Kirchlein erscheinen im Bilde,

ihre Inschriften und Wahrzeichen werden beschrieben, die Quellen, mündliche und litterarische, genau bezeichnet und die Übersicht einstweilen durch ein knappes Register erleichtert, während der Schlufsband eine vollständigere Ausschöpfung des Inhaltes bringen wird. Auch auf die Benutzung und Umgestaltung badischer Sagen in der Kunstlitteratur — insbesondere bei Scheffel — wird öfters hingewiesen und so das Buch auch für den Unterricht nutzbar gemacht. Leider hat dieser Gesichtspunkt aber den Herausgeber, Josef Bader, zu einem methodischen Fehler verleitet. 'Damit das Werk auch der reiferen Jugend ein wahres Bildungsmittel sein kann, wird, wo es irgend ohne Beeinträchtigung der Eigentümlichkeit des Stoffes geht, Anstöfsiges streng vermieden.' Das geschieht sicher zum Schaden der Wissenschaft, der es eben nicht blofs auf den Stoff, sondern auch auf die Form ankommt, und die den Ton und die Stimmung des volkstümlichen Vortrages streng gewahrt sehen will.

Das hat eine andere Sammlung, die einem Baden benachbarten Gebiete gewidmet ist, glücklich vermieden: Reisers Allgäusagen, ein in jeder Hinsicht geradezu klassisches Buch. Der erste Band, die eigentlichen Sagen umfassend, liegt, prächtig ausgestattet, fertig vor, vielleicht die vollendetste Sagensammlung seit Erscheinen des Musterwerkes der Brüder Grimm. Illustrationen, die ja bei Lokalbräuchen und -sagen ein wichtiges Veranschaulichungsmittel sind, beleben den Text, der mit allen wünschenswerten Quellenangaben ausgestattet, trefflich geordnet und echt volksmäfsig vorgetragen ist. Der zweite Band, der die Sitten und Gebräuche behandelt und auch Sprichwörter bringen soll, ist soweit gediehen, dafs der 'Festkalender', die Beschreibung der an jedem Tage im Jahre geltenden Meinungen und Gewohnheiten, sowie der reichhaltige Abschnitt: 'Kinder- und Volksfeste' fertig vorliegt. Daran schliefst sich die Behandlung der volkstümlichen Auffassung von Geburt, Hochzeit und Tod und die Bräuche bei verschiedenen Anlässen, wie Spinnstuben- und Erntebräuche u. dergl.

Während Reiser durchweg aus dem Munde des Volkes schöpft, hat Schell, ein Schüler von Dr. Fr. Kraufs in Wien, auch die ältere Litteratur, vielleicht in zu ausgedehntem Mafse, herangezogen. Wir glauben kaum, dafs alle die hier aus Cäsarius von Heisterbach angeführten Sagen lebendes Volksgut sind oder auch nur durchweg gewesen sind. Berggeister- und Gespenstersagen überwiegen in dieser, nach Flufsthälern angeordneten Sammlung. Leider ist jeder Abschnitt in sich numeriert, so dafs das Citieren möglichst erschwert ist. Soweit die Anmerkungen Parallelen anführen, sind sie willkommen (nachzutragen wären so vortreffliche Sammlungen wie die von Zingerle aus Tirol und von Göfsler aus Mansfeld, Eisleben 1880, mit seither acht Nachträgen!); auch die historischen und kulturhistorischen Erläuterungen sind dankenswert; seine mythologische Weisheit hätte Schell aber für sich behalten sollen. Auch diese Sammlung ist mit fünf schönen Bildern geziert.

Das Büchlein von Asmus und Knoop, dem trefflichen Herausgeber Pommerscher und Posenscher Sagen, ist eine dankenswerte Bereicherung

unseres Materials. Es schöpft aus älteren Sammlungen und aus dem Volksmunde und erzählt schlicht und treu. Wieviel Sagen sich auch hier an die Person des 'Alten Fritzen' anschliefsen, ist erstaunlich. Auch das alte Rätselmotiv vom 'Kaiser und Abt' kehrt wieder (S. 9). Die Fragen sind: 1) Wie schwer der Mond ist? (1/4 = 1 Pfund), 2) wieviel Sterne am Himmel stehen? (soviel wie Tintenkleckse auf dem Blatt Papier, das der Antwortende zeigt), 3) wie tief das Meer sei? (einen Steinwurf); dazu kommt dann das Gedankenerraten. Der Ratende ist ein Schäfer, der Ratlose ein Pfarrer. Der König zwingt sie, miteinander zu tauschen, bis er nach einem Jahre die Unzuträglichkeit solchen Wechsels einsieht und jedem die Rückkehr zu seiner früheren Beschäftigung erlaubt. Es sei noch darauf hingewiesen, dafs auch das von Knoop redigierte 'Rogasener Familienblatt' Sagen bringt. Zu diesen neuen Sammlungen tritt als alter und trotz aller ihm anhaftenden Mängel lieber Bekannter Bechsteins Thüringer Sagenbuch, worauf wir wenigstens hinweisen wollen.

Die Sage ist im ganzen nationaler als das weltbürgerliche Märchen; vielleicht wird sie gerade darum in unserer loyalen Zeit so sehr bevorzugt. Zwei Aufgaben stellen wir heute den deutschen Sagenforschern: Zunächst bringe man aus Ober- und Mitteldeutschland je eine grofse Sagensammlung im Dialekt zum Abdruck. Für Niederdeutschland wird das ohnehin sehr bald Wossidlo besorgen, dem wir auch die besten Fragebogen über dies Gebiet verdanken. Dann aber stelle man ein grofses, wenigstens zwölf der gröfsten deutschen Sammlungen ausschöpfendes Motivlexikon zusammen, wofür auf beschränktem Gebiete J. v. Zingerle ein Vorbild hinterlassen hat. Mit dem blofsen Parallelennotieren ist es nicht gethan. Wir wollen nicht Notizenkram, sondern lebendige Erkenntnis von Inhalt und Form, Wesen und Werden unserer Märchen und Sagen.

Würzburg. Robert Petsch.

Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in Kölnischer Mundart. Köln, K. A. Stauff, 1899. 65 S. 12. M. 0,50.

Das hübsch ausgestattete Heftchen bringt Volksdichtung und mundartliche Kunstdichtung. Das eigentliche Volkslied kommt recht schlecht weg; es hätte sich in Köln sicherlich mehr derartiges finden lassen. Dagegen wird für das Sprichwort und Kinderlied verhältnismäfsig reiches Material geboten. Bei den Sprichwörtern fällt ein froher, lebenslustiger Zug auf; von dem pessimistischen Element, das sonst unsere 'Weisheit auf der Gasse' durchdringt, ist hier wenig zu spüren. Auch ständische Satire tritt wenig hervor. Um so gröfser ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land, der sich in den Spottreden auf die Bauern scharf zu erkennen giebt. Der Bauer erscheint als roh, faul und verschlagen. Selbst das alte Wort: 'Recht währet lang, denn man braucht es selten' (s. meine Beitr. z. Kenntn. d. Volksrätsels S. 11) ist hier mit einer Spitze gegen

die Landbevölkerung versehen, bezw. dem Bauern als Lebensanschauung in den Mund gelegt worden: 'Ihrlichkeit hält am längste — säht der Boer — weil se am winigste gebruch wehd.' Die Kinderreime geben sehr interessante Beispiele für die vernichtende Wirkung eines der Urfassung fremden Dialektes, leider auch für den zersetzenden Einflufs des Kindergartens. Nicht wenige Nummern zeigen kirchliche Beeinflussung. Einige Rätsel sind eingestreut, ohne als solche bezeichnet oder auch nur erkannt zu sein, wie denn das Heftchen überhaupt nicht mit besonderer Sorgfalt bearbeitet ist und bei einer zweiten Auflage gründlicher Umarbeitung dringend bedarf.

Würzburg. Robert Petsch.

Leyen, Friedrich von der. Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin, G. Reimer, 1899. 84 S. 8. M. 2.

Nachdem schon Jakob und Wilhelm Grimm, Uhland, Mannhardt, Simrock, Bugge, Olrik u. a. auf die märchenhaften Elemente der Eddalieder wiederholt hingewiesen haben, unterzieht sich v. d. Leyen in seiner Münchener Habilitationsschrift der dankbaren Aufgabe, diese märchenhaften Bestandteile zusammenfassend auszuheben. Leider fehlt der sonst verdienstvollen Arbeit ein Register oder eine Übersicht der auf diese Weise aus der Heldensage herausgeschälten Märchenmotive. Zu den (bescheidenen) Parallelensammlungen v. d. Leyens Nachträge mit erreichbarer Vollständigkeit verzeichnen zu wollen, hätte wenig Wert, da es dem Verfasser weniger darauf ankam, die Verbreitung der einzelnen Märchenstoffe aufzuzeigen, als blofs das Vorhandensein märchenhafter Elemente in der Edda festzustellen und zu belegen. Die bekanntesten, die v. d. Leyen anführt, sind etwa: 'Braut des Hundes' (S. 8, 80); 'Briefvertauschung', der Brief, der den Tod des Überbringers fordert, wird diesem im Schlafe gegen einen anderen, der ihm Glück bringt, eingetauscht (S. 19); 'Fesselung mit Seidenfäden — unzerreifsbar' (S. 29 u. Nachträge); 'Gras wachsen hören' (S. 7); 'Hochzeit der Sobeide', der Mann schickt seine Frau am Hochzeitsabend zu ihrem Geliebten, unterwegs begegnen ihr drei Räuber, die sie schonen, als sie von dem Edelmut des Gatten hören (S. 75, vgl. auch Leyen, Münchener Allgem. Ztg. Beilage 1899, Nr. 187, S. 6); 'Hochzeitskerze (S. 8 f.); 'Mensch mit den wunderbaren Eigenschaften' (S. 7) u. a. Eingehender behandelt sind: 'Baumursprung der Völker' (S. 12), vgl. dazu etwa noch Wackernagel, Zs. f. d. A. VI, 15—20; Fränkel, Zs. f. d. Unterr. XIII, 132; — 'Königstochter, die nicht lachen konnte' (S. 37), dazu noch Carstens Zs. d. Ver. f. Volkskunde III, 456—459; R. Köhler, Germania XIV, 269 f., Zs. f. rom. Phil. II, 617 f., Kl. Schriften I, 93 f.; Bolte, Wetzel, Reisen der Söhne Giaffers 207. 211, Montanus Schwankbücher 569; — 'Nachahmung mit verkehrtem Erfolge' (S. 59); so wäre vielleicht dies in der internationalen Märchenlitteratur ungemein häufige Motiv zu benennen, vgl. Grimm, K. H. M. Nr. 13. 24. 61. 87 u. ö.; Cosquin, Contes de la Lorraine Nr. 10. 20. 41. 49 und aus der Fülle der Parallelen nur: Jarnik, Veckenstedts Zs. f. Volks-

kunde II, 264 f.; Singer, Zs. d. Ver. f. Volkskunde II, 300; Hartman ebd. V, 60; Stiefel V, 209; Klemm VII, 156; Felkin, Zs. f. vgl. Lg. I, 442—444; Wlislocki II, 449—451; Bolte, Schumans Nachtb. 389, Frey, Gartengesellschaft 278; — zu den 'Scharfsinnsproben' im Anhange wäre nachzutragen Fränkel, Zs. f. vgl. Lg. IV, 360; Sartori ebd. IV, 42; Kraufs ebd. IV, 216; Bolte VIII, 352; Rua Veckenstedts Zs. f. Volksk. II, 250; — zum 'Mann im Brunnen' (S. 17) Zart, Zs. f. deutschen Unterr. XIII, 107—119; Weizsäcker ebd. XIII, 736—740.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute. Von E. Funk. Sechste verbesserte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1898. 285 S. 8.

Der Umstand, dafs dieses, namentlich für Kaufleute bestimmte Buch bereits sechs Auflagen erlebt hat, spricht für seine Beliebtheit und Brauchbarkeit. Es ist auch ohne Zweifel völlig ausreichend, um die moderne schwedische Schrift- und Geschäftssprache kennen zu lernen; es mufs aber doch als ein entschiedener Mangel bezeichnet werden, dafs der Verfasser die davon sehr stark — weit mehr als in anderen Ländern — abweichende Umgangssprache fast völlig aufser acht läfst. Über so wichtige Thatsachen z. B., wie die ausschliefsliche Verwendung der Singularformen des Verbs auch für den Plural, welche die gesprochene Sprache längst durchgeführt hat, giebt nur eine Bemerkung auf S. 122 Auskunft, wo es zudem 'stets' statt 'oft' heifsen mufs. Die auf zwei Seiten zusammengedrängte Aussprachelehre ist durchaus ungenügend; sie sagt nichts von der verschiedenen Geltung des *c*, vom Verstummen des *d* und *g* vor *j*, des *h* vor *j* und *v*, von der Aussprache des *g* als *ng* vor *n* u. a. Die Vokale sind besonders dürftig behandelt, denn dafs *a* in *mark* und *mat* zwei ganz verschiedene Laute bezeichnet, *e* in *sett, svensk, hare* gar drei und vieles andere wird verschwiegen. Manches ist geradezu falsch, z. B. die behauptete Gleichheit des *g* in *gata* und *säng*, die Aussprache des *k* vor Palatalvokalen als *tsch* — es ist viel eher = nhd. *tch* in *Entchen* —, die Gleichstellung des *u* in *sjunga* mit nhd. *u*. Über den Gravisaccent, z. B. in *sjunga*, der doch fürs Schwedische so bezeichnend ist, wird kein Wort verloren; dafs er auch aus praktischen Gründen nicht vernachlässigt werden darf, ergiebt sich aus so naheliegenden Beispielen wie *ànden* 'der Geist' und *ánden* 'die Wildente', die sich nur durch die Betonung unterscheiden lassen. Weibliche Titel haben nicht durchaus den Ton auf der vorletzten Silbe, wie S. 2 unten gelehrt wird, denn es heifst doch z. B. *sòmmerska* neben *madám* etc.! — Für eine neue Auflage möchte ich dem Herrn Verfasser die Berücksichtigung von Poestions Lehrbuch (2. Aufl.) und Brates Svensk språklära, Stockholm 1898, empfehlen. Wie Funks Grammatik jetzt ist, kann ein Schüler ohne mündliche Unterwei-

sung unmöglich daraus einen Einblick in die lautlichen Eigentümlichkeiten der Sprache erlangen.

Der Schreibung ist mit Recht die neue Orthographie der Akademie zu Grunde gelegt; Herr Funk scheint jedoch von dieser ehrwürdigen Körperschaft keine ganz klare Vorstellung zu haben, wenn er S. IV von der Schreibweise spricht, 'wie sie auf (!) der Akademie in St. gelehrt wird.'

Ich habe das Buch im übrigen nur durchblättert und zeichne hier kurz auf, was mir dabei an Fehlern und Versehen aufgestofsen ist. S. 6 und 8 f.: Genusregeln, soweit sie den Unterschied zwischen Mask. und Fem. betreffen, sind für die neuere schwedische Sprache ziemlich überflüssig, da fast nur noch gewisse Dialekte, Redner und Dichter leblose Gegenstände und Abstrakta als *han* oder *hon* bezeichnen. Nur bei lebenden Wesen wird das Geschlecht noch regelmäfsig durch Pronominalformen unterschieden, sonst braucht man *den*, *dess* für das *en*-Genus, vgl. Brate S. 100 f. Ausnahmen giebt es hiervon blofs vereinzelte, die Anwendung des unbestimmten *den* nimmt offenbar immer mehr zu. — S. 12 wären auch die Plurale auf *-r*, wie *kor*, zu erwähnen gewesen. Mit welchem Recht sind sie S. 15 als Ausnahmen aufgeführt? — S. 17 letzte Zeile lies *blifvit*. — S. 31: wie können Adverbien und Präpositionen durch Steigerung in Adjektive verwandelt werden?! — S. 58, Z. 3 v. u. l. *annat*. — S. 62 vorletzte Zeile l. *i dag åtta dagar*. — S. 95: das Prät. von *gråta* hat auch *ä*, wie die beiden anderen Verben!

Zu den Lesestücken, bei deren Durchsicht ich einige Stichproben im Wörterverzeichnis gemacht habe, bemerke ich folgendes: S. 147: *taggen* fehlt im Glossar. — S. 148, Z. 4: *komma att* ist ebenda nicht erklärt. — Ib. in der Mitte: *hvarhelst* fehlt desgl. — S. 152, Z. 8 lies *sorgsna*, das ins Glossar aufzunehmen ist. — S. 157: *komminister* ist nicht 'Geistlicher' schlechthin! — Ib. *lektor* ist 'Oberlehrer'; *skräddarlära* fehlt im Glossar. — S. 168 steht *pell*, während das Glossar *päll* bietet. — Ib. sind *pertbloss*, *-klyfning* und *spjelarne* (besser mit *ä*) unerklärt geblieben. — S. 169, Z. 2 l. *årligen*. — S. 170, letzte Strophe l. *hjältedikt*. — S. 174, Z. 4 setze Fragezeichen statt Punkt. — S. 176, Z. 10 l. *skogssjöns*. — S. 177, 1. Strophe l. *Ej reses*, 3. Strophe: *Hon födes*. — S. 211 l. '*stadna*(1), stehen bleiben'.

Gotenburg — Kiel. F. Holthausen.

Frederick Morgan Padelford, Old English Musical Terms (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft IV). Bonn, Hanstein, 1899. XII, 112 S.

Angeregt von Cook behandelt Padelford einen Teil des ags. Kulturlebens, der für den Litterarhistoriker grofse Bedeutung hat. Sievers hat vor kurzem wieder betont, wie die Ausdrücke für Singen und Sagen im Altgerm. und speciell im Ae. durcheinandergehen, und folgert mit daraus, dafs wir uns die erhaltenen Alliterationsdichtungen nicht mit gleichmäfsigem Takt und fester Melodie, sondern mit einem freieren Sprechvortrag

recitiert zu denken haben (Metr. § 5, 3—5). Eine reiche Sammlung von Zeugnissen wird nun von Padelford für diese Dinge beigebracht; einige mehr glaube ich nachtragen zu können; aus dem Ganzen sind wenigstens einige Ergebnisse für den Stand der ae. Lyrik zu erhoffen.

Padelford giebt als ersten Teil, was er über die Geschichte der weltlichen und der geistlichen Musik bei den Ags. und über ihre Instrumente gefunden hat. Die Andeutungen der ae. Dichter selbst stellt er voran und unterscheidet danach u. a. *'two classes of minstrels: the scops who dwelt in the halls of princes, and the gleemen who wandered'* (S. 3). Freilich mufs er selbst sofort beifügen, dafs auch ein *scop* wie Widsith manchmal gewandert sei. Der Unterschied war gewifs nur ein relativer; vgl. *scop* Beow. 1066 = *glêoman* 1160. Auch legen die Glossen eine andere Unterscheidung nahe, indem sie *scop* mit *poeta* übersetzen, *glîman* aber mit *mimus, scurra, jocista, pantomimus.* Erst ein verächtliches Kompositum, wie *ealuscop,* wird dem *glîman* gleichgesetzt: Canons of Edgar LVIII, Laws of the North. priests XLI. — Für den Unterschied von weltlicher und geistlicher Sangesweise ist das Statut XII von Erzbischof Cuthberts Synode 747 nachzutragen, wo geboten wird: *Ut presbyteri saecularium poetarum modo in ecclesia non garriant, ne tragico sono sacrorum verborum compositionem ac distinctionem corrumpant vel confundant, sed simplicem sanctamque melodiam secundum morem ecclesiae sectentur.* Der weltliche Sänger hatte also auch eine Melodie, aber eine niedrigere, als sie der Priestersänger haben sollte, während ein bombastisches Singen nach dem andern Extrem abirren würde. — Gegen das Eindringen *ludicrarum artium, hoc est, poetarum, citharistarum, musicorum, scurrarum* in die Klöster eifert Statut XX derselben Synode; vgl. 'Councils and ecclesiastical documents' ed. Haddan and Stubbs III, 1871, S. 369. Desgleichen wird in den 'Ecclesiastical institutes' eines späteren Homileten (Hs. 11. Jahrh.) den Messepriestern eingeschärft, sie sollen, wenn sie vor der Messe singen wollen, dies wenigstens nicht öffentlich, sondern privatim thun, damit nicht ein Teil der Leute vom Besuch der Messe abgehalten werde; denn es sei ohnehin schon schlimm, dafs sich viele Leute sofort nach der Messe *from ǽrne mergenne ofer ealne dæg on druncennysse 7 on wiste hiora wombe þeowiað, nas Gode* (Thorpe, Ancient laws and institutes, 1840, Fol., S. 488). Mit diesen Vorschriften sind offenbar Gesellschaftslieder gemeint, die einen hervorragenden Teil der weltlichen Lyrik gebildet haben müssen. Zu den Belegen, die Padelford S. 12 dafür beibringt, kann ich (dank Prof. Liebermann!) noch einen aus Wulfstans Homilies S. 46 fügen, wo den Zuhörern unter der Überschrift 'Be oferfylle' gesagt wird: *Hearpe and pîpe and mistlîc glîggamen drêman êow on bêorsele, and gê godes cræfta nân ding nê gŷmað.* Kein Wunder, dafs *drêam* in den Glossen geradezu als Übersetzung für *musica, harmonia, concentus, melodia* gebraucht wird. Diese lateinischen Glossenworte (besonders *concentus*) machen es sogar wahrscheinlich, dafs gelegentlich die ganze Gesellschaft zusammen sang. Dafs *chorus* nicht mit *drêam* wiedergegeben wird, spricht nicht dagegen; denn *chorus* war offenbar ein Begriff der geistlichen, nicht der welt-

lichen Musik. — Für eine zweite Gattung weltlicher Gesänge, die Totenlieder, hat Padelford das Material sehr schön gesammelt, auch nicht vergessen zu betonen, dafs die hiefür gebrauchten ae. Ausdrücke durchaus nicht wie Notbehelfe oder Wortübertragungen aussehen, sondern wie altheimische termini technici; z. B. *lîcléod.* — Für eine dritte Gattung, das Hochzeitslied, in ebenso idiomatischer Weise *gyflêod, brŷdsang* genannt, ist aber noch eine Schilderung zu erwähnen, die in den 'Gestis Herewardi Saxonis' Kap. 6 steht, geschrieben von einem Mönch, der noch Gefolgsleute dieses Gegners von Wilhelm dem Eroberer kannte (Hs. 12. Jahrh. ed. Michel, Chroniques Anglo-Normandes, 1836, II. Bd. S. 19—20). Die Scene ist zwar nach Irland verlegt, und einige Nebenumstände werden als specifisch irische bezeichnet; im ganzen ist aber die geschilderte Sitte für den aus der Gegend von Ely stammenden Hereward offenbar nichts Fremdes. Vor der Braut, die das Elternhaus verliefs, ging ein Mann *cum cithara* einher. Das Musikinstrument wird Hereward, der sich unerkannt eingestellt hatte, von einem Spafsmacher aufgedrängt. *Quam suscipiens, efficacissime fibras tetendit, et sonas atque vocem interim cunctis admirantibus produxit, — altro autem ex facto minus verente citharamque de manibus illius (Herewardi) continuo arripere nitente. At vero convicae dignum valde munere et ministrum interim habere judicabant. Si persisteret verum potum, forte ne perciperetur quis esse, adquievit, multipliciter cum ea canendo, et per discrimina vocum nunc solitarie et nunc tripliciter cum suis sociis more Girviorum cantabat.* In der Gegend von Ely ist also Anfang 12. Jahrhunderts bereits dreistimmiger Gesang für ein weltliches Hochzeitslied gebräuchlich. Der Braut gefiel Herewards Kunst derart, dafs sie ihm zum Dank ein *pallium* gab. — Für Liebeslieder verweist mich Liebermann auf eine allerdings nicht ganz sichere Stelle im 'Judicium Clementis': *Si quis in quacunque festivitate ad ecclesiam veniens ... saltat aut cantat orationes* [al.: *cantationes*] *amatorias ... excommunicetur* (Haddan and Stubbs, III 227). Unsicher ist die Stelle, weil dieser Clemens nach Wasserschleben (Bufsordnungen der abendl. Kirche 433) mit dem ags. Willibrord Clemens vielleicht nicht identisch ist. Wer würde aber, auch wenn dieser Zweifel zuträfe, leugnen wollen, dafs ein sangeskundiges Volk Liebeslieder gehabt habe? — Was endlich den Zauberspruch (gealdor) betrifft, hat zwar Padelford nicht alle Belege angeführt, doch ist das kein besonderer Schade; denn die Warnungen vor solch heidnischem Unfug sind zu allgemein und stereotyp, um uns wirklich zu belehren. Was z. B. Cuthberts Synode darüber sagt (Haddan and Stubbs S. 363—364), ist wörtlich aus einem Briefe des hl. Bonifaz aus Deutschland (das. S. 377—378) wiederholt. Da *galdor* regelmäfsig mit lat. *cantare, incantare, decantare* verbunden wird, haben wir uns dabei wohl einen eintönigen Singsang vorzustellen.

Der zweite Teil von Padelfords Buch enthält ein Glossar der ae. Musikausdrücke. Das ist ein ausgezeichneter Gedanke, und auch die Ausführung hat viel Gutes. Eine rein äufserliche Störung wird hervorgerufen durch eine gewisse dialektische Inkongruenz der verzeichneten Formen; neben ws. *ǣfendrêam, ǣfenlêod* u. s. w. findet sich dialektisches *ēfenhlêoðor,*

also unter einem ganz anderen Buchstaben; ebenso ist *blêdhorn* gesondert von *blǣdhorn*, *drȳme* von *drêman*, *bȳmere* von *bîeme*. Statt *bymian* S. 68 l. *bȳman*. Die Composita mufs man sich erst zusammensuchen, z. B. *æfenlêoð* zu *lêoð*. Im begreiflichen Ringen nach Vollständigkeit sind auch einige Wörter angeführt, die an sich nichts Musikalisches haben: *âwrecan*, *cwêman*, *grêtan*, *lâcan*. Bei *beorhtm* wäre ein Hinweis auf *breahtm* (das übrigens fehlt) deutlicher als der auf Halls Wörterbuch ohne weiteres Citat; ebenso bei *cleadur* ein Hinweis auf *clador*, Sweet OET. 471 f., statt des vagen auf Sommers Dict., wobei sich ein wenig geschickter Gebrauch von Bosworth-Toller S. 158 verrät. Heifst *gearobrygd* wirklich *'deft playing'*? Sweet (Stud. dict.) übersetzt 'quick movement'. Ähnlich differiert Padelford bei *glîwstæf* (= melody) von Sweet (= joy). Mit Bedauern sah ich, dafs manche entschieden hieher gehörige Wörter ganz fehlen: *byrgenlêoþ*, *byriglêoþ* = epitaphion (Wright-Wülkers Vocabularies I 395 1, Bosworth-Toller und Leos Ags. Glossar), *fidela* = fidicen (WW. 539 25), *gedwola* = naenia (Cook, Old North. Gloss.), *lêoðweorc* = poesis (WW. 188 30), *lêoðwurhta* = poeta, scop (WW. 539 29, 311 30), *wêorðung* = canor, modulatio, cantus (WW. 198 36). Endlich sind für die im Glossar vertretenen Wörter lange nicht alle Belegstellen vorhanden; so fehlen bei *hlêodrian* die wichtigen Stellen in Sweets OET. 619 (= increpitare, intonare, concinnare, sonare); bei *organa* die auffallende Wendung *þǣr* (im Himmel) *is aa singalîc organa swêg, þê from englum bið sungen* (Eccles. instit., Thorpes Laws S. 469); und durchaus sind WW. zu wenig benutzt und daher beim Gebrauch von Padelfords Glossar regelmäfsig nachzuschlagen. Diese Glossen stehen zwar auf keiner hohen Stufe menschlicher Intelligenz, ergeben aber, wenn man sie zusammenfafst, wegen ihrer Quantität doch manches Interessante. Sie sondern z. B. *gid* (= elogium, proverbium, fama, also etwa = Spruch, Sage) ganz deutlich von *lêoð* (= carmen, poema, oda, also = Gedicht überhaupt) und dieses wieder von *sang* (= cantus, cantilena, melodia, harmonia), während die Poesie diese Begriffe, und dazu *gealdor*, fortwährend und absichtlich durcheinanderwirft. Die verachteten Glossen sind für die Normalbedeutungen verläfslicher als Beowulf und Cynewulf.

Überblicken wir nun das Material, wie es bei Padelford und hier zusammengetragen ist, so ergiebt sich vor allem, dafs an einem wirklichen Singen weltlicher Poesie bei den Ags. nicht zu zweifeln ist, vom 7. bis 12. Jahrhundert. Ferner haben wir zu scheiden zwischen dem Singsang, mit dem ein Zauberspruch oder auch wohl eine Rudererweise (celeuma, i. e. leta cantatio = lewisplega, WW. 202 31) abgeleiert wurde, und dem wirklichen Gesang eines Gesellschafts-, Leichen- oder Hochzeitsliedes. Dafs mit dem Einzelgesang eine Art Chor abwechseln konnte, ist beim *drêam* und bei Herewards Hochzeitsabenteuer zu beobachten. All das deutet auf die Existenz einer Lyrik, von der uns die erhaltenen Denkmäler aufser 'Deor' kaum eine Vorstellung geben — die Kirchenverbote haben offenbar auf die Schreibkundigen nur zu gründlich gewirkt. Dagegen ist von einem formalen Unterschied zwischen gesungener und ge-

sagter Poesie, zwischen Lyrik und Spruchdichtung, kein Zeugnis zu entdecken. Ein Glossator, der *carmine rithmico* zu übersetzen hatte, wufste sich nur mit *smicere* (= politus, elegans, cræftlîc) *lêode* zu helfen (WW. 381 5). *Cantabiles* drückt ein anderer durch *wynsum* aus, *cantilena* durch *modulatio vel sârlîc blis* (WW. 198 18, 21). *Lyrici* sind einfach *scopas* (WW. 439 26). Es macht den Eindruck, als hätte der Unterschied im wesentlichen mehr in der Art des Vortrages als des Stils und Versmafses bestanden, und das wird ja durch 'Deors Klage' bestätigt.

Schliefslich drängt es mich, meine Dankesschuld gegen das Buch Padelfords in das Geständnis zusammenzufassen, dafs es mich wie wenige auf dem ae. Gebiete belehrt und angeregt hat. Verbesserungsvorschläge und Nachträge hat jeder zu gewärtigen, aufser wer nichts schafft: id pessimum malum.

Berlin. Alois Brandl.

Albert S. Cook, Biblical Quotations in Old English Prose Writers. London, Macmillan and Co., Lted.; New-York, The Macmillan Company, 1898.

Der Herausgeber dieser Sammlung altenglischer Bibelcitate erklärt im Vorwort, dafs sein Buch für dreierlei Publikum bestimmt sei: den '*Biblical scholar*', den Sprachhistoriker und endlich für den Anfänger in der praktischen Erlernung des Altenglischen. Diesen dreifachen Zweck scheint er mir aber nicht erreicht zu haben. Für den Theologen und Litterarhistoriker wäre es von Wert, zu wissen, in welcher Form die heiligen Schriften dem angelsächsischen Volke bekannt waren. Dazu wäre aber wohl eine ziemlich vollständige Zusammenstellung aller altenglischen Bibelsprüche nötig gewesen. Hier werden uns nur die in Alfreds Werken (ohne die Soliloquien, mit der Beda-Übersetzung) und in Ælfrics Predigten vorkommenden Stellen geboten, es fehlen also vor allem die Blickling- und die Wulfstan-Homilien, die natürlich sehr viel Stoff enthalten. Aufserdem ist in den meisten dieser Werke die Bibel nicht von dem altenglischen Schriftsteller, sondern von seiner lateinischen Quelle benutzt. Ich glaube also nicht, dafs die Litteraturgeschichte einen grofsen Vorteil aus der Ausgabe ziehen wird. Was die Sprachgeschichte betrifft, so kann ihr die Zusammenstellung schon deshalb keine überraschenden Resultate bringen, weil ja nur die '*standard editions*' benutzt sind. In dieser Beziehung sind die von Napier in dieser Zeitschrift CI, 309 ff. u. CII, 29 ff. veröffentlichten Nachträge viel wichtiger, da sie wirklich bisher unbenutzbares Material zu Tage fördern. Der *Index of Principal Words* am Schlusse des Buches ist gewifs gut für sprachliche Untersuchungen zu brauchen, aber warum fehlen gerade die für die Syntax wichtigsten Wörter, die 'gewöhnlicheren Konjunktionen, Präpositionen, Pronomina und Zahlwörter', die häufigsten Verba, Substantiva, Adjektiva und Adverbia? Und warum sind, da doch der Herausgeber Material für die Bedeutungslehre zu bringen beabsichtigt (*Preface* p. IX), in diesem Wörterverzeichnis die Bedeu-

tungen weggelassen? Jetzt mufs jeder, der das Buch in dieser Richtung benutzen will, selbst die Arbeit machen, die dem Herausgeber sicher nicht schwer gefallen wäre.

Dafs endlich das Buch zur Einführung ins Altenglische besonders geeignet sei, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Erstens sind die Texte gar nicht immer sehr leicht und einfach in Konstruktion und Formen, zweitens ist der Inhalt, weil es vielfach unzusammenhängende Sätze sind, nicht gerade unterhaltend, und drittens haben wir eine Reihe vorzüglicher Elementarbücher — Cook selbst hat ja ein treffliches Buch für Anfänger veröffentlicht —, die genug leichte und interessante Texte enthalten und gegen deren Konkurrenz die *Biblical Quotations* wohl nie aufkommen werden.

In der Anordnung des Textes ist die biblische Reihenfolge eingehalten, und am Fufs der Seite sind stets die betreffenden Stellen des Originals gegeben. Doch wird jedes der excerpierten altenglischen Prosadenkmäler separat behandelt, so dafs man eine Übersicht über den etwa wechselnden Sprachgebrauch aus der Anordnung nicht erhält. Ein *Index of Biblical Passages* am Schlusse des Bandes entschädigt nur zum Teil hierfür. Meiner Meinung nach wäre Kolumnendruck eher am Platze gewesen. Der Druck scheint sehr sorgfältig zu sein, aber, wie schon gesagt, er wiederholt eben nur Stellen aus den bekanntesten Ausgaben. Für die Gesetze Alfreds war dem Herausgeber Liebermann noch nicht zugänglich, er hält sich daher an Reinhold Schmid. Doch hat schon Turk seiner Ausgabe das Ms. E, als das ältere, zu Grunde gelegt, was wohl Berücksichtigung verdient hätte. Bei Turk finden sich auch schon die einschlägigen Stellen der Vulgata dem Text gegenübergestellt, und zwar in übersichtlicherer Weise als bei Cook.

Kann somit unser Urteil über die Zweckmäfsigkeit der eigentlichen Ausgabe nicht sehr zustimmend sein, so freuen wir uns umsomehr, der trefflichen Einleitung uneingeschränktes Lob spenden zu dürfen. Auf 80 Seiten hat hier Cook die altenglischen Bearbeitungen von Teilen der Bibel eingehend kritisch behandelt. Besonders was über die altenglischen Psalter-Versionen gesagt wird, ist ausgezeichnet. Wenn S. XXXIX erwähnt ist, dafs *wól* ein speciell Alfredisches Wort sei, so ist das, glaube ich, zu weit gegangen. Zunächt mufs Cook da den Beda dem königlichen Übersetzer zuschreiben, dann aber zeigen die bei Bosworth-Toller gegebenen Beispiele, dafs sich das Wort auch sonst in der älteren Sprache des südlicheren Englands findet. Bei Ælfric hält sich der Verfasser länger auf und erörtert nochmals die einschlägigen Fragen. Das Gedicht Judith macht den Schlufs der Abhandlung.

Diese Einleitung bildet das Beste, was bisher zusammenhängend über altenglische Bibelversionen geschrieben worden ist, und sicherlich war niemand zu einer solchen Darstellung mehr berufen als Cook, dem wir fast in allen Einzelproblemen dieses Gebietes fördernde Forschungen verdanken.

Jena. Wolfgang Keller.

Ernst Sieper, Les Echecs Amoureux, eine altfranzösische Nachahmung des Rosenromans, und ihre englische Übertragung. (IX. Heft der litterarhistorischen Forschungen, herausgegeben von J. Schick und M. von Waldberg.) Weimar 1898. 251 S. 8.

Der Stoff ist in folgende sechs Abschnitte geteilt: 1) Inhaltliche Analyse der 'E. A.'; 2) Handschriften und Titel der Dichtung; 3) Idee und Komposition; 4) Quellen; 5) Ästhetische und litterarhistorische Würdigung; 6) 'Reason and Sensuality,' die englische Übertragung. Da Koerting seiner Zeit nur etwa ein Achtel des ca. 30 000 Verse umfassenden altfranzösischen Gedichtes veröffentlicht hat, der Rest aber in absehbarer Zeit wohl nicht gedruckt werden wird, so müssen wir dem Verfasser dankbar dafür sein, daſs er uns durch seine ziemlich eingehende Analyse — sie umfaſst 89 Seiten — mit dem Inhalt des Werkes bekannt gemacht hat. Andererseits ist es durchaus zu billigen, daſs er für die poetisch wertlose, zweite gröſsere Hälfte (von fol. 65b—144 der Dresdener Handschrift) nur die knappe Inhaltsangabe Junkers wiederholt, zumal er uns über ihre Beziehungen zu den zeitgenössischen Encyklopädien eine Detailuntersuchung verheiſst. Nur eines ist an diesem ersten Kapitel auszusetzen, daſs nämlich in den zahlreichen und ausführlichen Citaten die Überlieferung der Dresdener Handschrift so ängstlich bewahrt und nicht das geringste gethan ist, dem verstehen wollenden Leser die Mühe, wenigstens durch Einführung der Interpunktion, etwas zu erleichtern. Verschiedene Stellen sind mir unklar geblieben (S. 11 Z. 1 und 5, S. 21 Z. 10 v. u., S. 24 Z. 4, S. 68 letzte Z.), andere wie S. 48 Z. 12 (lies *li destres*), S. 55 Z. 10 (l. *car deliz samours ne lacorde*) und S. 86 Z. 1 (l. *li plus saiges*) wären leicht aufzuklären gewesen. Im zweiten Kapitel hätten die Angaben nicht fehlen dürfen, daſs das Gedicht aus der vorletzten Dekade des 14. Jahrhunderts, die Dresdener und die Venediger Handschrift aus dem Anfange des 15., die Pariser Handschrift des Kommentars aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammen. Übrigens ist die Identität der Kommentare der Pariser Handschriften Nr. 1508 und Nr. 143, die der Verfasser im Nachtrag ausspricht, schon von van der Linde konstatiert worden, der auch noch andere Handschriften zu kennen scheint. Auch möchte ich an A. Toblers Recension von Koertings Ausgabe der altfr. 'Remedia amoris' erinnern (Litterar. Centralblatt vom 23. Dezember 1871), wo Koertings Behauptung, die auch Sieper wiederholt, die Venediger Handschrift weiche nicht wesentlich von dem Dresdener Codex ab, bestritten wird. Der S. 109 Z. 7 ff. aus dem Kommentar citierte Satz ist nicht verständlich.

Der wertvollste Abschnitt des Buches ist zweifellos Kapitel 4, wo der Verfasser die einzelnen Abschnitte auf ihre Quellen hin untersucht. Wir gewinnen ein deutliches Bild von den litterarischen Anregungen und Einflüssen, durch welche das Werk zu stande gekommenen ist. Daſs allerdings auch zu diesen Quellenforschungen genaues Verständnis des zu

erforschenden Textes unentbehrlich ist, zeigt sich auf S. 130, wo die citierte altfranzösische Stelle sicher nicht den Sinn hat, den Sieper ihr hier und auf S. 9 giebt, also auch nicht mit den angezogenen lateinischen Worten zusammenzustellen ist. Gemeint ist jedenfalls, daſs, wie ihr (der *Dame Nature*) sternengeschmücktes Haupt dem Himmel anzugehören schien, so ihre Füſse aus oder in einem irdischen Paradiese zu sein schienen. Darum führt der Autor auch fort: Wo sie ging, sproſsten Blumen u. s. w. Also an wechselnde Gröſse wie nachher bei Pallas ist hier nicht zu denken. Auf S. 143 Z. 14 ist die Form *chienettes* auffallend und auch die Erklärung für die Schwäne als Attribut der Pallas, wenn sie sich auch bei Lydgate findet, gesucht. Der altfranzösische Dichter glaubte augenscheinlich einer solchen nicht zu bedürfen. Sollte sich nicht Lydgate verlesen haben und *chouettes* die richtige Lesart sein? An der auf S. 144 Z. 8 v. u. angegebenen Stelle des Rosenromans findet sich wohl eine Beschreibung Fortunas, eine Erwähnung Saturns konnte ich nicht entdecken. Das sechste Kapitel bezieht sich auf die von Sieper für die E. E. T. S. zu publicierende Übersetzung der 'E. A.' durch Lydgate und behandelt in sehr gründlicher Weise das Verhältnis dieser Version zum Original und zum Rosenroman. Daſs dieser in der englischen Fassung und nicht im Urtext benutzt wurde, hätte durch einige Beispiele bewiesen werden können.

Die Citate sind durch einige Druckfehler entstellt, auf die ich aufmerksam machen möchte: S. 50 Z. 15 l. *Cestoit,* S. 51 Z. 13 v. u. l. *affiert,* S. 72 Z. 13 l. *fu muex,* S. 75 Z. 12 l. *pourueoir,* S. 80 Z. 8 v. u. l. *serroit,* S. 86 Z. 3 l. *ne* (st. *nu*), S. 104 Z. 21/22 l. *qui seroient belles a declairer,* S. 105 Z. 13 v. u. l. *aucunement,* S. 130 Z. 5 v. u. l. *nunc,* S. 132 Z. 4 l. *ains me,* eb. Z. 22 l. *auoit,* eb. Z. 23 l. *puet,* S. 137 Z. 13 l. *vita via est,* eb. Z. 3 v. u. l. *le savés,* S. 138 Z. 2 l. *des biens aures,* S. 142 Z. 12 l. *artificio,* S. 162 Z. 9 v. u. l. *desirs si me.*

Charlottenburg. Rudolf Tobler.

William Shakespeares Lehrjahre. Eine litterarhistorische Studie von Gregor Sarrazin. Weimar, Felber, 1897.

In dem vorliegenden bedeutsamen Buche hat Sarrazin den von ihm schon öfters angeregten Gedanken, die Stilistik zur Chronologie der Shakespeareschen Dichtungen zu verwenden, weiter ausgeführt und in die Praxis übersetzt. Daſs dieser Gedanke ein richtiger war, ist ohne weiteres zuzugeben. Es kann höchstens die Frage aufgeworfen werden: Sind unsere stilistischen Methoden schon vollkommen genug, um mit ihrer Hilfe zu festen Detailresultaten zu kommen? Ich glaube, wir können diese Frage nur bedingt bejahen. Damit soll aber der Wert von Sarrazins Buch durchaus nicht verkleinert werden. Er hat das unbestreitbare Verdienst, hier einen Anfang gemacht zu haben, der gemacht werden muſste, damit man die Verschiedenheit des Materials einmal erkenne. Shakespeares Stil bedarf unbedingt einer strengen methodischen Durchforschung, die aber

nur schrittweise gemacht werden kann; sei es, daſs man sich auf kleine stilistische Gebiete oder auf einzelne Dichtwerke beschränkt. Auch für Marlowe wäre eine solche Untersuchung sehr wünschenswert, besonders im Hinblick auf den jungen Shakespeare. Sarrazin faſst nun sämtliche Jugendwerke des Dichters — Romeo rechnet er nicht dazu — zusammen und sucht die Stileigentümlichkeiten genetisch zu entwickeln. Parallelismus und Antithese, Gleichnis und Concetto, Allitteration und Wortspiel werden eingehend berücksichtigt und erklärt. Wir sehen, wie in der ersten Zeit Shakespeare noch stark unter dem Einfluſs berühmter Zeitgenossen steht, wie er sie nachzuahmen und zu überbieten sucht, wie sich aber allmählich immer mehr seine eigenste Originalität Bahn bricht. Parallelstellen aus anderen Dichtungen, die er benutzt haben könnte, werden reichlich angeführt und daraus meist recht überzeugende Schlüsse gezogen. Weniger sicher kommen mir die Ableitungen aus dem Auftreten seltener Wörter vor, die Sarrazin auch schon in den darauf bezüglichen Aufsätzen im Shakespeare-Jahrbuch vorgebracht hat. Ein seltenes Wort stirbt ja nicht an einem Tage, es wird sich jahrzehntelang im Gedächtnis erhalten und da und dort einmal scheinbar zufällig erscheinen: aber eine nähere Beziehung zwischen den einzelnen Stellen, wo dies der Fall ist, wird man nur ganz ausnahmsweise annehmen dürfen, notwendig ist sie gewiſs nicht. Über die von Sarrazin angenommene italienische Reise Shakespeares habe ich mich schon an anderer Stelle kurz ausgesprochen. Italiener zu sehen und italienische Namen zu hören, hatte Shakespeare in London reichlich Gelegenheit. Daſs er Stepháno betont, darf man aber nicht damit entschuldigen, daſs dieser Name ein sehr seltener sei (Sarr. S. 120). Daſs er gerade ihn durch die Lektüre kennen gelernt, spricht sehr gegen Sarrazins Hypothese. Vom Rialto (der heutigen Erberie) wuſste man auch schon vor Shakespeare etwas in London. War doch die *Royal Exchange* nach seinem Muster errichtet, nur daſs die englischen Witterungsverhältnisse natürlich nicht eine Versammlung der Kaufleute im Freien gestatteten. In einem lateinischen Drama zur Feier dieses Ereignisses (*Byrsa Basilica*, 1571. Vgl. Churchill im Shakesp.-Jahrb. 34, 281) trägt sogar der Gründer des Instituts den Namen Rialto. Daſs Shakespeare das italienische Lokalkolorit leichter und besser treffen konnte als eines, das sich vom englischen weniger unterschied, ist ohne weiteres einleuchtend. Auch wir werden leichter einen tropischen Urwald oder eine Polarlandschaft andeuten können als etwa eine Uralgegend oder ein südafrikanisches Terrain, weil die Unterschiede von dem uns bekannten Kolorit hier nicht so in die Augen fallen. — Von Interesse ist der Umstand, daſs sich in den Jugenddichtungen irgend welche juristische Kenntnisse Shakespeares nicht nachweisen lassen, was der Hypothese vom Advokatenlehrling hoffentlich das Lebenslicht ausblasen wird. Überhaupt ist die Untersuchung des Vergleichs bei Sarrazin von groſsem Wert für die Kenntnis des Interessenkreises des Dichters, wenn man auch nicht dabei zu sehr ins Detail gehen darf. Sehr gut ist auch alles, was Sarrazin für die Verfasserschaft einzelner Jugenddramen, die von englischer Seite Shakespeare

immer wieder streitig gemacht wird, zu Gunsten seines Dichters vorbringt. Auch Shakespeare ist nicht als Gott vom Himmel gekommen, auch er hat sich die jugendlichen Hörner ablaufen müssen, bevor er sich zu dem durchrang, was ihn zu unserem Dichterideal gemacht hat.

Sarrazins Buch enthält eine Fülle von Anregungen. Wer immer sich mit Shakespeare eingehender beschäftigen will, mufs es zu Rate ziehen, und keiner wird es aus der Hand legen, ohne viel daraus gelernt zu haben.

Jena. Wolfgang Keller.

Max Dametz, John Vanbrughs Leben und Werke (Wiener Beiträge zur engl. Philologie ... herausgeg. von J. Schipper, VII. Band). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1898. VI, 199 S.

Auch die Rokokoperiode der englischen Litteratur erfreut sich jetzt lebhafter Beachtung. Auf D. Schmids gehaltvolles Buch über Congreve ist sehr bald eine Monographie von Dametz über Vanbrugh gefolgt. Der Verfasser bietet im ersten Kapitel zunächst eine ausführliche Darstellung des wenigen, das über Vanbrughs Leben bekannt ist, und eine gründliche und gerechte Würdigung Vanbrughs als Dichter, Architekt und Mensch. Besonderes Interesse wird hier erweckt durch die Darlegung des Streites, welchen der Dichter mit Jeremy Collier hatte, sowie durch die detaillierte Schilderung der Theaterverhältnisse jener Zeit. Im zweiten Kapitel werden erst die drei Original-Lustspiele Vanbrughs einschliefslich des unvollständigen Stückes 'A Journey to London' behandelt, sodann die Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Komödien von Boursault, Dancourt, Molière. Die Analysen und Besprechungen der Lustspiele sind lebendig und anziehend, doch in etwas zu breiter Darstellung geschrieben. Jedenfalls hätten Wiederholungen, wie die zweimalige Inhaltsangabe von 'A Journey to London' S. 57 ff. und S. 142 ff., vermieden werden müssen. Das Verhältnis der 'Relapse' zu Cibbers Love's Last Shift ist in dankenswerter Weise eingehend erörtert; es scheinen aber auch Beziehungen zu Sir George Ethereges Lustspiel 'The Man of Mode or Sir Fopling Flutter' zu bestehen, auf welche Dametz nicht eingegangen ist.

Leider hat der Verfasser Wards Vanbrugh-Ausgabe von 1893 und Swaens Ausgabe von 1896 (in der Mermaid Series) nicht benutzt, wie schon von anderer Seite bemängelt wurde. Infolgedessen sind besonders in dem biographischen Teil der Studie einige Angaben unvollständig oder ungenau, welche bereits Swaen in den Engl. Stud. XV 451 korrigiert hat. Abgesehen von diesen Übelständen ist Dametz' Buch eine recht achtungswerte Leistung. Die litterarhistorische Stellung Vanbrughs, seine Eigenart, das Verhältnis zu seinen Vorgängern hätte allerdings wohl noch etwas schärfer präcisiert werden können.

Kiel. G. Sarrazin.

Robert Burns. Studien zu seiner dichterischen Entwicklung von Dr. Max Meyerfeld. Berlin, Mayer & Müller, 1899. M. 3.

Das vorliegende Werk dürfte der Berliner Preisaufgabe seine Entstehung verdanken; jedenfalls ist es unverkennbar aus Brandls Schule hervorgegangen, da es den Dichter aus dem Milieu seiner Zeit erklärt. Eduard Engel, auf den der Verfasser flüchtig Bezug nimmt, befangen in den landläufigen Vorstellungen von Burns' Mangel an Bildung, hat dies für unmöglich erklärt. Es ist Meyerfelds Verdienst, sowohl auf das reiche Wissen aufmerksam gemacht zu haben, das sich der junge Landmann trotz ungenügenden Schulunterrichts erworben hat, als besonders seine Berührung mit den poetischen Anschauungen schottischer und englischer Dichter der unmittelbar vorhergehenden Periode deutlich hervortreten zu lassen. Das Material zu seiner Darstellung hat er schon ziemlich vollständig vorgefunden und in dem ausgedehnten bibliographischen Anhang seines Werkes zusammengestellt. Indem er aber das in verschiedenen Werken Zerstreute mit dem bestimmten Zweck des Nachweises von Anklängen an frühere Dichtungen zusammengestellt hat, ergiebt sich ein von dem herkömmlichen wesentlich verschiedenes Geistesbild.

Ob das erste der Burnsschen Jugendlieder, *Handsome Nell*, von einem Gesang abhängig gewesen sei, mit dem James Johnson 1787 sein *Musical Museum* eröffnete, oder ob Burns' seinerseits den Verfasser desselben angeregt habe, läſst sich kaum mehr entscheiden. Aber *I dream'd I lay where flowers were springing* ist, wie M. mit Recht behauptet, abhängig von Mrs. Alison Cockburns *Flowers of the Forest*, während ich *The Ruined Farmer* nicht als einen letzten Nachklang dieses Gedichts bezeichnen möchte. Nachdem zu *Tibbie, I hae seen the day* eine Vorlage herangezogen ist, macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie gut hier Burns der volkstümliche Ton gelungen sei, wie er überhaupt an die einzelnen Gedichte kritische Bemerkungen anknüpft und Stil und Ausdrucksweise bespricht. Daſs die Einkleidung von entzückender Schalkhaftigkeit als ganz originell in *The Ronalds of the Bennals* hervorgehoben wird, halte ich für eine Übertreibung. Für *Montgomerie's Peggy* hat M. nichts nachzuweisen vermocht, was dem Dichter vorgeschwebt hätte. Wenn sich ein Prototyp für *The Ploughman's Life* findet, so hätte es wohl der Erwähnung verdient, daſs die Echtheit des Liedes überhaupt fraglich ist. Auffallend ist es mir, daſs für *The Lass of Cessnock*, ein vom Dichter selbst als *song of similes* bezeichnetes Gedicht, Nachweise von Benutzungen fehlen. Dagegen ist *Winter, a Dirge* für den Verfasser ein ergiebiges Thema, und bei den verschiedenen poetischen Gebeten liegt die Nachahmung von Popes *Universal Prayer* auf der Hand; endlich ist auch für *My Father was a Farmer* schon von Henley eine Vorlage nachgewiesen. Hier möchte M. die poetische Jugendzeit des Schotten abschlieſsen. Will man ihm zustimmen, so ergiebt ein Rückblick, daſs er in dieser kurzen Periode von Mrs. Cockburn, von Pope, hin und wieder auch von Thomson und Younge beeinfluſst worden ist. Man muſs übrigens

vorsichtig sein, wenn man eine Einwirkung von seiten eines bestimmten Schriftstellers behauptet. Uns will es durchaus nicht einleuchten, daſs sich in dem Gedichte *Of all the numerous ills that hurt our peace* eine Abhängigkeit von Adam Smith erkennen lasse.

Da es sich in dem Meyerfeldschen Buche groſsenteils um Beurteilung des einzelnen handelt, haben wir aus seiner Besprechung der ersten Jugendwerke des Dichters so viel mitgeteilt, gedenken aber im folgenden etwas summarischer zu verfahren. Um den nächsten Abschnitt der Arbeit im allgemeinen zu charakterisieren, fehlt es der Darstellung hin und wieder an Übersichtlichkeit, indem zu viel gleichzeitig angestrebt wird. Es hätte sich empfohlen, die Behandlung der verschiedenen Versmaſse, welche Burns seinen Vorgängern verdankt, in einem Kapitel zusammenzufassen, statt sie mit der Besprechung seines Ideenkreises und dem Nachweis des bestimmten Dichterstellen Entlehnten zu verquicken. Es hätte auch vielleicht einer so ausführlichen Charakteristik Allan Ramsays und Robert Fergussons, wie sie M. giebt, für seine Zwecke nicht bedurft. Aber wir müssen anerkennen, daſs der von Fergusson auf Burns geübte Einfluſs an *Halloween* und *Holy Fair* gut nachgewiesen und insbesondere der Vergleich von *The Cotter's Saturday Night* mit *The Farmer's Ingle* sehr gelungen ausgefallen ist. Bei dieser Gelegenheit wird der Übergang aus dem schottischen Dialekt in die englische Schriftsprache, der sich in dem zuletzt erwähnten Burnsschen Gedichte, wie in vielen anderen, z. B. auch in *Tam o' Shanter*, findet, treffend charakterisiert, worauf der Verfasser später noch einmal zurückkommt. Für die Periode der Burnsschen Dichtung, welche mit der Ausgabe von Kilmarnock im Juli 1786 abschlieſst, tritt auſser dem Einfluſs der schon erwähnten Dichter besonders der Shenstones hervor; doch kommen auch Beattie und Gray, sowie Ossian in Betracht. 'In dieser Hinsicht reiht sich Burns,' wie der Verfasser sich ausdrückt, 'vollkommen in die Tradition ein, während er als volkstümlicher Lyriker wie ein Riese neben Zwergen steht.' Obgleich Burns zuerst von der Liebe zu seiner Dichtung inspiriert ist, tritt doch die erotische Poesie, wie überhaupt die Lyrik in dieser Periode zurück gegen idyllische Schilderungen, Satiren und einzelne Episteln, und was uns der Erotiker bietet, um wieder einen Meyerfeldschen Ausdruck zu gebrauchen, ist wenigstens zum groſsen Teil 'Liebelei und Schürzenjägerei'.

Wir kommen nun zu der Übergangsperiode in Burns' geistiger Entwickelung, seinem Aufenthalt in Edinburg und dessen Nachwirkungen, können aber über dies Ereignis, welches der Verfasser unseres Werkes als des Dichters italienische Künstlerfahrt bezeichnet hat, flüchtig hinweggehen. Der an freie Luft gewöhnte junge Mann konnte in den Mauern der Hauptstadt nicht gedeihen und muſste empfinden, die in den Kreisen der Universitätsprofessoren herrschende abstrakte Wissenschaft sei seiner Poesie nicht förderlich. Durch die Liebelei mit Clarinda vollends wurde er sich selbst entfremdet, bis er sich losriſs, um seine Jean zu heiraten. Den Gedichten dieser Zeit fehlt die markige Individualität, die wir von Erzeugnissen der Burnsschen Muse erwarten. Fremde Einflüsse treten

zwar minder auffallend hervor als früher; dafür aber ist das ganze Niveau herabgedrückt. Meyerfeld hat auf das Konventionelle in so manchen Ausdrücken aufmerksam gemacht, die dem volkstümlichen Ton durchaus fern liegen.

Das Schlufskapitel des Werkes behandelt Burns als Liederdichter. Er hatte seine poetische Laufbahn als erotischer Lyriker eröffnet und beschlofs sie, indem er für zwei Sammlungen schottischer Volkslieder sowohl Eigenes lieferte, als Fremdes bearbeitete. Da *Tam o' Shanter* aus dem Jahre 1790 stammt, findet er hier seine Besprechung. Der Verfasser legt eine Kilmarnocker Tradition von einem frühen ersten Entwurf des Gedichtes zu Grunde, obgleich Wallace, dem er sie verdankt, hinzusetzt: *'It must be taken with more than one grain of salt'*. Erst durch Bekanntschaft mit *John Gilpin* soll dann das Werk seinen Abschlufs erhalten haben; einmal sei der wilde Ritt nachgeahmt, und dann habe Burns dem englischen Dichter den Ausdruck *well done* entlehnt. Es läuft hier ein kleines Versehen mit unter, indem Gilpins Frau ihm das Wort zurufen soll, während es heifst: *And every soul cried out, 'Well done', As loud as he could bawl.* Dies macht natürlich nichts aus; dafs aber eine durchaus ulkhafte Schilderung Vorbild für eine unheimliche Gespenstergeschichte gewesen sein soll, dafs ein Ritt im schnellsten Tempo, der in der Dichtung fast so oft wie im täglichen Leben vorkommt, dafs ein bloſser und ganz gewöhnlicher Bravoruf entlehnt sein müsse, will mir nicht in den Sinn. Ebensogut könnte man darauf, dafs Leute auf der Landstrafse hinter John Gilpin herrufen *'Stop thief! stop thief! a highwayman!'* die Verse zurückführen: *'As eager runs the market-crowd, When "Stop the thief!" resounds aloud'*. Der Verfasser erkennt übrigens mit aller Welt an, dafs Burns im Tam o' Shanter ein grofser Wurf gelungen sei, und erinnert daran, wie Brandl auf die Bewunderung der Lakisten für die Verse aufmerksam gemacht habe:

> Doch Lust gleicht aufgeblühtem Mohn,
> Noch kaum berührt, verweht er schon,
> Gleicht Schneefall in dem Flufs — der Schimmer
> Des Augenblicks zerschmilzt für immer.

Die Bemerkung über *'The Whistle'* möchte ich nicht gelten lassen, bin auch mit dem über *'Lord Gregory'* Gesagten nicht einverstanden. Romanzen und Balladen machen das Grenzgebiet zwischen Epos und Lyrik aus; da ist es ebensogut möglich, dafs die erzählende Einrahmung gegen das lyrische Pathos zurücktritt, als dafs letzteres nur die epische Darstellung dramatisch belebt. Einen Vorwurf darf man gegen den Dichter nicht erheben, wenn die epische Erzählung zurücktritt. Wie ergreifend aber ist die Schilderung in Lord Gregory!

Höchst befriedigend ist Meyerfelds Würdigung der Burnsschen Lyrik; nur die Trinklieder sind nicht genügend anerkannt. Burns besafs eine umfassende Kenntnis der schottischen Volkspoesie und hatte sich den feinsten Takt der technischen Behandlung angeeignet. Daher gelang es ihm ebensogut, in freien Schöpfungen den wirklichen Volkston zu treffen,

als schon vorhandenes Material, sei es auch oft nur durch kleine Änderungen oder Zuthaten, künstlerisch umzugestalten und auf eine ideale Höhe zu erheben.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Helene Richter, Percy Bysshe Shelley. Mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Felber, 1898. 640 S.

So geschmackvoll in der Darstellung und so reich an Material Dowdens zweibändiges Leben von Shelley auch ist, die inneren Fragen einer Dichterbiographie berührt es wenig; ich meine: die Wirkung, die Erlebtes und Erlerntes auf sein Schaffen geübt haben. Der englische Litterarhistoriker setzt die Werke als bekannt voraus; er darf es bei seinen Landsleuten in der Regel thun; aber dabei geht er gern auch über die tieferen Entstehungsfragen hinweg, in denen doch das Schwergewicht eines historischen Dichterstudiums liegt. Helene Richter sah, dafs hier eine Lücke auszufüllen war, und unternahm es mit Hilfe einer wirklich ausgedehnten Belesenheit, den Entwicklungsstufen von Shelley derart nachzuspüren. Das giebt ihrem Buch einen wissenschaftlichen Wert, der dem essayartigen Shelley-Band von Helene Druskowitz abgeht. Namentlich läfst sie den Einflufs der englischen Schauderromane aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auf den jungen Shelley stark ins Licht treten; den Einflufs Spensers auf mehrere seiner reiferen Produkte; den von Petrarcas 'Trionfi' auf sein letztes gröfseres Fragment 'The triumph of life', das dadurch erst recht verständlich wird; von einer Reihe kleinerer Funde nicht zu reden. Bei all diesen Gelegenheiten bietet sie gute Inhaltsangaben und Übersetzungen. Gebildete und Gelehrte werden ihre Darstellung mit Vorteil benutzen.

Beim Essen kommt der Appetit. Es gäbe noch gar viele Vorbilder für Shelley zu nennen oder näher zu vergleichen. Für die unheimliche Erscheinung seines 'Wandering Jew' in Gesellschaft (V. 238 ff., 410 ff.) hat ein Mitglied meines Seminars, O. Grünewald, den 'Geisterseher' Schillers (übers. 1795) als Quelle erkannt. Für 'Alastor' (1815) war gewifs Wordsworths poetische Autobiographie mit ihrem Ringen nach unmittelbarer Erfassung der Naturseele (ersch. 1814) eine wichtige Anregung; die visionäre Jungfrau mit der Zauberharfe und der ausgestrahlten Liebeswonne stammt aus Coleridges 'Kuble Khan' und kehrt auch in Shelleys 'Skylark' wieder; die Grundidee, dafs Liebessehnsucht durch Eindringen in die Natur nicht geheilt wird, hat ebenfalls Coleridge in der englischen Litteratur aufgebracht, in 'Dejection' (1802). Bei den Furien des 'Prometheus unbound' wäre auf 'Macbeth' und Coleridges 'Fire, Famine and Slaughter' zu verweisen; ferner in den 'Cenci' bei der Charakteranlage des Grafen an Richard III., bei seinem Gastmahl an Timon von Athen, bei seinem Fluch an Lear, bei Giacomos Monolog vor dem Vatermord an Othello, bei Beatrices Teilnahme an dem Morde selbst an Lady Macbeth. Selbst im lyrischen Epos, in 'Queen Mab', ist der Nachhall Shakespeares

zu spüren, da wo der tyrannische König über Schlaflosigkeit klagt: vgl. 2 Heinrich IV. A. III, Sc. 1. Als Vorstufen zur Ode an den Westwind waren aufser Coleridges 'Dejection' noch Childe Harold Ges. III, Str. 92 f. und der Anfang von 'Prometheus unbound' A. II, Sc. 1 anzuführen. Dies nur als einige Beispiele, die sich mir besonders aufdrängen. Eine Biographie braucht gewifs nicht den vollständigen Quellenapparat zu verzeichnen; der gehört in die Stilgeschichte eines Autors; nur möchte man, wo schon manche schöne Früchte stehen, immer noch mehr haben.

In einem kurzen Nachwort sagt Helene Richter, der poetische Fortsetzer Shelleys sei bisher ausgeblieben. Das ist wahr. Aber ist er für Shakespeare, für Dante oder Goethe gekommen? — Dagegen wirke Shelleys Genius fort 'in den breiten Schichten der Völker'. Ich fürchte, Shelley wird nie volkstümlich werden, sondern immer nur ein Leckerbissen auf dem Tisch der Gebildetsten sein. — 'In unserer für sociale Befreiung und Gleichstellung begeisterten Zeit,' fährt sie fort, 'sind die Ideale, die ihn beseelten, ein Gemeingut aller Besten.' Aber auch das trifft, wie ich fürchte, nur in beschränktem Mafse zu. Dem heutigen England sind Shelleys Ideale Utopien. Er war der hochpoetische Prophet des Godwin-Kreises, dessen revolutionäres Programm jetzt durchaus ersetzt ist durch ein evolutionäres. Auch sein Donnern gegen die Könige ist veraltet, seitdem sich gezeigt hat, dafs Demokratien ebenso eroberungssüchtig und tyrannisch sein können wie Monarchen. Dagegen kann man nicht hoch genug seine künstlerische Fähigkeit anschlagen, Stimmung zu erzeugen; im lyrischen Stimmungsbild scheint er mir das Gröfste und Dauerndste geleistet zu haben; wie er dabei zu Werke ging, könnte uns ein Fortsetzer von Helene Richters eingehenden Shelley-Studien noch zu Dank ergründen.

Berlin. Alois Brandl.

Gustav Hahn, Lord Beaconsfield's Roman Venetia, ein Denkmal Byron's und Shelley's (Jahresbericht der Annenschule zu Dresden-Altstadt, 1898). 29 S.

Das in Rede stehende Thema ist bereits mehrfach behandelt worden: zuvörderst von G. Brandes in seinen Studien über Disraeli (1879) und dann von Ph. Aronstein (Anglia 17, 320). Beide fassen sich ziemlich kurz. Desto ausführlicher ist die Schrift von H. B. Hamilton (On the Portrayal of the Life and Character of Lord Byron in the Novel by Benjamin Disraeli, entitled Venetia), sie mufs aber als unzureichend bezeichnet werden, da sie die Rolle, die Shelley in dem Roman spielt, merkwürdigerweise ganz unberücksichtigt läfst. Es war also immerhin noch Raum für eine neue und erschöpfende Bearbeitung des Themas, und eine solche hat der Verfasser in diesem Programm in völlig ausreichender Form gegeben. Er bespricht zuerst Disraelis Verhältnis zu Byron und Shelley, giebt den Inhalt des Romans ausführlicher an und verfolgt dann speciell die urbildlichen Beziehungen der Figuren zueinander, sowie die einzelnen Züge, aus denen Disraeli das Bild der beiden Dichter zusammensetzt. Überall zieht

der Verfasser gewissenhaft die vorhandene biographische Litteratur zur Kontrolle heran. Freilich laufen ihm beim Vergleiche der Anschauungen und des Lebenslaufes von Byron und Shelley (S. 11) einige Ungenauigkeiten unter. Es ist natürlich unrichtig, daſs Byron im Widerstreit mit den herrschenden religiösen Ansichten gewesen sei und daſs er sein Weib verlassen habe. Ferner bleibt es zu bedauern, daſs der Verfasser versäumt hat, am Schluſs auch die Schwächen des Romans gebührend hervorzuheben. Es fragt sich doch, ob es einem Dichter, wenn er die Lebensgeschichte solch allgemein bekannter Charaktere schildert, gestattet ist, sie so willkürlich, wie es hier geschehen, zu verändern und so weit von der Wahrheit abzuweichen. Man kann historische Treue im strengsten Sinne von Romandichtern ja nicht verlangen; aber ein solches Verfahren ist doch geeignet, beim Leser ein gewisses Unbehagen hervorzurufen, wodurch der Genuſs der dichterischen Schöpfung erheblich vermindert wird.

Endlich darf noch gegenüber den etwas weitgehenden Lobeserhebungen des Verfassers ein Punkt nicht übersehen werden: wie hoch man auch den Einfluſs des Staatsmanns Disraeli einschätzen mag, eine lebendig wirkende litterarische Macht ist er jedenfalls nicht mehr, und seine Romane werden in England heutzutage nur noch wenig gelesen. Hat doch schon sein letztes Werk ('Endymion', 1881) beim Publikum keinen Beifall mehr gefunden.

Berlin. Georg Herzfeld.

Goldwin Smith, A Trip to England. Mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Wendt. Rechtmäſsige Ausgabe (Abteilung II, Bd. 34 der Schulbibliothek von Bahlsen-Hengesbach). Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder), 1898.

Der Verfasser dieses Buches, früher Regius Professor der Geschichte in Oxford, lebt und wirkt seit mehr als dreiſsig Jahren in Nordamerika. 'Das vorliegende Werk scheint das Resultat eines Besuches zu sein, den G. Smith der alten Heimat mit Ausnahme Schottlands machte; es ist eine Vorlesung, vor Freunden gehalten.' Der politisch radikal gesinnte Schriftsteller giebt uns eine geistreich geschriebene, stellenweise aber sehr knapp gehaltene Übersicht über die kulturgeschichtliche Entwickelung Englands, über die den verschiedensten Perioden angehörigen Baudenkmäler, die Universitäten und Schulen, über Heer und Marine, über die Verkehrsmittel alter und neuer Zeit, über die charakteristischen socialen Züge des englischen Landlebens sowie des Lebens in den groſsen Städten mit besonderer Berücksichtigung Londons. Dieses Buch bezeichnet der Herausgeber, der Verfasser des trefflichen Werkes 'England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen', als eine besonders genuſsreiche Lektüre für alle diejenigen, 'welche schon einiges über das schöne, sich immer wieder verjüngende Albion wissen, und denen daran liegt, ein plastisches Gesamtbild in sich aufzunehmen'.

Dieser Ansicht kann ich nicht unbedingt zustimmen. Das Werk von Smith setzt nicht nur 'einige', sondern ganz gründliche und eingehende, die älteste wie die neueste Zeit umfassende Kenntnisse auf dem geschichtlichen, geographischen, litterarischen, politischen und kulturhistorischen Gebiete voraus, Kenntnisse, welche die wenigsten unserer Schüler in genügendem Maſse besitzen, um einer solchen Lektüre gerecht zu werden und an ihr den rechten Genuſs finden zu können. Die in Kap. IV—VII enthaltenen überzahlreichen Namen und Besprechungen von Klöstern, Kirchen, Schlössern und anderen Bauwerken aller Stilrichtungen mit ihren vielen technischen Ausdrücken werden für die meisten Schüler nur leerer Wortschwall sein und sie langweilen, zumal da wohl in den seltensten Fällen der Lehrer in der Lage sein dürfte, auch nur einen kleinen Bruchteil der genannten, über ganz England verstreuten Gebäude in guten Abbildungen vorzuzeigen, was doch zum Verständnis und zur Veranschaulichung unumgänglich notwendig wäre. Auch den in der Anmerkung zu 8, 31 gegebenen Hinweis: '*cathedrals and great churches*, vgl. die vorzüglichen Photographien derselben in 3 Nummern der London Illustrated News v. J. 1895' können sich die wenigsten zu nutze machen. — Ob ferner der Durchschnitt unserer Primaner, der von den politischen und parlamentarischen Verhältnissen des eigenen Landes noch wenig versteht, reif für das Verständnis der von Smith als bekannt angenommenen englischen Verhältnisse sein wird, ist mehr als fraglich. Schwerlich dürfte es für den Durchschnittsprimaner — zumal bei der Fülle der ihm unbekannten seltenen und gewählten Ausdrücke — so 'besonders genuſsreich' sein, zu lesen von den '*factory hands in alliance with other ultrademocratic and unpatriotic elements of the electorate*', von '*Mr. Joseph Chamberlain's Birmingham, a model municipality in its way*', von '*the authoritative Radical way*', '*Liberals and Reformers of the old school who had liberty and property for their watchword*', von '*the equalizing plough of democratic agrarianism*', von '*landlordism*', '*Anglicanism*', '*demagogism*', *Radicalism*', '*Loyalism*' und anderen '*-isms*', von Agrargesetzgebung und Erweiterung des Wahlrechtes, von Mr. Chamberlain's für die Wahlen von 1886 aufgestelltem sogen. '*unauthorized programme*, dessen Forderungen diejenigen Gladstones an Radikalismus übertrumpfen sollten', oder von den *Trade Unionists*, in deren Organisationen nach einer anderen Anmerkung die internationale Socialdemokratie darum so schwer eindringen könne, weil die Trade Unions, von gelegentlichen Streikunterstützungen abgesehen, von den gemeinsamen Interessen des Proletariats bis jetzt nicht viel wissen wollen, von *Hodge*, dem 'unter den heutigen Produktionsverhältnissen leidenden, geistig unentwickelten Landarbeiter' u. dgl. m. — Wie diese Dinge vielfach über den Standpunkt der Schüler und der Schule hinauszugehen scheinen, so dürften die sehr allgemein gehaltenen Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben Londons (Kap. XXV) für unsere Schüler von geringem Nutzen oder Interesse sein mitsamt den meisten der zum Schluſs namhaft gemachten und charakterisierten '*great talkers such as reigned forty or fifty years ago*', wie Rogers, Milman, Hayward oder Sir David

Dundas, den Smith selbst als '*now forgotten*' bezeichnet. Ein Gleiches gilt von den 'réunions' der '*Lady Ashburton, whose name has been made familiar to us by the Life of Carlysle and by a biographical notice from the pen of Lord Houghton, himself a notable Amphitryon*'. Selbst den grofsen Historiker Macaulay lernt der Schüler nur in der Eigenschaft als '*great talker*' kennen, '*regarded as a bore by those who wanted to talk themselves, and sometimes felt to be a bore even by those who wanted only to listen and be amused*', als einen Mann von einer '*wonderful power of keeping the talk even in the largest company to himself, and eating a very good dinner at the same time*'.

Ein weiterer Übelstand ist der, dafs der Verfasser vom amerikanischen Standpunkte für amerikanische Leser schreibt und deshalb zahlreiche Parallelen und Vergleiche zieht zwischen England auf der einen und '*this country*', '*this continent*' (d. h. Nordamerika) auf der anderen Seite, womit natürlich dem deutschen Schüler, der die amerikanischen Verhältnisse und Örtlichkeiten noch weniger als die englischen kennt, herzlich wenig gedient ist. — Aus allen diesen Gründen wird die erklärende Aufgabe des Lehrers keine geringe sein und sehr viel Zeit kosten, wobei trotzdem zu befürchten ist, dafs das schliefslich erreichte Ergebnis in keinerlei befriedigendem Verhältnis zu der aufgewandten Zeit und Mühe stehen wird.

Die vom Herausgeber beigefügten (lediglich sachlichen) Anmerkungen hätten weit reichlicher sein dürfen. Beispielsweise wäre eine Anmerkung am Platze gewesen zu Reading, Basingstoke (S. 5), the Colosseum (S. 6), the nobility of the council chamber and the robe (S. 24), Machiavellian statecraft (S. 24), military relics of Edgehill, Marston and Naseby (S. 25), Whitehall (S. 26), the Augustan age of Anne (S. 27), the Fellows of the Colleges (S. 29), the Jacobite clergy (S. 31), the backs of the Cambridge Colleges (S. 32), Alma, Inkerman (S. 41), the Queen's Drawing-Rooms (S. 97), Amphitryon (S. 83), democratic agrarianism (S. 58) und zu sehr vielen anderen der politischen Sprache angehörigen Ausdrücken.

Von einzelnen mir aufgefallenen Kleinigkeiten erwähne ich die folgenden: S. 1, 21 ist *us* für *uns* zu lesen. — Statt *St. James'* (S. 37, 2; 37, 7; 41, 7), *Charles'* (S. 40, 11), *artizan* (S. 61, 6) sind die Schreibweisen *St. James's, Charles's, artisan* vorzuziehen. — Grays bekannte Elegie hat den Titel: *Elegy written in a Country Churchyard*, nicht *on a Country Churchyard*, wie in der Anmerkung zu 12, 33 zu lesen ist. — Die Anmerkung zu S. 19, 3 gehört schon zu S. 18, 13. — Thomas Moore lebte 1779—1852, nicht 1799—1852 (S. 112).

Berlin. Albert Herrmann.

The Christian, by Hall Caine. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors, vols. 3263, 3264).

Die Vorliebe des Verfassers für die Insel Man kommt auch in diesem Roman zur Geltung. Die weibliche Hauptfigur der Erzählung, Glory Quayle, ist auf der Insel geboren und hat ihre Jugendzeit dort verbracht,

und auch John Storm, die andere Hauptfigur, ist ein 'Manxman'. Glory Quayle wächst als die Tochter eines unbemittelten Landgeistlichen, die ihre Eltern früh verloren hat, im Hause ihres Grofsvaters unter der Obhut zweier unverheirateter Tanten auf. Sie verdankt dem Umstande, dafs ihre Mutter eine französische Kammerzofe gewesen ist, grofse körperliche Anmut und Beweglichkeit, aber auch eine gehörige Portion Leichtsinn. Schon als Kind hat sie John Storm, den Sohn eines Lords, kennen gelernt, und die jungen Leute verkehren in unschuldiger und ungezwungener Weise.

Lord Storm, Johns Vater, hat sich selbst und seinen Nachkommen die Aufgabe gestellt, England und seine Kolonien in einen Staatenbund mit ausgedehntester Selbstverwaltung der einzelnen Staaten umzugestalten. Sein einziger Sohn soll an diesem Werke nach ihm arbeiten, aber die Ansichten des Sohnes geraten mit denen des Vaters in Widerspruch, und der Bruch ist fertig, als John Storm den Beruf eines Priesters erwählt. Glory Quayle geht zu derselben Zeit als Pflegerin in ein grofses Londoner Hospital. Nunmehr kommt in der Persönlichkeit und dem Wirken des jungen Priesters der Titel des Romans zur Geltung. Storm tritt in seinem Beruf mit rücksichtsloser Offenheit der pharisäischen Heuchelei und dem Strebertum entgegen, die der Verfasser an einem Teil der hochgestellten Londoner Geistlichkeit mit scharfer Satire geifselt. Durch dieses Auftreten verdirbt es der junge Storm mit seinen Vorgesetzten und stöfst auf unbesiegbaren Widerstand. Mit seiner Stellung zerfallen, tritt er daher in eine geistliche Brüderschaft, die 'Society of the Holy Gethsemane', und glaubt durch Selbstüberwindung und fast mönchisches Leben den rechten Weg finden zu können. Das mifslingt ihm, und noch vor Ablauf seines Noviziats vertauscht er das beschauliche Leben mit einem Leben der thätigsten christlichen Liebe in einem der ärmsten und verkommensten Bezirke von London. Glory entsagt indes ihrer Stellung in dem Hospital. Nach vielen Schwierigkeiten sieht sie ihren sehnlichsten Wunsch, Schauspielerin zu werden, durch die Freigebigkeit ihres Bewunderers, des Sir Francis Drake, erfüllt, der ein eigenes Theater für sie einrichten läfst. Aus Dankbarkeit, Gefallen an seinem ritterlichen Wesen und Leichtsinn wehrt sie sich nun nicht dagegen, dafs ihre Freundschaft zu dem jungen Gentleman ein immer intimeres Gepräge annimmt. Ohne es zu wollen, sind die beiden jungen Leute zuletzt nahe daran, die Grenzen der Freundschaft zu überschreiten, als John Storm durch sein Eingreifen die etwas leichtlebige Glory vor dem Falle bewahrt.

Auch der junge Priester ist unterdes einen gefährlichen Weg gewandelt. Was ihn auf diesen Weg getrieben hat, ist im Grunde nichts als die Verzweiflung darüber, dafs Glory ihn nicht zu lieben und sich im Taumel des Vergnügens am wohlsten zu befinden scheint. In dieser Verzweiflung wendet er sich noch einmal dem Orden von Holy Gethsemane zu und nimmt nun sogar die strengen Ordensgelübde auf sich. Befriedigung aber findet er nicht. Als Ordensbruder fährt er fort, der Prediger und Fürsorger der Ärmsten in der Grofsstadt zu sein. Er glaubt sich

schliefslich von Gott als Werkzeug zur Besserung der Menschen berufen. Seine Predigten werden immer leidenschaftlicher und mystischer, und schliefslich rufen diese falsch verstandenen Predigten eine förmliche religiöse Erhebung seiner social gedrückten Pfarrkinder hervor, die mit Gewalt niedergeworfen werden mufs.

Schliefslich ist es aber immer nur der Gedanke an Glory, welcher den jungen Prediger in allem leitet. Ihretwegen, von der er annimmt, dafs auch sie in Gefahr ist, dem grofsstädtischen Sündenleben zu verfallen, kämpft er gegen dieses Sündenleben mit der ganzen Leidenschaft eines Apostels; in dem Gedanken an sie versucht er ihre gefallenen Schwestern aufzurichten. Endlich kommt ihm die wahnwitzige Idee, dafs es für Glory das beste sein würde, wenn Gott ihr den Tod schenkte, ehe sie in dem Sündenpfuhle unterginge. Die Schriftworte *'Deliver him up to the Lord's servant for the destruction of the flesh that the spirit may be saved in the day of the Lord'* verwirren ihm den Kopf so vollends, dafs er beschliefst, im Dienste des Herrn Glory zu töten, um ihre Seele zu retten. Mit dieser Absicht sucht er sie auf, aber als er seinen Vorsatz ausführen will, überwältigt ihn die Liebe zu ihr, und, statt sie niederzustofsen, sinkt er ihr leidenschaftlich in die Arme. — Als er sich wieder seiner selbst erinnert, wird es ihm klar, dafs sein Leben eine grofse Lüge gewesen ist. Nicht Liebe zu den Menschen hat ihn geleitet, sondern Liebe zum Weibe, zu Glory.

Aber die Einsicht kommt zu spät. Das thörichte Volk, das ihn früher wie einen Heiligen verehrte und durch ihn von Armut und Qual erlöst zu werden hoffte, sieht sich in seinen phantastischen Erwartungen getäuscht, und jetzt wird die frühere Verehrung zu bitterem Hafs. Von der Polizei wegen seiner aufreizenden Predigten verfolgt, von seinen früheren Anhängern verflucht, wird John Storm schliefslich nachts durch einige der letzteren in den Londoner Strafsen verhöhnt und angegriffen. Er wehrt sich energisch, und nun versetzt ihm einer der Schurken einen tödlichen Messerstich. Auf seinem letzten Lager reicht Glory, die endlich jetzt, wo es zu spät ist, erkannt hat, dafs sie ihn von ganzem Herzen liebt, dem Vielgeprüften die Hand zum ehelichen Bunde, den der Tod bald trennt.

Der Roman ist packend geschrieben. Manchen Leser wird indes der Umstand, dafs John Storm sein eigenes Geschick beständig dem Schicksal seiner Glory und zuweilen sogar ihren Launen unterordnet, wenig mit dem Helden befreunden können. Trotzdem ist 'The Christian' einer der besten englischen Romane, welche mir aus der Litteratur der letzten Jahre bekannt geworden sind.

Göttingen. F. Weselmann.

Mrs. Humphrey Ward. Helbeck of Bannisdale. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors, vol. 3297—3298).

Mrs. Humphrey Ward hat in ihrem neuen Roman noch einmal die alten Religionskämpfe durchgefochten, deren tapfere und poetische Be-

handlung sie in Robert Elsmere vor aller Welt berühmt gemacht hatte. Wenn man aber bisher, zumal bei den beiden Werken mit socialpolitischem Thema, 'Marcella' und 'Sir George Tressady', mit Recht von Tendenzromanen sprechen konnte, die von allzugroſser Gelehrsamkeit stellenweise zu bloſsen Abhandlungen ausgetrocknet waren, tritt hier das Freidenkertum in der Seele eines Mädchens als reine Gefühlsmacht auf: von dem jüngst verstorbenen Vater teilweise zum Bewuſstsein gebracht, durch pietätvolles Andenken an ihn, der um seines Unglaubens willen mit den katholischen Helbecks, der Familie seiner zweiten Frau, zerfallen war, geheiligt, strebt es sich instinktiv in einem ungebundenen Verkehr mit der Natur zu verjüngen. Die Pflege ihrer todkranken Stiefmutter, die mit dem Tode ihres Mannes nach jahrelanger Trennung sich reumütig zu ihrem Bruder Helbeck und seiner Kirche zurücksehnt, hat Laura Fountain nach Bannisdale geführt. Und hier nun stellt an dieses Seelenleben, dessen reine Pflege ihr ein freudig empfangenes Vermächtnis bleibt, eine tiefaufkeimende Liebe zu Helbeck, der, bei den Jesuiten in Frankreich aufgewachsen, in strenger Abgeschlossenheit von Andersgläubigen nur seiner Kirche und ihrer Propaganda lebt, die immer dringlicher werdende Forderung einer gänzlichen organischen Umwandlung in Gestalt des Übertritts zur katholischen Kirche, die doch für das Andenken ihres Vaters nur Thränen und Gebete hat und ihre eigene Selbständigkeit und persönliche Würde aus jenem Verkehr mit der Natur in den Beichtstuhl werfen würde. Sie flieht die Mutter und den Verlobten. Aber nach kurzer Zeit ruft sie ein letzter Wunsch der Sterbenden zurück. Und nun zehren lange Tage der Pflege unter dem tiefen Leiden des in seiner stummen Forderung beharrenden geliebten Mannes ihren zarten Körper vollends auf, und der freiwillige Tod in den Wellen, der Helbeck als Unfall erscheinen muſs, ist das stille Ende dieses bitteren Kampfes, das in seiner milden Notwendigkeit an den Ausgang der Wahlverwandtschaften erinnert. — Schon in dem Elemente einer groſsen und edlen Liebe kann eine schroffe Tendenz nicht gedeihen, und in der That erscheint diese katholische Welt, deren Mittelpunkt Helbeck ist, in einem durchaus sympathischen Lichte. Freilich fällt allein durch die bloſse Beharrlichkeit des Mädchens das Urteil zu Ungunsten der 'Allgemeinen Kirche' aus, und dieser gewaltige Organismus wird in der groſsen Mittelstellung zwischen dem Moses des Alten Bundes und dem Ideal der persönlichen Freiheit allerdings nur historisch bewertet. Aber in seinem Kerne ist der Roman lediglich eine Seelenschilderung, die Monographie des Konfliktes zwischen Lauras Liebe und ihrem Glauben, und die Titelwahl scheint in der That nur die Mühe poetischer und sachlicher Gerechtigkeit krönen zu sollen, die Mrs. Ward, der alles, was Laura und ihr Freidenkertum betrifft, vollkommen natürlich liegt, auf Helbeck und seine Anschauungswelt verwandt hat. — Gewissenhaftigkeit ist die beste Eigenschaft auch dieses Romans. Sie kommt besonders in der weder machtvollen, noch geistreichen, aber von edler Wärme belebten Sprache zum Ausdruck, die, ohne rissig zu werden, all das viele Detail umdeckt,

das einer Frau nun einmal unentbehrlich ist. Auch hier fehlt Kraft der Disposition und der Handlung: dramatisch erregte Scenen sind nicht Mrs. Wards Sache: sie giebt die ärgerlichen Vorfälle auf dem ländlichen Ball nur in den Eindrücken Lauras am anderen Morgen wieder, und die Paradeschilderung eines Eisenwerkes hat etwas Gezwungenes. Die Naturschilderungen sind gewiſs poetischer als bei William Black, der sie doch als sein Monopol ansah, haben aber bei weitem nicht seine durch kräftige Plastik stets gesicherte Wirkung. In dieser Welt herrscht eben der Takt und ein weibliches Feingefühl für die intimen 'Fakta' des Charakters und der individuellen Organisation — 'always and in all cases the true facts of this world'. Aber entschieden glücklicher als in Sir George Tressady und Robert Elsmere ist die Dichterin diesmal mit dem konsequenten Abschluſs ihrer einheitlich concipierten, bedeutenden Handlung, wofür sie sich allerdings durch die Kontrastierung der einzigen Laura Fountain mit der gesamten Gegenpartei in einem einsamen Landsitze leichtere Bedingungen geschaffen hat.

Berlin. Rudolf Biedermann.

Stories in Light and Shadow. By Bret Harte. Tauchnitz Edition. Vol. 3331.

Diese Sammlung bietet sieben Erzählungen von sehr ungleichem Werte. Miſsglückt und geradezu albern ist die erste derselben. Sie heiſst 'Unser Karl' und handelt von einem französischen Spion, der sich in deutschen Militärdienst einschleicht. Wer eine Ahnung von deutschen Militärverhältnissen hat, wird fortwährend durch die völlige Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten bis ins einzelne gestört; auch die berührten französischen Verhältnisse scheinen unmöglich.

Die übrigen Erzählungen passen besser in die Jagdgründe der Phantasie Bret Hartes. Die zweite, 'Uncle Jim and Uncle Billy,' und dritte, 'See Yup', sind ganz unterhaltende Goldgräbergeschichten.

Die Heldin der vierten und besten Leistung, 'The Desborough Connections', ist Miſs Sadie Desborough. Ihr naiv gutes Herz wird sich selbst entfremdet durch die gemütsverderbende Parvenukultur Amerikas, die in Gestalt einer eitlen, ahnensüchtigen Mutter wirkt. Mrs. Desborough begiebt sich nach England, um die edlen Vorfahren ihres Gemahls aufzuspüren, welcher 'English — very English' war. Mit groſsem Geschick übersieht sie dabei die ärmeren Träger ihres Namens in seinen verschiedenen Schreibformen, während es ihren Advokaten gelingt, eine weit zurückreichende Ahnenreihe aufzubauen. Nebenbei will die praktische Mutter eine schickliche aristokratische Partie für die Tochter ausmachen, und sie wird auch in Lord Algernon gefunden. Die geheimnisvollen Wege des Schicksals aber führen Sadie in die Hütte ihres armen Groſsvaters, der als Tagelöhner auf dem Gute Algernons unter dem Namen John Debs arbeitet. Sie kennt ihn nicht. Bei Ausübung eines halbpharisäischen Wohlthätigkeitswerkes kommt sie mit ihm zusammen und wird durch

einen unglücklichen Zufall Ursache des beschleunigten Todes des kranken Greises. Sie erfährt, wer der Mann war. Durch den Schlag des Schicksals erschüttert entdeckt sie ihr Herz wieder. Sie rettet sich im letzten Augenblick vor einer häfslichen Verbindung und sorgt für ein würdiges Grabdenkmal ihres Grofsvaters, den sie nun ohne Rückhalt anerkennt.

'Salomy Jane's Kiss' steht der vorhergehenden Erzählung würdig zur Seite. Ein Pferdedieb und sein Helfer werden eingefangen und zum letzten Ritt geleitet. Im Heimatdorfe wird ihnen Abschied zu nehmen gewährt. Aber nur einer von ihnen hat Angehörige. Da erbarmt sich des anderen 'a tall, handsome, lazy Kentucky girl, a visiting neighbour, leaned against the doorpost, chewing gum'. Sie schwingt sich zu ihm aufs Pferd und küfst ihn auf den Mund. Neue Kraft durchströmt den Burschen. Bei gegebener Gelegenheit entkommt er und verbindet sich mit Jane nach mancherlei Abenteuern. Er läfst von dem Diebeshandwerk und gründet eine blühende Farm.

Diese Erzählung ist äufserst lebendig und von grofser natürlicher Kraft. Die Gestalten erregen in ihrer egoistischen Rauheit und Leidenschaft einen Schauder. Es läfst etwas unbefriedigt, obschon es ganz gut zu Janes Charakter pafst, dafs ihr Vater, dem sie alles war und an dessen Unglück sie die Schuld trägt, einfach spurlos verschwindet. Die Stimmung, die in dem Ganzen herrscht, könnte für Humor gehalten werden, es ist aber vielmehr der Ausdruck rücksichtsloser Unbesorgtheit der eigentümlichen verwilderten Kultur. Wenn hierzu Züge weicher Sensibilität treten, wie sie die Liebe in dem Kentucky girl erweckt, so entstehen die Kontraste, die unter Bret Hartes Meisterhand ein so ausgezeichnetes Gemälde liefern.

Weniger bedeutend sind die beiden letzten Erzählungen. Die eine, 'The Man and the Mountain,' handelt von einem Schweizer Namens Rütli von etwas grotesker Zeichnung; die andere, 'The Passing of Enriquez,' schildert die phantastischen Lebensumstände eines Mexikaners und seiner Frau, einer Bostonerin, die er entführt hat. Geheimnisvoll, wie die Verhältnisse sind, die nicht ohne Reiz dargestellt werden, ist auch das merkwürdige Ende der Geschichte: Enriquez verschwindet, als er mit seinem Kinde während eines Gewitters durch ein Thal reitet, in einer Erdspalte, die sich über ihm schliefst.

Das Mysteriöse, das in beinahe allen Erzählungen des, wie es scheint, unbegrenzt fruchtbaren Schriftstellers des Far West wiederkehrt, fehlt auch in den betrachteten sieben Stücken nicht. Überall verschwindet jemand leibhaftig, oder es geschehen Dinge, welche aufserhalb der durchsichtigen Folge von Ursache und Wirkung fallen. Dieser Reiz des Geheimnisvollen, dazu seine Urwüchsigkeit und knappe Darstellung machen Bret Hartes Produkte fesselnd und spannend, freilich auch flüchtig und unruhig. Aus Sadie und Jane liefse sich doch mehr machen?

Dafs seine Sprache mit amerikanischem Slang, Dialekt und gebrochenem Englisch verschiedener Nationalitäten durchsetzt ist, versteht sich bei der Gesellschaft, die seine Feder schildert, von selbst. Wie weit er die

Aussprache der englisch redenden Ausländer durch seine Umschreibung richtig wiedergiebt, ist wohl schwer zu beurteilen, meines Erachtens vermittelt sie nicht leicht eine Vorstellung davon.

Berlin. J. Schoembs.

Sir George Otto Trevelyan, The American Revolution. Collection of British Authors. Tauchnitz Edition, Vol. 3349—3350.

Ein Augenblick, in dem der verzweifelte Kampf eines kleinen und tapferen Volkes gegen die britische Weltmacht aller Augen auf sich zieht, ist geeignet für das Erscheinen einer Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Ist doch in den Erörterungen des gegenwärtigen Krieges schon oft auf Analogien der jetzigen Verhältnisse im britischen Kolonialreiche mit denen vor hundertfünfundzwanzig Jahren hingewiesen worden. In der That fordert auch die vorliegende Darstellung den Leser oft zum Vergleiche heraus. Erführe man nicht aus der Vorrede, dafs die Geschichte die Fortsetzung einer früheren Arbeit des Verfassers über Ch. J. Fox ist, so könnte man versucht sein zu glauben, sie sei im Hinblick auf aktuelle Verhältnisse abgefafst worden.

Die beiden vorliegenden Bände enthalten im wesentlichen eine Vorgeschichte des Krieges; sie geben eine Darstellung der socialen und politischen Verhältnisse, wie sie in den amerikanischen Kolonien und im englischen Mutterlande vor Beginn des Kampfes bestanden, sie versuchen eine Abwägung der physischen und moralischen Kräfte der kämpfenden Parteien und berichten die Ereignisse, die zum Ausbruch des Krieges führten. Vom Kriege selbst werden nur die Begebenheiten des ersten Jahres erzählt.

Verfasser entwirft ein ansprechendes Bild der socialen Zustände in den amerikanischen Kolonien. In den Bürgern der neuen Welt war der strenge, an politischer und religiöser Unabhängigkeit hängende Sinn, um dessen willen ihre Vorfahren die englische Heimat verlassen haben, lebendig geblieben. Die sittliche Kraft der Kolonisten hatte in Verbindung mit dem Reichtum des Landes Gemeinwesen erzeugt, deren Kraft und Gedeihen nach des Verfassers Meinung in der Geschichte einzig dastehen. Ganz anders der Geist, der in den regierenden Schichten des englischen Volkes lebte! Die grofse und glückliche Politik des älteren Pitt, die zwei Erdteile erobert hatte, war nicht zum Segen ausgeschlagen. Die ungeheuren Reichtümer, die plötzlich in England zusammenströmten, erzeugten Verschwendung und Genufssucht, und mit dem Streben, auf mühelose Weise reich zu werden, entstand in den regierenden Klassen eine Korruption, die ernste Beobachter an den Zerfall des römischen Reiches gemahnte.

Wir erhalten lebendige Charakterbilder der führenden Persönlichkeiten; zunächst der amerikanischen Freiheitshelden, des erfindungsreichen, bis zur Schlauheit klugen und dabei doch so schlichten Franklin, des ernsten und tüchtigen Adams, des grofsen Organisators der amerika-

nischen Miliz, Washington (die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um aus einem Haufen kampfeifriger und sicherer Schützen ein schlagfertiges Heer zu bilden, werden in einem langen Kapitel anschaulich geschildert); dann ihrer englischen Gegner, an der Spitze Georg III., der mit erbittertem Hafs jede demokratische Regung verfolgte, seiner gefügigen Minister, die ihn immer weiter auf der unrechten Bahn fortzogen. Mit besonderer Ausführlichkeit und Sorgfalt zeichnet der Verfasser die Charaktere und Handlungen der Männer, die sich bemühten, die englische Regierung in ihrem unheilvollen Beginnen aufzuhalten und zu beschränken, den älteren Pitt, Burke und vor allen Ch. J. Fox. Der letztere, dessen Jugendgeschichte der Verfasser in einem früheren Werke behandelt hat, erscheint als der eigentliche Held des Buches.

Die Geschichtserzählung setzt ein mit der Aufhebung der Stempelakte im Jahre 1766 und endet mit der Räumung Bostons durch die Engländer, mit der der erste Abschnitt des Krieges seinen Abschlufs fand.

Lütienburg (Holstein). J. Speck.

Max Pemberton, The Phantom Army. Collection of British Authors. Tauchnitz Edition, Vol. 3344.

'The Phantom Army' ist ein Räuber- und Abenteurerroman, der zu Anfang der neunziger Jahre in entlegenen Thälern der Pyrenäen spielt. Dort hat ein verwegener, sich für einen politischen Messias haltender Mann eine Schar tollkühner Gesellen aus aller Herren Ländern um sich versammelt und macht mit ihnen das nördliche Spanien und südliche Frankreich unsicher. Eine Zeit lang entgeht die Bande den Verfolgungen der Behörden und macht auf die Phantasie des Volkes einen lebhaften Eindruck, dann aber wird sie von regulären Truppen unschädlich gemacht. — Der ästhetische Wert der Erzählung ist gering, sie ist das Werk eines Jingos, der die im Stoffe liegenden allgemein menschlichen Züge schon deshalb nicht herausarbeiten kann, weil ihm die Gröfse Albions zu sehr vor der Seele schwebt. Ein englischer Gardeoffizier, der durch grofsen persönlichen Mut, einen beschränkten und ihm unbedingt ergebenen Diener und viele Schulden interessant gemacht wird, gerät auf rätselhafte Weise in das Räuberheer und tritt in den Mittelpunkt des Interesses. Er zeigt sich nicht nur in den Kämpfen der Räuberschar gegen die Truppen der spanischen Regierung dem Räuberhauptmann an Einsicht und Mut überlegen, er gewinnt auch die Liebe der Räuberhauptmannsbraut. Diese ist eine von Romantik und blitzenden Diamanten schimmernde Dame und stammt natürlich aus altem kastilischen Adel. Der Konflikt wird dadurch glücklich gelöst, dafs der Räuberhauptmann auf dem Schafott verbluten mufs, dem britischen Offizier aber auf einen kräftigen Wink der englischen Regierung das Leben erhalten bleibt. So kann er, jetzt auch durch die Reichtümer seiner edlen Gemahlin von Schulden befreit, in den sonnigen Tag hinausreisen.

Lütienburg (Holstein). J. Speck.

The English Dialect Dictionary. Edited by Joseph Wright, M. A., Ph. D. London: Published by Henry Frowde (Publisher to the English Dialect Society).

Der erste Band dieses in gewisser Beziehung Epoche machenden Werkes liegt seit Juli 1898 fertig vor. Er behandelt in — soweit sich dies von hier aus beurteilen läfst — erschöpfender Weise den Wortschatz der modernen englischen Dialekte von A bis C. Das monumentale Oxforder *New English Dictionary* zieht im wesentlichen nur die geschriebenen Denkmäler in sein Bereich, es giebt also nicht ein vollständiges Bild der englischen Sprache, da zu diesem auch eine Sammlung des gewaltigen Materials gehörte, das, in den heute noch gesprochenen Dialekten verborgen, dem Auge des Forschers nur schwer und in ganz unzulänglicher Weise zugänglich ist. Diese Lücke des von Murray und Bradley bearbeiteten Wörterbuches auszufüllen, ist der Zweck des *Dialect Dictionary*. Unser deutsches Vorbild des *New English Dictionary*, das Grimmsche Wörterbuch, berücksichtigt ebenfalls nur die Schriftsprache: für die Dialekte war die Sammlung des Materials vor der Hand noch zu schwierig. Hier haben zunächst Einzel-Idiotica einzugreifen, die den Wortschatz eines bestimmten Dialekts, dessen Grenzen, um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, durchaus nicht zu eng gezogen zu werden brauchen, fixieren. Und in dieser Beziehung ist namentlich in Süddeutschland Hervorragendes teils schon veröffentlicht, teils im Entstehen begriffen. Während aber bei uns das Streben nach möglichster Vollständigkeit und Gründlichkeit bisher noch eine Zusammenfassung des allmählich angesammelten Materials verhindert, hat in England Wright den kühnen Griff gethan. Und das ist ein Verdienst, das hoch angerechnet werden mufs, selbst auf die Gefahr hin, dafs sich da und dort noch Lücken im Material finden. Dreiundzwanzig Jahre lang hat die *English Dialect Society*, die unter Skeats Auspizien extra zu dem Zwecke gegründet war, dem Wörterbuch vorzuarbeiten, Stoff zusammengetragen und in 80 Heften veröffentlicht. Dafs trotzdem die hier geleistete Arbeit noch lange nicht genügte, ist für jeden leicht einzusehen, der eines der Glossare der *Dialect Society* einem unserer gröfseren deutschen Idiotica gegenüberstellt. Es war, wie Wright selbst in dem sehr lesenswerten Vorwort zum vorliegenden Bande sagt, noch mindestens zweimal soviel Material zu sammeln. Zu dem Zwecke wurden Ortsausschüsse in den verschiedenen Teilen des Landes gebildet, die ihrerseits primäre Glossare für das Lexikon zusammenstellten. Dazu kommen dann noch die zahlreichen Fragebogen zum Zwecke von Einzelinformationen. Auf diese Weise ist, wie die Vorrede erzählt, unter einem grofsen Aufwand von Mühe, Zeit und Geld das Werk zu stande gekommen. Niemand wird es dem Herausgeber übelnehmen, wenn er stolz darauf ist und selbstbewufst von seinem Wörterbuch sagt: *'It will be a "storehouse" of information for the general reader and an invaluable work to the present and all future generations of students of our mother-tongue.'* Ausgeschlossen ist der speciell amerikanische und koloniale Wortschatz: bei der jung und

bunt zusammengewürfelten Bevölkerung des gröfsten Teiles dieser Gebiete erweist sich eine Dialektabgrenzung als noch verfrüht. Für Amerika hat in der letzten Zeit Hempl einen Versuch in dieser Richtung gemacht, der allerdings das Vorhandensein bestimmter Dialektgruppen in Bezug auf den Wortvorrat ergeben hat. Jeder kennt ja auch den Unterschied zwischen Norden und Süden im Gebrauch von *I guess* und *I reckon*. Aber in den jung besiedelten Distrikten gehen die Formen noch sehr durcheinander, weil hier noch kein Ausgleich in der Sprache der aus den verschiedensten Landesteilen stammenden Kolonisten sich herausbilden konnte. Abgesehen davon erwies sich die Schwierigkeit, Informationen über diese Teile des angelsächsischen Gebietes zu erhalten, zu grofs, als dafs man an ihre Einbeziehung in das *Dialect Dictionary* hätte denken können. Wir müssen uns also vorerst mit der Sprache des 'Vereinigten Königreichs' begnügen.

Sehr zu bedauern ist, dafs der Herausgeber dem Wörterbuch nicht eine grammatische Einleitung beigegeben hat. So ist das Werk für lautgeschichtliche Untersuchungen nur mit Einschränkung zu verwerten, und die etymologische Wortforschung ist häufig im Zweifel, ob sie es mit einer aus éinem Nachbardialekt entlehnten Form oder mit dem Übergreifen einer lautlichen Erscheinung zu thun hat. Ich verkenne gewifs nicht die grofsen Schwierigkeiten, die sich einer Darstellung der neuenglischen — ich meine nicht nur schriftsprachlichen — Lautlehre entgegenstellen: aber niemand war dazu besser befähigt als Wright, der Verfasser des *Dialect of Windhill*, denn er hatte die gröfste Fülle des Materials zur Verfügung und war am trefflichsten zu seiner Verarbeitung gerüstet. Er hat nun die grammatische Darstellung auf 'mehrere Jahre' nach der Vollendung des Lexikons hinausgeschoben. Wäre es nicht möglich, eine vorläufige, ganz kurze Übersicht über die Laute der einzelnen Dialekte einem der nächsten Hefte vorzusetzen? Des aufrichtigen Dankes der philologischen Benutzer dürfte Wright sicher sein.

Was die Anordnung betrifft, so hätte vielleicht auf die Sprachgeschichte etwas mehr Rücksicht genommen werden können, indem die älteste Form voran, die abgeleiteten Formen ihr nachgestellt wurden. Man vgl. z. B. das Wort *black*: es wäre wohl übersichtlicher gewesen, hier die Reihenfolge *adj.*, *subst.*, *vb.* einzuhalten.

Gegen die Etymologie kann man vereinzelt Einwendungen machen. So kann *black-*, *dark-*, *light-avised* nicht gut zu franz. *aviser*, ne. *avise*, 'avisieren,' gehören; es mufs vielmehr zu dem subst. me. *vīs* < afrz. *vis*, 'Gesicht,' gestellt werden. Murray schreibt hier richtiger *black-a-vised*. Dieses *black-avised*, von dem *blackamoor* nicht getrennt werden kann, scheint das ursprüngliche, *dark-* und *light-avised* danach neugebildet zu sein.

Andererseits wird uns hier reichliches Hilfsmaterial für die Geschichte unserer eigenen Sprache geboten durch zahlreiche Analogien in Wortbildung und Bedeutungentwickelung.

Ein grofser Fortschritt gegenüber Murray, der hierauf nicht näher eingehen wollte, ist, dafs, wenn dieser bei einer Form nur *obs. and dial.*

verzeichnet, wir hier die Gegend genau kennen lernen, innerhalb derer sie gebraucht wird; oder, wenn z. B. bei *blab* = *chatter* M. nur *obs.* angiebt, finden wir hier '*in gen. dial. use in Sc., Irel. and Eng.*' Ein solches Wort kann natürlich aus einem 'veralteten' auch wieder ein sehr modernes werden. Für die Sprachgeschichte, ja selbst für die Kulturgeschichte sehr interessant ist eine Untersuchung über die geographische Verbreitung der fremden Einflüsse, besonders des nordischen und französischen, die sich an der Hand des *Dial. Dict.* sehr leicht vornehmen läfst. So haben z. B. Schottland, Northumberland, Cumberland, Westmoreland, Yorkshire, Lancashire, Derbyshire noch das Wort *carl* < an. *karl*, in der Bedeutung 'Mann', bes. 'alter Mann'. In der Verbindung *carl-cat*, 'Kater,' kommt es auch noch in Lincolnshire und Northamptonshire vor, in *carl-hemp* 'dicker, starker Hanfstengel' auch in East Anglia. Das Femininum dazu *carlin, carling* < an. *kerling*, 'alte Frau,' 'Hexe' findet sich in Schottland, Northumberland, Yorkshire und in Irland.

Etwas häufiger hätten Verweisungen angebracht werden dürfen. So ist z. B. *chum.* sb.[1] in der Phrase '*me and my oad chum*', 'ich und meine Alte,' doch wohl dasselbe wie *chump*, 'Stumpen' > 'Kerl'; vgl. Nr. 8: '*Well, owd chump, haï at comin' up?*' Jedenfalls hätte ein Hinweis nicht geschadet. Vielleicht gehört auch das andere *chum* sb.[2] (Cumberland), 'Nahrungsmittel,' daher: vgl. (Suffolk) *bread and chumps* für '*bread and cheese*'. Von Wörtern, die auch der Schriftsprache angehören, sind, wie das Vorwort erklärt, nur solche aufgenommen, deren Bedeutung in der Mundart eine abweichende ist. Aber dürfte dann ein Wort wie *chucken*, *Sc. Irel.* '*a chicken*', seinen Platz behaupten?

Nicht unterlassen möchte ich es schliefslich, noch auf die Bedeutung hinzuweisen, die das *Dial. Dict.* für die Volkskunde hat. Eine Menge eigenartiger Gebräuche, Spiele, Gerätschaften, Nahrungs- und Genufsmittel sind hier nicht nur begrifflich definiert, sondern — teilweise zum erstenmal — genau lokalisiert.

Der Zeit nach umfafst das Lexikon die letzten zwei Jahrhunderte: den Wortschatz älterer Denkmäler hier aufzunehmen war überflüssig, da er in den Bereich des New English Dictionary gehört. Es wäre also unbillig, enttäuscht zu sein, wenn man einen elisabethanischen Ausdruck im *Dial. Dict.* vergeblich sucht.

Die in den vorstehenden Zeilen angeführten kleinen Ausstellungen mögen nicht den Eindruck hervorrufen, als ob mein allgemeines Urteil über das Wörterbuch nicht ein sehr gutes sei. Die Zusammenstellung des Wortschatzes der Dialekte ist von gröfster Wichtigkeit für das Studium der Sprache wie des Lebens des englischen Volkes. Hoffentlich hilft die neugegründete Zeitschrift für deutsche Wortforschung, dafs auch auf deutschem Gebiete ein ähnliches zusammenfassendes Lexikon bald entstehe. Dem verdienten Herausgeber des *Dial. Dict.* aber wünschen wir, dafs es ihm vergönnt sei, sein Werk in nicht allzulanger Zeit einem glücklichen Abschlufs zuzuführen.

Jena. Wolfgang Keller.

Encyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Ein Parallelwerk zu Sachs-Villattes französisch-deutschem und deutsch-französischem Wörterbuche. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zweiter Teil: deutsch-englisch. A—E, bearbeitet von Professor Dr. Daniel Sanders, fortgeführt unter Mitwirkung von Cornelis Stoffel und Professor Dr. Immanuel Schmidt. Grofse Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1897—1899. Lieferung 1—12 (A—juxig). XXIV u. VIII, 1152 S. Vollständig in 24 Lieferungen zu M. 1,50.

Das encyklopädische englisch-deutsche und deutsch-englische Wörterbuch, welches in dem unablässig für die neueren Sprachen thätigen Verlage von G. Langenscheidt erscheint, hat wiederum einen wichtigen Abschnitt seines Entstehens zu verzeichnen. Mit der zwölften Lieferung schliefst die erste Hälfte (*A—J*) des deutsch-englischen Teiles ab, und damit ist die grofse und bedeutsame Aufgabe, ein englisches Seitenstück zu dem bekannten französischen Wörterbuche von Sachs-Villatte zu schaffen, zu drei Vierteilen erfüllt.

Es ist bekannt, wie Muret und Sanders mit unermüdlichem Fleifse viele Jahre hindurch ihr hervorragendes Wissen der Vorbereitung und Herstellung dieses Wörterbuches gewidmet haben. Die Erfahrungen, welche von der Verlagsbuchhandlung bei der Fertigstellung des handschriftlichen Textes für die französischen Wörterbücher von Sachs und Villatte und bei der Drucklegung derselben gemacht worden waren, kamen den Verfassern des englischen Parallelwerkes und ihren Mitarbeitern zu gute, zunächst Muret; nach langjährigen Vorbereitungen konnte der Druck des englisch-deutschen Teiles endlich begonnen werden und wurde rüstig zu Ende geführt.

Auch der Druck des zweiten, deutsch-englischen Teiles wurde bald begonnen; die Buchstaben *A—E* waren von Sanders bereits fertig gestellt und die erste Lieferung (*A—anbannen*) mit einem Vorworte des Verfassers vom Januar 1897 herausgegeben worden, als dieser am 11. März 1897 starb, und die zweite Lieferung, die im Mai 1897 herausgegeben wurde, erschien mit einem schwarzgeränderten Umschlage, der einen Nachruf an Sanders umschlofs. Doch konnte die Verlagsbuchhandlung gleichzeitig die Mitteilung machen, dafs es ihr gelungen sei, die Fortsetzung des grofsen Werkes sicher zu stellen. Sie hatte Immanuel Schmidt für die Leitung und Weiterführung des Unternehmens gewonnen.

Für den engeren Kreis der Freunde des Archivs, und namentlich für die Mitglieder der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen, bedurfte es nur dieses Hinweises, um zu der Überzeugung zu gelangen, dafs durch diese Wahl die richtige Persönlichkeit für die verwaiste Stelle gefunden sei. Aber auch Fernerstehenden dürfte es bekannt sein, dafs Immanuel

Schmidt seit einer langen Reihe von Jahren durch seine Arbeiten sich eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der englischen Philologie gesichert hat; seine Ausgaben englischer Schriftsteller, seine englische Grammatik haben in weiten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden, und sein in Gemeinschaft mit Tanger herausgegebenes Wörterbuch für den Hand- und Schulgebrauch leistet mehr als der Titel besagt und hat seinen Ruf auch als Lexikograph des Neuenglischen auf eine sichere Grundlage gestellt. So war mit Schmidts Eintritt in das Langenscheidtsche Unternehmen dasselbe nach dem Urteile der Kenner in sachkundige Hände von gröfster Arbeitskraft gelegt und die planmäfsige und erfolgreiche Weiterführung desselben gewährleistet.

Erleichtert wurde Schmidt die Aufgabe dadurch, dafs die Verlagshandlung ein als Grundlage dienendes Material durch einen genauen Auszug aus dem ersten, englisch-deutschen Teile hatte beschaffen lassen. Ebenso blieb die mustergültige Organisation der Hilfsarbeiterschaft erhalten, welche zu Ende des ersten Teiles unter der Überschrift: 'Wie entsteht Muret?' geschildert ist. Den Teil von dem Worte *Erwärmen* bis zum Ende von *K* hat Schmidt selbst bearbeitet, und alles andere, von Mitarbeitern Gelieferte geht durch seine Hände. Zwei Buchstaben hat Cornelis Stoffel in Nijmegen übernommen, der auch durch eine einmalige Durchsicht der Korrekturbogen an der Organisation der Hilfsarbeit beteiligt ist.

Eine Erschwerung lag für den neuen Herausgeber darin, dafs er kontraktlich an die Art und Weise der bisher von Sanders besorgten Arbeit gebunden wurde; es sollte kein wesentlicher Unterschied zwischen dem schon Gelieferten und der Fortsetzung hervortreten. Doch war dies im Interesse der Einheitlichkeit des Ganzen notwendig, und Schmidt konnte und mufste daher diese Verpflichtung übernehmen. Nur in einer Beziehung ist er, und gewifs zum Nutzen für das Werk, davon etwas abgewichen. Die Unterschiede in der Bedeutung der für jeden Artikel angegebenen Ausdrücke sind genauer charakterisiert, als es früher geschehen war. Der Verfasser konnte hier seine langjährigen Specialstudien zur englischen Synonymik in den Dienst des Wörterbuches stellen.

Es bleibt, trotz der zu Gebote stehenden Hilfsarbeit, erstaunlich, was Schmidt in einem Zeitraume von nicht viel mehr als zwei Jahren bereits zu schaffen vermocht hat; sein Nachwort zu Lieferung 12 ist am 9. Juni 1899 niedergeschrieben.

Eine volle Würdigung sowohl dieses Wörterbuches im allgemeinen, als im besonderen des Immanuel Schmidt zukommenden Anteiles wird naturgemäfs erst nach Abschlufs des ganzen Werkes und auf Grund einer längeren und häufigen Benutzung desselben möglich sein. Zahlreiche Stichproben zeigen die Vortrefflichkeit des bisher von Schmidt Geleisteten. Ich erwähne nur die Zeitwörter *essen, fallen, füllen, haben, halten, helfen, holen, jagen,* die Hauptwörter *Esel, Fest, Flufs, Gans, Gedanke, Geist, Haar, Haupt, Herr, Herz, Jacht, Jagd, Jugend,* die Eigenschaftswörter (bezw. Adverbien) *fern, fest, grofs, herzlich, hoch, innerlich, jung,* das Zahlwort *hun-*

dert, die vorkommenden Fürwörter und besonders auch die behandelten Partikeln. In der wissenschaftlich zuverlässigen Auffassung der grammatischen Beziehungen, in der scharfen Gliederung der Bedeutungen und in der übersichtlichen Gestaltung der einzelnen Artikel treten die Vorzüge für jeden Kenner sofort zu Tage.

Nicht zu unterschätzen ist der encyklopädische Charakter dieses Wörterbuches. Er ist auch in diesem Teile des Werkes vollkommen gewahrt durch die erstaunliche Vollständigkeit und die wertvollen, wenn auch kurzgefaſsten Erklärungen; so hat beispielsweise *Eulenspiegel* seine richtige Deutung gefunden, und es sind selbst Wörter wie *Hühnerologe, hühnerologisch* nicht verschmäht. Dagegen vermisse ich *Hühnerologie,* das vielleicht in Nachbildung von Ornithologie der Vorläufer jener hybriden Bildungen gewesen sein dürfte.

An dieser Stelle ist es vielleicht angebracht, daran zu erinnern, daſs die Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen schon früh die Notwendigkeit einer Besserung auf dem Gebiete der neuenglischen Lexikographie erkannt und lebhaftes Interesse für dahin gerichtete Bestrebungen bekundet hat; mehrere ihrer Mitglieder haben in dieser Beziehung sich mit besonderem Eifer und Erfolge thätig gezeigt. So hatte schon G. Büchmann in seiner Besprechung von Stratmanns Beiträgen zu einem englischen Wörterbuche (vgl. Archiv XXI, 155) auf den richtigen Weg hingewiesen, die Bereicherung des Wortschatzes aus den Quellen der lebenden Sprache selbst, statt der Ergänzung aus anderen Wörterbüchern, wobei fast nur technologische Wörter erbeutet werden. Besonders A. Hoppe verfolgte diesen Weg lange Jahre und veröffentlichte im Archiv eine Reihe von Artikeln, in denen er 'Beiträge zur englischen Lexikographie' gab. Sie bildeten die Grundlage zu seinem trefflichen Englisch-Deutschen Supplementlexikon, das 1871 ebenfalls von G. Langenscheidt verlegt wurde und 1888 den Beginn einer zweiten Auflage erlebte; nach dem Tode des Verfassers wurde diese leider im Weitererscheinen unterbrochen. Es ist bekannt, daſs dieses Buch eine wesentliche Bereicherung für die englische Lexikographie bedeutete und auch für die Behandlung der Realien erfreuliche Anregung gab. Unter denen, welchen Hoppe seinen Dank für gelieferte Beiträge zu der Neubearbeitung seines Werkes in einem Vorworte zu derselben abstattet, befinden sich auch Muret, Sanders, C. Stoffel und Immanuel Schmidt. Es ist erklärlich, daſs die Gesellschaft für neuere Sprachen den Eintritt Schmidts in die Leitung des encykl. englischen Wörterbuches und seine bisherige Arbeit für dasselbe mit lebhaftem Interesse begrüſst hat und begleitet.

Eigenes Quellenstudium, unter sorgfältiger Benutzung der zahlreichen in neuerer und neuester Zeit in England, Amerika und Deutschland erschienenen verwandten Arbeiten, scharfsinnige Durchdringung und planmäſsige, von der wissenschaftlichen Beherrschung des immer reicher flieſsenden Stoffes getragene Gliederung, verbunden mit übersichtlicher Anordnung für die praktische Benutzung, machen das encykl. engl. Wörterbuch auch in seinem neu erschienenen Teile bereits jetzt zu einem der wertvollsten

Hilfsmittel des neuenglischen Sprachstudiums in Deutschland, und umgekehrt wird es auch in den Ländern englischer Zunge für das Studium des Deutschen gute Dienste leisten. Noch mehr wird dies der Fall sein, wenn auch das letzte Viertel desselben, hoffentlich bald, vollendet vorliegt; eine neuere Lieferung (*K—kosten*) ist übrigens inzwischen bereits zu den besprochenen hinzugetreten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dafs Druck und Papier vorzüglich sind und die Zeilen durch starken Einschufs sich gut voneinander abheben; die Benutzung des Werkes ist durch die treffliche und übersichtliche Drucklegung ungemein erleichtert.

Berlin. H. Bieling.

Cl. Klöpper, Folklore in England und Amerika (= Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. Herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. Heft VIII). Dresden u. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchh. (H. Ehlers u. Co.). 62 S. 8. M. 1,60.

Auf Grund einer ziemlich umfänglichen Litteratur, wobei jedoch gerade die hervorragendsten Erzeugnisse der modernen Volkskunde fehlen, giebt Klöpper eine äufserliche und dürftige Aneinanderreihung abergläubischer Vorstellungen bei Engländern und Amerikanern. Solche Bücher haben Nutzen, wenn sie ein ganz kleines lokales Gebiet abgrasen und schliefslich nur Glieder in einer ganzen Kette bilden. Ein so gewaltiges Arbeitsfeld wie Klöppers aber soll nur der sich wählen, der mit der gesamten Volkskunde zum mindesten Europas genau vertraut ist und auf Schritt und Tritt den Zusammenhang mit deutschen und skandinavischen Anschauungen nachweisen kann. Sonst ist und bleibt die Arbeit unwissenschaftlich und — unnütz. Denn wenn man sich etwa Klöppers Buch in den Händen deutscher Gymnasiallehrer denkt, so mufs man befürchten, dafs es bei dem Nichtfachmann nur Schaden stiftet. Erst durch die Verbindung des Einheimischen mit dem Fremden kann dieser Teil des Unterrichts fruchtbar werden. Der blofse volkskundliche Notizenkram ist in der Schule ebenso verwerflich als der etymologische. Nur wo von grofsen, allgemeinen Gesichtspunkten ausgegangen werden kann, wird der Vortrag des Lehrenden segensreich wirken; dazu giebt ihm aber Klöppers Buch nur höchst unvollständiges und einseitiges Material an die Hand. Dem Studierenden der englischen Philologie aber werden zur Einführung in die Volkskunde, mit der sich jeder vertraut machen sollte, Klöppers lose Einzelnotizen wenig helfen. Er lese statt dessen das unübertreffliche Buch von Wuttke, 'Der deutsche Volksaberglaube' (2. Auflage, Berlin 1869) und danach Dyers 'Folklore of Shakespeare' (New-York 1883), zwei Bücher, die den Geist nicht verflachen, sondern vertiefen.

Würzburg. Robert Petsch.

Zur Englischen Realienkunde. Familien- und Gesellschaftsleben. Von Dr. Herman Lewin. Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Biebrich. Ostern 1899. 50 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung stellt 'einen Versuch dar, zusammenzufassen und zu erweitern, was die Schüler im Anschlufs an das Lesebuch oder die Besprechung von Tagesereignissen gelegentlich über englisches Familien- und Gesellschaftsleben gehört haben'. Dementsprechend schildert uns Lewin die Engländer auf der Schule und Universität, im Familienkreise, in der Stadt und auf dem Lande. Gleichzeitig giebt er die englischen Bezeichnungen der dabei in Betracht kommenden Gegenstände und Thätigkeiten an und fügt zum Schlusse einige Einzelheiten über englische Einkommensverhältnisse hinzu. Wesentlich Neues bringen seine anregend geschriebenen Ausführungen nicht.

Berlin. Albert Herrmann.

Lese- und Übungsbuch der englischen Sprache für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. G. Dubislav und P. Boek. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder), 1900.

In dem vorliegenden Buche geben uns die Verfasser eine Umarbeitung von ihrem 'Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische'. Die neue Ausgabe unterscheidet sich von der alten im wesentlichen dadurch, dafs in ihr die zur Befestigung der syntaktischen Regeln dienenden deutschen Übungen in ihrem Wortschatze sich, wie schon der veränderte Titel des Buches andeutet, an ein bestimmtes englisches Lesestück anschliefsen. Die Stoffe der Stücke sind nicht nur mannigfach und interessant, sondern auch trefflich geeignet, den Schüler mit den wichtigsten englischen Realien bekannt zu machen. Auch die Sprache des täglichen Lebens kommt in den englischen Stücken reichlich zu ihrem Rechte. So kann das Buch als ein vortreffliches Unterrichtsmittel durchaus empfohlen werden. Auch der Druck ist sehr sauber und korrekt. Nur ein Druckfehler ist mir aufgefallen: 'Der Gebrauch von Messer und Gabeln' S. IV Zeile 19.

Berlin. Albert Herrmann.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel. Unterstufe. Halle, Hermann Gesenius, 1900.

Dieses Buch, welches eine zweite Umarbeitung der von Regel völlig neu bearbeiteten englischen Sprachlehre des Gesenius darstellt, hat nunmehr mit dem alten Geseniusschen Buche durchaus nichts mehr gemein. Der Name Gesenius würde also bei obigem Titel besser wegbleiben. Die Lese- und Ubungsstücke beruhen im wesentlichen auf der Anschauung; sie sind zum grofsen Teil den Vorkommnissen des

täglichen Lebens entnommen. Die Abbildungen und Besprechungen der Hölzelschen Jahreszeiten werden vielen willkommen sein, ebenso die beigegebenen Melodien von vier bekannten englischen Liedern. Die äufsere Ausstattung des Buches ist sehr gut. Zu verbessern sind folgende Druckfehler, welche zumeist bei der phonetischen Aussprache-umschreibung mit untergelaufen sind: S. 22 *okupé'šn*, S. 24 berakfast, S. 49 *níkəbokəs*, S. 59 he imploys (*emplǿ'x*), S. 62 church (*tšəš*), S. 63 *fámili*, S. 65 *dá'loᵘg*, S. 80 *á'əriš*, *píəriəd*, S. 81 *pozíšn*, S. 83 everybodi, S. 84 *divíšn*, S. 85 *intíəriəʳ*, S. 91 *pozítiv*, S. 93 *brédərən*, S. 130 as (*æs*), S. 149 *səkjulé'šn*, S. 151 decided (*disá'tid*), S. 157 husband (*hósbənd*), S. 160 *commit* (*kemít*), S. 163 *plešəʳ*, S. 166 sick (*sīk*), S. 170 *þəsdi*, *tjūsdi*, S. 175 to sweept. — Aufgefallen ist mir auch year *jeəʳ* S. 7, S. 9, S. 172, das nach Regel mit Wörtern wie hair, there, wear reimen würde. — Unklar erscheint die Bemerkung S. VIII: 'Der Vokal i ist auch zur Bezeichnung des nach e verflüchtigten i verwendet, z. B. *klá'mit*, *iksprés*.' Zudem ist diese Regel nicht immer durchgeführt; wir lesen S. 79 *klá'mət*, S. 71 u. S. 152 *endévəʳ* neben *implǿ'*, *indžǿ'*, S. 88 u. S. 10 *hóndrəd*, dagegen *kíndrid* S. 76 und S. 158 wieder *kindrəd*.

Zum Schlufs sei mir noch eine Bemerkung über die Aussprache des auf einen Vokal folgenden r gestattet. Ich stehe in dieser Hinsicht auf dem meines Erachtens keineswegs veralteten Standpunkte Trautmanns (Die Sprachlaute § 585) und Storms (Engl. Phil. 106 Anm. 3), wonach dies r, so flüchtig es auch ausgesprochen werden mag, doch noch immer in der gewählten Redeweise zu hören ist. Regel deutet das postvokale r in seiner Umschrift nur im Auslaute an (z. B. *fišəʳ*, *botəʳ*, *ādəʳ*, *propəʳ*), dagegen leider nicht im Inlaute (z. B. *fišəmən*, *bótəflá'*, *ādəli*, *própəli*). Dadurch wird der Lernende fälschlich verleitet, keinen Unterschied zu machen zwischen den Endungen -es und -ers, zwischen -en -ain, -an und -ern, -orn, zwischen -erly und -ally, zwischen -ed und -ard u. dgl. m. Man vergleiche bei Regel die Aussprache der tonlosen Silbe von wishes (*wíšəz*) S. 10, purpose (*pə̄pəs*) mit trousers (*tráᵘzəz*), gaiters (*gé'təz*) S. 49; mountain (*máᵘntən*), certain (*sə̄tən*), Roman (*róᵘmən*), London (*lóndən*) mit modern (*módən*), northern (*nādən*); hundred (*hóndrəd*), period (*píriəd*) mit orchard (*ātšəd*), vineyard (*vínjəd*); knickerbockers (*níkəbokəz*) mit Indicative (*indíkətiv*); marmalade (*māməlē'd*) mit formerly, welches Regel ebenso wie formally mit *fāməli* umschreiben würde.

Berlin. Albert Herrmann.

M. Wilmotte, Les Passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. Paris, E. Bouillon, 1898. 114 S. 8. Preis 3 frcs.

Den Ausgangspunkt der Untersuchungen, von denen uns in diesem Büchlein ein Teil vorliegt, bildete für den Verfasser ein geistliches Drama aus dem 14. Jahrhundert, das '*Paaschspel*' in mittelfränkischem Dialekt, dessen jetzt im Haag befindliche Handschrift aus einem Kloster in

Mastricht stammt (s. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas I, S. 230). In dem ersten Teile seiner Abhandlung bestimmt der Verfasser genauer als es bisher geschehen war die Beziehungen des Mastrichter Spiels zu der Wiener Passion, zum St. Galler Passionsspiel, zur Frankfurter Dirigierrolle und zu den Passionsspielen von Alsfeld, Frankfurt (1493), Heidelberg, Donaueschingen und Eger. Diese Spiele sollen samt und sonders auf eine gemeinsame Quelle x zurückgehen, die noch dem 13. Jahrhundert angehörte.

Bekanntlich endigt das Mastrichter Spiel mit der Scene am Ölberge, kurz vor der Gefangennahme Jesu. Dieser Umstand erklärt es bis zu einem gewissen Grade, warum Wilmotte die folgenden Teile der noch in Betracht kommenden Passionsspiele so gut wie völlig aufser acht läfst; blofs bezüglich des Egerer und des Heidelberger Passionsspiels werden sie S. 46 ganz summarisch abgethan. Jedoch fällt dieser Mangel für den eben besprochenen I. Teil der vorliegenden Untersuchung weniger ins Gewicht, da die hier in Betracht kommenden Resultate zum Teil schon durch die Arbeiten anderer feststanden, auf die sich Wilmotte berufen kann. So wird man dem Ergebnis des I. Teiles wohl zustimmen dürfen.

Der II. Teil (S. 49 ff.) soll nachweisen, 1) dafs x schon durch französische Dramen beeinflufst war (S. 52 ff.), und 2) dafs sich solche Einflüsse auch späterhin geltend machen, und zwar insonderheit im Mastrichter, im Heidelberger und im Alsfelder Passionsspiel (S. 95 ff.). Dafs Wilmotte diese Nachweise wirklich erbracht habe, wird man wohl kaum behaupten können. Zunächst versteht es sich von selbst, dafs die Freiheit, die sich Wilmotte genommen hat, nur die Scenen vor Christi Gefangennahme zu berücksichtigen, die eigentliche Passion aber, im Widerspruche zum Titel seines Büchleins, völlig aufser acht zu lassen und für eine später auszuführende Arbeit zu versparen, die Zuverlässigkeit der Ergebnisse von vornherein erheblich beeinträchtigt. Sodann erscheint es als ausgeschlossen, dafs irgend eines der erhaltenen französischen Dramen selber, d. h. in der auf uns gekommenen Form, der gemeinsamen Quelle x oder einem einzelnen der in Betracht kommenden deutschen Passionsspiele vorgelegen habe. Daraus folgt aber, dafs, wo nicht, wie z. B. im Mastrichter Passionsspiel, französische Namensformen (die übrigens schon Mone und Moltzer nicht entgangen waren) auf direkte oder indirekte Benutzung einer französischen Quelle hindeuten, lateinische Quellen ebensogut möglich sind, aus denen die französischen Dramen ihrerseits mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben können. Warum Wilmotte diese von Creizenach hervorgehobene Möglichkeit so entschieden abweist, ist nicht recht erklärlich. Für die Prophetenscene z. B. findet Wilmotte kein mit den deutschen Fassungen übereinstimmendes Vorbild; da sich aber ein einzelner Zug auch in dem *Festum asinorum* zu Rouen und im Prophetennachspiel zum anglonormannischen *Adam* findet, so meint Wilmotte: *'Il n'y a donc pas d'obstacle à admettre un prototype français ...'* (S. 58), worauf dann noch weitere Hypothesen folgen. Ähnlich verfährt Wilmotte bezüglich der Magdalenenscenen; da heifst es (S. 82): *Tous les éléments que nous retrou-*

vons combinés dans D. (= Donaueschinger Passionsspiel) *ont pu fort bien préexister sous la même forme en français, où nous ne les retrouvons qu'épars; le silence ou les lacunes des passions écrites en cette langue ne prouvent donc nullement qu'elles n'ont pas connu la scène de la mondanité de Madeleine.* S. 107 ist von dem blinden Bettler und seinem Führer die Rede. Der Blinde hört nicht auf, mit lauter Stimme zu betteln, worauf der Führer in der Arraser Passion sagt:

Pour quoi criez vous? nul ne passe

und in der Alsfelder:

Herre, du kanst viel gulen:
ich ensehe doch nymmant zu uns ylen!

Wilmotte meint dazu: *Le trait est excellent; il est de ceux qu'on n'invente pas deux fois; il montre, par son originalité et sa verve bien française, où l'auteur d'Alsfeld est allé chercher son inspiration du moment.* Ganz abgesehen davon, daſs hier der Wortlaut in der Alsfelder Passion auch dem Sinne nach gar nicht unwesentlich, und zwar, wie mir scheint, zu seinen Gunsten, von demjenigen der Passion von Arras abweicht, so ist meines Erachtens der betreffende Vorfall in einer Scene zwischen einem blinden Bettler und seinem Führer so ungemein naheliegend und alltäglich, daſs ich dessen selbständige Erfindung auch dem phantasielosesten Dichter irgendwelcher Nationalität ohne weiteres zutraue. Als weitere Übereinstimmung ist auf derselben Seite angeführt, daſs der Bettler, als er das Augenlicht wieder erlangt hat, in der Arraser Passion dankbar ausruft:

O quesse cy? bien doy loer
Celui qui m'a renluminé.

und in der Alsfelder:

Gelobet sistu, Jhesu Crist!

Mir scheint hier kaum ein Berührungspunkt vorzuliegen. S. 109 ist gesagt, daſs die Namen gewisser Juden bei Gréban und in der Alsfelder Passion nahezu identisch seien. Sie heiſsen nun bei Gréban: *Abacut, Abiron* und *Nachor*, in der Alsfelder Passion: *Mabug, Bifus, Natey.* Die Verschiedenheit der Namen ist meines Erachtens so stark, daſs, wenn sie ursprünglich dieselben waren, eine gröſsere Anzahl von Zwischengliedern anzusetzen wäre, die sie immer mehr entstellten.

Der französische Einfluſs auf die deutschen Passionsspiele mag wohl ein stärkerer gewesen sein, als bisher meistens angenommen wurde; in dem Umfange, wie Wilmotte es möchte, ist er aber nicht nur nicht nachgewiesen, sondern meines Erachtens nicht einmal wahrscheinlich.

Jena. W. Cloëtta.

Chansons et Dits artésiens du XIIIe siècle publiés avec une Introduction, un Index des noms propres et un Glossaire par Alfred Jeanroy et Henri Guy. Bordeaux, Feret et Fils, 1898. 165 S. 8.

Die Einleitung und das Namenverzeichnis dieser Ausgabe sind von Herrn Guy; die kurze Zusatznote zur Einleitung (S. 30—32), die Her-

stellung des Textes und das Glossar sind dagegen das Werk des Herrn Jeanroy. Man wird der Arbeit des Herrn Guy seine Anerkennung nicht versagen können. Er hat die in Betracht kommenden 24 Gedichte, von denen 15 noch ungedruckt waren, in der Einleitung (S. 7—29) hinreichend charakterisiert. Sodann hat er sich im Namenverzeichnis (S. 104—152) redlich bemüht, unter Heranziehung sowohl handschriftlicher als gedruckter Quellen und Nachschlagewerke einiges Licht über die in den Gedichten genannten Personen zu verbreiten. Ist auch hier und da ein Irrtum untergelaufen, das eine oder das andere ausgelassen und einiges von dem, was Guy unaufgeklärt gelassen hat, doch der Aufklärung fähig (vgl. G. Paris, *Romania* XXVII, S. 503 f., Wallensköld, Littbl. 1899, Sp. 80 f.), so wird das Namenverzeichnis nichtsdestoweniger jedem gute Dienste leisten, der sich für die Geschichte und die Dichtung von Arras interessiert. Somit hat sich Guy durch seine Arbeit ein unbestreitbares Verdienst erworben.

Die 24 kulturhistorisch und sprachlich sehr interessanten Gedichte sind, mit Ausnahme von 40 Versen, nur in einer einzigen Hs. erhalten (B. N. fr. 12615) und gehören der Zeit von 1248—1280 an. Anspielungen auf lokale Ereignisse und unbekannte Personen, Scherze, die nur dem mit dem Stadtklatsch vertrauten Spieſsbürger verständlich sein konnten, seltene und schwer erklärbare Wörter stellen der Gewinnung eines halbwegs befriedigenden Textes öfter groſse Schwierigkeiten entgegen. Manche davon hat Jeanroy glücklich überwunden, wie sein Text und sein Glossar zeigen, und das ist dankend anzuerkennen. Die mühevolle Arbeit aber mag daran schuld sein, daſs sich andererseits bei verhältnismäſsig leichten Stellen merkwürdige Versehen und Miſsverständnisse finden, die man bei einem Manne von den Kenntnissen und Fähigkeiten des Herausgebers nicht erwartet hätte. Zu den Bemerkungen, die G. Paris und Mussafia in der *Romania* XXVII, S. 490—508, und Wallensköld im Litteraturblatt 1899, Sp. 79—81 gemacht haben, und die ich als bekannt voraussetze, füge ich im folgenden noch einige weitere hinzu.

Zunächst ist in Bezug auf die Schreibung zu erwähnen, daſs unsere Texte den pikardischen Laut *tsch* in allen Fällen durch *c* wiedergeben, also sowohl im Auslaut (*tierc* = tertiu XVIII 36) als auch vor Vokalen, und zwar nicht minder vor *a, o, u* als vor *e, i*: *ce, cil, comenca, cancon, decus* etc. Jeanroy schreibt *tierc, ce, cil,* aber *comença, cançon, deçus*. Die Cedille ist aber nicht geeignet, den Laut *tsch* auszudrücken. Dazu kommt, daſs viele Fälle zweifelhaft sind. So kann *car* (= lat. carne) nicht nur die ursprüngliche pikardische Form *kar,* sondern auch die später aus dem Centralfranzösischen entlehnte Form *char* bedeuten. Jeanroy schreibt durchweg *car,* das bei ihm *kar* zu lesen ist; er könnte mit gleichem Rechte *çar* setzen, das natürlich seiner Schreibweise entsprechend als *char* aufzufassen wäre. Bei Texten, die *tsch* vor *a, o, u* stets durch einfaches *c* wiedergeben, ist dergleichen schwer festzustellen; läſst man die Frage unentschieden, so muſs man auch in der Schrift auf die betreffende Unterscheidung verzichten und das *c* der Hss. in allen

Fällen einfach wiedergeben ohne den Zusatz irgend eines diakritischen Zeichens oder eines *h*. Bei Schreibungen wie *ceval* XX 10 u. s. f. ist ja auch durch nichts angedeutet, ob *keval* oder *cheval* zu lesen ist. Dafs bei *chevaliers* XX 8 etc. ausdrücklich *ch* steht, ist eine Sache für sich und liegt hier wohl auch an der bekannten Abkürzung; es ändert nichts daran, dafs *c* auch vor *e*, *i* sowohl *tsch* (*ce, cil*) als *k* (*ceure* : *resceure* VI 21 f., *ceurent* XVIII 201, *cier* XIV 27 neben *kier* VIII 26) sein kann. Wer also dem *c*, wenn es vor *a*, *o*, *u* den Laut *tsch* bedeuten soll, ein diakritisches Zeichen giebt, der müfste ihm konsequenterweise dasselbe Zeichen auch dann geben, wenn es im Auslaut als *tsch* zu sprechen ist, und zugleich müfste er auch vor *e*, *i* zwischen *k* und *tsch* unterscheiden.

II 39 Et Simons est souffreres,
Cholars n'est pas menteres.

Was ist *Cholars?* Wohl ein Eigenname. Weder im Namenverzeichnis noch im Glossar ist irgend etwas darüber zu finden.

III 113 Une rois tendi
Maintenant.

Im Glossar ist *rois* mit Bezug auf diese Stelle als *cas sujet* bezeichnet; es ist aber klar, dafs es nur Accusativobjekt sein kann.

115 Ce fu voirs sans faille.

Dazu die Anmerkung: 'Pour *voirs* au neutre, cf. VII 91'. An der citierten Stelle steht: *Çou que je di çou est tous voirs.* Ich verstehe die Anmerkung nicht. *Voirs* ist ein männliches Substantiv, das ebensowenig *au neutre* stehen kann wie *verités*; vgl. *C'est verités* VII 63.

IV 10 Quant ses plois a pris.

In der Variante steht: '«Quant tous» A.' Wie hat also A: *Quant tous ses plois a pris,* mit einer Silbe zu viel, oder aber: *Quant tous plois a pris?* Aus der Variantenangabe ist das schlechterdings nicht zu entscheiden. Im Glossar steht aber s. v. Ploi: *prendre tous ses p.* IV 10. Der Umstand, dafs das Glossar hier wie an einigen anderen Stellen auf einer anderen Lesart beruht als der in den Text aufgenommenen, kommt diesmal zu statten, indem er erkennen läfst, dafs A eine Silbe zu viel hat und *Quant tous ses plois a pris* liest.

V 54 Punkt am Ende dieses Verses.

70 Vos estes mes cousins en autre

giebt keinen Sinn, und 71—74 sind falsch aufgefafst. Die Verse 70—71 sind nicht mehr von dem ersten, dem *plus sage*, gesprochen, sondern von dem zweiten, dem *plus fol.* Also korrigiere und lies:

70 — «Vos estes mes cousins,» dist l'autre,
«Je vos vois mout bien ravisant.»

Darauf sagt dann wieder der erste, der *plus sage*:

72 — «Amis, k'alés vos devisant?»

Und nun spricht wieder der andere, der *plus fol*:

73 — «Je vos afi de mes deus mains,
Vos estes mes cousins germains.»

VII 15 Semikolon am Ende des Verses, und an den Schlufs von Vers 16 gehört ein Punkt. Vers 17 fängt dann einen neuen Absatz an. Dafs an das Ende dieses Verses 17 ein Punkt zu setzen ist, ist in den Berichtigungen S. 163 angegeben, und dafs *cil* für *si* einzusetzen ist, wie Jeanroy fragend vorschlägt, ist zweifellos. Hinter Vers 20 würde ich wieder ein Semikolon setzen; ebenso nach 50, und Komma nach 51.

65 Mais çou qu'il plaist, çou est ricoise

In der Fufsnote dazu steht: 'Qu'il] corr. «qui».' Dann hat es aber gar keinen Sinn: *qu'il* (mit Apostroph!) in den Text zu setzen; warum nicht *quil*? Es ist weiter nichts als die bekannte umgekehrte Schreibung für *qui*, da auslautendes *l* hinter *i* verstummt ist.

VIII 18—20 Keine Interpunktion nach Vers 18; 19 und 20 in Parenthese, Komma hinter 19 und hinter 20, also:

18 Fols est qui trop d'anemis fait
— Envie en fait assés avoir,
20 Cascuns le puet par li savoir —,
Si vos dirai par quel raison.

In Vers 20 steht *li* für *lui*: 'Ein jeder weifs es aus eigener Erfahrung'.

56 Keine Interpunktion; 58 streiche das Semikolon und setze ein Komma hinter den die Parenthese schliefsenden Gedankenstrich; Komma hinter 59, wobei nach G. Paris' Vorschlag *S'onne* für *S'on ne* zu lesen ist.

Hinter Vers 61 stände besser ein Semikolon oder ein Ausrufungszeichen; hinter Vers 62 sind Punkt und Anführungszeichen zu streichen und ein blofses Komma zu setzen. Vers 63 wird noch von derselben Person gesprochen; Gedankenstrich und Anführungszeichen zu Anfang dieses Verses sind also gleichfalls zu streichen, während das Komma am Versende durch einen Punkt zu ersetzen ist. Vers 64 beginnt dann einen neuen Satz und führt die Rede einer anderen Person ein. Also:

61 «Esgarde la que ce puet estre!
Je cuit qu'elle est amie a prestre,
Je le voi sovent en cité.»
Fait li autres: «Li niceté u. s. w.

115 Komma am Ende des Verses; Doppelpunkt hinter 116; 117 *Encontre li* = 'gegen sich selbst'. — Doppelpunkt nach 121; Semikolon hinter 124; Punkt hinter 126.

141 und 142 sind umzustellen:

139 Or est raisons qu'il se deffenge,
140 Et d'une main si bel despenge,
142 Qu'il puist despendre et espargnier
141 Et de l'autre si waaignier.

146 Çou qu'il covient en se maison

Es handelt sich wohl wieder um *quil* = *qui* (s. oben zu VII 65).

IX Komma nach Vers 2, Punkt hinter 3 (in meinem Exemplar ist nicht deutlich zu erkennen, ob hier ein Punkt oder ein Komma steht), Komma nach 4, Doppelpunkt nach 6, Punkt nach 14.

Keine Interpunktion nach 23 und nach 24; Komma nach 25, keines nach 26, wohl aber nach 27; Gedankenstrich hinter 28, Komma nach 29, aber keines nach 30. Dafs dann in Vers 31 das Komma nach *doit* zu tilgen und *aliuer* für *a l'iver* zu lesen ist, geht schon aus den Bemerkungen G. Paris' und Mussafias zu XVI 19 hervor (s. *Romania* XXVII, S. 499 nebst Anmerkung). Hinter 31 mufs sodann ein Punkt stehen, nach Vers 32 (wo also *eskiuer* zu lesen ist, s. G. Paris a. a. O.) ein Komma, keine Interpunktion hinter 33 und nach 35 ein Punkt. 23—35 lauten dann:

23 Je ne di mie s'uns pekieres
Ki n'est ne lufres ne trekieres
25 Ne ki ne set nul labourage,
Por le paor d'aler a rage
U por se vie soustenir,
Et qui veut en ouneur venir, —
S'il se paine de waaignier,
30 De bel despendre et d'espargnier
Au point qu'on le doit aliuer.
Diex ne le veut mie eskiuer,
Se dolans est de sen meffait
Et il bee a laissier le fait
35 Tantost k'amender le porra.

Vers 26 und 27 sind also präpositionale Bestimmungen, die dem mit *Et qui* beginnenden Relativsatz, in den sie nach heutigem Sprachgebrauch gehören, vorangestellt sind. Ich übersetze die Stelle folgendermafsen: 'Ich sage nichts, wenn ein Sünder, der weder ein Schlemmer noch ein Betrüger ist, noch irgendwelche Berufsarbeit gelernt hat, und der, um nicht in Elend zu geraten oder um sein Leben zu fristen, zu Vermögen gelangen will, — wenn ein solcher sich bemüht zu verdienen, angemessen auszugeben und in einem erlaubten Mafse zu ersparen. Gott wird diesen nicht von sich stofsen, wenn er seine Sünde bereut und sie zu unterlassen bestrebt ist, sobald er dazu in der Lage sein wird.'

Doppelpunkt nach 38, Komma nach 39.

X Komma nach 6 und nach 7; Punkt nach Vers 9 (in meinem Exemplar ist wieder nicht zu entscheiden, ob hier ein Punkt oder ein Komma stehen soll). — *anite*, Vers 10 ff., kann nur 'Reihe', 'Periode'

heifsen, wie Mussafia auseinandersetzt; 'epidemische Krankheit', wie Wallensköld will, kann es hier nicht bedeuten; *par anites* = 'reihenweise', 'in periodischer Aufeinanderfolge'. — Nach Vers 10 würde ich einen Doppelpunkt setzen, nach Vers 13 ein Semikolon (letzteres thut auch Mussafia). 58 lies *faire* statt *fait* (s. G. Paris a. a. O. S. 495 Anm. 3, wo infolge eines Druckfehlers die Verszahl 8 statt 58 steht).

XII 106 Punkt statt des Semikolons am Ende dieses Verses. Im folgenden Verse heifst *aller au cange*: 'nach Abwechslung streben', 'unbeständig sein'. — Punkt nach 112.

XV 12 *S'il estoit uns vilains* etc. giebt gar keinen Sinn; lies *Si n'estoit nus vilains* .... — 75 *dienant*; dazu wird die Korrektur vorgeschlagen: *devinant*. Lies vielmehr *devisant*. — 82 fehlt eine Silbe. Es ist *vue capee* zu lesen; *faire aucun une vue* (= *veüe*) *capee* heifst: jemanden drohend, finster ansehen (vgl. Godefroy s. v. *1. chapé*). Die Verse 81—85 sind folgendermafsen zu lesen:

Et por un grant peril dont ele est ecapee
— Audefrois li fist ja une vue capee,
De sen grant caelit le vaut escerveler
(Je cuit c'aucuns de vos en a oï parler) —,
Si veut estre abeesse tot par cele ocoison.

XVI Komma nach 15 und 16; Punkt nach 18. — 19—21 lese ich dann wie folgt:

Mais ke ce soit de reliuer,
Menestreus ne doit eskiuer
Nul gentil cuer por se poverte

und übersetze: 'Aufser wenn es sich um bezahlen handelt, darf kein Spielmann einem edlen Manne um dessen Armut willen aus dem Wege gehen'. D. h. dafs ein Spielmann nur dann einem edlen, aber armen Manne ausweichen soll, wenn es ans Zahlen kommt.

71 lies *ja mais*, in zwei Worten, wie Jeanroy sonst schreibt.

178 Car il sont trop crues envers aus.

Was soll das heifsen? Liest man *crues* zweisilbig, so hat der Vers eine Silbe zu viel. Bessere etwa so:

Car trop sont cruel envers aus.

XVII 71 lies *mal gré*, in zwei Worten. — 76 lies *auduïns*; es kann hier unmöglich Eigenname sein, sondern ist Gattungsname, wie XVIII 161.

XVIII 38 *Qu'il*. Es scheint mir, dafs es sich wieder um die umgekehrte Schreibung *quil* für *qui* handelt (vgl. oben zu VII 65 und VIII 146). — 55 *k'i* ist fälschlich getrennt und apostrophiert; es ist einfach *ki* zu lesen. — 143 *Mais un a ja crié «Notorne»*. Im Namenverzeichnis s. v. Notorne lautet die Stelle: *Mais i a ja crié notorne.* Guy scheint richtig

gelesen zu haben, während Jeanroy das *i* für eine I angesehen zu haben scheint. Aber G. Paris, der die Hs. verglichen hat, giebt (a. a. O. S. 507): *Mais il a ja crié «Notorne»*. Für das Verständnis der Stelle bleibt es sich gleich, ob *il* oder *i* in der Hs. steht, denn *i* könnte jedenfalls nichts anderes sein als *il* mit verstummtem *l*. — Komma nach Vers 147. — 151 *Bertous* fehlt im Namenverzeichnis mit Bezug auf diese Stelle. — Punkt nach 155; Doppelpunkt nach 157. — 184 *maire* = 'bedrückt' fehlt im Glossar. — 198 *dix*. Nach S. 83 Anm. sind alle Zahlwörter ohne Ausnahme in der Hs. durch Ziffern ausgedrückt; lies also *dis*.

XIX 11 *viegne a le Mazelaine*, was bedeutet das? Jedenfalls ist *Mazelaine* weder im Namenverzeichnis noch im Glossar zu finden. — 30 *cipave*, lies *cipaue* (vgl. G. Paris a. a. O. S. 502, zu XXIV 13). — 43 *capés* kann unmöglich *saisi* bedeuten, wie Jeanroy im Glossar angiebt. Ich kann mir gar nicht denken, wie er übersetzt haben mag. *capés* heifst 'mit einer Kutte angethan', 'ein Kuttenmann'.

52 Par deus *v* et un *i* je croi ses noms conmence
Deus elles a et une emme et [une] esse mès;

Die Emendation in Vers 53 ist unannehmbar, denn eine solche Cäsur, die den unbestimmten Artikel von seinem Substantiv trennt, ist nicht zulässig. Aufserdem käme dann *Willms* heraus, was Jeanroy als *abréviation de Willaumes* erklärt, aber nicht glaublich ist. Und was soll dann das darauf folgende *mès* (Vers 53) bedeuten? Darüber giebt Jeanroy nirgends Aufschlufs, und das Glossar verzeichnet das Wort oder die Stelle nicht einmal mit einem Fragezeichen. Ich schlage vor, in Vers 52 vor und hinter *je croi* und auch am Ende des Verses ein Komma zu setzen und 53 folgendermafsen zu lesen:

Deus elles, *a* et *u*, emme et *e*, esse: *mès*.

'Sein Name beginnt, glaube ich, mit zwei *v* und einem *i*, zwei *l* (folgen sodann), *a* und *u*, *m* und *e*, *s*: *mès*.' Der Betreffende heifst also *Willaumès*; die letzte Silbe des Namens wird, nachdem sie buchstabiert ist, auch noch ausgesprochen, wie das beim Buchstabieren vielfach geschieht.

XX Vers 34 mufs in Parenthese stehen; 57 Komma nach *rover* (s. G. Paris a. a. O. S. 500); Komma am Ende von Vers 58. — Vers 75 ff. verstehe ich wie Mussafia (a. a. O. S. 500 Anm. 3), und zwar ziehe ich seine Erklärung derjenigen von G. Paris vor, weil bei dieser letzteren mir der Subjektswechsel zwischen Vers 80 und 81 gröfsere Schwierigkeiten zu machen scheint.

XXI 4 *premieres*, lies *premiere*. — Vers 22 ist *porcent* richtig: Konjunktiv. Wallensköld a. a. O. korrigiert also zu unrecht in *portent*; dagegen verlangt er mit Recht einen Punkt nach Vers 33. — Zu Vers 36 vgl. Mussafia a. a. O. S. 501, doch stimme ich diesem darin nicht bei, wenn er statt *s'il le*: *si lle* 'con la solita geminazione della iniziale' lesen

will. Diese Gemination ist toskanisch; aber altfranzösisch ist sie nicht gewöhnlich, wenigstens nicht in der Schrift. Es handelt sich eben um *sil le*, wobei *sil* eine umgekehrte Schreibung für *si* ist, wie wir das für *quil*, das der Herausgeber auch fälschlich mit einem Apostroph versieht, wiederholt gesehen haben (vgl. oben zu VII 65, VIII 146, XVIII 38). Umgekehrt haben wir *i* für *il* gefunden (XVIII 143). Das auslautende *l* nach *i* ist eben verstummt und wird daher irrtümlich auch dort geschrieben, wo es nie existiert hat; das ist eine ganz gewöhnliche umgekehrte Schreibung, die besonders haufenweise auftritt in den Hss. des Lond. Brit. Mus. Harl. 1321 und Roy. 20 B XIX (s. jetzt Suchier, *Narbonnais* II, S. LXXXV). — Punkt nach 46, Komma nach 50 und nach 51, Punkt nach 53. — Punkt nach 91 und nach 94. — Komma nach 139 und Punkt nach 140. In diesem letzteren Verse ist aufserdem *tros* in *trop* zu berichtigen. — 147 *ait*, lies *ai*.

XXII 18 Ke sire Wistasses Travelouce

Der Vers hat eine Silbe zu viel; es ist *Uistasses* zu schreiben. Man sollte übrigens *Uistaces* erwarten, und Vers 136, 138, wo wieder *Wistasses* steht, *Wistaces*. — 52 *pieça*, lies *pieç' a*, wie der Herausgeber sonst durchweg schreibt (vgl. z. B. 15 Zeilen weiter, Vers 67). — 143 *par raison* heifst 'systematisch', 'methodisch' und ist nicht zum folgenden Verse zu ziehen, weshalb der störende Doppelpunkt zu tilgen ist. — 144 *waurai*, lies *vaurai*. — 187 *l'aura*, lies *l'avra*, wie Jeanroy sonst immer schreibt.

XXIV Weshalb, wie Wallensköld will, ein Punkt oder Semikolon hinter 51 zu setzen ist, sehe ich nicht ein. Ich setze Semikolon nach 49 Komma nach 51, Semikolon nach 53, Punkt nach 54.

108 Il sait bien que li rois est teus;

sait ist wohl ein blofses Versehen des Herausgebers für *set*; jedenfalls finde ich nirgends Auskunft darüber, was *sait* sein soll.

Hinter 116 mufs mindestens ein Komma stehen.

Im allgemeinen mufs ich noch bemerken, dafs es keine Annehmlichkeit für den Leser ist, wenn Änderungen bald in den Text aufgenommen, bald blofs in der Fufsnote (ohne Hinweis im Texte selbst) angegeben werden. Irgend eine Methode ist dabei nicht zu erkennen, denn wir finden ganz unnötige Änderungen aufgenommen und ebenso unentbehrliche wie auf der Hand liegende blofs in der Anmerkung vorgeschlagen. Ferner darf ich nicht verschweigen, dafs nach den zahlreichen Stellen, die G. Paris, Mussafia und Wallensköld berichtigt haben, oder deren Berichtigung ich im vorstehenden vorgeschlagen habe, des schwer oder gar nicht Verständlichen noch genug bleibt. Aber auch an solchen ganz unverständlichen Stellen interpungiert, apostrophiert und accentuiert Jeanroy unentwegt, so dafs der Leser glauben mufs, dem Herausgeber sei alles so klar wie das

Einmaleins. Nur in den wenigsten Fällen ist durch eine mit einem Fragezeichen vorgeschlagene Änderung in der Fufsnote oder dadurch, dafs im Glossar an Stelle der Glosse ein Fragezeichen steht, oder durch ein offenes Eingeständnis Guys im Namenverzeichnis, wenn es sich gerade zufällig um die Deutung eines Eigennamens handelt, ersichtlich, dafs auch Jeanroy nicht alles versteht (wobei noch zu bemerken ist, dafs die Erklärungen Guys nicht einmal auch für Jeanroy zu gelten brauchen, da dieser manches anders versteht als jener, z. B. als Appellativum auffafst und verzeichnet, was jener als Eigenname u. s. w., wie schon von anderer Seite hervorgehoben worden ist).

Ich komme endlich zum Glossar (einiges dazu ist schon im vorstehenden erwähnt): Anquenuit XXI 59 heifst nicht *aujourd'hui*, sondern 'diese Nacht', und dafs so und nicht anders zu verstehen ist, zeigen deutlich der darauf folgende Vers 60: *ains mienuit*, und Vers 72: *anuit*. — Cabosse XVII 32; im Texte steht aber *caboce*, und dafs diese Form richtig ist, zeigt der Reim mit *oce*, 3. sg. praes. conj. von *öir*. — Caper, s. oben zu XIX 43. — Cri III 78: *plainte*. Nicht erwähnt ist IV 13, wo das Wort nicht den gleichen Sinn hat, sondern etwa *'embarras'*, 'Geschichte' bedeutet, und XI 2, in Bezug auf welchen, mir völlig unverständlichen Vers ich mich vergeblich bemüht habe zu ergründen, was Jeanroy sich dabei wohl gedacht haben könnte. — *par estavoir* XVI 103 heifst nicht *à coup sûr*, sondern 'mit Gewalt', 'durchaus'. — Fuer und die Glosse dazu ist um vier Zeilen höher zu rücken. — Naïf: *sotie naiue* XIX 78 ist richtig als *sottise pommée* übersetzt. Man wundert sich aber, dafs eine vorhergehende Stelle, die zugleich als Stütze dienen konnte und in der der nom. sg. *sos naius* vorkommt (XIV 56), keine Aufnahme gefunden hat. Ja noch mehr ist zu verwundern, dafs Jeanroy als Lemma zu der Glosse einen männlichen Accus. sg. *naïf* ansetzt, wo doch das wiederholt vorkommende Femininum *naiue*, das Jeanroy citiert, und das männliche *naius*, das Jeanroy entgangen ist, aber an obiger Stelle (XIV 56) im Reime zu *fius* steht, einen Accus. sg. *naiu* verlangt. XV 66 hätte auch Erwähnung finden können; daselbst steht *dame naiue* in der Bedeutung 'thörichtes Weib'. — Niceté XVI 23: *vilenie*. Dasselbe Recht auf Aufnahme hätte dieses Wort *niceté* aber auch an einer früheren Stelle (VIII 64) gehabt, oder eigentlich ein gröfseres Recht, da man, wenn man nicht alle Belege für eine Wortbedeutung giebt, die zuerst vorkommenden anzuführen und die in den hinteren Teilen des Textes enthaltenen wegzulassen pflegt, und nicht umgekehrt. — Oïr; die 1. Pers. sing. praes. ind. *oc* XV 4 ist citiert; noch interessanter wäre aber die durch den Reim gestützte 3. Pers. sg. praes. conj. *oce* (XVII 31) gewesen, die im Glossar verschwiegen wird. — Ploi: *prendre tous ses plois*; das Wort *tous* steht aber nicht im Text (s. oben zu IV 10). — Roit: die Annahme dieses Acc. sg. ist wenigstens im vorliegenden Falle unberechtigt; im Text steht ganz richtig *rois* als Accusativ (s. oben zu III 113). — Trespasser: füge hinter *mourir* den Beleg VII 17 hinzu. — Uve XV 82 ist nicht aufgenommen, aber das Wort ist unter Caper erwähnt. Es ist *uue* zu

lesen; s. oben zu XV 82. Danach ist auch das Glossar s. v. Caper zu berichtigen. — Vintaine XII 94: *assemblée des vingt contrôleurs de la taille*. Es fehlt wieder die erheblich früher kommende Stelle II 32, wo das Wort die gleiche Bedeutung hat. — Wan XXIV 41 fehlt ebenfalls im Glossar. Die rechtmäfsige Existenz dieses Wortes ist allerdings zweifelhaft, aber gerade dann müfste man doch etwas darüber finden. Nach G. Paris ist an der betreffenden Stelle *jawan* für das vom Herausgeber gebotene *ja wan* zu lesen.

Endlich berichtige ich noch einen Druckfehler auf S. 30 Anm. 1: *prestra*, lies *prestre*.

Jena. W. Cloëtta.

Wladimir Karénine, George Sand, sa vie et ses œuvres. 1804—1833. 450 S. 1833—1838. 460 S. 8. Paris, Ollendorff, 1899. Jeder Band fr. 7,50.

Die neue Darstellung des Lebens und der Werke der Frau, welche wohl mächtiger als irgend eine andere ihres Jahrhunderts auf die Geister ihrer Zeitgenossen gewirkt hat, verspricht, die vielen Schriften, die der Lösung der nämlichen Aufgabe bisher gewidmet worden sind, in mehr als einer Hinsicht hinter sich zu lassen. Dafs sie es dem Umfange nach thun wird, ist aufser Zweifel; erreicht sie doch mit den 900 Seiten ihrer ersten beiden Bände blofs das Jahr 1838, also nicht einmal die Mitte des zu erzählenden Lebenslaufes, und behandelt noch lange nicht die Hälfte seines reichen litterarischen Ertrages. Wichtiger ist, dafs dem Verfasser[1] aufser zahlreichen bedeutsamen Materialien, die erst in den letzten Jahren zerstreut veröffentlicht worden sind und die ihrer Verwertung in zusammenhängender Darstellung noch harrten, auch nicht wenig Ungedrucktes zur Verfügung steht, aus dem Aufschlüsse von Interesse zu erwarten bleiben. Dafs er Russe ist und gleich Turgenjew, Dostoiewsky und anderen, die er im einleitenden Kapitel zu Worte kommen läfst, mit warmem Dankgefühl der Anregungen sich erinnert, die seiner Heimat von G. Sand gekommen sind; dafs er als Ausländer zu mancher Rücksicht auf Lebende sich weniger verpflichtet fühlen mag, die immer noch dem einen oder dem anderen Franzosen die freie Äufserung hemmen dürfte, so lange auch schon Chopin, A. de Musset und die von ihnen geliebte Frau selbst der Rasen deckt, wird dem Gelingen seines Unternehmens zu statten kommen. Unverkennbar ist die Sorgfalt seiner Forschung, auch wo es sich um die von manchen zu gering geachteten genauen Daten und Namen

[1] Eben finde ich in Clouard, Documents inédits sur A. de Musset, Paris 1900, S. 85 Anm. 2 den Verfasser als Madame Wladimir Karénine angeführt; und dafs wir es mit dem Werke einer Frau zu thun haben, erscheint mir durchaus glaublich. Ebenda S. 168 und 169 sind einige Zeitungen bezeichnet, in denen ihr Buch besprochen ist. Von diesen Äufserungen ist nichts zu meiner Kenntnis gekommen, wohl aber ein Aufsatz E. Faguets in der Revue bleue 1900 I Nr. 21, der mir dem Verdienste des Werkes nicht ganz gerecht zu werden scheint.

handelt, sein redliches Bemühen um Wahrheit und um Billigkeit im Urteil.

Wenn bei der Darstellung der frühesten Jahre der Verfasser vorzugsweise aus der gerade über diese Zeit besonders mitteilsamen Autobiographie schöpft, so thut er es doch nicht, ohne gelegentlich kleine unwillkürliche Irrtümer der Schriftstellerin zu berichtigen, Blicke auf spätere Entfaltung früh bemerkbarer Keime zu werfen. Hält er nicht für unmöglich, einzelne Züge ihres Wesens auf Vererbung zurückzuführen, so legt er mit Recht doch mehr Gewicht auf die Eindrücke, die auf das Kind die Familienverhältnisse machen mufsten, von denen es sich umgeben sah, und auf den betrübenden Zwiespalt der Einwirkungen, die von Mutter und von Grofsmutter ausgingen und in dem regen Geiste Selbständigkeit des Urteils, freilich auch Unbotmäfsigkeit und Eigensinn zeitigen mufsten, sowie auf die Fülle lebendiger Erinnerungen, die in ihm das Leben in der freien Natur und der Verkehr mit dem Landvolk in Nohant zurückliefsen. Das vierte Kapitel legt mit grofser Feinheit dar, wie nach einer Periode leidenschaftlicher religiöser Bedürfnisse, deren Übermafs ein einsichtiger und wohlmeinender Jesuit zu dämpfen wufste, die Rückkehr aus dem Kloster zu der nun besser verstandenen Grofsmutter, daneben heifshungriges Verschlingen von Philosophen und von leichter als diese angeeigneten Dichtern, endlich widerwärtige Erlebnisse mit geistlichem Unverstand und Taktmangel dem siebzehnjährigen Mädchen das Urteil weitete, die Kirche verleidete und in ihm eine Unbefangenheit des Denkens und Thuns reifen liefs, die Anstofs zu geben nicht verfehlen konnte. Auch hier weifs der Verfasser geschickt, erlebte Einzelheiten herauszuheben, die im künstlerischen Lebenswerk ihre Spur hinterlassen haben. Er wendet sich darauf der Geschichte der Ehe des jungen Mädchens zu, das, der Grofsmutter nunmehr beraubt, auch von keiner anderen Seite ausreichend beraten und der erforderlichen Menschenkenntnis und Erfahrung notwendigerweise entbehrend, sich mit einem Manne verband, der, offenbar mehr durch äufsere Vorteile als durch einen Zug des Herzens zur Werbung bestimmt, des Verständnisses für das innere Leben der jungen Gattin ermangelte, auch nicht durch anerzogene Rücksichtnahme auf das Wesen anderer dahin gebracht wurde, das berechtigte Selbstgefühl der gutherzigen, aber der eigenen Würde bewufsten Frau[1] zu schonen. Der Anlafs, welcher nach siebenjährigem Zusammenleben diese 1831 zu dem Entschlufs brachte, ihren Wohnsitz, wenigstens für die Hälfte jedes Jahres, in Paris zu nehmen, war augenscheinlich nur ein letzter Tropfen, der ein langsam gefülltes Gefäfs zum Überfliefsen brachte. Die rein gebliebene Neigung, die sie in der Zwischenzeit mit einem hochgebildeten, edeldenkenden jungen Manne verbunden hatte, mochte ihr noch deut-

---

[1] *Je ne souffrirai jamais la tyrannie de l'homme, pas plus la violence d'un amant que le soufflet d'un mari,* sagt Edmée in 'Mauprat' und spricht damit ebenso sehr aus der Gesinnung der Verfasserin als aus deren Erinnerungen heraus.

licher zum Bewufstsein gebracht haben, wie wenig ihr Gatte geeignet sei, ein befriedigendes Dasein für sie zu gewährleisten oder auch nur zuzulassen.

Mit der entschlossenen Neugestaltung der äufseren Lebensverhältnisse hebt dann das mutige Ergreifen eines neuen Berufes und ein fruchtbares Wirken in ihm an, gefördert durch den Beistand teilnehmender Freunde, deren einer bald mehr als Freund wird; und nach nicht langem Bemühen um Beachtung der Zeitgenossen weifs G. Sand, wie sie sich nunmehr nennt, mit inhaltreichen Werken wie Indiana, Valentine, neben denen manche andere hergehen, deren Aufmerksamkeit festzuhalten. Aus eigenen äufseren und inneren Erlebnissen, aus Anschauungen, die sie selbst gewonnen hat, und solchen, die ihr durch andere gegeben sind, aus warmem Mitgefühl für Menschenlos und ungestümem Drang, berechtigtem Verlangen nach Selbstbestimmung gegen drückendes Herkommen beizustehen, erwachsen jene Bücher, die, in vielem einzelnen unübertrefflich, bisweilen freilich auch ermüdend breit und schwülstig, die aufgeworfenen Fragen allerdings nicht zu endgültiger auch nur dichterischer Lösung bringen, doch von der Notwendigkeit überzeugt haben, immer wieder um die rechte Antwort sich zu mühen. Der Verfasser hat auch hier manches Unhaltbare in der Schriftstellerin eigenen Berichten durch bessere Auskunft ersetzt und auf den Ursprung einzelner Motive der kurz analysierten Werke hingewiesen. Willkommen ist nicht minder, was er über wenig bekannte Änderungen mitteilt, die in späteren Ausgaben an den Jugendarbeiten vorgenommen sind. Wird auch G. Sand von der Entmutigung und Ratlosigkeit erfafst, die angesichts der gesellschaftlichen Zustände in den dreifsiger Jahren sich zahlreicher bedeutender Zeitgenossen bemächtigte, so kommt bei ihr um diese Zeit persönlich Erlebtes hinzu, um ihr die freudige Sicherheit des Thuns und Lassens zu benehmen; rasche und volle Hingebung hinterläfst nach kurzer Zeit mehr als einmal nur bittere Reue und gerechten Zweifel, ob der Stimme des Herzens so blindlings vertraut werden dürfe, wie sie gethan hat. So leicht wie ihre geniale Freundin Marie Dorval vermochte sie vorderhand nicht zu vergessen, wo sie eben geliebt hatte; die stürmische Erregung, in der sie aus den Beziehungen zu Sandeau und dann zu Mérimée trat, hielt lange vor und spiegelte sich in der ununterbrochenen litterarischen Arbeit, die der Beruf forderte, ohne ihr Zeit zur Selbstbesinnung zu gönnen. Doch wird gerade die qualvolle Unruhe, die in Lélia herrscht, die Wirkung dieses Werkes zum grofsen Teile erklären.

Der zweite Band beginnt mit der Erzählung der Vorgänge, in denen A. de Musset und nachher Pagello eine Rolle spielen. Diese Vorgänge, die unter allen Umständen eine sehr weit gehende Bereitschaft zur Hingebung bei der Dichterin bekunden und dadurch nicht erfreulicher werden, dafs ihr künstlerisches Vermögen dabei vielleicht gewonnen hat, haben bekanntlich mancherlei Entstellungen erfahren, teils durch unvorsichtiges Ausdeuten von litterarischen Werken der hauptsächlich Beteiligten, die in jenen doch nichts weniger als autobiographische Bericht-

erstattung beabsichtigten, teils durch ungünstige Beleuchtung des Thatsächlichen und dessen Verbrämung mit Erzeugnissen gemeinen Klatsches. Erst die letzten Jahre haben, indem in immer gröfserer Zahl unanfechtbare schriftliche und mündliche Zeugnisse von sicherer Glaubwürdigkeit zur allgemeinen Kenntnis kamen, eine besser begründete und für G. Sand billigere Auffassung der Dinge sich verbreiten sehen. Der neue Biograph, der zur Zeit des ersten Erscheinens dieser Abschnitte seines Werkes in russischer Sprache (1895) sich vielfach auf ungedruckte Beweisstücke zu berufen hatte, kann jetzt meist auf die Veröffentlichungen von Spoelberch, A. Barine, Mariéton u. a. verweisen, in denen seine Darstellung ihre Stützen findet. Erscheint G. Sand jetzt bei weitem nicht so widerlich, wie etwa bei P. Lindau, erfreut ihr Verhalten sogar durch manche Züge von Aufopferungsfähigkeit, und nimmt ihre Wahrhaftigkeit immer wieder für sie ein, so gönnt man gern auch dem armen Pagello eine gewisse Rehabilitation, die er schon um seiner ehrenwerten langjährigen Verschwiegenheit willen verdiente. Auch dieser Jahre (1833—35) Erlebnisse verfolgt der Verfasser in den Nachwirkungen, die sich von ihnen in der litterarischen Lebensarbeit seiner Heldin spüren lassen,[1] und gern wird man ihm auch da Recht geben, wo er von der Bereicherung und Vertiefung spricht, die A. de Mussets Dichtung durch seinen kurzen, aber leidenschaftlich innigen Verkehr mit G. Sand gewonnen hat.

Immer weiter ziehen sich unterdessen die Kreise der zu näherem Umgang und zu anregendem Gedankenaustausch Zugelassenen: Michel aus Bourges braucht Teilnahme für Fragen der staatlichen Ordnung nicht erst zu wecken, dringt aber auf Anschlufs an bestimmte Parteibestrebungen zunächst noch vergeblich. Williger geht G. Sand auf Lamennais' schön in ein System gebrachte und leidenschaftlich verfochtene Gedanken einer Neuordnung der menschlichen Gesellschaft auf wahrhaft christlicher Grundlage ein, jene Gedanken, die um dieselbe Zeit schon durch die Bewertung der Kunst auch F. Liszt in ihren Bann gezogen und zu G. Sand in freundschaftliche Beziehung gebracht haben, während die zu niemandes Glück, aber unter dem gewünschten Aufsehen entgleiste Gräfin d'Agoult

[1] In 'Jacques' eine, wenn auch noch so frei gestaltete Wiedergabe des mit A. de Musset und Pagello Erlebten zu sehen, scheint doch kaum zulässig, das, worin der Roman mit den thatsächlichen Vorgängen sich berührt, gar zu geringfügig. Dort der welt- und menschenkundige, der kindlich schwachen Fernande gegenüber doppelt so alte Gatte, ein unerreichbares Vorbild zärtlichster Selbstverleugnung; hier der neben der Geliebten um sechs Jahre jüngere, weder damals noch später zu rechter Reife gelangte Dichter. Dort ein unerfahrenes, weder zu klarem Erkennen noch zu festem Wollen herangebildetes, einzig durch Liebreiz der Erscheinung und glückliche Harmlosigkeit anziehendes junges Weib; hier eine Frau, die wahrlich weder nach Dauer noch auch nach Inhalt des Lebens mehr ein Kind war; u. s. w. Dafs im Roman wie im Leben vorübergehend der Gedanke an den Versuch eines Lebens zu dreien auftaucht, wobei übrigens dem früher Beglückten die Rolle des innig zufriedenen Zuschauers zugedacht ist, scheint doch nicht ausreichend. Es müfste übrigens der Roman, da er im Frühjahr 1834 geschrieben ist, ungefähr gleichzeitig erlebt und mit sehr tief gehender Umwandlung seiner Grundzüge zu Papier gebracht sein.

(Daniel Stern), des feurigen Künstlers Geliebte, in ein wahrhaft inniges Verhältnis zu der an Geist und Herz höher stehenden Zeitgenossin nur auf kurze Zeit getreten ist. Hat der thatkräftige Wille Michels aus Bourges und seine Einsicht in Mittel und Wege einer Erneuerung der staatlichen Verhältnisse G. Sand ohne Zweifel mächtig beeinflufst, so löste doch das Liebesverhältnis zu ihm, das ihr auf einige Zeit Befriedigung gewährte, nach kurzer Frist sich wieder, und müde und bitter enttäuscht kehrte sie in die erneute Vereinsamung ihres Herzens zurück. Im Jahre 1836 befreite sie endlich richterlicher Spruch von dem Gatten, der sie nie zu schätzen verstanden, sie oft genug mit kaum glaublicher Roheit behandelt, und den seit der Übersiedelung der Gattin nach Paris auch die Kenntnis der Irrfahrten ihres Herzens nicht gehindert hatte, sich von ihr erhalten zu lassen. Freier atmend und in minder beeinträchtigtem Besitz der geliebten zwei Kinder, kehrte sie von einer erfrischenden und anregenden Schweizerreise nach Paris und dann nach dem teuren Nohant zurück, wo sie immer weiter sich Liszts Wirken auf ihr musikalisches Empfindungsvermögen öffnete, immer mehr seine wenig klaren, aber darum vielleicht nur um so enthusiastischer aufgenommenen Gedanken über Vermögen und Aufgabe der Tonkunst sich aneignete. Lange und an vielen Punkten ihres Schaffens blieb denn auch die innere Bereicherung durch diesen liebenswürdigen Kameraden spürbar, an den sie nicht wie an so viele andere mit Gefühlen der Demütigung und der Bitterkeit zurückzudenken brauchte. Das letzte Kapitel handelt, aufser von der Mitarbeit an dem '*Monde*' des immer hochverehrten Lamennais, von den gröfseren Romanen, in denen G. Sand bis 1837 die Probleme des Verhältnisses zwischen den zwei Geschlechtern behandelt (von *André* bis *Mauprat*), vom Tode der seit langen Jahren notwendigerweise ziemlich fremd gewordenen Mutter, von einer wenig tief in das Leben des wunderlichen Weibes eingreifenden neuen Liebe, von der Freundschaft zu Balzac, deren ohne Zweifel höchst anziehende schriftliche Denkmäler noch zu veröffentlichen bleiben, und den ansprechenden Beziehungen zu einem Geistlichen, der für seine litterarischen Bestrebungen an der erfahrenen und weitblickenden Frau eine willige Beraterin fand.

Mancher Leser mag vielleicht bedauern, dafs der Biograph nicht vermocht hat, sich in seiner Erzählung strenger an die zeitliche Folge der Vorgänge zu halten; das Vorausnehmen des Späteren, die Rückkehr auf früher schon Gemeldetes erzeugt leicht eine gewisse Verwirrung; oft ist von Personen die Rede, als wären sie bereits bekannt, während erst im weiteren Verlaufe die unentbehrlichen Angaben über ihr Alter, ihre Herkunft, ihren Beruf und dergleichen gemacht werden. Möchten am Schlusse reichliche Indices die Möglichkeit gewähren, zusammenzusuchen, was das Werk an wertvollen Auskünften über Personen und Schriften etwas unordentlich ausgestreut gewährt. Im höchsten Grad aber zu loben ist die Sorgfalt, womit hier ein weitschichtiges Material, darunter sehr viel belangreiches Ungedrucktes, zusammengetragen, und die Kritik, mit der es ausgenutzt ist, wobei sich in manchen Fällen wesentliche Berichtigungen

der Autobiographie oder auch der Daten der gedruckten Korrespondenz ergeben haben. Wie eifrig der Verfasser sich nach allem umgethan hat, was irgend ein Zeugnis von Wert gewähren konnte, wird erst recht kenntlich werden, wann die Bibliographie vorliegen wird, die für den Schlufs des Werkes verheifsen ist.

Wer die Hingebung an den Gegenstand erkannt hat, die zu der wohl manche Jahre dauernden Arbeit Karénines erforderlich war, wird sich nicht wundern, dafs in seinem Urteil auch über das sittliche Verhalten der merkwürdigen Frau sich ein reiches Mafs wohlwollender Nachsicht kund giebt. Gewifs ist diese aber hier auch angebracht, wo der mildernden Umstände in Lebensschicksalen, Temperament,[1] Unsicherheit der Erkenntnis des Richtigen so viele vorliegen, wo die Aufrichtigkeit doch immer wieder zur Verzeihung stimmt, die Verfehlung oft in bitteren Schmerzen gebüfst worden ist und unentschuldbarer Leichtsinn (wie etwa in dem Falle Mallefille) doch nur selten entgegentritt. Wohl aber dürfte die Beurteilung des künstlerischen Wertes der einzelnen Werke etwas strenger gehandhabt werden. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit, den unermüdlichen Fleifs, die oft hinreifsende Macht des Ausdrucks, die Fülle der Naturanschauung, den mitunter hervortretenden freundlichen Humor, die liebevolle Teilnahme für Menschenleben jeder Gattung, auch für Tiere, alles dies und so viel anderes noch bewundert und liebt man gern mit dem Verfasser. Aber davon braucht man nicht zu schweigen, dafs die Raschheit der Arbeit, die Improvisation von Fortsetzung und Schlufs, wann der Anfang schon gedruckt war, bisweilen wohl auch die Nötigung zu sofortigem Füllen einer bestimmten Bogenzahl, die Seltenheit der Beratung durch erfahrene Kunstgenossen (wie etwa Ste Beuve, Planche, Balzac) in manchen Fällen ein volleres Gelingen gehindert haben; dafs ermüdende Längen schon damals empfunden wurden, als man so rasch von der Stelle zu kommen noch nicht verlangte wie heute; dafs nicht selten die Erzählungen in ihrem Verlauf gewissermafsen die Richtung ändern, dafs Motive sich verflüchtigen, die bestimmt waren höhere Bedeutung in dem Ganzen zu gewinnen; kurz, dafs eine ungewöhnlich tiefe und vielseitige Begabung nicht immer, ja selten die letzten Schritte thut, die erst ans Ziel künstlerischer Vollendung führen würden. 'Mauprat,' mit dessen Charakteristik der zweite Band schliefst, und der zeigen soll, welche Höhe die Verfasserin bis 1837 erreicht hatte, ist gewifs ein anziehendes

[1] Ohne Zweifel hat G. Sand ihres eigenen Lebens auch gedacht, als sie in 'Mauprat' den alten Bernard im Hinblick auf das seine sagen liefs: *Ne croyez à aucune fatalité absolue et nécessaire, mes enfants, et cependant admettez une part d'entraînement dans nos instincts, dans nos facultés, dans les impressions qui ont entouré notre berceau, dans les premiers spectacles qui ont frappé notre enfance, en un mot, dans tout ce monde extérieur qui a présidé au développement de notre âme. Admettez que nous ne sommes pas toujours absolument libres de choisir entre le bien et le mal, si vous voulez être indulgents pour les coupables, c'est à dire justes comme le ciel; car il y a beaucoup de miséricorde dans les jugements de Dieu, autrement sa justice serait incomplète.*

Buch, aber immer doch eine Improvisation. — Die Fortsetzung des trefflichen Werkes wird sicher von allen Lesern der ersten beiden Bände freudig empfangen werden.

Berlin. Adolf Tobler.

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. I. Teil: Grammatik der französischen Sprache für den Unterricht. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1899. XV, 464 S. 8.

Das Werk, auf welches die folgenden Zeilen aufmerksam machen möchten, ist den Fachgenossen nicht fremd, wie mancher nach dem Titel glauben möchte: es ist die wohlbekannte, an vielen Lehranstalten eingeführte 'Französische Schulgrammatik' (Karlsruhe 1883) in neuer, erweiterter Gestalt. Da die Brauchbarkeit der letzteren für Schulzwecke durch die veränderten Lehrpläne wesentlich eingeschränkt worden war, so hatte sich der Verfasser zur Herausgabe der 'Kurzgefaſsten Schulgrammatik der französischen Sprache' entschlossen, gleichzeitig aber das umfangreichere Werk zu einem für Studienzwecke geeigneten auszubauen geplant; die Verwirklichung dieses Planes liegt nunmehr in der 'Ausführlichen Grammatik' vor. Das Buch soll nach dem Wunsche des Verfassers gleichwohl für Schulen brauchbar bleiben, und so wird sich dem ersten Teile, der den Untertitel 'Grammatik für den Unterricht' führt, eine den zweiten Teil ausmachende Reihe von Ergänzungsheften anschlieſsen, die das weitere, für den Lehrer und den Studierenden wissenswert erscheinende Material aufnehmen sollen.

Es liegt somit erst ein Teil der verheiſsenen Leistung vor, und da gerade der zweite, über den Rahmen des Schulmäſsigen hinausgehende noch aussteht, so wird man vor der Hand ein abschlieſsendes Urteil darüber, ob die 'Ausführliche Grammatik' ein für Studienzwecke geeignetes Lehrmittel geworden ist, sich nicht wohl bilden können. Jedenfalls wird die 'Grammatik für den Unterricht' darauf nur in beschränktem Maſse Anspruch erheben dürfen. Sie bemüht sich, ein möglichst getreues Bild des modernen Sprachgebrauchs zu geben, mit dem genau sich bekannt zu machen für jeden Studierenden des Französischen natürlich von gröſster Wichtigkeit ist. Wer aber von dem künftigen Lehrer der neueren Sprachen darüber hinaus auch einige Einsicht in den Entwickelungsgang der Sprache verlangt, wer der Ansicht ist, daſs der neuere 'Philologe' nie und nimmer darauf verzichten dürfe, sich um ein gewisses Maſs von Verständnis der bunten Mannigfaltigkeit von Lauten und Formen zu bemühen, die ihm in der heutigen Sprache entgegentritt, daſs er in der Lage sein müsse, einem geweckten Schüler auf eine verwunderte Frage über den Zusammenhang einer französischen Form mit ihrer lateinischen Grundlage befriedigende Auskunft zu geben oder gar ihn durch Aufzeigen der Entwickelung geeigneter Fälle zum Nachdenken und Beobachten anzuregen, statt

die zu solcher Thätigkeit etwa vorhandenen Keime durch toten Regelkram zu ersticken, — der kann nicht wünschen, daſs der Studierende innerhalb der von Plattner in seiner Grammatik gezogenen Grenzen verharre. Die 'Schulgrammatik' setzte die Kenntnis des Lateinischen nicht voraus; die sparsamen gelegentlichen Hinweise auf lateinische Formen konnte auch der Schüler einer lateinlosen Realschule wohl verstehen. Mit der 'Ausführlichen Grammatik' aber ist es nicht anders, wennschon die Hinweise zahlreicher geworden sind. Daraus ergiebt sich von selbst, daſs der Verfasser auch nicht einmal die Elemente einer wissenschaftlichen Laut- und Formenlehre vortragen konnte. Plattners 'Lautlehre', die an die Stelle des Abschnittes 'Aussprache und Rechtschreibung' der 'Schulgrammatik' getreten ist, ist thatsächlich eine Aussprache- und Rechtschreibungslehre geblieben, mit einer neu hinzugetretenen Einleitung über die Grundbegriffe der Lautphysiologie (§§ 1—4). Auch die 'Lautregeln', die der Formenlehre in der neuen Bearbeitung der Grammatik vorangeschickt werden, sind nichts weniger als Regeln über lautliche Entwickelung, sondern geben lediglich einige Formeln für orthographische Gewohnheiten, die eine neue Rechtschreibung morgen für nichtig erklären kann. Ja, nicht einmal für die Gegenwart erfüllen sie ihren Zweck. Die erste 'Lautregel' ist: 'Die Endungskonsonanten *s*, *t* können nicht an Stämme treten auf zwei unter sich verschiedene Konsonanten.' In diesem Falle werde der letzte Konsonant des Stammes 'gestrichen': *je sers, il sert* (nicht etwa *je servs, il servt*). Was in aller Welt soll der Wert dieser Regel sein? Selbst wenn man aus pädagogischen Gründen den Wert rein praktischer, äuſserlicher Formeln so hoch anschlüge, daſs man ihnen zu liebe historische Thatsachen mit Bewuſstsein auf den Kopf stellte, was würde eine 'Regel' nützen, der ein aufmerksamer Schüler ohne langes Besinnen zahlreiche Ausnahmen entgegenstellen könnte: *je romps, je vends, je vaincs, je prends, les nerfs, les cerfs, les arcs* etc.? Muſs die 'Regel' nicht den Schüler verleiten, *je roms, je vens* etc. zu schreiben? oder wo steht auch nur eine Silbe davon, daſs sie lediglich den Verben *servir, dormir, partir, sentir* auf den Leib zugeschnitten sei? — Lautregel 1c: Die Endungskonsonanten *s*, *t* können nicht an Stämme treten, die auf einen ihnen selbst gleichen oder ähnlichen Konsonanten, sowie auf *v* ausgehen. In diesem Falle werde *'s* angefügt, wenn im Stamm noch keines steht; *t*, wenn im Stamme kein *t* oder *d* steht'. Aber dann erfüllen ja die Stämme gar nicht die in der 'Lautregel' angegebene Bedingung, auf '*s*, *t* oder ähnliche Konsonanten auszugehen'. Als Beispiele für diese Regel werden u. a. gegeben: *naître* [*nais(s)-*]: *je nais, il naî-t*; *plaire* [*plais-*]: *je plais, il plaî-t*. Woher weiſs der Schüler von einem Stamme *nais(s)-* oder *plais-*? Er wird sich die Regel einprägen und ihr gehorsam *je naîts, il plaît* schreiben. Daſs 'Lautregeln' dieser Art das gerade Gegenteil von historischer Betrachtungsweise sind, bedarf weiterer Ausführung nicht.

Aber es bleibt des Wertvollen genug an dem inhaltreichen Buche. Wie mir denn nichts ferner liegt, als die Vorzüge des aus voller Beherrschung des modernen Französisch heraus geschriebenen Werkes zu ver-

kennen. Man merkt es jeder Seite an, ein wie fleifsiger, emsiger Sammler und aufmerksamer Beobachter der Verfasser ist. Auf Grund ausgedehnter Lektüre, die sich auch auf Tageszeitungen erstreckt, ist er nicht selten in der Lage, Mitteilungen über modernen französischen Sprachgebrauch zu machen, die man in Werken ähnlicher Art vergeblich suchen würde; und zweifellos werden die Ergänzungshefte weitere willkommene Belehrung bieten. Insbesondere wird hoffentlich dort über die Volkssprache noch recht viel zu finden sein. Zwar bringt schon der erste Teil der Grammatik hier und da eine Bemerkung über volkstümliche Redeweise, doch sind diese gelegentlichen Notizen zu sparsam, um den Vermerk 'mit Berücksichtigung der Volkssprache' auf dem Titel zu rechtfertigen. Auch darf, nach den obigen Ausstellungen über unhistorische Darstellungsart, nicht unerwähnt bleiben, dafs man im Gegensatze dazu an nicht wenigen Stellen der Grammatik, besonders in der Syntax, mit Freude wahrnimmt, dafs der Verfasser an den Ergebnissen historischer Forschung nicht teilnahmlos vorübergegangen ist.

Ich gehe im folgenden auf Einzelheiten ein, die mir beim Studium der Plattnerschen Grammatik aufgefallen sind und meines Erachtens der Besserung oder Vervollständigung bedürfen. Besonders oft ist man in der Lage, an nicht genügend scharfer Fassung der Regeln Anstofs zu nehmen. Eine neue Auflage würde hier mancherlei zu thun finden, dürfte auch, ohne dem Buche zu schaden, von dem allzu reichlichen 'Regelstoff' vieles streichen. — S. 4. Dafs eigentliches (gemeint ist 'reines') *y* sich nur in Wörtern griechischer Herkunft findet, ist doch nicht zutreffend. Schliefslich ist doch *y* selbst (= *ibi*) auch ein Wort, und ein echt heimisches. — S. 6 Anm. 2. Von einem Eindringen der Aussprache *oè*, *ouè* für *o͡a* in *fouet* kann keine Rede sein. Die ältere Aussprache ist natürlich *ouè*; Racine reimt *fouet* : *net*, La Fontaine *fouet* : *souhait* (s. Tobler, Versbau^3 S. 70). Aber sehr erklärlich ist es, dafs, weil *oi*, gesprochen *oè*, in seiner weiteren Entwickelung zu *ó͡a* fortschritt, auch die Lautgruppe *oè*, *ouè* die Neigung empfand, diesen Schritt mitzumachen. Doch bezeichnen Darmesteter und Hatzfeld die Aussprache *fo͡a* ausdrücklich als 'populaire'. — S. 26 Anm. 6. *sens dessus dessous* hat mit *sens* (= *sensus*) nichts zu thun. Vielmehr ist *sens* irrtümliche Schreibung für *c'en*: *ce en dessus dessous* 'das zu oberst zu unterst'. — S. 40. Von Wörtern, die regelmäfsig mit grofsem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, hätten auch *la Révolution*, *la Renaissance*, *la Restauration*, *l'Empire*, *l'Académie*, *l'Empereur* (= Napoléon I) erwähnt werden sollen. Auf Büchertiteln findet man oft wie im Deutschen jedes Hauptwort mit Majuskel geschrieben: *Le Rôle social des Universités*. — S. 41. Dafs der männliche Artikel in Familiennamen jetzt nicht mehr einzeln stehe, ist zu viel behauptet. Ich finde auf Titeln jüngst erschienener Bücher: *Le Cacheux*, *Le Blant*, *Le Fort*, *Le Grand*. Der Pariser Buchhändler *Le Soudier* schreibt sich stets 'en deux mots', gerade wie Mme Le Mire im Fromont jeune. — S. 47. Unter den Abkürzungen vermifst man einige sehr gebräuchliche: *B*^{on} = *Baron*, *C*^{te} = *Comte*, *C*^{sse} = *Comtesse*, *V*^{te} = *Vicomte*, *M*^{is} = *Marquis*;

Monseigneur wird nach meiner Erfahrung öfter Mgr als Mgr abgekürzt. Auch hätte erwähnt werden können, daſs sowohl Vor- als Zunamen in der Weise abgekürzt werden, daſs man dem Anfangsbuchstaben den oder die Schluſsbuchstaben als Exponenten hinzusetzt: *J^h = Joseph, M^ce = Maurice, J^t* z. B. = *Josset* etc. — In dem der Interpunktion gewidmeten Kapitel wird (S. 50) gelehrt, daſs Zeit- und Ortsangaben zu Anfang wie in der Mitte des Satzes durch Kommata abgesondert werden. Es geschieht dasselbe, wenn die Bestimmungen am Ende des Satzes stehen: *J'ai un cousin militaire, à Angoulême. — Je finirai par ne plus le reconnaître, dans le tas. — Est-ce qu'ils allaient se mettre à être des voleurs, maintenant?* Wenn man sich des ursprünglichen Zweckes der Interpunktionszeichen erinnert, so scheint die hier zu Tage tretende Sorge um sauberes Verständnis oft übertrieben, zumal wenn die Möglichkeit eines Miſsverständnisses gänzlich ausgeschlossen ist: *Les deux hommes, enfin, partaient. — Henriette, déjà, s'engageait sous le porche. — Mais la nouvelle, maintenant, courait, certaine. — La rivière coule, paresseuse.* Und doch hat der Schriftsteller seinen guten Grund für das Setzen eines Kommas auch in solchen Fällen: er wünscht nicht nur im Groben, sondern so genau als möglich verstanden zu werden, ein Ziel, das auch durch genaueste schriftliche Wiedergabe der Worte, in die er seine Gedanken kleidet, keineswegs mit Sicherheit erreicht wird: es fehlt die Wiedergabe alles dessen, was bei lebendigem Vortrage dem Verständnis so mächtig zu Hilfe kommt, des Tones in seinen mannigfaltigen Schattierungen, der Gesten. Wenn nun in neuerer Zeit von dem Komma ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, so ist dies wohl auf den Wunsch der Autoren zurückzuführen, auch den Ton, den sie beim Vortrag ihrer Worte angewandt wissen wollen, so weit als möglich zu kennzeichnen: *La rivière coule, paresseuse* ist offenbar deutlich unterschieden von den nämlichen Worten ohne Interpunktion. Ob auch beim Vortrage der Worte *Les deux hommes, enfin, partaient* vor und hinter dem Adverb eine, wenn auch noch so kleine Pause merklich wird, wage ich nicht zu entscheiden. Zu bedenken ist hier und in ähnlichen Fällen auch, daſs eine Wortstellung *Les deux hommes enfin partaient* gegen die Regel wäre, die *Les deux hommes partaient enfin* oder *Enfin les deux hommes partaient* verlangt, daſs aber das in Kommata eingeschlossene Adverb als parenthetisch von der Regel nicht betroffen wird. — S. 60 wird gelehrt, das im Falle der Inversion zwischen eine auf *ẹ* ausgehende 3. Person Singularis und nachfolgendes *il, elle, on* eingeschobene *-t-* sei als einer der vielen *cuirs* anzusehen, wie sie der Volkssprache eigentümlich seien, und die Vermutung, das *t* gehe auf das ursprüngliche (was ist damit gemeint?) *t* der dritten Person zurück, sei wenig wahrscheinlich. Seit G. Paris in der Romania VI 438 die allein richtige Deutung des *t* gegeben hat, ist seine Erklärung keine Kontroverse mehr. Vgl. auch Tobler, Versbau[3] S. 65, Meyer-Lübke, Romanische Grammatik II 369. — S. 63 Anm. fragt Plattner im Anschluſs an eine Bemerkung über die Silbenzahl der Endungen *-ions, iez* im Nfz., warum (*nous*) *lions* (von *lier*) zweisilbig sei? Die Antwort steht in Tob-

lers Versbau, 3. Aufl. S. 69. — S. 105 hätte erwähnt werden können, dafs *faire remarquer* nicht blofs 'auf etwas aufmerksam machen' bedeutet, sondern auch unser farbloses 'bemerken' (= in der Unterhaltung eine Bemerkung machen) wiedergiebt, also weder der Angabe einer Person, welche aufmerken soll, noch eines Satzes mit *que* bedarf: *Tiens, fit remarquer W., ce sont des Bavarois!* — S. 113 behauptet die Anmerkung, der unpersönliche Gebrauch von Verben habe sich erst verhältnismäfsig spät und allmählich aus dem Gebrauch des männlichen *il* entwickelt. Dafs diese Ansicht (nicht nur psychologisch) unhaltbar ist, geht allein aus der Thatsache hervor, dafs das Altfranzösische bei unpersönlichen Verben eines Subjektspronomens überhaupt nicht bedarf. — S. 114. In *mieux vaut, autant vaut, point n'est besoin, force me fut* hat keineswegs die Wortstellung den Zusatz von *il* verhindert, da, wenn schon kein *il mieux vaut,* so doch ein *mieux vaut-il* theoretisch möglich gewesen wäre. Vielmehr handelt es sich in diesen Fällen um Reste altfranzösischer Sprechweise. — Wenig glücklich scheint mir S. 121 die Erklärung des sogenannten Teilungsartikels ausgefallen. Kann sich der Schüler, selbst der reifere, wirklich etwas darunter denken, wenn er hört, Stoffnamen und Abstrakta behalten, auch wenn sie nicht ihrem ganzen Begriff nach zu fassen sind, im Singular und im Plural den Artikel: *du pain, du raisin, du vin?* Ich meine, den überhaupt zum Denken geneigten Schüler müsse infolge des sicher vergeblichen Versuches, die hier gegebene Denkanweisung zu vollziehen,[1] eine Verzagtheit befallen, die dem Unterrichte nicht förderlich sein kann. Und was soll er von der Willkür denken, dem Artikel in diesem bestimmten Falle ein *de* vorzusetzen, was von der weiteren, dafs aus *de du pain* nur *de pain* wird! Je mehr unsere Schüler durch naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht an Gesetzmäfsigkeit und Klarheit im Denken gewöhnt werden, umsomehr sollte man sich hüten, sie im sprachlichen Unterricht glauben zu machen, nur hier seien der Willkür keine Schranken gezogen. Plattner nennt im Vorwort selbst die Grammatik 'eine Wissenschaft von naturwissenschaftlicher Disziplin und Methode', aber er mufs zugeben, dafs solche Lehren die Wahrheit des Satzes nicht darthun. Aber auch rein sachlich ist jene Erklärung anfechtbar. Es scheint nach ihr, im Grunde habe der Artikel wegzubleiben, wenn Stoffnamen und Abstrakta nicht 'ihrem ganzen Begriff nach zu fassen seien', und sei nur da berechtigt, wo jene Einschränkung nicht stattfinde, also in *le vin est une boisson* stehe er mit Fug und Recht, in *j'ai bu du vin* bedürfe er der Erklärung. Der Vergleich mit dem Deutschen zeigt, dafs diese Auffassung unbegründet ist. Lücking hat mit Recht den Begriff 'Teilungsartikel' ganz fallen lassen und die unter diesem Kapitel gewöhnlich behandelten Erscheinungen als Eigenheiten in der Verwendung der Präposition *de* in der Syntax dargestellt, wie denn seine Grammatik immer

---

[1] Oder er vollzieht sie falsch und stellt sich z. B. 'Wein' seinem ganzen Begriff nach in einem Satze *le vin est une boisson,* das Gegenteil aber in einem Satze *le vin pur (rouge) monte à la tête* vor.

wieder als Muster an Klarheit und vorurteilslosem Auffassen sprachlicher Dinge empfohlen werden mufs. — Anm. 2 des § 108 lehrt mit Bezug auf die altfranzösische Deklination Unzulängliches. Der Schüler mufs glauben, dafs zu einer bestimmten Zeit alle Feminina im Nom. Singularis die Endung *-s* hatten. — § 122 Anm. 2: 'Monatsnamen mit vortretendem *mi-* (aus *medius*) werden weiblich und erhalten den Artikel: *la mi-juin*.' Das zu glauben sollte man niemandem zumuten, es zu verstehen ist ja nicht möglich. Lücking giebt § 451 die zutreffende Erklärung, nur hätte er deutlich aussprechen sollen, dafs in *la Saint-Jean* und anderen Verbindungen, die vorbildlich für *la mi-juin* waren, der weibliche Artikel dem nicht ausgesprochenen, weil völlig selbstverständlichen[1] *fête* zu verdanken ist. — Wie man die Regel über das Geschlecht von *gens* den historischen Thatsachen entsprechend zu fassen habe, hat Tobler in den Verm. Beitr. I 190 Anm. gelehrt. Bei Plattner liest man § 133 zwar noch die altbekannte Regel, doch wird in einer Anmerkung der Sachverhalt zutreffend erklärt. Wie *tous* in dem Satze *les plus grands seigneurs recevaient Duclos, Grimm, Crébillon, tous gens qui étaient sans conséquence*, wo Plattner es prädikativ nennt, aufzufassen sei, hat Tobler Verm. Beitr. III 32 erörtert, oder vielmehr dargelegt, dafs man mit logisch-grammatischer Analyse hier nicht auskommt. Bemerkenswert bleibt, dafs man *tous*, nicht *toutes gens* sagt, während sonst *tout(e)* 'lauter' mit dem ihm folgenden Substantivum kongruiert. Aber ein Grund, *gens* als männlich zu bezeichnen, liegt darin nicht. Ob übrigens *toutes gens* zu sagen in jenem Satze durchaus unmöglich wäre? — S. 170. Statt zu sagen, *bigrement, apertement, compendieusement* und andere Adverbien haben kein zugehöriges Adjektiv, von dem sie gebildet sein könnten, hätte mit leichter Mühe das historisch Richtige und unmittelbar Verständliche gelehrt werden können, dafs zu einer Anzahl von Adverbien auf *-ment* die zugehörigen Adjektiva nicht mehr gebräuchlich seien. Wenigstens trifft das für die meisten der im § 155 angeführten Adverbien zu (*apertement, compendieusement, dévotieusement, dextrement, journellement, précautionneusement, révéremment, sciemment*). *Profusément* ist direkt dem Lateinischen entnommen und mit der französischen Adverbialendung versehen (Tobler, V. B. I 81); *incessamment* gehört ja zweifellos zu *incessant*, wenn auch die Bedeutung 'sofort' nicht unmittelbar vom Adjektivum herzuleiten ist. *Bigrement* war denjenigen Adverbien anzureihen, die von Substantiven gebildet sind (§ 158), zu welch letzteren aber *couardement* nicht ohne Bemerkung hätte gerechnet werden sollen; *liardement* gestehe ich nicht zu kennen. Es steht weder bei Sachs noch bei Darmesteter-Hatzfeld. *Traîtreusement* endlich wäre besser mit den an erster Stelle (§ 155) genannten Adverbien zusammen erwähnt worden. — Das Adverb *espoir* darf nicht, wie S. 173 geschieht, auf eine Linie mit *matin* 'früh' gestellt werden, da es nicht das

[1] So verschweigt man ja auch die Bezeichnung für 'Tag' bei Datumangaben: *le premier juin* für *le premier jour de juin;* oder *régiment* bei *le 10e hussards*.

Substantiv *espoir*, sondern die alte 1. Pers. Sing. Präs. Ind. von *esperer* (= nfz. j'espère) 'vermuten' ist. —

Der Vergleich mit der Muttersprache ist gewiſs ein wichtiges, ja unentbehrliches Mittel zur Erlernung einer fremden Sprache, doch will mir scheinen, daſs Plattner in diesem Punkte nicht selten des Guten zu viel thut. Wenn der Französisch Lernende überall da, wo der Vergleich mit dem Deutschen ihn zu einem Fehltritt veranlassen könnte, auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird, so ist das nur zu billigen. Doch muſs dafür gesorgt werden, daſs der Lernende sich des rein praktischen Zweckes solcher warnenden Hinweise bewuſst bleibt, weil er sonst die andere Gefahr läuft, über praktischen Rücksichten das Wesen der Erscheinungen zu verkennen. So stellt Plattner §§ 40—43 eine lange Reihe von Wörtern zusammen, die, sowohl im Deutschen als im Französischen vorhanden, in beiden Sprachen geringe Verschiedenheiten in der Schreibung aufweisen[1] (*abricot, adjudant, agate* etc.). Der Lehrer wie der Studierende werden sich dieses praktischen Hilfsmittels gewiſs mit Erfolg bedienen, aber wenn nun § 42 als Beispiele eines 'Ausfalles von Konsonanten' (von einem solchen sollte beim Französischen doch nur im Hinblick auf ältere Sprachepochen oder auf das Lateinische die Rede sein) neben *alcool, amiral, bambou* plötzlich *la plupart, plutôt, quelquefois* erscheinen, bei denen ein *s* ausgefallen sei, so ist meines Erachtens eine Verwirrung der Begriffe die notwendige Folge so äuſserlichen Verfahrens. So kann ich es auch nicht billigen, wenn § 161 ('Adjektiv für Adverb') als Beispiel dafür, daſs im Französischen ein Adjektiv, im Deutschen aber ein Adverb steht, *en pleine rue* ('mitten auf der Straſse') angeführt wird, das man doch ebensogut durch 'auf offener Straſse' wiedergeben kann, wie andererseits 'mitten auf der Straſse' durch *au milieu de la rue* zutreffend übersetzt ist. Keinesfalls ist *en pleine rue*, wie bei Plattner, einem *dormir tranquille, arriver le premier* irgend an die Seite zu stellen. — Man wird auch dem Wesen der Sache nicht gerecht, wenn man (S. 182) in dem Satze *Cependant Antioche était en proie à la disette qui avait si longtemps désolé les croisés, et voyait chaque jour diminuer le nombre de ses défenseurs* 'anscheinend pleonastisches *voir*' erkennt. Allerdings wäre das Thatsächliche des Gedankens auch ohne *voir* mit völliger Klarheit auszudrücken: *et le nombre de ses défenseurs diminuait chaque jour*, aber doch nur auf Kosten des Stiles, dessen Anforderungen durch so loses Nebeneinander beider Sätze nicht befriedigt wären. Michaud hat dadurch, daſs er das Subjekt des ersten als (zuschauend) bei dem im zweiten ausgedrückten Vorgange beteiligt darstellt, die stilistische Schwierigkeit mit Glück gehoben und sich dabei eines im Französischen besonders beliebten, aber doch auch im Deutschen wohl anwendbaren Mittels bedient. Stilistische Gründe sind es denn auch, die in dem zweiten von Plattner angeführten Satze zur Anwendung von *voir* in einem Zusammenhange führten, in dem es in der That widersinnig ist: ... *les noms des*

[1] Mir ist als fehlend z. B. *ophtalmologie* aufgefallen.

personnes que les deux femmes désiraient voir assister à leurs obsèques. Das ist freilich, wie das danebenstehende (J.) d. h. 'Journal' verrät, schlechtes Zeitungsfranzösisch; aber klar ist, daſs der Schreiber sich in einer Notlage befand. Das schwerfällige, aber korrekte *que les deux femmes désiraient qui assistassent à l. o.* wollte er vermeiden. — § 177 Anm. '*Moi* und *toi* müſsten (wie vor *en*) auch vor *y* tonlose Form behalten.' Der Ausdruck läſst selten so erheblich zu wünschen wie hier. Wie können betonte Formen tonlose Form behalten?! Sie haben sie ja nie! — So ganz 'unbegründet' ist die Forderung älterer Grammatiker doch nicht (S. 196), daſs bei *lui* und *leur* die Objektspronomina *le, la, les* wegfielen; eben dies war das Verfahren der alten Sprache; s. Geſsner, Zur Lehre vom franz. Pronomen I, 18. — § 181 Anm. wird *tante* fälschlich aus *ta ante* erklärt; wie sollte man dazu gekommen sein, statt 'Tante' ständig 'deine Tante' zu sagen? Die richtige Deutung gab vor mehr als zwanzig Jahren Canello im Archivio glottologico III 341: *tante* ist eine Koseform der Kindersprache. Ganz entsprechend ist für den Anlaut die Koseform *councou* für *oncle* im Dauphiné. Vgl. Behrens in Gröbers Zeitschrift f. rom. Phil. XIII 412. — Auch die Erklärung, daſs vor vokalisch anlautenden Femininen die männlichen Formen des Possessivs die weiblichen deshalb ersetzten, damit dem Possessiv wie dem Substantiv seine volle Selbständigkeit erhalten bliebe, ist unannehmbar. Warum sollte die Sprache hier ein Bestreben gezeigt haben, das ihr sonst fremd ist? Herzog erklärt in Gröbers Zeitschrift XX 84—86 die Erscheinung einleuchtend mit dem Hinweise auf die Thatsache, daſs vor vokalisch anlautendem Substantivum die weibliche Form der franz. Adjektiva zumeist mit der männlichen gleich klingt: *heureux ami* und *heureuse amie, bel ami* und *belle amie, bon ami* und *bonne amie.* So habe man denn auch beim possessiven Adjektivum das Bedürfnis nach Gleichklang empfunden und befriedigt. — S. 202. 'Das Maskulinum der adjektivischen Fürwörter hieſs ursprünglich auch vor Konsonanten *cet.*' Nicht *cet*, sondern *cest.* — Warum S. 238 Anm. 2 *parbleu* aus *part Dieu* statt aus *par Dieu* hergeleitet wird, ist schwer begreiflich, da doch *part Dieu* keinen Sinn ergiebt. Man sagte afz. wohl *de par Dieu* für *de part Dieu*, aber nicht im Sinne eines Fluches, sondern mit der Bedeutung 'im Auftrage Gottes'. — *jarnibleu* wird Anm. 4 auf derselben Seite mit *je renonce* (statt *renie*) *Dieu* erklärt. — S. 243 wird in dem Satze *puisque poésies il y a — poésies* als logisches Subjekt bezeichnet; mit Unrecht. Es ist Objekt zu dem unpersönlichen *avoir*, so gut wie *cour* in (*la cour*), *si cour on peut dire.* Die Stellung des Objekts, um die es sich hier handelt, ist übrigens in *à vrai dire* ganz anders zu beurteilen als in *avoir les yeux tournés.* — S. 200. Daſs *M.* vor Verfassernamen jetzt n u r noch in Buchhändleranzeigen (wo es übrigens in der Regel auch fehlt) gebräuchlich sei, ist nicht richtig; in neuester Zeit erschienene Werke tragen die Titel: *Récréations mathématiques par M. Edouard Lucas. — Les évêques de Maguelone et de Montpellier par M. Louis de La Roque. — Dictionnaire topographique du diocèse du Maine par M. Le Paige.* Und zumeist pflegt noch heute auf Büchertiteln den Namen von Mit-

arbeitern, Vorrednern, Illustratoren und anderen, in zweiter Linie an dem Werke beteiligten Personen ein *M.* vorgesetzt zu werden: *Avec le concours de M. ..., avec préface de M.* — S. 248. Ich gestehe, daſs ich der als Übungsbeispiel gegebenen Frage: *Quand le pronom le est-il invariable?* einigermaſsen ratlos gegenüberstehe. Sie besagt doch implicite — wenigstens bei ungekünstelter Auffassung —, daſs die Veränderlichkeit des Pronomens *le* die Regel sei, von der es nun darauf ankomme, die Ausnahme oder Ausnahmen aufzuzeigen![1]

S. 256. Siede zeigt in seiner Arbeit über die Pariser Umgangssprache (Berliner Dissertation 1885) auf S. 45, daſs in der Volkssprache *moquer* noch heute transitiv vorkommt. — § 237. Nicht *c'est nous, c'est vous* sollten als Ausnahmen von der Regel, daſs das Verb im Numerus dem Subjekt folgt, hingestellt werden, sondern *ce sont eux*; denn das Subjekt, nach dem sich das Verb zu richten hätte, ist ja zweifellos — logisch und grammatisch — *ce*, und nur infolge einer Attraktion an das pluralische Prädikat *eux* tritt auch das Verb in den Plural, eine Attraktion, die die alte Sprache ja regelmäſsig auch dann vornahm, wenn das betonte Pronomen erster oder zweiter Person Prädikat bei *estre* war: *ço sui jo, ço es tu, ce somes nos, ço estes vos.* Betrachtet man mit Plattner *nous* und *vous* in *c'est nous* (*vous*) als logisches Subjekt, nach dem auffälligerweise das Verb sich nicht richtet (wo steht übrigens die Regel, daſs das Verb sich nach dem logischen Subjekt zu richten hat?), so muſs man es doch ebenso auffällig finden, daſs man *c'est moi* statt *ce suis moi* sagt, da die Übereinstimmung zwischen Subjekt und Verb in der Person doch ebenso selbstverständlich wie die im Numerus ist. Vgl. Siede, S. 42 a. a. O. über das Verfahren der Umgangssprache. Es hätte übrigens nahe gelegen, im § 237 Fälle wie *il a été tiré 10 exemplaires numérotés* und ähnliche zur Sprache zu bringen, nicht, weil solche Fälle eine Ausnahme von der Regel, daſs das Verb im Numerus sich nach dem Subjekt richtet, darstellen, sondern weil der Vergleich mit dem Deutschen ein Fehlgehen nahe legt. — Wenn einem ersten Subjekte weitere durch *avec, comme, ainsi que, de même que* etc. angereiht sind, so bestimme nur das erste Subjekt die Zahl des Verbs, lehrt Plattner § 240, 3: *Henri III, comme ses frères François II et Charles IX, mourut sans laisser de postérité.* Es ist dies gewiſs das vom logischen wie vom grammatischen Standpunkte einzig berechtigt erscheinende Verfahren: von mehreren Subjekten sollte eigentlich gar nicht die Rede sein, es giebt nur das eine, an erster Stelle

[1] Erst nachträglich ist mir dadurch, daſs ich unter den von Plattner selbst für *le* gegebenen Regeln suchte, klar geworden, daſs er wahrscheinlich die S. 194 f. behandelten Fälle (*promets-le à ton frère*) bei Stellung jener Frage im Auge hatte. Aber abgesehen davon, daſs ich glaube, es werden mehr Schüler *promets-l'à ton frère* schreiben, wenn man sie davor warnt, es zu thun, als wenn man ihnen soviel gesunden Menschenverstand zutraut, daſs man die Warnung für überflüssig hält, so hätte doch jener Frage noch mindestens ein *devant une voyelle* hinzugefügt werden müssen, um sie verständlich zu machen. Anderenfalls würde ich von dem Schüler die Antwort: *Devant une consonne* erwarten.

ausgesprochene, zu dem in Parenthese, aufserhalb des eigentlichen Satzgefüges, andere in Vergleich gestellt werden, für welche die Aussage des Verbs in demselben oder auch (bei *plus que, moins que*) in irgendwie verschiedenem Maſse zutrifft. Gleichwohl verfährt die Sprache so korrekt nicht immer, wie es nach Plattner scheinen könnte: *moururent* in Plattners Musterbeispiel wäre französischem Sprachgebrauch nicht zuwider. Vgl. Mätzner, Syntax I 169; Diez III 301; Lücking § 551, 2. — Bei durch *moins que, plus que, plutôt que, non plus que, ne ... pas plus que* verbundenen Subjekten, lehrt Plattner in einer Anmerkung zu jener Regel, finde eine gleichstellende Vergleichung wie bei *comme, ainsi que, autant que* nicht statt; hier entscheide über die Zahl des Verbs dasjenige Subjekt, welches nachdrücklich betont sei: *Sa mauvaise santé, pas plus que les nombreuses difficultés, ne l'empêcha pas de poursuivre son but.* Nun ist aber klar, daſs für *les nombreuses difficultés* durch *pas plus que* die Gleichstellung im Verhältnis zum Verbum ebenso energisch behauptet wird wie oben durch *comme* für *Henri III* und *ses frères Fr. II et Ch. IX.* Nur für *moins que, plus que, plutôt que* ist richtig, was Plattner über die Gleichstellung lehrt. Auch das Kennzeichen der nachdrücklichen Betonung des einen oder anderen Subjekts ist bei näherem Zusehen nicht stichhaltig: In Plattners Beispiel (*Sa mauv. santé* etc.) müssen ja, wenn der Zweck der Rede irgend erreicht scheinen soll, *sa mauvaise santé* und *les nombreuses difficultés* hinsichtlich der Betonung auf ganz gleicher Stufe stehen. — S. 268 wird behauptet, die Volkssprache miſsachte die Regel der Schriftsprache, wenn sie *Moi, toi et le roi Font trois* (statt *faisons*) sage. Ich halte es für gänzlich ausgeschlossen, daſs *moi* in einem Satze wie diesem bestimmend auf die Person des Verbs wirken könne. Es ist ja gar nicht Subjekt zu *faire*, so wenig wie *toi* und *roi*, sondern lediglich neben diesen beiden Teil eines einen rechnerischen Vorgang (Addition) veranschaulichenden Ausdruckes. Die Addition selbst ist Subjekt, und genau genommen müſste daher das Verbum im Singularis stehen (*fait*); daſs es im Plural steht, ist schon die Wirkung einer freilich leicht begreiflichen Attraktion. — S. 270, 3a heiſst es, in Fragen könne das Futurum auch in der ersten Person (d. h. nicht bloſs in der zweiten wie in Geboten der Form: *Tu ne tueras point*) befehlenden Sinn haben. Die zweite Person kann aber gerade in Fragen unmöglich einen Befehl ausdrücken: *diras-tu* kann nicht heiſsen: Sollst du sagen? Dagegen wäre auſser der ersten Person auch die dritte in Fragen im Sinne eines Befehls denkbar. S. Lücking § 295, 2a. — Die Funktion des von Seeger, scheint mir, mit Glück 'prophetisch' genannten Futurums wird S. 271, 3c durch den Satz *à la mort de Théodose le Grand, l'empire romain formait les deux empires d'Orient et d'Occident, qui ne seront plus réunis* nur unzulänglich beleuchtet. Wie Tobler V. B. II 124 ff. dargelegt hat, sind solche Fälle die ursprünglichen, wo jenes Futurum sich an das historische Präsens anschlieſst. Unerwähnt ist diejenige Verwendung des Futurs geblieben, die der Rede einen höflichen Charakter geben soll (Seeger: Futurum urbanum): *Nous citerons parmi les collections.* Vgl. meinen Fragesatz § 143. —

Was über § 247 Anm. 1 zu bemerken ist, hat Tobler V. B. III 54 hervorgehoben. — *Que je vous entende! Que pareille chose arrive encore!* werden S. 279 zu den Fällen gezählt, in denen der Konjunktiv bei Forderungen drohenden Sinnes erscheint. Es hätte doch verlohnt, darauf hinzuweisen, dafs im Deutschen derartige 'Forderungen' von der Negation begleitet sind: 'Dafs ich euch nicht höre!' 'Dafs ähnliches nicht wieder vorkommt' und dem Grunde für diesen seltsamen Zwiespalt nachzugehen. Offenbar will ja auch der Franzose, der *que je vous entende* in drohendem Tone ausspricht, nicht hören. Wenn er seine Rede gleichwohl positiv gestaltet, so thut er es mit der Absicht, den Angeredeten zu dem Thun, das er vermieden wissen will, gleichsam herauszufordern; er sei, giebt er dadurch zu verstehen, für den Fall vorbereitet, dafs dieses Thun sich ereigne. Im Deutschen brauchen wir 'Untersteh dich!' und 'Untersteh dich nicht!' in gleichem Sinne. Ersteres ist eine Herausforderung, letzteres ein Verbot. — S. 287 Anm. 3 mutet dem Schüler zu, zu glauben, *si* ('wenn') könne unter Umständen auch kausalen oder konzessiven Sinn haben (= *puisque, tandis que* sein). Vielleicht entschliefst sich der Verfasser in einer späteren Auflage, statt dessen zu lehren, *si* sei zuweilen gleichbedeutend mit *s'il est vrai que*; s. Tobler V. B. III 49 ff. — Die § 263 gegebenen Regeln über die Zeitenfolge lassen mancherlei zu wünschen übrig. Zunächst ist gar nicht ausgesprochen, aber doch nicht ohne weiteres selbstverständlich, dafs die Regeln gelten sollen für das Verhältnis der Verbalformen in Hauptsätzen zu denen der untergeordneten Nebensätze. Ferner ist es irrig, zu lehren, auf irgend welche Zeit der Vergangenheit folge eine der drei Zeiten: Imperfekt, Plusquamperfekt und Imperfekt des Futurs. Ein Satz wie *j'ai appris que vous ne viendrez point* wäre demnach regelwidrig. Auch für Satzgefüge der Form *Les historiens rapportent qu'une femme mourut de plaisir en entendant les orgues que Constantin Copronyme avait envoyées à Pépin* (citiert bei Mätzner, Syntax I 118) giebt es nach Plattners Regel über die Zeitenfolge keine Existenzmöglichkeit, da nach dieser auf ein Präsens im Hauptsatze nur entweder ein Präsens oder ein Perfektum oder ein Futurum folgen darf. Die Anmerkung 2 lehrt: 'Nebensätze, welche eine allgemein und dauernd gültige Wahrheit enthalten, stehen im Präsens (statt Imperfekt)', z. B. *Il a conduit cette affaire comme s'il ne savait pas que deux et deux font quatre.* Die Erklärung der scheinbaren Ausnahme liegt darin, dafs *savait* in unserem Falle gar keine Zeitform der Vergangenheit, sondern eine im Modus der Nichtwirklichkeit stehende Form für die Gegenwart ist. S. Tobler, V. B. II 142 f. und meinen Fragesatz S. 123. Und dieselbe Auffassung präteritaler Redeweise erklärt die von Plattner in Anm. 5 behandelten Fälle. Eine Ausnahme liegt auch nicht vor in Satzgefügen der Art (Anm. 4): *ce n'est pas à dire que cette transformation fût complète,* und es scheint mir irrig, mit Plattner dem Schüler zu sagen, *fût* stehe hier für *ait été,* nur damit die (eben lückenhafte) Regel gerettet werde, nach einem Präsens im Hauptsatze könne nur ein Präsens, Perfekt (parfait indéfini) oder Futur im Nebensatze stehen. Die Zeitformen

des Nebensatzes haben sich keineswegs bedingungslos, sondern nur dann nach denen des Hauptsatzes zu richten, wenn die durch die beiden Verba ausgedrückten Arten des Seins der gleichen Zeitsphäre angehören. Es ist der neueren Sprache z. B. nicht mehr wie dem Altfranzösischen möglich, eine Erzählung in demselben Satzgefüge zum Teil im historischen Präsens, zum Teil im Präteritum vorzutragen, also zu sagen wie Marques 49c: *Quant li chastelains oï ce, si descent de son cheval et la corut embracier et la besa plus de cinquante foiz*, oder: *ele sot bien, que se il vient a cort, il li liverra assez a pestrir.* Was die Zeitenfolge in Satzgefügen mit formelhaften verbalen Ausdrücken anbetrifft, die Plattner Anm. 7 kurz berührt, so hat man jetzt in der Arbeit des schwedischen Romanisten Lindberg: Les locutions verbales figées (Upsal 1898), eingehende Belehrung über die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse erhalten. — Im Zusatz 2 zu § 295 werden die Fälle bezeichnet, in denen, der Regel entgegen, vor der Apposition die Präposition ihres Beziehungswortes wiederholt wird. Es geschehe dies a) wenn eine Einschiebung vorausgehe: *à son successeur, qu'il avait désigné lui-même, au cardinal Mazarin*; b) wenn die Apposition ein Demonstrativum enthalte; c) wenn die Apposition lediglich einen Eigennamen enthalte, und d) wenn sie sich nicht auf das zunächst vorhergehende Wort beziehe: *c'est le génie d'un homme du tiers état, du fils d'un commerçant, de Jean-Baptiste Colbert, qui donna* etc. Es giebt indessen Fälle, die sich dieser Regel nicht einfügen lassen. Keine der vier angegebenen Bedingungen trifft z. B. zu für die von Herm. Alex. Müller in seinen Beiträgen zur Französischen Syntax (Jena 1849) S. 26 citierten Sätze: *C'est bien la nièce de Louis XIV, du roi absolu, qui venait de se réveiller de sa léthargie et de secouer d'une main puissante les entraves sous le poids desquelles elle était opprimée depuis plusieurs années*, oder: *La cour d'Espagne appliquera au comte de Mansfeldt, au représentant de l'empereur d'Autriche, le châtiment terrible qu'il a encouru*, und endlich: *elle partageait avec sa maîtresse la vénération qu'elle pensait devoir être due à la demeure féodale, au château de Vannoise.* Auch Lücking bleibt ganz an äußeren Merkmalen haften, wenn er S. 132 Anm. lehrt, ein Gattungsname mit *le* als Appositum eines anderen mit *le* oder ein Gattungsname mit *ce* als Appositum eines anderen mit *ce, le, son* habe in der Regel die Präposition seines Beziehungswortes ebenfalls vor sich, und das Gleiche gelte für einen Eigennamen als Appositum eines Superlativs. Das Wesen der Erscheinung beruht meines Erachtens darin, daß der Redende zuweilen in der Lage ist, ein Seiendes mit einem Ausdruck nicht hinlänglich kennzeichnen zu können; er stellt daher, um dem ihm vorschwebenden Bilde vollen Ausdruck zu verleihen, mehrere Benennungen dieses Seienden, die zusammen den gewünschten Zweck erreichen, nebeneinander, indem er hinter der ersten, allein nicht genügenden, das Satzgefüge fallen läßt, um es unmittelbar darauf mit der zweiten, das Seiende noch schärfer, unzweideutiger kennzeichnenden, wieder aufzunehmen. Diese zweite Benennung ist also keineswegs, wie die Apposition, nur eine Erläuterung, Erweiterung der ersten, sondern ein ihr völlig ebenbürtiger, dieselbe syntaktische Stel-

lung wie jene einnehmender Satzteil, mufs daher, falls jene mit einer Präposition versehen ist, dieselbe Präposition ebenfalls aufweisen. — § 306 Anm. 1. *On* steht nicht nur an Stelle einer 1. Person Sing., wie übrigens schon in der alten Sprache: *Avoy dame, ce dist Richars, Estez vous ja si toz sousprise? Encor n'a on* (d. h. *n'ai jo*) *parole prise De requerre vostre amistié,* und im 17. Jahrhundert: *C'est assez; le reste se comprend: On vous est obligé* (= *je vous suis obligée*) bei Hauteroche, Œuvres III 233 (Ausgabe Paris 1772), sondern auch für das Pronomen der 1. Person Plur. ist *on* stellvertretend: *Laisser donc! faut pas se manger, on est tous frères* (= *nous sommes t. fr.*) bei Zola, Débâcle 365. Für die zweite Person tritt *on* z. B. ein: *Hors d'ici tout à l'heure et qu'on ne réplique pas* (Molière, Avare I 3); für die dritte in ... *regardant son frère pour voir la figure qu'on faisait* (Zola, Pot-Bouille 380) oder in *on les attendait* (wo nur Mme Campardon und ihre Tochter mit den Wartenden gemeint sein können (ib. 20). Der Grund für den Ersatz der bestimmten persönlichen Fürwörter durch *on* liegt in dem verschieden zu motivierenden Wunsche des Redenden, eine direkte Bezeichnung der unter *on* zu verstehenden Persönlichkeit zu vermeiden: steht er selbst in Frage, so kann ihn Bescheidenheit, gegenüber einer zweiten Person Hochmut, Verachtung dazu veranlassen. — § 309. Über das Fehlen der Subjektspronomina war erheblich mehr zu sagen; ich gehe hier nicht darauf ein, da vermutlich in den Ergänzungsheften weiteres zu finden sein wird. — § 313 Anm. 1. Warum soll in *moi qui vous parle* der Relativsatz deutsch nicht wiederzugeben sein? — In der Anm. 2 desselben Paragraphen wird von *aller, venir, courir à qn.* und anderen Verben gelehrt, sie nehmen nur das 'unverbundene' Personalpronomen als Objekt zu sich, wieder einmal eine Regel, die lediglich in der Freude am Regelgeben ihre Erklärung findet. Natürlich kann man, wie unter Umständen einem *je te promets* ein *je promets à toi,* nicht auch einem *je cours à toi* ein *je te cours* an die Seite stellen. Aber *à toi* ist doch in beiden Fällen keineswegs syntaktisch gleichwertig und nur äufserlich dasselbe. — § 342. In *voilà justement l'acteur qu'il nous faut* wird *que* mit Unrecht als Nominativ und logisches Subjekt bezeichnet; es ist Accusativ, wie aus *il nous le faut* (sc. *l'acteur*) hinlänglich klar wird. Wenn nach Toblers Vorgange (V. B. I 178) für den Ausdruck 'unpersönlich' der treffendere 'subjektlos' gewählt worden wäre, so wäre der Irrtum wohl vermieden worden; gerade 'logische' Subjekte sind ja bei subjektlosen Verben ausgeschlossen. — § 344. Dafs *dont* in lokalrelativer Verwendung bei guten Autoren vorkommt, zeigt Tobler, V. B. III 39 f. — § 345. In *c'est à vous que je parle* ist *que* die Konjunktion, nicht das relative Adverb. — Der über das 'beziehungslose Relativ' handelnde § 346 ist etwas dürftig ausgefallen. Beziehungslos ist *qui* auch in *c'est moi qui l'ai dit* und in *qui* = *si l'on,* wofür Plattner selbst in dieser Zeitschrift Band LXIV S. 113 Beispiele aus modernen Autoren giebt. — § 349 Anm. 2 '*à qui* vertritt unser wessen bei einem Besitzverhältnis: Wessen Buch ist dies? *à qui est ce livre?*' Aber doch nicht immer; z. B. nicht, um die Sätze 'Wessen Haus hat er gekauft?'

'Wessen Heer hat gesiegt?' wiederzugeben. — S. 379 Anm. *à l'envi* wird wohl heute nicht mehr bald von *invitus*, bald von *invidia* abgeleitet, sondern gilt allgemein als Verbalsubstantiv zu *envier* (= *invitare*) 'einladen, herausfordern'. — S. 350 Anm. 4 ist das über das Verhältnis von *que* und *pourquoi* Bemerkte unzulänglich. Auch in negativen Fragen ist keineswegs überall *pourquoi* durch *que* ersetzbar, sondern nur in rhetorischen, vorwurfsvollen Fragen. Wenn wirklich nach dem Grunde gefragt wird, ist nur *pourquoi* am Platze. S. Tobler, V. B. III Abschnitt 7. — § 354 Anm. 1. 'Als Plural' wird *on* in dem Satze *Quand on est si proches voisins* nicht gebraucht, wie deutlich der Singular *est* zeigt. — § 386 Anm. 4 'Früher konnte *ne* in der Frage fehlen'. Bei dieser Gelegenheit hätte doch nicht versäumt werden dürfen, zu erwähnen, wie aufserordentlich beliebt der Gebrauch der blofsen Füllwörter ohne Negation in der Volkssprache ist. Siehe Siede S. 59. — § 387 (Stellung der Negation) hätten Fälle wie *tout ce qui reluit n'est pas or* in einer Grammatik, die dem Vergleich mit dem Deutschen grundsätzlich weiten Raum gönnt, nicht unerwähnt bleiben dürfen; s. Tobler, V. B. I 159 ff. Auch auf den Fall war hinzuweisen, wo *il faut* vor einem Satze mit *que* die Negation an sich zieht, welche nach unserer Auffassung zum Verbum des abhängigen Satzes gehört (Tobler, V. B. I 166). — § 390 Zusatz. *Ce que Dieu ne veuille, ne vous en déplaise* sind keine Imperativa. — § 392 II Anm. 2. 'Die alte Sprache setzte nach Komparativen *non pas*'. 'Die alte Sprache' heifst in diesem Falle etwa 'die Sprache des 17. Jahrhunderts'; Uneingeweihte werden meinen, es handle sich um einen Brauch des Altfranzösischen.

Der Druck des Buches ist sehr sorgfältig überwacht. An Fehlern sind mir nur aufgefallen S. 252 Z. 3 v. u. l. *s'est* (st. *c'est*); S. 255 Z. 8 v. u. l. § 310 (st. § 228); S. 297 Z. 1 v. o. l. *et* (st. *est*); S. 377 Z. 3 v. o. l. *les* (st. *le*).

Grofs-Lichterfelde. Alfred Schulze.

Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. Von Max Johannesson. Berlin 1898. 388 S. M. 4.

Die Johannessonschen Lehrbücher sind im Auftrage der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens verfafst worden und sind daher in erster Linie für militärische Unterrichtsanstalten, insbesondere für die Voranstalten des Kadettenkorps bestimmt. Dafs wiederholt für diese Zwecke besondere Lehrbücher verfafst worden sind, läfst sich damit rechtfertigen, dafs diese militärischen Fachschulen ihren eigenen Lehrplan haben und in der Unterrichtsmethode nicht unbedeutend von der der übrigen höheren Lehranstalten abweichen. Wenn nun aus jenen Kreisen hervorgegangene Bücher auch für die Allgemeinheit brauchbar sind, so sind sie gewifs ein dankenswertes Unternehmen. Das ist mit den Büchern Johannessons der Fall. Der Verfasser, der viele Jahre gerade am Vorkorps thätig war, hat es verstanden, in denselben den besonders schwierigen Anforderungen des Anfangsunterrichts gerecht zu werden.

Das Lesebuch ist für drei Jahre der Latein lehrenden Anstalten berechnet, in den lateinlosen Schulen, welche mit Französisch bereits in Sexta anfangen, wird der Stoff für vier Jahre ausreichen. Selbst noch höher hinauf sind gewisse in dem Buche enthaltene Materialien für Sprechübungen und freie Vorträge von dem Unterzeichneten an einer Realanstalt mit gutem Erfolge verwendet worden. Für die Brauchbarkeit des Buches sprechen besonders zwei Umstände, der klar zum Ausdruck gebrachte Fortgang vom Leichteren zum Schwereren, sowie die überraschende Reichhaltigkeit des Stoffes. Ersterer Umstand läſst auch den schwächeren Schüler den allmählich gesteigerten Ansprüchen ohne Entmutigung folgen, für den Lehrer sind auſserdem die Stücke nach drei Schwierigkeitsstufen kenntlich gemacht. Die Fülle und Abwechselung des Stoffes regt den begabteren und strebsameren Schüler zu selbständiger Beschäftigung mit dem Gebotenen an. Ein Blick auf den Inhalt der Stücke zeigt, daſs es darin kaum ein für den neusprachlichen Unterricht geeignetes Gebiet giebt, das nicht vertreten wäre. Man findet hier manches, was man in den neueren Unterrichtswerken von Bierbaum, Kühn, Ohlert, Wolter, Roſsmann-Schmidt und anderen vergeblich sucht. Johannesson steht auf dem Boden der gemäſsigten Reformer. Die Grundlage und den Mittelpunkt seines ganzen Unterrichtsbetriebes bildet die Lektüre. Sie giebt ihm das erste Material für Lautier- und Sprechübungen, sie führt dem Lernenden von Anfang an in der fremden Zunge die Kenntnis der ihn umgebenden Dinge und der weiteren binnen- und fremdländischen Realien zu, sie bietet die Unterlage für mancherlei schriftliche Darstellungen, aus ihr wird analytisch der grammatische Gehalt gewonnen, ohne daſs in dem beigefügten Übungsbuche erprobte Verfahrungsarten der älteren Methode ängstlich vermieden würden. All diesen Anforderungen sucht der sorgfältig und planvoll bearbeitete Inhalt gerecht zu werden. Derselbe gliedert sich stofflich in drei groſse Abschnitte: I. Descriptions. Leçons de choses. II. Narrations. III. Morceaux de Poésie. In dem ersten derselben wird uns in sechzehn Stücken das ganze Schulleben mit seinen Leiden und Freuden vor Augen geführt, die 'locutions usitées en classe' könnten um ein Beträchtliches vermehrt werden. Der menschliche Körper, Kleidung und Wohnung des Menschen geben zu mancherlei Beschreibungen Anlaſs. Unter 'La famille et les amis' finden sich zahlreiche Briefe, le lawn-tennis, le patinage, Wortspiele, Rätsel u. a. In den weiteren Kapiteln werden die verschiedenen Zeitabschnitte, sogar mit Zuhilfenahme von geschichtlichen Tabellen, Zahl, Maſs, Gewicht, Münze behandelt. Die Stücke unter 'Ville et campagne' lenken den Blick des Schülers auf Lebensverhältnisse, die ihm manches Neue bieten. Hier und an anderen Stellen unterstützen Bilder über Flugbahnen, Zweirad u. s. w. die Anschauung, ohne daſs man fürchten müſste, es mit einem der bekannten neusprachlichen Bilderbücher zu thun zu haben. Eine Reihe von 'accidents' aus verschiedenen Zeitungen, sowie 'affiches', denen man im fremden Lande auf Schritt und Tritt begegnet, führen im Verein mit mehreren Seiten Annoncen den Schüler in die Wirklichkeit der modernen Lebensverhältnisse

ein. Den Schluſs dieses ganzen Abschnittes bilden Tierbeschreibungen, atmosphärische Erscheinungen nebst Wetterberichten, allgemeine Erdkunde, Reisebeschreibungen und Sprichwörter. Der II. Teil 'Narrations' enthält zahlreiche, zum Teil noch wenig bekannte Anekdoten, Märchen aus 'Tausend und einer Nacht', deutsche Sagen, chanson de Roland, le vrai anneau u. a. Die historischen Erzählungen sind etwas kurz weggekommen, doch finden sich auch hier zeitgemäſse Stoffe, wie Livingstone, Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Kanals. Der III. Teil 'Morceaux de Poésie' besteht hauptsächlich aus Dichtungen von Lafontaine, Béranger, Lamartine und V. Hugo. Perlen neuerer Dichtung, wie man sie in anderen Sammlungen, z. B. bei Gropp und Hausknecht, findet, vermiſst man nur ungern. Daſs bei Lafontaine für veraltete Ausdrücke in den Anmerkungen modernes Französisch eingesetzt ist, ist zu billigen. Das Gedicht 'Ma Normandie' gehört seines specifisch französischen Standpunktes wegen kaum in eine deutsche Schule. Zahl- und Interpunktionszeichen, das fleiſsig gearbeitete Vocabulaire, Notes explicatives mit lesenswerten Bemerkungen über französische Realien, Versbau, Geschichte u. a. machen den Beschluſs. Die Ausstattung des in der Königlichen Hofbuchhandlung erschienenen Werkes ist eine mustergültige.

Die Texte sind zwar meist neueren Schriftstellern entnommen und einer modernisierenden Durchsicht unterzogen worden, doch finden sich hier und da Stellen, in welchen dem Leser nicht immer der beste Sprachgebrauch entgegentritt, oder wenigstens nicht ein solcher, wie er Schülern als mustergültig vorgeführt werden soll. Schon hinsichtlich der Rechtschreibung ist zu bemerken, daſs *A majuscule* nie mit einem Accent versehen werden darf. Die Silbentrennung ist nicht immer richtig behandelt, nach dem Pronom der Anrede ist ein Komma oder gar ein Ausrufungszeichen zu setzen (Nr. 75, 37), 33, 4 ist *boîte* von dem Folgenden zu trennen.

Nr. 6, 11 liest man: *C'est un avantage à ne pas négliger.* Der Ausdruck ist zwar nicht gerade inkorrekt, obwohl *à ne pas mépriser* besser gewesen wäre. Lieber wendet man den Satz positiv: *C'est un avantage à conserver.* 6, 13 sagt ein angehender lycéen: *j'aurais abordé la tunique* im Sinne von anziehen, anlegen. Das ist für den gebildeten Franzosen unverständlich, es findet sich in diesem Sinne weder bei Littré noch im Dict. de l'Académie; *aborder qch.* bedeutet im argot etwa: Mit Selbstüberwindung an eine schwierige oder heikle Sache herangehen, z. B. würde ein Schüler sagen: *J'aborde le latin.* Besser wäre in obigem Falle: *endosser.*

9, 5 beklagt sich ein Schüler darüber, daſs der Lehrer ihm eine ganze Seite zu übersetzen gegeben habe: *Tout cela serait très bien, si le professeur ne m'avait pas donné tant.* Hier muſs zu *tant* notwendigerweise *de travail* oder *à faire* oder wenigstens *en* ergänzt werden. 27, 3: *Les femmes portent souvent un tablier au-dessus de la robe.* Es kann nur heiſsen *sur* oder *par-dessus la robe;* dagegen wäre richtig: *Le corsage se*

trouve au-dessus de la robe. 29, 9 sagt jemand beim Handschuhmacher: *Regardez, je crois que j'ai le numéro 8.* Diese Ausdrucksweise ist ungewöhnlich, man braucht in solchem Falle: *je gante 8,* oder noch besser: *ma pointure est 8.* 34, 2 wird von den *voituriers* gesagt, dafs sie die Baumaterialien herbeibrächten, man kann hier nur *charretier* oder *camionneur* verwenden. 34, 3: *Il fait aussi les fenêtres, auxquelles le vitrier pose les carreaux de vitre,* die beiden letzten Worte sind überflüssig. 50, 15: *S'il en faut croire sa tante, il était joli garçon et fort bon cœur.* Vor *fort* ist *avait* einzufügen. Man sagt zwar bisweilen: *C'est un bon cœur,* auf jeden Fall aber müfste man das Verbum wiederholen: *C'est un joli garçon et c'est un bon cœur.* 149, 5: *Le Rhin ... débouche en pleine à Bonn. pleine* ist im Druckfehlerverzeichnis korrigiert, trotzdem müfste es heifsen *dans la plaine*; z. B. Dict. de l'Ac.: *L'armée déboucha des montagnes dans la plaine.* 150, 2: *Qu'il me soit permis d'ajouter un chaînon encore à cette longue chaîne d'interrogations;* man vermeidet die Wiederholung, wenn man für *chaînon* — *anneau* wählt.

150, 5: *Le Rhin bondit sur ses flancs, large, impétueux, profond* ist für den Franzosen schwer zu verstehen, man spricht eher von dem *lit* als den *flancs* eines Flusses, letzteres bedeutet die Abhänge der einschliefsenden Berge. 157, 4: *La Katzbach est un affluent gauche de l'Oder. La Katzbach a un affluent droit,* es mufs heifsen *de gauche* und *de droite.* In demselben Stück ist übrigens die Geschichte des Wahlstätter Klosters ungenau dargestellt. 176, 1: *Un jour, le renard cherchait longtemps un dîner, et toujours inutilement.* Der Ausdruck ist wenig glücklich, es würde wohl vorzuziehen sein: *Le renard chercha longtemps son dîner* oder *cherchait depuis longtemps son dîner.* Im Stück 177 werden ein Gascogner und ein Normanne, die wegen ihrer Lügen berühmt sind, vor den König entboten. Sie reden ihn beide mit '*Roi*' an. Mindestens sollte man '*Mon Roi*' erwarten. Es ist nicht einzusehen, warum sie nicht das allein gebräuchliche *Sire* oder wenigstens *Majesté* gekannt haben sollen; selbst im volkstümlichen Tone der Lafontaineschen Fabel findet es sich ausschliefslich verwendet. In 197, 1 ist der letzte Satz schwerfällig, für *corne à la main* sagt man besser *corne d'alarme* oder *corne d'appel.* 226, 10 heifst es in der Erzählung, die von Ali Baba handelt: *La porte se rouvrit enfin, les quarante voleurs sortirent, et au lieu que le capitaine était entré le dernier il sortit le premier.* Diese Ausdrucksweise klingt nicht französisch; eher würde als Konjunktion *tandis que* passen, vorzuziehen wäre jedoch wohl ohne eine solche: *et le capitaine qui était entré le dernier, sortit le premier.*

Diese in einer Neuauflage leicht zu beseitigenden Mängel des Ausdrucks hindern nicht, das Johannessonsche Buch als ein brauchbares Hilfsmittel für den französischen Unterricht zu betrachten, die Erfahrung hat bereits gezeigt, dafs Schüler das darin Gebotene mit lebhaftem Interesse aufnehmen und sich mit Hilfe desselben in verhältnismäfsig kurzer Zeit eine beträchtliche Menge positiven Wissens aneignen.

Gr.-Lichterfelde. O. Knörk.

Französisches Übungsbuch für die Unterstufe im Anschlufs an das Lesebuch von Max Johannesson. Berlin 1899. 127 S.

Das Übungsbuch für die Unterstufe, dem eine weitere Grammatik für die Mittelstufe folgen soll, schliefst sich an das Lektürebuch im wesentlichen an. Die Grundzüge seiner Methode, welche der Verfasser in einer längeren Vorrede auseinandersetzt, entsprechen den neueren Ansichten. Unverständlich ist der Satz, dafs die Vorstufe, eine Art Lautlehre, den Schüler von der Schrift auf den Laut führen soll; der Laut ist doch wohl die Grundlage jedes neusprachlichen Anfangsunterrichts. Der Verfasser giebt an anderer Stelle selber zu, dafs die Aneignung einer guten Aussprache die allerwichtigste Aufgabe des Anfangsunterrichts sei. Das Buch ist für ein resp. zwei Jahre lateinloser Anstalten berechnet. Die Vorstufe bringt in zehn Vorübungen alles Wichtige über die Aussprache. An kleinen Sätzen aus dem Bereiche des Schullebens, welche an der Spitze der Kapitel durch kräftigen Druck hervorgehoben worden sind, werden Einzellaute, Wort- und Satzton eingeübt. Die gewonnenen lautlichen und grammatischen Ergebnisse werden darauf in kurzen Bemerkungen, jede unter einer besonderen Nummer, zusammengefafst. Daran sind als Leseübungen eine Reihe einzelner Wörter angeschlossen, welche auch bei uns gebräuchlich sind, daneben viele Eigennamen. So läfst sich deutlich der Unterschied zwischen der bei uns üblichen und der echt französischen Aussprache klar machen. Die Lautschrift meidet der Verfasser, er schliefst sich im allgemeinen der Plœtzschen Aussprachebezeichnung an. Doch ist die Wiedergabe des Nasals durch *ng* nicht glücklich gewählt, der Schüler wird dadurch leicht verleitet, ein *g* nachklingen zu lassen, hier ist ein besonderes Zeichen vorzuziehen. Die geschlossenen Vokale werden durch einen Punkt unter denselben bezeichnet, das geschieht noch häufig, wo die Aussprache längst geläufig sein sollte, z. B. bei der Verbalendung *ẹz*; ein Zeichen für die offenen Vokale fehlt. Die hellere Klangfarbe des *a* ist unerwähnt gelassen, die Länge und Kürze der Vokale ist nicht so nebensächlich, wie der Verfasser zu meinen scheint. Schon auf der Vorstufe werden dem Schüler viele Übersetzungsaufgaben zugemutet. Dadurch geht nur die mühselig erreichte Klangfarbe der ersten Ausspracheübungen bald wieder verloren. Schon in der siebenten Vorübung soll der Anfänger nach dem Muster längerer vorgedruckter deutscher Sätze ähnliche bilden und diese offenbar dann erst in die Fremdsprache übertragen. Hier wäre wohl eine konsequentere Durchführung der rein analytischen oder direkten Methode möglich.

Die eigentliche Unterstufe behandelt den üblichen grammatischen Stoff einschliefslich der regelmäfsigen Konjugation in fünfundzwanzig 'Übungen'. Die grammatische Kenntnis wird aus bestimmten, für die einzelnen Kapitel passenden Stücken des Lesebuches induktiv gewonnen, in kräftig gedruckten Mustersätzen nochmals veranschaulicht und in prägnanten Erklärungen zusammengefafst. Am Schlusse der Kapitel finden sich reichliche Übersetzungsübungen, in Einzelsätzen und zusammenhän-

genden Stücken (im Anschlufs an die Lektüre). Sie werden sich nicht vermeiden lassen, so lange die Lehrpläne nicht auf die Übersetzung in den Abschlufsprüfungen verzichten. Ein Dutzend Einzelsätze mit konkretem grammatischen Gehalt sollte jedoch im allgemeinen ausreichen. Wenn aber bei Johannesson bisweilen sechsunddreifsig Einzelsätze des verschiedensten Inhalts geboten werden, so erinnert das an die alte Plœtzsche Übersetzungsmethode. Auch inhaltlich findet sich darin manches Merkwürdige, z. B. 47: Eine Nase, deren Nasenlöcher sehr grofs sind, ist nicht hübsch, oder: Ein Kopf, dessen Schädel nicht mit Haaren bedeckt ist, ist nicht schön. An anderer Stelle ist von dem Spucknapf oder dem Strampeln mit Händen und Beinen die Rede. Der grammatische Stoff ist hier und da recht ungleich verteilt. Kap. 14 enthält z. B. nur die Imperativformen der regelmäfsigen Konjugation, während an anderer Stelle sechs bis acht grammatische Dinge verschiedener Art behandelt sind. Auch hier finden sich Sätze wie: *Cet enfant n'est pas courageux, mais il a courageusement défendu son frère*, zur Unterscheidung von Adjektiv und Adverb. Zu demselben Zweck wird eine Reihe schwieriger Einzelsätze gegeben, die wohl kaum für die Übertragung ins Französische berechnet sind. Als Musterverbum der dritten Konjugation wäre wohl *vendre* statt *rompre* vorzuziehen gewesen, wenngleich *t* in dieser Konjugation überall das historisch berechtigte ist. Die Bemerkungen über die lautlichen Gründe der unregelmäfsigen Konjugation, die in diesem Teil noch gar nicht behandelt wird, sowie andere historische Bemerkungen über die Formenlehre sind wohl mehr für den Lehrer bestimmt. Diesem geben die Bemerkungen im Questionnaire und Thèmes d'imitation nützliche Fingerzeige. Doch wird mit dem Konjugieren von zeilenlangen Sätzen sehr viel Zeit verloren. Von mehr äufserlichen Dingen ist dem Unterzeichneten aufgefallen der Druckfehler *A-to-n* auf S. 39, sowie das Fehlen eines *u* in Questionnaire 12. Im Wörterverzeichnis ist der vom Deutschen abweichende Artikel bald kräftig gedruckt, bald nicht. Karlsruhe als Vokabel anzugeben, erscheint überflüssig. S. 112 ff. fehlen nach den Imperativen die Ausrufungszeichen, S. 102 wird als Übersetzung von *persienne* Jalousie angegeben, auf S. 113 ist die Übersetzung von *en faisant de la gymnastique* = 'beim Turnen' von den Schülern selber zu finden. Auch dieses den neueren methodischen Anforderungen entsprechende Buch Johannessons soll sich, soweit bis jetzt darüber Erfahrungen vorliegen, im Unterrichte als nützlich erwiesen haben.

Gr.-Lichterfelde. O. Knörk.

Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von Dr. Carl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg., 1897. XXVI, 556 S.

Die neue kritische Ausgabe der Gedichte Michelangelos stützt sich auf die genaueste Kenntnis nicht allein des gesamten handschriftlichen

Materials, sondern auch aller in Betracht zu ziehenden biographischen und kunsthistorischen Verhältnisse. Mit jahrelanger mühsamer Arbeit ist hier die Philologie in den Dienst der Kunstgeschichte getreten, um durch möglichst getreue Wiedergabe der handschriftlichen Überlieferung, durch den Versuch einer chronologischen Aufreihung der Gedichte, durch sehr reichliche biographisch-psychologische und ästhetische Erläuterungen auch für den dichterischen Teil der Lebensarbeit des grofsen Künstlers sichere Anschauung und gegründetes Urteil zu schaffen.

In den beiden Kapiteln der Vorrede spricht Herr Professor Frey sich hierüber aus. Im ersten handelt er kurz von dem Wert dieser Gedichte für das Innenleben Michelangelos — sie seien in erster Linie als biographisch-psychologisches Material zu beurteilen und zu benutzen, sagt er zutreffend —; von ihrer Wirkung zu Lebzeiten des Dichters; von ihren Schicksalen und ihrer Würdigung späterhin bis zur Edition Guastis; schliefslich, nicht ohne Resignation, von seiner eigenen, auf eine Anregung Herman Grimms zurückgehenden Ausgabe. Das zweite Kapitel dann unterrichtet zunächst über die Handschriften — ein grofser Teil der Gedichte ist in Autographen erhalten —, über ihre ziemlich dunkle Geschichte zu Lebzeiten und die besser bekannte nach dem Tode Michelangelos. Vor allem aber giebt der Herausgeber nähere Auskunft über die von ihm erstrebte genetisch-chronologische Anordnung der Gedichte, über die inneren und äufseren Kriterien, die ihn hier leiteten, im besonderen über eine Gruppe von 105 Gedichten, die Michelangelo selber, von Luigi del Riccio und Donato Giannotti unterstützt, für den Druck gesammelt und zugerichtet, schliefslich aber doch unveröffentlicht liegen gelassen habe. Ein drittes Kapitel, das die einzelnen Bemerkungen des Kommentars über Michelangelos 'Verhältnis zu Platon, zur Antike, zu Dante und Petrarca, über seine Frauen- und Männerliebe' in 'eine ausführliche Würdigung von Michelagniolo als Dichter' zusammenfassen sollte, hat Rücksicht auf den Verleger leider unterdrückt. Das ist sehr zu bedauern. Erst durch litterarhistorische Betrachtung, welche die zahlreichen konventionellen Bestandteile als solche in Michelangelos Dichtungen heraushebt, werden diese ein zuverlässiges Material für die Charakteristik des Dichters. Der Herausgeber wird nun an anderer Stelle davon handeln.

Eine genaue Beschreibung der Codices eröffnet den auf den Text folgenden kritischen Apparat. Sie beginnt mit dem Vaticanus, dessen sehr unzulängliche Benutzung, wie man weifs, ein empfindlicher Mangel der Guastischen Ausgabe ist. Der Vaticanus enthält 78 von Michelangelo selber geschriebene Gedichte, vorwiegend die des höheren Alters. Reicher noch an eigenhändig geschriebenen Gedichten Michelangelos ist der von Guasti sogenannte Autografo des Archivio Buonarroti: 174 Autographen, worunter nur 10 mit dem Vaticanus gemeinsam. Zu diesen und zu einer Anzahl auf der Adrefsseite von Briefen, auf Skizzen- und Ricordo-Blättern erhaltenen Autographen kommen wichtige gleichzeitige Kopien. Der Vaticanus bietet 58, der Codex Riccio, später als erster Teil in den Codex XIV des Archivio Buonarroti (den Miscellaneo Guastis) eingebunden, 70 (oder 71,

wenn man unter Nr. 64 zwei Gedichte begriffen annimmt). Ferner die Codices Giannotti und Baldi, beide ebenfalls später in den Miscellaneo aufgenommen. Jener enthält 39 Gedichte, davon 5 autographisch gar nicht und von diesen wieder 4 nur hier in ältester abgeleiteter Form erhalten. Der Codex Baldi, dessen genaue Beschreibung in der neuen Ausgabe nach dem wenigen, was Guasti von ihm sagt, sehr erwünscht ist, hat 49 vollständige Gedichte, 6, darunter *Per fido esemplo alla mia vocazione,* nur in dieser alten, übrigens auf den Vaticanus zurückgehenden Kopie erhalten. Auch von den Bemühungen des Grofsneffen Michelangelos für seine Ausgabe 1623, deren Ergebnisse, mit Ausnahme der noch von Guasti benutzten, heute nicht mehr vorhandenen Kopie des Vaticanus, im Archivio Buonarroti als Codices XV und XVI aufbewahrt sind, wird eingehend und anerkennend gehandelt. Die Motive der willkürlichen Textänderung dieser Ausgabe bespricht die Vorrede S. VIII A. 2. Noch 12 Codices, die zum Teil von geringem Werte sind, teils auch für den Herausgeber nicht zugänglich waren, werden schliefslich kurz beschrieben, unter ihnen der wichtigste ein Magliabechianus mit Riccios sorgfältigen Kopien der Bracci-Epitaphien.

Sieht man nun die Folge der Kopien im Vaticanus, in den Codices Riccio, Giannotti, Baldi näher an, und nimmt man hinzu, was Guasti über die frühere Anordnung des Autografo sagt — Frey beschreibt ihn nur in seiner jetzigen, aus Gherardis Neuordnung nach Gedichtgattungen hervorgegangenen Gestalt —, so ergiebt sich, dafs eine Gruppe von 89 zunächst von Michelangelo selbst niedergeschriebenen Gedichten im Vaticanus vielleicht vollständig, in den anderen Codices teilweis, in Abschriften erhalten war. Der Autografo (Codex XIII) begann früher auf der ersten der von moderner Hand paginierten Seiten die Gedichte, welche neben mehreren modernen noch eine antike (numerati d'antico: Guasti), nach Frey von Riccio herrührende Numerierung tragen, mit Nr. 22 und gab dann bis Nr. 70 die Gedichte press' a poco (Guasti S. LVI) in derselben Folge wie der Codex Riccio (der mit Nr. 70 abbricht). Der Vaticanus, dem die Nummern 41—71 fehlen und schon, als Fulvius Ursinus, sein erster Besitzer, ihn paginierte, gefehlt haben, bietet wieder 72—89 in derselben Folge wie (nach Guasti S. LV) der Autografo in seiner ursprünglichen Anordnung. Die Codices Giannotti und Baldi zeigen zwar, soweit sie reichen, dieselbe Folge hier und da durch ein oder mehrere andere Gedichte Michelangelos willkürlich unterbrochen, geben übrigens aber Giannotti 1—34, Baldi 1—40 in der Reihe wie der Vaticanus, der Codex Riccio und von Nr. 22 ab der Autografo. Diese Übereinstimmung war also zum Teil schon Guasti aufgefallen, und Grimm, der in seiner Besprechung der Ausgabe Guastis (Über Künstler und Kunstwerke I 110) ebenfalls darauf hinweist: 'eine Reihe der vorn angeführten Codices geben eine sehr bedeutende Anzahl der Gedichte in fest wiederkehrender Anordnung',[1] hat diese

[1] Freys Note S. XVIII läfst irrtümlich Grimm von der Wiederkehr gewisser Dichtungen im Vaticanus sprechen.

Gedichtfolge als die Grundlage einer kritischen Ausgabe bezeichnet, so dafs die hier fehlenden früheren und späteren Gedichte Michelangelos vorherzugehen und nachzufolgen hätten. Auf dieser Grundlage ist die neue Ausgabe aufgebaut. Grimm hatte weiter vermutet, dafs die Abschriften jener 89 Gedichte von Michelangelo selbst ausgingen, der sie korrigierte und verschenkte; und er glaubte sie um 1550 entstanden. Frey hat dagegen höchst wahrscheinlich gemacht, dafs mit dem Tode Riccios (im November 1546) diese Thätigkeit Michelangelos ein Ende nahm. Er sieht zugleich in dieser Sammlung 'die von dem Künstler selbst zur Veröffentlichung ausgewählten Poesien'. Das halte ich für unerweislich und auch für unwahrscheinlich. Die Kriterien, auf die Professor Frey seine Annahme stützt, bespricht er S. XIX ff. 'Urkundliche Zeugnisse über diese Ausgabe fehlen,' so sagt er selbst. 'In Michelagniolo's Aufzeichnungen und Äufserungen findet sich nichts darauf Bezügliches.' Und doch ist es sehr auffällig, dafs Michelangelo in den Nachschriften, mit denen er die Sendung solcher vermeintlichen Editions-Gedichte an Riccio nicht selten begleitete, nie auf diesen Zweck hingewiesen oder auch nur angespielt hat und ebenso in den Briefen an seinen alten Florentiner Freund Fattucci, dessen lebhaften Anteil an seinen poetischen Versuchen er kannte, nie von einer Editions-Absicht gesprochen hat. Auch in den Worten Condivis am Schlusse seiner Biographie: *Spero tra poco tempo dar fuore alcuni suoi sonetti e madrigali, quali io con lungo tempo ho raccolti si da lui si da altri*, vermag ich keinen Hinweis auf eben diese Sammlung zu finden. Sie war ja schon ganz oder, wenn man mit Frey annimmt, dafs sie noch mehr als jene 89 Gedichte umfassen sollte, zum gröfsten Teil, und numeriert, beieinander; sie hätte er doch nicht erst lange Zeit zu sammeln brauchen. Ich glaube vielmehr, dafs wir es hier nur mit einer Riccio-Sammlung zu thun haben, ebenso wie bei den Bracci-Epitaphien. Wie diese, so wufste Riccio auch andere neue und alte Gedichte durch mannigfaltige persönliche Gefälligkeiten und vorzüglich durch allerlei Leckerbissen, die er ihm schickte, Michelangelo immer von neuem abzudringen. Als poetische Bezahlung bezeichnet denn auch Michelangelo ausdrücklich eine Anzahl von ihnen. So schreibt er bei der Übersendung von CIX Nr. 58 (Frey S. 436): *de' melloni e del vino vi ringratio e pago d'un polizino*; zu CIX Nr. 60: *questo è pe' raviggiuoli; quest' altro* (d. h. Nr. 59) *sarà per l'ulive, se tanto varrà* (vgl. noch die Postskripte zu Nr. 80 Version II S. 447, zu Nr. 86 S. 451). Zu Nr. 30/31 wieder bemerkt er (S. 419): *cose vechie dal fuoco senza testimone*, und zu Nr. 50 (S. 433): *Poi che voi volete delle polize, non posso mandarvi se non di quelle che io o: vostro danno.* Soll man wirklich annehmen, dafs Michelangelo mit einer so gewählten Sammlung von Gedichten an die Öffentlichkeit treten wollte? Das wäre doch mehr sein als Riccios Schaden gewesen. Riccio also, nehme ich an, sammelte sorgfältig die ihm von Michelangelo geschenkten Autographen und numerierte sie in der Folge, wie er sie erhielt. Auch neue Redaktionen eines schon vorliegenden Gedichtes — Michelangelo konnte sich ja im Ändern und Feilen eines Gedichtes bisweilen gar nicht

genug thun — wurden in dieser Folge eingeordnet. So ist Nr. 41[1] eine neue Redaktion von Nr. 6, und auch 51. 52 und wieder 66. 69. 70 sind verschiedene Redaktionen eines Gedichtes. Beiläufig sei bemerkt, daſs Frey einmal in einem Postskript Michelangelos einen Hinweis auf diese Numerierung sieht. Zu CIX Nr. 88 schreibt Michelangelo (S. 452): *se si segnia il mandato arraffaello, la poesia ritornerà*, was Frey deutet: 'Ma. sendet das Son. an Riccio behufs Signierung mit der laufenden Nummer, worauf es ein Raffael zurückbringt'. Mir scheint diese Interpretation gewagt, ich glaube vielmehr, daſs Guasti diese Notiz mit Recht auf Raffael da Montelupo bezieht, und daſs es sich hier um die Geldanweisung für die von Riccio zum Julius-Denkmal gearbeiteten Figuren handelt, von der Michelangelo in den Briefen Milan. S. 511 f. spricht (*mi par ch'io facci un mandato di detti danari, e che l'imbasciadore lo segni*).

Nicht Riccio allein aber war mit dieser Sammlung beschäftigt, auch Giannotti, dessen Schätzung der poetischen Versuche Michelangelos die Dialoghi De' giorni deutlich zeigen, hatte thätigen und ratenden Anteil daran. Im Vaticanus finden wir die ersten 36 Gedichte von Giannotti selber kopiert, und der Codex Giannotti des Archivio Buonarroti, der, wie erwähnt, 1—34 der Sammlung enthält, ist nach Frey von einem Schreiber Giannottis kopiert, von Giannotti selber durchgesehen und korrigiert. Ihm, einer litterarischen Autorität, gab Michelangelo gern Gedichte zur Durchsicht und Korrektur, an ihn als *censore*, als *racconciatore delle cose mal fatte* wies er Riccio, wenn er selbst zwischen verschiedenen Versionen nicht entscheiden mochte. Und Giannotti änderte auch unbedenklich, was ihm nicht gefiel, er änderte sogar in dem Begleitbrief zu CIX Nr. 82 ein *uoleuo* in *uoleua*. Michelangelo wiederum nahm dann an oder verwarf oder versuchte Neues.

Nicht auf den ersten Blick nun ist das Verhältnis der verschiedenen Kopien zueinander über jeden Zweifel hinaus festzustellen. Eine genauere Prüfung scheint mir zu ergeben, daſs die bei Riccio eingelaufenen, heute im Codex XIII des Archivio Buonarroti erhaltenen Autographen zunächst Giannotti kopiert hat (bis Nr. 36) und gleichzeitig meistens von ihm, nur in wenigen Fällen vor ihm unmittelbar vom Autograph, ein Kopist im Auftrage Riccios, der also auch meistens Giannottis Änderungen oder Versehen übernommen hat. Zugleich lieſs Giannotti noch Gedicht 1—34 von einem Schreiber kopieren, meist nach seiner eigenen Kopie, noch bevor diese von Michelangelo durchgesehen und an nicht wenigen Stellen verändert wurde, aber auch unmittelbar nach Niederschriften Michelangelos (vgl. die Varianten zu CIX 9, 4. 23, 11). Der Codex Baldi endlich, der jüngste dieser Hauptcodices, führt deutlich auf die vatikanischen Kopien zurück, und zwar wie sie von Michelangelo durchgesehen und korrigiert sind. 22 dieser 89 Gedichte sind nun auch noch in eigenhändigen Kopien

[1] Im Autografo fehlt Michelangelos eigene Niederschrift dieser Redaktion. Riccio hat sie, wie bei den Nummern 42. 46. 63. 64. 68, durch eine von seiner Hand ersetzt.

Michelangelos im Vaticanus erhalten; sie sind jünger als die fremden Kopien und scheinen besonders durch die Giannottischen beeinflufst. Nach der Ansicht des Herausgebers haben die Kopien des Codex Riccio und die des Vaticanus 'gleichen originalen Wert, sie sind selbständig nach den Autographen angefertigt' (S. 286 f.). Für einzelne Gedichte dann aber (vgl. den Kommentar zu den Nummern 26. 27. 38. 39) hält auch er die Abhängigkeit des Codex Riccio von Giannottis Kopien für wahrscheinlich oder sicher. An diese 89 Gedichte hat der Herausgeber 16 Gedichte angeschlossen, dazu im Kommentar (S. 467) 3 andere bezeichnet, die nach seiner Ansicht ebenfalls für die Edition bestimmt waren. Sie sind autographisch im Vaticanus erhalten. Äufsere Indicien, darunter ein schräger Strich links oben, den sie freilich nicht alle tragen, machen ihm diese Bestimmung wahrscheinlich; diesen schrägen Strich haben auch manche der unter jene 89 gehörigen Autographen des Vaticanus. Frey giebt sie 'in Ermangelung einer besseren in der Reihenfolge des Vaticanus', der freilich, wie die Beschreibung S. 280 ff. hervorhebt, in seinem autographischen Teile (von f. XXII b an) 'die gröfste Unordnung' zeigt. Aber es möchte in der That schwer sein, die chronologische Folge hier nachzuweisen. Auch jene 89 sind ja nicht chronologisch oder irgendwie sonst rationell aufgereiht, sondern willkürlich, wie sie gerade Michelangelo aus der Hand liefs, zu einander gekommen. Denn, selbst wenn man mit dem Herausgeber bei Michelangelo die Absicht einer Edition voraussetzen wollte, so wäre sie doch, wie die Vorrede S. XXI zutreffend ausführt, 'in den Anfangsstadien der Vorbereitung, der Materialsammlung sowie der Redaktion der einzelnen Gedichte ... stecken geblieben'. Man könnte auch nicht sagen, welche Gedichte sonst etwa noch zu jenen 19 hätten hinzukommen sollen — kurz, es wird einem schwer, dieser Sammlung in diesem Zustande mit dem Herausgeber 'einen grofsen lebensgeschichtlichen Wert' zuzuschreiben.

Um diesen zuerst zusammengekommenen Bestand hat der Herausgeber die übrigen noch vorhandenen Poesien und poetischen, hier und da selbst prosaische, Fragmente gruppiert, dazu noch eine Auswahl von Gedichten an Michelangelo gegeben, 'soweit sie für das Verständnis des Meisters von Bedeutung erschienen'. Für die chronologische Anordnung ist vor allem alles irgend verwendbare urkundliche Material herangezogen worden, das kein Gelehrter wie der Herausgeber durchforscht hat. Eine höchst willkommene Auswahl aus diesem Material in sorgfältigstem Abdruck hat er dem Kommentar angefügt. Man wird im grofsen und oft im einzelnen mit ihm übereinstimmen; wie viel Hypothetisches hier immer zurückbleiben mufs, weifs gewifs niemand besser als er. Reicher an überzeugenden Ergebnissen erscheinen mir die Bemühungen des Herausgebers um eine genetische Anordnung der bisweilen zahlreichen Redaktionen der Gedichte, und die Textform, die er schliefslich giebt, stellt einen entschiedenen Fortschritt über Guasti dar. Sehr konservativ ist er gegenüber der in sich selber doch regellosen Orthographie Michelangelos. Notgedrungen giebt er in den nicht autographisch erhaltenen Gedichten

oder Gedichtteilen die fremde Orthographie, manchmal im selben Gedicht neben der des Dichters. Auch durch Apostroph und Accent möchte man das Verständnis des oft so schwierigen Inhalts noch häufiger erleichtert finden.

Nachstehend gebe ich eine Auswahl von Änderungsvorschlägen, ohne damit sagen zu wollen, daſs ich alles andere völlig verständlich finde: VI 13 fehlt wohl der Nachsatz; das Madrigal ist Fragment. — VII 4 lies *Chome chi'l primo sia.* — Zu X 5 vgl. aus Petrarcas *Italia mia, benchè'l parlar sia indarno* V. 7—9, und X 11 ist eine Reminiscenz an *L'aura celeste che'n quel verde lauro Spira ... Può quello in me che nel gran vecchio mauro Medusa.* — XIII 3 lies *Da chi'n cambio.* — XXIX 6 ist doch wohl mit Guasti *o* als Schreibfehler Michelangelos für *e* anzunehmen. — XXXIX 2 lies *riposi.* — XLIV 12 wird man *Se mille e mille non* — und XLVIII 7 *Sicche'l tumulto* lesen müssen. — S. 49, 11. 12 lies *benche chiaro Sie, quand'el.* — LXVII 5 muſs statt *spronare* doch, wie bei Petrarca, *frenare* stehen. Mit dem letzten Verse des Petrarca-Sonetts, dessen Quadernarien Michelangelo aus der Erinnerung niedergeschrieben, vgl. CIX 76, 15. — In LXIX ist der *gigante* wohl der Haſs (*odio*) und seine Mutter die Habsucht (*cupidigia*). — LXXIII Nr. 14 ist, meine ich, zu interpungieren wie folgt:

S'è uer, com'è, che dopo il corpo uiua,
Da quel disciolta, c'a mal grado regge
Sol per diuina legge,
L'alma e non prima, allor sol è beata,
Po' che per morte diua
È facta si com' a morte era nata,
Dunche, sine pechata
In riso ogni suo doglia
Preschriuer debbe alcun del suo defunto,
Se da fragile spoglia
Fuor di miseria in uera pace è giunto.
De l'ultima ora o punto
Tant' esser de' dell' amico'l desio
Quanto men ual fruir la terra che Dio.

LXXIII 26, 1 ohne alle Interpunktion. — LXXIV 14 = Petrarca *I' mi vivea di mia sorte contento* V. 4, aber in einer für Michelangelos Temperament bezeichnenden Umdeutung. — LXXVI 5 lies *A che'l.* — XCI 9—11 kann ich nur verständlich finden, wenn interpungiert wird: *L'amor di quel ch'i' parlo in alto aspira. Donna è disimil troppo;* — Zu CIV vgl. Vittoria Colonna: *Talor l'umana mente alzata a volo* (Barbèra 1860, S. 186), deren Gedichte überhaupt von nachweisbarem Einfluſs auf Michelangelo gewesen sind. — CIX 40, 12 würde ich statt des zweiten *fra com* behalten. — CIX 6/41, 9 lies *non iscampa.* — CIX 48, 6 muſs das autographische *sol* statt *bel* des Riccio-Kopisten stehen. — CIX 64 ist vielleicht in der That nur ein Gedicht. Amor, gefragt, giebt Antwort. Dann bleibt das *dej* auch nicht mehr ohne Reimwort. Aber auch so ist das Verständnis des zweiten Teiles schwierig. — CIX 73, 8. 9 *Mie colpa e danno s'à prestarle fede, Com' a chi poco manca a chi piu crede.* CIX 75 auf einen Geliebten bezüglich, der seinem Liebhaber um eines Mädchens willen untreu ge-

worden ist. — CIX 79 ist, meine ich, in den ersten vier Versen zu lesen: *Donn' a me uechio e grave, Ou' io torno e rientro, È come a peso il centro, che fuor di quel riposo alcun non aue.* 'Eine Frau (Vittoria Colonna) ist für mich, was der Schwerpunkt für eine Last ist'. — Zu CIX 82, 13. 14 vgl. Vittoria Colonna (S. 5): *Ch'uman merto non paga opre diuine.* — CIX 91, 5 lies *aire.* — CIX 97, 8 die *sacri inchiostri* auch bei Vittoria Colonna S. 114. — CIX 105, 9—11 lies *Ne altro auien di cose altere e nuoue, In cui si preme la natura e'l cielo, E c'a lor parto largo s'aparechia* d. h. 'und bei deren Geburt er sich zu reichlicher Gabe anschickt'. Man vgl., wie Michelangelo an seinen Neffen schreibt (Milan. 237): *Tu ài bisognio d'una che stia teco e che tu gli possa comandare, e che non voglia stare in su le pompe.* Über diese Form relativischer Anknüpfung ist öfter gehandelt: von Tobler, Suchier, zuletzt von Meyer-Lübke, Syntax § 628. Michelangelo braucht sie in den Briefen immerfort, auch in den Gedichten noch LXXIII 33, 1. 2 und 35, 1. 2. CIX 37, 9. 10. — CXXVIII 14 lies *C'alato.* — *die* V. 13 ist = *dio,* nicht = *dì,* wie Guasti meint. — CXXIX 5 lies *S'a non uederme lei.* — S. 252 V. 7 *Ch'agugnin* (d. i. *aggiugnin*) *agl' ingiegni.*

Viele wichtige im Kommentar besprochene oder angeregte Fragen — Michelangelos Verhältnis zu den platonischen Ideen seiner Zeit; sein von Frey oft hervorgehobener Petrarchismus; die *donna bella e crudele,* an deren menschliche Realität ich nicht glaube; die politisch zu deutenden Gedichte; die *signore*-Frage — müssen hier unerörtert bleiben. Nur zu dem letzten Punkt will ich bemerken, daſs ich die Behauptung, auch Michelangelo habe, wie Polizian — und wiederholt auch Lorenzo dei Medici —, eine Frau als *signore* bezeichnet oder angeredet, nicht so bestimmt zurückweisen würde wie der Herausgeber. Auch finden sich in der That im Kommentar zu Carduccis Polizian-Ausgabe S. 278 je ein Beispiel für diesen Gebrauch aus Jacopo da Lentini und Dante da Majano, wie auch in Nannuccis Manuale I 66 A. 14.

Man mag im einzelnen oft anderer Meinung sein als der Herausgeber, durch ihn erst hat das Studium der Gedichte Michelangelos einen sicheren Boden erhalten. Das ist ein Verdienst, für das ihm Litteratur- und Kunstforschung dankbar bleiben werden. Der Verleger hat dem Werk zu würdiger äuſserer Ausstattung verholfen; der schönste bildliche Schmuck des Bandes ist die Reproduktion eines Porträts Michelangelos von Francesco da Hollanda.

Berlin. Max Cornicelius.

Sabersky, Dr. Heinrich, Über einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. Mit einer Karte. Straſsburg, Trübner, 1899. 54 S. 8 und eine Tafel.

Der Verfasser ist, nach einigen kleinen Versehen zu schlieſsen, kein Sprachforscher von Fach, aber er hat sich die Methode dieser besonderen

Art Sprachforschung mit Fleifs und Verständnis angeeignet. Er hat die (ungefähr vierzig) Namen aus eigener Anhörung gesammelt (leider nicht phonetisch aufgezeichnet), hat in gedruckten und ungedruckten Urkunden nach älteren Formen der Namen gesucht, die Örtlichkeiten besehen und beschrieben, die schon vorliegenden Deutungen benutzt und seinen eigenen Vermutungen meistenteils nicht mehr Wahrscheinlichkeit zugesprochen, als ihnen zukommt. Für unannehmbar halte ich die Auslegung der Namen: *Patascos* als *pratum* mit den Suffixen *-asco* und *-oso, Ragada* als *runcata, Serodoli* als *sarr-ot-uli* und *Val Persè* als verlorenes Thal. Am sichersten fühlen wir uns unter dem Schutze urkundlicher Formen; doch auch da kann uns z. B. eine so schöne Abhandlung wie die über *Nambino* (S. 11—15) nicht völlig beruhigen, wenn uns der Personenname *Ambén*, auf den jener Ortsname zurückgeführt wird, nicht nachgewiesen werden kann.

Innsbruck. Th. Gartner.

Druckfehlerverbesserung zu Band CIII, S. 387.

Z. 2 lies *m'ha* statt *ni ha*. — Z. 6 lies *15*. statt *16*.

W. K.

Verzeichnis

der vom 6. März bis zum 1. Juni 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

American journal of philology. Vol. XX, 4, whole no. 80 [Neusprachliches: J. Morris, Sidney Lanier and Ags. verse-technic. — Reviews: Sedgefield's K. Alfred's Boethius. Arnold's Notes on Beowulf. Syke's French elements in ME. Root's translation of the Andreas. Hall's Old Engl. idyls].

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Prof. an d. Univ. Breslau. XIII, 4. u. 5 [L. Fränkel, Andreas Guarna, Johann Spangenberg und das Bellum grammaticale. E. Aspelin, Lamottes Abhandlungen über die Tragödie verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie (Schluſs). W. Bormann, Zwei Hauptstücke von der Tragödie. I. Schuld und Sühne. F. Geppert, Zwei Lustspiele Ludwig Wielands. — J. Bolte, Der Ursprung der Don Juan-Sage. — Wl. Nehring, Anklänge an das Nibelungenlied in mingrelischen Märchen? K. Putz, Bemerkungen zu Fr. Rückerts poetischem Tagebuch. — Besprechungen. Kurze Anzeigen].

Langage humain, projet. Berne, Schmid et Francke, 1900. 60 S. 8. fr. 1. (Der ungenannte Verfasser ladet zur Bildung eines Ausschusses ein, der eine Universalsprache entwerfen und für ihre Verbreitung sorgen soll.)

Smith, C. Alphonso, A. M., Ph. D., Interpretative Syntax, Address of the President of the Central Division of the Modern Language Association of America, at its Annual Meeting held at Vanderbilt University, Nashville, Tenn., December 1899. Baltimore 1900. 19 S. 8 (aus den 'Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America, Vol. XV, New Series Vol. VIII).

Mott, L. F., The poet as teacher. An address delivered before the men's club of the Lenox Avenue Unitarian Church, October 17, 1899. New York, Jenkins, 1900. 16 S.

Jouffret, Michel, Les associations universitaires en Allemagne (Extrait de la Revue universitaire des 15 février et 15 mars 1900). 30 S. 8. (Die Vereine, mit denen die Schrift sich beschäftigt, sind solche von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten.)

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Bd. XXI, 2, 3, 4, 5. Febr.—Mai 1900.

Modern language notes. Vol. XV, 2 [J. B. Hennemann, The 17. annual meeting of the M. L. A. — L. A. Fischer, The first American reprint of Wordsworth. — P. W. Long, A detail of Renaissance criticism. — C. Searles. Some notes on Boïardo's version of the Alexander-sagas. — F. A. Wood, Etymologies. — Reviews etc.]. — 3 [C. W. Eastman, Meeting of the central division of the American M. L. A. — A. R. Hohlfeld, J. Rauten-

strauch and Goethe's Goetz. — K. Marrill, Wordsworth's realism. I. — H. Singer, Faust-interpretations. — A. C. Wheelock, Note on the time-analysis of Macbeth III, 4 — IV, 1. — G. Buck, The present state of rhetorical theory. — Reviews etc.]. — 4 [E. P. Morton, A method of teaching metrics. — F. M. Warren, Molière's L'Avare et le drame bourgeois. — K. Merrill, Wordsworth's realism, II. — C. A. Eggert, The 'evil spirit' in Goethe's Faust I. — Reviews etc.]. — 5 [A. Gerber, Some notes on Pniower's Goethes-Faust. — F. E. Schelling, Valteger, 'Henges', and the Mayor of Queenborough. — J. G. Robertson, The oldest scenes in Goethe's Faust. — G. Hempl, Notes on Engl. vowels. — J. E. Matzke, The sources of Corneille's Tragedy 'La mort de Pompée'].

Publications of the Modern Language Association of America. Vol. XIV, 4. 1899 [G. Hempl, Pepper, pickle and kipper. — A. S. Napier, A hitherto unnoticed M. E. ms. of the Seven sages. — M. A. Scott, Elizabethan translations from the Italian. — Appendix: proceedings]. — Vol. XV, 1. 1900 [E. K. Putnam, The Lambeth version of Havelock. — H. A. Todd, La vie de sainte Catherine d'Alexandrie, as contained in the Paris ms. La Clayette. — H. C. von Jagemann, Philology and purism. — C. A. Smith, Interpretative syntax. — A. S. Thorndyke, Influence of the court masques on the drama 1608—15]. — Vol. XV, 2. 1900 [W. H. Schofield, The lays of Graelent and Lanval, and the story of Wayland. — J. W. Tupper, A study of Pope's Imitations of Horace. — G. Hempl, The Møjebro runic stone, and the runic ligature for ng. — H. McKnight, Germanic elements in the story of King Horn. — K. Merrill, Charakterization in the beginning of Thackeray's Pendennis].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VII, 9, Jan. 1900 [F. Lindner, Die stellung der neueren philologie an den universitäten und ihr verhältnis besonders zur klassischen philologie. Ph. Aronstein, Samuel Pepys und seine zeit, IV. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 10 [W. Mangold, Friedrichs des Grofsen dichtungen aus der zeit des siebenjährigen krieges. H. Hoffmann, Die schlesische mundart, IV. Ph. Aronstein, S. Pepys. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. VIII, 1, April 1900 [A. Brunnemann, Die jüngsten französischen romanschriftsteller. J. H. Gallée und H. Zwaardemaker, Über graphik der sprachlaute, namentlich der explosivae. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 2, Mai 1900 [L. Bevier jr., The acoustic analysis of the vowel A. Berichte u. s. w.].

Bohnstedt, Dr. K., Mittelalterliche Legenden I. (St. Nikolas). Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Realgymnasiums zu Malchin i. M., Ostern 1900. Programm Nr. 710. 58 S. 8.

Neunter Allgem. deutscher Neuphilologentag. Katalog der neuphilol. Ausstellung. Pfingsten 1900. Leipzig, Seele. X, 125 S. [I. Engl. Abteilung: Shakespeare, Byron, Dickens. — II. Französ. Abteilung: Geschichte, Land und Leute, Jugendzeitschriften u. dgl. — III. Deutsche Abteilung: Verlagsbuchhandlungen].

Chronik des Vereins für neuere Philologie zu Leipzig 1888—1900 von K. A. Martin Hartmann. Dem Verbande der deutschen neuphil. Lehrerschaft dargebracht vom Verein für neuere Philologie zu Leipzig. Leipzig, Dürr, 1900. 56 S.

The journal of Germanic philology. Vol. III, 1. 1900 [F. A. Blackburn, The husband's message and the accompanying riddles of the Exeter book. — A. C. Brown, The source of a Guy of Warwick chap-book. — J. M. McBryde, A study of Cowley's Davideis. — P. S. Allen, Wilhelm Müller and the German Volkslied. — E. W. Fay, The primitive Aryan name of the tongue. — Reviews].

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. XXXII, 1. 1900 [E. Jacobs, Ein altdeutscher Neujahrswunsch nach der ursprünglichen Singweise. —

A. L. Plumhoff, Beiträge zu den Quellen Otfrieds, Schlufs. — E. Bernhardt, Zum Wilehalm Wolframs von Eschenbach. — G. Binz, Ein Basler Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert. — O. Behaghel, Ich habe geschlafen. — Litteratur].

Wadstein, E., Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler mit Anmerkungen und Glossar (Denkmäler, herausgeg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. VI). Norden und Leipzig, Soltau, 1899. XV, 250 S.

Singer, S., Die mhd. Schriftsprache. Vortrag (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft V). Zürich, Speidel, 1900. 23 S.

Nolte, A., Der Eingang des Parzival. Ein Interpretationsversuch. Marburg, Elwert, 1900. 65 S.

Genther, H., Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin. Halle, Niemeyer, 1899. 166 S. M. 3,60.

Reuchlins Verdeutschung der 1. olympischen Rede des Demosthenes (1495) herausgegeben von F. Poland (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen von A. Sauer, Heft 6). Berlin, Felber 1899. LVI, 35 S.

Hans Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Drees (Freytags Schulausgaben und Stilblüten für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 125 S.

Koch, A., Über den Versbau in Goethes Iphigenie (Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Wilhelm-Realgymn. zu Stettin). 1900. 20 S. 4.

Poppe, Th., Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik (Palaestra, Heft VIII). Berlin, Mayer & Müller, 1900. VIII, 131 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Redigiert von M. Haberlandt. VI. Jahrgang, 1900. 1. Heft [S. Udziela, Die Krakauer Gürtel, mit 12 Abbildungen. — O. H. von Zderas, Die Poganica und ihre Varianten. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und der Herzegowina. — Mitteilungen etc.]. Wien, Gerold, 1900. 48 S.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 1 [F. Heinemann, Die Henker und Scharfrichter als Volks- und Vieharzte. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. Verschiedenes].

Schuman, C., Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Borchers, 1899. XVI, 207 S. M. 1,50.

-

Englische Studien. Bd. XXVII, 2 [M. Kaluza, E. Kölbing. — H. Jantzen, Chronologisches Verzeichnis der von E. Kölbing veröffentlichten Schriften. — A. Kölbing, Verzeichnis der auf Kölbings Anregung entstandenen Doktor-Dissertationen. — A. Pogatscher, Engl. Etymologien. — J. Koch, Nochmals der me. Rosenroman. — W. v. Wurzbach, G. Etheredge. — C. Stoffel, The quasi appositional superlative after 'one'. — G. Weitzenböck, Zu den Leitsätzen Wendts. — Besprechungen. Miscellen].

Anglia. Bd. XXIII, 1. 1900 [F. Görbing, Beispiele von realisierten Mythen in den englischen und schottischen Balladen. — B. Leonhardt, Die Textvariationen von Beaumont und Fletchers 'Philaster'. IV. The maid's tragedy. — J. D. Bruce, The M. E. metrical romance 'Le morte Arthur', its sources and its relation to Sir Thomas Malory's 'Morte Darthur'. — L. Wiener, Engl. rummage, franz. maquignon, maquiller, masque etc., roman. ogro, orco. — E. Einenkel, Das Indefinitum, V. — F. Holthausen, Zu alt- und mittelengl. Dichtungen, XII].

Anglia, Beiblatt. Bd. X, Nr. 10, 11, 12. Februar—April 1900.

Kaluza, M., Historische Grammatik der englischen Sprache. Erster Teil: Geschichte der engl. Sprache, Grundzüge der Phonetik, Laut- und Formenlehre des Altenglischen. Berlin, Felber, 1900. 300 S.

Green, J. R., The conquest of England. In two vols., with portrait and maps. London, Macmillan, 1899. XXVII, 332 S.; XIII, 363 S. à 5 sh.

Hunt, W., A history of the English church from its foundations to the Norman conquest (597—1066). London, Macmillan, 1899. XIX, 444 S. 5 sh.

Keller, W., Die litterarischen Bestrebungen von Worcester (Quellen und Forschungen, 84. Heft). Strafsburg, Trübner, 1900. VIII, 104 S.

Märkisch, R., Zum ae. Apollonius von Tyrus (Palæstra VI). Berlin, Mayer & Müller, 1899. 63 S. M. 1,60.

Knobbe, A., Le bone Florence of Rome, herausgeg. von W. Vietor. 2. Abteilung: Untersuchung des Denkmals. Marburg, Elwert, 1899. 59 S.

Spenser, E., The faerie queene, ed. from the original editions of 1590 and 1596 with introduction and glossary by Kate M. Warren. Westminster, Constable, 1897. 6 books in 6 vols., à 1 sh. 6 d. nett.

Franz, W., Shakespeare-Grammatik. 2. Hälfte. Halle, Niemeyer, 1900. 427 S.

Wershoven, F. J., Shakespeare and the England of Shakespeare (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXXV). Mit 3 Abbildungen, 3 Grundrissen und 1 Plan von London. Leipzig, Renger, 1900. 88 S. M. 1,10.

Osgood, Ch. G., The classical mythology of Milton's English poems (Yale studies in English, A. S. Cook editor. VIII). New York, Holt, 1900. LXXXV, 111 S.

Henty, G. A., When London burned. A story of restoration times and the great fire. Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von G. Wolpert (Franz. u. engl. Schulbibliothek herausgeg. von O. Dickmann. Reihe A: Prosa). Leipzig, Renger, 1900. 149 S. M. 1,50.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.
vol. 3409: V. Hunt, The human interest.
„ 3410—11: R. Bagot, A Roman mystery.
„ 3412: E. W. Hornung, The rogue's march.
„ 3413: H. G. Wells, Tales of space and time.
„ 3414: Mrs. Alexander, Through fire to fortune.
„ 3415: L. B. Walford, Leddy Marget.
„ 3416: J. F. Muirhead, The land of contrasts.
„ 3417: G. W. Steevens, From Capetown to Ladysmith.
„ 3418: F. M. Peard, Donna Teresa.
„ 3419—20: R. Hichens: The slave.
„ 3421: P. White: Mr. Bailey-Martin.
„ 3422—3: H. Mathers, Becky.
„ 3424: A. E. Holdsworth, The valley of the great shadow.

A book of English poetry for the use of schools. Containing 103 poems with explanatory notes and biographical sketches of the authors by F. W. Gesenius. 3. ed. revised by F. Kriete. Halle, Gesenius, 1900. VIII, 142 S. M. 2. — Hiezu: Anmerkungen und Wörterbuch. 1900. 62 S.

Kron, R., English daily life. Englischer Lese- und Unterhaltungsstoff über Gegenstände und Vorkommnisse aus allen Gebieten des engl. Alltagslebens. In Anlehnung an den Little Londoner verfafst. Mit einem Plan von London. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1900. IV, 196 S. 16. M. 2,40.

Velhagen und Klasings Sammlung franz. und engl. Schulausgaben. English authors:
Lieferung 60: Collection of tales and sketches, herausgeg. von E. Groth. I. Bändchen (G. Eliot, R. Haggard, Ouida, A. Forbes, J. Jerome, M. Twain). 101 S. Geb. M. 0,75. Wörterbuch M. 0,30.

Lieferung 62: Collection of longer English poems. I. Bändchen. Herausgegeben von M. Benecke (Th. Moore, Cowper, S. T. Coleridge, Percy's Reliques, O. Goldsmith). 151 S. Geb. M. 1,20. Anhang: Anmerkungen, 52 S. Wörterb. M. 0,20.

63: Collection of tales and sketches. II. Bändchen (Mrs. Craik, J. Payn, H. James, R. L. Stevenson, J. A. Froude). M. 0,90. Wörterb. M. 0,30.

66: Rambles through London streets (Hare, Pascoe, Fry, Routledge, Loftie), herausgeg. von H. Engelmann. Mit 14 Abbildungen und 1 Plan von London. Geb. M. 1. Wörterb. M. 0,30.

70: Ann Fraser-Tytler, Leila or the island, herausgeg. von E. Wetzel. Geb. M. 0,90. Wörterb. M. 0,20.

72: K. Feyerabend, A history of English literature, bearbeitet. Mit 29 Abbildungen. M. 1,50. Wörterb. M. 0,20.

74: M. Edgeworth, Drei Erzählungen, herausgegeben von E. Grube. M. 0,60. Wörterb. M. 0,20.

Alcott, L. M., Little men, life at Plumfield with Jo's boys. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Mohrbutter. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig, Freytag, 1900. VII, 228 S. M. 1,60.

Besant, W., and Rice, J., 'T was in Trafalgar's Bay, für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Opitz. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 240 S. M. 1,80.

Ewing, J. H., The story of a short life. Für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Müller. Teil I: Einleitung und Text. Teil II: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 10 Abbildungen (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. 206 S. M. 2.

Saure, H., Lives of eminent men, British and American. Leipzig, Freund, 1900. 184 S. Vocabulary 28 S.

R. L. Stevenson, Across the plains and an inland voyage. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Ellinger. I. Einleitung und Text. II. Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 2 Karten (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 214 S. Geb. M. 1,60.

Mrs. Walton, Christie's old organ or Home, sweet home. — Mrs. Ewing, Daddy Darwin's Dovecot. Für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Bückmann (Franz. u. engl. Schulbibl. herausgeg. von O. Dickmann. Reihe C. Bd. XXXII, Stufe 4). Leipzig, Renger, 1900. 82 S. M. 0,80.

Otto, E., Materialien zum Übersetzen ins Englische für vorgerücktere Schüler. Ein Supplement zu jeder engl. Grammatik. Neu bearbeitet von H. Runge (Methode Gaspey-Otto-Sauer). 3. Aufl. Heidelberg, Groos, 1900. VII, 182 S.

Schiller, F., The nephew as uncle, a comedy in three acts, transl. by G. H. Harris. Second ed., rev. by Hangen. Leipzig, Ehlermann, 1900. 62 S. M. 0,80.

Boerners neusprachliches Unterrichtswerk nach den modernen Lehrplänen bearbeitet. 1) Lehrbuch der englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache, von O. Boerner und O. Thiergen, gekürzte Ausg. C, bearb. von O. Schöpke. IV, 108 S., Wörterverzeichnis 60 S. — 2) Grammatik der englischen Sprache, im Anschluſs an das Lehrbuch der englischen Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet von O. Thiergen, gekürzte Ausgabe C, bearbeitet von O. Schöpke. VIII, 172 S. Leipzig, Teubner, 1900.

Collins, E., Lehrbuch der engl. Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Eine neue und praktische Methode in anregender Gesprächs-

und Briefform unter beständiger Erläuterung der Sprachlehre. 4. umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Neff, 1896. 414 S.

Grieb, Chr. F., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, 10. Aufl., mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von A. Schröer. 31., 32. Lieferung (Beweis — Flug), à M. 0,50.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II (Deutsch-Englisch), Lief. 14—16 (kostbar — Pacht). S. 1249—1536. à M. 1,50.

Forschungen zur romanischen Philologie. Festgabe für Hermann Suchier zum 15. März 1900. Halle a. S., Niemeyer, 1900. 646, XXXVI S. 8. M. 18 [Ch. Bonnier, Proverbes de Templeuve. A. Philippide, Über den lateinischen und rumänischen Wortaccent. M. Wilmotte, Le dialecte du ms. F. Fr. 24764. J. Bédier, Spécimen d'un essai de reconstruction conjecturale du Tristan de Thomas. G. Schläger, Über Musik und Strophenbau der französischen Romanzen. K. Warnke, Die Quellen des Esope der Marie de France. B. Wiese, Zur Christophoruslegende. C. Weber, Italienische Märchen, in Toscana aus Volksmund gesammelt. E. Wechssler, Giebt es Lautgesetze? R. Saran, Der Rhythmus des französischen Verses. C. Voretzsch, Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprovenzalischen. — Musikalischer Anhang zu Schlägers Abhandlung. — Inhaltsübersicht].

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1900. Janvier. 113 [P. Meyer, Notice du ms. Rawlinson Poetry 241, Oxford. W. A. Neilson, The Purgatory of cruel Beauties. G. Huet, Traduction française des 'Martins' de Maerlant. — Mélanges: F. Lot, Asselin. G. P., Un fragment épique. G. P., La mort de Siger de Brabant. A. Piaget, Quelques vers du cardinal Pierre d'Ailli. L. Havet, *abri, ailleurs*. — Comptes rendus: Beiträge zur rom. Philologie, Festgabe für G. Gröber (G. P.). Stimming, der anglonormannische Boeve de Haumtone (G. P.). Cesareo, Le origini della poesia lirica in Italia (A. Jeanroy). Decurtins, Raetorom. Chrestomathie (J. Ulrich). Périodiques. Chronique]. Avril. 114 [A. Thomas, Étymologies françaises. G. Paris, Sur *Huon de Bordeaux*. G. Doncieux, La chanson du Roi Renaud. — Mélanges: H. Suchier, Quelques passages du *Fragment de La Haye*. A. Thomas, La mention de Waland le Forgeron dans la Chronique d'Adémar de Chabannes. G. P., *Guet-apens*. Ch. Joret, Des suffixes normands *(i)co(t)* et *(i)bo(t)*. — Comptes rendus: Mohl, Introduction à la chronologie du latin vulgaire (M. Roques). Suchier, Aucassin et Nicolete (G. P.). Butler, Legenda aurea, Légende dorée, Golden Legend (P. M.). Guy, Essai sur la vie et les œuvres du trouvère Adan de le Hale (A. Jeanroy). Guerlin de Guer, Essai de dialectologie normande (J. G.). Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLII, 9, 10 [A. Blanc, Narbonensia, Toponymie et étymologie populaire. F. Castets, I dodici canti (suite). M. Grammont, *fressure*. Bibliographie, Chronique]. 11, 12 [A. Jeanroy, Deux fragments des chansons d'*Antioche* et du *Chevalier au cygne*. E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). J. Ulrich, La traduction des Actes des apôtres en haut-engadinois. F. Castets, I dodici canti (suite). Bibliographie, Chronique].

Marchot, Paul, Essais d'explication pour trois questions de philologie romane. Turin, Loescher, 1900. 8 S. 8 (Extrait des Studi di filol. rom., vol. VIII, fasc. 22). — [Etymologie von *andare* und von *flautare*, Deutung des Refrains *L'alba part umet mar* u. s. w.]

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIV, 1 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom sujet

masculin de la 3e personne. E. Nédey, Patois de Sancey (suite et fin). F. Pelen, De quelques changements du timbre de l'E français. P. Regnaud, le français *faon*. Publications adressées à la Revue].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Gießen. XXI, 6. 8 [Referate und Recensionen]. XXII, 1. 3 [Golther, Bemerkungen zur Sage und Dichtung von Tristan und Isolde. W. Mangold, Friedrich der Große und Molière. E. Ritter, Sainte Eulalie. K. Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen, II. W. Horn, Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen, Fortsetzung. Ch. Doutrepont, Notes de dialectologie tournaisienne].

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek, herausgeg. von J. Bauer und Dr. Th. Link. München, Lindauer, 1900.

28. Les époques principales de la littérature française. Extrait de l'Histoire de la littérature française par L. Petit de Julleville. Herausgegeben von Dr. Richard Ackermann. IV, 157 S. Geb. M. 1,50.
29. Le drame français moderne. Scènes des œuvres de Augier, Dumas fils, Pailleron, Sardou. Herausgeg. von Dr. Ernst Dannheißer. IV, 96 S. Geb. M. 1.
30. Les contes de ma mère l'oie par Charles Perrault. Herausgegeben von Dr. Ludwig Appel. VI, 72 S. Geb. M. 0,90.

Französische und englische Schulbibliothek herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Französisch. Leipzig, Renger, 1900. 8. Gebunden.

122. Contes d'Andersen traduits du danois par D. Soldi. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Emil Penner. VIII, 91 S. (Wörterbuch gesondert zu haben). M. 1.
123. Défense de Louis XVI prononcée à la barre de la Convention nationale par Raymond Desèze. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Otto Klein. XII, 98 S. M. 1,10.
124. Géographie de la France. Für den Schulgebrauch erklärt von Ewald Goerlich. VII, 96 S. M. 1,10.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8. Gebunden.

George Sand. La mare au diable. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Georg Keil. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 2 Abbildungen und 1 Karte. Beide Teile M. 1,50.

Paul et Victor Margueritte. Le désastre. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermann Berni, Professor an der höheren Mädchenschule zu Konstanz. Mit 1 Abbildung, 2 Karten und 2 Plänen. Beide Teile M. 2.

René Bazin. Souvenirs d'enfant. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Ina Bach, Hamburg. Mit 1 Abbildung. Beide Teile M. 1,50.

Siepmann's French Series. London, Macmillan & Co., 1900. Kl. 8. Gebunden.

L'Émeraude des Incas par Charles Normand adapted and edited by the late F. Aston Binns, M. A. XI, 156 S.

La tour des Maures par Ernest Daudet adapted and edited by A. H. Wall, M. A. XIII, 134 S.

Philippe de Thaün, Le Bestiaire, texte critique publié avec introduction, notes et glossaire par Emmanuel Walberg. Lund, Möller; Paris, Welter [1900]. CXIV, 175 S. 8.

Anciens proverbes français par Ernest Langlois (Extrait de la 'Bibliothèque de l'École des chartes', année 1899, tome LX). Paris, 1899. 33 S. 8.

Philippe de Beaumanoir, Coutumes de Beauvaisis, texte critique publié avec une introduction, un glossaire et une table analytique par Am. Salmon, ancien élève de l'École des Hautes-Études. Paris, Picard,

1899. 2 vol., XLVIII, 512, 551 S. 8. fr. 12 u. 14 (für die Subskribenten der 'Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire', deren 24. und 30. Stück die beiden Bände ausmachen, fr. 8 u. 9,50).

Krause, Arnold, Zum Barlaam und Josaphat de[s] Gui von Cambrai. II. Teil: Zur Mundart der Dichtung (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1900). Berlin, Gaertner, 1900 (Programm Nr. 54). 27 S. 4. [Der erste Teil ist 1899 erschienen; s. Archiv CII, 478.]

Favre, Louis, Dictionnaire de la prononciation française. Paris, Firmin-Didot [o. J.]. 100, 341, 5 S. 8. [Ce volume contient la note présentée à la Commission du Dictionnaire de l'Académie française, le 16 février 1893, par M. Gréard.]

Girardin, Joseph, Le vocalisme du fribourgeois au XVe siècle. Thèse présentée à la Fac. des lettres de l'Université de Fribourg en Suisse, Halle a. S., 1900 (aus Zeitschr. f. rom. Phil. XXIV). 50 S. 8.

Nyrop, Kr., Formation du pluriel en français. Les noms en *-l* (Extrait du Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague, pour l'année 1900). S. 23—54.

Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, Dictionnaire général de la langue française. 28e fascicule (*théâtralement — velu*). Paris, Delagrave.

Glossaire des patois de la Suisse romande. Premier rapport annuel, 1899. Neuchâtel 1900. 16 S. 8. [Dieser erste Bericht unterrichtet über das, was bis jetzt für die Organisation und die Ausführung des Unternehmens der lexikalischen und kartographischen Bearbeitung der Mundarten der französischen Schweiz geschehen ist. Die Regierungen des Bundes und der in Betracht kommenden sechs Kantone gewähren ansehnliche Geldmittel; eine philologische Kommission aus sechs ordentlichen und zwei Ehrenmitgliedern überwacht die zu leistende Arbeit, die in die Hände der drei Redaktoren Gauchat, Jeanjaquet und Tappolet gelegt ist und durch eine grofse Zahl von Korrespondenten aus den Beobachtungsgebieten unterstützt wird. Die Art der Inangriffnahme, die Tüchtigkeit der hauptsächlich beteiligten Personen und der gute Wille, der von allen Seiten dem grofsen Werke zu Hilfe kommt, lassen auf ein erfreuliches Gelingen hoffen.]

Lamprecht, Ferdinand, Die mundartlichen Worte in den Romanen und Erzählungen von A. Theuriet (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster. Ostern 1900). Berlin, Gaertner, 1900 (Programm Nr. 51). 27 S. 4.

Felter, Johann, und Alscher, Rudolf, Französische Schulgrammatik. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1900. VII, 278 S. gr. 8. Geb. K. 3.

Runge, H., Gymnasialoberlehrer, Kurze französische Grammatik für höhere Lehranstalten. Heidelberg, Groos, 1900. VIII, 139 S. Geb.

Stier, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache für Fortbildungsschulen, Seminare etc. Köthen, Schulze, 1900. XVI, 224 S. 8. M. 2,25; geb. M. 2,70.

Wolter, Dr. E., Professor an der I. Realschule zu Berlin, Frankreich. Geschichte, Land und Leute. Ein Lese- und Realienbuch für den französischen Unterricht. In zwei Teilen. Erster Teil: Histoire et biographies. Mit 3 Plänen und 2 Karten. Zweite Auflage. Berlin, Gaertner, 1900. VIII, 226 S. 8. Zweiter Teil: La France et les Français. Lectures pratiques. — Correspondance. Mit 7 Plänen und 1 Karte. Zweite Auflage. Berlin, Gaertner, 1900. VII, 206 S. 8.

Wingerath, Dr. Hubert H., Französisches Lesebuch für Mittelschulen sowie für die Mittelstufe der höheren Schulen. Mit einer Karte von Frankreich, einem Plan von Paris und einem vollständigen Wörterbuche. Köln, M. Du Mont-Schauberg, 1897. XV, 309 S. 8.

Gafsner, Dr. H., Kgl. Professor, und G. Werr, Kgl. Reallehrer, Fran-

zösisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 3 Karten. München, Lindauer, 1900. VII, 178 S. 8. M. 2,20; geb. M. 2,50.

Rahn, Dr. Johannes, Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt, Die Einführung des französischen Genrebildes in den neusprachlichen Unterricht. Dresden, 1900. 25 S. 8 und 2 Bilder. [Das Schriftchen empfiehlt Genrebilder als Gegenstände der beim Unterricht im Französischen zu veranstaltenden Unterredungen und gewährt eine gewisse Anleitung für Lehrer, die von der unter folgendem (nicht eben mustergültig abgefafsten) Titel erschienenen Sammlung Gebrauch machen wollen: A travers Paris et la France, recueil de gravures à l'*usage de la conversation* française, destinée aux écoles supérieures et à l'enseignement personnel. 28 gravures de genre, choisies, graduées, expliquées *par Dr*. J. R. Rahn. Appendice contenant une petite introduction aux sujets *de* gravures. Bielefeld et Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900. Dafs Bilder aus dem Leben des heutigen Frankreich mit Nutzen den Sprechübungen zu Grunde gelegt werden können, ist nicht zu bezweifeln. Sie müssen aber unter allen Umständen mit gröfster Vorsicht ausgewählt werden und den Anforderungen eines gebildeten Geschmackes und der Schulhygiene Genüge thun. Mögen der deutschen Lehrer, die Unterredungen in gutem Französisch darüber zu veranstalten vermögen, bald recht viele sein!]

Truelsen, Oberlehrer, Auf Studienurlaub in Genf. Erinnerungen und Betrachtungen. Luckenwalde, 1899. Programm Nr. 110. 19 S. 4. [Der anziehend geschriebene Bericht über einen halbjährigen Aufenthalt in Genf, den der Verfasser augenscheinlich mit viel Eifer und Einsicht und sicher mit gutem Erfolge zu seiner Förderung in der praktischen Vertrautheit mit dem Französischen ausgenutzt hat, ist wohl geeignet, solchen, die auf gleichem Wege Ähnliches zu erreichen versuchen werden, Anleitung zu zweckmäfsiger Anwendung ihrer Zeit, ihrer Arbeit und der in Genf reichlich gebotenen Lerngelegenheiten zu gewähren.]

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen zu je M. 1 (Gesamtpreis M. 14) mit etwa 150 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 12 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. Lieferung 1—11, S. 1—560.

Lotsch, Fr., Dr. en phil., Elberfeld, Histoire de la littérature française composée d'après les meilleurs auteurs français et adaptée à l'usage des écoles supérieures. Leipzig, Renger, 1900. XII, 143 S. 8. M. 2.

Riese, Otto, aus Guben, Untersuchungen über die Überlieferung der *Enfances Vivien*. Inaugural-Dissertation ... aus Halle. Halle a. S., 1900. 67 S. 8.

Schwabe, Paul, Michel de Montaigne als philosophischer Charakter. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Renaissance. Inauguraldissertation der philos. Fakultät zu Leipzig vorgelegt. Hamburg, Druck von Gebrüder Lüdeking, 1900. 189 S. 8.

Carel, George, Voltaire und Goethe IV (Goethe 1770—1789). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Sophienschule zu Berlin. Ostern 1900. Berlin, Gaertner, 1900. 23 S. 4. (Die ersten drei Teile der Arbeit sind 1889, 1898 und 1899 erschienen.)

Kuttner, Oberlehrer Dr. Max, Vauvenargues, Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule zu Berlin. Ostern 1900. Berlin, Gaertner, 1900. 27 S. 4.

Fährmann, Ernst, Realschuloberlehrer, J.-J. Rousseaus Naturanschauung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philos. Doktorwürde der Universität Leipzig vorgelegt. Plauen i. V., Druckerei Neupert 1899. 60 S. 4.

Comptes consulaires d'Albi (1359—1360) publiés avec une introduction, un glossaire et des notes par A. Vidal ... et une étude linguistique par A. Jeanroy .... Toulouse, Privat, 1900. CI, 267 S. 8 (Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de l'Université de Toulouse, 1e série, t. V). fr. 5.

Crescini, Prof. Vincenzo, Per il 'vers' del 'lavador'. Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, nella tornata del giorno 1º aprile 1900 ed inserita nel Vol. XVI, Disp. II degli Atti e Memorie. Padova 1900. 9 S. 8. [Unter den verschiedenen bemerkenswerten Beiträgen zur Deutung des wichtigen Gedichtes sei hier die Erklärung des sonst nicht vorgefundenen Wortes *gauzinaus estela* als *gallicinialis stella* 'Morgenstern' erwähnt.]

Il pianto delle Marie in antico volgare marchigiano. Nota di C. Salvioni (Estratto dai Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. VIII, seduta del 17 decembre 1899). Roma 1900. 31 S. 8.

Polenton, La Catinia, le Orazioni e le Epistole di Sicco Polenton, umanista trentino del secolo XV, edite ed illustrate da Arnaldo Segarizzi. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1899. LXXXVII, 153 S. 8 (Biblioteca storica della letter. ital. diretta da F. Novati). l. 7.

Pèrcopo, Erasmo, Un 'libretto' sconosciuto di Panfilo Sasso. Napoli, 1899 (Estratto dagli *Studi di letteratura italiana* I). 22 S. 8.

Pèrcopo, Erasmo, Una lettera pontaniana inedita di P. Summonte ad A. Colocci (1519). Napoli, 1900 (Estratto dagli *Studi di letteratura italiana* I). 10 S. 8.

Aretino. Un pronostico satirico di Pietro Aretino (MDXXXIV) edito ed illustrato da Alessandro Luzio. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1900. XLI, 163 S. 8 (Bibliot. stor. della letter. ital. diretta da F. Novati). l. 7.

Foscolo. Una lettera inedita di Ugo Foscolo a cura di Domenico Bianchini (Estratto dalla Rivista d'Italia, fasc. 2; 1900). [Ein langer und inhaltreicher, an V. Monti gerichteter Brief, der hauptsächlich von des Schreibers litterarischen Plänen handelt. Er ist 1808 geschrieben, und wenn man von seiner einstigen Existenz aus einem anderen Briefe an den nämlichen Freund Kunde hatte, so kannte man von ihm doch nur die 1830 in der *Biblioteca italiana* und 1842 von Carrer in seinem Leben F.s veröffentlichten Bruchstücke. Jetzt hat sich der von dem unermüdlichen Foscolo-Forscher Bianchini lange vergeblich gesuchte, übrigens nie vollendete Brief mit anderen Autographen F.s in der Bürgerbibliothek von Triest gefunden.]

Gardner, Edmund G., M. A., Gondville and Caius College, Cambridge, Dante's ten heavens, a study of the Paradiso. Westminster, Constable & Co.; New York, Scribner's sons, 1900. XV, 351 S. 8. Sh. 12.

La Via, Mariano, Le così dette 'Colonie Lombarde' di Sicilia, studj storici e filologici. Parte I. Storia, Letteratura e Bibliografia. Palermo, 1899 (Estratto dall'Archivio stor. Siciliano, N. S. anno XXIV, fasc. 1—2). 37 S. 8.

Taylor, Robert Longley, Alliteration in Italian. A dissertation presented to the faculty of the graduate school of Yale University upon application for the degree of doctor of philosophy. New Haven, Connecticut, The Tuttle, Morehouse and Taylor Company, 1900. XV, 151 S. 8.

Zuberbühler, A., Lehrer an der Sekundarschule Wädensweil, Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Dritte Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füſsli, 1900. VIII, 131 S. Geb. Fr. 1,90.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 104, 105 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga II 2. A. Della Torre, La prima amba-

sceria di Bern. Bembo a Firenze. — Varietà: P. Toynbee, 'Seneca morale'. V. Labate, La prima conoscenza della 'Divina Commedia' in Sicilia. G. Rua, Una antica rivista politico-umoristica d'Italia imbastita sopra un sonetto del Petrarca. — Rassegna bibliografica: G. Melodia, Studio su 'I Trionfi'. N. Scarano, Alcune fonti romanze dei 'Trionfi' (Fl. Pellegrini). A. Luzio, Studî folenghiani (U. Renda). G. Rua, Poeti della corte di Carlo Emanuele I di Savoia. G. F. Damiani, Sopra la poesia del cav. Marino (A. Belloni). — Bollettino. Comunicazioni. Cronaca]. Supplemento N° 3 [Abd-el-Kader Salza, Francesco Coppetta dei Beccuti, poeta perugino del secolo XVI].

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. IV, 10—12 [F. D'Ovidio, 'Montasi su Bismantova e in Cacume'. P. P. Parella, L'autore del 'Pianto d'Italia'. G. di Niscia, Ancora Sofronia. — Recensioni: L. Ferrari, Del 'Caffè' periodico milanese (L. Piccioni). G. Melodia, Studio sui 'Trionfi' del Petrarca (E. Proto). F. Lo Parco, Un accademico pontaniano del sec. XVI (E. Pèrcopo). Bullettino. Annunzi ecc.].

Seventeenth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.), May 17, 1898. Accompanying papers: Dante's references to Æsop by Kenneth McKenzie. Additions to the Dante Collection in the Harvard College library, may 1, 1897 — may 1, 1898, compiled by William Coolidge Lane. Boston, Ginn & Co., 1900. XIV, 34 S. 8.

Farinelli, Arturo, Dante e Goethe, conferenza tenuta alla Società Dantesca di Milano il 16 aprile 1899. Firenze, Sansoni, 1900. 36 S. 8 (Biblioteca critica della letteratura italiana diretta da Francesco Torraca, n° 34). l. 0,50.

Rajna, Pio, Le fonti dell'Orlando furioso, ricerche e studi. Seconda edizione corretta e accresciuta. Firenze, Sansoni, 1900. XIV, 631 S. 8. l. 10.

Voſsler, Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. Berlin, Felber, 1900. 88 S. 8. M. 2.

Guillen de Castro, Don, Ingratitud por amor, comedia. Edited with an account of the author's life by Hugo Albert Rennert, professor in the University of Pennsylvania. Published by the University, Philadelphia, 1899. 120 S. 4.

Fitz-Gerald, John D., Spanish Etymologies (Extrait de la *Revue Hispanique*, T. VI). Paris 1899. 11 S. 8.

Hanſsen, Prof. Dr. Friedrich, Zur spanischen und portugiesischen Metrik (Separatabzug aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, B. IV). Valparaiso 1900. 64 S. 8.

de Mugica, Pedro, Lic., Lehrer des Spanischen am Seminar für orientalische Sprachen an der Kgl. Universität zu Berlin, Einführung in die spanische Umgangs- und Geschäftssprache. Kurzgefaſste praktische Anleitung, die span. Sprache rasch und gründlich zu erlernen. Verlag der Handels-Akademie Leipzig, o. J. (1900). 131 S. 8. Geb. M. 2,75.

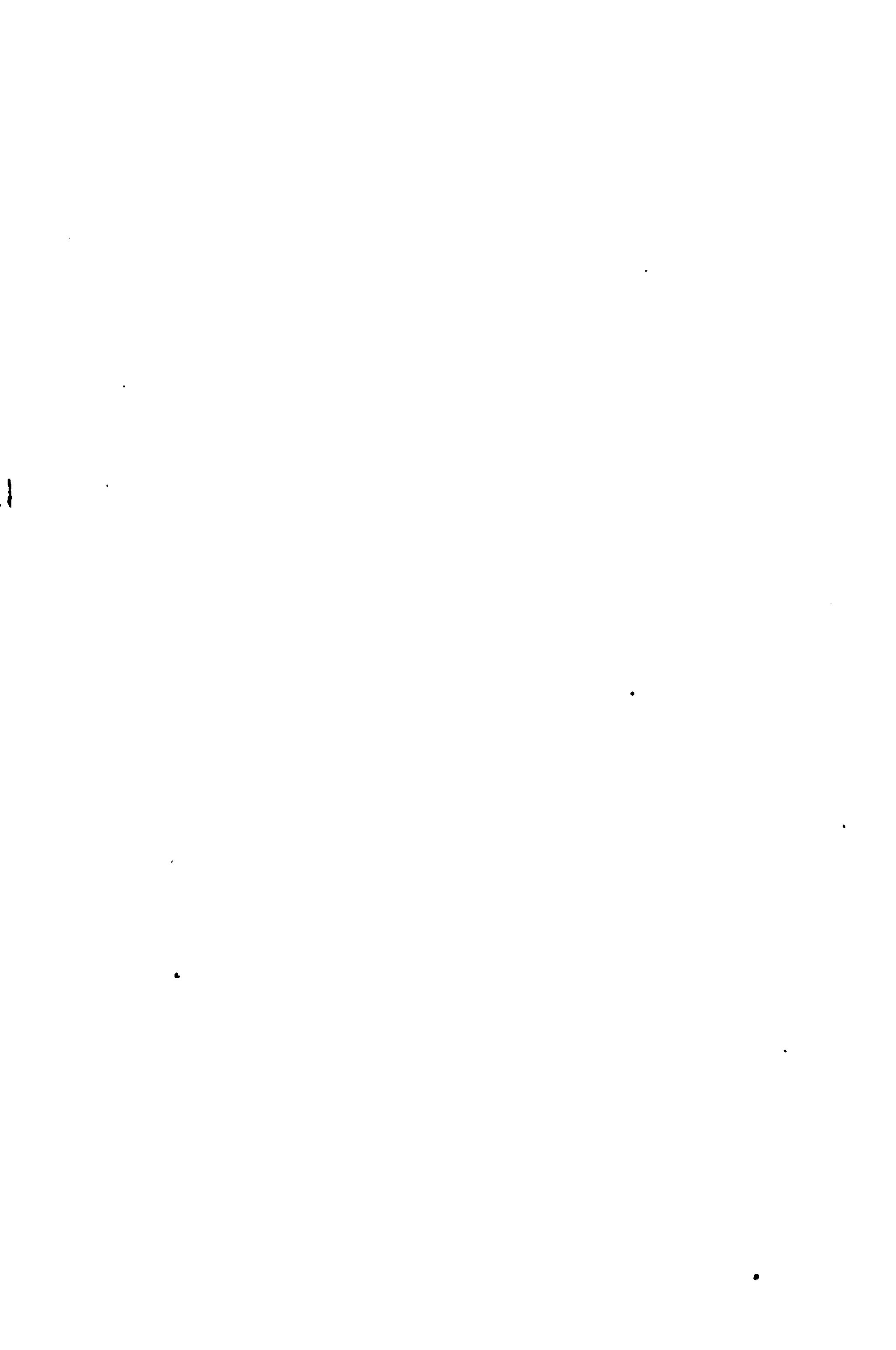
Farinelli, Arturo, D'Almeida Garrett, lettre à mon ami Joaquim de Araujo. Moulins, Crépin-Leblond, 1899. 16 S. 8.

Sandfeld Jensen, Kr., Rumænske Studier I, Infinitiv og udtrykkene derfor i rumænsk og Balkansprogene, en sammenlignende undersøgelse. København 1900, Sieger. Michaelsens efterfølger. 136 S. 8.

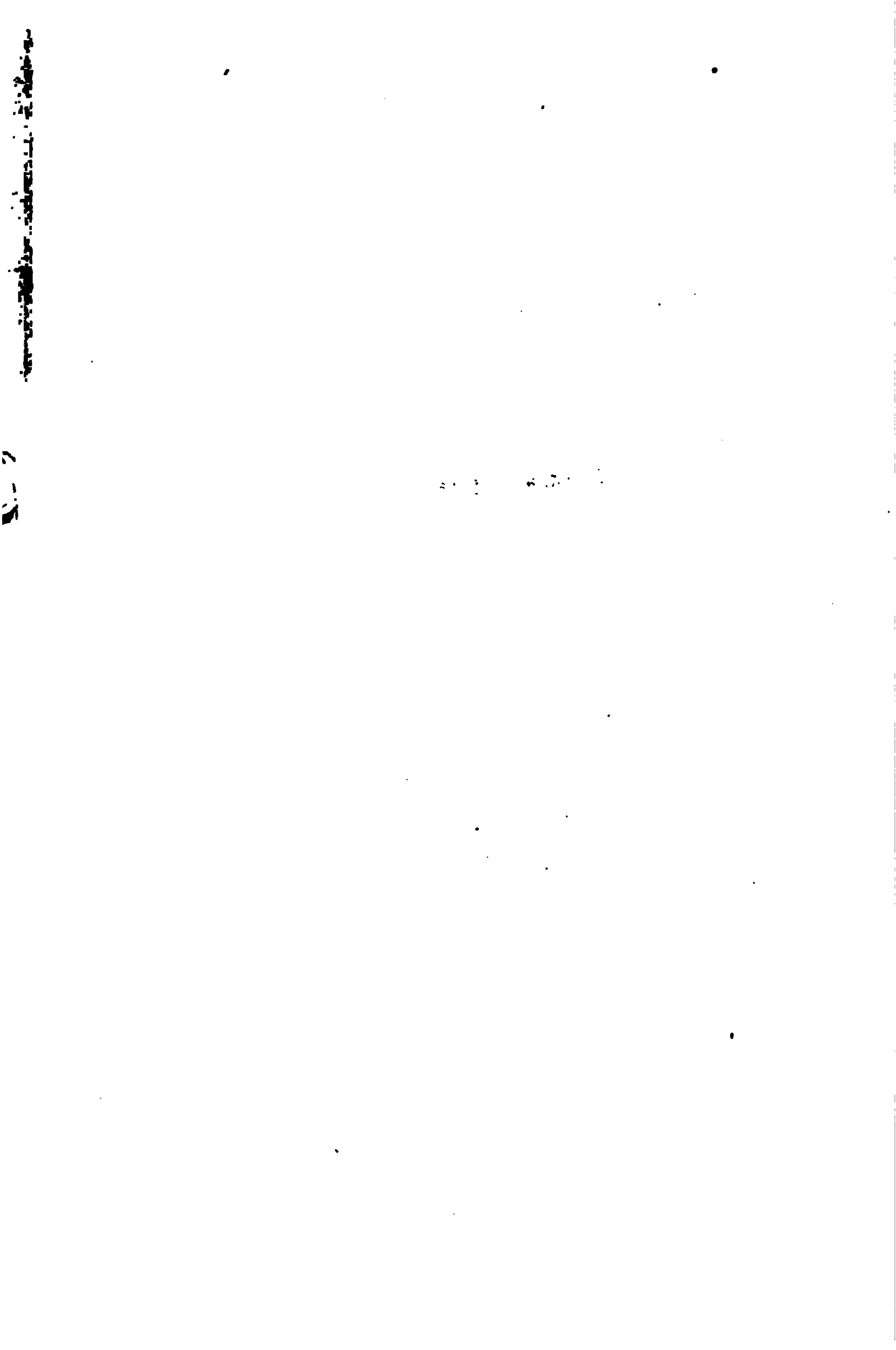
Beilage:

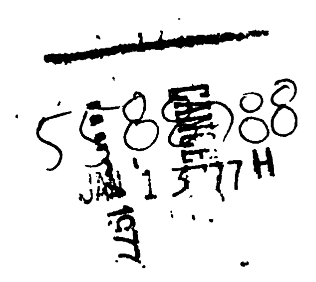
Von der Université de Genève.


Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Vollständige
Neubearbeitung!
Zwei Teile in einem Bande.
gr. 8. 1392 S.
Preis geb.
10 Mk.
Thibaut
143. Auflage.
Wörterbuch
der
französischen
und
deutschen Sprache.
Vollständig umgearbeitet von
Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber.










Widener Library
3 2044 098 634 348